Digitized by Google

6 h 4°

Blätter

(1871

Digitized by Google

1-152-291

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Montag, 2. Januar 1871.

Beim Jahresschlusse 1870.

Ich stand am Sterbebette eines Greises
Und lauscht' den letzten Athemzügen.
Da trat vor meine Seele Alles, Alles,
Was Gutes er und Schlimmes uns gebracht.
Leb' wohl, du alter treuer Freund, so mußt ich sagen,
An Thaten reich und groß war ja dein Leben,
Wie sonst kein and'res Leben uns bekannt.
Einzig stehst du da, von keinem deiner Brüder
Noch erreicht und übertroffen niemals.

Seine letzten Worte höret,
Die er sterbend zu mir sprach:
Grüß' mir all die lieben Freunde,
Die mir schauen weinend nach.
Großes hab' ich wohl geschaffen,
Und mein Name — ewig groß
Wird ihn die Geschichte nennen,
Ruh' ich gleich in Grabes Schooß.
Throne sah ich wanken, stürzen,
Große in Gefangenschaft;
Sah die Völker sich vernichten,
Schaute manchen Arm erschlafft;
Sah, wie Lügner und Tyrannen
Sich betrogen, Gott verhöhnt;
Sah es blitzen, hört' es donnern,
Donnern, daß die Erd' gedröhnt.
Throne stürzen — neu erstehen!
Sah in meiner letzten Zeit
Deutsche Einheit, deutsche Größe,
Wälschen Uebermuth und Neid.
Große Schlachten half ich schlagen,
Sah vom Blut getränktes Feld;
Hörte manche schwarze Klage,
Hört' auch jubeln oft die Welt;
Sah ein großes Reich erstehen,
Wie die Welt noch kein's geseh'n,
Groß an Einigkeit und Stärke,
Stehen stolz auf mächt'gen Höh'n.
Deutschlands Adler sah ich fliegen
Droben an des Himmels Zelt;
Ja — den ersten deutschen Kaiser
Schenkte ich der deutschen Welt.
Größ'res konnt' ich euch nicht geben.
Nicht der Friede lieb und hold
Sollt' aus meiner Hand euch werden,
Weil das Schicksal nicht gewollt.
Laßt mich sterben, Freunde, hoffet,
Friede kehret bei euch ein;
Glaubet, was die Engel sangen,
„Friede wird auf Erden sein!"

Und lebensmüde schloß der Greis sein Auge.
Da in demselben Augenblicke
Ward uns ein neues Leben angekündet:
Das „neue Jahr"; mög's Gutes schenken uns.
Ja, hoffen wollen Alle wir auf seine Güte.
Es mög' uns bringen bald den lieben Frieden,
Nach dem so lange schon die Welt sich sehnt.
Bringe Frieden, liebes Jahr, uns armen Menschen;
Dankbar werden wir uns zeigen immer.

Ja, der Friede mög' erscheinen!
Ist doch nicht in Schlacht und Krieg
Unser Heil und Glück zu finden,
Steht so theuer uns der Sieg.
Friede, komm' aus Himmelshöhen
Zu uns Menschen bald herab;
Heile Wunden, trock'ne Thränen,
Trag' die Klagen all' zu Grab!

Chr. Grund.

Bibliotheca Regia Monacensis

Digitized by Google

Die deutschen Kaiser in der Volkssage.

„Da wir noch sangen uns'ren Sang,
Da wir noch tranken uns'ren Trank
Und uns kleid'ten mit uns'rem Gewand,
Da stand es gut um unser Land!"

So sagt und klagt ein Sinnspruch aus der Zeit, da dem deutschen Volke seine Eigenart, seine Tracht, seine Lebensweise, seine Lieder und Sagen verloren gegangen waren! Gottlob, es ist jetzt anders! Wir kehren zurück zu den Heiligthümern unseres Volkes, die wir, wie ein rascher Jüngling wohl das Glänzende, Bestechende statt des Inhaltreichen, Gediegenen wählt, mit fremder Sitte vertauscht hatten. Halbtausendjährige Reminiscenzen erwachen in unserm Sinn, die alten Helden der Hohenstaufen- und Rheinfrankenzeit scheinen wiedererstanden zu sein. Verlohnt es sich da nicht, einen Blick auch auf die Gestaltungen zu werfen, welche der ewig thätige poetische Trieb unseres Volkes den längst vergangenen, nun neugeborenen deutschen Kaisern gegeben hat?

Der Gründer der beiden Reiche Frankreich und Deutschland, der geschichtliche Kaiser Karl der Große ist unserem Volke im Laufe der Jahrhunderte fremd geworden, — es hat sich das Urbild seiner Herrscher in freier Phantasie aber wieder neu gebildet. Noch erzählt man am Rhein von seiner Gemahlin Hildegard, die der Kaiser auf die Anzeige eines Verleumders verstoßen und welche dann in Rom als wunderthätige Nonne gelebt hatte, bis sie einst, großmüthig verzeihend, ihrem Feinde das erblindete Augenlicht habe wiedergeben können; — vielleicht hat der Antheil des Volkes an dem Schicksal der unverschuldet verstoßenen longobardischen Königstochter die schöne Sage erfunden. Allgemeiner noch ist aus des Kaisers Privatleben die Sage von dem Ringe der Fastrada bekannt. Als Karl das wunderbare Kleinod von der Schlangenkönigin zum Geschenk erhalten hatte, verehrte er es seiner geliebten Freundin, die es nun nicht mehr von sich ließ. Niemand wußte etwas von dem geheimnißvollen, zauberkräftigen Geschenke, — durch sie gab sich der verloren geglaubte Kaiser späterhin der Gemahlin zu erkennen, als er, aus dem Avarenkriege zurückkehrend, sie in der Vorbereitung zu einer neuen Heirath antraf. Als Fastrada sich dem Tode nahe fühlte, verbarg sie den Ring, der ihr die glühende Liebe, die treueste Anhänglichkeit des Kaisers verschafft hatte, in ihrem Haar, und als sie dann gestorben war, ließ Karl nicht von der Leiche, — mochten die Getreuen ihn auch noch so dringlich an des Reiches Wohlfahrt erinnern. Endlich fand Erzbischof Turpin den unter den reichen Locken der Verstorbenen verborgenen Ring und nahm ihn an sich. Des Kaisers Anhänglichkeit aber wandte sich nun an den Träger des Kleinods, bis dieser, seine dämonische Kraft erkennend, ihn in den Frankenweiher bei Aachen warf. Da sah man den Kaiser oft Tage lang unter dem Schatten der alten Buchen, die weit über den Wasserspiegel ihre Zweige streckten, sitzen und in die grünen Fluthen hinabschauen, aus denen ihm Fastrada zu winken schien. Geschichtlich an der Sage ist nur, daß Karl der Große nach dem Tode Fastrada's alle die Orte mied, an denen er oft mit ihr geweilt hatte, die stolzen Pfalzen von Ingelheim, Worms und Frankfurt, und eine Vorliebe für Aachen faßte. Hier übergab er denn auch sein Reich dem unglücklichen Sohne; hier ließ er sich das Grab bereiten, — einen Stuhl in der Krypta, auf den er sich setzen ließ, Scepter und Reichsapfel in der Hand, ein Evangelienbuch und ein Schwert auf den Knieen. So sah ihn noch Otto III., dem in der Nacht darauf der Kaiser erschien, zürnend, daß seine Grabesruhe gestört worden war. So sah ihn auch noch Kaiser Friedrich II., der die Gebeine des Helden in einen goldenen Sarg legen ließ und seine Krone dem Domschatz überwies. Aber das deutsche Volk glaubte nicht, daß der mächtige Gebieter ein Raub des Todes geworden. In dieser Stadt habe er sich „verwunschen" und warte dort des Endes der Welt. Wenn sein Bart dreimal um den Tisch herumreicht, dann ist die Vollendung aller Dinge da. Dann erwachen mit ihm alle seine Paladine, Herr Roland, der ritterliche Markgraf von Bretagne, dessen unglückliche Liebe zur Nonne Hildegundis die wehmüthige Sage von Rolandseck und Nonnenwerth feiert, Herr Oliver und der Bischof Turpin, all' die Helden, deren Thaten die Gedichte des karolingischen Sagenkreises verherrlicht haben, und steigen hinauf zu Gottes Herrlichkeit.

Von Ludwig dem Frommen hat sich die düstere Sage von dem Lügenfelde bei Thann im oberen Elsaß erhalten. Dort war's, wo der heilige Vater selber durch die Reihen der Soldaten ging und sie verleitete, dem unglücklichen Kaiser die Treue zu brechen. Seit dieser Zeit wachsen die Früchte des Ackerbaues nicht mehr auf dem Felde, — 's ist eine wilde, leere Haide, auf der die heiße Luft wogt und wallt, und die ferne, blaue Gestalt des Thanner Münsters bald zu riesiger Größe erhebt, bald zur Erde verschwinden läßt

Digitized by Google

— Die nächsten Kaiser stehen dem Volke zu fern, als daß sie in seiner Sage erscheinen könnten, erst um Heinrich den Sachsen ranken sich wieder ihre luftigen Gewebe. Einst schlief er während der Gewitterschwüle zu Goslar auf seiner Burg, — da fährt der zündende Funke des sich plötzlich entladenden Wetters auf seine Wehr, Schild, Schwert und Ringkragen, welche über seiner Ruhestatt hingen. Der Sachsenheld erwacht, sein erster Blick trifft seine Waffen und sieht sie als unförmliche Eisenstücke, schnell ergreift er selbst das Werkzeug des Waffenschmieds und fertigt sich die Rüstung, die er nun fortan trug. Den Empfang der Wahlboten, welche ihm die Krone Konrads I. brachten, verlegt die Sage in die Gegend des Harzstädtchens Gittelde. Dort saß er, auf sein Netz achtend, oft mit seiner Gemahlin Mathilde im grünen Hag, dort herum lagen seine geliebtesten Jagdschlösser, unter denen die Stauffenburg in späteren Jahrhunderten durch die schöne Eva v. Trott, die dort den Herzog von Braunschweig zu empfangen pflegte, berühmt geworden ist. Um das Haupt der edlen Mathilde, der Gemahlin Heinrichs, hatte die Sage nicht nöthig, ihren verklärenden Schein zu gießen; — sie ist durch ihr wirkliches Leben, durch ihre Frömmigkeit, ihre Wohlthätigkeit, in welcher sie, Brosamen hinstreuend, selbst für die Vögel sorgte, ferner durch ihre Kränkungen durch die Söhne und ihren Tod dem deutschen Volke für Jahrhunderte eine Lieblingsfigur, die echt weiblichen Sinn darstellt, geblieben.

Den düsteren Imperator Otto den Großen hat die deutsche Sage auch in düsterer Gestalt erfaßt; er ist es, der am Tode des aufständischen Bruders Heinrich festhält, bis ihm das Wort des Priesters am Weihnachtsfeste zu Quedlinburg die christliche Milde in die harte, von Löwenhaar bedeckte Brust zurückrief; er ist es, vor dem der hochgepriesene Held des deutschen Volksbuchs, Herzog Ernst von Schwaben, flieht, um die bekannten Abenteuer am Magnetenberge und bei den Ostasiaten zu bestehen. Eine freundlichere Gestalt gewinnt er zu Magdeburg, dem Lieblingsorte seiner Gemahlin Editha, welche hier an ihr geliebtes, heimathliches London erinnert ward. Die milde Kaiserin umfuhr selbst das Stadtgebiet, um es den mannhaften Bürgern zuzuweisen, und der Kaiser gründete mit 19 Tonnen Goldes den gewaltigen Dom, in welchem sie beide schlafen, wie dies nach dem Volksglauben die 19 tonnenförmigen Gefäße an der einen Kaiserstatue beweisen.

Von dem unglücklichen, undeutschen Otto III. hat uns die Sage nur die vorher bereits erwähnte Erscheinung Kaiser Karls aufbehalten, welche ihm den nahen Tod verkündete; reichlicher fließt ihr Born über Heinrich den Heiligen, den letzten Sprößling des Sachsenhauses, und sein Verhältniß zur Kaiserin Kunigunde. Durch das Wandeln über glühende Pflugschaaren und das Werfen eines Ringes durch die „Kundelsglocke" soll die Kaiserin ihre Unschuld und ihre Frauenehre bewiesen haben. Kaiser Heinrich II. war vorzugsweise ein Vertreter jener Zeit, welche ritterliche Tapferkeit mit frommem Sinn vereinigte; das zeigt die Sage vom „Chorkönig" zu Straßburg. Bei seiner Anwesenheit daselbst ließ sich nämlich Heinrich die Statuten und Regeln der Chorherren am Münster vorlegen, und da dieselben seinen Beifall in hohem Maße fanden, beschloß er die schwere Bürde der deutschen Krone niederzulegen und ein Chorherr in unserer lieben Frauen Münster zu werden. Vergebens mahnte ihn Bischof Werner ab; er ließ sich in seinem Vorsatz nicht erschüttern. Endlich entschloß sich der Bischof, dem Kaiser das Gelübde abzunehmen, sogleich aber befahl er seinem hohen Stiftsherrn, kraft der Pflicht des Gehorsams den deutschen Thron wiederum zu besteigen. Auf seinem Grabe zu Bamberg aber befahl der Kaiser, eine Statue der Gerechtigkeit aufzustellen, das Zünglein der Waage in ihrer Hand ließ er nach der einen Seite sich neigen, weil auf Erden nichts vollkommen sei und er selbst nur ein schlechter Verwalter der Gerechtigkeit habe sein können. Wenn das Zünglein einst in der Mitte steht, behauptet das Volk, geht die Welt unter.

(Schluß folgt.)

Die Neujahrsfreier.

(Eine kurze englische Liebesgeschichte.)

Seht mir nun einmal diesen eleganten Daumont an, und das junge, schöne Fräulein, welches gleich einer zarten Blume an die Seite ihrer Mutter sich lehnt! Mehrere Kavaliere reiten um den Kutschenschlag herum. Es sind Bewerber um ihre Hand, denn sie ist eine reiche Erbin. Fräulein Zenobie hat sich zu lange unschuldiger Liebelei hingegeben — sie liebte so sehr die Huldigungen, welche ihr überall folgten, in der Stadt, in der Villegiatur, im Ballsale. So groß ist ihre Redlichkeit, daß sie durch Heirath ihren Hof zu verlieren fürchtet. Das ist es, warum sie ge-

Digitized by Google

zögert, zurückgezogen, abgelehnt hat bis jetzt. Endlich aber ist der Tag gekommen, wo sie sich dem Willen ihrer Familie beugen muß. Ein reicher Onkel hat geschworen, daß er ihr nicht einen Centime vermachen werde, wenn sie im Laufe dieses Winters nicht heirathe.

„Sie werden Ihre Geschenke," sagte der unbarmherzige Onkel, „nur dann bekommen, wenn Sie Ihre Wahl getroffen haben und mir den Namen des heureux coquin mittheilen.

„Bringen Sie mir die Mitgift morgen frühe," erwiederte Zenobie lächelnd.

Der Onkel verbreitete das Orakel weiter. Die Bewerber schmachteten liebenswürdiger als je, und vier derselben wagten es, um ihre Hand zu bitten.

„Welchen werden Sie wählen?" fragte der Onkel.

„Den ersten, den ich im Jahre 1869 sehen werde."

Natürlich sagte Fräulein Zenobie Niemandem, wo sie den Abend zubringen wollte. Es war ein von Walter Scott gefeierter Gebrauch, den Fräulein Zenobie wieder erneuerte, wenn sie aufgefordert wurde, einen Gatten zu wählen. Zu der Plejade ihrer Anbeter sagte sie: „Ich werde denjenigen heirathen, den ich im Jahre 1869 zuerst sehe."

Die vier Bewerber waren ihr bis an die Thür ihrer Wohnung gefolgt und legten sich in einen Hinterhalt, um zu sehen, ob sie während des Abends ausgehen werde. Nach zwei sterbenslangen Stunden, zugebracht in der Beobachtung und in der frostigen Kühle der Nacht, gelangten sie zu dem vernünftigen Schlusse, daß der Wettlauf erst am nächsten Tage recht beginnen könne, und sie kamen überein, einen so ermüdenden Posten aufzugeben, und daß ein jeder von seinem eigenen Boden aus ins Feld ziehen solle. Aurora hatte kaum durch ihre rosigen Finger ein paar Strahlen auf die erste Dämmerung des neuen Jahres fallen gelassen, als alle vier Bewerber von verschiedenen Seiten her vor der Thüre des Hauses erschienen.

„Laßt uns den Angriff unternehmen," sagten sie, „laßt uns in einer Linie vorrücken; laßt uns hineingehen, obwohl es noch früh ist, um Besuche zu machen."

Und sie klopften und wurden eingelassen. Zenobiens Mutter, von ihrer Tochter nicht eingeweiht, war über diese frühen Besuche ziemlich erstaunt; aber die schönen, mit Bonbons gefüllten Schachteln, welche die Bewerber ihr schenkten, machten ihren Bedenken bald ein Ende. Eine Stunde vergeht, aber Fräulein Zenobie zeigt sich nicht. Einer der Liebhaber konnte seine Ungeduld nicht verbergen und fragte, ob die Damen die Nacht in einer Gesellschaft zugebracht hätten.

„Nein," antwortete die Mutter Zenobiens, „aber ungefähr um Mitternacht hat sich meine Tochter unwohl gefühlt und deßhalb ist sie noch nicht hinuntergekommen."

„Wir hoffen, sie sei nicht ernstlich unwohl."

„Durchaus nicht. Zenobie war jedoch darüber ein wenig erschrocken und bestand darauf, einen Arzt holen zu lassen. Da unser Hausarzt weit von hier weg wohnt, so wollte sie, daß man Mr. Rudolf, unsern jungen Nachbar herbeirufe."

„Ist er gekommen?"

„Ja, ich konnte meiner Tochter die Bitte nicht abschlagen," antwortete die Mutter.

„Aber Mr. Rudolf hat sein Diplom noch nicht; er ist ja noch ein Student!"

„Das hat nicht viel zu bedeuten, das Unwohlsein war auch nicht so gefährlich."

Nun trat Zenobiens Onkel in das Besuchzimmer ein und sagte: „Ich komme soeben von meiner Nichte. Sie ist ganz vernünftig. Sie hat ihre Wahl getroffen und ich bin ganz einverstanden. Ueberdies hat es sich um die Erfüllung eines Versprechens gehandelt. Sie hatte sich nämlich verpflichtet, von ihren Liebhabern den zu wählen, welchen sie im neuen Jahre 1869 zuerst sehen werde. Beim Anbruch dieses Neujahrstages — die Thurmglocke hatte kaum den letzten Schlag um Mitternacht geschlagen — war Mr. Rudolf bei ihr."

„Nun," sagte die Mama lachend, „bin ich über die Gesundheit meines Lieblings wieder vollkommen außer Sorgen!" Die vier Heirathsgut-Jäger klopfen nun auf neue Büsche.

Literarisches.

* Im Verlage von Ißleib und Rietzschel in Gera ist ein Spezial-Atlas von Oesterreich-Ungarn, für Schule und Haus und nach den neuesten Quellen bearbeitet, erschienen. Der Atlas ist seiner deutlichen Zeichnung, seiner hübschen Ausstattung, sowie des billigen Preises wegen (**10 Sgr. für 12 Karten**) sehr zu empfehlen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2. Mittwoch, 4. Januar 1871.

Die deutschen Kaiser in der Volkssage.

(Schluß.)

Der nächste Kaiser, an dessen Schicksal die Sage einigen Antheil nahm, ist der viel geschmähte, vielgelobte Heinrich IV. Wie man auch über seine Tugend denken mag — der alternde, durch Unglück geläuterte und von seinen Söhnen bekämpfte Kaiser erweckt ein wehmüthiges Mitleid. So umklingt in wehmüthigen Tönen die deutsche Sage seine letzten Lebensjahre. Auf der Burg Klopp bei Bingen rissen sie ihm den Purpurmantel von den Schultern, Schwert und Scepter aus der Hand. „Ich kann ja lesen und schreiben," rief der Gedemüthigte dem Bischof Gebhard von Speier zu, den er einst selbst eingesetzt hatte, „ich bitte, gebt mir doch eine Pfründe im Dom zu Speier, den ich gebaut, daß ich dort über meines Vaters Asche zu Chore diene!" Hohn und Spott antworteten dem greisen Kaiser, der unnatürliche Sohn ließ ihn darauf in das Verließ der Burg Böckelheim bei Kreuznach bringen. Das heilige Weihnachtsfest nahte, oben in der Kemnate des Schloßhauptmanns erglänzte der Christbaum, aber kein Lichtstrahl drang in des Gefangenen Zelle. Da faßte, als der Vater dem Töchterlein die Gaben dort oben aufgebaut hatte, die Kleine bittend des Vaters Hand und zog ihn hinab zu dem unglücklichen Kaiser. Den Lichterglanz des Christfestes mit sich bringend, erschien das Mädchen mit seinen Gaben vor dem Greise und reichte sie ihm freundlich dar. Da entflossen dem Auge, das in siebzig Schlachten seinen Feuerglanz über die Wahlstatt hin versendet hatte, heiße Thränen, die dürre Hand senkte sich segnend auf das Köpfchen der Kleinen und der Segen des Kaisers erfüllte sich an ihr, — sie ward die heilige Hildegard, eine Leuchte des 12. Jahrhunderts. Als der Kaiser dann später zu Lüttich im Tode lag, sandte er sein Schwert an den König Heinrich als sein einzig Erbe und schrieb ihm dazu: „Ich hätte Dir mehr gesandt, mein Sohn, wenn Du mir mehr gelassen hättest!" Die schöne Sage endlich, wie der Mönch aus Jerusalem in der Afrakapelle zu Speier über der Leiche des gebannten Kaisers Messe las, hat Dichterwort und Künstlerhand der Neuzeit uns oft vor's Auge geführt. Wie sich aber damals, als Heinrich IV. an der fernen Maas verschieden war, die Glocken des Kaiserdomes rührten und ihr feierlich Geläut in die Nacht hinaussandten, so schlug, als später Kaiser Heinrich V. zu Speier im Sterben lag, das Armesünderglöckchen auf dem Dome an und verkündete schrillen Tons, daß ein Missethäter gestorben.

Die salischen Kaiser, alle diese gewaltigen Helden, die im Königschor zu Speier schlafen, haben keine Grabesruhe. In der Neujahrsnacht, wenn's Mitternacht vom Dome schlägt, nahen schwarze, hohe Gestalten zur Rheinfähre und verlangen übergesetzt zu werden; — um 1 Uhr kehren sie zurück. Das sind die Geister der Rheinfranken, die in der Nacht den Flug gemacht haben über Deutschland hin und gesehen haben, ob Alles beim Rechten sei.

Von dem ersten Gliede der nachfolgenden Kaiserfamilie, von Konrad III., ist uns nur die bekannte Chronikensage von der Weibertreu bei Weinsberg aufbehalten. Das Vorkommen derselben Erzählung bei vielen andern deutschen Städten verweist das Vorkommniß wohl in das Reich der Fabel. Ihren ersten Helden aber fand die deutsche Kaisersage in Friedrich I. Schon seine Jugend wird von ihr verherrlicht. Er liebte die Tochter eines Ministerialen seines Hauses, die schöne Gela, aber als er sich ihre Hand erbat, versagte ihm die Geliebte aus

Digitized by Google

Demuth seinen Wunsch. Mit wundem Herzen zog der junge Staufe in die Fremde; als er wiederkehrte in die schöne Rheingegend, zu den Stätten seines früheren Glückes, da fand er Gela todt. In der Nähe ihres Wohnortes erbaute er sich nun seine Lieblingsburg Gelnhausen, und noch heute schaut aus den Trümmern des herrlichen Palastes sein Steinbild nieder auf die grünende Aue, die der Jüngling an der Seite der Geliebten so oft durchwandelt hat; wie in dem Flecken Hohenstaufen das Bild über der Thür auf die Stufen niederblickt, durch die der Mann in der Blüthe seiner Jahre oft ins Gotteshaus getreten ist. Die Sagen von seinem Wiedererwachen aber sind durch eine historische Verwechslung auf ihn übertragen worden. Es ist ein eigenthümlicher Zug aller Völker, ihre bedeutendsten Charaktere sich fortlebend zu denken. Wie im schlimmen Sinne sich die Christen den Kaiser Nero nicht gestorben dachten, sondern ihn einst als Antichrist vom Euphrat wiederkehren sahen, so glaubte der Mecklenburger an die Rückkunst Heinrichs des Pilgers, der Märker an die Woldemar's, der Portugiese an die König Sebastian's und der neumodische, französische Pfälzer an die Napoleons I. So war den Deutschen der plötzliche Tod Kaiser Friedrichs II. zu Palermo unerklärlich, man sehnte sich nach dem Wiedererscheinen des glänzenden Fürsten. Mehr aber als ihn hatte das Volk den Rothbart geliebt, das zeigte der Opfertod des Ritters v. Siebeneichen im Mailänder Schlosse für seinen Herrn. Es übertrug sich nun allmälich der Glaube von einer Wiederkunft auf Friedrich I., und zwar mit großer Schnelligkeit. Der im 13. Jahrhundert zu Wetzlar auftauchende Betrüger Tile Kolup, der 1284 selbst einen Reichstag berief und Colmar belagerte, mußte sich natürlich noch für Friedrich II. ausgeben, ein Jahrhundert später aber treffen wir schon auf Sagen von Friedrich I. Als sich dem Gebannten nämlich keine Kirche mehr öffnen wollte, legte er ein indisch Gewand an, nahm Salomo's Lebenswasser zu sich und ritt mit seinen Getreuen in den tiefen Wald. Dort drehte er an einem wunderbaren Ringe und entschwand seinen Begleitern. Vorher hatte er ihnen gesagt, er werde wiederkehren, um des Papstes Macht zu zerstören, das heilige Grab zu erobern und die Gewalt der Bösen auf Erden zu brechen, dann werde er seinen Schild an einen dürren Baum hängen, der als ein Zeichen des Friedens wieder grünen werde, denn ein Schwert solle fürder auf Erden nicht gezogen werden. Später erst hat ihn der Volksglaube in die Kaiserpfalz Kyffhausen versetzt und ihm den kaiserlichen Ornat des großen Karl angelegt. So sitzt er denn an dem steinernen Tische, lauscht dann und wann dem (Gesange) des Hirten, den ihm sein Töchterlein oder der Hofzwerg zuführt, theilt mit von seinen Schätzen und seinem Wein, und fragt dann nach den Raben um des Berges Haupt. Oft gibt der Kaiser wohl auch einem Eindringling, wie einst das Vöglein dem Mönche Urban, die Lehre, daß ein paar Hundert Jahre ein Sandkorn in der Ewigkeit sind, — wenn der Verzauberte hinauskommt, ist er in einer fremden Welt. Mit ihm sitzen seine Wappner und sein Hofgesinde in Zauberschlaf, der tolle Schmied von Jüterbogk ist sein Rüstmeister. Auf dem Berge aber, tief versteckt in Kraut und Moos wächst die Wunderblume, deren Besitz den Zugang zu allen seinen Schätzen öffnet. Eine andere Sage versetzt den Rothbart übrigens in den Guckenberg bei Gemünden, noch eine andere in das Felsenloch bei der Stadt Kaiserslautern, woselbst ihm lange Zeit noch auf dem Schlosse ein Bett bereitet stand, wenn er plötzlich einmal aus der unergründlichen Tiefe heraufstiege.

Der tragische Ausgang der Hohenstaufen ist in der Sage nicht ausgeschmückt worden, man müßte denn den Handschuh, den Conradin mit dem Truchseß von Waldburg nach Deutschland sandte, oder den abergläubisch verehrten Marmorblock zu Neapel, auf den sein junges Blut herniedertropfte, dahin rechnen. Die etwas trockene Persönlichkeit Rudolfs von Habsburg blieb ihr gänzlich fremd, denn der Todesritt von Germersheim nach Speier ist historisch verbürgt, desto üppiger aber zog sich der Volksschwank um den Kaiser in dem abgetragenen Lederwamms. Eine schöne Sage vom Kloster Rosenthal in der Pfalz, dessen zierliche Kirche zu den prächtigsten Trümmern des Landes gehört, knüpft sich an Kaiser Adolf von Nassau. Hierhin kam er oft, um seine geliebte Imogena zu sehen, in der lauen Sommernacht leuchtete ihm weithin ihr weißes Cisterziensergewand. Nicht gar weit liegt Göllheim mit dem Hasenbühel, da tobte bald darauf die heiße Kaiserschlacht, in welcher Albrecht von Oesterreich mit den Worten: „Heut' läßt Du mir Krone und Leben!" den ritterlichen Gegner vom Pferde stach. Dann stand die Kaiserleiche lange Zeit im Kloster Rosenthal, bis sie Eingang fand in die Speirer Gruft, und Imogena hatte die schwere Pflicht, für das Seelenheil des Geliebten beten zu müssen. Sie fand bald die ewige Ruhe.

Digitized by Google

Ist es nur Sage zu nennen, daß Kaiser Heinrich von Lützelburg auf dem Römerzuge der Sakramentswein vergiftet worden sei oder ist es geschichtliche Wahrheit? Hier gab sich die Hierarchie alle erdenkliche Mühe, die Natürlichkeit des Todes zu beweisen, während umgekehrt bei des gebannten Kaiser Ludwig des Bayern Tode die schauerlichsten Sagen von bösen Geistern, die ihn mitten aus der Jagdlust davon gerissen hätten, in Umlauf gesetzt wurden. Im Allgemeinen erscheint auch mit dem vierzehnten Jahrhundert die gestaltende Kraft der Kaisersage erloschen; die Verhältnisse im Reich waren nicht mehr großartig genug, um den poetischen Geist des Volkes anzuregen. Nur an wenige Gestalten knüpft sich noch dichterischer Reiz, vor allen an den letzten Ritter Maximilian. Seine Jugendzeit, die Gefangenschaft bei den Niederländern und seine Befreiung durch Kunz von Rosen, sein Verhältniß zu Maria von Burgund und der plötzliche Tod der edlen Fürstin auf der Reiherbeize haben manchen sagenhaften Beigeschmack, besonders schön aber hat sich die Liebe des Volkes zum Kaiser in der Sage von der Martinswand in Tyrol ausgesprochen, wo ein Engel den verstiegenen Kaiser aus der schwindelnden Höhe rettete. Anastasius Grün hat Recht, wenn er den Engel in einen Hirten verwandelt und ihm mit dem Worte deutet:

„Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu Deutsch man ihn!" Karl V. ist wie Barbarossa in einen Berg, den Unterberg bei Salzburg, verwünscht worden. Dort hält er mit den Mönchen von St. Just oft die Messe, und seine Helden durcheilen als feurige Reiter das Dunkel der Nacht. Dicht dabei liegt das Walserfeld mit seinem ehrwürdigen Birnbaum. An den hängt der Kaiser seinen Schild, wenn er die gewaltige Schlacht mit den Bösen geschlagen, in welcher das Blut den Pferden bis an das Knie gegangen. — Durch furchtbaren Streit muß der neue deutsche Kaiser das Reich erwerben, so klingt die alte, nun erfüllte Prophezeihung. Die Sagen von unseren Kaisern sind ernst und düster, selten tönt ein froher Ton dazwischen, wie bei dem Grafen von Eberstein, der mit des Kaisers Töchterlein tanzt, von ihr erfährt, wie der Vater sein Erbschloß überfallen will und dann den Kaiser überlistet und ihm die Tochter raubt. Glückverheißend, aber leider nur aus unerreichbarer Ferne schallt uns die Verheißung von dem ewigen Frieden entgegen, der beginnen wird, wenn Barbarossa seinen Schild aufgehangen habe. Möge wenigstens die annähernde Verwirklichung dieser Prophezeiung dem neuen Reiche deutscher Nation vorbehalten sein!

Mannigfaltiges.

Der „Buffallo Advertiser" bringt folgende Anekdote über Fulton, welcher der Erste war, der den Dampf auf die Schifffahrt anwendete: Ich befand mich einer Geschäftssache halber in Albany an dem Tage, an welchem Fulton mit seinem außerordentlichen Fahrzeuge anlangte, das Alle zu sehen wünschten. Nachdem ich meine Geschäftsangelegenheit zu Ende geführt hatte und im Begriffe stand, die Stadt zu verlassen, begab ich mich an Bord des Schiffes und verlangte, mit Herrn Fulton zu sprechen. Man führte mich in ein Zimmer, wo ein Mann von vornehmen Aeußern an einem Tische saß und schrieb. Ich trat zu ihm hin und sagte: Herr Fulton, wie ich glaube? — Ich bin es, Sir, sagte er, mich begrüßend. — Ich habe vernommen, daß Sie nach New-York zurückkehren. — Wir werden unser Bestes thun, um dahin zurückzukehren. — Kann ich einen Fahrplatz an Bord haben? — Gewiß, wenn die Wagnisse dieser Fahrt Sie nicht zurückschrecken. — Ich fragte nach dem Fahrpreise, und es wurde nach einer kleinen Weile eine Summe bestimmt, sechs Dollars, wie ich glaube. Diese Summe legte ich in seine geöffnete Hand, er betrachtete sie aber schweigend und regungslos so lange, daß ich an ein Mißverständniß glaubte. Ich sagte daher zu ihm: Ist d a s die Summe, welche Sie bestimmt haben, Sir? — Er schien aus seiner Träumerei zu erwachen und erhob sein Auge zu mir, in welchem eine Thräne glänzte. Dann sagte er mit bewegter Stimme zu mir: „Verzeihen Sie, Sir; meine Gedanken waren aber anderswo, während ich dieses Geld betrachtete, die erste pekuniäre Entschädigung, welche ich für meine Bemühungen, den Dampf auf die Schifffahrt anzuwenden, erhalten habe. Ich würde mich glücklich schätzen, diesen Anlaß zu feiern und Ihnen anzubieten, eine Flasche Wein mit mir auszustechen; allein ich bin wirklich noch zu arm, um mir dieses Vergnügen zu machen, hege aber die Zuversicht, daß wir uns eines Tages unter günstigeren Verhältnissen begegnen werden." Ungefähr vier Jahre nach diesem Vorfalle, als das Dampfschiff „Vlermont" und zwei andere vervollkommnete, die ebenfalls das Eigenthum Fulton's waren, regelmäßig zwischen New-York und Albany verkehrten, fuhr ich auf einem derselben

Digitized by Google

nach der letztgenannten Stadt. Während ich auf dem Verdecke herumging, glaubte ich zu bemerken, daß ein Herr, welcher auf dem Vordertheile des Schiffes saß, mich mit einer gewissen Neugierde betrachtete. Ich ging an ihm vorbei, unsere Blicke begegneten sich, es war M. Fulton. Er erhob sich, ergriff meine Hand und sagte: „Ich wußte wohl, daß ich mich nicht täuschte, Sie sind es! Seit dem Tage, an welchem wir uns zum ersten Male sahen, waren Ihre Züge meinem Gedächtnisse stets gegenwärtig. Nun, obgleich ich noch weit davon bin, Vermögen zu besitzen, so werden wir doch dieses Mal die Flasche leeren, von welcher wir gesprochen haben." Der Wein wurde gebracht, und Fulton erzählte mir, während wir tranken, von den Hoffnungen, den Befürchtungen, Ermuthigungen, mit welchen er vom Beginne seiner Unternehmung bis zum endlichen Siege bestürmt worden. Aber inmitten aller dieser Schwierigkeiten, fügte er hinzu, erinnerte ich mich hundertmal an unsere erste Begegnung und an die Empfindungen, welche sie in mir geweckt hatte. Es schien mir damals, wie es mir noch jetzt scheint, daß dies der kritische Moment meines Geschickes war, die Linie, welche das Licht von der Finsterniß schied, der endliche Sieg, denn das Geld, welches Sie mir an jenem Tage gaben, war für mich das erste greifbare Unterpfand, daß ich meinen Mitmenschen nützlich bin.

(Ein Reiterstückchen.) Zum Beweis, daß auch unsere bayer. Chevauxlegers in dem an schönen Thaten so reichen Feldzug gegen Frankreich ihr Scherflein beizutragen stets bemüht sind, diene folgende Episode. Am 7. Dez., nach Beendigung des für das 1. bayer. Armeekorps so blutigen Gefechtes bei dem Dorfe Beaumont, erhielt bei einbrechender Dämmerung die 4. Eskadron, Fürst Wrede, des kgl. bayer. 3. Chevauxlegers-Regiments den Befehl, gegen den Feind hin zu eclairiren (Klärung zu schaffen). Es wurde zu dem Behufe der für eine frühere That bereits mit der goldenen Tapferkeitsmedaille dekorirte Korporal Dettenhofer nebst circa 8—10 Mann ausgesandt. Beim Vorrücken bemerkt derselbe in einiger Entfernung eine dunkle Masse; schnell reitet er darauf zu und sieht zu seinem Erstaunen eine nicht unbedeutende Zahl Rothhosen, ein Häuflein Bayern eskortirend, die während des Gefechts von ihren Leuten abgeschnitten wurden und dadurch in Gefangenschaft gerathen waren. Einer der drei sich dabei befindlichen Offiziere ruft den im Galopp mit gezogenem Säbel heransprengenden Chevauxlegers zu: „Zurück, sonst seid Ihr ebenfalls gefangen. Wir sind ganz umzingelt!" Keinen Augenblick besinnt sich jedoch unser tapferer Korporal. „Mir san nix g'fangt! Chevauxlegers, haut's und stecht's!" ruft er und mit Hurrah stürzt sich die kleine Schaar auf die verblüfften Feinde. Nach kurzer Gegenwehr sind 5 derselben den wuchtigen Hieben der Bayern erlegen. Die andern suchen sich zu retten, werden aber größtentheils mit Hilfe der sich unterdeß schnell wieder bewaffnenden Infanterie gezwungen, vom aktiven zum passiven Theil überzugehen. Mit feuchtem Auge und warmem Händedruck danken die 3 Offiziere (von denen einer leider schwer verwundet) und 12 Mann des Leibregiments ihren braven Kameraden der Kavalerie für die glückliche Befreiung. Jubelnd führt die kleine Schaar im Triumph die allerdings etwas lange Gesichter machenden Franzosen zu ihren sie begeistert empfangenden Kameraden zurück.

Von der Reise des Herrn Thiers und während seines Aufenthaltes in Wien wird eine Episode erzählt, die nicht ohne Interesse ist. Thiers wohnte in demselben Hotel mit Herrn Professor Ranke, der damals in den wiener Archiven arbeitete, und lud diesen eines Tages zum Diner ein. Die beiden Historiker unterhielten sich, wie man sich denken kann, von den Tagesereignissen, und Herr Thiers fragte im Laufe des Gespräches; Sagen Sie mir nur, mit wem führt Deutschland eigentlich jetzt Krieg? Hierauf habe Professor Ranke erwiedert: Mit Ludwig XIV.! Herr Thiers schwieg. Er verstand ohne Zweifel sehr wohl, daß sein Widerpart die französische Politik seit dem großen Könige, wie ihn die Franzosen nennen, als die geschichtliche Ursache des Krieges im Auge hatte. Soll ja durch den Frieden in erster Linie wieder hergestellt werden, was Ludwig's XIV. Raubsystem Deutschland entrissen hat.

Lebensphilosophie.

Vergessen müssen — bittre Noth;
Vergessen sein — lebend'ger Tod;
Vergessen lernen — schwere Kunst;
Vergessen werden — Menschengunst;
Vergessen haben — Werk der Zeit;
Vergessen können — Seligkeit.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Freitag, 6. Januar 1871.

Der Pseudoprinz.

Historische Episode von Julius Hagen.

Im Frühling des Jahres 1718 weilte der glänzende und prachtliebende August, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, — mit dem Beinamen der Starke — in seiner polnischen Residenz und alle erdenklichen Festlichkeiten folgten einander in ununterbrochener Reihenfolge. — Im königlichen Schlosse zu Warschau herrschte reges Leben; zahlreiche Diener durcheilten die langen Korridors und flogen die spiegelglatten Treppen auf und ab; in dem weitläufigen Garten, welcher das Palais mit dem Ufer der Weichsel verbindet, schwirrte eine bunte Menge der polnischen Aristokratie in der glänzendsten Toilette jener Zeit hin und her und die fürstlichen Equipagen, welche dem Schlosse zueilten, führten immer noch neue Gäste hinzu, deren aufgewendete Pracht mit der der schon Anwesenden zu wetteifern schien.

König August hatte sich soeben in seinen Gemächern angekleidet, um die Gäste zu begrüßen, als ein Diener eintrat und ihm auf silbernem Teller einen Brief aus Dresden überreichte. Der König streckte seine, wenn auch kräftige, doch wohlgepflegte weiße Hand, an der mehrere köstliche Diamantringe funkelten und deren Gelenk die feinsten Brüsseler Spitzenmanchetten umschlossen, nach dem Schreiben aus, und indem er die schweren, reich mit Gold bordirten grünseidenen Gardinen zurückzog, trat er in die Fensternische und durchflog rasch den Bericht, während der Ueberbringer sich kaum hörbar entfernt hatte.

„Sonderbar, räthselhaft!“ murmelte er; „diesen Morgen melden mir eigenhändige Zeilen meines Sohnes, des Kurprinzen, daß er sich noch in Wien befindet und die Verbindung mit dem österreichischen Kaiserhause immer mehr festen Fuß gewinnt, während nach diesem Bericht ganz Dresden voll des Geredes ist, daß Prinz August inkognito Sachsen bereise und sich gegenwärtig ganz im Geheimen im Erzgebirge aufhalte.“ Indem er das Papier wieder zusammenfaltete, blieb er hinter den Gardinen stehen und blickte sinnend durch das Fenster über die im jungen Grün prangenden Bäume, welche in malerischen Gruppen vor ihm lagen; aber seine Aufmerksamkeit war nicht auf die Schönheiten der Natur gerichtet: er schien der versammelten Gäste im Garten des Palais vergessen zu haben und fast träumerisch spielte er mit seiner Linken an dem reich mit Edelsteinen besetzten Griff des zierlichen Galanterie-Degens, den er trug. Lange stand er so tief in Gedanken versunken, bis allmälich die Wolken, welche auf seiner Stirne lagerten, sich etwas verzogen; endlich verließ er das Fenster und raschen Schrittes einigemal im Zimmer auf- und niedergehend, überflog er nochmals das Schreiben, dann ergriff er die auf dem vergoldeten Tische stehende Schelle, deren hell schrillender Klang sofort den diensthuenden Kammerdiener herbeiführte.

„Graf Flemming,“ rief er demselben entgegen; „ich muß ihn schleunigst sprechen.“

Graf Flemming war Generalfeldmarschall und Vertrauter des Königs, der ihn sowohl wegen seiner militärischen Fähigkeiten und persönlichen Tapferkeit, als auch wegen der Gewandtheit in politischen Angelegenheiten hoch schätzte und ihn daher in allen wichtigen Dingen zu Rathe zog. Flemmings lebhafter und unternehmender Geist war unerschöpflich in Plänen und sein scharfer Blick sollte auch jetzt wieder eine neue Probe bestehen. — Wenige Minuten später erschien der aus dem Garten herbeigerufene Vertraute im königlichen Gemach.

„Hier lesen Sie!" redete König August hastig den Eintretenden an, indem er ihm das Papier entgegenhielt. „Was halten Sie davon? Sie kennen die neuesten Nachrichten vom Kurprinzen; wie bringen Sie denn dieselben hiermit in Einklang?"

Der Graf hatte inzwischen die Depesche ergriffen und geöffnet.

„Majestät," sagte er, nachdem er mit raschem Blick Kenntniß von deren Inhalt genommen, „hier ist zweierlei möglich; entweder ein Irrthum, entstanden durch albernes Gerede, oder es liegt eine Intrigue zu Grunde."

„Und was halten Sie für das Wahrscheinlichste?" fragte begierig der König weiter.

„Beides ist gleich wahrscheinlich," entgegnete Flemming; „Majestät wollen erwägen, daß der durchlauchtigste Kurprinz am 11. Okt. v. Jrs. zu Wien öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten ist, um somit die engste Allianz mit dem Kaiserhause zu gründen, daß es aber eine gewisse Partei im Lande gibt, welche laut hierüber ihre Unzufriedenheit ausspricht und Sachsens Wohl statt dessen nur in einer Verbindung mit England und Dänemark erblickt, um Preußen gewachsen zu sein."

„Der Religionswechsel ist ein ‚Personale'," unterbrach ihn der König heftig, „und hat mit England und Dänemark gar nichts zu thun; das Volk versteht das nicht."

„Die Sympathieen für den gnädigsten Kurprinzen," fuhr der Feldmarschall fort, „sind in ganz Sachsen groß und es ist daher leicht möglich, daß die Erwartung, Höchstderselbe werde dieses Jahr das Kurfürstenthum bereisen, in Dresden Anlaß zu dem Gerücht gegeben hat, der hohe Gast sei bereits aus Wien abgereist und im Erzgebirge eingetroffen. Nicht minder aber ist auch denkbar, daß dieses Gerücht absichtlich verbreitet wurde."

„In allen Fällen," sagte der König, „müssen wir der Sache auf den Grund kommen."

„Wenn Majestät damit einverstanden sind, lasse ich sofort einen Courier mit den genauesten Instruktionen nach Dresden gehen, um die sorgfältigsten Nachforschungen anzustellen."

„Ich verlasse mich auf Ihren Scharfblick, lieber Graf; wählen Sie eine zuverlässige Person und lassen Sie die Untersuchung sogleich beginnen." Damit schritt der König, sich mit freundlicher Miene von seinem Vertrauten verabschiedend, aus dem Zimmer und Flemming eilte mit dem räthselhaften Brief in sein Arbeitskabinet, um die nöthigen Vorkehrungen zur Enthüllung des Geheimnisses zu treffen.

Im Schloßgarten ertönte bald liebliche Musik und in den schattigen Laubgängen dieser herrlichen Anlagen schwirrte der reichste polnische Adel im buntesten Durcheinander. König August gab wieder eines jener verschwenderischen Feste, wie sie außerdem nur Versailles kannte, welche schon Millionen verschlungen hatten und wodurch sich dieser König die Großen des polnischen Reiches geneigt zu erhalten suchte. Es ist mit ziemlicher Sicherheit berechnet worden, daß August der Starke, um die polnische Krone zu behaupten, achtundachtzig Millionen Thaler, ungefähr 40,000 Mann Soldaten und 800 Geschütze aus Sachsen entnahm, ohne daß jemals etwas davon wieder zurückkam und ohne daß Sachsen nur irgend einen Nutzen davon gehabt hätte. Nur die Erwerbung des polnischen Thrones hatte elf Millionen Thaler erfordert; rechnet man hierzu, was die Günstlinge und Gunstdamen dieses galanten Hofes, was die Adels- und Beamtenwirthschaft, was der unglückliche Krieg mit Schweden gekostet — letzterer allein kam Sachsen auf dreiundzwanzig Millionen an baarem Gelde und Naturallieferungen — so thürmen sich Summen auf, welche ins Unglaubliche gehen, und es ist kaum zu begreifen, daß das beklagenswerthe Land einem totalen Staatsbankerott entging, ein Umstand, den es wohl nur seiner glücklichen Lage, der Langmuth und Ausdauer seiner Bewohner und besonders deren rühmlichst bekanntem Gewerbsfleiße und industriellem Unternehmungsgeiste zu danken hatte; denn als die Anleihen in Holland und die Gebietsveräußerungen an die Nachbarstaaten nicht mehr ausreichten, so waren es Steuern und immer neue Steuern, welche aufgebracht werden mußten, um den König würdig auf seinem Throne zu repräsentiren. Dazu sah dieser niemals eine Rechnung durch, so daß er mit Leichtigkeit bei jeder Gelegenheit betrogen werden konnte; seine Sorglosigkeit wurde noch dadurch erhöht, daß ihn seine Umgebung stets in dem Glauben an unversiegbare Hilfsquellen zu erhalten und die finanzielle Lage in eine Verwirrung zu versetzen wußte, welche eine genaue Prüfung geradezu unmöglich machte. Es kann in der That keinen schrofferen Gegensatz geben als die gleichzeitige Hofhaltung des haushälterischen Friedrich Wilhelm's I. von Preußen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Gewerbtreibenden unter den Thieren, sagt ein englisches Blatt, geben zu einer originellen Gruppirung derselben Anlaß. Die Bienen z. B. sind die Geometer unter den Thieren, ihre Zellen sind mit dem geringsten Materialaufwande erbaut, gewähren den ausreichendsten Raum, ohne Raumverschwendung. Der Ameisenlöwe gehört dieser Kategorie ebenfalls an, der kreisförmige Trichter, in welchem er Ameisen fängt und den er ganz regulär wie nach dem Maßstabe herstellt, beweist ebenfalls die Kenntniß einer genauen Meßkunst. Der Maulwurf ist Wetterkundiger, der Neuntödter ein Arithmetiker; dasselbe gilt von der Krähe dem wilden Truthahn und anderen Vögeln. Der Zitterroche, der elektrische Aal, sind Physiker. Der Nautilus ist ein Schiffer, führt Segel, Ruder und Anker und macht Segelevolutionen. Ganze Stämme der Vögel sind Musiker. Der Biber ist ein Architekt, Zimmermeister und Brettschneider, er fällt Bäume nieder und baut Dämme und Häuser. Das Murmelthier ist ein Zivil-Ingenieur, es baut nicht nur Wohnungen, sondern konstruirt Aquädukte und Drains, um jene trocken zu erhalten. Die ostindischen Ameisen sind Gärtner, sie ziehen Pilze auf, um ihre Jungen zu ernähren. Wespen sind Papierfabrikanten und Raupen Seidenspinner. Der Webervogel ist ein Weber, er webt sein Nest, und der Schneidervogel ein Tailleur, er näht Blätter zu seinem Neste zusammen. Das Eichhörnchen ist ein Fährmann, mit einem Stück Baumrinde und mittels seines breiten Schweifs als Ruder setzt es über Ströme hinüber. Hunde, Wölfe, Füchse und Schakals und viele andere Thiere sind Jäger. Ameisen haben reguläre Taglöhner und der Affe ist Seiltänzer. Eine Bibergesellschaft gibt uns aber ein angenehmeres Bild einer Republik als Rochefort, Trochu und Gambetta.

Die Bezwingung von Paris durch Hunger wäre keine neue Erscheinung in der Geschichte. Als König Heinrich IV. im Jahre 1590 vor Paris lag, schreibt de Thou in seiner Geschichte, 11. Band, S. 175: „In der That war die Bestürzung dieser Stadt aufs Aeußerste gestiegen. Der Mangel an Lebensmitteln hatte nicht allein die Einwohner, sondern auch die Hilfstruppen so geschwächt, daß sie nicht mehr im Stande waren, sich zu vertheidigen. Man wußte in Paris nicht mehr, was Fleisch war, und die Armee konnte sich nur noch von Blättern oder Wurzeln ernähren, die sie zwischen den Steinen herausgrub. Auf den öffentlichen Plätzen und an den Straßenecken standen Kessel, in denen das einzige Nahrungsmittel, Hafergrütze, gekocht wurde. Die furchtbarsten Krankheiten brachen aus. In drei Monaten starben über 12,000 Menschen. Die Straßen tönten wieder von dem Röcheln der Sterbenden und den Seufzern der Verhungernden. Brod gab es gar nicht mehr. Alle Hunden wurden aufgefangen und gegessen, was besonders die Deutschen, welche man als Thürhüter zu halten pflegte — ein von Natur wildes Volk (gens naturellement feroces) — thaten. Eltern fraßen ihre Kinder, und endlich wurde auf den Rath des spanischen Gesandten Brod aus den zermahlenen Gebeinen und Schädeln der Todten gebacken, was aber bald wieder aufgegeben werden mußte, da die Leute, welche davon gegessen hatten, elendiglich starben."

Aus Montereau wird unterm 21. Dez. die nachstehende kleine Kriegsgeschichte mitgetheilt: Ein Kamerad von mir ging neulich, kurz nach der Wiedereinnahme von Orleans seitens unserer Truppen durch die Straßen dieser Stadt und hörte aus einem der größten und glänzendsten Café-chantant-Lokale die rauschenden Klänge eines Piano, von geübten Händen gespielt, ertönen. Neugierig und erstaunt, daß unmittelbar nach der Niederlage der Loirearmee sich ein leichter Sinn in so lustigen Tönen schon wiederergehen lassen kann, betritt er das Lokal und findet dort folgende Scene: Auf dem für die Sänger bestimmten Emporium sitzt am Flügel ein preuß. Trainsoldat und spielt nach Herzenslust mit dilletantischer Meisterschaft; unten aber in dem großen, weiten, glänzenden Saale stehen, den ganzen Raum füllend, dicht gedrängt, Kopf an Kopf als stumm lauschende Zuhörer — lauter Pferde und nichts als Pferde.

Ein junger Mann befand sich in der Kirche überrascht von der Schönheit, dem bescheidenen und offenen Wesen eines neben ihm stehenden Mädchens, er reicht ihr die Bibel mit der Bitte, den fünften Vers des zweiten Briefes Johannes zu lesen, der so lautet, „Und nun bitte ich dich, Frau, nicht als ein neu Gebot, sondern das wir gehabt haben von Anfang, daß wir uns untereinander lieben." Das junge Mädchen erröthete. Sie blätterte danach im alten Testamente, und

gab die Bibel zurück, indem sie mit dem Finger auf den 16. Vers des ersten Kapitels des Buches Ruth wies, wo es heißt; „Rede mir nichts davon, daß ich dich verlassen soll, und von dir umkehren. Wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott!" Acht Tage nach diesem biblischen Vertrage waren die jungen Leute verheirathet.

Der „Rh. K." erzählt: Als in Siegen das Siegesfest von Sedan durch allerhand Straßenaufzüge gefeiert wurde, an denen sich selbstverständlich die liebe Straßenjugend stark betheiligte, kam so ein kleiner Knirps von sieben Jahren zu spät zum Mittagessen. Zu Hause angekommen, wollte er sich sans façon über die erkaltete Suppe hermachen, wurde aber von der Mama ernstlich bedeutet: „erst beten". Gehorsam legte der Kleine den Löffel wieder hin, faltete die Händchen und betete:
Lieber Gott, — kannst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein. Amen!

(Der Stellvertreter.) Ein unwissender Bauer sollte einen Eid ablegen. Er war verlegen, und sagte endlich: „Herr Richter, ich verstehe nichts vom Schwören; wenn Sie aber erlauben wollen, so hole ich meinen Sohn, der ist Grenadier, und wird schwören, so viel Sie verlangen."

(Konservirung der Milch.) Die Herren Grapie und Roger haben sich ein Verfahren patentiren lassen, um frische Milch lange Zeit gut zu erhalten. In einem Litre = 0,873 preuß. Quart frischer, nicht abgerahmter Milch, frisch von der Kuh, werden vierzig hundertstel Gramm (500 Gramm = 1 preuß. Pfund) doppelt kohlensaures Natron geschüttet. Die Flasche wird darauf luftdicht verschlossen und in ein Kochgefäß von lauem Wasser gestell. Das Wasser wird dann erwärmt und vier Stunden lang auf 42° R. gehalten, ohne jedoch kochen zu dürfen. Der Kochpunkt des Wassers ist 80° R. Es ist genau darauf zu achten, daß das Wasser nicht über 72° R. heiß wird. Nach diesem vierstündigen Aufenthalt im heißen Wasser werden die Flaschen oder die Flasche herausgenommen und der Pfropfen in geschmolzenes Harz getaucht, um äußere Luft abzusperren. Die Milch soll sich auf diese Weise sehr lange Zeit frisch erhalten.

(Papier zur Herstellung von Kleidungsstücken.) Nach französischen Journalen soll man in Amerika eine neue Art Papier entdeckt haben, welches sich seiner Weichheit und Festigkeit wegen zur Anfertigung von Kleidungsstücken aller Art eignet. Der Preis solcher Kleidungsstücke muß natürlich sehr niedrig sein; für 5 Fr. soll sich ein Mann von Kopf bis zu Fuß in dieser equipiren können. Außer zu Garderobe-Gegenständen benutzt man dieses Papier auch zur Herstellung von Servietten, Tisch- und Taschentüchern 2c. Für 10 Fr. soll man einen ganzen Wäschevorrath erhalten. Man wird nun fragen, ob diese Kleidungsstücke nicht durch den Regen leiden; indessen hat das Papier so viel Festigkeit und ist so präparirt, daß ungünstiges Wetter keinen nachtheiligten Einfluß darauf ausübt. Die Papierkleidung ist besonders für die ärmere Bevölkerung bestimmt. Uebrigens soll das Auge nicht im Stande sein, diese Kleidung von gewöhnlicher zu unterscheiden.

Logogryph.

Wer nennet mir den Recken, der jetzt sich freundlich zeigt,
Dem Schrecklichsten der Schrecken zu ander'n Zeiten gleicht?

Er haust in einer Veste, massiv erbaut, von Stein,
Doch möcht ich's Keinem rathen, ein Nachbar ihm zu sein.

Mit lautem Donnerkrachen rumort er durch sein Haus.
Und speit aus dunkelm Rachen erst Rauch, dann Flammen aus.

Von steter Angst gefoltert, lebt seine Nachbarschaft,
Denn wenn der Recke poltert, geschieht es reckenhaft.

* * *

Ein Zeichen ihm vor, ein anmuthiges Bild,
Ein Ideal sonder Gleichen;
Vom Sänger entzaubert, gar lieblich und mild,
Der Sagenwelt blühenden Reichen.

Nicht konnte der Erde vernichtender Hauch
Der Blüthe des Himmel's behagen,
Drum haben die liebliche Engel auch
In die Heimath der Liebe getragen.

Doch rief sie noch einmal von dorten zurück
Der große gefeierte Meister;
Wie heißt sie, die Holde, wer rathet mit Glück, —
Der gefürchtete Unhold, wie heißt er? — — —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 4. Montag, 9. Januar 1871.

Der Pseudoprinz.

Historische Episode von Julius Hagen.

(Schluß.)

Es soll keineswegs unbeachtet bleiben, daß August der Starke durch seine Bauten und durch die Ansammlung unvergleichlicher Kunstschätze für alle Zeiten sich ein rühmliches Andenken erworben und dem Lande zu jener höheren Bildung und jenem edlen Geschmack verholfen hat, der noch heute Sachsen so vortheilhaft auszeichnet; aber alle diese Schöpfungen vermögen nicht die dichten Schatten zu verdrängen, welche die Erinnerung an ihn trüben und ihm ein scharfes Urtheil bei der Nachwelt zugezogen haben. — Die traurige Beschaffenheit der Finanzen wirkte selbstverständlich auch auf die politische Stellung Sachsens höchst nachtheilig. Durch die Landesveräußerungen an die ohnehin schon mächtigen Nachbarn Preußen und Hannover wurden unberechenbare Vortheile aufgegeben, und durch den Verkauf seiner Rechte und Ansprüche auf das im Jahre 1697 durch Aussterben der herzoglichen Linie erledigte Herzogthum Sachsen-Lauenburg an der Niederelbe büßte August auch noch den Weg zum Meere ein.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß die Herzen der sächsischen Unterthanen ihrem Kurfürsten nicht mehr mit derselben Liebe zugethan blieben, wie früher, und sich die Blicke hoffnungsvoll richteten nach dem jungen Kurprinzen, der bereits das Alter erreicht hatte, wo man mit Recht erwarten konnte, daß er bei Hofe einigen Einfluß auszuüben im Stande sei. Es hatte sich daher im Jahre 1718 das Gerücht verbreitet, derselbe wolle, den Aufenthalt seines Vaters in Warschau benutzend, ohne Vorwissen desselben unerkannt das Land bereisen, um sich durch eigene Anschauung von den Verhältnissen und der Stimmung der Unterthanen zu unterrichten, und während der junge Fürst am Hofe zu Wien sich aufhielt, glänzende Feste gab und um die Hand der kaiserlichen Prinzeß Josephine warb, trat jenes Gerücht mit solcher Bestimmtheit im Erzgebirge auf, daß man den längst Ersehnten bereits bald da, bald dort gesehen haben wollte. Gewiß ist dies ein neuer Beweis, wie leicht und gern sich das Volk sanguinischen Hoffnungen hingibt, wenn es in Zeiten des Druckes und der Noth in seinem erkorenen Lieblinge den Erretter gefunden zu haben glaubt.

In dieser Zeit hoffnungsreicher Aufregung saß eines Tages der Oberlandfischmeister v. Günther in seinem Zimmer auf Schloß Augustusburg. Vor ihm auf dem Tische mit ausgeschweiften Beinen, die auf Kugeln ruhten, stand eine echte meißener Porzellantasse, sogenanntes „Schälchen" welcher, in grauen Dampfwölkchen emporkräuselnd, die aromatischen Düfte eines guten Kaffee's entstiegen. Die Mittagssonne des herrlichen Frühlingstages lachte durch die Fensterscheiben und eine naseweise Fliege durchsummte unaufhörlich den Weg vom Rande der Kaffeetasse zur Nase des Herrn Oberlandfischmeisters, der in behagliches Nichtsthun versunken, vielleicht eben über den Erfinder der Großvaterstühle und anderer Bequemlichkeits-Requisiten nachdachte, — wenn er überhaupt dachte, denn so reichlich ihn auch Mutter Natur mit irdischen Glücksgütern beschenkt hatte, um so kärglicher war sie bei ihm mit den Geistesgaben umgegangen. Es herrschte eine Ruhe im Zimmer, wie sie mancher Kanzelredner sich in seiner Kirche wünscht, und es war nichts natürlicher, als daß der alte Herr in seinem weichen Lehnstuhle sehr nahe daran war, „ein bischen einzunicken", als eben die Zimmerthüre hastig geöffnet wurde und seine ehr- und tugendsame Haushälterin — beiläufig gesagt, eine „tüchtige

Fünfzigerin" — auf der Schwelle erschien, um ihrem Herrn zu melden, daß ihr soeben die Frau Schloßverwalterin erzählt habe, deren Tochter sei mit der Nachricht von der Frau Accise-Einnehmerin im Städtchen Schellenberg heimgekehrt, in Hennersdorf, Marbach, Dorf Schellenberg wäre gestern der junge Kurprinz gesehen worden und — wollte sie fortfahren, aber sie konnte nicht ausreden.

„Wa — wa — was? Der gnädigste Kurprinz!" rief der Oberlandfischmeister, von seinem bequemen Sitz emporschnellend, „unser allergnädigster junger Herr ist wirklich da?!"

„Ja," sagte die Haushälterin, „freilich soll's aber ganz im Geheimen bleiben, es soll gar nicht davon gesprochen werden, denn er erscheint in allerlei Verkleidungen und nur unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit."

„Christel," unterbrach er sie, „jetzt könnte mein Glück mit einem Male gemacht sein!" Dann nahm er eine kräftige Prise und fuhr bedächtig fort: „Es wäre doch möglich, daß der hohe Gast auch das Schloß Augustusburg beehrt, darum, Christel, richte Dich auf so Etwas ein, man kann nicht wissen, solche vornehme Leute sind von allem unterrichtet, vielleicht hat er schon von mir gehört, will mich kennen lernen und kommt hierher unter dem Vorwande, die herrliche Gegend von hier aus genießen zu wollen; ja, ja, man kann nicht wissen. Jetzt, Christel, gib mir Hut und Stock, ich muß ausgehen, ich muß Erkundigungen einziehen, damit uns die Sache nicht überrascht." Dabei nahm er seinen Rock aus dem großen Wandschranke den Fenstern gegenüber, trat vor den großen, mit Facetten geschliffenen Spiegel und ordnete seine Toilette; dann verließ er die Wohnung und wanderte den Schloßberg hinab. Er war nicht lange gegangen, das kleine Städtchen Schellenberg am Fuße des Berges lag vor ihm, siehe, da kam auf der Landstraße, welche am Walde hinführte, ein junger Mann im langen schwarzen Rock und schwarzen, fadenscheinigen Kniehosen; auf dem Kopfe saß ein kleines, dreieckiges Hütchen, unter welchem ein kunstgerecht gedrehter und umwickelter Zopf auf dem Rücken herabhing. Die Kleidung war zwar sauber, konnte aber keineswegs eine gewisse Dürftigkeit verleugnen, und die dicht bestäubten Schuhe und Strümpfe verriethen nur zu deutliche Spuren von einer größeren Fußtour.

Es fanden in jenen Tagen noch immer Verfolgungen der in Böhmen sich aufhaltenden Lutheraner statt und namentlich wollte man dort keine Schulen derselben dulden; da aber dennoch an einzelnen Orten heimlich Unterricht ertheilt wurde, so richtete sich der Haß besonders auf die Lehrer, und es war nichts Seltenes, daß ein solcher flüchten mußte und im nahen Sachsen willig Obdach und Unterstützung fand. Für einen solchen Vertriebenen hätte jedes unbefangene Auge zunächst den jungen Wanderer halten können, aber der Herr Oberlandfischmeister sah ihn sich genauer an. Das feine mädchenhafte Gesicht, die weichen Züge, der zarte Teint — das konnte unmöglich ein Schulmeister sein. „Wenn es," dachte er, und das Herz hüpfte noch einmal so hoch und vor den Augen flimmerte es ihm, „wenn es wirklich der verkleidete Kurprinz wäre! Ach, bestimmt muß er es sein!"

Inzwischen hatten Beide einander sich genähert und — es konnte ja nicht anders sein, der alte Herr blieb ehrfurchtsvoll am Rande des Weges stehen und zog unter einer tiefen Verbeugung seinen Hut.

„Grüß' Gott, lieber Herr," sagte mit weicher Stimme der Schwarzgekleidete, indem er vor dem Alten stehen blieb; „würden Sie wohl die Güte haben, mich nach einem billigen und nahen Gasthause zu weisen?"

„Darf ich wagen," versetzte schüchtern der alte Herr, „meine bescheidene Wohnung zu Dero Verfügung zu stellen? Gleich hier oben im Schlosse; herrliche Aussicht über Thäler und Gebirge, Wald und Wiesen; ein reizendes Panorama!"

„Sie sind sehr gütig," erwiederte der Fremde. „Ihr Anerbieten ist so verlockend, daß ich es mit Freuden annehmen würde, wenn ich nicht befürchten müßte —"

„Bitte, bitte," unterbrach ihn jener, „Freude und Vergnügen sind ganz auf meiner Seite," und hinauf ging's nun nach dem Schlosse Augustusburg. „Er ist's, er ist's; kein Zweifel," dachte bei sich der spekulative Oberlandfischmeister, „er beißt an und mein Glück ist gemacht!"

Natürlich ließ es der wohlbegüterte Wirth weder an Höflichkeitsbezeugungen, hohen und höchsten Titulaturen, noch an glänzender Bewirthung und allen erdenklichen Bequemlichkeiten fehlen; sein Reichthum gestattete ihm jedes Opfer und trotz alles Sträubens des Gastes bringt er ihm neue elegante Kleider auf, stellt ihm eine Börse mit 300 Dukaten zur Verfügung und fährt ihn täglich mit sechsspänniger Karosse in der ganzen Umgegend herum. Fast vier Wochen lang tafelten die vornehmsten Personen aus der Nachbarschaft in Augustusburg, und kein Wunder, daß

die Kunde von dem ehrenvollen Besuch bald den Weg nach Dresden fand, wo sie zwar anfangs bezweifelt, aber endlich doch etwas genauer in Erwägung gezogen wurde.

Wieder durchdufteten einladende Bratengerüche die Küche und Korridore des Schlosses, wieder muschelte eine große Anzahl vornehmer Gäste um den halb vergötterten Fremdling und wieder klirrten die Flaschen, klangen die Gläser, als noch ein Fremder, von Dresden kommend, sich melden ließ, welcher den Herrn Oberlandfischmeister unter vier Augen zu sprechen wünschte; kurz darauf wurde auch der junge Mann, der die Centralsonne dieses freudestrahlenden Kreises bildete, vom frohen Mahle abberufen, und während einige von Ordensdekorationen und dgl. mehr zischelten, bemächtigte sich doch unwillkürlich der ganzen Gesellschaft eine gedrückte Stimmung. Wurde die Luft so schwül? Die Unterhaltung erstarb, die Gläser klirrten nicht mehr aneinander und selbst der Appetit schien verschwunden zu sein. Da erschien endlich der Herr Oberlandfischmeister wieder und verkündete mit langem Gesicht, daß der hohe Gast leider habe sofort abreisen müssen, ohne daß es ihm möglich gewesen sei, sich noch persönlich zu verabschieden. Schweigend löste sich die Tafelrunde auf und nicht lange nachher folgte auch die Auflösung des Räthsels vom Verschwinden des Prinzen.

Längs der Bergkette, welche nach den Ebenen des Meißner Landes sich hinzieht, liegen zahlreiche Dörfer, welche größtentheils von Leinwebern bewohnt waren, deren spärliches Einkommen damals ebenso wie noch jetzt nur das Nothdürftigste gewährte. Schlicht und einfach wie seine Verhältnisse waren, lebte in dem kleinen Städtchen Wolkenstein im Erzgebirge der Weber Grundig, unterstützt von seiner Tochter Lieschen, in deren sonst einfachem Gemüthe sich doch ein Streben nach außen, ein lebhaftes Verlangen, die Welt zu sehen, regte. Freilich wies das Pflichtgefühl nach dem Vater hin, der den Beistand der Tochter bedurfte, und das Gewissen lag in gefährlichem Kampfe mit dem Geiste der Unruhe. Als aber der Vater in Geschäften verreiste, da ergriff auch sie von Neuem die Wanderlust; die milde, belebende Frühlingsluft, der klare, lachende Sonnenschein, der wolkenlose, blaue Himmel, die singend emporsteigenden Lerchen, das liebliche Grün der Felder, Wiesen und Wälder, Alles zog so unwiderstehlich hinaus in die unbekannte Ferne blauer Berge, daß Lieschen nicht länger in dem einsamen Städtchen zu bleiben vermochte. Aus dem Kleiderschrank auf dem Boden holte sie des Vaters schwarzen Sonntagsanzug, der sie trefflich kleidete und völlig unkenntlich machte, und hinaus ging's leichten Sinnes über Berg und Thal. Mit Reiselegitimation nahm man es damals nicht so streng, Polizei war auch nicht zu fürchten und so kam Lieschen nicht nur unbelästigt, sondern als flüchtender Lehrer noch unterstützt bis in jene Gegend, wo der Prinz in den Köpfen der Leute spukte und wo wir sie mit dem Oberlandfischmeister zusammen treffen. Das prächtige Leben und die dargebrachten Huldigungen mögen wohl verführerisch genug gewesen sein, um sie rasch in die neue Rolle sich finden zu lassen, und das unerfahrene Kind glaubte sicher nur auf einen harmlosen Scherz einzugehen, wenn es sich die Ehrenbezeugungen gefallen ließ, ohne sich selbst als Prinz wirklich auszugeben. Sie mag daher nicht wenig erstaunt gewesen sein, als ein Courier von Dresden nach Augustusburg kam und sie abholte.

Die Justiz von damals ist freilich wesentlich verschieden von der unserer Tage. Unzweifelhaft würden unsere Monarchen über eine solche Posse herzlich lachen oder schlimmsten Falls ihr „allerhöchstes Mißfallen“ ausdrücken lassen; damals aber lief die Sache doch etwas ernster ab. Nachdem sich herausgestellt, daß Lieschen keine böswillige Betrügerin war, kam sie lebenslänglich in das Zuchthaus nach Waldheim, aber allem Anschein nach kann sie hiermit kein sehr hartes Loos getroffen haben, denn sie hatte ihr eigenes Zimmer, verrichtete keine Arbeit und speiste am Tische des Hausverwalters; sie ging in Amazonenkostüm und war munter und mit ihrem Schicksal völlig zufrieden, bis sie 1748 starb. Der Oberlandfischmeister v. Günther durfte nicht nur keinen Anspruch auf Wiedererstattung dessen erheben, was er ihr gegeben oder vielmehr aufgedrungen hatte, sondern er mußte ihr noch auf Lebenszeit täglich einen Reichsthaler zahlen; eine Lektion, die gewiß seine Leichtgläubigkeit kurirt und die Sucht nach hoher Gunst bedeutend abgeschwächt haben wird.

Mannigfaltiges.

(Neujahrswünsche.) In Berlin lebte vor nicht allzu langer Zeit eine alte Excellenz, ein gar frommer gottesfürchtiger Herr, der jeden Morgen damit eröffnete, daß er ein Kapitel in der Bibel

las. Täglich mußte sich sein Hauspersonal zu einer Hausandacht versammeln, die ein junger Kandidat der Theologie abzuhalten pflegte. Nun nahte der Neujahrsmorgen und der Kammerdiener, welcher den alten Herrn stets zuerst zu begrüßen pflegte, bat den Kandidaten um einen passenden Wunsch, den er seiner Excellenz sagen könne, wenn er ihm des Morgens das brennende Wachslicht auf den Tisch neben das Bett setze, in welchem dann der Herr in der Bibel zu lesen pflege. Der Kandidat besann sich ein wenig und sprach: Sagen Sie, wenn Sie das Wachslicht auf den Tisch setzen: „Excellenz, ich bringe Ihnen das irdische Licht und wünsche Ihnen das ewige Licht." Der Kammerdiener that wie ihm geheißen, und die Excellenz, erfreut über den kurzen, ihm gefallenden Wunsch, gab dem Diener einen Friedrichsd'or, obgleich Liberalität nie seine Sache war. Hocherfreut eilt der Diener hinaus, begegnet auf der Treppe dem Ofenheizer, der soeben holzbeladen in das Kabinet der Excellenz sich begeben will, um zu heizen und zeigt ihm das Neujahrsgeschenk, das er erhalten. Zugleich sagt er ihm den Wunsch, über den der alte Herr so große Freude gehabt hat. „O, ich werde Sr. Excellenz auch was Hübsches sagen und auch was bekommen", erwiedert der Ofenheizer, eilt hinauf, tritt mit dem Holz vor den alten Herrn hin und sagt: „Excellenz, ich bringe Ihnen das irdische Feuer und wünsche Ihnen das ewige Feuer!"

Ob auch der Ofenheizer einen Friedrichsd'or erhalten hat, davon schweigt die Geschichte.

Dem Könige von Preußen hat der jetzige Krieg in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine so immense Popularität verschafft, daß sie in den kuriosesten Formen Ausdruck erhält. Wie wir einem Privatbriefe aus New-York entnehmen, sind von den Ladenthüren der Tabaksläden die gemalten Indianer, die sonst die Käufer anzuziehen pflegten, verschwunden, und König Wilhelm, die Pickelhaube auf dem Kopf, die Tabakspfeife im Munde, nimmt ihre Stelle ein. Kein Matrose, welcher Nationalität er angehören mag, bezieht seine Cigarren, Rauch- oder Kautabak aus einem Laden, der sich nicht durch das Bild des Königs von Preußen empfiehlt.

Aus dem Felde.

1.

An Zweibrücken.

Noch einmal gerne möcht' ich schauen
Dich, schöne Stadt und Pfälzerland,
Noch einmal möcht' in jenen Gauen
Ich sein, wo meine Wiege stand.

Dort lebt' ich glücklich meine Tage,
Dort spielt' ich sorglos, froh als Kind;
Nun schaue ich zurück und frage,
Wo jene ersten Stunden sind.

Die Zeit entschwand, es ward der Knabe
Zum Jüngling und er hoffte viel,
Lied und Gesang war seine Habe
Und Streben nach gewissem Ziel.

War manchmal auch sein Himmel trübe,
Umgab ihn ernst des Lebens Nacht,
Dann hat ein Lächeln seiner Liebe
Ihn wieder lebensfroh gemacht.

Und sie, die sich mir hingegeben,
Die zu mir sprach das ernste Wort,
Sie wolle mein sein hier im Leben,
Sie weilt in dir, mein Heimathsort.

Nun hat der Krieg mich weggerissen
Von dir, von ihr, der lieben Maid,
Nun muß ich meine Lieben missen,
Wer weiß, wie lange, lange Zeit.

Ob mir der Himmel wohl beschieden,
Daß ich zur Heimath kehr' zurück,
Und nach dem heißerkämpften Frieden
Noch wiederfinde altes Glück?

Ob draußen mir ein kühles Bette
Bestimmt vom Gott der Heeresschaar? —
Ich grüße dich, du liebe Stätte,
Die meines Glückes Zeuge war.

O, grüße du auch sie, H....,
Das Mädchen mit dem treuen Sinn!
Sie weine eine stille Thräne,
Wenn bei der Heimkehr ich nicht bin!

E. B.

Auflösung des Logogryphs in № 3:
Hekla — Thekla.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Mittwoch, 11. Januar 1871.

Verloren und wiedergefunden.

Von Ferdinand Bäßler.

Wer klopfet so bang an die Himmelsthür?
Eine arme Seele stehet dafür.

Einst kam sie herüber mit sicherem Muth,
Mit dem goldenen Vließ, mit dem Kurfürstenhut;
„Nun rasch mir geöffnet das güldene Thor!
Herr Moritz von Sachsen weilet davor.
Ich hab' auf Erden viel Thaten gethan,
Die reichten wohl auch in den Himmel hinan.
Ich führte die Waffen für christliches Recht,
Ich löste vom Zwange der Frommen Geschlecht,
Ich fegte die Klöster vom mönchischen Wust,
Ich pflanzete Schulen und pflog sie mit Lust.
Mir gleichte sich Keiner im Rath und im Feld,
Ich waltete fürstlich und starb wie ein Held."

Er rief es — doch drinnen blieb's stumm wie im Grab,
Keine Stimme ihm Rede noch Antwort gab.
Kein Gruß, kein Willkommen, man läßt ihn allein;
Kalt rieselnde Nebel spinnen ihn ein.
Vom Reif ergreiset sein jugendlich Haar,
Zum Bußhemd verbleichet sein Purpurtalar:
So steht er und harret manch schleichendes Jahr,
Dreihundert und zehen und etliche gar.
„Nicht Himmel, nicht Hölle! weß soll ich doch sein?
Was lässet mich nicht zu den Seligen ein?"

Doch jüngst — nun seien euch Wunder gemeld't —
Aus traurigem Sinnen erwachte der Held,
Zur heimischen Erde sein Blick sich verlor:
„Wie das siedet und brauset! was haben sie vor?"
Ganz Deutschland erstrahlend in Waffengeschmeid,
Dem gallischen Prahler zum Kampfe bereit!

Großmächtiges Ringen, ein wuchtiger Fall,
Der Himmel erdonnert im Wiederhall!
Viel glänzende Schatten vorüber ihm ziehn,
Mit Wundenmalen wie rother Rubin,
Die heiligen Engel mit Jubelgetön,
Mit Palmen und Kronen empfangen sie schön,
Und drinnen der Reigen, das süße Gesäng —
Dem Büßer ward draußen der Busen so eng
Vor sehnlicher Freude, vor ahnender Lust,
Des eigenen Leides sich kaum noch bewußt.

Da klirrten die Schlüssel: Sankt Petrus erschien,
Der Pförtner des Himmels mit grämlicher Mien',
Er schauete heute so fröhlich daher,
Als ob gar ein Liebes begegnet ihm wär':
„Nun Moritz von Sachsen, nun darf es ja sein!
Heut' ziehen die Deutschen in Metz wieder ein.
Heut' nehmen sie wieder mit reißiger Hand.
Die Wehre des Reiches, das köstliche Pfand.
Was du einst — wir haben dir nie es verzieh'n —
In die Wuchererhände des Wälschen verlieh'n,
Nun hat, in dem Blut dreier Schlachten gekauft,
Die Tugend der Enkel zurück es getauft.
Im Himmel wird Freude den Engeln bekannt,
Wenn ein Groschen, verloren, sich wiederum fand;
Dann rufen sie Freunden und Nachbarn zumal:
So freue dich mit uns und komme zum Mahl!
Doch wisse: Wenn Einer noch ein Mal es wagt'
Und gäbe die theuer geworbene Magd
In die Hände des fränkischen Buhlen zurück:
Versaget sei ihm zeitlich und ewiges Glück!
Metz wieder an Frankreich — das ist eine Sünd',
Die dort nicht und hier nicht Vergebung mehr find't."

Das belagerte Paris.

Viktor Hugo wird doch Recht behalten, Paris ist eine heilige, unantastbare Stadt. Nicht seiner Befestigungen wegen, die doch auch nur aus Stein und Erde bestehen, wie die jeder andern Veste, aber durch seine Atmosphäre. Um diese Stadt muß eine besondere Luftart schweben, die in gleicher Weise den Einheimischen wie den Fremden ergreift. Ich bin kein Chemiker, um nach

der realen Seite hin das Wesen dieses neuen Elements zu erklären, nach der psychologischen Seite indessen hin treten mir seine Wirkungen klar entgegen. Die Pariser Atmosphäre vernichtet zunächst für das menschliche Auge die Wirklichkeit der Dinge, sie gibt ihnen ein verändertes Aussehen. Vielleicht kommt dies von der Fülle des Hoffnungsstoffes her, den sie enthält. Trotz der Niederlagen der Heere in den Provinzen hofft Paris auf seine rasche Befreiung durch dieselben; umgekehrt sind die Deutschen davon überzeugt, daß an jedem dritten Tage ein „fürchterlicher Aufstand" der Rothen in der Stadt ausbrechen würde, welcher die Blauen zur Oeffnung der Thore zwingen müsse. Wiederholt hat man schon im Feldlager die Schlacht der Parteien in den Straßen gehört: in Wahrheit sitzen die Blauen noch immer auf den curulischen Stühlen. Außer Viktor Hugo hat Jeder die Peterskirche in Rom für ein edleres Bauwerk als Notredame angesehen; wie groß auch die Schätze des Louvre sein mögen, vor denen des Vatikans müssen sie zurücktreten. Nun hat Keiner 1849 ein Wort darüber verschwendet, als Oudinot französische Bomben auf Rom warf; nicht den Angreifer, die Vertheidiger traf der öffentliche Unwille, daß sie unersetzliche Schätze der Kunst um flüchtiger, vorübergehender politischer Meinungen willen frech und verwegen dem Untergange weihten. Seit die Deutschen vor Paris lagern, sind die Kirchen und Paläste der Stadt über Nacht ins Riesengroße gewachsen, haben sich in Wunderdinge verwandelt, die zu berühren gottlos wäre. Darauf schwören die Belagerten nicht halb so laut wie die Belagerer. Natürlich, der magische Luftschimmer wirkt in die Ferne hinaus kräftiger als in der Nähe. Auch den Geschmack verändert die Luft. „In Paris," sagt ein Journal, „ist Alles nur Mode, jetzt sind die Ratten à la mode." Und zum Beweise gibt der Jockeyklub ein Gastmahl mit „Rattenbraten in Champagner". Warum nicht? „Schinken in Burgunder" klingt beinahe ebenso, und der Geschmack ist eine Sache der Stimmung.

Ich lese in Louis Blanc's „Geschichte der zehn Jahre" das verhängnißvolle Wort: „Vom Jahre 1815, von der Besetzung der Stadt durch die Verbündeten, schreibt sich meistentheils das Vermögen der Kaufleute von Paris her." Wird es 1870 nicht genau ebenso sein?

Diese „Cernirung" der ungeheuren Stadt, die wir anstaunen, ist ein schon dagewesenes Stück. Mit Zwischenpausen ist es von 1590 bis zum 22. März 1594 von dem Ahnherrn der Bourbonen, dem besten Könige von Frankreich, Heinrich IV., schon einmal aufgeführt worden. Mit dem Einzug und der Vergötterung Heinrichs, mit der Verspottung seiner Gegner hat es geendet. Diese Verspottung und Verhöhnung, eine Mischung von Aristophanes und Rabelais, ist eine der seltsamsten und originalsten Schöpfungen des französischen Geistes, die Satyre Ménippée.

Wie jetzt, befand sich auch damals Frankreich, inmitten der Religionskriege, in einer unaufhaltsamen und, wie es schien, unheilbaren Auflösung. Zwei große Parteien, Katholiken und Hugenotten, von der Religion ihren Ursprung nehmend, spalteten das Volk; politische Interessen, Stimmungen und Gegensätze gesellten sich dazu und erweiterten die Kluft. Nach mehr als zwanzigjährigen Kämpfen, trotz der Bartholomäusnacht, war es den Katholiken und an ihrer Spitze den Guisen, nicht gelungen, die Protestanten zu unterdrücken oder gar auszurotten. Die Verkettung der Dinge, die jedes menschliches Willens spottet, hatte es im Gegentheil so gefügt, daß mit dem Tode des letzten Valois, Heinrich's III., der erste Bourbon, Heinrich von Navarra, auf den Thron steigen mußte. So gebot er das Gesetz der salischen Franken. Aber dieser Nachfolger, den das Gesetz bezeichnete, war ein rückfälliger Ketzer. Gegen ihn vereinigten sich die Guisen, die Geistlichkeit, ein Theil des katholichen Adels, in erster Reihe das katholische Volk von Paris. Diese Verbindung erhielt den Namen der Ligue, sie ist unter kirchlichen Formen dasselbe wie 1792 der Jakobiner-Klub, wie 1870 die „rothe" Parthei. Wie die Ligue 1590 fürchtete, der siegreiche Navarra würde die Bartholomäusnacht an den Bürgern von Paris, welche die Gräuelthat verübt, rächen, so fürchteten 1792 die Jakobiner, daß die heranziehenden Preußen ihnen die Erstürmung der Tuilerien, die Gefangennahme des Königs, die September-Metzeleien blutig heimzahlen möchten; so fürchten jetzt die Radikalen den König Wilhelm. Immer sind es dieselben Erscheinungen: ein leidenschaftlich erregtes Volk, das sich ursprünglich mit seinen Forderungen im Rechte weiß, durch eigensüchtige, gewaltthätige Menschen über dies Ziel hinaus zum Umsturz aller Dinge getrieben wird und nun im Wahnsinn der Furcht, daß diese Schuld ihre Strafe finden würde, Entsetzen auf Entsetzen häuft, als könnte das Ungeheuerliche des Verbrechens den Arm des Rächers aufhalten. Heute sind Advokaten, wie Favre und Gambetta, damals waren die Prediger,

Boucher, Poncet, Lincester, die leitenden Männer. Die Religion gab dem Aufstand die besondere Färbung. Die Liguisten bauten am 9. Mai 1588 die ersten Barrikaden und jagten den König Heinrich III., dem sie nicht mehr trauten, zu den Thoren hinaus. Wie die Juden, ruft ein begeisterter Mönch am Sonntage darauf aus, ein Fest der Laubhüten gefeiert, müsse Paris fortan ein Fest der heiligen Barrikaden feiern. Könnte Rochefort an der Spitze der Barrikaden-Kommission etwas Besseres sagen? In Blois läßt Heinrich III., in der Hoffnung, der Ligue dadurch ins Herz zu treffen, den Herzog von Guise von seinen Getreuen ermorden; er entfacht damit nur die Wuth der Pariser zur Raserei. Es war in den Weihnachts-Feiertagen, von den wildesten Schmähungen und Flüchen hallten alle Kanzeln wider. Die Gassen auf und ab zogen feierliche Prozessionen, die Weiber und Mädchen halbnackt, um den Untergang des Tyrannen vom Himmel zu erflehen. Und wenn es der Himmel weigerte, beschwor man die Dämonen der Hölle. Wachsbilder des Königs wurden mit Dolchen durchstochen, eine That, die im Aberglauben der Zeit den Tod des so im Bilde Getroffenen unmittelbar zur Folge hatte. Ein fanatischer Mönch, Jakob Clément, vollführt das Gottesgericht; inmitten der Soldaten, die der König gegen Paris heranführt, ermordet er ihn zu Saint-Cloud. Von Niemandem, schreibt der Bischof von Rennes, ist der fromme Mönch angetrieben worden, als von seinem Eifer; von Gott begeistert, hat er sich dem Märtyrertode zur Weltbefreiung dargeboten.

(Schluß folgt.)

---

* M e tz.

Dr. Fr. Sander, ein gesuchter und beliebter Arzt in Barmen, hat daselbst einen Vortrag gehalten: „Vier Tage in Metz während und nach der Uebergabe“, der wegen seiner interessanten Mittheilungen auf mehrfachen Wunsch zum Besten des Krieger-Hilfsvereins dem Druck übergeben wurde und aus dem wir Folgendes mittheilen. Was sich in Metz abgespielt hat, wird sich hoffentlich in nicht mehr zu langer Zeit in seinen letzten Akten auch in Paris wiederholen, und wenn wirklich, wie es den Anschein hat, die Beschleunigung des Abschlusses durch Bombardement aufgegeben ist, (das Bombardement hat inzwischen begonnen) in ziemlich gleicher Weise. Möglich allerdings, daß die Einwohner von Paris und die Besatzungen der Forts stärker noch und bis zu einem höhern Grade der Entbehrung geprüft werden, falls die Verblendung der Führer und die Hartnäckigkeit, den eigenen Willen um jeden Preis durchzusetzen, auf der einen Seite, die Willens- und Widerstandslosigkeit gegen denselben auf der andern, bestehen bleiben. Bazaine hat nämlich nicht den allerletzten Moment, wo auch der Rest der Nahrungsmittel aufgezehrt war, abgewartet; er hat sich zur Uebergabe entschlossen, als mit den eben noch vorhandenen Vorräthen die Leistungsfähigkeit der Soldaten nicht mehr zu erhalten war, wenn schon es zu Hungersnoth im wahrsten Sinne des Wortes nicht gekommen war. Wer möchte deßhalb einen Stein auf den Führer werfen? Längere Zeit vor der Uebergabe bestanden die Rationen der Soldaten in 250 Grammes Brod und einem Wenig Pferdefleisch ohne Salz, mit dem Brod wäre man aber am 30. Okt. zu Ende gewesen. Lange hatte man sich mit Pferdefleisch beholfen, wie daraus schon zu entnehmen, daß, von Anderem abgesehen, die Pferde von 30 Kavalerie-Regimentern nach und nach geschlachtet wurden; indeß auch mit diesem Nahrungsmittel ging es zu Ende. Ob der tägliche Genuß von Pferdefleisch wirklich ohne Einfluß auf die Gesundheit der Eingeborenen gewesen ist, das wird sich freilich in Metz und Paris, wo zur ernsten Bedrohung derselben so verschiedene Einflüsse konkurriren, schwer oder gar nicht ermitteln lassen. Uebrigens mag, wie die Zeit vorschritt, diese Speise, abgesehen vom täglichen Einerlei, an sich immer schlechter und unangenehmer geworden sein, da durch den Mangel, den sie selbst litten, die Pferde abmagerten, ihr Fleisch wohl immer zäher wurde. Merkwürdig aber bleibt es, daß trotz der Ungunst der Witterung, trotz der Ueberfüllung mit Menschen — es waren zu den 54,000 Einwohnern ja 20,000 Leute vom Lande in die belagerte Stadt geflüchtet — und trotz der Strapazen die Krankheits- und Sterblichkeitsverhältnisse noch bei Weitem nicht so ungünstige waren, als früher in andern belagerten Städten. Während z. B. bei der 5monatlichen Belagerung von Torgau von 35,000 Soldaten 19,757 und von 5100 Bürgern 680 gestorben sind, in Danzig ²/₃ der französischen Besatzung und der vierte Theil der Bevölkerung Krankheiten erlag, starben in Metz in der letzten Zeit täglich nur 50 Soldaten. Im Ganzen sind, abgesehen von den auf den Schlachtfeldern gebliebenen, in Metz gestorben;

im August 478, im September 2094, im Oktober 1500 Soldaten. Darunter

	August	September	Oktober
Verwundete	432	1542	320
an Typhus	19	282	570
„ Ruhr	15	140	160
„ Pocken	6	40	50

Die Zahl der verwundeten und kranken Soldaten war bei der Uebergabe 27,000. Gesunde Soldaten durften nicht in die von der Nationalgarde besetzte Stadt kommen, die Ambulancen befanden sich größtentheils im Innern derselben. So standen auf dem place royale auf der einen Seite ungefähr 200 Zelte, in deren jedem auf verfaultem Stroh 6—8 Mann lagen, auf der andern Seite waren in 17 numerirten Straßen ebenso viele Reihen von je 16 Eisenbahngüter-Waggons mit je 5—10 Mann. Vor dem Thore befand sich ein Barackenlazareth von 32 Baracken mit je anfänglich 50, dann 80 Betten. In der Mitte derselben, die in einem Oval aufgestellt waren, befanden sich die Küche, Magazin, Badehaus, Kapelle; an der Innenseite waren sie sämmtlich miteinander durch einen Brettergang, der mit Zink überdeckt war, verbunden. Noch am 1. Nov. fand Dr. Sander in der Küche nur Pferdefleisch und Brod nebst Bisquits noch für einen Tag. Salz fehlte ganz.

In der Civilbevölkerung stand es mit den Nahrungsverhältnissen ähnlich wie bei der Armee. Noch war absoluter Mangel nicht eingetreten, aber nahe bevorstehend selbst bei Wohlhabenden. Der Gesundheitszustand der Civilbevölkerung war traurig, es starben in der letzten Zeit vor der Kapitulation täglich 25—30 Personen, von denen die Hälfte etwa auf die Flüchtlinge vom Lande kommt. Die tödlichen Krankheiten waren meist Ruhr, Typhus und Pocken, und stellten zur Sterblichkeit ein besonderes großes Kontingent die Kinder, so weit sich dies bis jetzt übersehen läßt.

Mannigfaltiges.

(Grillparzer's Verse auf der Torte.) Bei Grillparzer tritt ein gar wohlgestellter junger Hausherr vom ... Grund ein und läßt sich also vernehmen: „Auf'n nächsten Sonntag, da feiern meine Eltern ihre goldene Hochzeit; da möcht' ich ihnen eine rechte Freud' machen und hab' d'ran gedacht, ihnen ein Paar Verse zu widmen. Wie ich nun bei allen meinen Freunden herumgefragt hab', hat man mir gesagt, der Erste, der's machen könnt', wär' halt der Grillparzer, und da komm' ich zu Ihnen, ich will mich's was kosten lassen ..." Grillparzer war bei gutem Humor; er übernimmt die Versifikation und andern Tages sendet er dem braven Sohne des goldenen Hochzeitspaares 10 wohlgesetzte Verse. Der Dank blieb nicht aus. Der Vorstädter findet sich bei Grillparzer ein, seine Schuld zu zahlen. Unser Dichter wehrt ab; ihn interessirt etwas ganz Anderes.

„Nun, und haben Ihnen denn die Verse gefallen?"

„O, gewiß, sie waren ja sehr schön."

Das Lob erscheint unserem Grillparzer verdächtig, denn der Kunde bringt es ziemlich kleinlaut von den Lippen. Der Dichter will die Wahrheit wissen.

„Geniren Sie sich nicht, sagen Sie's nur, wenn Ihnen etwas nicht recht war; ich bin gewöhnt, getadelt zu werden."

„O, was wär' denn da zu tadeln; aber wenn ich schon die Wahrheit sagen soll, a bissel zu lang war die G'schicht'!"

„Wie, zu lang? Es waren ja nur zehn Verse."

„Ja, wissen's, Herr v. Grillparzer, für die Torte war's halt doch zu lang, denn ich hab' die Vers — aufspritzen lassen" — —

(Ein theuerer Druckfehler.) Im Jahre 1632 hatten die Londoner Buchdrucker Robert Parker und Martin Lucas eine Bibel in 1000 Exemplaren gedruckt. Durch einen unglücklichen Fehler war in dem siebenten Gebot „Du sollst nicht ehebrechen" das Wort nicht ausgelassen. Als Dr. William Laud, der Bischof von London, dies zur Kenntniß des Königs Karl I. brachte, wurde eine Untersuchung der Stern-Kammer angeordnet. Das Urtheil lautete auf Einziehung der ganzen Auflage und eine Buße von 3000 Pfd. St. Für einen Theil dieser Summe wurden griechische Schriften angeschafft, um damit nützliche Bücher zu drucken, und befohlen, daß die königl. patentirten Buchdrucker auf ihre Kosten jährlich einen griechischen Band drucken sollten.

Lebensphilosophie.

Das Talent bedarf der Pflege, um zu gedeihen, das Genie nur Raum, sich zu entfalten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Freitag, 13. Januar 1871.

Den Deutschen in Amerika!

Seid gegrüßet, Brüder über'm Oceane,
Die ihr deutsch mit uns von Herzen fühlt.
Alle sind wir Kinder eines Vaterlandes;
Einer Mutter Milch hat uns gestillt.
Können stolz wir doch auf uns're Heimath schauen,
Auf das deutsche Land so hoch und hehr,
Ja — solch Vaterland! wer sollte es nicht lieben
Hier am heim'schen Herd', wie über'm Meer!

Brüder, reicht die Hand zum Bunde!
Trennt euch gleich das weite Meer
Von der Heimath — frohe Kunde
Aus der Heimath freut euch sehr.
Warum sollten deutsche Brüder
Deutsch nicht sein auf fremder Erd'?
Klingen sollen deutsche Lieder
Ueberall an deutschem Herd'!

Söhne uns'rer deutschen Erde,
Seid gegrüßt mit Herz und Hand.
Dank für eure allbewährte
Lieb' zum theuern Vaterland.
Wer will deutsches Volk verachten?
Wer will wagen, es zu schmäh'n?
Alle, die es sonst verlachten,
Könnt ihr jetzt es achten seh'n.

Jenes Krämervolk soll schweigen;
Deutsche sind ihm nimmer hold.
Mag es stets die Hände reichen
Unserm Erbfeind, der uns grollt.
Deutschlands Helden werden siegen
Dennoch in dem heil'gen Streit!
Unser Erbfeind muß erliegen.
Deutschland hoch! trotz fremdem Neid!

In Verachtung soll bestehen
Unsre Rache; nimmermehr
Soll die Welt uns lächeln sehen
Einem Volke ohne Ehr'!
Offen Freund und Feind begegnen,
Das ist Ehrenmannes Pflicht.
Aber ehrlos sein — und segnen —
Können edle Menschen nicht.

Brüder über'm Oceane,
Die ihr liebt das Vaterland,
Sehet, wie die deutsche Fahne
Wehet bis zu jenem Strand,
Der euch liebend aufgenommen
Und euch zweite Heimath ward.
Brüder, laßt zu unserm Frommen
Niemals ab von deutscher Art!

Brüder, reicht die Hand zum Bunde!
Trennt uns gleich das weite Meer,
Glaubet, jede frohe Kunde
Von euch drüben freut uns sehr.
Ueberall und immer müssen
Deutsche wirken treu und recht.
Alle Völker sollen wissen,
Was es heißt: „Ein deutsch Geschlecht!“

Zweibrücken, im Januar 1871.

Chr. Grund.

Das belagerte Paris.

(Schluß.)

Zur hartnäckigsten Vertheidigung gegen den Ketzer Heinrich von Navarra, den das Heerlager, Katholiken wie Hugenotten, einstimmig als König von Frankreich begrüßt, erhob sich Paris, ein einziger Held Simson, sein Volk von 500,000 Seelen. Das Parlament ward entsetzt, an seine Stelle trat der Rath der Sechzehn. Im entschiedensten Sinne ging er vor; weder die revolutionäre Kommune vom 10. August 1792 noch die Kommune, welche die Vorstädter am 31. Oktober 1870 forderten, hätten die Sechzehn an energischen Maßregeln übertreffen können. Jeder

Reiche wie jeder Befehlshaber wurde verdächtig. Der Verrath lag in der Luft. „O Paris," ruft der Satyriker nach der „Wiederherstellung der Ordnung" im Rückblick auf diese Herrschaft der Sechzehn aus, „du bist nicht mehr Paris, sondern eine Höhle wilder Thiere, ein Asyl für Diebe, Räuber und Mörder! Leer sind deine Hörsäle, und wo sonst das Latein der Schulmeister erscholl, da hört man jetzt Tag für Tag das Gebrüll der Milchkühe und den süßen Nachtigallenlaut der Esel!" Drei Jahre lang widerstand Paris; nach siegreichem Gefecht war Heinrich IV. bis in die Nähe der schon damals gewaltigen und, wie es hieß, durch Sturm nicht zu erobernden Stadt gedrungen. Er besetzte Mantes, Melun und Corbeil und schnitt den Parisern die Zufuhr ab. Diese engste Cernirung dauerte vom April bis zum August 1590. Von den Leiden und dem Heldenmuthe der Eingeschlossenen läßt sich nur annähernd aus der Zahl der Opfer eine Vorstellung gewinnen. Ich nenne die kleinste Zahl: 15,000 Menschen sind dem Hunger und den Krankheiten in diesem fürchterlichen Sommer erlegen. Andere erhöhen die Ziffer auf 40,000; ein übertreibendes Gerücht spricht von der Verzehrung menschlicher Leichen! Was die Pariser von 1870 bisher erduldet, erscheint doch nur wie ein bloßes Spiel dagegen. In dem einen Punkt aber gleichen sie ihren Vätern, daß sie mit dem Widerstand bis zum Aeußersten prahlen. Zuletzt bereitete man, nach dem Vorschlag des spanischen Gesandten Mendoza, Nahrung aus Hafer; „die geistlichen Genossenschaften ließen sich die Ernährung der Armen dringend angelegen sein," berichtet Ranke, „und es machte doppelten Eindruck, wenn dann die Mönche selbst in den abgehärmtesten Gestalten aus dem Kloster hervortraten". Wie jetzt mit den deutschen Barbaren, so fanden auch 1590 mit den Ketzern Verhandlungen statt. Eine Gesandtschaft kam in den ersten Tagen des August zu Heinrich IV.; Jules Favre hat mit Bismarck nicht hochmüthiger geredet, als diese Leute mit ihrem König. Nicht ihre Unterwerfung boten sie an, nur zu allgemeinen Friedensverhandlungen erklärten sie sich bereit. Der Anmarsch spanischer Hilfsvölker aus Flandern, unter dem berühmtesten und frömmsten Feldhauptmann der Zeit, Alexander Farnese, rettete in jenem traurigen Monat die Stadt; Heinrich war zu schwach, zugleich den Spaniern entgegen zu gehen und die Blokade aufrecht zu erhalten. Dem deutschen Heerkönige folgen zu seinem Glück mehr Bataillone.

Wer in Anquetil's „Geist der Ligue" oder noch besser in L'Estoil's Tagebuch diese halb rührenden und halb närrischen, zu gleicher Zeit erhabenen und grotesken Geschichten nachliest, wird vor Allem darüber erstaunen, daß die Nachwelt für all' diese Leiden und Kämpfe nichts als ein schadenfrohes Gelächter hatte. Eine ergreifende Volksbewegung, die, was auch ihre Führer sündigen mochten, in ihrem Kern echt und aus den tiefsten Wurzeln der Volksseele entsprungen war, wird zum Kinderspott. Die wohlhabenden und gelehrten Männer des Bürgerstandes, Florent Chrestien, ein ehemaliger Lehrer Heinrich's IV., der Hellenist Passerat, Nikolas Rapin, ein Kriegsmann, der Rechtskundige Pierre Pithon, schlagen, unter dem Jubel Aller, die Reden und Thaten des armen Volkes an den Pranger. Nicht genug, daß sie in Hunger und Elend, ihre Freiheit und ihren Glauben vertheidigend, jammervoll umgekommen, man verhöhnt sie noch in ihrem Grabe, das kein Kreuz und keinen Stein trägt, als Strolche, Dummköpfe oder Spitzbuben. Da Paris nicht, wie die Prediger so oft geweissagt hatten, in Flammen aus einem irdischen zum himmlischen Jerusalem ward, da schließlich doch der Magen das Herz überwand, mochte es für die, welche den kläglichen Ausgang des Schauspiels sahen, schwer, wo nicht unmöglich sein, keine Satyre zu schreiben. Beinahe gewann der Kampf das Aussehen, als wäre nicht um Volksfreiheit und Religion, sondern um Mehlsäcke gestritten worden. Und hier berührt sich der spanische Ritter Don Quixote mit der französischen Ligue; sie sind ja ohnedies Zeitgenossen. Nichts Herrlicheres als die Grundsätze, nichts Tolleres als die Thaten des edlen Junkers. Aehnlich verhält es sich mit der Ligue. Die Sieger hatten ein Recht, diese thörichten Versuche zur Aufrichtung einer katholischen Republik, das plumpe und ungeberdige Toben des Volkes zu verlachen, in der Wirklichkeit erschien das Alles wie die Großthaten des Manchaners zu Ehren seiner Dulcinea. Diese geharnischten Mönche und Bürger, die zähneklappernd und frierend in den Herbstnächten auf den Wällen standen, die bei ihrem Zuge durch die Gassen mehr Vogelscheuchen als Kriegern ähnlich sahen! Um der höchsten Güter willen, um seine Freiheit und Religion wagte Paris den ungleichen Kampf. Nur blieb die Ausführung hinter der Idee nicht allein zurück: im Gegentheil, sie strafte die Idee Lügen. Wie Don Quixote kam auch die Ligue zu keinem wahrhaft tragischen Ausgang. Nicht mit Troja's Brande

und dem Siegesfest der Achäer: die Komödie schloß mit dem stattlichen und prunkvollen Einzug des besten Königs. Ohne auch nur eine einzige Barrikade zu überschreiten, betrat Heinrich IV. am 22. März 1594 seine gute Stadt Paris. Er war in voller, goldglänzender Waffenrüstung, von seinem Hute wehte der historisch gewordene weiße Federbusch, der seinen Truppen bei Ivry zur Fahne bis hinein in das Herz der feindlichen Schlachtreihe gedient. Zahlreich umgab ihn sein Adel, alle Herren in ihren reichsten Kleidern, mit wohlgefüllten Börsen; voran marschirten die Leibwächter. Anfangs starrte die Menge den Zug schweigend und finster an. Als der König aber in die Nähe der Notredame gekommen war, begrüßte ihn allseitig ein unermeßliches Jubelgeschrei. Der Bann war gelöst; die Menschen fielen sich in die Arme und nannten sich wiedergeboren. Hinter dem Königszuge fuhren die Wagen voll Mehl und Fleisch in die ausgehungerte Stadt, allgemeine Feste folgten. Die trotzigsten Prediger, die wildesten Liguisten verließen Paris; für die Mehrzahl war es schon damals ein unerschütterlicher Satz, daß in Frankreich Alles mit einem Witze oder mit einem Couplet enden müsse. Dieser Witz, dieses Couplet ist die Satyre Ménippée. In der Gestalt von sieben guten „respektabeln" Bürgern setzte sich der gesunde Menschenverstand zu Gericht über Begeisterung und Narrheit. Wie hatte er „seine schöne und kostbare Zeit im Wach- und Vorpostendienst verloren" und noch dabei „Schnupfen, Grippe und Krankheiten aller Art, welche die Gesundheit zerstören", gewonnen! Warum hatte er „so lange Haferbrod und unsaubere Thiere, die er lieber nicht bezeichnen mag, gegessen?" Nur um dem großmüthigsten König einen kindischen Widerstand entgegenzustellen, den Widerstand der Pygmäen gegen den neuen Alexander! Noch während der „Cernirung" der Stadt waren die wackeren Männer im tiefsten Geheimniß in einem Hause in der Nähe des Quai der Goldschmiede zusammengekommen. Die Pariser Stadtsage will, daß der berühmte Satyriker Boileau in derselben Kammer, wo sie saßen, vierzig Jahre später geboren sei. Dort im Politisiren und Schelten über die Herrschaft der Sechzehn und die Macht der Spanier faßten sie den Gedanken, die Ligue mit der furchtbaren Waffe des Lächerlichen anzugreifen. Einem der Gelehrtesten unter ihnen fiel der alte Cyniker Menippos ein, der seinerzeit wegen seiner boshaften Spöttereien berüchtigt gewesen; das Werk erhielt in der Taufe seinen Namen. „Krieg! Krieg!" hatte die Ligue gerufen; „Frieden! Und es lebe der König!" antwortete die Satyre darauf.

So sitzen wohl auch jetzt einige „verständige" Leute in irgend einem wohlverschlossenen, wohldurchwärmten Gemach, bei einer leidlich bestellten Tafel zusammen und machen sich über die Vertheidiger von Paris, den schweigsamen Trochu und den wilden Flourens lustig. Sie wissen, so sicher wie die Satyriker von 1593 es wußten, daß zuletzt nicht nur das Schicksal, sondern auch das ganze französische Volk ihnen Recht geben wird. Die Ligue focht für das Höchste, was das 16. Jahrhundert kannte, für die Religion. Niemand wird behaupten, daß im 19. Jahrhundert ein so oder so gezogener Grenzstrich zwischen zwei Ländern das Ideal des Lebens sei. Nach wie vor werden die Franzosen ihren „Esprit" und wir unsere Streitlust um des Kaisers Bart behalten. Unter schmählicheren Verwünschungen und Verspottungen als der Herzog von Mayenne, der päpstliche Nuntius und der spanische Gesandte, ist der erste Urheber des jetzigen Krieges, Napoleon III., zusammengesunken; mit dem Degen, der ihm entfiel, fiel auch die Krone von seinem Haupte. Das Loos der Gambetta und Favre wird kein besseres sein, auch für sie spitzt die Satyre schon die stählerne Feder. Die Atmosphäre von Paris läßt es nicht zu, daß die Belagerer, die Sieger, jemals den römischen Legionen glichen, die Karthago, Numantia und Jerusalem verbrannten; aber sie raubt dafür auch den Bewohnern den heroischen Typus. Das Theatralische überwiegt das Tragische, statt des wirklichen Dolches gebraucht man den Theaterdolch. Noch ehe die Noth zu jener Höhe gestiegen sein wird, von der die alten Geschichten erzählen, werden sich die Thore von Paris friedlich öffnen; ein Kaisereinzug wird die „Hunger-Episode" in dem Leben der großen Stadt prächtig und phantastisch beschließen und — Louis Blanc mag fortfahren — „elegante Frauen werden von den Fenstern aus die Sieger mit Freudengeschrei begrüßen und mit ihren Tüchern ihnen winken, die Reichen ihre prachtvollsten Zimmer für die Aufnahme preußischer und bayerischer Offiziere in Stand setzen." Und warum nicht? wird der gesunde Menschenverstand lachend sagen. „1815 stiegen die Einnahmen der Kaufleute auf das Zehnfache!" Schade, daß wir nicht wissen, um wie viel sie bei Heinrichs IV. Einzug gestiegen sind. Trotz seiner Forts war, ist und wird Paris immer eine Stadt des Luxus und des Vergnügens

sein; auf eine kurze Frist mag es Saragossa nachahmen wollen, am Tage, wo es zur Besinnung gekommen, wird es seine Helden kreuzigen oder verspotten. Nur ein Charakter kann tragisch untergehen, leicht in alle Lagen schickt sich ein glückliches Talent. Karthago und Jerusalem waren Charaktere, Lutetia ist, wie alle Sirenen, ein Talent.

Mannigfaltiges.

Von der Loire, 23. Dez., erhielt die „A. Ztg." einen von den vielen Soldatenbriefen, die in Vendome gefunden wurden. Nach einigem Persönlichen fährt der Schreiber fort:

„Ich habe alle Hoffnung aufgegeben, daß Frankreich sich von den Schlägen, welche es betroffen hat, erholen werde. Sie können es allen denen, mit welchen Sie über politische Gegenstände sprechen, sagen: daß Frankreich besiegt, verrathen ist und es auch bleiben wird. Warum? Weil Frankreich an drei ungeheuren Fehlern krankt: an dem Indifferentismus, an der Unwissenheit in allen militärischen Dingen, an den Parteien, welche an Frankreich nagen und nagen werden. Die Panik ist in der französischen Armee ausgebrochen, alle Chefs rufen ihren Soldaten zu: „Rette sich, wer kann!" Das ist der nationale Indifferentismus. Man denkt nur an sich, die nationale Einheit ist dahin. Unsere Chefs verbringen ihr Leben an der Tafel, im Café, am Billard, beim Spiel, sie denken nur daran, zu paradiren, sie geben sich mit Nichtigkeiten ab: andere entwürdigen sich noch mehr, und den Händen solcher Leute hat man uns überliefert! Vom kleinsten Lieutenant bis zum General gibt es nur Unwissende und Dummköpfe. Alle die, welchen ein Gefühl der Pflicht innewohnt, stoßen Seufzer der Verzweiflung aus. Was sind die Franzosen von ehedem nun geworden? Sie sind todt. Je mehr ein Volk sich bereichert, desto weniger hat eine Monarchie Bestand. Es gibt keine Unterwürfigkeit mehr, keine Disziplin und ohne Disziplin gibt es keine Armee. Alle Welt verlangt den Frieden — was wird man thun, was wird werden? Wir werden uns unter den Ruinen von Frankreich vernichten, desselben Frankreichs, das durch den Luxus, den Hochmuth, die Eifersucht zu Grunde gegangen ist. Der Hochmuth des Soldaten macht, daß er sich mehr glaubt, als sein Chef ist. Wenn das Vertrauen dahin ist, ist die Zerrüttung, die Vernichtung da. Was wird man zum Frieden thun? Was wird die Zukunft bringen? Man wird sich vor Schande in die Verborgenheit zurückziehen, und dann werden die Parteien fortfahren, uns zu verschlingen. Der Bürgerkrieg ist unvermeidlich; die Masse der Auflagen, der Requisitionen u. s. w. Wenn man euch fragen wird, wie man mit Feiglingen, wie wir sie haben, siegen kann, so sagt ihnen Folgendes: man müßte hinter die Armee eine Reihe von Mitrailleusen aufstellen und den Soldaten sagen: „Soldaten siegen oder sterben! Ihr müßt siegen oder ich richte die Mitrailleusen auf euch. Vorwärts!" Wir haben während dieses Feldzuges 400,000 Menschen verloren, wir haben nicht einen Sieg gewonnen. Wenn man sie alle auf einmal geopfert hätte, würden wir einen glänzenden Sieg davon getragen haben, die Einigkeit erzeugt die Stärke — Frankreich hört auf zu existiren. Wir sind ein Volk, das alt geworden ist. Wir erleiden das Loos einer großen Nation. Was ist aus den Griechen, den Persern, den Römern, den Mauren, den Türken geworden. Sie sind alle große Nationen gewesen, was sind sie nun? Elende Trümmer, Spielzeuge der anderen Nationen! Solchergestalt ist unser Bestimmung. Wir sind schon eines dieser alt gewordenen Völker. Wir sind im Verfall begriffen. Diesmal geben wir einen Fetzen hin, ein andersmal einen anderen, bald wird nichts mehr übrig bleiben. Das ist das Schicksal aller Völker, welche in der Geschichte etwas bedeutet haben. Und wem wird man die Verantwortung dafür zuschreiben? Seinem Nachbar? O gewiß, man wird nicht einmal den Muth haben, zu gestehen, daß wir selbst schuld daran sind. Wir rollen mit furchtbarer Schnelligkeit dem Abgrund entgegen. Es fehlt in Frankreich die strenge Zucht, der Ursprung und die Quelle aller Tugenden; unsere Niederlagen sind nur die Folgen unserer sozialen Zuchtlosigkeit, wie sie in Frankreich besteht und mit jedem Tag größer wird."

(Das nennt man noch Reklame.) Den Preis über alle bisherigen Reklamen trug jedenfalls die Firma Schoppe u. Co. in Leipzig davon. Sie ließ viele Tausende Empfehlungen für das nicht unberühmte Dr. Hamilton'sche Zahnpulver über die ganze Stadt von den Kirchthürmen herabwehen. Bis jetzt ist jedenfalls nichts Höheres im Reklamenwesen geleistet worden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Montag, 16. Januar 1871.

Karl Wilhelm in Berlin.

Es war ein sehr natürliches Verlangen, den Mann sehen zu wollen, welcher dem deutschen Kriege von 1870 sein Lied gegeben hat, und in dem großen Concerte, welches die Herren Wieprecht und Litfaß im Cirkus Renz „zum Andenken an unsere gefallenen Helden“ veranstaltet hatten, ward Berlin dieser Wunsch erfüllt. Auf eine Einladung des Comités war Herr Karl Wilhelm aus seinem Heimathsstädtchen Schmalkalden, in ehedem kurhessischen Landen belegen, nach Berlin gekommen, um in dem von Tausenden und Abertausenden erfüllten Cirkus Renz das Lied zu dirigiren, welches unsere Heere von Sieg zu Sieg geführt und ihn mit Recht berühmt gemacht hat. Des anspruchslosen Komponisten Reise nach Berlin glich einem kleinen Triumphzug: einige von den Lorbeern, welche bei den Klängen seiner Strophen die deutsche Armee auf Frankreichs blutigen Feldern gebrochen, senkten sich auf sein bescheidenes Haupt. Weißgekleidete Jungfrauen empfingen den Schüchternen, den das Leben bisher nicht an Ruhm und Ehren gewöhnt, bei seiner Ankunft auf dem Bahnhofe — er, dessen Namen vor vier Monaten kaum ein Mensch kannte, ward hier an der Schwelle von Deutschlands künftiger Hauptstadt empfangen, wie man sonst nur Fürsten empfängt. Stammelnd und erröthend nur wußte der Ueberraschte den poetischen Gruß zu erwiedern, den eine von den Weißgekleideten an ihn gerichtet; tief ergriffen, mit Thränen in den Augen, den Händedruck, mit welchem die Deputationen der Liedertafeln von Berlin und des Comités ihn bewillkommneten. Sie hat etwas Rührendes, die Weise, wie dieser Mann nach — ich weiß nicht wie vielen Jahren der Dunkelheit und Entbehrung sich in die neue, glänzende Lage des von ganz Deutschland Gefeierten findet. Gestern noch in der stillen, einsamen Gasse eines außerhalb der Welt gelegenen dürftigen Oertchens — heute in einer prächtigen Equipage, von andern gefolgt, durch die von Licht und Leben schimmernden Straßen Berlins fahrend, kein Fremder, sondern jubelnd begrüßt, wo immer er sich zeigt! Welch ein Wechsel im menschlichen Geschick! Erfolge dieser Art lassen sich nicht künstlich vorbereiten; sie sind auch mit keiner noch so mühevollen Arbeit zu erringen. Sie fallen in weiten Zwischenräumen hier und dort einem Sterblichen als Geschenke des Zufalls in den Schooß — jenes Zufalls freilich, der etwas mehr und auch etwas gerechter ist, als sein Name besagt. Denn nicht unverdient ist die unermeßliche Popularität, welche dem Liede Karl Wilhelms und durch sein Lied ihm selber zu Theil geworden.

Wie man jetzt allgemein längst weiß, entstand das Gedicht, welches man als die „Wacht am Rhein“ kennt, zu gleicher Zeit mit Nikolaus Beckers „Rheinlied“, zu Anfang des Jahres 1840, als Thiers, der jetzt umsonst seinem vernichtet daliegenden Vaterland den Frieden wiederzubringen sucht, die Parole: „Der Rhein Frankreichs Grenze“ ausgab — jene Parole, die seitdem unaufhörlich bald laut, bald leise, bald schmeichelnd, bald drohend wiederholt, in unseren Tagen endlich zu dem furchtbaren Kriege geführt hat, welcher noch heute zum gänzlichen Verderben Frankreichs wüthet. So war es ihm, dem kleinen Thiers, beschieden, in seinem hohen Alter die bittere Frucht zu ernten, deren Samen er vor dreißig Jahren selber ausgestreut — das Feuer, das er entzündet, umlodert ihn rings, Frankreichs Macht, Frankreichs Reichthum, Frankreichs Weltstellung unrettbar verzehrend ... er möchte helfen, denn er sieht den Untergang Frankreichs

vor Augen — doch nun kann er es nicht mehr! Das ist die Nemesis in der Geschichte, die sich nie deutlicher gezeigt als in diesem Kriege. Damals nun auch, bei der ersten Drohung, die gegen den Rhein geschleudert wurde, dichtete Max Schneckenburger das Lied, welches viele Jahre später, nachdem den Dichter längst die kühle Erde deckt, seine Wunder hat thun sollen. Dank der verdienstvollen Sammlung, welche Hr. Franz Lipperheide in Berlin unter dem Titel „Lieder zu Schutz und Trutz“ herausgibt, kennen wir jetzt auch den ursprünglichen Text des Gedichtes in Max Schneckenburgers Originalhandschrift, welche, von der Wittwe des Dichters zur Veröffentlichung mitgetheilt, an der Spitze des siebenten Heftes genannter Sammlung sich findet. Es ist nicht nur interessant, sondern auch höchst lehrreich für das Werden eines Volksliedes, diesen ersten Text mit der Gestalt, in welcher wir das Lied heute besitzen, zu vergleichen. Es heißt hier noch nicht „Die Wacht am Rhein“, sondern „Die Rheinwacht“. Bleifederkorrekturen zeigen uns, daß der Dichter noch nicht ganz sicher war, ob er sagen sollte:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr, Kanonenschall“ oder „und Wogenprall.“

Ferner wägte er noch zwischen folgender Fassung:

„Auf blickt er, wo der Himmel blaut,
Wo Vater Hermann niederschaut“,

und derjenigen, die später angenommen ward:

„Auf blickt er in des Himmels Blau'n,
Wo todte Helden niederschau'n.“

Und vor Allem: was dem Liede seinen eigentlichen Charakter gegeben — der Refrain fehlt! Statt sechszeilig zu sein, wie sie es heute sind, waren die Strophen vierzeilig, und die letzte lautete:

„Der Schwur erschallt, die Woge rinnt, —
Die Fahnen flattern hoch im Wind.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.“

Man sieht: es war beides gegeben, sowohl der Name „Die Wacht am Rhein“, als auch der Refrain; aber es lag vorerst noch unbenutzt da, und es bedurfte noch eines glücklichen Griffes, um es an's Licht zu bringen. Vielleicht sind wir jenem „Samstags-Bund“ in Bern, in welchem, wie Professor Hundeshagen seinerzeit in der „Köln. Ztg.“ berichtet — das Gedicht zuerst vorgelesen ward, für die so nahe liegende Veränderung verpflichtet. Denn der Professor, ein Mitglied jenes geselligen deutschen Vereins, erzählt, daß sogleich am ersten Abend, nachdem das Gedicht gelesen worden war, einer von den Freunden, den der Inhalt desselben enthusiasmirte, sich an's Klavier gesetzt und es zu irgend einer improvisirten Melodie gesungen habe. „Wir Uebrigen hörten zuerst andächtig zu, fielen aber schon vom zweiten oder dritten Verse an in den schönen Refrain mit ein: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein.“ Der volksthümliche Ausbau des Gedichts vollendete sich demnach auf die natürlichste Weise: durch den Gesang; und in dieser Form erhielt dasselbe denn auch sogleich in Bern selbst seinen ersten Komponisten, den Organisten und Musiklehrer J. Mendel. Die Mendel'sche Komposition, welche 1842 erschien, ist wenig bekannt geworden; doch hören wir, daß sie in einer Monographie über „Die Wacht am Rhein“ von Georg Scherer, welche demnächst im Verlage von Hrn. Lipperheide herauskommen wird, wieder abgedruckt werden soll. Das Mendel'sche Musikstück, wenn es sonst keinen besonderen Anklang gefunden, hatte doch das unbestreitbare Verdienst, den Text zu bewahren, welcher ohne diese Vervielfältigung möglicherweise ganz verschollen sein würde. Denn so viel ist notorisch, daß dem Komponisten, welcher „Die Wacht am Rhein“ zu der nationalen Bedeutung emporgehoben hat, das Gedicht nur auf diesem Wege bekannt geworden ist. Es war vor fünfzehn, sechzehn Jahren, daß Karl Wilhelm das von Mendel bereits komponirte Gedicht noch einmal in Musik setzte, wie er damals wohl manch' ein anderes Gedicht in Musik gesetzt haben mag, welches seitdem verklungen ist. Doch „Die Wacht am Rhein“ sprach sogleich an; man sang sie gern in den Liedertafeln und bei Turnfesten. Damit hätte sich der bescheidene Mann wohl begnügt, nicht ahnend, welche ungeheure Mission dieser einfachen, aber innig empfundenen Weise vom Schicksal noch zugedacht worden sei. Denn das Schicksal, welches Reiche stürzt und Reiche baut, welches, wenn die Zeit gekommen ist, die Staatsmänner und die Feldherren in Bereitschaft hat, weiß wohl auch das Lied zu finden, welches dem Soldaten so wichtig ist, wie die Fahne, der er folgt. Dieses Lied war „Die Wacht am Rhein“, und mit den Namen von König Wilhelm, Bismarck und Moltke, mit den Namen all' unserer Helden von 1870 wird, wenn auch nur auf dem untersten Rande des Blattes, welches die Thaten Jener verzeichnet, der Name von Karl Wilhelm

fortleben. Welch ein wunderbares Glück für den Komponisten eines Liedes!

Dieses Gefühl war es, welches sich in rauschendem Zuruf, im Tusch des Orchester und begeistertem Jubel aus vielen tausend Kehlen kundgab, als Karl Wilhelm an das mit einem Lorbeerkranz geschmückte Dirigentenpult trat. In weitem Rund war der Cirkus gefüllt. Kopf an Kopf drängte sich die Menge, um den bescheidenen Mann zu sehen, welcher nicht, wie viele Andere, den Ruhm gesucht, sondern den der Ruhm hatte suchen müssen und Gott weiß mit wie vieler Mühe gefunden dort in dem kleinen kurhessischen Landstädtchen. Rührend war es zu sehen, wie er halb verlegen und doch auch wieder halb wie von einem Traume befangen das Zeichen gab zum Beginn des Liedes, das, von mehreren hundert Männerstimmen gesungen, bald das umfangreiche Gebäude mit seinen traulichen Heimathklängen füllte! Manch eine Zähre mag da geflossen sein im Andenken an die todten Helden, die mit dem letzten Tone dieses Liedes auf den Lippen hinsanken auf Weißenburgs Höhen oder am Walde von Wörth, im Verhau von Spicheren oder an den blutgedrängten Moselborden — — und dann immer wieder dieser friedlich-tröstende Zuruf: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ — wie ein Gruß aus der Ferne für die Mutter, für das Weib, für die Schwester und das Kind in der lieben Heimath! Ja, das ist es, was im Gegensatz zu den rauschenden Siegesfanfaren der französischen Kriegslieder uns dieses so theuer macht! Wir sagen Nichts gegen Rouget de Lisle's unsterblichen Hymnus: aber mit seinem blutdürstigen Refrain und seinen Verwünschungen gegen die fremden, die wilden Kohorten ist er ebenso echt französisch, wie unsere „Wacht am Rhein“ echt deutsch ist mit ihrer Liebe zur „heiligen Landesmark,“ mit ihrem frommen Aufblick zu den „todten Helden“ und ihrem Gelöbniß: „Du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust.“ Es ist keine Prahlerei darin und keine hochklingende Phrase, sondern Nichts als der schlichte Ausdruck des Gefühls und der Pflicht: und Dem angemessen ist die Musik: ruhig, prunklos, aber bestimmt und herzlich. Und wie beim Anhören dieses Liedes, indem Strophe nach Strophe sich folgte, an meinem Geiste Armeekorps nach Armeekorps vorüberzog, an den Rhein, über den Rhein, die Mosel, die Maas und die Marne, bis vor die Thore von Paris; und wie ich umringt von den Sängern den Mann dastehen sah, einen Fünfziger etwa, mit langem schwarzen Haar und leidendem Gesicht, — da regte sich in mir Etwas wie Lokalpatriotismus, daß ein spezieller Landsmann von mir, ein Kurhesse, dem Krieg gegen Frankreich seinen musikalischen Ausdruck gegeben. Aber es war ein Württemberger, der den Text dazu gedichtet: und so zeigt sich, selbst in diesem Liede, der allgemeine deutsche Charakter unseres Kriegs. Ja, redlich, ohne Selbstsucht, aber auch ohne Selbstüberhebung, haben wir Alle miteinander das Unserige gethan; möge denn fröhlich unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ das heilige, deutsche Reich wieder auferstehen!

Julius Rodenberg.

Mannigfaltiges.

(Was jeder Kanonenschuß kostet!) Ein Artillerie-Offizier hat über diese Frage eingehende Berechnungen aufgestellt, welche ein jedenfalls zuverlässiges Facit ergeben. Er schreibt: Es kostet: 1) der Granatschuß des Vierpfünders (8 Cm. Kanon, 1 Pfund Ladung, Gewicht der Granate 8 Pfund) 1 Thaler 10 Silbergroschen; 2) der Granatschuß des Sechspfünders (9 Cm. Kanon, 1 Pfund Ladung, 13 Pfund Gewicht der fertigen Granate) 1 Thlr. 20 Sgr.; 3) der Granatschuß des Zwölfpfünders (12 Cm. Kanon, 2 Pfd. Ladung, 29 Pfd. Geschoßgewicht) 2 Thlr. 18. Sgr.; 4) der Granatschuß des Vierundzwanzigpfünders (15 Cm. Kanon, 4 Pfd. Ladung, 54 Pfd. Gewicht der Granate) 4 Thlr. 10 Sgr.; 5) der Zweiundsiebzigpfünder und der Sechsundneunzigpfünder, beide ausschließlich in der Küsten- und Marineartillerie eingeführte Kaliber, haben, entsprechend den ihnen sich darbietenden verschiedenen Zielen, außer dem Kartätschenschuß noch zwei Geschoßarten, die Lang-Granaten und die Hartguß-Granaten. Erstere zeichnen sich vor den gewöhnlichen Granaten durch größere Länge und dünnere Eisenstärke aus und fassen deßhalb eine bedeutende Sprengladung. Sie sind gegen Erdwälle, Holzschiffe und die nicht gepanzerten Theile der Panzerschiffe bestimmt. Die Hartguß-Granaten sind ausschließlich zum Durchschlagen der Panzerplatten bestimmt, werden aus der Gruson'schen Fabrik in Buckau bei Magdeburg bezogen, haben eine ganz massive Bogenspitze und nur ganz kleine, zur Aufnahme der Sprengladung bestimmte Sprengkammern. Die Ladung besteht aus prismatischem Pulver. Der Schuß des

Zweiundsiebzig-Pfünders (21 Cm. Kanon, 9 Pfd. Sprengladung für Lang-Granaten, 3 Pfd. für Hartguß-Granaten, 16 bis 34 Pfd. Ladung) durchschnittlich 200 Thlr. Der Schuß des Sechsundneunzig-Pfünders (23 Cm. Kanon, 13 Pfd. Sprengladung für Lang-Granaten, 5 Pfd. für Hartguß-Granaten, 35 bis 48 Pfd. Ladung) 300 Thlr. Der Schuß des Tausendpfünders, der bekanntlich bis jetzt in einem einzigen, noch von der Pariser Welt-Industrie-Ausstellung her allbekannten Exemplare vorhanden ist, kostet je nach Geschoßart und Stärke der Ladung 150 bis 500 Thlr. Eine nähere Auskunft über dieses Riesengeschütz in B. Grasers Buch über „Norddeutschlands Seemacht" sagt: „Das Vollgeschoß von Stahl wiegt 1100 Pfd., die Granate 981 Pfd., während das Gewicht des Bleimantels 200 Pfd., das der Pulverladung 100 bis 200 Pfd. beträgt. Das Hohlgeschoß wird von einem länglichen Gußstahlkern mit massiver Spitze gebildet und in dasselbe wird hinten, nachdem es aufgeschraubt ist, ein Beutel mit 16 Pfd. Pulver als Sprengladung eingesetzt und darauf der Boden zugeschraubt und festgenietet. Eine besondere Zündungsvorrichtung für die Sprengladung ist nicht nöthig, da schon die Friktion beim Aufschlagen allein die Explosion bewirkt. Jeder Schuß kostet 800 Thlr. und die Kosten des Geschützes betragen im Ganzen bedeutend mehr, als die Unterhaltung eines Infanterie-Regiments während eines ganzen Jahres.

(Neujahrswunsch eines Schülers der unteren Klasse der deutschen Schule.) Lieber Preußenkönig! Ich wünsche dir ein glückselig neues Jahr, eine Bretzel wie ein Scheuerthor, einen Lebkuchen wie ein Ziegeldach und eine Bratwurst bis nach Hagenbach und sage dir, wenn du noch Soldaten brauchst, für die Rothhosen zu schießen, so schreibe mir, und da gehen wir Buben und unsere Väter von hier in dein Land und thun die Rothhosen bewachen, daß sie nicht durchgehen, und dann nimmst du deine Soldaten dort und schickst sie nach Paris und zum Garibaldi und geht nicht eher heim, bis ihr sie geschlagen habt, daß sie ihr Lebtag nicht zu uns kommen. Ich wünsche dir auch tausend Mal, daß du Kaiser wirst, weil mein Vater mir sagte, wir hätten leichter Geographie in der Schule zu lernen.

Kleinfischlingen, den 30. Dezember 1870.

Friedrich Bender.

Dr. Konstant v. Wurzbach hat soeben (im Verlage der Ed. Hügel'schen Buchhandlung) eine „Festschrift zum achtzigsten Geburtstage Franz Grillparzer's" erscheinen lassen. Aus dem vielen Interessanten, welches das Buch bietet, sei folgendes Sinngedicht hervorgehoben:

Richard Wagner und Friedrich Hebbel
Tappen beide im romantischen Nebbel;
Das doppelte B gefällt Dir nicht?
Ja, mein Freund, der Nebbel ist dicht.

Im Jahre 1870 sind von hervorragenden Personen gestorben: Waldeck, Twesten, Mitglieder des norddeutschen Reichstags, Vangerow und Böcking, Rechtslehrer, Gräfe, der berühmte Augenarzt; in England der Humoristiker Charles Dickens und der Staatsmann Graf Clarendon; in Oesterreich der ehemalige Minister Dr. Berger und der Komponist Joseph Strauß; in Frankreich die Schriftsteller Prevost Paradol und Alexander Dumas und in Nordamerika der Admiral Farragut.

Der letzte direkte Sprosse des „Götz v. Berlichingen mit der eisernen Hand", Freiher Joseph v. Berlichingen, ist vor Paris am 2. Dez. gefallen. Nachdem die päpstliche Armee, in der er als Zuave gedient, aufgelöst war, kehrte er nach Stuttgart heim, marschirte mit den Württembergern aus und fiel, Einer der ersten an der Seite der beiden jungen Grafen Taube, beim Vorgehen auf das Dorf Champigny.

Wie aus einem aus Amerika hier eingelaufenen Briefe hervorgeht, werden in Baltimore von den dortigen Deutschen Sammlungen veranstaltet, um dem Kaiser von Deutschland, Wilhelm, einen goldenen und dem Grafen v. Moltke einen silbernen Ehrendegen anfertigen lassen zu können.

(Reparatur von Porzellanschalen.) Porzellanschalen, welche einen Riß bekommen haben, stellt Dr. Waltl dadurch wieder wasserdicht her, daß er, nachdem sie in der Wärme vollständig ausgetrocknet sind, eine Auflösung von Wasserglas hineingießt, über Nacht stehen läßt, ausleert und langsam trocken werden läßt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 8. Mittwoch, 18. Januar 1871.

Dankbarkeit ist unsre Pflicht; Undankbar sind Deutsche nicht.

Zum Kampf für's liebe Vaterland
Sind ausgezogen unsre Brüder.
Gar Mancher kehret niemals wieder
Zurück in's liebe Heimathland!
In fremder Erd' liegt er begraben.

Ein einfach Kreuzlein saget dir:
„Für's Vaterland hat er gestritten;
Für's Vaterland hat er erlitten
Den schönen Tod." Nun liegt er hier
In fremder Erde kühl gebettet.

Zum Kampf für Deutschlands Ehr' und Recht
Sind ausgezogen unsre Helden.
Gar Viele, hört man täglich melden,
Sind schwer verwundet; Brüder, legt
Nun eure Gaben für sie nieder.

Zum heil'gen Kampf, für's Vaterland
Sind ausgezogen unsre Brüder;
Zerschlagen kehren Viele wieder
Zurück zum lieben Heimathland.
Für diese Armen laßt uns sorgen!

Sie stritten ja für's deutsche Land.
Das Vaterland kann Wunden heilen;
Das deutsche Volk muß sich beeilen,
Zu helfen gern mit milder Hand.
Ja — deutsches Volk wird nie vergessen.

Das Vaterland auf stolzen Höh'n!
Durch wen, ihr Freunde, ist's gestiegen?
Durch sie — die todt — verwundet liegen,
Durch sie, die wir als Krüppel seh'n.
Sind sie es nicht für uns geworden?

Nun, meine Lieben, frag' ich euch:
Wollt ihr vergessen jene Thaten?
Könnt ihr das Vaterland verrathen?
Nein! deutsches Herz war immer weich,
Kann seine Braven nie vergessen.

Ihr Lieben, es ist unsre Pflicht,
Für jene Heldenschaar zu sorgen,
Die uns befreit von Angst und Sorgen
Mit ihrem Blute; säumet nicht!
Seid dankbar jenen tapfern Brüdern!

Seid dankbar, Brüder, immerfort,
Ist Dankbarkeit doch jene Tugend,
Die Allen schon in frühester Jugend
Gelehret wird in That und Wort.
Auf! laßt uns dankbar sein und segnen!

Zweibrücken. Chr. Grund.

Elsaß und Lothringen.

Land und Leute.

Doch dort an den Vogesen
Liegt ein verlor'nes Gut,
Dort gilt es, deutsches Blut
Vom Höllenjoch zu lösen.
Max v. Schenkendorf.

Ein Krieg, wie ihn großartiger die Welt noch nicht gesehen, geht seinem für Deutschland so ruhmreichen Ende entgegen. Der alte Ruhestörer Europa's, das in seiner Gloire trunkene Frankreich, vor Kurzem noch für den mächtigsten Staat gehalten, liegt gezüchtigt am Boden — während Deutschland, das Land der Denker und der Zwietracht, aus diesem Kampfe einig und stark und als einer der mächtigsten Staaten der Welt emporsteigt. Sind jetzt die Folgen im Allgemeinen noch unberechenbar, die dieser Riesenkrieg für unser großes Vaterland haben wird, so steht doch bereits so viel fest, daß die alten, durch Ohnmacht und Mißgunst der deutschen Stämme und ihrer Fürsten und durch französische Habsucht und Tücke uns verloren gegangenen Reichslande, Elsaß und Lothringen, wenigstens so weit die deutsche Sprachgrenze reicht, mit dem alten Vaterland, dem nun geeinigten und neuerstarkten deutschen Reiche, wie-

der vereinigt werden. Jedermann nimmt jetzt fleißig die Karte zur Hand, um diese beiden uns wieder gewonnenen Provinzen zu studiren, und es dürfte daher dem geneigten Leser nicht unwillkommen sein, wenn wir ihm die Notizen mittheilen, die wir uns vor einigen Jahren, während einer Reise in diesen Landen, aufzeichneten.

Schon der alte Sebastian Münster, ein Gelehrter im Reformationszeitalter († 1552 zu Basel) sagt vom Elsaß in seiner Cosmographia universa (1544), eine der frühesten Geographieen: „Es ist in dem ganzen deutschen Lande keine Gelegenheit, die diesem Elsaß möchte verglichen werden." Das Elsaß hat bekanntlich seinen Namen von der sie durchfließenden Ill: „Sassen am Ill". Die Bodenverhältnisse haben im Allgemeinen viel Aehnlichkeit mit denen in der bayerischen Rheinpfalz. Das Terrain in der Nähe des Rheins kann für den Ackerbau nur wenig benutzt werden, dagegen ist die etwas höher gelegene „elsässische Ebene" ein reiches Kulturland. Das Gebirge, die Vogesen, zeigt bis zu den Gipfeln ausreichende Ackererde, und Wälder, Weinberge und Aecker prangen in üppigster Vegetation, ein Umstand, der zur Genüge erklärt, weßhalb das Elsaß zu den Ländern gehört, die auf der Quadratmeile die meisten Einwohner haben. Die Aussicht von der Plattform des ehrwürdigen Straßburger Münsters in das Land gehört zu den schönsten Genüssen. Nimmt man ein Fernrohr zur Hand, so lassen sich die burggekrönten, prächtigen Vogesenberge und auf der anderen Seite der Schwarzwald mit seinen dunklen Höhenzügen erkennen. Nicht minder lohnend ist der Blick auf die reiche, von allen Seiten mit Gebirge umrahmte elsässer Ebene. Mitten durch diese herrlichen Landschaften zwischen Vogesen und Schwarzwald schlängelt sich der Rhein, das herrliche, glänzende Silberband. Und der Rhein soll Deutschlands Grenze sein?! Diesen Wahnsinn konnte nur die französische Nationalitätentheorie ausbrüten. Nein, der Rhein trennt nicht, er vermittelt vielmehr den Verkehr zwischen zwei verwandten Stämmen, die der deutschen Nation angehören; der Strom scheidet nicht, über ihn hinweg reichen sich diese Bruderstämme die Hände. Die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich liegt weiter westlich, auf dem höchsten Kamme der Vogesen. Und gewiß ist das auch von den Franzosen gefühlt worden, denn sie haben diese richtige natürliche Grenze mit einer Menge kleiner Forts befestigt, wohl in dem Bewußtsein, daß sie den Rhein nicht mit Nachdruck vertheidigen können. Auch ist die Sprachgrenze auf den Vogesen nicht schwer aufzufinden.

Die Vogesen haben in Bau und Zusammensetzung mit dem ihm östlich gegenüberliegenden Schwarzwald viel Aehnlichkeit. Sie erstrecken sich in einer Länge von 32 Meilen vom Trou de Belfort bis zur Einsenkung von Kaiserslautern. Im Süden sind sie am höchsten und breitesten, bei Zabern am niedrigsten. Bei dem letztgenannten Orte führt über den nur 1365, hohen Paß die Eisenbahn nach Paris. Die Berge treten theils in parabolischen Kuppelformen, Ballonen genannt, theils in pyramidalen und kegeligen Höhen auf, getrennt durch jähe Abgründe, oft mit steilen Felswänden, besonders auf der westlichen Seite mit vielen kleinen, zum Theil romantisch gelegenen Seen, auch mit Torfmooren. Zahlreiche Berge und Sturzbäche bewässern die Abhänge und speisen Mosel und Ill. Die Waldgrenze 3400′ wird nur von dem südlichen Theil der Vogesen überstiegen. Bis 2400′ findet man prächtige Laubwaldungen (Buche, Eiche, Birke), darüber hinaus, bis zu 3400′ nur Nadelwald, besonders Weißtanne und Fichte. Der Weinbau wird bis 1000′ über dem Meere getrieben. In den saftigen Thälern blüht Ackerbau, Viehzucht, Obst- und Weinbau, liegen wohlhabende Städte und Dörfer. Die waldlosen Kuppen der Vogesen bieten die schönsten Weiden und werden größtentheils von Sennwirthschaften, dort fermeries genannt, bebaut. In diesen Wirthschaften wird der bekannte gute Münsterkäse bereitet, der dem Schweizerkäse in der Güte kaum nachsteht.

Die prächtigen, romantisch-idyllischen Vogesenthäler: das Thal von Niederbronn, das Zorn-, Breusch-, Leber-, Weiß-, Münster-, St. Amarin- und Masmünsterthal werden leider zu wenig von den Touristen besucht. Hohen landschaftlichen Genuß gewähren die reizenden Seen von Longemeer und Gerardmeer, bereits lothringisches Gebiet, letzterer mit einer kleinen Stadt und zahlreichen netten Villen an den Ufern. In den elsässischen Dörfern begegnet man dem Bauer, wenn er zur Kirche geht, noch in seiner eigenthümlichen, der schwarzwälder ähnlichen Tracht: schwarzer offener Rock, rothe Weste mit vergolbeten Knöpfen, große weiche Stiefel oder lange Gamaschen, die bis an das Strumpfband reichen, Hose von schwarzem Natin, breiter Hut; die Frauen: große niedrige Strohhüte, herabhängende mit Schleifen gezierte Zöpfe; bei verheiratheten Frauen sind die Zöpfe mit goldenen Pfeilen ausgesteckt. Die Brust wird von einem schwarz-

seidenem Halstuche bedeckt, das Mieder ist vorn mit Gold und Bändern geschmückt, der grünseidene Rock hat unten einen rothen Streifen, weiße feine Hemdärmel gehen bis zur Hand, um die eine gefaltete Manchette liegt, — weiße Strümpfe, Schuhe mit hohen Hacken, und silbernen Schnallen. In Lothringen hat sich diese alte schwäbische Volkstracht nur in dem deutschen Theile und da auch nur vereinzelt gehalten. Die Schnallenschuhe sind den französischen Holzschuhen, der breite Hut — der Zipfelmütze gewichen. Auch ist in Lothringen wenig deutsche Sympathie zu finden. Lothringen ist durchaus mehr französirt, als Elsaß.

Wer kennt nicht die alten Verse: „Drei Schlösser auf einem Berge, drei Kirchen auf einem Kirchhof, drei Städte in einem Thal hat ganz Elsaß überall —“ und sie sind heute noch wahr, denn wenige Länder der alten Welt sind so dicht bevölkert wie das Elsaß. Vergleicht man die Bevölkerungsdichtigkeit mit der Lothringens, so muß dieser Vergleich auffallend zu Gunsten des ersteren ausschlagen. Die hügeligen Gefilde Lothringens, die große Anzahl unfruchtbarer Bergrücken, die umfangreichen Waldungen lassen eine größere Bevölkerungsdichtigkeit in dieser Provinz nicht zu. Das Elsaß hat ungefähr 6929 Einwohner auf der Geviertmeile, Lothringen im Maasdepartement nur 2696. Im Elsaß liegen nicht weniger als 12 frühere deutsche Reichsstädte mit ihren Münstern und Kuppeln. Auf den Bergen thronen die Burgruinen alter trotziger Geschlechter, unten im Thale und dann und wann auch über mäßige Höhen saust das Dampfroß auf zahlreichen Schienenwegen, und daneben der Rhein-, Rhone- und Rhein-Marne-Kanal. Ueberall trifft man große Umpflanzungen von Kirschbäumen. Pferde und Rinder gibt es in hinreichender Menge, dagegen wenig Schafzucht, Hafer und Korn wird nicht überall genügend gebaut. Kupfer-, Eisen- und Bleiwerke, Wälder und Steinkohlenlager erhöhen die Wohlhabenheit des Landes. Zahlreiche und gute Straßen vermitteln den Verkehr. Handel und Industrie im Elsaß erfreuen sich eines hohen Aufschwungs, ich nenne nur die Namen Mühlhausen, Colmar, Münster, Gebweiler und Straßburg. Das ehrwürdige alte Straßburg mit seinem Dome, von dem Meyer sagt: „Dieses Gotteshaus ist eine Messiade mit Lapidarschrift vom deutschen Volke in dreihundertjähriger Begeisterung geschrieben.“

(Schluß folgt.)

In Feindesland.

Aus Versailles schreibt man der „Berl. Volksztg.“: So viele Zeitungen aus der Heimath ich auch schon gelesen habe, so habe ich doch nirgend eine Beschreibung der Beschäftigungen gefunden, denen sich unsere Truppen während der freien Dienstzeit, die allerdings karg genug gemessen ist, hingeben, und doch genügt ein Blick in eine der hiesigen Kasernen, ein Gang durch die in der Umgegend von Paris bezogenen Wohnungen, ja selbst ein oberflächlicher Besuch der Vorposten, um auf das Deutlichste zu zeigen, daß die deutsche Harmlosigkeit und Gemüthlichkeit in dem blutigen Kriege keineswegs verloren gegangen ist, — daß, sobald der Dienst der Thätigkeit keinen bestimmten Zwang auferlegt, diese wüthenden „Menschenfresser, Mordbrenner und Schänder“ sich mit den kindlichsten Spielen und Vergnügungen ergötzen. Man trete gegen Abend, wenn die Mannschaften von beschwerlicher Schanzarbeit zurück sind, ihr einförmiges Mahl beendet und die bei der Arbeit defekt gewordenen Kleidungsstücke höchsteigenhändig wieder in Stand gesetzt haben, in eine jener schlecht eingerichteten französischen Kasernen und man wird überrascht sein, daselbst die heimathlichen Klänge eines Walzers zu hören, nach denen mit schweren Tritten, oder laut aufjauchzend ob des Vergnügens die bärtigen Krieger sich herumschwenken. Da hat dieser oder jener Musikverständige in diesem oder jenem verlassenen Hause eine Geige oder Harmonika gefunden, die, als Kriegsbeute erklärt, unter der schützenden Tornisterklappe treu bewahrt wird und die nun ihre Töne zur allgemeinen Belustigung leihen muß. Wenn dann die Lichter trüber und trüber brennen und die ermüdeten Glieder auf dem harten Lager Ruhe suchen, dann muß der Musikant erst die allbekannten und doch so geliebten Volkslieder aufspielen, in die Jedermann einstimmt, zumal wenn vom lieben Schatz und vom Wiederkommen die Rede ist. Musik und Gesang sind überhaupt die treuesten Freunde unserer Leute, die über so manche Beschwerde weghelfen und schon weggeholfen haben. Mit besonderer Vorliebe werden Quartiere gesucht, in denen sich Instrumente befinden, und fast Jeder kennt in Ville d'Avray, Sèvres 2c, die Häuser, wo es Musik gibt. Nicht selten auch schaaren sich die Sänger der Kompagnie zusammen, um ihren Offizieren, die gewöhnlich ein gemeinsames Quartier besitzen, nach überstandener Tageslast und Gefahr ein Ständchen zu bringen. — Auch die

liebe Thierwelt muß dazu beitragen, müßige Stunden auszufüllen; Hunde sind stete Begleiter unserer Soldaten, fast jede Kompagnie besitzt deren mehrere, die treu zu ihr halten und sich bei den massenhaften Knochen nicht schlecht stehen, dafür aber alle nur möglichen Kunststücke erlernen und produziren müssen. Die abenteuerlichsten Namen sind ihnen beigelegt, viele hören sehr wohl auf den Ruf: „Ducrot", eine Benennung, die oft schon zu ärgerlichen Szenen mit Franzosen Veranlassung gegeben hat. Von den in Frankreich mit besonderer Vorliebe gepflegten Katzen wollen unsere Leute nicht viel wissen, lassen sie aber doch nicht, wenn es nur geht, verhungern; dagegen hegen sie mit wahrhaft zärtlicher Sorgfalt die zurückgelassenen befiederten Sänger und überliefern sie beim Quartierwechsel den Nachfolgern zu aufmerksamer Aufwartung. Selbst die Tauben werden nicht dem Schlachtmesser überliefert, und ich erinnere mich, auf der Feldwache 6 im Park von St. Cloud zwei Turteltauben gesehen zu haben, an deren Käfig ein Zettel befestigt war mit den Worten: „Wir bitten, uns zweimal täglich frisches Wasser zu geben", was auch pünktlich geschah. — Der Haupttummelplatz harmloser Vergnügungen ist wohl das dicht am Schlosse St. Cloud gelegene historische Orangeriegebäude. Obwohl dasselbe den Granaten des Mont Valerien sehr ausgesetzt ist und in seiner unmittelbaren Nähe fast alle Bäume Spuren von zerplatzten Geschossen tragen, herrscht in ihm, wenn es gerade von den Unseren besetzt ist, stets laute Fröhlichkeit und Jubel. Neben vielen geretteten Möbeln aus dem Schlosse sind hierher nämlich fast sämmtliche Spielsachen Lulu's geborgen und dienen jetzt zur Kurzweil für unsere Soldaten. Hier versucht ein braver Schlesier die künstlich gefertigte Draisine, dort werden die ersten Exerzitien auf dem Velocipede gemacht, hier wieder steht gerettet die Lokomotive der so oft schon beschriebenen, ganz in der Nähe befindlichen Eisenbahn des kaiserlichen Exprinzen. Mit einem mächtigen Schlüssel wird das Räderwerk aufgezogen und dann schnurrt das beinahe 50 Pfund schwere Kunstwerk auf dem glatten Boden unter allgemeinem Hurrah hin, — dort wieder drängen sich sechs, sieben Köpfe zusammen und bewundern drehbare Scheiben, auf denen in Folge optischer Täuschung bewegliche Figuren erscheinen. Den meisten Scherz verursacht endlich an dieser Stätte, wenn der Abend angebrochen ist, die mit reizenden Ansichten und Karrikaturen versehene laterna magica Lulu's. Mit Staunen und Bewunderung blickt der Unkundige auf die riesengroßen und dann wieder zusammenschrumpfenden bunten Erscheinungen und Gestalten, die auf der großen Wandfläche wie Schatten einherwandeln, und vergißt dabei Sorge und Gefahr, die ihn hier ohne Unterlaß umgeben. — Ich könnte noch zahlreiche Beispiele anführen, die bekunden, daß ein Hauptcharakterzug unserer Truppen, Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit sich überall zeigt, und daß die Schrecken des Krieges keineswegs im Stande gewesen sind, diese Eigenthümlichkeit zu verdrängen; Zeit und Raum gestatten mir jedoch weitere Ausführungen nicht. Möge dies Wenige einen kleinen Beitrag zur Charakteristik „der wilden deutschen Horden" liefern.

Mannigfaltiges.

Daß auch ein schlichter Lenker des Pflugs poetische Ader haben kann, hat nicht allein der voriges Jahr im Bregenzer Wald verstorbene Bauer und Schriftsteller Felderer bewiesen, sondern es bestätigt dies auch ein Agrikulturist in Dittmarsdorf in einem uns vorgelegenen Gesindezeugnißbuch durch folgenden originellen Eintrag eines Dienstzeugnisses:

Inhaber dieses Buches war
Als Knecht bei mir ein ganzes Jahr,
Er hat sich ehrlich aufgeführt;
Dies wird ihm hiermit attestirt;
Doch Etwas hab ich zu beklagen:
Daß er sich hat sehr faul betragen,
Viel Ruhm hat er sich nicht erworben,
Doch ist er noch nicht ganz verdorben.
Wenn er mein Wort befolgt indessen,
Thut diesen Fehler ganz vergessen,
So kann, helf's Gott, auf dieser Erden
Aus ihm der beste Mensch noch werden.

Auf der Station von Weimar nach H. fuhr Göthe in Gesellschaft eines jungen Mannes, der dem Pinsel nicht fremd war. Als dieser im Laufe des Gespräches erfuhr, mit welchem hohen Manne ihn das Glück zusammengebracht, ergriff er hastig die Hand desselben, beschaute sie, so gut es gehen wollte, und sprach dann entzückt zu dem verwunderten Dichter: „Ganz Deutschland spricht von Göthe's Faust, aber gewiß nur Wenige haben diese merkwürdige Faust, wie ich, gesehen!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Freitag, 20. Januar 1871.

Brief eines feingebildeten Turkos an seinen Jugendfreund.

Wo die Dattelpalmen blühen
Bei Kontrara in dem Thal,
Samums heiße Lüfte ziehen
Ueber Felsen hoch und kahl.

Dorthin schrieb der Sohn der Wüste
An Semboras, seufzend schwer,
Wünscht sich an die heim'sche Küste;
Bittet Allah um Gehör.

Allah, Allah, sei gepriesen,
Der am Leben mich bewahrt;
Diese deutschen Feinde schießen
Auf ganz mörderische Art!

Als der Kaiser dieser Franken
Uns zum großen Kampfe rief,
Weckte er den Mordgedanken,
Der in jedem Turkos schlief:

Beute, Gold und Edelsteine
Sollt Ihr ernten scheffelweis,
Eilt Euch, geht zum deutschen Rheine,
Macht dem Feind die Hölle heiß!

Mordet, was sich vor Euch zeiget,
Schlachtet alle Deutschen ab,
Bis in's Meer die Sonn' sich neiget,
Sei das deutsche Land ein Grab!

Brennt die Städte sämmtlich nieder,
Brennt die Ernt', die Felder ab,
Und dann singt dem Allah Lieder,
Der Euch solche Feste gab!

Raubt und stehlt, was Ihr könnt tragen,
Bringt es jubelnd dann nach Haus,
Jede Schandthat dürft Ihr wagen,
Leben wie in Saus und Braus!

Alle Frauen führt gebunden
Heim in tiefste Sklaverei;
Und die schönst', die Ihr gefunden,
Geb' ich jedem Turkos frei.

Allah, Allah, von Genüssen,
Die der Kaiser so versprach,
Haben wir erleben müssen
Nichts als Sklaverei und Schmach!

Deutsche Männer sind wie Riesen,
Voll von Muth und voller Kraft,
Und wo ihre Flüsse fließen,
Fließt auch frische Lebenskraft.

Unser Stechen, unser Beißen
Half wie unser Schießen nicht;
Deutschlands Kugeln, die zerreißen,
Was der deutsche Arm nicht bricht!

Lieber Freund, ich bin gefangen,
Ach, die Deutschen können's nicht,
Sonst wär' ich schon längst gehangen
Als der größte Bösewicht!

Ach, Semboras, wie so trübe
Und verkehrt ist jetzt die Welt;
Wir bekommen deutsche Hiebe,
Aber noch kein deutsches Geld.

Alhen Hamend.

Elsaß und Lothringen.

(Schluß.)

Lothringen mit Metz, Toul und Verdun ist ungefähr so groß wie die Insel Sardinien, 427 Quadratmeilen. Diese Provinz, wenn auch schwächer bevölkert als das Elsaß, ist eine der blühendsten Frankreichs. Es hat fruchtbare und saftige Mulden, lange Thäler, künstliche Wiesen und hohe, kalte, doch gesunde Plateaux. Dieses Hügelland ist sehr reich an Holz, deßhalb die

vielen Eisenwerke, für Frankreich ist es wegen seiner guten und starken Pferdezucht besonders wichtig. Auf dem linken Moselufer baut man viel Obst und Wein, doch soll, wie ein alter Chronist vom meißen'schen Weine sagte, der Wein für die besonders schmackhaft sein, „die gern Essig trinken". Das Departement der Meurthe ist sehr fruchtbar und hat die reichsten Salzlager und Quellen (Bassin der Seille) Frankreichs, dagegen fehlt es an Holz und Rindvieh. Der Bauer in Nieder- und Deutschlothringen ist schwerfällig und fleißig und spricht eine Art Plattdeutsch, lebendiger, unermüdlich und tapfer ist der Landmann bei Metz. Das Departement der Vogesen ist erz- und wasserreich, hat prächtige Wiesen und oberhalb der Waldregion herrliche Weideplätze, auf denen Sennereien angelegt sind, Butter und Käse im Ueberfluß.

Wenn man das Elsaß und Niederlothringen (einige südliche Distrikte ausgenommen), zu Fuß durchstreift und dabei die großen Städte und Wirthshäuser bei Seite liegen läßt, so meint man im lieben deutschen Vaterlande zu leben. Setzt man sich dagegen in den Bahnwagen, vernimmt man, wie die Beamten die deutschen Stationsnamen verstümmeln, wie die Douaniers das „passez" rufen, sieht man die französischen Plakate und „Journale", erfährt man, wie ungern und mit welcher Geringschätzung man deutsches Geld nimmt — und wären es auch die schönsten preußischen Thaler, kommt man mit französischen Beamten oder mit vornehmen Elsässern und Lothringern zusammen — so merkt man den französischen Einfluß und wird verstimmt. Im Süden greift die französische Sprachgrenze am weitesten herüber ins Elsaß. Die Kantone Belfort, Giromagny, Fontaine, Delle sind ganz französisch. Höchstens, daß man in den Städten noch einige Gassen mit deutschen Namen findet. Böckh sagt, daß das französische Sprachgebiet im Elsaß 16½ Quadratmeilen mit 90,753 Einwohnern, während das deutsche 142 Quadratmeilen mit 1,007,477 beträgt; in Lothringen sind ungefähr 311,484 Einwohner deutsch, so daß also in den ehemaligen deutschen Gebietstheilen jetzt noch ungefähr 1,318,961 Deutsche leben. Die Sprachgrenze wird durch eine Linie gebildet, die den Kamm der Vogesen entlang nach der Quelle der Saar und nordwestlich gegen Diedenhofen und Longwy führt. Am deutschesten, wenn man so sagen will, sind überall die Landleute geblieben durch ihren „Widerstand der Trägheit", sowohl in Sitten und Gebräuchen, als auch in der Sprache. Die deutsche Sprache, allemannischer Dialekt, ist bei ihnen durchweg Umgangssprache, während die vornehmeren Kreise in den Städten vielfach die französische Sprache adoptirten. Die Regierung und alle Beamten bedienen sich fast ausschließlich der französischen Sprache. Nur wenn einem Dekrete die allgemeinste Verbreitung gegeben werden soll, wird eine deutsche Uebersetzung beigefügt, die leider oft sehr unkorrekt ist. Besonders die Regierung des Exkaisers Napoleon III. hat die Einführung der französischen Sprache in den deutschredenden Provinzen sehr zu fördern gesucht. Ertheilt man doch schon seit 1857 allen Unterricht in den Schulen französisch und die deutsche Sprache ist nur als besondere Disciplin auf den Stundenplan gesetzt. Doch erreichen die Elsässer im Französischen fast nie den Grad der Vollkommenheit, da sie, sobald sie der Schule entwachsen sind, die französische Grammatik bei Seite legen und wieder ihren allemannischen Dialekt benutzen. Ebensowenig lernen sie rein hochdeutsch sprechen, da ihnen ihr „Allemannisch" zu sehr anklebt. Luther erfüllt heute noch im Elsaß seine deutsche Mission in seiner deutschen Bibel. Die große Zahl der Protestanten im Elsaß halten sich an das Deutsch der Bibel und die protestantische Geistlichkeit opponirt mit Recht und glücklichem Erfolge gegen das französische Aufdringungssystem, sie sieht in diesem „einen Angriff auf die Religion, die Moral und Civilisation des Elsasses". In den protestantischen Kirchen wird übrigens deutsch gepredigt. Auch sieht man den Bauer im Elsaß hier und da im hinkenden Boten lesen. Dann besteht seit ungefähr 20 Jahren eine sehr zahlreiche Partei dort, welche die deutsche Sprache zu heben sich zur Aufgabe gestellt hat. Das Elsaß hat einen Volksdichter, Daniel Hirz, Drechslermeister, der in der nationalen Sprache, wenn auch im allemannischen Dialekt, seine zündenden Lieder dichtet. In einem seiner Gedichte sagt er ungefähr Folgendes: „So lange der Straßburger Münster noch stolz emporragt, so lange die alten Berge des Wasgau stehen und der grüne Rhein dem Meere zufließt, soll keine Macht der Erde dem Elsasser seine Muttersprache rauben." Die Lutherbibel im Elsaß, die deutschen Prediger, die Partei, die für's Deutschthum kämpft und ein nationaler Volksdichter, sind das nicht Zeichen, daß die elsässische Bevölkerung noch nicht abgestorben ist für ihr großes deutsches Vaterland!

Aber warum sträubten sich die elsässer Landsleute im Jahre 1792 wieder deutsch zu werden? Die Antwort ist sehr einfach. Das sagen uns die „burggekrönten Vogesen“, auf denen einst stolze, trotzige Geschlechter hausten. Durch die französische Revolution hatten die alten, dem Landvolk verhaßten Feudalrechte auch für den Elsässer aufgehört hat. Der elsässer Bauer war bis dahin eine Art Leibeigener seines Edelmannes gewesen und wurde nun plötzlich frei von allen den lästigen Verbindlichkeiten und Fesseln. Mehrere deutsche Fürsten hatten im Elsaß große Besitzungen, wie der Herzog von Württemberg, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Pfalz-Zweibrücken, die Grafen von Salm, Leiningen u. a. m. Die hatten sich ob der Einbuße ihrer Feudalrechte an den Reichstag um Hilfe gewandt. Dieser schickte nun ein Heer unter einem elsässer Edelmann, Graf Wurmser, der kein Geheimniß daraus machte, daß er die Blüthe des Junkerthums wieder herstellen wolle. Natürlich sahen die elsässer Bauern in den Deutschen die Feinde ihrer Freiheit. — Fester wurden die Bande zwischen Elsaß und Frankreich geknüpft durch den militärischen Ruhm Napoleons I. und durch den merkantilen und industriellen Aufschwung, den das Land unter Napoleon III. nahm. Auch wurden die Elsässer durch die Ohnmacht und die Kleinstaaterei Deutschlands abgeschreckt. Heute freilich ist das anders, heut ist Deutschland einer der mächtigsten Staaten der Welt; während Frankreich auf 100 Jahre in seiner Kraft zurückgeschleudert worden ist — und die klugen Elsässer werden sich bei kühler Erwägung gewiß für den Anschluß an Deutschland entscheiden.

Frankreich wird durch den Verlust seines intelligentesten und kräftigsten Volksstammes in Heer und Industrie, in Kunst und Wissenschaft schwer geschädigt; uns aber wird der wiedergewonnene Bruderstamm ein neues Element bieten, er wird seine reichen Kräfte mit den unserigen vereinigen zum Wohle des deutschen Vaterlandes. Nun, Graf Bismarck hat sich deutlich genug ausgesprochen über das Schicksal des Elsasses und Deutschlothringens. Preußen erkannte es von jeher als seinen Beruf, deutsche Reichslande wieder zum großen Ganzen zurückzubringen und zu germanisiren. Es sind auf diese Weise zu uns gekommen: Die Provinzen Preußen, Posen Pommern, Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen. Fürwahr, Preußen hat sich der Führerschaft Deutschlands würdig gezeigt! Preußen verfolgte seinen deutschen Beruf und in der Ausführung dieses Berufes ist endlich Deutschland einig geworden — durch Preußen. Preisen wir uns glücklich diese große, erhebende Zeit erlebt zu haben!

Mannigfaltiges.

Aus Pontoise bei Paris schreibt man der „Kreuz-Ztg“.: Daß französische Bulletins nicht immer den reinen Wein der Wahrheit kredenzen, ist schon seit Napoleon I. weltbekannt; daß aber auch ganze Bibliotheken in Frankreich lügen: diese interessante Entdeckung machten wir hier bei der Einrichtung eines königl. preuß. Feldpost-Relais. Da stand in dem einen Zimmer auch ein kostbar anzusehender Bücherschrank, und von dem Rücken der stolzen Einbände leuchteten uns die Titel der Werke größerer und kleinerer Geistesheroen entgegen. Erstaunt, uns in so auserlesener Gesellschaft zu befinden, trete ich an das Bücherspind und nehme eine der vermuthlichen Prachtausgaben heraus, sie wie mit Glacéhandschuhen anfassend. Ich will das Buch aufschlagen, einen Blick in diese französische Geisteswelt thun — aber was sehen meine Augen: das Meisterwerk mit dem herrlichen Rücken, dem lockenden Titel ist, genau betrachtet, ein Stück Holz in Buchform! Ich nehme einen zweiten, einen dritten Band dieser französischen Salon-Bibliothek; auch diese sind, wie alle übrigen, von demselben hölzernen Inhalte. Da ich nicht wußte, ob ich meinen sonst zuverlässigen Sehwerkzeugen in diesem erstaunlichen Falle trauen dürfte, so rief ich meinen Kameraden als Augenzeugen zur Hilfe; auch er fand die hölzerne Bibliothek erst glaublich, als er die klassischen Beweise der Intelligenz eines Mitgliedes der „großen Nation“ in der Hand hielt. Als ehrliche Deutsche wußten wir nicht: sollten wir den belesenen Besitzer dieser Bibliothek mehr eitel oder mehr dumm nennen? Nun, wenn seine Landsleute gleichfalls ihre Weisheit aus hölzernen Büchern schöpfen, und dies noch dazu in einer Nachbarstadt des „zentralsonnigen“ Paris, dann löst sich uns manches Räthselhafte in dieser lackirten Fabrikwaare der Menschheit, die sich vorzugsweise „die große Nation“ nennt. Leider haben wir „Barbaren des Nordens“ so wenig wissenschaftlichen Sinn für solche in Deutschland allerdings nicht vorhandene Bibliotheken, daß die Postbeamten jetzt diese Bücher den Flammen über-

geben — sie heizen nämlich damit ein, und die Literatur brennt famos. In Uebrigen sind wir darauf gefaßt, demnächst in französischen Blättern zu lesen, daß die Preußen in der Umgegend des „heiligen Paris" gerade so hausen, wie jener verrudte Khalif Omar, der sich mit der alexandrinischen Bibliothek die Oefen seiner Bäder geheizt haben soll. Ja, was bei Jenem noch als Sage angezweifelt wird, das ist bei uns ein Faktum.

(Wie sich die Siege des General Faidherbe erklären.) Der „Etoile" erzählt: Jemand, der vor einigen Tagen aus Lille eingetroffen ist, theilt uns mit, daß General Faidherbe, ehe er seine siegreiche Schlacht lieferte, die Mobilen in die Marine-Uniform und umgekehrt die Marine in die Mobilgarden-Uniform gesteckt habe. (!) Diese Kriegslist sei ihm nach Wunsch gelungen, denn die Prußen hätten sich zuerst in Massen auf die verkleideten Soldaten gestürzt, welche sie für weniger kriegsgeübt hielten, da sie hofften, diese leichter zu überwältigen und dadurch die französische Armee schneller in die Flucht zu schlagen. Aber ihr Schrecken war groß, als sie den energischen Widerstand der Marine fanden und bald riß eine Deroute in ihre Reihen, sie überließen den Franzosen das Schlachtfeld. So der Reisende des „Etoile", und so wird es auch erklärlich, daß sich General Faidherbe jedesmal nach einem Siege zurückzieht: seine Truppen müssen sich umkleiden.

(Aus der Gartenlaube Nr. 51 Seite 868.) Mit Recht ertönt überall das Lob der wackeren preußischen Ulanen. Wenn aber in den Zeitungsberichten von den Thaten der Ulanen überhaupt die Rede ist, so dürfen Sie noch nicht den Schluß ziehen, daß es nur preußische Ulanen waren, welche die kühnen Reiterstückchen ausführten. Die bayerischen Ulanen z. B. wurden von Marsal bis Paris stets als die äußerste Vorhut verwendet und sie waren es auch, die zuerst in Nogent, Nangis, Provins, Morment, Wielun 2c. einrückten, nicht die preußischen.

(Ein merkwürdiger See.) Einer kalifornischen Zeitung entnehmen wir folgende interessante Notiz: „Der in unserem Lande befindliche Tahoe-See hat die Eigenthümlichkeit, daß er das Schwimmen darin fast zur Unmöglichkeit macht, indem er gleichsam jedem Körper die Schwimmkraft nimmt. Die geübtesten Schwimmer können sich in dem See nicht „ober Wasser" halten und müssen rasch nach dem Ufer zurückkehren, wollen sie nicht einem sicheren Tode entgegengehen. Selbst die Leichen Ertrunkener gibt der Tahoe-See nicht zurück und ist noch niemals der Körper der zahlreich in seinem Wasser Verunglückten an das Ufer gespült worden oder nur auf der Oberfläche erschienen. Selbst aus Fichtenholz gefertigte Boote halten sich nur eine kurze Spanne Zeit auf der Oberfläche des See's: auch sie verschwinden, um nie mehr wieder zu erscheinen. Das Wasser ist klar wie Krystall und sieht man, wenn man mit einem leichten Boot sich für eine Viertelstunde hinaus in den See wagt (den Rückzug muß man natürlich so rasch wie möglich antreten und dabei oft noch mühsam an das Ufer schwimmen), auf dem Grund des See's eine große Anzahl von Holz, versunkenen Booten, Menschenkörpern 2c. Diese Eigenthümlichkeit des Tahoe-See's ist bis heute einer wissenschaftlichen Untersuchung noch nicht unterworfen worden.

Ein eigenthümlicher Tunnel ist jetzt (wie die „D. Ind.-Ztg." berichtet) zur Verbindung von Konstantinopel mit der asiatischen Seite des Bosporus projektirt. Es soll nämlich ungefähr 35 Fuß unter dem Wasserspiegel, so daß die Schifffahrt nicht gestört wird, ein Rohr von 10 Fuß Durchmesser (im Lichten) gelegt werden, das aus zwei konzentrischen, 8 Zoll von einander abstehenden Röhren von 1/4 Zoll starkem Eisenblech besteht und eine Länge von 1200 Fuß zu erhalten hätte. Die beiden Röhren sollen entweder nur von einander abgesteift oder der Raum zwischen beiden mit Holz ausgefüttert werden. Das Gewicht des Rohres würde ungefähr 12,000 Centner, das des Futters und der Ausfüllung auf der Sohle 2c. ungefähr 34,000 Ctr., und das größte Gewicht eines durchgehenden Eisenbahn-Omnibuszuges 800 Ctr., der Auftrieb aber 54,000 Ctr. betragen: Da also das Gesammtgewicht des unbelasteten Tunnels kleiner ist als der Auftrieb, so muß daß Rohr durch eine Anzahl im Meeresgrunde befestigter Ketten niedergehalten werden, während auch durch die höchste zulässige Belastung keine Senkung hervorgebracht wird.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Montag, 23. Januar 1871.

Das Bombardement von Paris,

beobachtet auf einer Villa zwischen Ville d'Avray und Sevres, in der Nacht vom 10. zum 11. Jan.

Ich wollte, schreibt ein Berichterstatter der „Wien. Presse", um dem Bombardement noch näher zu sein, mehr an Meudon heran, es war aber nicht möglich, weiter vorzudringen. In Begleitung zweier Offiziere, die mich unter ihren Schutz nahmen, finde ich hier in der Villa eines Pariser Kaufmannes, der den Krieg über mit seiner Familie in — Frankfurt a. M. sich aufhält, leidliches Nachtquartier. Dichter Nebel rings um uns her macht jede Aussicht auf Paris unmöglich, aber es thut mir doch nicht leid, hier zu sein. Zum Abendessen, das in Hamburger Rauchfleisch und superbem Rothwein besteht, haben sich bei unserem Wirth, einem bayerischen Hauptmann, zwei hessische Lieutenante angesagt, die in vergangener Nacht den Sturm auf die Feldschanzen bei Issy mitgemacht haben. Ueberdies kann die Nacht dies und jenes bringen, so ruhig auch im Augenblick — 6 Uhr Abends — Alles rings um uns her ist. Wir können nichts wegen des dichten Nebels sehen, nur ab und zu geben die deutschen Batterieen Feuer.

— Die Hessen vom 83. Regiment sind fort. Sie bestätigen, daß Issy und Vanves sturmfähig geworden sind, weil es den Dreiundachtzigern gelang, die vorgeschobenen Batterieen des Feindes zu nehmen. Nicht genug wissen sie von dem Muth der Mannschaften zu erzählen. Es gibt kein Hinderniß, das groß genug wäre, um den deutschen Soldaten in Verlegenheit zu bringen oder gar ihm Schreck einzuflößen. Der Feind, der seine Geschosse vom Fuß des Issy nach der Meudonschanze warf, wurde sichtlich von den Hessen überrascht. „Dem „blinden" Hessen ist es gleichgiltig, ob er bei Tag oder bei Nacht auf den Gegner losstürmt," so sagte zum Hauptmann ein kleiner, schmächtiger Unteroffizier, als man zum Aufbruch sich anschickte. Und richtig, die Nachtaffaire ging gut von Statten. Die französischen Mannschaften, die hinter den Geschützen als Reserve standen, wurden rasch von Paris her auf Allarmzeichen verstärkt, doch kam die Verstärkung zu spät. Sie war, weil durch die eigenen Geschütze bedroht, nicht mehr zum Widerstand fähig und zog sich nach beträchtlichen Verlusten zurück. Auf hessischer Seite sind einige fünfzig Mann geblieben; genau ist der Verlust noch nicht festgestellt. Es muß nun in den nächsten Tagen sich zeigen, ob der Feind befähigt ist, eine neue Schanze aufzuwerfen, um die von uns genommene in Schach zu halten.

Es ist, während ich schreibe, Mitternacht vorübergegangen. An Zubettgehen denkt Keiner von uns, denn er würde nicht schlafen können. Seit 12 Uhr kracht und blitzt es herüber und hinüber. Mit jedem Augenblick wird das Bombardement stärker, wir haben, in der ersten Etage der hochgelegenen Villa untergebracht, das Gefühl, als müsse jeden Augenblick das Dach über uns zusammenbrechen und das Gemäuer des leichten Gebäudes bersten. Alle kleineren Gegenstände im Zimmer verrücken ihren Platz, die Fenster klirren, als wollten sie jeden Augenblick zerspringen. Auf je fünf Vierundzwanzig-Pfünder folgen fünf 50-pfündige Mörser. Der Feind strengt sich ungewöhnlich an, er erwiedert unser Feuer in womöglich noch rascherer Folge. Auf die Pause von einer Minute geht es eine Viertelstunde hindurch mit den Erdstößen ununterbrochen weiter. Man will, wie meine sachverständige Umgebung annimmt, in dieser Nacht Issy, Vanves und Montrouge dermaßen zusetzen, daß sie morgen auf keinen Schuß mehr erwiedern können, und sind die Feldschanzen, unsere hartnäckigsten Wider-

facher, nicht zum Schweigen zu bringen, so werden sie am 11., spätestens am 12. mit Sturm genommen werden müssen. Vielleicht auch wird der Sturm so lange noch hinausgeschoben, bis mit Issy und Vanves auch Montrouge zum Schweigen gebracht ist.

Nur in Absätzen kann ich weiter schreiben. Rechts vor uns sehen wir plötzlich die Flammen hoch aufschlagen, eine Granate hat in ein Stallgebäude eingeschlagen, wo des Hauptmanns Pferd steht. Es ist nicht möglich, hinüber zu kommen, auch wird schon Hand angelegt, das Feuer zu löschen. Ich verfolge das Aufblitzen der nach Paris geworfenen Granaten, deren mindestens tausend heute Nacht dort einschlagen müssen, wenn das Bombardement nur bis 5 Uhr früh in der bisherigen Stärke andauert.

Der erste Tag des Bombardements war von allen der geräuschvollste, aber diese Nacht überholt ihn weit. Ich wollte auf einen Augenblick mich niederlegen, aber es geht nicht, ich fliege im Bett hoch in die Höhe und Keiner kann ohnehin wissen, was aus uns hier werden wird. Für den bevorstehenden Vormittag erwartet man auf der Linie St. Germain-Charenton, also westlich und südlich von Paris Ausfälle; alle Vorbereitungen zur Abwehr sind getroffen und der Abwehr erste Voraussetzung ist Wachsamkeit. Ich glaube, es schläft heute Nacht auf der ganzen Cernirungslinie keine Menschenseele.

In gerader Linie von unserer Villa aus gewahren wir gegen halb 4 Uhr früh einen hellen Schein am Himmel. Es wird zusehends lichter über Paris, dunkelrothe Feuersäulen steigen zum Himmel. So weit wir berechnen können, brennt es wieder nahe bei Rue de St. Jacques, allem Vermuthen nach in der Rue de la Harpe oder nicht weit davon. Man kann deutlich durch ein Fernrohr gewahren, wie man drüben sich anstrengt, das Feuer zu löschen. Plötzlich eine neue Batteriesalve von der Meudonschanze her und dicht bei den Feuerlöschern schlagen die Brandgranaten mit einem Getöse ein, daß uns Hören und Sehen vergeht. Eine schauerliche Nacht; sie läßt mit ihrem unheimlichen Lichte deutlich das Pantheon hervortreten, das nie, so lange es steht, eine fürchterlichere Beleuchtung gehabt haben wird, wie an diesem 11. Jan.

Um 6 Uhr scheinen die Batteriesalven, die kaum rascher aufeinander folgen können, ihr Feuer doch noch intensiver auftreten zu lassen. Die zwei Offiziere, denen ich mich angeschlossen, müssen nach Versailles, sie haben um 9 Uhr Dienst. Damit ist mir die Reiseroute vorgeschrieben. Kaum haben wir die Villa verlassen, um dem welligen Gehölz von Ville d'Avray zuzugehen, so fährt eine Granate von drüben in den Stamm einer Buche, deren Aeste dem schönen Gebäude im Sommer Schatten geben. Die Granatsplitter zerrissen den Thorweg, den Balkon und sämmtliche Giebelfenster. Erst nach einer halben Stunde waren wir glücklich aus der Schußweite der Pariser Geschütze heraus und kamen unversehrt in Versailles an.

Es sind von uns während der Nacht, schlecht gerechnet, zweihundert Fünfzig- und dreihundert Vierundfünfzig-Pfünder-Kugeln ausgeschleudert worden, während die Franzosen etwa die Hälfte abgefeuert haben werden.

Ich schreibe die letzten Sätze in Versailles nieder, nervös etwas mitgenommen, denn das Gedröhn der Kanonen hat uns begleitet bis nach der Avenue St. Cloud und weiter.

Der Vormittag ist gerade so wild und lärmend wie die Nacht. Das Feuern auf Issy, Vanves und Montrouge geht so stark weiter, daß, nach der Uhr gerechnet, nicht zwei Minuten ohne Kanonendonner vergehen. Hier glaubt man ebenfalls, morgen werde ein Sturm auf die Forts stattfinden.

Die Japanesen in Wien.

Vor einigen Tagen ist ein Verwandter des Mikado von Japan mit Begleitung in Wien eingetroffen, um dort wie überhaupt in Europa sich einige Kenntnisse anzueignen, die er später für sein Vaterland verwerthen will. Der Wiener Lokal-Berichterstatter der „Presse“ begrüßt denselben und zwar mit folgendem Briefe, welchen wir unseren Lesern wegen der Fülle des darin enthaltenen gesunden Humors mittheilen:

An Seine des Herrn Mutzu Gonoskie, Verwandten des Mikado von Japan, Hochwohlgeboren.

Sehr geehrter Herr Mutzu!

Aus den Zeitungen habe ich erfahren, daß Sie einen Abstecher nach dem kleinen Europa gemacht haben, um hier die modernen politischen Institutionen kennen zu lernen. Ich entnehme die Bescheidenheit der Ansprüche, welche Sie in dieser Beziehung machen, aus dem Umstande, daß Sie Ihre Studien mit Oesterreich beginnen und vorläufig Ihren Aufenthalt in Wien genommen haben. Sie haben vielleicht insoferne Recht, als Sie bei uns, von den Schulgesetzen

angefangen bis zu den Hinterladern herab, alle möglichen europäischen Institutionen, nur keine österreichischen, finden werden, so daß es Sie überraschen wird, auf dem österreichischen Wappen einen zweiköpfigen Adler statt eines doppelköpfigen Papageies zu finden. Die einzige originale Schöpfung seit dem dreißigjährigen Kriege sind die Korrespondenzkarten zu zwei Kreuzern, welche von der Bevölkerung hauptsächlich dazu benützt werden, um ihren Mitbürgern auf schriftlichem Wege Ehrenbeleidigungen zuzufügen.

Oesterreich ist ein nicht regiertes Land; Sie würden aber irren, wenn Sie daraus entnehmen wollten, daß wir uns keiner Regierung erfreuen. Im Gegentheile findet bei uns ein so häufiges Kommen und Gehen von Ministern statt, daß man schon ernstlich daran gedacht hat, den Sitz der Regierung in das Grand Hotel zu verlegen. Nach diesem fortwährenden Wechsel unserer Staatsmänner könnte es scheinen, als besäßen wir keine *staats*männischen Talente. Doch nein, wir haben deren in Menge, die augenblicklich im Stande wären, sich an die Spitze der Regierung eines kleinen Staates zu stellen, um denselben zertrümmern zu *helfen*. Aber Oesterreich ist ein großer Staat und schwer zu regieren. Was die Größe betrifft, so würden Sie, falls Sie die Geschichte unseres Staates studirten, über die große Menge von Trauungssporteln staunen, welche der Anwachs dieses Reiches gekostet hat. Daß Oesterreich schwer zu regieren ist, ist ein Anspruch, den man bis jetzt noch jedem, selbst dem schweigsamsten österreichischen Minister nachgesagt hat. In Oesterreich fällt nämlich Alles schwer; jeder Theater-Direktor erklärt, das Theater sei in Oesterreich schwer zu leiten; jeder Bürgermeister, die Straßen seien in Oesterreich sehr schwer zu reinigen; jeder Polizei-Direktor, die Mörder seien in Oesterreich schwer zu erwischen und die Satyriker behaupten, es sei schwer, in Oesterreich keine Satyre zu schreiben.

Wenn man schon nicht im Stande ist, das Gesetz, welches die Hunde ins Wirthshaus mitzunehmen verbietet, durchzuführen wegen der bekannten Schwierigkeiten, die es in Oesterreich hat, einen Hund nicht ins Wirthshaus mitzunehmen, wie sollte es möglich sein die Verfassungsgesetze aufrecht zu halten? Alle unsere hysterischen Nationalitäten fürchten ja, durch diese germanisirt zu werden, obwohl eine solche Furcht ganz ungegründet ist, nachdem es noch nicht einmal vollständig gelungen ist, die Deutschen in Oesterreich zu germanisiren. Man hat die erwähnten Regierungs-Schwierigkeiten dem Konstitutionalismus in die Schuhe geschoben, und wir müßten für denselben ernste Besorgnisse hegen, wenn wir nicht eine Magna Charta unserer Freiheiten hätten — das Defizit. Das Defizit ist unser Talisman gegen die Reaktion! Um dieses schaaren sich daher alle wahren Patrioten und suchen dasselbe möglichst zu vergrößern. Wer in sich die Unfähigkeit fühlt, dem Lande in einer anderen Weise zu dienen, läßt sich wenigstens pensioniren und erweitert derart mit seinen schwachen Verstandeskräften die Kluft zwischen den Aktiven und Passiven, in welcher die Freiheit wohnt. So sühnen auch die abgewirthschafteten Größen ihre Fehler, indem sie sich in die stillen Positionen des Budgets zurückziehen, das ihnen einige tausend Gulden jährlich zuwirft, und sie in dieser Weise zwingt, durch Vergrößerung des Defizits an dem Weiterausbau unserer Freiheit indirekt mitzuwirken. Denken Sie sich die Seelenqualen eines pensionirten Reaktionärs, welcher, indem er einen Theil der Steuern verschlingt, sich sagen muß, daß er vielleicht die Preßfreiheit mitverschuldet, die er verabscheut.

Unsere Armee ist eine der merkwürdigsten Europas. Sie hat nämlich die unglückliche Eigenthümlichkeit, in dem Augenblicke, da ein Krieg erklärt wird, sogleich auf die Hälfte herabzusinken. Es hat sich schon der Fall ereignet, daß dann eine Armee von 800,000 Mann über Nacht, ohne daß der Feind die Grenzen des Landes noch überschritten hätte, schon 400,000 Mann einbüßte, wonach der Frieden bei uns leider weit blutiger ist, als der blutigste Krieg. Erst unlängst wurde in der Delegation erklärt, daß wir über eine Armee von 1,200,000 Soldaten verfügen, und es sollte uns wohl schmerzen aber nicht wundern, wenn schon in diesem Augenblicke, mitten im Frieden, 600,000 dieser tapferen Krieger den Tod für das Militärbudget gestorben wären. Widmen Sie, geehrter Herr, diesen Helden, welche, ohne die Freuden des Lebens jemals gekostet zu haben, bereits in das Schattenreich hinuntergestiegen sind, eine Thräne des Mitleids. Zum Schlusse erlauben Sie mir noch, Sie auf eine interessante moderne Armee-Institution aufmerksam zu machen, auf den „Vorschußfonds für Offiziere", durch welchen verschämten Banquiers, die in diesen Fonds tapfer hineinzahlen, zum Ritterstande verholfen wird. Zugleich dient derselbe dazu, wißbegierige Militärs mit den Anfangsgründen des Schuldenmachens auf eine praktische und leicht faßliche Weise vertraut zu machen.

Indem ich Ihnen, sehr geehrter Verwandter des Mikado von Japan, diesen kleinen Bädecker durch das Labyrinth unserer modernen politischen Institutionen zur Benützung anbiete, bitte ich den Himmel, daß sie eine derselben in Ihrem Vaterlande einzuführen niemals in die unangenehme Lage kommen mögen.

Literarisches.

* Die größte und am reichsten illustrirte Kriegszeitschrift — Hallberger's **„Vom Kriegsschauplatz"** — hat eine so glänzende Aufnahme gefunden, daß während des Erscheinens fünf Nachdrücke nöthig wurden, — gewiß bei der unerhörten Zahl von Geschichten des Kriegs das beste Zeugniß für die Gediegenheit des Inhalts, die Pracht der Ausstattung dieser Zeitschrift; — aber es war eben eine Zeitschrift, die bringen mußte, was jeden Tag an Bildern und Berichten einlief, und die bei einem nicht sonderlich handlichen Format gar Vielen auch zu theuer war. Darum ist es ein glücklicher Gedanke des Verlegers, von diesem prächtigen und trefflichen Blatte eine billige **Volks-Ausgabe** in handlichem Format zu veranstalten und in dieser an den gediegenen Faden der „Geschichte des Kriegs" von Wilhelm Müller, welche populär geschrieben ist, wie keine andere, den reichen Inhalt der Zeitschrift an interessanten Erzählungen und Berichten ihrer zahlreichen Spezialkorrespondenten und fachmännischen Aufsätzen aus der Feder eines berühmten Militärschriftstellers, illustrirt durch die besten Bilder ihrer Spezialartisten, zahlreiche Karten und Pläne aller Schlachtfelder und Festungen, anzureihen. Die uns vorliegenden Hefte geben mehr, als der Prospekt verspricht: — die **„Volks-Ausgabe vom Kriegsschauplatz"** ist ein echtes Volksbuch, das wir jedem unserer Leser empfehlen, vor Allem aber in die Hände der Hunderttausende unserer vom Kriege heimkehrenden Brüder als schönste Erinnerungsgabe gelegt zu sehen wünschen möchten. Nur der riesige Erfolg der Zeitschrift „Vom Kriegsschauplatz" macht den Preis der Volks-Ausgabe (2½ **Sgr.** oder **9 kr.** für das Heft) erklärlich — er machte sie aber auch zum Volksbuch im wahren Sinne des Wortes!

Mannigfaltiges.

(Ein neuer Taufname.) Am Tage der Kapitulation von Sedan wurde die Frau eines einberufenen Kriegsreservisten, der die Kämpfe von Sedan mitgemacht hat, von einem munteren Mädchen entbunden, welches vor einigen Tagen getauft wurde. Die Wöchnerin hatte als Pathen einen Offizier des Ersatzbataillons von demselben Regiment, bei welchem ihr Gatte dient, eingeladen. Das Kind erhielt von demselben den Namen „Sedanie" nebst einem sehr ansehnlichen Pathengeschenk.

Aus dem Felde.

2.

Ein Abend im Bivouak.

Kam'raden, morgen geht's zur Schlacht,
Zum blutig schönen Reigen;
Drum laßt den Ernst, und scherzt und lacht,
Und laßt das finst're Schweigen!
Wir geh'n zum Kampf für's Vaterland,
Ihm weihen wir die Manneshand,
Wir schützen mit dem Blute
Das herrliche, das gute.

Hier lagert euch im Kreise still
Und stimmt zum Sang die Kehlen!
Sinnt auf ein Lied! Indessen will
Ich etwas euch erzählen.
Es ist ein Lied von Lieb' und Treu',
'ne alte Geschichte, doch immer neu;
Kam'raden, woll't versprechen,
Mich nicht zu unterbrechen!

Ich hab' zu Haus ein Liebchen treu,
Die härmt sich ab in Schmerzen;
Sie weint, mich trifft das böse Blei
Im treuen, deutschen Herzen.
Kam'raden, wenn ich bleiben sollt',
Versprecht, daß ihr sie trösten wollt!
Sie hat den Trost von Nöthen
Und kann nur ängstlich beten.

Sagt, daß ich für mein Deutschland starb,
Und nie gedacht an's Weichen,
Und wenn ich etwas mir erwarb,
So war's ein Kranz von Eichen.
Sagt, daß ich ihren Namen sprach,
Als sterbend mir das Auge brach!
Wollt ihr mir das besorgen?
Auf Wiedersehen morgen!

E. P.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Mittwoch, 25. Januar 1871.

Die Parforce-Heirath im Bade *).

(Humoreske von Th. Drobisch.)

„Entsetzlich! fürwahr entsetzlich!“ rief Herr Flotting, als er auf eine Summe Geldes hinstarrte, die vor ihm auf dem Tische lag. „Durchgezählt und noch einmal durchgezählt, nicht mehr als sechshundert sechzehn Thaler acht Groschen. Dies also sind die letzten Reste meines Vermögens, das mir mein sel. Vater hinterlassen. Mit dem Eintritte meiner Mündigkeit erhob ich eine Summe von vierzigtausend Thalern, und diese Summe, sie ist geschmolzen bis auf diesen Rest. Erst dreiunddreißig Jahre alt und — ich, der einst so Begüterte, nun bald einer der Dürftigen. Sechshundert Thaler! ha! mit solch' einer Kleinigkeit habe ich in den Tagen meines Glücks manchem Freunde unter die Arme gegriffen, der leider nicht wieder an die Rückgabe gedacht; eine solche Summe gab ich einst für ein Reitpferd hin, und wenn ich auf ihm hinausgaloppirte auf die Landstraße, so warf ich manchem armen Bettler oder Handwerksburschen einen Thaler in den Hut. Wer weiß, vielleicht einen von denen, die hier liegen.“

So monologisirte Herr Flotting, ein junger blühender Mann von Geist und Gemüth. Auf ihm lastete freilich der Vorwurf, sein Geld verschwendet zu haben, zwar meist nicht so leichtsinnig, denn Jeder, der ihm eine Bitte vortrug, ging gewiß nicht unbefriedigt von dannen, obgleich er bei den öfters veranstalteten Festlichkeiten nicht selten, wie man so zu sagen pflegt, über die Schnur hieb. Aber im Kreise guter Freunde, im fröhlichen Beisammensein, da konnte er nicht kargen.

Gleich wie aus einem Traume fuhr Herr Flotting jetzt empor und rief: „Dahin, dahin, unwiederbringlich verloren! Aber, die Hand auf's Herz, es waren doch schöne Tage, und wenn ich jetzt als Bettler in einen fremden Welttheil wandern müßte, die Erinnerung, die ich mit hinwegnehme, sie macht mich reich und würde mich oft erheitern in der Stunde der Trübsale. Ich sehe es, wie vergänglich das irdische Gut; Dank der Vorsehung, daß sie mir noch ein höheres Gut verliehen: körperliche und geistige Kraft. Mit diesen beiden will ich jetzt mein Heil in der Welt versuchen, und diese Summe, die hier auf dem Tische liegt, sie soll der Hebel sein zu meinem ferneren Glück, sie sei die Wünschelruthe, mit welcher ich nach einem verborgenen Schatz spähe. Ha! Ihr wähnt vielleicht, ich werde damit einen kleinen Kramladen anfangen, vielleicht gar mit Zwirn, Rosinen oder bleiernen Knöpfen handeln? Nein! „Ich habe mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben!“ sagt Franz Moor, und — so auch ich. Hinweg mit solchen Gedanken, die ich nie gehegt. Jetzt ist die Zeit der Spekulation, und die beste Spekulation ist eine reiche Heirath. Wie so mancher arme Teufel nagte noch am Hungertuche, wenn nicht das Band der Ehe ihn zum Gipfel des Glückes emporgehoben. Also frisch an's Werk! Hier mit dem lecken Schiffe der Sechshundert will ich mich auf die hohe See des Lebens begeben, den kecken Corsar spielen und mir so ein Weibchen holen, die da zu erzählen weiß vom Segen des Mannsfelder Bergbaues. Im Besitz derselben soll die Welt dann einen glücklichen Gatten, einen treuen Familienvater und braven Staatsbürger kennen lernen, denn abgestreift sind längst die Thorheiten der Jugend, und was ich einst Alles gethan, ist dann vergessen.“

Mit großen Schritten durchlief Herr Flotting

*) Vor Nachdruck wird gewarnt.

sein Zimmer, in welches durch die geöffneten Fenster die lauwarme Luft eines herrlichen Maimorgens hereinwehte. Die Vögel sangen so lustig in den Zweigen und unten im Garten lugten die Knospen der Rosen aus ihren grünen Wiegen hervor.

„Ha!" sprach der Besitzer von sechshundert Thalern, „es geht; auch in mir sproßte ein Gedanke hervor, der Früchte tragen wird. Fort von hier aus diesem Ort, wo mich die Leute einen Verschwender nennen, welches Prädikat die höhere Klasse in einen Lebemann umschmilzt. Wenn sie nur wüßten, wie es mit mir steht, es würden gewiß Viele nicht mehr so tiefe Bücklinge machen. Also hinweg, etwas weit und zwar in ein Bad. Ja, die Bäder sind so eigentlich recht für die Vereinigung der Herzen geschaffen, und wenn ein junger Mann recht nobel, ja, ich möchte sagen, recht glänzend auftritt, so ist er verlobt, noch ehe die Musikanten ihm das übliche Ständchen gebracht. Hier mit diesen sechshundert sechzehn Thalern acht Groschen kann ich sechs bis acht Wochen wirthschaften, als wenn ich ein Mitglied der Familie Rothschild wäre. In dieser Zeit aber muß es klappen, denn wenn sich in dieser Frist nichts für mich fängt, so bin ich verloren für immer. Also jetzt noch etwas glänzende Garderobe, wenigstens sechs Dutzend Glacéhandschuhe und dann Schicksal — gehe deinen Gang. — Ambrosius, mein alter Bedienter, verlangt seinen Abschied. Mit Wollust, er gehe in Frieden, denn er hat mir so schon ein wenig in die Karte geguckt und möchte bei meinem Vorhaben vermöge seiner Schwatzhaftigkeit mir gewaltig im Wege sein. Ein solches dienstthuende Individuum findet sich unterwegs oder im Badeorte selbst. Es ist beschlossen, ich gehe nach Wahrbrunnen; dort versammeln sich reiche Familien, dort ist das Golconda für Heirathskandidaten und allda bin ich sicher, daß kein Mensch aus dem hiesigen Philisternest einspricht, der mich kennt, was auch im entgegengesetzten Falle mir nichts schaden würde, denn ich gelte hier immer noch bei einem großen Theile der Einwohner für einen Mann, der, wie sie sagen, etwas einzubrocken hat."

Herr Flotting, der nie über eine Sache lange Zeit grübelte, machte Anstalt zur Badereise. Nach Verlauf von einundzwanzig Stunden war er schon zum Thore hinaus.

Der überaus schöne Sommer des Jahres 1850, wo unsere Geschichte spielt, hatte diesmal früher als gewöhnlich eine große Anzahl Kurgäste nach Wahrbrunnen gelockt. Da war Leben und Bewegung. In größter Bewegung aber war eines Morgens der Badekommissär. Er hatte einen Brief mit der Eilpost empfangen, dessen Absender ihn höflichst und dringend ersuchte, ihm zwei der schönsten Zimmer nebst einer Stube für einen Bedienten zu besorgen. In einem Postskript wurde noch der Wunsch ausgesprochen, daß es dem Kurgast lieb sein würde, wenn vielleicht im Hause selbst sich Stallung für zwei bis drei Pferde vorfände, die nachkommen würden, falls der Badeort zum Amüsement entsprechend gefunden werden sollte.

Der Badekommissär bot seinen ganzen Scharfsinn auf, wie und wo er den hohen Gast unterbringe, der am Schlusse des Briefes noch einige Worte von Dankbarkeit und Erkenntlichkeit hatte fallen lassen.

Gegen Abend, als die Promenade mit Spaziergängern erfüllt war, hurrah, da blies der Postillon, eine vierspännige Extrapost kam angesaust, daß Kies und Funken stoben. Auf dem Bocke saß ein Bedienter in reicher Livrée und in dem Wagen — Herr Flotting.

Der Badekommissär und noch ein halbes Dutzend anderer Bedienten stürzten an den Wagen, Alles beeilte sich zu helfen, der Badekommissär war vom Scheitel bis zur Sohle ein stereotypes Kompliment und im Reiche der Kellner und Lohnbedienten geriethen die Bücklinge reicher als in diesem Jahre die Pflaumen.

Herr Flotting wurde in die für ihn bestimmte Wohnung geführt; ehe dies geschah, reichte er dem Postillon ein Trinkgeld. — Kaum war der Herr um die Ecke, da wußte schon die ganze Umgebung, was für ein Gentleman einpassirt.

„Kreuz-Bataillon!" rief der Schwager mit freudestrahlendem Vollmondsgesicht, „Mohrenschwänzelenze, das ist ein Passagier, der sich gewaschen hat. Dem langen Gottfried auf der letzten Station hat er nur einen Thaler gegeben, mir aber einen Thaler und acht Groschen."

„Wer ist denn der Herr?" fragte ein Hausknecht.

„Es ist Herr Flotting!" entgegnete ihm ein Lohnbedienter.

„Was?" rief der Schwager mit Entrüstung, „ich bitte mir Respekt aus! ein Mann der ein solches Trinkgeld gibt, das ist nicht wahr, ich muß ihn besser kennen, 's ist der Herr Baron von Flotting."

Diese Worte vernahm ein Gehilfe vom Stadtmusikus, der augenblicklich zu seinem Herrn und

Meister lief und ihm athemlos berichtete, daß so eben ein fremder Graf angekommen und bei Liebmanns Quartier genommen. Alle Zinken und Posaunen wurden rührig, der Klarinettist band ein neues Blatt auf seinen Schnabel und der Dirigent der Kapelle warf seinen grauen Sommerrock von sich, um sich in den schwarzen Frack zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* **Der heilige Krieg 1870.** Leipzig, A. H. Payne. Dieses nun der deutschen Leserwelt bereits bekannte illustrirte Geschichtswerk über den zwischen den beiden stärksten Nationen Europas entbrannten Krieg ist bis zum sechsten Hefte gediehen, und von Heft zu Heft hat sich der Ruf seiner Vorzüglichkeit vor anderen ähnlichen literarisch = artistischen Unternehmungen gesteigert und befestigt. Denjenigen, welchen die Hefte selbst zu Gesicht gekommen, oder die von deren Inhalt durch die kritischen Feuilletons der Zeitungen unterrichtet sind, noch ein Wort zu seinem Preise zu sagen, ist überflüssig; doch erscheint es als eine der angenehmen Pflichten der Tagespresse, das energische und planmäßige Fortschreiten dieser in jeder Beziehung rühmenswerthen Kriegsgeschichte zu konstatiren. Was den literarischen Theil anlangt, so wußte der Verfasser unter dem Donner der Kanonen und der aufregenden Fluth von Neuigkeiten von unseren Kriegsschauplätzen immer die Ruhe der Schilderung zu bewahren, die den guten Geschichtschreiber kennzeichnet. Aber seine Darstellung ist deßhalb keineswegs kalt, sondern belebt durch die Wärme seines patriotischen Gefühls. Seine Schreibweise ist überaus klar und faßlich für Jedermann, und doch farbenreich. Er weiß die überreiche Fülle seines Stoffes so maßvoll zu vertheilen, daß, bei aller Planmäßigkeit, jede Seite eine Menge pikanter und fesselnder Momente darbietet.

Die bisher erschienenen sechs Hefte sind in neunzehn Kapiteln bis zu den großen Tagen vor Metz vorgeschritten und der Inhalt der Kapitel vertheilt sich so: I. Die Ursachen des Krieges, II. Die spanische Thronkandidatur, III. Frankreich treibt zum Bruch, IV. Süddeutschland, V. Der Krieg wird erklärt, VI. Wehr und Waffen, VII. Die französischen Heerführer, VIII. Die deutschen Heerführer, IX. Die Schwüle vor dem Gewitter, X. Der zweite August, XI. Der vierte August, XII. und XIII. Der sechste August (Wörth und Saarbrücken), XIV. Paris nach den Tagen von Weißenburg und Wörth, XV. Paris von den Tagen des Ministeriums Palikao bis zum Sturz des Kaiserthums, XVI. Die Ereignisse bis zu den Tagen von Metz, XVII. Der vierzehnte August, XVIII. Der sechzehnte August, XIX. Der achtzehnte August. — Welch eine imposante Reihe der interessantesten und erschütterndsten Bilder rollen sich in diesen Abschnitten vor des Lesers Augen ab! Und mit welcher Spannung folgt selbst der eifrige und unterrichtetste Politiker der weitern so gediegenen Darstellung des Verfassers!

Der künstlerische Theil und die höchst elegante Ausstattung des Werkes ist des Textes durchaus würdig. Nicht weniger als vierzig, theilweise ganzseitige Illustrationen, sämmtlich trefflich gelungen, schmücken die bisherigen Hefte, vor Allem die Portraits der hervorragendsten Persönlichkeiten des Krieges und des Staates: die denkwürdige Emser Scene mit dem obersten Kriegsherrn und Benedetti, Moltke, Bismarck, die Kronprinzen von Preußen und Sachsen, Prinz Friedrich Karl, Prinz August von Württemberg, König Ludwig II. von Bayern, Ollivier, Gramont, Admiral Willaumez, die Generäle Bazaine, Mac Mahon, Blumenthal, Leboeuf, Frossard, Steinmetz, Montauban (Palikao), die letzten Minister L. Napoleons, dann Ansichten von Metz, Gravelotte, Saarbrücken, Weißenburg, Wörth, Paris, Rezonville, Pont=à=Mousson 2c., Schlachtenpläne, Kriegsscenen, Karten 2c.

Hiernach haben die Herausgeber den hervorragenden Ruf, den diese Kriegsgeschichte begleitet, nach allen Richtungen hin in glänzender Weise zu rechtfertigen gewußt und es kann „Der heilige Krieg 1870" namentlich auch als geschmackvolles Festgeschenk, zur Belehrung, zur Erinnerung und zur patriotischen Erhebung aufrichtig empfohlen werden. Der Preis ist 5 Sgr. pro Heft, oder 18 Kr. Südd. Währg. gleich circa 32 Nkr. Oest. Währg. oder Fr. — 64 Centimes.

Mannigfaltiges.

(Neue Art Bärenfang.) In der franz. Bergstadt Superboguerre, unweit Luchon, begaben sich einst eine ziemliche Anzahl Jäger um 10 Uhr Abends auf die Jagd, geführt von einem Arzte,

der versprochen hatte, Goliath, den Schrecken der Umgegend (einen riesengroßen Bären), todt oder lebendig in die Stadt zu bringen. Sie sahen gar nicht wie Jäger aus, da sie nur mit eisernen Stangen und großen wollenen Decken bewaffnet waren. Der Zweck derselben ward einigen Mitgliedern erst bekannt, als sie ihre Dienste gethan. Mit den eisernen Stangen schloß man die Oeffnung der bekannten Höhle Brauns, worin er des Nachts regelmäßig zu logiren pflegte, und da er fest schlief, setzte er auch den wollenen Decken, welche über die eisernen Stangen gezogen wurden, um die Höhle möglichst luftdicht zu verschließen, keinen Widerstand entgegen. Nachdem dies geschehen, ließ Dr. Peyot seine Waffe durch eine Oeffnung in die Höhle spazieren und wirken, Chloroform. Er war nach kurzer Zeit der Wirkung so gewiß, daß er Stangen und Decken hinwegnehmen ließ und mit einer Laterne zu Goliath hineintrat, der sich nun ruhig betrachten ließ, ohne in seinem fürchterlichen Schnarchen irgend nachzulassen. Auch hatte er nichts dagegen, als man ihn band und auf eine Tragbahre zog, und selbst, als er im Triumph durch die mitternächtlichen Straßen gezogen ward, merkte er noch nichts von der Veränderung, die nun auf Lebenszeit mit ihm vorging. Schlafend und schnarchend ward er in einem Käfig untergebracht, wo er am folgenden Morgen sich lange brummend und bäumend umsah, ehe er sich entschließen konnte, sich in sein Schicksal zu ergeben. Doch sehr wild that er auch nicht, da der listige Doktor, der ihn im Schlafe seiner Freiheit beraubt, seine neuen Fesseln mit den Rosenketten der Liebe verband. Goliath Braun, bisher ein Junggeselle der Wildniß, fand in seinem Käfig ein Weibchen vor, welches Hirten mehrere Monate vorher eingefangen hatten. Goliath fand Wohlgefallen an seiner neuen Lebensgefährtin, er behandelte sie mit aller möglichen Zärtlichkeit, aß und trank regelmäßig, legte sich frühzeitig zur Ruhe und stand spät wieder auf, so daß er allgemein als das Muster eines braven Philisters galt, der sich auch ohne Freiheit würdig zu benehmen wußte.

Ueber die jüngste Sonnenfinsterniß wird aus Malaga vom 25. Dez. geschrieben: Die Sonnenfinsterniß war das großartigste und wunderbarste Schauspiel, was ich je erblickte. Die allmäliche Verdunkelung und das düstere Tageslicht, ähnlich dem, das einem Sturme vorausgeht, der geheimnißvolle lichte Rand, der den dunkeln Ball umgab, und die hellstrahlende Venus während der Verdunkelung der Sonne, waren in der That seltsame Erscheinungen. Dann, als die Sonne wiederum aufzutauchen begann, verbreitete sie einen außerordentlichen Lichtglanz, mehr dem Lichte von brennendem Magnesium als irgend einem anderen zu Lande oder Meer ähnlich. Im Ganzen genommen war es ein beängstigender Anblick, wie dies auch aus der Haltung der auf der Alameda versammelten Menschenmenge hervorzugehen schien. Es war gerade Jahrmarkt im Orte, und das ganze Treiben bot einen angenehmen Anblick, bis zum Augenblick als das Naturereigniß eintrat; ein tiefes Schweigen überfiel die Menge, das bis zum Wiedereintritt der Helle anhielt. Bei zunehmendem Tageslicht hörte man einen allgemeinen schweren Athemzug, dann Händeklatschen und fröhliches Lärmen, mit dem sichtbaren Gefühl der Erleichterung, zu wissen, daß der jüngste Tag noch nicht anbricht.

(Zeitungs-Ragout von französischen Proviantirungs-Artikeln.) Paris ist dem Hungertode nahe (Vossische Zeitung); unser Parlamentär fand den General Trochu mit seinem ganzen Stabe bei einem lukullischen Mahle (Spenersche Zeitung), und eine Frau mit sieben Kindern wurde gestern begraben, die in den letzten 14 Tagen nur von alten Schuhsohlen gelebt hatten (Provinzial-Zeitung). Es ist schreckhaft zu sehen, wie in Paris die saftigsten Bratenstücke vergeudet werden (National-Zeitung) und eine ganze Pension junger Mädchen liegt im letzten Stadium des Hunger-Typhus (Norddeutsche Allgemeine Ztg). Säuglinge werden in frischer Kuhmilch und schwächliche Greise in starker Rinder-Bouillon gebadet (Kreuz-Zeitung), ebenso werden Pferdehufe seit Wochen schon zu den Leckerbissen gezählt. (Publizist). Paris wird durch den Hunger zur Uebergabe gezwungen (Staats-Anzeiger), denn es ist mindestens noch auf sechs Monate reichlich mit Proviant versehen (Die „Post“).

Lebensphilosophie.

Der Rechte.

Es sieht Manches so aus,
Als wäre gar Nichts daraus zu machen,
Die Leute achten's gering und lachen;
Kommt dann der Rechte und macht was d'raus,
Gleich hätten es Alle können machen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Freitag, 27. Januar 1871.

Barbarossa's Erwachen.

(Zum 18. Januar.)

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und siehe, ob die Raben
Noch fliegen um den Berg!"

Der Kaiser winkt und schnelle
Der Knabe eilt vor's Thor,
Kehrt bald zurück zur Stelle
Und spricht zu Friedrichs Ohr:

„Ich sah gen Himmel steigen
Den deutschen Siegesaar,
Die schwarzen Schatten weichen,
Es flieht der Raben Schaar.

Da hebt der Barbarossa
Das Haupt hellauf und lacht;
Und weithin schallt's im Schlosse:
„Der Kaiser ist erwacht!"

„Ihr Ritter und Vasallen,"
— Ruft Friedrich aus mit Macht —
„Der Bann ist von uns Allen,
Vorbei die Zaubernacht."

„Ein Deutschland ist erstanden,
Ein Kaiser hoch und hehr!
Hell klingt's in allen Landen
Vom Felsen bis zum Meer!"

C. B.

Die Parforce-Heirath im Bade.

(Humoreske von Th. Drobisch.)

(Fortsetzung.)

In vollem Trabe ging es jetzt nach der Wohnung des Angekommenen. Nachdem der Kapellmeister einigen seiner Lehrlinge eingeschärft, ja ordentlich aufzupassen und nicht wie die Schäferjungen zu blasen, begannen die Jünger des Apoll ihr Ständchen.

Himmel, welche Seligkeit für den dreimal glücklichen Stadtpfeifer! Der fremde vornehme Herr, der durch den Postillon schon in allen Gasthäusern ein Vertrauensvotum erhalten, öffnete das Fenster und lauschte wohlgefällig den Tönen. Ich glaube, wenn Mozart ein Himmelsfensterchen geöffnet und ein Bravo herniedergerufen, der Stadtmusikus konnte nicht glücklicher sein. Jetzt aber geschah etwas, was in Tonkünstlers Haus- und Familienchronik mit fetter Schrift eingetragen wurde; der Bediente des fremden Herrn kam herab, vermeldete den Dank seines Gebieters und überreichte im Namen desselben fünf blanke preußische Thaler.

Der Posaunist, der in diesem Moment das Wasser aus der Stürze goß, blieb vor Verwunderung mit steifen Armen stehen. Dem Stadtmusikus erstarben vor urplötzlicher Freude die Worte des Dankes auf der Zunge, denn so Etwas war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Schon war er Willens, ein neues Stück aus einer beliebten Oper anzustimmen, als plötzlich eine allgemeine Hut- und Mützenlüftung seiner Kapelle ihn davon abhielt; alle Blicke waren nach dem Fenster emporgerichtet, wo der fremde Herr wiederum erschienen war und sich ergebenst fernere Leistungen für morgen erbat. Sein Wunsch war Gesetz, die Tonkunstwerkstätte verfügte sich

in Doublirschritten von dannen, denn nach einer solchen Ernte stand nun beim Brodherrn und Beherrscher der Töne acht Tage lang gut Wetter im Kalender.

So begann Herr Flotting seinen Einzug. — Am folgenden Morgen sprach man am Brunnen und auf den Promenaden schon allgemein von dem fremden Gast, wozu der Badekommissär seinen guten Theil beitrug.

Weßhalb dieser? — Schon in aller Frühe hatte er durch den Bedienten des Badegastes ein Handbillet empfangen, worin für die geleisteten Dienste schmeichelhafter Dank gezollt und die Bitte ausgesprochen wurde, inliegenden Friedrichsd'or als ein schwaches Zeichen der Erkenntlichkeit hinzunehmen.

Jetzt erschien nun auch der schon so trefflich Eingeführte. Welch ein Mann, welch ein Zuwachs im Kreise der Badegäste. Dieser Konversationston, diese Bildung, welch ein Humor und Leben in der Unterhaltung; überall, an der table d'hôte, am Brunnen, auf den Spaziergängen, an allen Orten war er höchst willkommen, zumal er noch ein reicher, wohlhabender Mann war.

So manche der Mütter warf einen Blick auf den „lieben Mann" und dann einen Blick auf die weniger liebenswürdige Tochter. An Tagen, wo das Wetter für Promenaden ungünstig, bewegte sich der Mann mit noch fünfhundert Thalern in Familienkreisen, denn an Einladungen und Besuchen fehlte es nicht, sein Spiegel sah in Folge der vielen Visitenkarten wie ein Pappkasten aus.

Herr Flotting sondirte hin und her und spürte, wo die gütige Vorsehung in den weitverzweigten Familiengängen ihre Silberadern gepflanzt. Aber so sehr er sich auf das hohe Pferd setzte, immer gab es für ihn eine Steeple Chase mit Hindernissen.

War es eine Kaufmannsfamilie, so wollte der Papa wissen, wo er seine Fonds angelegt. Mit der Geographie lebte er besonders auf gespanntem Fuße, zumal wenn gefragt wurde, wo seine Güter lägen. Leuchtete ihm ja einmal ein Glücksstern, so war ein alter Vormund im Hintergrunde, oder es ergab sich, daß das Vermögen nicht sogleich oder erst nach deren oder dessen Tode zahlbar.

Herr Flotting ließ sich jedoch von dem einmal begonnenen Leben durchaus nicht abhalten; er dachte: einmal muß es sich doch schicken, zumal sich die Zahl der Badegäste von Tag zu Tag mehrte.

Da kam eines Tages Leben in die Gruppe wie noch nie. Wie durch das Gewölke die Sonne bricht, erschien im Glanze der Anmuth eine schöne, reiche Frau — die Wittwe Rosen. In der Badeliste war sie nebst Dienerschaft verzeichnet und schon eine Stunde nach ihrem Eintreffen, wo sie mit ihrer Kammerjungfer auf einem Spaziergange den schönen Abend genoß, war sie der Gegenstand der Aufmerksamkeit der Männerwelt.

Das schwarze, reiche Haar, das flammende Auge, ihr Wuchs, ihr Gang, Alles übte einen unbeschreiblichen Zauber auf die Herzen der sie umschwärmenden Männer. Schon nach wenigen Stunden hatte unser Flotting von ihr Kunde. Mit dem achtzehnten Jahre an einen alten reichen Kaufmann vermählt, war sie schon im zwanzigsten Jahre Wittwe. Ihr früher so einsames Leben nahm jetzt eine andere Wendung; die junge schöne Frau mit dem Wittwenschleier verließ ihren bisherigen Wohnort und mit dem Ausrufe: „Nur Reisen ist Leben, wer reist, lebt doppelt!" — eilte sie nach Italien.

Hier schwelgte sie im Anblicke der schaumgeborenen Venezia-Aphrodite, sie wandelte auf dem welthistorischen Boden der alten, ehrwürdigen Roma, der dereinst die Fabier, die Scipionen und die Cäsaren als Triumphatoren einherziehen sah. Eingedenk des Spruches: „Sieh Neapel und dann — stirb!" lebte sie dort lange Zeit dicht am Golf, sie bestieg den Vesuv und besuchte die Heimath der Stummen von Portici. So waren vier Jahre dahingegangen; huldigend den Genüssen des Lebens und inmitten der Gesellschaft eines unabhängigen Daseins sich freuend, hatte sie gelernt, sich mit einer Freiheit zu bewegen, welche in den Augen weniger Aufgeklärter schon an das Wesen emanzipirter Damen strich. Wer aber überdachte, daß die schöne junge Frau mehrere Jahre unter einem südlichen Himmel gelebt, unter einem freien Volke, das in der Natur zugleich seine Gottheit verehrt, wo alle Leidenschaften wilder und bewegter als bei den nördlichen Völkern, der sah dann gewiß nicht scheel darein.

Die junge Wittwe Rosen war jetzt am Himmel des Badelebens der hellleuchtende Planet, um den sich mehrere Trabanten in der Person eines Assessors, eines Lieutenants, eines Arztes u. s. w. bewegten. Ja selbst einige Kaufleute, die sich der Comptoirluft entzogen, die ihrer Kirche, der Börse entsagt, die ihren Altar, das Pult verlassen, die ihr Gesangbuch, die Strazze bei Seite gelegt, sie lasen jetzt in den schwarzen Augen der

Wittwe Rosen und berechneten, wie viel mit ihrem Gelde zu gewinnen sei.

Und der schöne Gardelieutenant; nicht umsonst hatte er einen bekannten und besuchten Badeort zu seinen Operationen auserkoren. Er war das Mekka, wohin er gepilgert, um Frieden für sich und seine Gläubiger zu holen.

Unter Allen aber, welche der reichen Frau huldigten, stand Herr Flotting obenan. Er zog die ganze ihm übrig gebliebene Armee seiner Thaler zusammen, um damit, im Verein seiner eigenen persönlichen Liebenswürdigkeit, einen Sturm auf das verwaiste Herz zu wagen. Vertrauend auf die Macht der Musik, ließ er der Angebeteten des Nachts eine Serenade bringen, er huldigte ihr in Versen und wenn er ein Gedicht „an die Fee zu Wahrbrunnen" schrieb, dann hätte er, um mit Diderot zu reden, seine Feder ins Morgenroth tauchen und das Geschriebene mit dem goldenen Flügelstaub der Schmetterlinge überstreuen mögen. Eine Wittwe, die über Vermögen gebietet, kein Vormund, kein mißtrauischer Vater, der Schildwache steht und all' den hochfahrenden Plänen ein „Qui vive!" zuruft, das war ein Umstand so günstiger Art, daß alle Mittel zur Erreichung des Zweckes aufgeboten werden mußten.

Und was besticht die Frauen mehr als äußerer Glanz? Die Gewißheit, einer sorgenlosen Zukunft entgegen zu sehen, läßt sie öfters alles Dasjenige vergessen, was augenblicklich nicht mit ihren Wünschen harmonirt.

(Fortsetzung folgt.)

In den Batterieen von Meudon.

Ich hatte bis jetzt im Kriege nur Feldbatterieen und im Frieden nur Batterieen auf den Festungswällen, sauber gearbeitete und mit grünem Rasen belegte Brustwehren, Böschungen, Traversen und sonstige Erdwerke gesehen, für jede Batterie besonders und häufig gar nur für einzelne Geschütze eingerichtet. In Meudon wanderte ich nun in Erd- und Faschinenwerken von 300 Schritt Länge umher, die sich von den Pferdeställen über die ganze berühmte Terrasse bis ans Schloß Meudon erstrecken, 4 Batterieen bilden und unter einander verbunden sind. Beschreiben läßt sich ein solcher Bau von 4 Batterieen kaum. Nur der Stift eines Planzeichners vermöchte sie einigermaßen anschaulich zu machen, würde aber dennoch immer hinter der Großartigkeit des Eindruckes zurückbleiben, den die wirklichen Erdwerke machen. Jede Batterie besteht aus einer 24 Fuß starken und 8 Fuß hohen Brustwehr, in welche die Geschützrohre gerade nur so tief eingelassen sind, daß sie darüber hinwegragen und Manövrirspielraum haben. Dadurch sind die Geschützscharten vermieden, die dem Feinde stets ein so gefährliches Ziel bieten. Auf die Brustwehr stoßen 15 Fuß dicke Erdwälle zu, Traversen, welche die Aufgabe haben, die Flanken der Geschütze zu decken. Der Geschützhof birgt die Bedienungsmannschaften. Ein schmaler Batterielaufgraben verbindet die verschiedenen Batterieen unter einander. Hier münden kleine, durch Faschinen, dicke behauene Balken aufgebaute, sowie durch Eisenbahnschienen und mächtige Erdschichten gedeckte Räume zu beiden Seiten zum Schutze der Offiziere und Mannschaften, die nicht gerade bei den Geschützen Dienst haben, wie auch zum Bergen der Geschosse und Pulverfässer. In diesen Munitionsvorrathskammern für den täglichen Gebrauch stehen die zuckerhutförmigen 12- und 24-Pfünder frei auf ihren Bretterstellagen neben einander, wie die Eier auf einem Eierbrette. Ein Mann geht hinein, nimmt das Geschoß in beide Arme und legt es so in die von zwei Mann bereit gehaltene Geschoßtrage; in dieser geschieht der Transport bis an die Hinteröffnung des Geschützes. Erst vor dem Einschieben in das Rohr wird die Zündschraube eingesteckt, die beim festen Aufschlagen des Geschosses das Entzünden und Explodiren bewirkt. Verfolgen wir den engen Batteriegang, so kommen wir hinter Batterie Mathie an einen langen, überdeckten, dunklen Gang, der seiner Sicherheit wegen und, Dank dem freundlichen Besuche einiger vornehmen deutschen Herren, die im Hotel des Reservoires ein behagliches Kasino haben und zuweilen in den Zeitungen genannt werden, wenn sie nach Hause telegraphiren, den Namen erhalten hat: „Hoher Schlachtenbummlergang". Wir treten in die Bayernbatterie, die sich, selbst nach dem Ausspruche meines freundlichen preuß. Führers, durch größte Solidität und Sauberkeit des Baues auszeichnet. Es ist ein hübscher, seltener Anblick, hier die Preußen und Bayern Erdwand an Erdwand so freundnachbarlich wohnen und arbeiten und so kameradschaftlich unter einander verkehren zu sehen. In dem gemeinschaftlichen engen Batteriegange schieben sich Dunkelblau und Hellblau fortwährend in harmonischer Abwechslung bunt durcheinander, und das reinste Norddeutsch plaudert so gemüthlich mit dem besten Münchener

Deutsch, als ob die Hiebe von 1866 eitel Traum wären. Aber es gibt ja ein altes deutsches Handwerksburschenlied, nach dem nichts die Brüderlichkeit und Liebe so herzhaft auffrischt, als ab und zu ein wenig Prügelei. Hoffen wir, daß die Auffrischung von 1866 in Deutschland für alle Zeiten vorhält. — Auch ein eigenes Telegraphenbureau haben diese vereinigten Batterieen von Meudon. Es ist nur klein und kaum 7 Fuß hoch, aber von den kunstfertigen Pionnieren sehr sauber und bombensicher erbaut und so behaglich warm, wie ich bei dieser Kälte noch kein Zimmer in Frankreich gefunden habe. Ein eiserner Ofen sorgt dafür. Die Einrichtung mit Polstermöbeln, Uhr, Spiegel, Matratze ist sogar eine echt prinzliche, aus Schloß Meudon. Sogar Kunstsachen und Liebhabereien fehlen nicht. So haben wir auf dem Rücken eines ausgestopften wilden Schweines Platz genommen, das hier als Sessel dient. Dieses Telegraphenbureau steht mit dem Geschützparke in Villacoublay und weiters mit dem Großen Generalstabe in Versailles in Verbindung. Jeder französische Treffer, jede Blessur, jedes einigermaßen wichtige Ereigniß wird telegraphirt. Es gehen von hier aus zwei getrennte Telegraphendrähte bis Villacoublay, damit die Verbindung nicht unterbrochen ist, wenn eine feindliche Granate den einen Draht zerstört. — Ein langer, tiefer Erdgang, der sogenannte „Franzosengang", verbindet die Batterieen mit Schloß Meudon. Diesen bombensicheren Gang haben nämlich noch die Franzosen angelegt, wenn auch nicht in freundlicher Fürsorge für die Deutschen, sondern um aus Schloß Meudon ein selbstständiges vorgeschobenes Fort zu machen. Alle diese vorgeschobenen Werke wurden bei dem schnellen Anmarsche der deutschen Heere nicht fertig und fielen, theils ohne einen Gewehrschuß, wie die Sevresschanze und Meudon, theils nach kurzem Kampf, wie Montretout, Clamart und Chatillon, am 19. Sept. in die Hände des Feindes. Alle diese von den Franzosen begonnenen Werke haben wir umgearbeitet und nach unserem Bedürfnisse für Vertheidigung und Angriff vollendet, sowie in der letzten Zeit meistens auch armirt. Diese Batterieen auf der Südfront sind besonders darum so gefährlich für die Pariser, weil sie höher liegen als ihre Forts. Nur Issy, das auf einem freistehenden Hügel, etwa 50 Fuß über der Seine, liegt, hat mit der Schanze Chatillon und deren Batterieen eine ziemlich gleiche Höhe, wird aber von den Batterieen weit überragt. Die Forts Bicêtre, Montrouge und Vanves liegen im Verhältniß zu unseren Höhen noch tiefer, und die in letzter Zeit vielfach genannte französische Schanze Point-du-Jour, an der Seine liegend, wo diese im Südwesten von Paris zwischen Auteil und Grenelle die Stadtbefestigung der sogenannte Enceinte verläßt, kann auf gar keine Höhe Anspruch machen, obgleich noch während der Belagerung viel für Befestigung des Point-du-Jour gethan worden ist. Einen weiteren Vortheil haben unsere Batterieen noch, daß sie die feindlichen Befestigungen bequem ins Kreuzfeuer nehmen. So liegen Point-du-Jour, eine andere nachbarliche Seineschanze und die sich hier umhertreibenden Seinedampfer und schwimmenden Seinebatterieen (so zum Unterschiede von den nur durch ein Geschütz armirten Kanonenbooten der Seine genannt, weil sie 2 Geschütze tragen) unter dem Kreuzfeuer unserer Batterie 1 im Park von St. Cloud, die so glücklich am Abhange nach Sevres zu gelegen ist, daß Onkel Bullrian nur ohnmächtig dagegen brüllen kann, und der Batterie 2 auf der Terrasse von Meudon; Batterieen 3 und 4, sowie Clamart bestreichen im Kreuzfeuer Fort Issy und die unter ihm im Gehölz gelegene sogenannte Parkschanze, während die Bayernschanze auf Meudon und die Batterieen auf Chatillon sich in Vanves und Montrouge theilen und alle doch noch so viel Zeit finden, ihre furchtbaren Brandgeschosse zu Hunderten in das arme Paris hinabzuschleudern. In früheren Kriegstagen machte man auf eisernen Röften Eisenkugeln glühend und schoß diese in die zum Brennen verurtheilten Städte. Heute unterscheiden sich unsere Brandgranaten im Aeußern gar nicht von den anderen Granaten. Aber im Innern bergen sie fingerdicke und fingerlange kupferne Röhren, die beim Krepiren des Geschosses in den Häusern umherfliegen und ein so intensives helloderndes Feuer ausspritzen, daß alles Brennbare sogleich in hellen Flammen steht. Und diese Brandgranaten haben in Paris schon furchtbar gewüthet.

Mannigfaltiges.

Was ist schwarz? „Wenn ein schwarzer Turko in einer Neumondnacht in einer engen, unerleuchteten Straße in einem dunklen Keller aus einer schwarzen Tasse schwarzen Kaffee trinkt und dabei schwarze Gedanken hat."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Montag, 30. Januar 1871.

Die Moral
oder
des Pfälzers Gesanglehre.

An Freund Fützel in Zweibrücken.

Kling, Kling, Klang!
Es lebe der Gesang!
Der sieben Farben sieben Tön'
Erklären alles Gute schön.
Kling, Kling, Klang!
Es lebe der Gesang.

Kling, Kling, Klang!
Moral ist mein Gesang,
Nach angewandter Theorie
Von Ut Re Mi Fa Sol La Si.
Kling, Kling, Klang!
So lautet der Gesang.

Ut, Ut, Ut!
Vor allem uns sei gut!
Thu' Jedem, was dir selbst gefällt,
An seinem Platze hingestellt.
Ut, Ut, Ut!
Sei deutschgesinnt und gut.

Re, Re, Re!
Ertrage Wohl und Weh!
Im Wohl nicht froh, im Weh nicht bang!
Das Ein' und Andre währt nicht lang.
Re, Re, Re!
Sei gleich in Wohl und Weh.

Mi, Mi, Mi!
Bescheide dich im Wie!
Dein Kopf sei über Manches dumm,
Wenn stets dein Herz nur weiß — warum?
Mi, Mi, Mi!
So glaube, bei dem — Wie?

Fa, Fa, Fa!
Sei stets für Andre da!
Wer nur sich selber lebt, ist todt;
Mit eignem Sein hat's keine Noth.
Fa, Fa, Fa!
Bist nur für Andre da.

Sol, Sol, Sol!
Sei stets der Liebe voll!
Sie gibt dir, was sie nimmt, und mehr;
Und ohne sie wär' Alles leer.
Sol, Sol, Sol!
Dem Herz sei liebevoll.

La, La, La!
Sei fröhlich immerdar!
Der Frohsinn gibt dir Kraft und Muth,
Geht Manches auch nicht immer gut.
La, La, La!
Sei fröhlich immerdar.

Si, Si, Si!
Die Tugend fehlet nie!
Um schon im Himmel hier zu sein,
Erhalte stets dein Herz nur rein.
Si, Si, Si!
Die Tugend fehlet nie.

Kling, Kling, Klang!
Dein Leben sei Gesang,
Nach angewandter Theorie
Von Ut Re Mi Fa Sol La Si!
Kling, Kling, Klang!
Sei Leben stets Gesang.

Kling, Kling, Klang!
Sei Leben stets Gesang.
In Ut Re Mi Fa Sol La Si
Erkling' die schönste Harmonie,
Die je in Farb' und Tönen klang,
Seit eine andre Strömung weht
Durch's deutsche Land, das einig steht,

Aus theurem Blut und Opfermuth
Uns ward ein edles, heil'ges Gut,
Das wir ersehnt so lang, so lang,
Und endlich deutsche Kraft errang:
Ein ein'ges, starkes Kaiserreich,
Dem keines auf der Erde gleich,
Indeß ein anderes in Schmach
Durch eigne Schuld zusammenbrach.

Aulenbach.

Die Parforce-Heirath im Bade.

(Humoreske von Th. Drobisch.)

(Fortsetzung.)

Zu all den Vorzügen kam den Heirathskandidaten noch der Spruch zu statten: Jungfrauen wollen wie eine Festung langwierig belagert, Wittwen hingegen wie eine Feldschanze rasch genommen sein. Aus diesem Grunde, vor Allem aber wegen des Geldes der schönen Rosen, waren sämmtliche Bewerber so zu sagen Tag und Nacht auf den Beinen. Der Sohn des Mars, die Jurisprudenz, die Medizin, sowie die Vertreter der Krämerwelt.

Kein Wunder, daß zwischen etlichen dieser Leute, welche früher so freundschaftlich und in aller Eintracht das Badeleben genossen, sich jetzt feindliche Gesinnungen bemerkbar machten. Jeder sah den Andern mißtrauisch an, die Eifersucht wuchs wie ein Sommerwasser, besonders wenn der allgemein bewunderte und verehrte Gegenstand sich nur in Wort oder Blick gnädiger gegen Einen von den Zehn bezeigt, welche hier in die Schranken des Kampfes gingen, Herr Flotting natürlich an der Spitze, dessen Kapital in Folge gesteigerten Aufwandes schon recht hübsch zusammengeschmolzen war, immer nur, um sich den Schein zu geben, daß er ein wohlhabender Mann sei und Ansprüche machen könne. Er dachte: Jetzt oder nie! Die Rosen muß die Meine werden, oder ich bin verloren. Darum alle Kraft aufgeboten, um die Gegner aus dem Felde zu schlagen. Ich weiß, ich habe fürchterliche Nebenbuhler, zumal den Gardelieutenant, welcher jetzt die vermaledeite Uniform nicht vom Leibe herunterbringt; dann den Kaufmann, den Wollhändler, der im wahren Sinne des Wortes in der Wolle sitzt und mehr Tausende aufzuzeigen vermag als ich Hunderte. Der Lieutenant ist obendrein in seinen Bewerbungen keck und dreist wie keiner, und wenn Göthe's Ausspruch sich wahr erweis't: „Geh den Weibern kühn entgegen, du gewinnst sie, auf mein Wort," so bin ich geprellt und habe das Nachsehen.

So dachte Herr Flotting und ließ all die Heirathskandidaten im Geist die Revue passiren, die wir nun ein wenig kennen gelernt. Aber noch sei eine Person erwähnt, welche in unserer Geschichte eine Hauptrolle spielt, es ist dies Herr Prell, ein alter Hagestolz aus der Hauptprovinzialstadt, welcher lächelnd dem Treiben zuschaute und in öffentlichen Gesellschaften das Werben um die reiche Wittwe stets zum Gegenstande des Gesprächs machte. Er war Inhaber einer alten renommirten Firma, doch wenn er sich im Curort Wahrbrunnen befand, dann streifte er den Kaufmann von sich und verübte lauter neckische Streiche, wobei er sich immer ein verliebtes Pärchen auserkor, das er entweder durch falsche Briefe oder sonstige Eulenspiegeleien zu necken suchte.

Er stand soeben am Fenster seines Zimmers und schaute auf die Promenade, hei! da kam die Wittwe Rosen in einem Amazonenkleide die Allee heraufgeritten. Wahrlich, prächtig sah das Weib zu Roß; welche Kühnheit in Blick und Bewegung!

Die Reiterin erregte allgemeines Aufsehen, zumal sie sich heute zum ersten Male zu Pferde zeigte, welches Manöver, von einer Dame ausgeführt, zu den Seltenheiten im Badeort gehörte.

Kaum war die Amazone hinter den letzten Kastanienbäumen verschwunden, als alle noch zu habenden Miethgäule in Bewegung geriethen. — Herr Flotting war der Erste, der sich in den Sattel schwang; kaum war er jedoch um die Ecke gebogen, als der Lieutenant auch des Weges galoppirt kam und die Bahn verfolgte, auf welcher die schöne reiche Frau dahingetrabt.

Mit lächelnder Miene hatte unser zweiter Till den Beiden nachgesehen und wollte sich vom Fenster wegbegeben, als Roßhufschlag an sein Ohr tönte. Sieh, da kam auch der Assessor geritten. Himmel, welch ein Thier, das man hier zu Lande ein Pferd nannte! Der Assessor, der seit seinen Studentenjahren nie wieder einen Gaul bestiegen, hing darauf wie ein Säckchen mit gebackenen Pflaumen. Bei jedem scheuen Schritt seiner Rosinante wurde jeder Zoll seines Gesichts zu einem Gebetbuch, sein linkes Auge war unverwandt auf den Sattelknopf, auf den Nothanker aller schlechten Reiter gerichtet.

Der Wollhändler, der wahrscheinlich nicht mit der edlen Reitkunst vertraut war, kam in einer Halbchaise hinterher und gesellte sich dann zu dem Klub der Heirathskandidaten, welche sich in

Lobsprüchen über die kühne Reiterin ergossen und Alles aufboten, sich ihrem Herzen geneigt zu machen.

Herr Flotting schien zum Aerger all der Andern an diesem Tage den Sieg davon zu tragen. Mit Sorgfalt lauschte die schöne Reiterin auf jedes seiner Worte, und als die Partie geendigt, als Flotting in seinem Zimmer angelangt, da sagte er mit einem Tone der Gewißheit zu sich selbst: „Hoffe und vertraue, Du wirst siegen!" — Nie befolgte er mehr das Sprichwort: „Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist," als jetzt.

Außer den Serenaden wurden jetzt auch kleine Geschenke gebracht. Die Wittwe Rosen nahm sie an, nicht nur kleine, denn als sich Flotting eines Vormittags bei ihr befand, sendete ihr der Wollhändler zur Aufbewahrung der ihr geschickten Blumen eine herrliche Vase, wie es hieß: zur Erinnerung an die Tage in Wahrbrunnen.

Herrn Flotting war zu Muthe, als ob er ein Schwitzbad genossen, und er verwünschte den Wollhändler in den tiefsten Grund der Erde. Er mußte sich rächen, er kaufte zwei der Vasen, viel schöner als die des Krämers, und übersandte sie mit einem Gedicht, das nicht undeutlich von Liebe sprach. Außerdem wurden jetzt Spazierfahrten und Festins veranstaltet; aber weiß der Himmel, die Frau schien noch immer Keinen zu bevorzugen, mit Jedem war sie so herzlich wie mit dem Andern, ihr feiner Weltton gab Jedem das Seine und das geübteste Auge konnte nicht heraus erkennen, zu welchem sich eigentlich ihr Herz hingezogen fühle, obgleich sie nicht undeutlich hatte merken lassen, daß sie nicht abgeneigt sei, sich wieder in den Stand der Ehe zu begeben.

Die übrigen Badegäste beschäftigten sich jetzt immer mehr mit dieser Angelegenheit und einige der zurückgesetzten Damen wollten dies und jenes über die Abenteurerin, wie sie die junge Wittwe nannten, gehört haben.

Wenn aber die Hauptfrage gethan wurde, wer denn am Ende die „Fee" heimführen werde, da war Eulenspiegel-Prell immer der Erste, der hier seine witzigen Bemerkungen anbrachte. Dem Wollhändler, dem er seit Jahren wegen eines ihm vor der Nase weggeschnappten Gewinnes in einer Geschäftssache spinnefeind war, gönnte er die reiche, hübsche Frau durchaus nicht. Der Lieutenant sollte sie auch nicht haben, weil dieser nur ihr Geld erheirathen wollte. Ich gäbe etwas darum, sprach er, wenn wir diese ganze Gesellschaft so durch einen genialen Streich dupiren könnten.

Unser Flotting, der nur Augen für die Frau hatte, deren Fuß noch jüngst an der Porta del popolo zu Rom gewandelt, für die Frau, die gelustwandelt in der Villa reale Neapels, er warf jetzt einmal einen Blick in seine Chatouille und zählte die Häupter seiner Lieben. Ach! da fehlte manch theures Haupt, denn er besaß jetzt nur noch hundertfünfzig Thaler. Zerstreut und verschlagen die große Armee der Sechshundert, auf deren Rand die Devise: „Gott mit uns!" eingegraben.

„Ha!" rief er aus, „das ist geschehen wider Sternenlauf und Schicksal. Ein kluger Feldherr weiß seine zerstreuten und verschlagenen Truppen wieder zu sammeln. Gerechter Vater im Himmel! wenn ich jetzt solch ein Feldherr wäre, wie wollte ich Generalmarsch blasen lassen. Aber halt! es gibt noch Rettung, unsicher, aber doch möglich. Wie wäre es, wenn ich mich unter Fortuna's Fahne begebe und mich hier mit den fünfzig Thalern heute Abend dahin schliche, wo es wie im Freischütz heißt: Sechse treffen, Sieben äffen! — Hin nach dem grünen Tisch. Es sei, es muß sein! Es ist ein Streich der Verzweiflung."

Er hielt Wort. Zehn Thaler hinweg! — Innere Unruhe. Dreißig Thaler leichtsinnig verscherzt! — Aeußere sichtbare Unruhe. Fünfzig Thaler verloren. — Hinaus, hinaus aus der Spielhölle, die alle seine Hoffnungen betrogen. Hinaus? — Nein! da! da! am Roulet, da steht die Wittwe Rosen und opfert zehn Louisd'ors. — Auch Du, mein Brutus? — Der Silberklang ihrer Stimme ersetzte ihm das Verlorene; ja, er, der reiche, wohlhabende Mann mußte sich ja heiter zeigen, denn — was sind diesem fünfzig Thaler? — In seinem Innern aber, da rollte jetzt auch eine Kugel, welche immer in das Fach schlug, wo das Gewissen sitzt. Noch hundert Thaler im Vermögen; schon beginnt der fünfte Akt seines Drama's, der Vorhang ist aufgezogen und ihm, dem Träger der Hauptrolle, ist ein Monolog zugetheilt, der in Molltönen wühlt.

Aber er verzagte nicht, in Hortensia Rosen leuchtete ihm durch die düsteren Wolken ja noch ein glänzender Stern. Er beschloß, andern Tages derselben seine Liebe zu gestehen und um ihre Hand anzuhalten; er wollte, er mußte sich Gewißheit verschaffen.

Schon hatte er sich in den glänzendsten Anzug geworfen, schon war er auf dem Wege, da galoppirt seine Angebetete an ihm vorüber, hinterher der Lieutenant, und der Assessor warf sich mit dem Sohne des Aeskulap in einen Wagen.

Grundgütige Götter! Schon wieder zu Roß, während ich, ohne in Konflikt mit meinem Gewissen zu gerathen, jetzt kaum einen der Esel bezahlen kann, auf denen man Ausflüge ins Gebirge macht. Er zog die Stirne in Falten, er gedachte der Zukunft, der nächsten Tage und meinte, als mehrere befreundete Badegäste ihn freundlich grüßten: Ja, wenn sie nur wüßten, wie es mit dir steht, sie würden den Hut nicht so tief lüften. Als er am Brunnen vorüberging, da zog der „Schöpfer“ seine Mütze und sprach vor wie nach mit derselben Bonhommie sein „Ergebener Diener, Herr Baron!“ — Flotting nannte ihn in der Stille einen Schafskopf, eilte nach Hause, wo sein Diener einen Wagen bestellen mußte, in den er sich hineinwarf und, alle Grillen vergessend, den Weg verfolgte, den die Rosen genommen.

Mehr als je schmiegte er sich an sie an, mehr als je bewarb er sich um ihre Gunst, und dies verlohnte sich schon der Mühe um eine Frau, die gleich zehn Louisd'ors so ungenirt am Spieltisch verschmerzen kann. Immer und auf allen Tritten war er ihr zur Seite und am darauffolgenden Tage mit dem Frühesten in ihrer Wohnung, um endlich seine Worte anzubringen, denn es war die höchste Zeit, da sein Geld mit Schrecken abnahm.

Schon war er im Begriff, das entscheidende Wort über seine Lippen fließen zu lassen, da meldete die Kammerjungfer den Herrn Assessor an, hinter welchem gleich unangemeldet der Herr Lieutenant eintrat, welche große Augen machten und nicht wenig stutzten, den Herrn Flotting schon so früh hier zu finden, der, wie es schien, gar nicht ungern gesehen wurde.

Da nach Tische eine Promenade unternommen wurde und auf dem Rückwege Herr Flotting gar die Dreistigkeit hatte, der Allverehrten den Arm zu bieten, so wurden die Gesichter der Umgebung immer länger und Jeder hatte so seine eigenen Gedanken. Was Flotting dachte, ist kein Räthsel; er dachte: wenn es nur das Schicksal wollte, daß du so recht bald als ihr Mann zur Seite gehen könntest, bald, denn ich habe heute wieder mein Geld gezählt. Fünfundachtzig Thaler zwölf Groschen sechs Pfennige.

Als sie am Konversationssaal vorüberwallten, stand Herr Prell, welcher uns jetzt ganz aus den Augen gekommen, in einer Fensternische und zündete sich seine Havannahcigarre an. — „Herrlich! charmant!“ säuselte er für sich, „das paßt ja ganz prächtig. Na! nur erst morgen, da hält die Eifersucht ihre Feiertage; ich glaube, der Wollhändler kriecht in einen Sack und erstickt sich.“

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* Das so eben im Verlage von L. v. Vangerow in Bremerhaven in zweiter Auflage vollständig erschienene „**Münzenbuch**“ (Preis $1^1/_2$ Thlr.) ist ein für die Geschäfts- und Handelswelt nützliches und unentbehrliches Hilfsmittel. Dasselbe enthält 2436 Abbildungen der im Weltverkehr coursirenden gängigsten **Gold-** und **Silbermünzen** aller Welttheile und Staaten in natürlicher Größe. Dasselbe ist genau alphabetisch geordnet und ist jeder Abbildung der Werth der Münze in **preußisch Courant**, in **österreichischer**, **süddeutscher Gulden-** und in **Francs-Währung** beigedruckt. Während ähnliche Münzwerke 10—12 Thlr. kosten, zeichnet sich dieses bei saubeerster Ausstattung durch Billigkeit des Preises aus.

Mannigfaltiges.

Die Indianer pflegen die Scalpe der erschlagenen Feinde als Siegeszeichen zu tragen, die Türken stellten ehedem deren Köpfe als Trophäen auf den Stadtthoren auf, die Mobilgardisten von Averyron sandten neuerdings zum Dank für von einem Frauenklub übersandte Strümpfe demselben drei badische Helme zu, welche im Klublokal aufgestellt werden sollen.

Eine Probe von heiterem Patriotismus gibt der Pastor primarius in Münden, indem er um ein paar Kanonen oder Mörser zu einer neuen Kirchenglocke bittet, da die alte aus dem 16. Jahrhundert bei dem mächtigen Läuten zur Sedanfeier gesprungen ist. Aus demselben Städtchen ist ein Gesuch an den Grafen Bismarck gegangen, einige Kanonen zu schenken, damit beim Einzuge in Paris gefeuert werden könne.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Mittwoch, 1. Februar 1871.

Elsaß.

Elsaß, du schönes deutsches Land,
Vom Rothbart heiß geliebet,
Geraubt hat dich zur Zeit der Schand'
Der alte Feind, der jetzt wie Sand
Vor Deutschlands Macht zerstiebet.

„Nicht Deutschlands Grenze ist der Rhein,
Nein, Deutschlands Strom“ — er einet
Als mächt'ges Band, was im Verein
Nach Gottes Willen sollte sein —
Er hat die Grenz' verstreinet.

Ja, Er hat mächtig aufgebaut
Gen Wälschland ew'ge Grenzen,
So weit einst klang der deutsche Laut,
So weit der Zug des Wasgau blaut,
Soll Deutschlands Banner glänzen!

Deutsch ist die Predigt, der Gesang,
Deutsch das Gebet, die Sitten,
Deutsch tönt der Namen trauter Klang,
Deutsch Sprach' und Herz — ob wälscher Zwang
Dagegen lang gestritten.

Treuherzig selbst das Volk bekennt,
Sein Vaterland und Wesen,
Indem es Frankreich Wälschland nennt,
Das Land, das von den „Dütschen“ trennt
Die Grenze der Vogesen.

Und ob der Vater wälsch parlirt,
Sein Kind zu gallisiren —
Sobald der Liebe Wärm' er spürt,
Spricht die Natur, wie sich's gebührt,
Deutsch, ohne sich zu zieren.

So ist's versiegelt hundertfach
Als deutsches Land, als ächtes —
Der rasch des Räubers Macht zerbrach,
Gibt's uns zurück nach langer Schmach —
Der Gott des ew'gen Rechtes.

Land, das den deutschen Sang gebar,
Deutsch war und ist dein Wesen;
Deutsch singt noch deiner Sänger Schaar —
Die Mutter reicht dir Nahrung dar,
So wirst du bald genesen.

Deutsch ist dein Münster, das so weit
Schaut' in die deutschen Lande,
Ein Zeuge alter Herrlichkeit,
Ein Mahner zu dem heil'gen Streit,
Zum Rächer alter Schande.

Nun ist die alte Schmach gesühnt,
Er schaue nimmer neue!
Die Feder, die sich schlau erkühnt
Zu streichen, was das Schwert verdient —
Zerbrich die deutsche Treue!

Hoch von der Wegelnburg herab
Grüßt' ich dich oft mit Thränen!
O Wunder, das sich bald begab!
Der Kaiserheld entstieg dem Grab —
Erfüllt ist unser Sehnen.

Alsatia, du bist zauberkrank —
Was setz'st du dich zur Wehre?
Nun weicht der Rausch vom Gloiretrank,
Wenn dir vom Aug' der Nebel sank
Vor'm Glanz der Muttarehre!

Wach' auf, wach' auf, Alsatia,
Zerbrich die wälschen Bande —
O sieh, welch Wunder jetzt geschah!
Dein Kaiser ist ja wieder da,
Die Perl' der deutschen Lande!

Ch. Böhmer.

Lothringen.

Lothringen ist ein deutsches Land!
Kann eins noch deutscher tönen?
Gilt eines schlauen Handels Tand,
Da Gott weiht neu das alte Band
Durch Blut von Deutschlands Söhnen? —

So weit die deutsche Zunge klingt
Und klang — geh'n unsre Grenzen,
Da Gott das Reich uns wieder bringt —
Dort soll, indem es sich verjüngt,
Sein Friedensbanner glänzen!

Ch. B.

Die Parforce-Heirath im Bade.

(Humoreske von Th. Drobisch.)

(Fortsetzung.)

Schon war Mitternacht vorüber, als „die ruhelose schöne Frau" noch ganz allein auf ihrem Zimmer saß, denn ihrer Kammerjungfer hatte sie geboten, sich zur Ruhe zu begeben. — „Es wird Zeit," sprach sie für sich, „daß ich mich endlich entscheide, ich habe sie alle geprüft, habe mich nach all' ihren Verhältnissen erkundigt. — Ja, der Wollhändler, wenn er nur nicht zu alt wäre; seine Launen, wenn —"

Hier hielt sie plötzlich inne und sprach dann monoton: „Auch — der — Assessor. Nein! nein! Flotting! — Jede Stunde erwarte ich das entscheidende Wort aus seinem Munde, ihm sei Hand und Herz. Wie aber, wenn er zögerte? wenn sein ganzes Thun und Treiben nur eine Grille gewesen? Nein, es kann nicht sein, dieses offene Auge, dieses treue, ehrliche Gemüth. Aber dann hinweg von hier, fort, auf seine Güter, in stiller Zurückgezogenheit will ich die Welt vergessen, ich will eine gute Hausfrau, eine liebende Gattin und — so der Himmel will, eine brave Mutter werden."

Sie öffnete das Fenster und schaute hinaus in die herrliche laue Sommernacht. Herauf aus dem Garten dufteten die Rosen, vom Juniwind angeweht; wie Kerzen leuchteten die Granatenstäbe, wie Kerzen auf dem Altar. Tiefer Schlummer rings umher. — Ueberall Schlummer? Nein, denn es wachte noch ein Mann, ein Mann, den Jeder kennen wird, wenn er die Worte hört, die jetzt von seinen Lippen ertönten. Wie lauteten diese Worte? — „Grundgütiger Himmel; noch zweiundsiebenzig Thaler vierzehn Groschen!" —

Von jetzt an beginnt nun in unserer Geschichte ein großer Wendepunkt. Am andern Morgen war unter vielen Badegästen am Brunnen und auf der Frühpromenade große Bewegung; man steckte die Köpfe zusammen, denn mit dem Eintreffen der in der Hauptstadt erscheinenden Zeitung war eine Nachricht eingelaufen, welche allgemeine Verwunderung hervorrief, obwohl solche, wie etliche der Badegäste behaupteten, nicht unerwartet käme.

Das Zeitungsblatt ging von einer Hand zur andern, während der genannte und bekannte Herr Prell aus dem Hintergrunde schelmisch lauschende Blicke warf und sich wie Mephistopheles lachend die Hände rieb. Sobald eine Person erschien, welche sich für die Wittwe Rosen interessirte, wurde solcher das Blatt in die Hände gespielt, was denn auch mit dem Wollhändler geschah, welcher nach Lesung des betreffenden Artikels ein Gesicht machte, als wenn jeder Tropfen seines Blutes Kreuzbrunnen und Bitterwasser wäre.

Herr Flotting, welcher des Morgens selten am Brunnen erschien, da er im Bade weniger seine Gesundheit als seine zerrütteten Finanzen herstellen wollte, lag noch in den weichen Federn, als er durch einen Morgensegen geweckt wurde, den die musikalische Kapelle des Bades ausführte. — „Mir diese Musik?" rief Flotting, der nicht wußte, wie er zu dieser Ehre gelange, zumal er in letzter Zeit, in Betreff der früher bestellten Serenaden, aus gewissen Gründen weniger mit dem Direktor des musikalischen Instituts verkehrt hatte.

Wie erstaunte er, als der Orpheus Wahrbrunnens in sein Zimmer und vor sein Bett trat und da eine Gratulation stammelte, die wie ein milesisches Mährlein an sein Ohr schlug. — Träum' ich oder wach' ich? Wenn ich nicht irre, war dies eine Gratulation in bestmöglicher Form.

Er entwand sich den Federn, zog sich an und unternahm den gewöhnlichen Morgenspaziergang. Kaum hatte er die Hausthüre hinter sich, als ihn lauter freundliche Gesichter empfingen. Seine Verwunderung erreichte jedoch den höchsten Grad, als einer der befreundeten Badegäste auf ihn zukam und — in Folge der frohen Nachricht in der Zeitung — ihm gratulirte, ihm Glück wünschte zu der feinen Partie und dergleichen Worte mehr.

Frohe Nachricht in der Zeitung? Gratulation und feine Partie? — Flottings Gesicht war ein komplettes Fragezeichen und der Gratulant kam darüber wirklich etwas in Verlegenheit.

Der so Beglückwünschte wußte sich aber zu fassen, wie er denn nie in Verlegenheit gerieth.

Er eilte in das Konversationshaus, ergriff unbemerkt die Zeitung und — es flirrte vor seinen Augen, da auf der letzten Seite stand:

Hortensia Wall, verehel. gew. Rosen,
Wilhelm Flotting,
empfehlen sich als Verlobte.
Bad Wahrbrunnen, im Juni 1850.

„Ha!" rief er aus, „nur ein Nichtswürdiger konnte sich erkühnen, solch' einen Streich auszuführen. Eingesendet an die Redaktion der Zeitung, hat solche nicht gesäumt, die Anzeige in das Blatt aufzunehmen, und ich, sowie die Wittwe Rosen stehen da, kompromittirt vor aller Welt. Ein Schelmstreich sonder Gleichen und doch — führt er vielleicht zum Ziel, wenn ich diese Gelegenheit erfasse und jetzt das wage, was auszusprechen ich bis jetzt gezögert."

Er steckte das Zeitungsblatt zu sich und — ging eiligen Schrittes zu seiner Verlobten. — Wahrlich, so hatte ihm das Herz noch nie geschlagen, und als er die Treppe hinaufstieg, als er an die Thüre kam, da war ihm zu Muthe, als stehe er vor dem Palast des Czaaren und solle den Beherrscher aller Reußen zu Gevatter bitten.

Bei seinem Eintritt kam ihm die Rosen mit allem Reiz ihrer Liebenswürdigkeit entgegen und sprach: „Mein lieber Herr Flotting! lösen Sie mir nur das Räthsel, alle Welt sendet mir heute Karten mit Glückwünschen, was soll dies heißen?"

Flotting räusperte sich und sprach: „Verehrte Frau! nur die Infamie konnte es wagen, der Oeffentlichkeit eine Sache anzuvertrauen, deren Wirklichkeit nicht vorhanden, ein Geheimniß, das vielleicht nur von der einen Seite in einem entfernten Wunsche begriffen ist; eine Angelegenheit, wo das Herz und — und —"

„Herr Flotting! eilen Sie zum Ende, Sie spannen mich auf die Folter."

„Ihr Wunsch ist mir Gesetz! so will ich es denn sagen: „Sie sind verlobt!"

„Ich — verlobt? mit wem?"

„Mit einem Manne, der nicht das Mindeste von der Sache weiß; mit einem Manne, der sich glücklich schätzen würde, wenn es Wahrheit, Sie sind verlobt mit — mir."

„Herr Flotting!"

„Irgend eine Personage hier im Badeort hat sich einen Scherz erlaubt, alle Welt spricht bereits davon; man hat es Schwarz auf Weiß; hier, verehrte Frau, lesen Sie selbst."

Er überreichte ihr das Zeitungsblatt.

Nach den ersten flüchtigen Blicken lachte die junge Frau laut auf. Flotting zog sie zu sich auf den Divan und sprach: „Lachen Sie nicht, verehrte, heißgeliebte Hortensia. Mein Träumen, mein Hoffen hat hier Jemand auf dem Papier verwirklicht, und die schrecklichste Stunde meines Lebens würde schlagen, wenn mir die Wahrheit werden sollte, daß mein heißes Wünschen und Hoffen nur ein Traum und die Verwirklichung eine Chimäre. Nein, nein, jetzt, in dieser Stunde bitte ich um Ihr Herz, um Ihre Hand! Trauen Sie meinen Worten, trauen Sie meinen heiligen Schwüren, daß ich in Ihrem Besitz das Glück meines Lebens zu finden hoffe, und sollte ich Sie je beleidigen, o, so erinnern Sie mich an diese Stunde, an diesen Augenblick, der über mich entscheiden mag, ob Hoffnung oder Entsagung."

„Mein lieber Flotting," ließ sich die Rosen vernehmen, „es kann mir nicht gleichgiltig sein, daß ohne mein Wissen ein Fremder unsere Namen auf solche Art dem Gerede der Welt preisgegeben. Sie werden die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ich mich jede Stunde wieder vermählen und vielfache Auswahl treffen konnte. Vorzüglich war mir hier in Wahrbrunnen das Glück günstig, und es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß Männer ihr Auge nach mir emporgerichtet, welche die Achtung der Welt genießen und in den Stand gesetzt sind, sich einer Frau würdig zu zeigen, welcher Vollmacht gegeben, eine Rolle in der öffentlichen Gesellschaft zu spielen. Hielt Sie bisher eine gewisse Bescheidenheit zurück, mir Ihr Herz zu eröffnen, so danken Sie es Demjenigen, der hier diese Annonce in die Zeitung gesendet und sich somit einen Spaß erlaubt. Aus diesem Spasse wird jetzt Ernst, denn nicht umsonst sind Ihre Worte an mein Herz gedrungen; ich achtete, ich liebte Sie von dem Augenblicke an, wo ich Sie zuerst sah, im Geräusch des Tages, in der Stille der Nächte schwebte Ihr Bild vor mir, und was ich erkannt als einen leisen Wunsch, es ist Wahrheit geworden und geht der Erfüllung entgegen. Hier, hier ist meine Hand, hier ist mein Herz! wir — sind verlobt."

Ueberselig flog Flotting an ihre Brust. Herr Flotting, Herr Wilhelm Flotting, in diesem Augenblicke der glücklichste Mensch auf Gottes weiter Erde. — „Hortensia, meine Braut!" — Der Quell der Rede versiechte auf seinen Lippen, ach! die Blumen im Zimmer dufteten ihm noch einmal so reich, ihm war zu Muthe, als ob die Nipptischfiguren im Glasschrank und auf dem Tische Leben gewonnen, er wähnte, der thönerne Engel auf dem Ofen streckte segnend seine Hände

über ihn aus und steige herab, um ihm Glück zu wünschen zu der reichen, herrlichen Partie.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* Jetzt ist ein Plan von Paris für jeden Zeitungsleser ein Bedürfniß. Wir empfehlen den im Verlage von Albert Goldschmidt in Berlin erschienenen Plan von Paris, der sich durch sorgfältige Ausführung und durch billigen Preis (5 Sgr.) auszeichnet. — In demselben Verlage erschien zu gleichem Preise eine sehr übersichtliche Karte von Frankreich, welche auch den Karton „Die Befestigungen von Paris“ enthält.

Mannigfaltiges.

Am 103. Tage der Belagerung von Paris stellten sich die Preise der nicht requirirten Lebensmittel an den Centralhallen, wie folgt: Frische Gemüse: Gelbe Rüben, das Stück 60 Cent., sonst kostete das Dutzend 20 Cent.; eine weiße Rübe 80 Cent.; eine Runkelrübe, die sonst 30 Cent. kostete, 4 Fr.; ein Stück Sellerie 2 Fr., früher 30 Cent. werth; ein Endivienkopf, der sonst 2½ Cent. werth war, 1 Fr. 25 Cent.; Kartoffeln nicht vorhanden; ein Blumenkohl 5 Fr.; ein gewöhnlicher Kohlkopf 6 Fr.; ein kleiner Kohlkopf 1 Fr.; ein Pfund Kohlblätter, die man sonst wegwarf, 75 Cent.; ein großer und schöner Blumenkohl 8 Fr. Getrocknete Gemüse: Bohnen, Linsen, Erbsen abwesend. Eingemachte kleine Erbsen 4¼—5 Fr., sonst 1 Fr. 25 Cent. Eingemachte grüne Bohnen 3 Fr., sonst 1 Fr. Charcuterie: Speck, sehr selten, 6 Fr. das Pfund; Schinken, noch seltener, 10 Fr. das Pfund, ungefähr 120 Fr. der Schinken, der sonst 18 Fr. kostete. Pferdeblutwurst (schreckliches Essen) 1 Fr. 20 Cent. Italienischer Käse, schreckliches Gemisch aus aller Arten Fleisch bereitet, 2 Fr. das Pfd. Frische Butter, sehr selten, 35—40 Fr. das Pfund. Käse, fast nirgends zu finden, 1 Fr. 80 Cent. Ein Ei 1 Fr. Ein Pfund Chokolade 5 Fr. Der Kaffee ist nur um ein Fünftel in die Höhe gegangen. Geflügel (äußerst selten): ein Truthahn ohne Trüffeln 125 Fr.; eine gewöhnliche Gans, die sonst 5—6 Fr. kostete, 85 Fr.; ein Huhn 25 Fr.; eine Taube 8 Fr. (zehn Mal so viel wie früher). Wildpret: ein Hase 85 Fr.; ein Kaninchen 25 Fr.; eine Ente 30 Fr.; eine wilde Ente 30 Fr.; ein Rabe 2 Fr. 50 Cent. Ochsenfett kostet 3 Fr. das Pfd.; anderes namenloses Fett 1 Fr. 80 Cent. Oel, aus allen möglichen fettigen Produkten fabrizirt, 2 Fr. 50 Cent. Eingemachte Früchte gibt es nicht mehr; man hat aber solche aus Runkelrüben, getrockneten Trauben und Zucker, wie auch andere ähnliche Mischungen fabrizirt, die man mit 2 Fr. das Pfund verkauft. Besonders peinlich für die Pariser ist es, daß die Waschweiber in Folge des Mangels an Brennmaterial ihre Arbeiten haben einstellen müssen. Nur noch sehr wenige arbeiten, und reine Wäsche ist in Paris ein ungeheurer Luxus geworden.

Der „Times“-Korrespondent im Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg berichtet folgende ergötzliche Scene aus den Gefechten von Le Mans: Zwei Dragoner fanden sich plötzlich umringt und so umstellt, daß sie sich 30 Mobilen gefangen geben sollten. Einer der Dragoner konnte ein wenig Französisch und einer der Franzosen war aus dem Elsaß gebürtig; daher konnte man sich leicht verständigen. Die Dragoner verweigerten aus einem durchaus neuen und originellen Grunde sich zu ergeben. „Wenn wir mit euch gehen,“ sagte der eine, „so werden wir euren Mangel theilen müssen, aber wenn ihr mit uns geht, genießet ihr Alles, was wir haben, und entkommt so allen Gefahren und Strapazen des Krieges. Kurz, ihr gewinnt mehr dabei, wenn ihr euch zu Gefangenen machen lasset, als wenn ihr uns gefangen nehmet.“ Dieser Schluß wurde als unwiderstehlich anerkannt, und die zwei Dragoner ritten zu ihrem Regimente zurück, gefolgt von den Mobilen, die ruhig wie Schafe ihnen nachgingen. Den Großherzog freute die kluge Entschlossenheit, welche die Dragoner bei dieser Gelegenheit bewiesen hatten, so sehr, daß er ihnen ein Geldgeschenk eigenhändig überreichte. Leider sollte der eine der Dragoner sein Reiterstückchen nicht lange überleben; er fiel Tags darauf, von einer feindlichen Granate getroffen.

(Moderne Redensart.) Zwei Wege führen zum Frieden. Der eine, welchen Deutschland zieht, ist lang, Frankreich aber zieht den Kürzeren!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Freitag, 3. Februar 1871.

Die Parforce-Heirath im Bade.

(Humoreske von Th. Drobisch.)

(Fortsetzung.)

Die Zeitungsnachricht hatte sich natürlich wie ein Waldbrand im Bade Wahrbrunnen verbreitet, und als nach der Tafel sich das Pärchen Arm in Arm auf der Promenade zeigte, da war kein Zweifel mehr vorhanden, obwohl hier und da das Benehmen der Braut noch wenige Tage vorher zu sonderbaren Betrachtungen Anlaß gegeben hatte und gar nicht mit dem Geschehenen harmoniren wollte.

Und die andern Bewerber? — Der Lieutenant war Feuer und Flamme; er warf einen tausendzündigen Fluch auf den Glücklichen, packte seine Sachen zusammen und verließ den Badeort für immer.

Der Assessor, dessen Gicht so ziemlich Abschied genommen, bekam sie zugleich mit der Zeitungsnachricht wieder, und der Doktor verschrieb an diesem Tage einem Kranken ein Rezept, welches sich für den Patienten eignete wie Albert's Komplimentirbuch zu einem Schimpfwörterlexikon, denn in der Verwirrung fühlte er nicht dem Patienten, sondern sich selbst an den Puls, welcher natürlich an diesem Tage Doublirschritte machte. Fürwahr, bei einem solchen Trumpf, den Amor auf den grünen Tisch der Liebe geworfen, stand allen Pointeurs der Verstand still und gebahr eine ganze Heerde von Neidhämmeln, an deren Spitze sich auch der uns hinlänglich bekannte Wollhändler mit befand.

Dieser hergelaufene Fremdling, hieß es, hat das Glück und führt die Braut heim. Na, wenn er so fort wirthschaftet, da wird bald sein und ihr Vermögen zu Grunde gehen, obwohl die Rosen einen schönen Zehrpfennig besitzen mag, denn nach dem bisher gemachten Aufwande muß sie jährlich wenigstens zehntausend Thaler Renten haben.

Solche und ähnliche Worte vernahm man in den gesellschaftlichen Zirkeln. Der glückliche Bräutigam kehrte sich aber nicht daran, er war am Ziele seines Strebens und mit dem größten Eifer wurde dahin gewirkt, daß die Vermählung so bald als möglich geschehe, was denn auch durch höhern Orts eingeholte Dispension möglich und somit alle sonstige Weitläufigkeit vermieden wurde.

Ach, im Geräusch des Tages, in der friedlichen Stille der Nacht segnete der glückliche Bräutigam den Unbekannten, der durch einen vielleicht unüberlegten Scherz die traurige Perspektive seiner Zukunft mit so heitern Bildern geschmückt.

Und seine Braut, seine Hortensia, sie liebte ihn mit aller Leidenschaft, und man wähnte ein sechzehnjähriges Mädchen zu sehen, die mit dem Hoffen und Bangen der ersten reinsten Liebe den Geliebten erwartet. Was früher in Flottings Seele als Spekulation aufgetaucht, es hatte sich zur Weihe und Begeisterung gestaltet.

Die Trauung sollte in den nächsten Tagen stattfinden. Still und geräuschlos, ohne allen Prunk sollte die heilige Handlung im Kirchlein eines Dörfchens vor sich gehen, so wollte es Hortensia, und freudenvoll stimmte der Bräutigam ein, damit ja aller Kostenaufwand vermieden werde, der ihn etwa noch treffen könnte, denn was die Zahl seiner Thaler anlangte, so konnte er bald sagen: Siehe, Freund, dies ist der letzte Mohikan!

Ja, ja, der letzte von der großen Legion. — O, es muß ein eigenes Gefühl sein, von 40,000 Thalern, die man besessen, den letzten zu sehen. Mit welchen Gefühlen muß man diesen Getreuen in der Hand wiegen!

Eine ähnliche Empfindung nahm manchmal Raum in Flottings Brust, schwand aber von

hinnen, wenn er des Glückes gedachte, das seiner durch eine Heirath bevorstand, welche im ganzen Umkreis Neid und Scheelsucht hervorrufen würde.

Doch es gibt kein vollkommenes Glück auf Erden. Wenn Flotting in dem Gedanken schwelgte, schon im Besitz eines Wesens zu sein, das ihn treu und wahrhaft innig liebte, wenn er gedachte, daß mit dem Besitz dieser Liebe noch reiche, irdische Güter verknüpft, so wurde doch mehr als je jetzt in seinem Herzen eine Stimme wach, welche sprach: Du hast ein Vertrauen getäuscht, du kannst den Vorwurf einer List, eines Betrugs nicht von dir abwälzen. Du hast dich als ein reicher Mann eingeführt und bis jetzt nicht mehr als ein armer Taglöhner, der im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen muß.

Zur Ehre Flottings müssen wir gestehen, daß Reue einzog in sein Herz, denn er war ein guter Mensch, und der Angstschweiß stand ihm in Tropfen auf der Stirne, als seine Braut ihn fragte, in welcher Stadt, auf welchem Landsitz sie sich niederlassen wollten.

Je mehr der Tag herannahte, wo die Herzen den Bund der Weihe empfangen sollten, desto ungestümer klopfte es in seiner Brust; die Spannkraft seines Muthes erschlaffte, er war nicht mehr der kühne, feurige Mann mit den Riesenplänen und Weltgürtelgedanken.

Aber der wahre Mann weiß sich zu fassen in jeder Lage des Lebens. Das Wort Liebe gab ihm Muth und Kraft, und daß Hortensia ihn liebte, daß jeder ihrer Pulse nur für ihn schlug, wer hätte noch daran gezweifelt?

Vertrauend auf diese Liebe, auf diese Hingebung, beschloß er, sich seiner Hortensia zu entdecken. Er beschloß, ihr frei und offen zu bekennen, daß er ein Mann sei, mittellos, arm, aber reich, unendlich reich an Liebe und dem Vertrauen, daß Verzeihen geübt werde von einer Frau, die des irdischen Mammons nicht bedarf und in der Liebe ihres Gatten des Glückes theilhaftig wird, das sie sich längst gewünscht.

Von Seiten der schönen Frau geschahen alle Zubereitungen zur Trauung, denn, — schon war Tag und Stunde bestimmt. Jetzt galt kein Zögern, König Johann ohne Land mußte in den Beichtstuhl.

Lauschen wir, wie er sein Bekenntniß ablegt und — was darauf folgt.

„Liebe Hortensia!" sprach der Bräutigam mit dem ganzen Schmelz seiner Stimme, „es naht der wichtige Moment, wo Sie mir die Hand reichen zum Gang durchs Leben. Unter Eheleuten, ja selbst schon im Brautstand darf kein Geheimniß stattfinden, und — ein solches zu enthüllen, achtete ich für meine Pflicht."

Hortensia horchte auf und rückte näher an seine Seite.

„Um die Tage der Ehe einer Gattin," begann er weiter, „so angenehm als möglich zu machen, muß der Mann ein Herz in der Brust tragen, welches selbst in Trübsal und Leiden noch stark bleibt und stets bereit ist, die Wünsche der Frau zu theilen. Keine Aufopferung muß ihm zu groß sein und wenn selbst der Besitz irdischer Güter auf dem Spiel stände. Ein solches Herz mit allen seinen Tugenden, theure, geliebte Hortensia, schlägt Ihnen entgegen, es ist da in seiner ganzen Größe und kein Verhängniß vermag seine glühendheißen Pulsschläge zu mildern. Was aber die zweite Sonnenseite des Lebens anlangt, was die Welt mit dem Namen irdisches Gut belegt, Hortensia, hier auf meinen Knieen bekenne ich es in dieser ernsten Stunde, von diesen irdischen Gütern ist kein Schatten mehr. Sie denken, ich bin ein vermögender Mann; Täuschung! Täuschung! nicht eine Spur, ich bin mittellos, arm, ich — habe gar nichts!"

Hortensia zuckte bei diesen Worten auf, sie senkte die schwarze Nacht ihrer Locken in die hohle Hand und gleich einem langgezogenen Echo ertönte es leise: „Nichts, gar nichts."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Ein lebhaftes Bild des kriegerischen Treibens auf dem westlichen Kriegsschauplatz entwirft nachfolgender Brief eines schlesischen Offiziers, den die „Hamb. Nachr." veröffentlichen: Vorstadt Coulaines vor Le Mans den 14. Januar. Am 8. und 9. marschirten wir als Reserve hinter dem 3. Korps her, passirten am 9. das sehr hübsche Thal von Montmarie und kamen nach St. Calais ins Quartier. Unterwegs waren, wie überall, mehrfache Barrikaden erbaut und die Chausseen zerstört, was jedoch uns durchaus in nichts hinderte. In St. Calais, einem hübschen Städtchen, gaben wir die Ehrenwache vor dem Prinzen Friedrich Karl, und ich kam in ein gutes Quartier; auch konnten wir hier eine Rarität, d. h. Zucker, kaufen. Am 9., es war so glatt, daß alle Kavaleristen ihre Pferde führen mußten, und außerdem schneite es unaufhörlich, hielt

Morgens Exzellenz Manstein den Offizieren der Division eine kriegerische Anrede, und dann ging es auf scheußlichen Waldwegen in ein Dorf Les Loges, nordöstlich Bouloire. Von dort wurden wir in Verbindung mit den Blücher-Husaren zum 13. Korps detachirt, während das übrige Korps Ruhe hatte. Es ging über Condrécieux, St. Michel nach Thorigné, wo Abends vorher zwischen 75ern und Mariniers gekämpft war, und Nuille, wo der Großherzog uns melden ließ, daß er unsrer nicht mehr bedürfe. Wir kamen in Quartiere nach le Breil, wir beim kath. Pfarrer, einem außerordentlich gebildeten alten Mann. Am 11. stießen wir wieder zur Division mitten zwischen Ardenay und Yoré. Um 12 Uhr kam der Befehl, daß wir die 64er abzulösen und den Sturm auf das zwischen Champagne und Yoré, sowie zwischen der Eisenbahn und dem L'Huisne-Bach gelegene Plateau zu unternehmen hätten. Dies Plateau ist etwa 300 Fuß hoch, durch viele tiefe Hohlwege durchschnitten und war wegen des fußhoch liegenden Schnees schwer passirbar. Champagne hatten die 61er eben genommen, und alle Straßen lagen noch voll Todter; auch eine erschossene Kuh und ein erschossener Hund lagen dicht bei der Kirche. Wir marschirten an der Spitze und gingen am östlichen Plateauabhang hinauf, links von uns unsere Füsiliere, links davon das 2. Bataillon 85er. Artillerie war fast gar nicht, Kavalerie noch weniger zu verwenden. Oben kamen wir sofort in heftiges Feuer. Der Kampf dauerte von ½2 bis ½6 Uhr. Die 5. und 8. Kompagnie stürmten die brillant vertheidigte Ferme les Hautes Tullis und machten, allerdings mit Verlust von 50 Mann, dort 70 Offiziere und 200 Mann zu Gefangenen. Die 7. Kompagnie vertheidigte die Brücke von Champagne, die von Dragonern und Infanterie stark attakirt wurde, bis General v. Blumenthal heranrückte. Das Füsilierbataillon nahm unterdeß 3 Mitrailleusen, die 85er 3 Geschütze. Abends spät war das ganze Plateau genommen, die 85er übernahmen die Vorposten. Mein Bataillon hatte über 70, das Füsilierbataillon gegen 120 Mann verloren. Die Franzosen hatten sich theilweise sehr gut geschlagen, aber sie kämpften, wie mir ein französischer Offizier sagte, Alle mit der Ueberzeugung, daß zu siegen für sie unmöglich ist. Wir kampirten die Nacht in einem unheizbaren Bauernstübchen; meine Decken waren nicht herangelangt und ich fror wie ein Schneider. Aber fast über die Maßen müde — den ganzen Tag zu Fuß und meist auf hochbeschneiten Sturzäckern, glücklicher Weise bei gutem Wetter, herumzulaufen und Befehle hier- und dorthin zu bringen ist keine Kleinigkeit — schlief ich doch so ziemlich. Am 12. früh 8 Uhr marschirten wir von der Ferme Vaudroux aus am Plateau entlang und bezogen die Vorposten auf dem westlichen, nach Yvré l'Evêque zu gelegenen Abschnitt desselben. Hier hatten die 85er und 9. Jäger gekämpft und jedes Bauernhäuschen lag voll meistens französischer Verwundeten. Todte lagen hier in dichten Haufen, vor Allem päpstliche Zuaven in sehr, sehr großer Anzahl. Dies Korps muß furchtbar gelitten haben. Alle diese sogenannten Volontaires de l'Ouest trugen noch päpstliche Soldbücher bei sich. Vor dem Feinde hatten wir Ruhe, nur Nachmittags, als 4 Batterieen bei uns auffuhren und brillant Yvré so wie die dorthin in vollem Rückzuge vor dem 13. Korps marschirenden Kolonnen beschossen, verwundeten feindliche versteckte Tirailleurs 2 Mann der 6. Kompagnie und tödteten einen Kanonier. Nachmittags wurden sämmtliche Gehöfte bis zum l'Huisne-Bach besetzt. Abends war ich unten in Champagne und empfing dort die Befehle bei der Division. Wir blieben auf Vorposten und die Mannschaften mußten meist bivouakiren. Wir fanden noch ein erträgliches, ganz verstecktes Bauernhäuschen, andere Kameraden schliefen in einem Zimmer mit Todten, Sterbenden und Verwundeten zusammen. Gestern früh ging es über Sarge hierher. Ueberall, namentlich bei Yoré, zeigten sich die Spuren des Rückzuges, der besonders beim 21. Korps in wilde Flucht ausgeartet sein muß. Der ganze Weg war mit herrenlosen Wagen und Pferden, mit Tornistern, Gewehren, vor Allem aber mit unzähligen vollen Zwiebackskisten bedeckt. Hier liege ich beim kath. Pfarrer, der halb Bauer ist. Heute war ich in Le Mans. Es muß dort eine ganz ungeheure Kriegsbeute gemacht sein. Die Stadt sieht noch etwas sehr verworren aus; todte Pferde liegen noch auf den Hauptplätzen. Viele Läden und Haussfenster sind durch Gewehrschüsse zertrümmert. Es scheint dort beim Einmarsche etwas scharf hergegangen zu sein. Ich sah mir auch die an der endlos großen Place des Jacobins gelegene Kathedrale, in der auch das Grab der alten Königin Berengaria ist, an. Die übrige Zeit widmete ich Einkäufen, doch ist nicht allzuviel dort zu haben. Ob wir hier bleiben oder auf Laval marschiren, wissen wir noch nicht. Vorläufig verfolgt der Großherzog von Mecklenburg, der auf Alencon marschiren soll, den Feind.

Mannigfaltiges.

Bei den in dem Cernirungskorps vor Paris häufig stattfindenden Dislokationen kommen Erscheinungen vor, wie sie wohl selten im Felde sind und welche lebhaft an die Umzüge beim Quartalwechsel in Berlin und anderen großen Städten erinnern. Jedes Regiment ist jetzt zu einer mehr oder weniger vollständigen häuslichen Einrichtung gelangt, von welcher sich's nicht wohl trennen kann, da die Witterung das Existiren zwischen nackten Wänden verbietet. Man sieht eine Menge Stühle, Sessel und Sophas auf der Wanderschaft begriffen, nicht minder Sprungfedermatratzen, Schauerbäder und sonstige Annehmlichkeiten des Lebens. Viele Villen sind mit solchen Gegenständen des Komforts in reichlichem Maße versehen. Auch Pianino's fehlen nicht, sowie vor Allem goldgerahmte Spiegel in letzter Zeit gewandert sind. Sie werden ebenso sorgfältig umhergeschleppt, als gelte es einen regelrechten Umzug und jedenfalls befinden sie sich dabei viel besser, als in jenem früheren Stadium der Cernirung, als der Fortziehende sich's wohl einmal einfallen ließ, dem Nachrückenden zerschlagene Töpfe und Scheiben zu hinterlassen. Die Kinderwagen fehlen auch bei keiner Dislokation; Porzellan und Lampen pflegen darin wohlverpackt die Reise mitzumachen. Am Wunderlichsten freilich nehmen sich die französischen Spannfuhrleute neben diesem Treiben aus; sie haben allerdings kein Interesse dabei, ob die Großmuftis des Kaiserreichs, deren Fauteuils und Causeusen sie seit Monaten um Paris umherkutschiren, ihr Mobiliar wiederfinden oder nicht, aber für den Beobachter dieser Karawanen haben diese französischen Vermittler des größten Möbelwirrwarrs, den die Welt je erlebt haben mag, etwas von der wehmüthigen Doppel-Physiognomie Shakspeare'scher Narren.

Aus dem Felde.

8.

Ἔσσεται ἦμαρ.

(Vor der Kapitulation von Paris.)

Wolken sammeln sich am Rheine,
Blitze zucken grell hervor,
Unserm Land vom Markensteine
Steigt's herauf, den es verlor.

Frankreich fühlt sein alt Verlangen,
„Nach dem Rheine!“ ruft es laut;
Vaterland, sei ohne Bangen,
Muthig nach dem West geschaut!

Einst ging unsre Sonne nieder
Hinter jenen fernen Höh'n,
Einst erklangen deutsche Lieder,
Wo jetzt wälsche Banner weh'n.
Und Jahrhunderte entschwanden
Und das morsche Reich zerfiel,
Und mit den geraubten Landen
Trieb man ein abscheulich Spiel.

Lange haben wir's geduldet,
Was der Wälsche frech gewagt;
Selber haben wir's verschuldet,
Haben Schwache wir gesagt,
Und es herrschte stets der Glaube,
Daß er einst mit frecher Hand
Unsrer Heimath Kleinod raube,
Das geliebte Pfälzerland.

Wälsche, seht ihr unsre Farben
Wehen dort in eurem Land?
Seht ihr jene blut'gen Garben,
Die der Tod zusammenband?
Unter unsern Todten allen
Lebt ein Geist für unser Recht,
Doch bei euren, die gefallen,
Hat der Geist sich nie geregt.

Frankreich, für die feigen Wunden,
Die zu schlagen du geglaubt,
Schlagen dir jetzt ernste Stunden,
Und was du uns einst geraubt,
Nehmen wir von deinem Reiche
Weg, daß es bei uns besteh',
Ehe daß mit deiner Leiche
Auch dies deutsche Glied vergeh'!

Schwarz nach oben droht der Himmel,
Grell durchzuckt von Blitzesgluth,
Und im wilden Kampfgewimmel
Fließt noch manches Opferblut;
Aber über diesen Leichen
Ruht ein goldner Morgenglanz,
Und das Volk mit seinen Eichen
Flicht den Helden ihren Kranz.

C. P.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Montag, 6. Februar 1871.

Die Parforce-Heirath im Bade.

(Humoreske von Th. Drobisch.)

(Fortsetzung.)

Flotting sprang auf, fiel seiner Braut um den Hals und rief: „Dies, dies ist mein Bekenntniß! nicht konnt' ich es mitnehmen vor die Stufen des Altars, es lag wie ein Alp auf meiner Brust, und all' meine Hoffnung, all' das Glück meines Lebens würde in Trümmer sinken, bliebe mir nicht der tröstende Gedanke, daß meiner Verzeihung harrt. Wo Schuld, da ist Reue, wo Reue — Vergeben. Um solche flehe ich jetzt und hoffe, Hortensia! mir sagt es mein Herz, ich hoffe nicht vergebens!"

„Gewährung! — Verzeihung! — Ja, sie werde in vollem Maße, wenn — wenn auch mir verziehen wird."

„Hortensia, reden Sie, sprechen Sie es aus!"

„Auch ich habe ein Geheimniß, das auf meiner Seele lastet; ein Geheimniß, von welchem der Schleier fallen muß, noch ehe der Brautschleier mein Haupt umwallt. Meine Lippen beben, die Schuld zu gestehen, und hat sie die Zunge verkündet, o, ich ahne, Sie entsagen dann derjenigen, deren Herz für Sie mit so unendlicher Liebe gefüllt; Sie werden die Hand verschmähen, welche ich Ihnen entgegengestreckt zum ewigen Bunde."

„Hortensia! Nein, nein, ich vergebe jedwede Schuld! Bekennen Sie; so lange ich lebe, will ich davon schweigen. Was es auch sei, ich will den Schleier der christlichen Liebe darüber decken; o, sprechen Sie, ich ahne, vielleicht ein Fehler, den die Jugend —"

„Dieses nicht, nein, ein Fehler, der auf Rechnung des reifern Alters kommt. Ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen, zumal Sie Ihr Geheimniß so bald enthüllt. — Herr Flotting! Schein und Täuschung hält Sie umfangen. Sie jagten einem Traum nach, der sich Ihnen jetzt zur rauhen Wirklichkeit gestalten wird. Mehr als je gedenke ich jetzt des Sprichworts: Gleich und gleich gesellt sich gern. Sie stehen in dem Wahne, ich sei eine reiche Frau; Täuschung, Täuschung, ich — habe auch nichts!"

„Auch nichts?" schrie der Bräutigam, daß der kleine Bologneserhund und der Kanarienvogel aus dem Schlafe geweckt wurden.

„Nein, nichts, gar nichts!"

Jetzt trat eine Pause ein wie in einem Trauerspiel, wenn Einer erstochen worden ist, und hier hatte Beider Hoffen ja auch den Todesstoß empfangen.

Flotting sah jetzt auf, Alles dünkte ihm ein Traum, er ergriff Hortensia's Hand und sprach: „Täuschung! Ja, es kann nur Täuschung sein; Sie wollen mir vor den Freuden, die meiner harren, als Bestrafung erst einen bittern Kelch reichen. Nein, diese Pracht, diese Umgebung, Hortensia, Sie bar und ledig aller irdischen Güter, nein, es kann nicht sein."

„Und doch, leider doch," fiel ihm die Rosen ins Wort. — „Hören Sie mich an."

Der Bräutigam war still wie ein Mäuschen.

„Als mein Gemahl starb, der wenigstens noch zweimal so viel Jahre zählte als ich und mich als ein armes Mädchen zur Frau genommen, weil mich die Natur liebend angeblickt und mir einige Reize verliehen, da erbte ich ein schönes Vermögen. Ich ward Besitzerin all' des Geldes, welches er sich ergeizt. Mit meiner Verheirathung begrub ich meine Freiheit, meine angeborene Lebhaftigkeit; durch den Tod meines Mannes lebten sie wieder auf. Dem Himmel sei Dank, daß meine Gefangenschaft nur wenige Jahre währte, denn ich war verschlossen wie in einem Kloster. Die Eifersucht hatte eherne, feste Riegel geschmiedet, weder Concert noch Theater,

Digitized by Google

noch gesellschaftlicher Umgang ward mir zu Theil. Auf einmal frei und ledig all' der Fesseln, beschloß ich mich zu rächen. Keine Eltern, keine Freunde, allein und ungebunden dastehend, nahm ich eine Summe des geerbten Vermögens und floh damit in die Cirkel der großen Welt, die sich mir aufthat wie ein Himmelreich. Wie Einer, der gedarbt und nun an eine reiche Tafel geführt wird, so eilte ich von Genuß zu Genuß. Geld, Jugend, Anmuth; die Männerwelt lag huldigend mir zu Füßen, und mehr denn einmal boten sich mir Partieen, die man vielleicht glänzend nennen konnte. Ich widerstrebte allen Anerbietungen, denn meine frühere, obgleich kurze Verbindung hatte mich mit Widerwillen gegen ein Verhältniß erfüllt, wo ich nach meiner damaligen Ansicht das Weib blos als ergebene Dienerin oder als Sklavin des Mannes betrachtete. — Nachdem ich mehrere Hauptstädte Deutschlands bereist und daselbst Summen verschwendet, begab ich mich in die Schweiz und von da nach Italien. Unbesorgt lebte ich in den Tag hinein, eine Zukunft kannte ich nicht, wollte sie nicht kennen, denn ich lebte nur der Gegenwart und fand in ihr das Glück des Lebens. Das Geld hatte für mich keinen Werth; ich lernte dasselbe erst schätzen, als die reiche Fluth verrann und eine Ebbe eintrat, die mich nöthigte, an die ferneren Tage meines Lebens zu denken. Eine Verbindung war mein nächster Gedanke, doch ich hatte die Männer kennen lernen und empfand nur zu deutlich, daß das Geld der mächtige Zauber ist, welcher ihre Idee zur That verwirklicht. Mit dem Reste meines Vermögens, es mochte etwas über sechshundert Thaler betragen, faßte ich den Entschluß, mich nach einem Orte zu wenden, wo ich unbekannt und mich die Welt dem Anscheine nach für eine Frau von Vermögen halten konnte."

„Ganz, ganz so wie ich," stöhnte Flotting.

„Meine Dienerschaft dankte ich ab, damit kein Verräther um mich, und nahm mir unweit von hier eine Kammerjungfer, welche noch heute in meinen Diensten, vielleicht aber in einigen Wochen Diejenige verlassen muß, die sie bisher Herrin und Gebieterin nannte."

„Ganz so wie ich!"

„Denn wenn wir unsere Habe, unsern Reichthum wägen, o, die Entscheidung, sie wird der Waage das Zünglein halten, denn mit Riesenschritten eilte das Letztbewahrte seinem Ende entgegen."

„Und dies mit Recht, wenn man so leichtsinnig zehn Louisd'ors auf den grünen Tisch werfen kann, wie Sie, Madame!"

„Leichtsinnig! — Ja, und — nein! An ein schwaches Rohr klammert sich der Schiffbrüchige und die Verzweiflung wagt das Letzte. O, über die Leichtgläubigkeit der Menschen! ich hoffte auf Fortuna's Huld; sie wandte mir den Rücken."

„Also auch Hoffnung auf Gewinn? — Ganz so —"

„Ja, ja, Hoffnung! Wohl dem Menschen, der Nichts zu hoffen und zu fürchten hat. Und dennoch ist die Hoffnung ein so großes, unendlich reiches Gut, das die Gottheit dem Menschen niedergebracht auf die Erde. Hoffnung und Erinnerung, sie sind die Genien, welche die Rosenträume des Lebens krönen, und wenn in dieser Stunde die Schwingung meines Lebens verhallte, das einzige Große und Schöne ist die Erinnerung. — O, lieber Flotting! belasten Sie immerhin mein Herz mit dem Vorwurf, daß ich mein Besitzthum nicht zu schätzen gewußt, und daß ich öfters mit Summen dem Luxus und der Verschwendung gehuldigt; ich nehme diesen Vorwurf an, ich weise ihn nicht zurück, denn noch spricht für mich ein milderer Richter, wenn ich bedenke, daß es Herzen gibt, die von Dankbarkeit gegen mich erfüllt sind."

„Dankbarkeit! diese kennt die Welt nicht!"

„Und doch. Das Gefühl einer guten That in der eigenen Brust läßt sie nicht sterben. Ach, das Bewußtsein, andere Menschen in den Stunden der Trübsal mit Trost erfüllt und ihre Thränen getrocknet zu haben, es ist schön! Der Reiche von Geburt empfindet es; Derjenige aber, der, wie ich, einst selbst arm war, o, der empfindet es doppelt. Glauben Sie nicht, daß ich inmitten des reichsten, üppigsten Lebens dem Gott in meiner Brust untreu geworden und mein Herz abgewendet von dem Hohen und Heiligen. Milde und Barmherzigkeit, die zwei Cherubim, welche gemeinschaftlich die Stiftshütte des Lebens überflügeln, sie habe ich geübt im Sinne der Worte: daß Gott die Wohlthat der Menschen wie einen Siegelring und die guten Werke wie einen Augapfel behält, um zuletzt einem Jeglichen zu vergelten, wie er es verdient. — Ja, ja, ich weiß, daß noch so manches Herz von dem heißesten Danke gegen mich erfüllt, gleich dem Amen eines frommen Gebets. Nicht nur in Deutschland, nein, in der Schweiz, sowie in Italien habe ich manchen Kummer der Wittwen und Waisen gestillt. So manchem Familienvater, der bang mit den Seinigen am Hungertuche nagte, habe ich eine Summe gespendet, die jetzt für mich von Bedeutung wäre, und wer mich deßhalb mit Vor-

würfen belasten wollte, der rechte mit Gott, daß er mir ein so weiches Herz verliehen, denn wenn ich einen Bettler sehe, so möchte ich an seine Brust fallen und schluchzend ausrufen: warum, warum mußt du betteln?"

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Le Mans, den 20. Januar. Die Stadt Le Mans ist die Hauptstadt des Departements der Sarthe, liegt an deren linkem Ufer und zählt gegen 50,000 Einwohner. Scharfe Thalränder begrenzen den Fluß, und geben der Umgegend eine Mannigfaltigkeit und einen Reiz, welcher nach der landwirthschaftlichen Einförmigkeit der Perche unendlich wohlthuend wirkt. Auf dem linken Hügelufer des Flusses liegt die Stadt; terrassenartig steigt sie auf und breitet sich mit einem Wohlbehagen aus, das sie größer erscheinen läßt, als sie in der That ist. Von keiner der Städte, die wir bisher durchzogen, empfing man beim ersten Anblick so deutlich den Eindruck des normannischen Charakters als bei dieser; es bedarf nicht der Ueberbleibsel von römischen Wasserleitungsbogen, von der alten römischen Umwallung der Stadt, nicht der noch sehr deutlichen Spuren eines römischen Amphitheaters, um sich bewußt zu werden, daß man hier auf einer Kulturstätte von Jahrtausenden sich befindet. Die Lage der Stadt auf der Höhe, die Vertheilung der Häuser, der Zug der Straßen, die Gruppirung von Baum und Haus, alles das deutet auf Kulturkeime, die von Süden heraufgetragen worden sind. Steigt man aber tiefer die an diesen Tagen abschüssigen, von Schnee und Eis bedeckten engen Wege und Steige, dann kommt man in das mittelalterliche Le Mans, in enge Straßen, zu denen Licht und Luft nur wenig Zugang finden, dessen niedrige von Fachwerk erbaute Häuser, von denen die meisten noch ihren mittelalterlichen Charakter, freilich nicht in schönster Ausprägung, behalten haben: dann ist man in dem Le Mans der Königin Bérengère, deren Haus man noch zeigt, in der Stadt der Grafen v. Maine, deren Schloß auf der Stelle der heutigen Mairie die spitzen Giebel der Bürgerhäuser, die sich am Fuß und unter dem Schutze des mächtigen Dynastenschlosses angesiedelt hatten, beherrschte und bedrohte. Schloß und Kirche sind die Gebäude, welche im Mittelalter über die Wohnungen der Schutz- und Pflegbefohlenen sich zu erheben pflegten; hoch und hehr, ernst und dunkel ragt aus ihrer dürftigen Umgebung die Kathedrale von Mans empor; häßlich ist ihr Thurm, aber prachtvoll und in reinstem romanischen Styl das dreigetheilte Schiff derselben. Dann gibt es noch einen neueren Theil der Stadt mit hübschen komfortabeln Häusern aus dem vorigen Jahrhundert sowohl als aus der neuesten Zeit, mit eleganten Läden, mit Parks, mit Plätzen und Boulevards, und in dieser Stadt, in welcher sich die Loirearmee festgesetzt hatte, um von da aus immer wieder ihren Vormarsch gegen uns zu versuchen, in diese zogen unsere Truppen gegen Abend des 12. Jan. ein. In den Straßen kam es zu einem Kampf zwischen ihnen und Nachzüglern der Armee des Generals Chanzy. Unsere Truppen bekamen Feuer aus den Häusern und Hinterhalten jeder Art, und nicht allein von französischen Soldaten, mehr noch von Gruppen von Blousenmännern, die an den Ecken standen, mit Gewehren bewaffnet. So in den Vorstädten; einen anderen Charakter nahm der Kampf in der Stadt selbst an. Der Rückzug der französischen Armee war mit Eile der Verzweiflung vor sich gegangen; bis kurz vor dem Einmarsch unserer Truppen war vom Bahnhof Zug um Zug abgelassen worden, um nur die Mannschaften fortzubringen, nicht aber den Train, die Munitions- und Proviantwagen, die Offiziersequipage. Dieselbe war beim Einrücken der Unsrigen noch in den Straßen der Stadt aufgefahren und eben zum Abgang fertig, als die Schüsse in der Vorstadt die Ankunft der Preußen verkündeten. Nun brach unter dieser Kolonne eine Panik aus, welche dieselbe vollständig uns in die Hände lieferte. Jeder Wagen wollte in rasender Eile vorwärts, dadurch verfuhren und verwickelten sie sich zu einem unentwirrbaren Knäuel, bis einige Kugeln Stillstand in die Massen brachten und so den ganzen Train aufhielten und als Beute uns überlieferten. Am Tage des Einzuges unserer Truppen und noch in den folgenden bedeckten die Wagen des Trains die Straßen in und zumeist außerhalb der Stadt, die Pferde hatten sich losgemacht und irrten herrenlos umher, auf dem Schnee lagen Bürsten, Briefschaften, Dienstpapiere, Stiefel, Uniformstücke, Mitrailleusen-Cartouchen, Kisten und Fässer mit Zwieback; die Munitionswagen waren geöffnet und die Granaten Jedem preisgegeben. Noch größer und für unsere Zwecke dienlicher stellten sich die Vorräthe auf dem Bahnhofe heraus. Dieselben waren auf Güter-

wagen verpackt und schienen eben im Abgange begriffen zu sein, als unsere Soldaten die Hand darauf legten. Da waren Wagenladungen mit Stroh und Heu, Hafer, Mehl, Kaffee, Zucker, Reis, Cognac, Wein, mit Schuhen und Uniformen, daß unsern Armee-Intendanten das Herz im Leibe lachte. Auch 200 Eisenbahnwagen und 6 Lokomotiven waren unser. Auch im Lager von Conlie hatte man bedeutende Vorräthe gefunden, namentlich an Waffen und Munition. Dasselbe war am 14. Jan. genommen worden, ohne Kampf; die 48—50,000 Mann, welche die Besatzung desselben bildeten, waren zurückgezogen worden in Folge einer ausgebrochenen Pockenepidemie. Mit der Equipage der retirirenden Armee wurden wichtige amtliche Papiere des Generals Chancy aufgefangen, welche über die Operationen der französ. Armee wichtige Aufschlüsse gaben. — Der General Feldmarschall Prinz Friedrich Karl langte am 13. Jan., Mittags ½2 Uhr, in Le Mans an, und gleichzeitig wurde in der Stadt das Hauptquartier aufgeschlagen; Se. k. Hoheit nahm in den weiten und prachtvollen Räumen der Präfektur Wohnung, und dort wurden auch die Bureaux eingerichtet. Mit Angst und Schrecken erwarteten die Einwohner den Einmarsch der Preußen; jetzt da sie die Gefürchteten aus der Nähe gesehen, hat sich die Panik gelegt und einem freundlichen Benehmen Platz gemacht. Exzesse sind nirgends vorgekommen, ebenso wenig meuchlerische Angriffe auf unsere Soldaten. Als das beste Mittel, sich Sicherheit zu verschaffen, haben sich die Kontributionen erwiesen; seit der Schuß auf den armen Kolonnenmann der Stadt Orleans 600,000 Fr. gekostet hat, war dort nichts mehr gegen die Sicherheit der Unsrigen versucht worden. Der Stadt Le Mans wurde dafür, daß von Civilisten in der Stadt auf preußisches Militär geschossen wurde, als die Stadt von denselben bereits besetzt war, 4 Mill. Fr. als Kontribution auferlegt.

Mannigfaltiges.

Verdun, 27. Jan. Wir liegen hier in Kaserne St. Nikolaus. Tagtäglich wird unsere Kaserne von armen alten Leuten und besonders von Kindern besucht, die, mit einem Eßnäpfchen bewaffnet, sich ihren Lebensunterhalt hier betteln kommen. Da sie nur des Mittags in die Kaserne eingelassen werden, so laufen sie die übrige Zeit des Tages um die Kaserne herum, stehen an der südwestlichen Seite auf dem Walle und rufen fortwährend: Nichts Brutt? Nichts Brutt? Hat man Morgens vom Kaffee noch ein Stückchen erübrigt, und öffnet ein Fenster, um einem armen Kinde ein Stückchen Brod in die Schürze fallen zu lassen, so stehen statt eines oder zwei deren acht bis neun dort und halten die Hände auf. Uns dauern die armen Kinder alle sehr, und ich weiß Kameraden genug, die sich selbst ein Stückchen Brod abziehen und es den armen Kleinen geben. Es ist aber auch ein Anblick zum Erbarmen, diese armen Geschöpfe Morgens in aller Frühe, in der bittersten Kälte im Schnee watend, nichts am Leibe und nichts an den Füßen, um Brod schreien zu hören. Ist der Morgen vorbei und es geht auf Mittag zu, so versammeln sich dieselben von eilf Uhr ab am Kasernenthore, den Augenblick erwartend, wo der Posten sie herein läßt. Dann geht es aber auch, einer will vor den anderen auf alle Stuben, und sie nehmen die Ueberbleibsel von unserem Mittagstisch in Empfang. Zuerst werden die Näpfchen gefüllt und ist dann noch etwas übrig, so wird mangirt. Gewöhnlich haben wir dann fünf bis sechs Kinder um eine Schüssel versammelt, und es ist eine Lust, den armen Wesen zuzusehen, denn im Nu ist eine Schüssel geleert. Nicht selten wirft hin und wieder ein Kamerad ein neckendes Wort zwischen eine solche Schüsselschlacht, und neulich bemerkte mir ein Kamerad ganz trocken: „Ja, lieber K., so muß es kommen, die Alten gehen das Vaterland von den Barbaren befreien und wir müssen ihnen dafür die Bengels groß füttern.“ Wir alle aber wissen nur zu gut, daß die armen Kleinen nichts verschulden und doch am meisten zu leiden haben. Es gibt aber auch noch eine ganze Masse, denen man auf der Straße es nicht ansieht, daß sie zu Hause darben. Wie viele haben nicht durch das Bombardement ihr ganzes Hab und Gut verloren! Ich habe Familien kennen gelernt, welche nicht im Stande sind, die Fensterscheiben an ihrer Wohnstube machen zu lassen, und das bei solcher bitterer Kälte. Unsere Wäscherin, welche aus dem Elsaß gebürtig und Deutsch spricht, versicherte, daß sie mit Bangen in die Zukunft sehe; was es wohl geben würde, wenn die Preußen einmal zu Hause gingen, dann müßten sie wohl Alle verhungern.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Mittwoch, 8. Februar 1871.

Die Parforce-Heirath im Bade.

(Humoreske von Th. Drobisch.)

(Fortsetzung.)

„Hortensia! Weib meiner Seele, halt ein! Die Thräne der Wehmuth, Du lockst sie in mein Auge.“

„Thränen? — O, wenn das Unglück ihrer bedarf, so zolle man eine dem Weibe, das da wähnte, durch eine List sich das Glück der früheren schönen Tage zu erträumen. Wir Beide verfolgten Ein Ziel; daselbst angelangt, stehen wir — vor einem Abgrund. Die Menschen richten nach dem Schein. Der Himmel weiß, wie schwer es mir geworden, diesen Schein ins Leben zu rufen und ihm hier sein Dasein zu fristen. Man sah mich dahinrollen im reichen Gespann und die Freude glänzte auf meinem Angesichte, während ich das Loos des armen Winzers beneidete, der droben auf stiller Höhe an das Gelände seine Reben band. Wie oft habe ich mich an die Stelle des armen Taglöhners gewünscht, der Abends nach vollbrachter Arbeit seiner Hütte zueilt und an der Brust eines treulieben Weibes, sowie im Kreise froher Kinder die Sorgen des Lebens vergißt. Ihm wird Friede, mir nicht. Ich gleiche der Griseldis, die, von ihrem Gemahl verstoßen, ihre Dienerschaft entläßt, sich wieder in das wollene Gewand kleidet und der väterlichen Hütte in der Köhlerwaldung zueilt. Ja, auch bei mir ist das Fastnachtsspiel vorüber; ein Fastnachtsspiel, das ich hier in Scene setzte, in dessen weitern Verlauf das Schicksal eingriff und mir die selbst zugetheilte Rolle einer Columbia in eine reuige Büßerin verwandelte. All' die Mitspielenden sind verschwunden bis — auf Einen, der vielleicht jetzt überlegt, wie auf rasche Art sein Abgang zu bewirken. — Mag kommen, was da will, ich bin gefaßt. Fern von dem Orte, wo einst meine Wiege gestanden, zurückgezogen in ein stilles bürgerliches Leben, will ich im Vertrauen auf den Himmel der Zukunft entgegensehen und mich redlich ernähren vom Ertrag der Nadel oder dem Unterricht der italienischen Sprache, einer Sprache, so rein und klangreich, wie ich mein Herz bewahrt in den überreichen, glänzenden Tagen meines Glücks. — Dies, Herr Flotting, ist mein Bekenntniß, hervorgerufen durch Ihr Vertrauen aus dem tiefsten Grunde meines Herzens. Hier, meine Hand, die ich Ihnen am Altar reichen sollte, ich — reiche sie jetzt zum Abschied. Leben Sie wohl! ich wünsche, daß Ihnen der Himmel das zu Theil werden lasse, was mir entflohen, das — Glück. Ja, ja, es sei mit Ihnen, Ihr edles Herz hat Anspruch darauf, Sie werden es finden und der Welt das werden, wozu Geist und Verstand Sie berechtigt.“

„Hortensia! Nein, nein! Du gehst nicht von mir!“ rief Flotting mit Begeisterung, indem er sie an sein Herz drückte. „Nein, erst jetzt sind wir verbunden, in dieser Stunde geschah unsere Verlobung; Du bist mein auf ewig! Ja, Geist und Verstand, das Erbtheil der ewigen Weltordnung, das mir noch verblieben, es sei der rettende Genius und der Gründer unserer beiderseitigen Wohlfahrt. Man lasse mir nur einen Rock und eine Feder, und — die Sorge ist fern von meinem Hause. Wunderbare Menschen, die da träumen, es gäbe kein Glück, und ihm nachjagen wie ein gehetztes Wild. Und du — Schicksal, wie versteht dich die Welt? Der Wille der Menschen, der starke, feste Wille, er selbst ist das Schicksal und das Glück, er zwingt beide in seinen Bereich, daß sie sich ketten an seine Fersen und ihm treu bleiben bis zum Tage der Vernichtung. Darum, meine theure Hortensia, Muth und Vertrauen, wie es auch kommen mag. Ein Anderer in gleicher Lage würde vielleicht der Verzweif-

lung nahe sein, würde in der Angst seines Herzens zu Karst und Spaten greifen, um sein Dasein zu fristen; hinweg mit solchen Gedanken, die nur im Gehirn eines Kleinmüthigen emporsprossen, ich trachte, auf ebenbürtiger Seite zu bleiben und Du, Hortensia, sollst es mit mir sein."

„Wie? Du willst ohne Mittel, ohne Aussicht auf Vermögen die künftigen Tage an die vergangenen reihen?"

„Das Lustspiel, welches hier im Bade begann und sich jetzt so tragisch gestaltet, es soll als Lustspiel zu Ende geführt werden. Eine Idee, werth des größten Dichters, taucht in mir auf, wir brauchen zur reellen Durchführung des Stückes nur noch eine Person."

„Und diese wäre?"

„Derjenige, welcher sich mit der Zeitungsannonce einen unzeitigen Scherz erlaubt. — Hortensia, ahnst Du vielleicht, wer den Schelmenstreich verübt?"

„Wenn mich nicht Alles trügt, so ist es jener Kaufmann, der mit der Miene eines Mephisto sich immer an den Orten einschlich, wo wir uns zusammenfanden."

„Kein Anderer als dieser, der alte Banquier Prell, der am Tage nach dem Eintreffen der Zeitungsnachricht den hiesigen Kurort verlassen. Nur von ihm allein ist dieser Streich ausgegangen und vor Allem liegt mir daran, daß ich Beweise in die Hand bekomme."

„Beweise? — auf welche Art?"

„Vorerst seine Handschrift. — Halt! In der Badeliste hat er eigenhändig seinen Namen eingetragen; einen Blick auf die Schrift und dann hin nach der Stadt in das Redaktionsbureau der Zeitung, wo man mir das Original der Verlobungsanzeige vorlegen muß."

„Wilhelm, was willst Du thun?"

„Sei nicht bange, es ist kein böser Streich; fürchte nichts, denn all' die Schritte, welche ich jetzt unternehme, sollen zur Vollendung unseres Glückes führen. Was bis jetzt geschehen, die Darlegung unserer Verhältnisse, es bleibe für die Welt ein Geheimniß und Niemand hier im Badeort soll eine Ahnung davon bekommen. Ein dichter Schleier bleibe darüber gehüllt, und bald soll die dunkle Nacht, die sich vor uns aufgethan, der heitere Strahl erwärmender Sonne durchdringen."

Flottings nächste Schritte waren nach dem Badehause gerichtet, wo er in dem Buche blätterte, in welches eigenhändig die Kurgäste Namen und Stand eingeschrieben. Da, Seite drei, stand mit kräftigen Zügen Johann Nikodemus Prell, Banquier aus B**.

Die Schriftzüge waren so originell und charakteristisch, daß man sie in zweiter Handschrift gleich wieder erkennen und unter Hunderten herausfinden mußte. Noch denselben Abend eilte Wilhelm Flotting zu seiner Braut und sprach:

„Morgen mit dem Frühesten reise ich ab mit dem Letzten meiner Baarschaft, aber schon übermorgen Abend bin ich wieder hier als — ein wohlhabender Mann."

„Flotting! ist es Wahrheit?"

„Bei meiner Liebe zu Dir, bei allem, was mir heilig, ich kehre zurück. Frage nicht nach meinen Plänen! Rede und Antwort, wenn und wie es geschehen; jetzt laß mich eilen, denn es ist Gefahr im Verzug."

Mit einem langen Kusse nahm er Abschied von seiner Braut; früh mit der Sonne eilte er seinem Ziele zu.

Wollen wir Herrn Flotting nicht begleiten, damit wir erfahren, wie er zu Gelde kommt?

Ich dächte!

Ja!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Kühnheit und Entschlossenheit texanischer Frauen sind bekannte Dinge. Nachstehender Vorfall, den der „Denton Monitor" erzählt, dient dazu, das Gesagte zu bekräftigen. „Vor einigen Tagen," sagt das Blatt, „kam eine hübsche, entschlossen aussehende Frau in ein Dorf dieser Region geritten und begab sich, nachdem sie vom Pferde gestiegen, raschen Schrittes in ein nahe gelegenes Wirthshaus, wo mehrere Texaner beim Glase und Spiele saßen. Sie schreitet auf den hübschesten der Männer zu, ergreift ihn beim Arme und befiehlt ihm, das Glas niederzusetzen, aus dem er soeben einen tiefen Zug zu nehmen im Begriffe ist. Er setzt das Glas nieder und läuft hinweg; sie folgt ihm nach und wird seiner schließlich in einer Ecke des Billardzimmers habhaft. Mit fester und entschlossener Stimme sagt sie ihm, daß der Ort, in dem er sich befindet, und das Leben, welches er führt, ihres Gatten nicht würdig sei; er vergeude ihr Vermögen und sie wolle nicht länger durch ihn entehrt und verarmt werden. Sie verlangt sein Pistol; er verweigert es. Sie reißt es aus dem Gürtel, spannt den Hahn, hält es ihm vor das Gesicht mit dem

Bemerken, daß er entweder das Wirthshaus verlassen oder sterben müsse. Er zieht das Erstere vor. Sie eskortirt ihn wie einen Kriegsgefangenen zu der Stelle, wo sein Pferd angebunden stand, befiehlt ihm, dasselbe zu besteigen, und zwei Minuten später verlassen beide das Dorf, die Frau hinter ihrem gefangenen Gebieter reitend, mit seinem Sechsläufer in ihrer Hand."

Unter andern Anekdoten vom Kriegsschauplatze, die in den verschiedenen Korrespondenzen mitgetheilt werden, sei eine erwähnt, welche in Pont-à-Mousson sich ereignet haben soll. „Als die Preußen dort einzogen," so meldet der Berichterstatter des Daily Telegraph, „ließ der preußische General den Maire zu sich bescheiden, um ihn von den herkömmlichen Requisitionen in Kenntniß zu setzen. Am Ende der Liste figurirte auch eine Forderung von 500 Flaschen Champagner, gegen die der städtische Würdenträger mit Thränen und der Betheurung protestirte, es sei für Geld und gute Worte keine Flasche Champagner zu haben. Der preußische General war ein eigenthümlicher Mann und gerieth über diese Erklärung durchaus nicht in Zorn, sondern sagte mit der größten Ruhe: „Dann müssen Sie für den Wein zahlen;" dazu war der Maire sofort bereit und verabfolgte die betreffende Summe mit einem wahren Gefühl der Erleichterung. „So," sagte der General, „das wäre in Ordnung, und nun, Herr Maire, wenn Sie es wünschen, so will ich Ihnen einigen Champagner verkaufen. Es könnte ja sein, daß Sie wieder in die Lage kämen, eine ähnliche Forderung decken zu müssen. Ich habe 50 Dutzend Flaschen bei der Bagage des Marschalls Mac Mahon erbeutet, die Ihnen alle à 10 Frs. die Flasche zur Verfügung stehen." Was der Maire darauf etwa erwiedert, verschweigt die Geschichte, so viel steht fest, er ward von Stunde an nicht mehr gesehen.

Die Trier'sche „Volks-Ztg." erzählt Folgendes. Als der Pastor, bei welchem unser Mitbürger, der Gerbergeselle L..t.b.ch, einquartiert war, diesem klagt, daß fast alle Einwohner des Dorfes die Flucht ergriffen, so daß er keinen Messediener mehr finden könne, erklärte sich L., der in seiner Jugend als Messediener zu St. Gervasius hierselbst fungirte, sogleich bereit, dem Herrn Pastor bei der Messe zu dienen. Es wurde sofort zur Messe geläutet, die noch im Dorfe anwesenden Greise, Frauen und Kinder fanden sich in der Kirche ein, um in ihrer bedrängten Lage den Beistand des Allmächtigen zu erflehen. Aber welches Erstaunen bemächtigte sich ihrer, als sie einen der vermeintlichen Barbaren, unseren Grenadier, in der preußischen Uniform am heiligen Altar als Messediener sahen, und die Ueberzeugung gewannen, daß die Deutschen keine wilden Turkos, sondern fromme Menschenfreunde sind. Und als man Abends im Pfarrhause einen wunderschönen Gesang vernahm, strömte Alt und Jung herbei, und Alle waren durch die reizenden Töne entzückt. L., als Pompiersänger hierselbst wohl bekannt, hatte nämlich beim Glase Wein in der freundlichen Gesellschaft des Herrn Pastors einige Lieder, unter anderen auch „das Bild der Rose", vorgetragen und schließlich das Vertrauen der Gemeinde in so hohem Grade gewonnen, daß mehrere der Einwohner den Wunsch äußerten, falls er länger dort verweile oder wieder zurückkehren sollte, auch bei ihnen einzukehren. Von dem Herrn Pastor hat der joviale Sänger eine werthvolle Tabatière zum Andenken erhalten.

(Die preußischen Ulanen schweigen.) Von den Ulanen schreibt ein Kriegskorrespondent: „— — Und die Ulanen, wie immer, schweigen und traben. Nie habe ich einen Ulanen sprechen oder gar klagen gehört, im ganzen Kriege. Sie leben, ich glaube, sie schlafen im Trabe. Essen, Ruhen und ähnliche Abwechslungen scheinen für sie nicht zu existiren. Ich, der ich den „Ulanen an sich" in der Kronprinzlichen Eskorte so lange täglich beobachten konnte, verstehe es so wohl, daß er den Franzosen zur Mythe geworden ist, zum Objekt der kühnsten Märchendichtung von seinem wahren verborgenen Wesen. Und mehr noch als sein unbegreifliches Kommen und Verschwinden, als seine Allmacht und Allgegenwart ist sicher sein — Schweigen daran schuld. —"

Ein litthauischer Dragoner erhielt bei dem Gefecht am 14. August einen Hieb über den Kopf und in demselben Augenblicke brach auch sein Pferd, von einer feindlichen Kugel getroffen, unter ihm zusammen. Anfangs verblüfft, steht unser Litthauer da, doch nicht lange und er sieht in einiger Entfernung einen Artilleristen zu Pferde. Rasch läuft er auf denselben zu, und indem er sich mit der einen Hand das Blut vom Kopfe abwischt, sagt er zu dem Artilleristen treuherzigst: „Mönsch göff mie blos Dien Pörd; dem Körl kenn' öck!"

Daß die deutschen Krieger selbst in der schwierigen Lage, welche eine Belagerung, wie die der Stadt Paris, mit sich bringen muß, ihren guten Humor nicht verlieren und immer noch Zeit gewinnen, sich mit heitern Dingen zu beschäftigen, beweist das nachfolgende, dem Direktor des Variété-Theaters in Berlin, Herrn Callenbach, zugegangene Schreiben vom 12. Okt. aus Groslay, einem Dorfe in der Nähe von Versailles. Dieses Schreiben lautet:

„An die Direktion des Theaters Variété. Zuerst unsere Entschuldigung, daß wir mit Blei schreiben, aber Dinte und Feder mangelt uns vollständig. Hier leiden wir nämlich an fürchterlicher abendlicher Langeweile, die nur zuweilen durch die artilleristischen Herren Franzosen und die Pariser Luftschiffer unterbrochen wird.

Aus diesem Grunde erlauben sich die Unterzeichneten, die geehrte Direktion um einige ausrangirte, alte, kleine Theaterstückchen, ungefähr zu acht Personen zu bitten, da wir in einem unserer Quartiere ein niedliches, ziemlich ausgestattetes Privattheater vorgefunden haben. Einer recht baldigen Erfüllung unserer Bitte entgegensehend, verharren die Avantageurs der 2. schweren Gardebatterie, 1. Garde-Infanteriedivision Vierte Armee."

Ein verwundeter Soldat, der vor Kurzem mit einem Transport Verwundeter in Leipzig eintraf, wurde wie so viele andere gefragt, bei welcher Affaire er denn verwundet worden. „Am söstehnten vor Metz," war seine Antwort. „Wie gingen forsch vor, un up enmool stannen wie vor de Festungswarken. Un as et van boben krachte, moßten wie taurügge. Ick fell bei düsser Gelegenheit bei'm Oebberspringen in eenen Graben un verlor miene Kumpanie. Nu blew ick liegen, bis de dritte Kumpanie auck taurügge gung, und as dee vorbieh kamen, schlot ick mie an. Do kreeg ick den Schuß. Dat ärgert mie nu am meisten, dat he nich for mie bestimmt was, denn ick höre ja tur ersten Kumpanie." Und mit einem kräftigen Fluche auf die Unzuverlässigkeit der französischen Schützen schloß der biedere Westphale seine Kriegserzählung.

Ein Reisender aus Leipzig, welcher vor einigen Tagen vom Rhein zurückkehrte, erzählt, daß er auf der hinter Eisenach gelegenen Eisenbahnstation Guntershausen einen prächtigen Genuß gehabt. Es begegnete ihm daselbst der Extrazug, welcher unter anderm 120 Postillone von Berlin nach Frankreich überführte. Dieselben hatten ihren Morgenkaffee eingenommen und befanden sich in der fröhlichsten Stimmung; kurz vor der Weiterfahrt aber bildeten sie einen dichten Kreis und bliesen auf ihren Hörnern mit vieler Präzision die „Wacht am Rhein". Alle Zuhörer waren von dem unvorbereiteten Concert förmlich elektrisirt.

Ein Zwickkalauer.

Ueh weuß, warum so ölönd mür Paris örschünen:
Oes leudet schröcklich an Verstopfung durch Trochünen.

Die große deutsche Tapferkeit
Weiß so der Moltke zu verwörthen,
Daß nichts als Sieg wir täglich hörten.
Sie läßt dem Feinde keine Zeit,
Und läßt sich nie vermacmahöhnen.
Dank Sachsens, Bayerns tapfern Söhnen
Und Dank der Preußen Heldenmuth
Geht's immer vorwärts, immer gut.
Sofort abel, sagt der Schnabel,
Kommt nun der Fall von Neobabel.

Freigebig läßt uns die Vogesen
Ein englishman als Kriegesspesen,
Doch Maß zu halten, mahnet dann
Zum Ueberfluß der gute Mann.
Wir halten Maß, ganz ohne Spaß,
Behalten aber auch die Maas.

Räthsel.

Der Zeichen elf verbinde nur,
Drei Silben sind's; nun such' die Spur:
Die erste Silb' ein Flüßchen nennt,
Das beinah' jeder Pfälzer kennt.
Den letzten Laut entfernt vom Schluß:
Dann 2 und 3 „Zunft", auch „Stamm" sein muß.
Füg' n zum Schluß, wenn weg ein Laut,
So sind 2, 3 aus Holz gebaut;
Nur selten ist dies auch von Eisen,
Um Dieb' und Mäuse abzuweisen.
Kommt an 2, 3 der Mitlaut l,
So hat man „Burg" und „Festung" schnell.
Das Ganze ist 'ne kleine Stadt,
Die kaum zweitausend Seelen hat.

Blieskastel. A. C.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Freitag, 10. Februar 1871.

Nachklänge.

Das war ein Jauchzen durch die deutschen Lande:
„Ein Kaiser und ein ein'ges Reich!"
Noch immer kann solch' Glück ich nicht begreifen;
Zu viel! mir stimmt's das Herze weich.

Kommt, liebe Brüder, lasset uns frohlocken;
Laßt fühlen uns dies hohe Glück!
Dem Reich ein Hoch! ein Hoch dem deutschen Kaiser!
Sehnt nie zum Alten euch zurück!

Wie sah so schwarz es aus in jenen Tagen,
Da Deutschland in sich selbst entzweit!
Nun sind vorbei die unglücksel'gen Stunden,
Ein Brudervolk für alle Zeit!

Auf denn! mein Deutschland, schreit' mit deinem Kaiser
Zum großen, schönen Friedensfest;
Setz' ihm die Krone auf, die ihm gebühret,
Ihm, der sein Deutschland nie verläßt.

Hoch, **Wilhelm**, dir! Noch in den spät'sten Zeiten
Gedenken deutsche Völker dein.
Und überall auf Erden wird man sagen:
„So muß ein deutscher Kaiser sein!"

Furchtlos und treu die deutschen Völker schützen,
Vertheidigen das Vaterland,
Das konntest, Wilhelm, du in schweren Tagen
Mit deutschem Herzen, deutscher Hand.

So sei nun auch, erscheinen bess're Tage,
Des deutschen Volkes deutsches Haupt;
Du brachtest wieder unserm Vaterlande,
Was fremde Hand ihm einst geraubt.

Wir bringen dir, was Habsburg einst verscherzet:
Die Kaiserkrone hoch und hehr!
Dem deutschen Kaiser eine deutsche Krone;
Die römisch-deutsche nimmermehr!
Die Krone, dargebracht von deutscher Liebe,
Sei deutsch in alle Ewigkeit.
Die Völker deutsch im Norden wie im Süden,
Ja — Alles deutsch — trotz schwarzem Neid!

Zweibrücken, 25. Jan. 1871.

Chr. Grund.

Die Parforce-Heirath im Bade.

(Humoreske von Th. Drobisch.)

(Fortsetzung.)

Nach langer, aber schneller Fahrt hatte der Bräutigam den Ort seiner Bestimmung erreicht; sein erster Gang war in das Redaktionsbureau der Zeitung, wo er sich von dem Expedienten gefälligst die bewußte, in Nummer 167 abgedruckte Annonce in der Urschrift erbat.

Sein Wunsch wurde augenblicklich gewährt und ein flüchtiger Blick auf die Handschrift ließ ihn jetzt außer Zweifel, daß dieselbe von der Hand des Banquiers ausgegangen.

„Mein Herr!" sprach Flotting zu dem Expedienten, „eine wichtige Angelegenheit verlangt den Besitz dieses Papiers; ich hoffe, daß Sie mir dasselbe einhändigen werden, da ich im Weigerungsfalle die Hilfe des Gerichts in Anspruch nehmen müßte."

Der Expedient fand in der Auslieferung durchaus kein Bedenken und — Flotting verließ mit diesem wichtigen Dokument das Zimmer.

„Also doch nicht getäuscht!" murmelte er vor sich hin, als er ins Freie trat. „Jetzt, Schicksal, gehe deinen Gang!"

Schnellen Schrittes begab er sich jetzt auf Eulenspiegel-Prells Comptoir. Hu! da war heute große Thätigkeit und Jedweder war beschäftigt. Accepte, Proteste, Dividendenberechnung, Aktienunterzeichnungen, sie nahmen jede Minute des Banquier Prell in Anspruch, der hier ein ganz

anderes Gesicht machte als im Bade zu Wahrbrunnen, wo er sich ungestört drolligen Einfällen und Launen hingegeben. Dort war sein Kopf ein Perpetuum mobile lustiger Gedanken, hier ein wimmelnder Zahlenhaufen.

Ein solcher Moment war's, als Herr Flotting ins Kabinet trat. — Höchst verwundert blickte der alte Schelm empor, als er den Mann vor sich sah, dem er so oft im Bade begegnet.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe," ließ sich Flotting vernehmen, „mich führt ein kleines Geschäft zu Ihnen."

„O, nicht im Geringsten, sehr erfreut! Belieben Sie gefälligst Platz zu nehmen; wie geht es unserm lieben Wahrbrunnen?"

„Gut, sehr gut!" entgegnete ihm der Bräutigam. — „Nur Vieles wider Erwarten. — Ich bin gesonnen, den herrlichen Kurort in einigen Tagen zu verlassen; ehe dies geschieht, habe ich jedoch noch eine Angelegenheit in Ordnung zu bringen, zu deren Arrangirung ich Ihres Beistandes bedarf. *Ich bin hier im Besitz eines kleinen Dokuments und wollte Sie blos um dessen Accept ersuchen.*"

Er reichte ihm die Annonce aus der Zeitungsexpedition.

Wo ist der Griffel oder Pinsel, welcher jetzt das Gesicht des Verblüfften wiedergibt? Aus Furcht, daß ein Sturm im Anzuge, machte Herr Prell gleich die offenstehende Thüre zu, denn von Dem, was nun zu erwarten, versprach er sich wahrscheinlich nichts Gutes.

„Herr," begann Flotting, „Sie haben einen Streich verübt, dessen Folgen sich wahrscheinlich höchst bitter für Den gestalten werden, der somit eine Nichtswürdigkeit beging, welche das Kriminalgericht mit aller Strenge ahnden wird. Ihre Verlegenheit läßt Sie als Thäter erkennen und ich hoffe nicht, daß Sie eine Sache leugnen werden, wo sich der vollgiltige Beweis in meiner Hand befindet."

„Leugnen? o nein, ich — muß bekennen, ein Spaß — ein Scherz —"

„Der namenloses Unheil angerichtet," fiel ihm Flotting in die Rede, „ein Scherz, der unfehlbar noch heute eine Kriminalklage hervorrufen und Sie auf das Zuchthaus bringen wird."

„Auf's Zuchthaus?"

„Ja, weil Sie mich und eine ehrbare Frau auf eine Art kompromittirt haben, welche die höchste Genugthuung fordert. Ohne Ueberlegung haben Sie einen Streich gespielt, für den ich Sie eigentlich fordern und Ihnen eine Kugel durch den Kopf jagen sollte."

„Herr Flotting, ich bitte um Mäßigung. Mein Leben —"

„Ist Ihnen Alles, das weiß ich nur zu gut, darum greifen Sie nicht in das Leben anderer Menschen; morden Sie nicht das moralische Leben eines Mannes, der ehrenvoll in der Welt dasteht. Den Samen des Unfriedens haben Sie mit vollen Händen ausgestreut; einen Familienzwist herbeigeführt, der für mich von Folgen ist, welche Ihr bischen Hirn vielleicht gar nicht zu fassen im Stande ist."

„Herr, ich bitte Sie um des Himmels willen, schreien Sie nicht so entsetzlich, meine Leute — man hört — jedes Wort."

„Ausschreien in alle Welt sollte ich Ihre dummen Streiche. — Aus Rücksichten für meine Familie war ich schon so gut wie verlobt mit einer Dame, die zwar nicht mehr jung, aber ungeheuer reich ist. Aufhebung des Verhältnisses, Vorwürfe, Zurücknahme einer zu meinen Gunsten bereits geschehenen testamentarischen Verfügung von Seiten einer alten Tante, alles Dies wälze ich auf Ihr Gewissen, und in der Einsamkeit des Gefängnisses werden Sie Zeit und Muße haben, darüber nachzudenken."

„Herr! Sie wollen wirklich klagen? Ich — vor Gericht! Mein Name, meine Verwandtschaft, mein Schwager, der Konsistorialrath, mein Onkel, der Generalsuperintendent, ich angeklagt eines Vergehens, stehend vor den Schranken des Inquisitoriats! Herr, Sie ruiniren und stürzen mich für ewige Zeiten; Sie bringen Unglück über einen Mann, der mit der ganzen Sache nur einen Scherz im Sinne hatte."

„Kann sein, mein Herr! Aber nicht haben Sie bedacht, daß Sie mit dieser Harlekinade das Herz eines edlen Weibes zerfleischt und tausendfache Thränen in ihr Auge gelockt. All' die früheren Bewerber sind geflohen, jetzt steht sie einsam und allein da, vielleicht bald verhöhnt und verspottet. Herr, das Gericht sollte Sie jetzt von Rechtswegen zwingen, daß Sie die Wittwe Rosen heiratheten."

„Ich? — heirathen? — Ein Familienvater von sechs Kindern, von denen das jüngste alle Tage selbst in den Stand der Ehe treten kann. Herr, ich beschwöre Sie bei allen Heiligen im Kalender, muthen Sie mir nicht solche schauderhafte Dinge zu. Kriminalklage, Zuchthaus, eheliche Verbindung mit einer Wittwe, ich komme von Sinnen; ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht; Tausende gäb' ich darum, wenn ich diesen verdammten Streich ungeschehen machen könnte."

„Ich bedaure, daß Sie sich in solche Fatalitäten verwickelt. Ich kann die Beleidigungen verzeihen, aber daß Sie Fangball mit dem Herzen eines unglücklichen Weibes gespielt, dafür flehen Sie den Himmel um Verzeihung an, wenn Sie in Ihrer Brust noch ein Gewissen haben."

„Was? ein unglückliches Weib? sie, die reiche, begüterte Frau?"

„Reich, ja, an Tugend und geistigen Vorzügen, dies allein ist noch ihr Besitz — Schätze, von denen die Aristokratie der Geldsäcke freilich keine Notiz nimmt. Wenn Ihr Herz edlerer Regungen fähig, als für Couponsabschneiderei und Interessenberechnungen, so würde ich Ihnen das Geheimniß offenbaren."

(Schluß folgt.)

Ein Pfingstfest zu Speier *).

Episode aus dem pfälzisch-französischen Kriege.

Von Claire v. Glümer.

Das Himmelfahrtsfest des Jahres 1689 fiel auf den 14. Mai; die Sonne schien hell, der Rhein schimmerte, Lerchen sangen über blühenden Hecken und sprießenden Saaten und in allen Dörfern rings um Speier läuteten die Glocken zur Kirche.

Aber die Thürme der alten Reichsstadt blieben stumm, und die zahlreichen Kirchgänger, welche die Straßen belebten, gingen mit gebeugtem Haupte und trüber Miene ihres Weges. Auch der übliche Festschmuck fehlte: die Pelzmäntel und Goldketten der Männer, die farbigen Seidenkleider, die Spitzen und Spangen der Frauen. Selbst die Reichsten trugen einfache dunkle Kleider. Wenn sich Bekannte begegneten, tauschten sie einen stummen traurigen Gruß, und als der Festgottesdienst mit dem hergebrachten Halleluja begann, klang durch die Jubeltöne ein Schluchzen, das von tiefer allgemeiner Trübsal Kunde zu geben schien.

So war es auch. Das glänzende, stolze, reiche Speier gehörte zu den Opfern der französischen Invasion. Vor acht Monaten war der Dauphin mit einem Heere von 30,000 Mann in Deutschland eingebrochen, um für den Bruder Ludwig's XIV., Herzog Philipp von Orleans, Gemahl der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, die Pfalz in Besitz zu nehmen. Im Jahre 1685 war mit dem Tode des Kurfürsten Karl, des Bruders der Herzogin von Orleans, die ältere pfalzgräfliche Linie erloschen und Ludwig XIV. verlangte, daß die Kurpfalz, anstatt an die jüngere Linie überzugehen, seinem Bruder in Besitz gegeben werde. Nachdem sich drei Jahre lang fruchtlose Unterhandlungen hingezogen, griff Frankreich zur Gewalt. Ohne vorhergehende Kriegserklärung überschritten seine Heere im September 1688 die Grenzen und als die Pfalz Widerstand leistete, begann ein Raub- und Verwüstungszug, dessen schreckensvolle Erinnerungen noch heute, nach beinahe 200 Jahren, lebendig sind.

Das Unheil blieb nicht auf die Pfalz beschränkt; bis in's Bergische, Durlachische, Hessische zogen die Räuberschaaren, vor Allem aber lockten sie die wohlhabenden Städte am Rhein und so wurde auch die alte Reichsstadt Speier ihre Beute.

Schon im September 1688, gleich nachdem die pfälzische Festung Philippsburg in die Hände des Feindes gefallen, waren einige französische Regimenter vor Speier erschienen; ihr Kommandeur, Oberst Jarzie, hatte verlangt, daß die Stadt Ludwig XIV. als Protektor anerkenne und den vor den Thoren stehenden Truppen Einlaß gewähre. Im Fall der Weigerung hatte er mit Brand und Plünderung gedroht.

Widerstand war unmöglich. Begleitet von den angesehensten Mitgliedern des Magistrats, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft, überreichte der Bürgermeister dem Obersten Jarzie am Wormser Thore den Schlüssel der Stadt, empfing die Zusicherung, daß alle Privilegien derselben geachtet, Eigenthum, Leben und Rechte der Einwohner geschützt werden sollten, die französischen Truppen zogen ein und von Stund' an war Speier dem Geschick der pfälzischen Städte verfallen.

Wie überall machte auch hier eine übermäßige Kriegskontribution, bis zu deren Zahlung der ganze Magistrat gefangen gehalten wurde, den Anfang. Dann kam es zu Plünderungen: der Keller des bischöflichen Palastes, die Bibliothek, die Kanzlei wurden beraubt und die öffentlichen Kassen mußten ihre Gelder ausliefern. Alle Beamten, die sich mißliebig gemacht, wurden gefangen nach Straßburg geschleppt; die Bürger wurden gezwungen, mit eigenen Händen die Mauern, Thore und Thürme der Stadt abzubrechen.

Unter den bei Philippsburg verwundeten Franzosen, welche nach Speier gebracht und bei den Bürgern einquartirt wurden, befand sich ein höherer Offizier. Es erging der Befehl, daß bis zu seiner Genesung keine Glocke geläutet

*) Allg. Familien-Ztg.

werden dürfe. Als er aber genesen war, erklärte Oberst Jarzie: „die Einwohner hätten sich nun daran gewöhnt, den Weg zur Kirche auch ohne Geläut zu finden", und ließ die schönen alten Glocken der Bischofsstadt **als Kriegsbeute fortbringen**.

So war es gekommen, daß den Himmelfahrtstag, der sonst in Speier zugleich als Frühlingsfest gefeiert wurde, weder Glockenklang noch Schalmeien begrüßten, und daß weder Hochamt noch Predigt die bedrückten Herzen der Kirchgänger über die Noth der Zeit zu erheben vermochten. Und noch war der Gottesdienst nicht beendigt, als in den stillen Straßen Pferdegetrappel hörbar wurde, und der Jammerruf erscholl: „Melac ist da! Melac zieht ein!"

General Melac, der Zerstörer von Heidelberg, der Verwüster der Pfalz, wurde überall, wo er erschien, mit beinahe abergläubischem Entsetzen angesehen. Und nun war er in Speier! An der Spitze seiner Kürassiere ritt der „Mordbrenner", wie er allgemein genannt wurde, dem Marktplatze zu; ihm nach drängten sich die Einwohner der Stadt, schreckensbleiche Weiber, finster dreinschauende Männer. Sie alle wußten, daß mit Melac's Ankunft noch größeres Unheil über sie hereinbrechen würde.

Sie sollten über das, was ihnen bevorstand, nicht im Unklaren bleiben. Vor dem Rathhause machte Melac Halt und ließ unter Trompetenschall verkündigen, daß sich „alle Einwohner mit Weib und Kindern, auch Sack und Pack binnen zehn Tagen aus der Stadt zu machen" hätten und daß „bei Leibes- und Lebensstrafe kein Mensch, weß Stands, Qualität, Religion oder Kondition er immer sein möchte, sich erkühnen dürfe, über den Rhein zu gehen, sondern allein in des Königs (Ludwig's XIV.) Land, nach Oberelsaß, Burgund oder Lothringen". Als Grund der harten Maßregel wurde angegeben, daß der König von Frankreich nicht genug Kriegsvölker stellen könne, um Städte von der Größe Speier's zu bewachen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus **Jena** vom 25. Jan. schreibt man der „D. Allg. Ztg.": „Ein Leipziger Student hat zu Weihnachten in Paris gepredigt! Es ist dies Hermann Buhler, Sohn des Superintendenten Buhler zu Altstadt im Großherzogthum Weimar, bis zum Ausbruche des Kriegs Student der Theologie zu Leipzig. Er trat als Einjährig-Freiwilliger in das sächsische Infanterie-Regiment Nr. 107 und wurde am 30. Nov. bei dem gewaltigen Ausfalle der Pariser gegen die sächsische Stellung gefangen genommen. Die Gefangenen wurden in Paris im Gefängnisse La Roquette untergebracht; dort findet bei ihnen regelmäßig Dienstags und Sonnabends Gottesdienst statt. Als am heiligen Abend der betreffende Geistliche an der Abhaltung desselben verhindert war, versah Buhler dessen Stelle und hielt die Weihnachtspredigt. Mit welch schmerzlicher Sehnsucht, aber auch mit welch inniger Andacht mögen die armen Gefangenen das Weihnachtsfest in den Mauern von Paris begangen haben! Der junge Geistliche aber, wenn er einst später seiner Gemeinde an heil. Stätte die frohe Weihnachtsbotschaft, das „Friede auf Erden!" verkündet, wird wohl jedesmal mit eigenthümlichen Gefühlen sich des Tags erinnern, an dem er in der feindlichen Hauptstadt, umtobt von den Schrecken des Kriegs, als Gefangener vor seinen Waffengefährten gepredigt hat."

Die Franzosen haben dem berühmten preußischen General **Staff** nunmehr auch einen General „**Bislang**" zur Seite gestellt, der aber ebensowenig wie der Erstgenannte in unseren Rang- und Quartierlisten aufzufinden sein dürfte. Unter der Rubrik „Versailles, den 19. Januar," bringt der in Mühlhausen erscheinende „Industriel alsacien" einen offiziellen Bericht in französischer Sprache über den Angriff des General Goeben auf die Nordarmee in der Linie von Saint-Quentin. Der deutsche Berichterstatter hatte bekundet, daß „bislang" (allerdings ein wenig gebräuchliches Wort) während des Kampfes zwei Kanonen genommen worden seien. Der französische Uebersetzer, sich wahrscheinlich an Bismarck erinnernd, dachte, es müsse auch einen Bislang geben, indem er sagt: „Bislang constate, que deux canons ont été pris pendant le feu" etc. (Bislang bestätigt, daß während des Feuers zwei Kanonen erobert worden sind.)

Auflösung des Räthsels in № 17:

Blieskastel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 19. Montag, 13. Februar 1871.

Der Ruf vom Vater Rhein.

Von H. Schaufert *).

Es klingt ein Ruf in's Land hinein
Und schwingt sich morgenwärts;
Das ist der Ruf vom Vater Rhein
An's treue deutsche Herz,
Bald mächtig, wie der Donner rollt,
Bald klagend wie der Wind:
Mein Volk, bist du mir treu und hold?
Wach' auf, wach' auf geschwind!
Friede ringsum! Doch über den Sternen
Lebt noch der Gott, der mein Volk ansah.
Schwert an die Seite, lustig zum Streite,
Wiege der Helden, Germania!

Sie fassen deine Größe nie
Und deutschen Geistes Flug;
Die alten Narben jucken sie,
Es sind noch nicht genug.
Am Belt und an der Donau Strand
Bemäkeln sie dein Recht,
Nach deinem Erbe streckt die Hand
Der feile, fremde Knecht.
Friede ringsum ꝛc.

Dich wiegt' ich groß mit Wogensang,
Ich rauschte deinen Ruhm;
Nur dräut mir noch der wälsche Zwang
In meinem Greisenthum.
Zu Straßburg steht ein Münsterthurm
Gar traurig auf der Wacht,
Der hat mir's angesagt im Sturm,
Zu Straßburg in der Nacht.
Friede ꝛc. ꝛc.

Sie setzen sich zum Theilen schon,
Sie meinen, du wärst todt;
Dein Grablied ist gesungen schon —
Doch hat's noch keine Noth:
Noch steht die deutsche Eiche fest
Mit unbezwung'nem Haupt,
Und rechtet einst mit jenem West
Um's Blatt, das er geraubt.
Friede ꝛc. ꝛc.

Auf, Enkel Hermanns, treu und stark!
Kein Feind ist euch zu schlimm;
Ich kenne dich, du deutsches Mark;
Wer steht vor deinem Grimm?
Ihr Jungen, die bei Becherklang
Den Heldengeist genährt,
Zieht nun den edlen Schläger blank,
Seid eurer Väter werth!
Friede ꝛc. ꝛc.

O reicht euch brüderlich die Hand,
Germania's Kinder all',
Für's alte theure Vaterland
Macht euern Leib zum Wall!
Mein Volk, ich will dich einig seh'n
Vom Süden bis zum Nord;
Dann wird er glänzend auferstéh'n,
Der Nibelungen Hort.
Friede ꝛc. ꝛc.

Dann flammt die alte Herrlichkeit
Empor aus langer Schmach,
Dann wird in Helm und Panzerkleid
Dein großer Kaiser wach.
Der Rothbart leuchtet in die Welt
Furchtbar wie Wetterschein,
Der Kaiser führt sein Volk in's Feld
Für mich, den alten Rhein.
Friede ringsum! ꝛc. ꝛc.

---

*) Wir können uns nicht versagen, unsern Lesern diese Probe deutscher Dichtung mitzutheilen. Vor 1860 zum Erstenmal veröffentlicht, verdient das Gedicht nach 1870 eine neue Veröffentlichung. Unser berühmter Landsmann darf heute noch stolz auf dasselbe sein.

Die Parforce-Heirath im Bade.

(Humoreske von Th. Drobisch.)

(Schluß.)

„Ein Geheimniß? — Herr Flotting, wähnen Sie nicht, daß hier in meiner Brust blos der schlaffe, von der Empfindelei getaufte Muskel sitzt, ich bin Familienvater, ich habe ein Herz für alles Unglück und nie verschließt sich mein Ohr der Bitte."

„Nun, so sei Ihnen vertraut, daß die Wittwe Rosen kein Vermögen besitzt, wohl aber Thränen, um das Verlorene zu beweinen. Mag sie einerseits der Vorwurf treffen, daß sie zu leichtsinnig mit ihrem geerbten Gut umgegangen, so treten andererseits tausend gute Thaten, die sie geübt, für sie bittend in die Schranken. Als die Annonce in der Zeitung erschien, verfügte ich mich zu ihr, die, ich muß es gestehen, ich in der Stille liebte. Freimüthig legte sie ihr Bekenntniß ab und besiegelte es mit Thränen der aufrichtigsten, bittersten Reue. Ich vernahm die Sprache einer Unglücklichen, die da gelobte, der Welt und ihren Freuden für immer zu entsagen und durch ihrer Hände Arbeit fortan das ärmliche Dasein zu fristen. Wunderbar drang diese Sprache in die geheimnißvollsten Tiefen meiner Seele, gleich Harfenton schmeichelte sie sich ein in mein Herz. Schon in dieser Stunde gelobte ich mir, Ihren Scherz in Wahrheit aufgehen zu lassen; jetzt, da ich Ihre Verlegenheit sehe, ist er zur vollen Reife gelangt, und entsagend all' den Vortheilen, die mir winkten, entsagend einer großen, bedeutenden Mitgift, reiche ich dem Unglück die rettende Hand, in wenigen Tagen stehe ich mit der Rosen am Altar."

„Edler, großmüthiger Mann!" rief der Banquier, der sich jetzt die großen Schweißtropfen von seiner Stirne trocknete, „hier in meinem Innern fühle ich eine Regung, wie ich sie noch nie empfunden. Sie wollen eine Person glücklich machen, die der Dürftigkeit und dem Mangel entgegengeht; thun Sie es, Sie sind ein wohlhabender, vermögender Mann."

„Ich werde es thun, so wahr der Himmel über uns, obgleich ich dabei große Opfer bringen muß. Bis hierher war die Sache ein Werk Ihrer Hand, ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Sie ferner mit in das Räderwerk eingreifen werden."

„Was ich vermag, was in meinen Kräften steht, es soll geschehen."

„Zerfallen mit meinen Verwandten in Folge der Zeitungsnachricht von Ihrer Hand," fuhr Flotting fort, „stehe ich jetzt allein da und muß Kabalen empfinden, die man mir nie, niemals gespielt haben würde; aber ich werde ihnen zu trotzen wissen, wie es auch kommen mag. In Folge einer Universalerbschaft, die mir vor einigen Jahren zu Theil wurde, fielen einige Legate in die Hände dreier Cousinen, deren Vermögensumstände von der Art sind, daß sie das Kapital bei mir stehen ließen und sich nur die Zinsen ausbedungen. Als die Verlobung bekannt wurde, hier, die von Ihnen in Scene gesetzte Verlobung, da kündigten die drei Mamsells das Kapital, ich muß es sofort zurückzahlen und bedarf dazu einer namhaften Summe, die Sie mir gegen landesübliche Zinsen auf ein Jahr leihen werden."

„Ein Kapital? Ja, eine Summe mit der Bedingung, daß kein Mensch von meinem Schwabenstreich Kunde empfängt, daß Sie mir hier dieses Dokument aushändigen und die Zeit Ihres Lebens der vermaledeiten Angelegenheit mit keiner Silbe gedenken."

„Mein Wort ist Ihnen Bürge. Die augenblickliche Summe ist für Sie eine Bagatelle; ich — brauche fünftausend Thaler."

„Fünf — tausend — Thaler! — Herr Flotting, Sie sind ein ehrlicher, braver Mann, aber gleich fünftau— — Ist Ihnen denn nicht mit der Hälfte oder mit dreitausend gedient?"

„Für das, was ich zahlen muß, dienen Sie mir nur mit dem halben Theil. Bedenken Sie, mit welchen Gesinnungen ich hier die Schwelle Ihres Kabinets überschritt."

„Um Gottes willen! schweigen Sie von der Kriminalklage, ich kenne Alles, still davon und her mit dem Dokument aus der Zeitungsexpedition. Fünftausend, Sie sollen sie haben auf ein Jahr, recht gern! Vorderhand aber hier dieses unheilvolle Papier vernichtet."

Er zerriß die Verlobungsanzeige in tausend Stückchen und eilte in das Comptoir, wo in Zeit von einer Viertelstunde das Geschäft in Ordnung gebracht wurde.

Mit der gewünschten Summe in der Tasche empfahl sich Flotting dem Banquier, welcher seelenfroh war, daß die Sache noch eine so glückliche Wendung genommen. Er wünschte dem Bräutigam von Herzen alles Glück zu seiner Vermählung, bestellte noch einen sehr freundlichen Gruß an die — schöne, liebenswürdige Braut und an manchen noch in Wahrbrunnen verweilenden Kurgast.

Nach Verlauf einer Stunde war Flotting nicht mehr in der Stadt.

Das Unglück bedarf der Theilnahme, das Glück verlangt keine Zeugen, darum wollen wir das glückliche Paar aus der Ferne betrachten.

Wenn die Erde den Sterblichen noch eine Seligkeit aufbewahrt, so ließ sie jetzt solche den beiden Herzen zu Theil werden, welche wenige Tage nachher in den stillen, friedlichen Räumen einer Dorfkirche von Priesters Hand den Bund der Weihe empfingen.

Beide ließen sich in der Residenz nieder und entsagten hier dem Treiben der großen Welt. Fürwahr, wenn man das niedliche Weibchen im einfachen Spitzenhäubchen sah, man hielt sie für eine schlichte, anspruchslose Bürgersfrau. Ebenso Herr Flotting, der sozusagen jeden Groschen umwendete, ehe er ihn ausgab, denn er hatte den Werth des Geldes kennen gelernt und abgestreift die Thorheiten seines früheren Lebens. Rührig und thätig von früh bis in die Nacht, stand ihm das Glück zur Seite. Mit Bedacht und Vorsicht spekulirte er zu damaliger Zeit in Aktien und verwandte das Geld auf so geschickte und verständige Art zu industriellen Unternehmungen, daß nach Ablauf eines Jahres sein Kapital sich verdreifacht und er die Freude genoß, die geliehene Summe nebst Zinsen pünktlich zurückzahlen zu können. O, das war ein schöner, ein glücklicher Tag. Jetzt ist er Theilhaber eines großen, schwunghaften Geschäfts und — was noch mehr sagen will — ein höchst glücklicher Familienvater, welcher vergangene Weihnachten vier liebe Kinder um den Christbaum versammelt sah.

Möge ihm und den Seinigen der Lichterbaum des Lebens noch lange, lange Zeit recht hell leuchten.

Ein Pfingstfest zu Speier.

(S c h l u ß.)

Vergebens flehte der Magistrat um Aufhebung des grausamen Gebots; vergebens kamen an 200 Frauen, deren Viele Säuglinge auf den Armen trugen, warfen sich auf offenem Markte auf die Kniee und baten den französischen General unter Thränen „um Gottes Barmherzigkeit und des jüngsten Gerichtes willen“, sich ihrer und ihrer unschuldigen Kinder zu erbarmen. Vergebens schlossen sich ihnen die Nonnen aus den zwei Klöstern der Stadt mit lautem Jammer an. Selbst das Gesuch der Kapuziner, über den Rhein, in das sogenannte Waghäusel gehen zu dürfen, und die Bitte des Stadthalters, daß zwei Priestern erlaubt werden möge, im Domstift zu bleiben, wurde abgeschlagen. Mit dem barschen Bescheid: er habe seine Ordre, die er nicht umgehen könne, wies Melac die Flehenden ab; sie sahen ein, daß sie sich fügen mußten, und begannen mit blutendem Herzen sich zum Abzuge vorzubereiten.

Eine ebenso grausame, als unnöthige Verschärfung der Austreibung war, daß den Verwiesenen verboten wurde, über den Rhein auf deutsches Gebiet zu flüchten. Dort hätten Viele Verwandte und Freunde, Alle mitleidige Herzen und hilfbereite Hände gefunden. Aber als beim Einbruch der Nacht einige entschlossene Bürger über den Strom zu schiffen versuchten, wurden sie von den wachthabenden Franzosen niedergeschossen. Nur dem Bürgermeister mit Weib und Kind und einer Frau, die den Franzosen ihre Baarschaft von zwölf Thalern einhändigte, gelang es, zu entkommen. Am folgenden Morgen aber zogen vierzig Henkersknechte in blauen Röcken, auf denen, wie die Chronik berichtet, „statt der Lilien von Frankreich Galgen, Rad und Schwert gestickt“, mit Stricken auf den Achseln durch die Straßen und am Rheinufer entlang, um Jeden, der dem Gebot des General Melac zuwider handelte, sofort aufzuknüpfen. So groß war das Entsetzen, das diese Unholde einflößten, daß mehrere Frauen bei ihrem Anblick krank wurden, andere wirklich starben und noch andere in Wahnsinn verfielen.

Die Tage vergingen in Angst und Noth und angestrengter Arbeit. Hausrath, Betten, Vorräthe aller Art wurden zusammengepackt; versteckte Kostbarkeiten im Dunkel der Nacht aus Kellern und Gärten wieder ausgegraben und in die Kleider der Familienangehörigen eingenäht.

Aber wie viel Kostbares blieb zurück! Schwere Schränke und Truhen mit den Linnenvorräthen, welche Mutter und Großmutter gesponnen und gewebt; der Wein im geschickt vermauerten Keller; die Getreidevorräthe, die bis jetzt den Späheraugen der Feinde entgangen; das Bett, worin seit Generationen Hausherr und Hausfrau geschlafen; das Betpult, auf dem sie in guten und bösen Stunden vor ihrem Gott gekniet; die Linden vor dem Hause, die den Beginn des Familienwohlstandes gesehen, und jetzt Zeugen seines jähen Endes sein sollten; das Haus selbst, das tausend liebe Erinnerungen barg — und ach! die Gruft, in der Eltern und Großeltern

ruhten und in der auch die jetzt Vertriebenen zu ruhen gehofft. Von dem Allen mußte jetzt auf Befehl fremder Söldlinge geschieden sein, und Tag für Tag zogen, bald mit bitteren Thränen und lauten Klagen, bald mit stummer Verzweiflung oder ohnmächtiger Wuth im Herzen, Schaaren von Bürgern aus den Thoren von Speier der französischen Grenze zu. Und doch waren, als der letzte Termin des Abzuges, der Pfingstmontag, anbrach, immer noch über 3000 Männer, Weiber und Kinder in der unglücklichen Stadt.

An diesem Tage fehlten dem hochheiligen Feste nicht nur der Glockenklang — auch die Orgeln blieben stumm, die Gotteshäuser leer, und nur eine Prozession des Jammers war es, die sich zur Zeit, wo sonst die Lobgesänge frommer Wallfahrer erschallten, von den Flüchen und Drohungen der Melac'schen Reiter begleitet, weinend und klagend durch die Straßen bewegte. Da waren hochbeladene Wagen und Saumthiere; vergoldete Kutschen, Sänften mit seidenen Vorhängen, in denen die Rathsherren und reichen Bürger mit ihren Familien in die Verbannung zogen; Karren mit Planen überspannt, unter denen die verweinten sorgenvollen Gesichter der weniger Bemittelten hervorsahen; Handwagen mit der geringen Habe der Armen bepackt, und wo auch dies Transportmittel fehlte, hatten sich die Flüchtenden selbst, Weiber, Männer, Greise und Kinder mit dem beladen, was ihnen am unentbehrlichsten erschien. Jeder aber, der Aermste wie der Reichste, zauderte an der Schwelle des Hauses, das so lange seine Heimath gewesen war, und mußte oft gewaltsam von Melac's Henkersknechten fortgetrieben werden. Nach drei Uhr Nachmittags durfte, so lautete der Befehl, außer der französischen Besatzung „keine lebendige Seele mehr in Speier zu finden sein." Die Kranken und Sterbenden sogar mußten, wie es eben ging, auf Wagen oder Tragbahren fortgebracht werden oder mochten sich fortschleppen, soweit ihre Kräfte reichten.

Ein alter fieberkranker Mann, Insasse des Armenhauses, starb auf den Stufen des bischöflichen Palastes; aber auch dem Altmeister der Beutlerinnung, einem rüstigen Fünfziger, brach das Herz im Augenblicke, als er das Stadtthor durchschritt. Wie damals der deutsche Bürger an der Vaterstadt, der gewohnten Umgebung, der Sippe und Nachbarschaft hing, können wir Kinder einer wechselvollen bewegungsbedürftigen Zeit kaum noch verstehen. Nicht umsonst waren für unsere Väter die Fremde und das Elend gleichbedeutende Worte.

Melac's Befehl wurde pünktlich erfüllt. Um drei Uhr Nachmittags hatten die letzten Einwohner Speier's die Thore passirt und fuhren und wanderten in einzelnen Haufen, von Reitern begleitet, die sie bis zur Grenze bringen sollten, den Weg der Verbannung. Noch sagten sich die Beherzteren zum Trost: „Wer weiß, wie bald es Gottes Wille ist, daß wir Heimath und Vaterhaus wiedersehen!" Aber als die letzten Wanderer vom Waldessaume zurückblickten, um das Bild der Vaterstadt noch einmal voll und ganz in sich aufzunehmen, wirbelte hinter dem bischöflichen Palast eine Rauchsäule empor, die im nächsten Augenblicke von auflodernden Flammen durchzuckt wurde. Und dann brachen bald hier, bald da neue Feuer aus, bis ganz Speier in einen Gluthherd verwandelt war, der die stolze Reichsstadt mit ihrem alten Dome, dem Grabe mehrerer Kaiser, in Schutt und Asche legte.

Die Stadt ist nach dem Frieden von Ryswyck wieder erstanden; den Dom haben kunstsinnige Fürsten restaurirt; Handel und Industrie haben neuen Wohlstand geschaffen und von den alten erbgesessenen Geschlechtern sind die meisten in die alte Heimath zurückgekehrt. Aber wie viel ist bei der Katastrophe unwiederbringlich zu Grunde gegangen — wie Viele, die damals grausam vertrieben wurden, mögen im „Elend" verdorben sein?

So wurde vor zweihundert Jahren der Krieg von den Franzosen geführt. Es ist gut, sich daran zu erinnern in einer Zeit, wo die Stunde der Vergeltung, der Abrechnung geschlagen hat.

Räthsel.

Oft nennt man mich, dreisilbig Wort,
Drum such' ich auch im Räthsel Ort.

Mein Eins und Zwei der Schöpfer ist,
Deß Vaterhuld uns nicht vergißt.

Um Silbe drei sich Völker streiten,
Und Frankreich viel schon mußte leiden.

Von Silbe drei ist's Ganz' ein Theil,
Das jedem Bürger dient zum Heil.

Blieskastel. A. C.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Mittwoch, 15. Februar 1871.

Sturmlied.

Hurrah! ihr Brüder!
Lasset uns steigen
Zu jenen Höhen!
Laßt uns nicht weichen!
Stürmen wir muthig hinan,
Wie es der Deutsche nur kann!
Hurrah! Hurrah!

Sehet die Feinde,
Wie sie erzittern!
Sehet sie fliehen
Vor den Gewittern!
Zeiget, daß unsere Kraft
Niemals, Brüder, erschlafft.
Hurrah! Hurrah!

Mögen sie toben
Unsere Feinde;
Sieg oder Sterben!
Brüder und Freunde,
Wanken werden wir nicht,
Wenn auch das Herze uns bricht.
Hurrah! Hurrah!

Lasset uns eilen
Auf jene Höhen!
Laßt uns're Fahnen
Mächtig dann wehen!
Fliehe, feindliches Heer,
Kämpfe mit Deutschen nicht mehr!
Hurrah! Hurrah!

Feindliches Feuer
Fürchten wir nimmer,
Fliegen zum Siege
Brüder, wie immer!
Auf denn, du tapferes Heer,
Stürme die feindliche Wehr!
Hurrah! Hurrah!

Wenn auch wie Hügel
Unsere Leichen
Immer sich thürmen,
Laßt uns nicht weichen!
Weichen dürfen wir nicht!
„Vorwärts!“ gebeut uns die Pflicht!
Hurrah! Hurrah!

Hurrah! ihr Brüder!
Lasset uns steigen
Zu jenen Höhen!
Laßt uns nicht weichen!
Stürmen wir muthig hinan,
Wie es der Deutsche nur kann!
Hurrah! Hurrah!

Chr. Grund.

Der alte Baron *).

Novelle von Eduard Hammer.

Wohl selten hat Pyrmont eine glänzendere Saison gehabt als im Jahre 1846. Ich zählte mich zu den Gästen, die nicht der Kur, sondern des Vergnügens wegen das reizende Bad besuchten, und war demnach so glücklich, die Zerstreuungen, die sich hier bieten, ohne Beeinträchtigung zu genießen. Der Spielsaal, den damals zwei Franzosen gepachtet und mit französischer Eleganz eingerichtet hatten, war täglich einige Stunden mein Aufenthalt; aber nicht etwa um zu spielen, sondern um zu beobachten. Und wo kann man interessantere Beobachtungen anstellen, als an dem grünen Tische, der eine wunderbare Anziehungskraft besitzt, selten beglückt und in der Regel ruinirt?

Eines Morgens betrat ich mit einem Freunde den Saal. Es hatte zehn Uhr geschlagen, die

*) Vor Nachdruck wird gewarnt.

Croupiers, zwei Deutsche, saßen auf ihren Plätzen an dem verhängnißvollen Tische, unterhielten sich, wühlten in den Geldhaufen und warteten auf Spieler. Ich saß mit meinem Freunde an einem Spieltische und trank Chokolade. Außer uns Beiden und den Croupiers war Niemand in dem Saale. Da trat plötzlich ein Mann ein, der meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Ruhig ging er über den glänzenden Parketboden um den Tisch, es schien, als ob er ihn umkreiste, um das Terrain genau kennen zu lernen. Bei dieser Gelegenheit war es mir möglich, ihn zu beobachten. Es war ein langer, trockner Mensch, mit einem, ich möchte sagen, überglasten Gesichte, das einen tiefen, eisigen Gedanken ausdrückte. Blick und Haltung waren voll beißender Ironie. Sein Gesicht war weiß und runzlicht. Da er den feinen Filzhut in der Hand trug, war der kahle, glänzende Schädel sichtbar, der nur im Nacken und an den Schläfen einige weiße Haarbüschel zeigte. Dieser fast viereckige Schädel schien aus Granit gehauen zu sein. Ueber dem großen Auge zeigten sich buschige Brauen. Ein starker weißer Schnurrbart schweifte sich über dem Munde mit den schmalen Lippen und den schönen weißen Zähnen; das etwas spitze Kinn schmückte ein langer Henri quatre. Er glich zugleich Voltaire und Don Quixote; seine Züge drückten Verachtung und Philosophie mit einem Anfluge von Wahnsinn aus.

Die Kleidung dieses seltsamen Mannes war einfach, aber von aristokratischer Eleganz. Er trug einen braunen Twien, ein schwarzes Halstuch, das sich nachlässig um den langen Hals schlang, eine weiße Weste, feine Wäsche, schwarze Beinkleider und lackirte Stiefel.

Mit einem ruhigen, ausdruckslosen Blicke übersah er den Tisch. Einer der Croupiers ließ das Rad spielen und die Kugel klirren. Der Mann trat an den Tisch.

„Rouge!“ rief eine matte, heisere Stimme.

Der lange Mann, der einzige Spieler im Saale, holte einen Louisd'or aus der Tasche und warf ihn gleichgiltig auf Roth.

Die Kugel rollte.

„Noir!“ rief der Croupier.

Der Spieler warf zwei Louisd'ors auf Roth. Abermals kam Schwarz. Der lange Mann setzte vier Goldstücke auf dieselbe Farbe. Zum Drittenmale rief der Banquier noir! Der Spieler warf mit fast tragischer Gemessenheit acht Louisd'ors auf Roth. Rouge! rief die Stimme, der Spieler hatte gewonnen. Gleichgiltig strich er das Gold zusammen, versenkte es in seine Tasche, trat zurück, zündete sich eine Cigarre an und verließ den Saal.

Mein Freund sah mich, ich sah den Freund verwundert an. Herren und Damen erschienen, das Spiel war lebhaft. Für mich hatte die Scene nach dem Verschwinden des langen Mannes kein Interesse mehr; ich erinnere mich seiner in einer Art irrer Träumerei, die mit einer gewöhnlichen Frage beginnt und in eine Welt voll Gedanken ausgeht.

Wir verließen den Saal und irrten durch die Promenaden. Unsere Unterhaltung drehte sich um den Spieler. Wir hofften vergebens, ihm zu begegnen. Der Tag verfloß; Abends besuchten wir die beliebtesten Orte — unser Mann war nirgends zu sehen. Mit einer unbestimmten Hoffnung betrat ich am nächsten Morgen allein den Spielsaal und nahm, wie gewöhnlich, meinen Platz ein. Drei oder vier Personen umstanden den Spieltisch. Plötzlich erschien mein Don Quixote oder Voltaire wieder. Wie Tags zuvor umkreiste er den Tisch, trat heran und begann mit einem Goldstücke zu spielen. Heute hatte er Noir gewählt; das Glück schien ihm in dieser Farbe nicht gewogen zu sein, es fiel fünf- oder sechsmal Rouge. Keine Falte seines Gesichts zuckte, der Mund blieb unbeweglich und das Auge blieb ohne Feuer und Glanz. Ruhig verdoppelte er nach jedem Verluste seinen Satz; mir kam es vor, als ob sein Blick von einem dichten Schleier überzogen sei, unter dem eine starke Seele tiefe Bewegungen, die genaueste Berechnung der Menschen, Dinge und Begebenheiten verbirgt. Die langsamen Bewegungen seiner welken Augenlider hatten für mich etwas Ergreifendes, wie die Scene eines Dramas.

„Noir!“ rief endlich der Croupier.

Der lange Spieler strich einen Berg Gold ein, der durch die stets verdoppelten Einsätze und durch die Auszahlung des Gewinnes entstanden war. Wie gestern, so entfernte er sich auch heute nach dem ersten Gewinne. Ich konnte ihm nicht folgen, ohne die Aufmerksamkeit aller Personen zu erregen, die ihm verwundert nachsahen.

Am dritten Tage war er der Erste bei Eröffnung des Spiels. Er warf ein Goldstück auf Roth und die Kugel rollte in das rothe Fach. Der Croupier bezahlte ein Goldstück, der Spieler nahm es und entfernte sich. Dieser Umstand vermehrte das Interesse, das mir der Fremde eingeflößt. Es unterlag keinem Zweifel, daß er sich mit einem einmaligen Gewinne begnügte.

Er muß reich sein, dachte ich, wenn er dieses System verfolgen will. Es gehört eine große Summe dazu, um dem Unglücke hartnäckig entgegen zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „N. Fr. Presse" erzählt: „Rueil, zwischen St. Germain und Mont Valérien, ist von unseren Feldgeschützen bereits mit großem Erfolge beschossen worden. O weh! Da wird auch unsere treueste und fleißigste Zeitungs-Spediteurin auswandern müssen, und uns werden hier die neuesten, interessantesten Nummern des „Figaro" u. s. w. fehlen. Madame ist nämlich die Gattin eines pariser Nationalgardisten. Das Ehepaar betreibt in Friedenszeiten eine Gemüsegärtnerei in einer der südlichen Vorstädte. Ihr Häuschen und ihr Garten liegen jetzt in der Mitte zwischen den französischen und deutschen Vorposten. Monsieur wird in Paris als Nationalgardist gefüttert und gekleidet, und Madame hungerte lange in ihrem Häuschen. Sie konnte sich nicht entschließen, ihre kleine Besitzung zu verlassen und nach Paris hineinzuwandern. Als Madame's Hunger bereits anfing, unbequem zu werden, sandte ihr le bon Dieu d'estomac Hilfe in der Form eines wohlgefüllten preußischen Brodbeutels, der an der Seite eines dunkelblauen Vorpostens baumelte und Madame schon beim ersten Anblick gar anmuthig in die Nase duftete. Der Blaurock sprach verführerisch zu Madame: Ich will dir alle Schätze meines Brodbeutels, Erbsenwurst und Gigot, Brod und Käse geben, so du hingehst und mir für 20 Sous die neuesten Nummern des Moniteur de la République, des Temps, Figaro, Petit-Journal und was du sonst noch auf deinem Wege in den Straßen von Paris findest, kaufst. Madame überlief es eiskalt, und sie verschwor sich hoch und theuer, sie sei eine gute Bürgerin der neuen Republik und werde nie und nimmer ihre rothe Seele für einen Mund voll Essen verkaufen. Der Mann des Vorpostens aber ließ sich nicht so leicht abweisen. Er muß merkwürdig tiefe Hungerstudien gemacht haben. Er befiehlt also mit vorgehaltenem Bajonett: Madame soll ein Blechkännchen mit Wasser an ihr Kaminfeuer stellen; Madame thut es zitternd. Sie denkt, sie soll lebendig zu Tode gebrüht werden. Während das Wasser gelinde ins Kochen kommt, zieht der Barbar sein Faschinenmesser.... Madame hat den Blaubart in der Oper gesehen. Sie fällt vor dem Unmenschen auf die Kniee. Der holt ruhig aus seinem Brodbeutel ein längliches weißliches Etwas hervor. Es ist in fettiges Pergamentpapier gehüllt. Der Barbar legt das längliche Etwas auf Madame's hübschen Mahagonitisch und fängt mit dem Faschinenmesser an zu schaben. Als das Wasser kocht, schüttet der Blaurock das Geschabte in die Blechkanne, rührt es mit seinem Faschinenmesser um und läßt es noch fünf Minuten gelinde an den Kohlen kochen. „Une grande tasse, Madame!" Die Jardinière bringt natürlich einen Suppenkübel herbei. Da hinein schüttet der Soldat die gelbliche Brühe. „Goûtez, Madame, s'il vous plait!" — „Poison, empoisonnement!" schreit Madame wieder händeringend auf den Knieen. „Ihr wollt ein armes, unglückliches Weib vergiften — diable prussien!" Statt aller Antwort — denn unser Soldat weiß, daß bei einem aufgeregten Weibe, besonders wenn es eine Französin ist, Vernunftgründe wenig fruchten, — thut er einen tiefen Zug aus der grande tasse. Madame kommt zu sich — noch mehr, als sie die gelbe Brühe so warm und duftig ihre Nase kitzeln fühlt. „Ei, wie appetitlich das riecht! Nun, versuchen könnt' ich es doch!" Und sie setzt la grande tasse an die hungerbleichen Lippen und versucht — ein Schlückchen erst und dann einen Schluck! „O mon Dieu, wie gut das schmeckt, und wie es wärmt und stärkt — ich fühle gar keinen Hunger mehr!" Und Madame trinkt Schluck auf Schluck und ißt von dem schönen weißen Brod dazu, das der „liebe, liebe Landsknecht" ihr mit seinem Faschinenmesser aus der Vorrathskammer seines Brodbeutels absäbelt. Der Versucher hat gesiegt. Er schließt mit Madame einen mündlichen Pakt: Täglich erhaltet Ihr von mir ein weißes Brod und Stoff, euch eine solche Suppe zu kochen, wenn Ihr mir für meine Sous die neuesten pariser Zeitungen kauft und herüberliefert.... „Du tout! du tout! du tout! du tout pour cela! Mais monsieur, le nom, le bon nom de ce nectar et ambroisie?" „Erbswurst, Madame!" So wurde Madame die fleißigste Zeitungs-Spediteurin für die deutschen Hauptquartiere in Versailles."

Aus Sèvres vor Paris wird der „Wiener Presse" vom 8. Februar geschrieben:

Der Andrang der Pariser zu Geleitscheinen, um sich in Versailles und hier zu verproviantiren, ist täglich stärker geworden. Darum hat die

Verordnung erlassen werden müssen, daß die Examinirtrupps hüben und drüben denjenigen Personen ohne weiteres Geleitscheine ausstellen können, denen sie solche geben wollen. Und es wird von Civilpersonen Niemand zurückgewiesen. Längs der Sèvresbrücke allein sind heute mindestens viertausend Menschen per Kahn hierher gekommen, die allesammt Lebensmittel einkaufen wollen. Viele elegante Equipagen, von Versailles und Umgegend kommend, passiren Sèvres, um über Issy nach Paris zurückzufahren. Und was führen die vornehmen Damen und Herren mit sich? Frau v. Miranon hat sich mit Kalbs- und Hammelbraten, Banquier Pillet mit Hühnern und Eiern, die Bonne des Baron Moillard mit Brod, hamburger Rauchfleisch und westfälischem Schinken reichlich versehen. Madame Guillotot wollte noch fünfzig Paar wiener Würste einkaufen, allein der gesammte Vorrath war schon vergriffen und so mußte sie mit einem Viertel Hammel vorlieb nehmen, den sie hier achtzehnmal billiger kauft, wie drüben in der Stadt, und doch ist hier wie in Versailles das Fleisch seit drei Tagen um das Dreifache gestiegen. Die Noth in Paris übersteigt alle Begriffe; jetzt sagt Jeder, die Kapitulation sei viel zu spät erfolgt. Ein Herr und eine Dame, die nach Issy wollen, werden mit dem Gefreiten, der sie an der Brücke examinirt, nicht fertig. Man bittet mich, ihnen Beistand zu leisten. Es stellt sich heraus, daß die Dame ihr Laissez passer nicht finden kann oder verloren hat. Der Gefreite besteht darauf, daß sie zurückbleiben, wenn sich nicht ein Deutscher findet, der sie bis nach Issy zur nächsten Examinirstelle begleitet. Ich steige also in den Wagen mit ein und flugs gehts über Meudon vorwärts. Man weiß nicht, wie man mir dankbar sein soll. Ich lehne jeden Dank ab, nehme aber eine Einladung nach dem Boulevard de la Madelaine für den Tag meiner Ankunft in Paris an. Der Herr verspricht mir, mich in ganz Paris herumzuführen, die Dame wird meiner Frau ein Bouquet aus ihrem Treibhause schicken. „Aber ich bin überrascht," sagt Madame, „daß die preußischen Offiziere und Soldaten ganz andere Menschen sind, als wir uns vorgestellt haben. Ich besuchte meinen Onkel in Versailles, bei dem ein münchener Arzt und ein posener Auditor einquartirt sind. Beide sprechen geläufig französisch und ihre Ordonnanzen spielen Beethoven'sche Sonaten." Gerade so wie Madame war Monsieur von seinem Abschen vor den Prussiens kurirt, aber sie können mir nicht genug sagen, wie vereinzelt sie mit ihrem rektifizirten Urtheil unter ihren Freunden dastehen werden, wenn sie denen erzählen, daß von Barbarei der Deutschen um Paris herum nichts zu verspüren gewesen sei. In Issy angekommen, verhelfe ich meinen beiden Reisegefährten zu ungenierter Durchfahrt und verlasse erst den Wagen, als ich schon auf pariser Gebiet mich befinde. Flugs umringt mich eine Schaar von etwa dreißig Personen. „Haben Sie Brod? Fleisch? oder sonst etwas?" Ich hatte nichts bei mir. Kleines Geld im Werthe von zwei Thalern vertheilte ich. „Ha, ein Prussien, ein Allemand!" Und jetzt schien es, als wollte man mir zu Leibe gehen. Da drängte sich ein stämmiger Bursche vor und bot sich mir zum Begleiter bis nach Issy an. So kam ich glücklich auf okkupirtes Gebiet wieder zurück.

Aus dem Felde.

4.

Unser Strom.

„Wir schwör'n mit stolzer Kampfeslust:
Du Rhein bleibst deutsch wie uns're Brust."

Saht ihr des Rheines Wellen zieh'n
Hinab zum Meere, wildbewegt?
Saht ihr die Trauben feurig glüh'n,
An deren Fuß die Woge schlägt?
Es spiegelt in dem deutschen Strom
Sich manche Burg, sich mancher Dom.
Sei uns gegrüßt, du deutscher Rhein!
Wir wollen deine Hüter sein.

Der Franke hat es frech gewagt,
Nach deinen Ufern hinzuschau'n;
Wir aber haben laut gesagt:
„Du deutscher Strom, kannst auf uns bau'n.
Eh' Einer trete deutsches Land,
Eh' rost' dies Schwert, eh' dorr' die Hand!"
Vertraue uns, du deutscher Rhein,
Wir wollen deine Hüter sein.

Nimm ruhig weiter deinen Lauf!
Denn deine Wacht hält's Auge auf;
Reif' ruhig weiter, Rebenblut!
Denn die dich trinken, treffen gut.
Eh' daß ein Franke dich versucht,
Eh' sei die Wacht am Rhein verflucht!
Vertraue ihr, du deutscher Rhein!
Sie wird dein starker Hüter sein.

Bald wird ertönen dir entlang,
Was längst du hofftest: deutscher Sang;
Ein Stamm, um den du lang geweint,
Wird wieder nun mit uns vereint.
Dann ist getilgt die lange Schand',
Die auf dir lag, mein Vaterland.
Wir schützen dich, du deutscher Rhein,
Und werden stets dein Hüter sein.

E. B.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Freitag, 17. Februar 1871.

Der alte Baron.

(Fortsetzung.)

Mehrere Tage beobachtete ich den Spieler und ich fand meine Vermuthung bestätigt. Er verdoppelte stets so lange, bis er gewann, und nachdem er gewonnen hatte, entfernte er sich. Nach acht Tagen schienen auch die Banquiers seinen Plan durchschaut zu haben. Es war an einem Sonntagmorgen und eine Gruppe Landleute aus der Umgebung drängte sich an den Tisch. Da erschien auch der Unbekannte und nahm seinen Platz ein. In dem Augenblicke, als er in die Tasche griff, schob ihm der Banquier ein Goldstück zu.

„C'est le vôtre, monsieur, car vous le gagnerez névitablement!" sagte er.

Bestürzt erhob ich mich, um zu sehen, was der Spieler beginnen würde.

„Je prends le gain, monsieur!" antwortete er mit seiner tiefen Baßstimme, nahm das Geld und entfernte sich, ohne eine Miene zu verziehen.

Das hatte ich nicht gedacht. Er spielte also nicht, um zu spielen, sondern um täglich ein Goldstück zu gewinnen. Ich hörte später von den Croupiers, daß sie ihn auf diese Weise oft von dem Spieltische entfernt, wenn es an Platz fehlte; man hätte es wagen können, da der Alte so lange verdoppelte, bis er gewann. In dem Spielsaale war er bald unter dem Namen „der alte Baron" bekannt, da die Kurliste ihn als einen Baron von Barleben ankündigte. Außer der Zeit, die er an dem grünen Tische zubrachte, sah man ihn an keinem der Belustigungsorte des Bades. Ich fragte mehrere Personen über ihn, selbst den Polizeikommissär — Niemand wußte mehr als den Namen und daß er in den entferntesten Häusern Pyrmonts sehr bescheiden bei einer alten Wittwe wohnte.

Eines Morgens, nachdem er gespielt hatte, verfolgte ich ihn. Er verließ so rasch als möglich die Promenade, augenscheinlich um dem Gewühle der Spaziergänger zu entkommen, und ging ruhig, eine Cigarre rauchend, auf dem schmalen Fußweg weiter, der zwischen Gartenhecken zu kleinen Bauernhäusern führt. Die Hitze war drückend und außer uns befand sich Niemand auf dem durch keinen Baum beschatteten Wege.

Plötzlich blieb der Alte vor einer Gitterthüre in der Hecke stehen. Während er in den Taschen seines Rockes suchte, rief eine Mädchenstimme durch die Hecke: „Herr Baron, Sie haben wieder einmal Ihren Schlüssel vergessen!"

„Es ist wahr!" murmelte der Alte. „Mamsell Lina hat wohl einen Schlüssel?"

„Warten Sie einen Augenblick, ich werde die Thüre öffnen!"

Gleich darauf ging knarrend die Thüre auf und ein reizendes Mädchen ließ den Baron eintreten, der, ohne zu grüßen und für den Dienst zu danken, verschwand. Ich kam in dem Augenblicke an, als das liebliche Kind sich zurückziehen wollte. „Verzeihung, Mademoiselle, wohin führt dieser Weg?" fragte ich, um ein Gespräch anzuknüpfen.

„Noch eine kurze Strecke durch die Gärten, dann in das freie Feld, mein Herr!"

„So habe ich einen falschen Weg eingeschlagen."

„Wohin wollen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Nach den Erdfällen dort am Walde."

„Ja, dann hätten Sie den Weg durch das Dorf nehmen müssen —"

„Und um dorthin zu gelangen, muß ich wohl wieder umkehren?"

„Nein, mein Herr; gehen Sie durch diesen Garten und dann durch das Haus meiner Base, das dort unter den Bäumen liegt, und Sie werden sich mitten im Dorfe befinden."

„Sie erlauben es mir?“

„Mit Vergnügen!“

Ich trat in den Garten. Lina, wie ich das junge Mädchen hatte nennen hören, schloß die Thüre. Sie mochte neunzehn Jahre zählen und war von einer Schönheit, wie ich sie selten gesehen. Ich übertreibe nicht, wenn ich sie eine poetische Schönheit nenne. Das war wirklich ein Madonnagesicht unter einem großen Strohhute; das waren wirklich elegante, zierliche Körperformen; das war eine Stimme und ein Lächeln, die zum Herzen sprachen! Lina trug ein einfaches Kleid von blauem Thibet und eine kleine schwarze Taffetschürze, deren Bänder die Zierlichkeit ihrer geschmeidigen Taille hervorhoben. Die runden Schultern schimmerten wie Alabaster durch ein schwarzes Flortuch.

Der alte Baron und dieses reizende Mädchen waren wichtige Gründe, mich zurückzuhalten. Ich ging an Lina's Seite. Der Weg führte durch eine dichte Lindenlaube. Auf dem Tische, den ein alter Mühlstein bildete, stand ein Körbchen und daneben lag eine Stickerei.

„Ein angenehmes, schattiges Plätzchen!“ rief ich aus, da mir keine geeignetere Phrase zur Einleitung eines Gesprächs einfiel.

„Es ist wahr,“ antwortete Lina lächelnd; „ich genieße die wenigen Morgenstunden in dieser Laube, von wo man die Aussicht auf die Berge hat, die rings das Bad einschließen.“

Zugleich legte sie die Stickerei in das Körbchen, um den Tisch zu räumen.

„Warum die wenigen Morgenstunden?“ fragte ich.

„Weil unser Kurgast den ganzen Tag hier zu verbringen pflegt. Wenn er Nachts in dieser Laube schliefe, so könnte man mit Recht sagen, sie sei seine Wohnung. Er brummt, so oft er mich sieht!“ — fügte sie lächelnd hinzu, indem sie ihr Körbchen in den Arm nahm.

Jedes Wort, das sie sprach, mehrte das Wohlgefallen, das ich an Lina fand. Ich stand damals noch in dem Alter, in welchem man in dem Weibe mehr als das Weib sieht, entfernte Hoffnungen begreift und nährt, und in einer stillen Melancholie das Glück findet, dessen man im späten Alter durch den Genuß der heißesten Liebe theilhaftig wird. Ach, und dann auch war ich ein wenig Dichter, mein Herz empfand doppelt so tief und schnell, als das eines prosaischen Jünglings. Lina war mir eine Erscheinung, die mich begeisterte. Als sie mich lächelnd mit ihren großen, himmelblauen Augen ansah, muß ein hohes Roth mein Gesicht überzogen haben, denn ich fühlte eine brennende Hitze. Ich hielt den Baron, der bei dem Erblicken dieses Engels brummte, für einen Wahnsinnigen. Das Wort „Mademoiselle“ wollte nicht über meine Lippen, da es der Alte gebraucht hatte.

„Mein Fräulein,“ sagte ich demnach, „der Mann, den Sie Baron nennen, muß wohl ein seltsamer Kauz sein.“

„Ich erlaube mir kein Urtheil, da ich ihn erst seit vier Tagen kenne.“

„Er ist länger als acht Tage in Pyrmont.“

„Ganz recht; aber ich bin erst seit acht Tagen hier. Ich bin aus D. und will einige Wochen bei meiner Base bleiben. Wie ich hörte, wohnt der Baron seit fünf oder sechs Jahren jeden Sommer bei meiner Base; er ist der erste und der letzte Kurgast.“

„Das wundert mich!“

„Warum?“ fragte Lina.

„Sie nennen ihn Kurgast.“

„Ja!“

„Und doch habe ich ihn noch nie am Brunnen oder in der Allee gesehen.“

„Mein Gott, er kommt soeben von dort!“

„Verzeihung, mein Fräulein, der Baron kommt aus dem Spielsaale.“

„Der alte Baron?“ rief sie erstaunt.

„Ich habe ihn seit acht Tagen jeden Morgen beobachtet.“

Nun erzählte ich, was ich von ihm wußte; aber ich erzählte nicht mehr aus Interesse an dem alten Baron, sondern um einen Grund zum längeren Bleiben zu haben, denn Lina fesselte mich jetzt mehr als der Baron. Sie war reizend in ihrer Verwunderung über das, was sie hörte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Krankheit *).

In Versailles kommen Fälle von Diphtheritis, der gefährlichen Rachenbräune, vor, für die der eisig rauhe Nebel der letzten Wochen nur zu günstig ist. Außerdem ist dort eine ganz neue Krankheit ausgebrochen, die aber zum Glücke bis jetzt erst in Einem Falle vorliegt. Man nennt sie die Hammelsucht oder das Hammel-Delirium. Statistiker haben ausgerechnet, daß hier vor Paris allein von den deutschen Soldaten täglich 4800 Hämmel verzehrt werden und daß bis heute über

*) Korrespondenz der Wiener „N. Fr. Pr.“ aus Versailles.

500,000 deutsche Hämmel vor Paris ihr Leben lassen mußten zum Besten der Belagerungs-Armee. Es ist selbstverständlich, daß Hammelbraten und Hammelsuppe und ausgekochtes Hammelfleisch hier längst nicht mehr zu Leckerbissen gezählt werden. Aber die böse Rinderpest, die sogar hier in Versailles ausgebrochen ist und die strengsten Maßregeln des neuen General-Gouverneurs v. Fabrice hervorgerufen hat, macht frisches Rindfleisch für die Soldaten unmöglich. Ich traf kürzlich einen Soldaten, der mir klagte, daß es ihm längst absolut unmöglich geworden sei, noch Hammelfleisch zu essen. Schon bei dem Geruche würde ihm übel. Ich rieth ihm, beim Essen sich die Nase zuzuhalten. „Alles schon versucht — aber es hilft auch nicht!" klagte er kleinlaut; „bei dem Nasezuhalten wäre ich letzthin fast an einem Stück Hammelfleisch erstickt!" — Kein Wunder also, daß einem jungen verwöhnten Berliner, Doktor der Philosophie und Lehrer an einem Berliner Gymnasium, und nebenbei Bräutigam einer reizenden Tochter Berlins, die im „Englischen Hause" mit Hinblick auf ihre baldige eigene Häuslichkeit höhere Kochkunst studirt und es sich nicht nehmen läßt, ihren geliebten Hugo nach des Tages Last und Aerger bei den ungezogenen Gymnasiasten allabendlich durch ein eigenhändig lecker bereitetes Mahl zu überraschen, das hiesige ewige Hammelfleisch nicht munden wollte. Hugo zog nämlich als Vize-Feldwebel mit in den bösen Krieg nach Frankreich. Zum Unglücke kam Hugo auch nicht in ein Versailler Quartier sans nourriture, aber mit täglichen 6 Franks Diäten, sondern er mußte sich in einem verlassenen Dorfe in der Nähe selber Quartier suchen und den täglichen Hammel so essen, wie sein Bursche ihn zu kochen oder zu braten versteht. Je mehr Hammel Hugo aß, desto gründlicher wurde seine Abneigung gegen das nützliche Thier. O, wie glücklich war er endlich, als er dahintergekommen war, zu entdecken, wie Hammelfleisch weniger abscheulich schmecke! Er trank nämlich nach jedem Mundvoll Hammelfleisch einen kleinen Cognac — und er gewann dabei den Cognac immer lieber, je mehr er den Hammel haßte. Und das Ende dieser kleinen wahrhaftigen Geschichte? Eines unseligen Abends, als Hugo auf das „Pereat Hammel!" ein Dutzend Cognacs und auf das Wohl seiner holden Mathilde in der Berliner Charlottenstraße noch ein Dutzend Cognacs getrunken hatte, da mußte der Doktor geholt werden. Hugo war krank, sehr krank. Er lag da wie eine Leiche. Weiße Schaumbläschen standen ihm vor dem Munde. Der Doktor schüttelte bedenklich den Kopf und verordnete die Ueberführung Hugo's in das Schloßlazareth von Versailles. In der Krankenliste steht der Doktor der Philosophie in der Rubrik: Delirium tremens. Nach Berlin an Mathilde ist geschrieben: Leidet an der hier neu aufgetretenen Krankheit: Hammelsucht, hervorgerufen durch das Essen von zu vielen Hämmeln. Unter den hiesigen Doktoren und Offizieren wird dieser merkwürdige Fall lebhaft besprochen unter dem Namen: „Hammel-Delirium!" Denn wie sich bei jedem Delirium vor den Augen des Kranken fortwährend neue dunkle schwebende Punkte bilden und bewegen, so sieht unser unglücklicher Hugo in den reichen, goldstrotzenden Bildersälen der prachtliebenden Ludwige fortwährend große schwarze Flecken hin- und herspringen und sich gegenseitig verschlingen, wie die Infusorien in einem Wassertropfen unter einem Vergrößerungsglase. Aber diese schwarzen, beängstigenden Ungethüme sind lauter noch zu verspeisende deutsche — Hämmel! Armer Hugo!

Mannigfaltiges.

Wie die „Times" nach Paris gesendet wurde. Die Versuche zur Herstellung einer Kommunikation zwischen den belagerten Einwohnern von Paris und deren Angehörigen und Freunden jenseits der preußischen Linien haben zuweilen sinnreichen Erfindungen den Impuls gegeben, die wahrscheinlich eine neue Aera in der Geschichte der Luftschifffahrt und der Photographie kennzeichnen werden. U. A. sei hier nur des geistreichen Mittels erwähnt, dessen man sich bediente, um zwei ganze Seiten der „Times" von London nach Paris zu befördern. Die beiden Seiten dieser Zeitung enthielten Mittheilungen an Verwandte in Paris, und wurden auf dünne, fast durchsichtige Stückchen Papier von 1½ Zoll Länge und 1 Zoll Breite durch die „London Stereoscopic u. Photographic-Company" mit großer Sorgfalt photographirt. Diese Photographieen zeigten dem unbewaffneten Auge nur zwei lesbare Worte: „The Times", und sechs enge braune Streifchen, welche die sechs Kolonnen des Blattes repräsentirten, und unterm Mikroskope deutlich zu lesen waren. Die Photographieen wurden dann nach Bordeaux und von dort mit Kouriertauben nach Paris befördert, wo sie mit Hilfe einer Laterna magica vergrößert

und kopirt wurden. Der Erfolg dieses Experiments gibt der Hoffnung Raum, daß diese neue Methode des Kondensirens von Drucksachen weiter ausgebeutet werden wird.

(Eine Kanone als Geschenk.) Preußische Blätter erzählen: Dem Kaiser Wilhelm war in Versailles ein Lieblingshund abhanden gekommen. Er gewährte dem Wiederbringer eine Belohnung von 200 Thalern. Der Schützenhauptmann Bünsch aus Groß-Bodungen, derzeit als Landwehrmann vor Paris stehend, hatte das Glück, den Hund dem Kaiser zu überbringen. Anstatt der 200 Thaler erbat er sich aber eine eroberte Kanone, um damit der von ihm befehligten Schützenkompagnie ein Geschenk zu machen. Die Bitte wurde gewährt und vor einigen Tagen wurde das mit Blumen reich geschmückte Geschütz mit sechs Pferden von der Groß-Bodunger Schützengesellschaft unter einem ungeheuren Zulaufe von Menschen vom Bahnhofe Bleicherode abgeholt.

Herr Jacquesson, der berühmte Champagner-Fabrikant, hat dieser Tage Frankfurt passirt: — aber als Gefangener, als Hauptmann in der Mobilgarde und Träger einer pittoresken, aus der Oper „Fra Diavolo" entlehnten Kriegertracht. Deutschland wird bei dem Manne, dem Mancher eine schöne Stunde verdankt, die Uniform gern über den Friedensberuf vergessen.

Den beiden Turkos-Anführern!

Mac-Mahon, der du gefangen
Sitzest dort in fremdem Lande,
Willst es wagen, anzuklagen
Deutsche Helden, laß dir sagen:
Anders mußt du dich betragen.

Unser Bismarck haßt die Lüge,
Liebet nur der Wahrheit Zeugen.
Hier in unserm deutschen Lande
Ist das Lügen eine Schande;
Anders ist's bei deiner Bande

Mord und Plünd'rung sind Gewerbe
Jener Horden, die du führtest.
Mac-Mahon, du willst es wagen,
Uns des Lügens anzuklagen;
Thaten reden, laß dir's sagen.

„Mit gehacktem Blei" zu grüßen,
Haben sich erlaubt die Deinen.
Jene sanften Turkos-Horden —
Tigern sind sie gleich im Morden;
Drum sei still mit deinen Worten.

Mac-Mahon, o laß dir sagen,
Spare deine glatten Reden;
Thaten sind die besten Zeugen;
Meinung muß sich ihnen beugen.
Lüge muß Beweisen weichen!

Mac-Mahon, was ist wohl schlimmer,
Mit gehacktem Blei zu schießen,
Oder jene Wüstensöhne
Uns zu senden? Eure Pläne
Sind zu nichte, dies das Schöne.

Und nun jene edlen Helden,
Die sich Franktireurs nennen,
Sind sie nicht der Turkos Brüder?
Ist auch anders ihr Gefieder,
Sieht man doch die Turkos wieder. —

Garibaldi, du der Führer
Einer gar zu nobeln Bande,
Sieh', wie Frankreichs Wunden klaffen!
Du willst helfen Freiheit schaffen,
Daß die Welt dich soll begaffen.

Eure Großmannssucht alleine
Bringet Frankreich ins Verderben.
Nicht der Freiheit gilt solch Streiten!
Glänzen wollt ihr; euch beneiden
Soll die Welt zu allen Zeiten!

Garibaldi, laß dir rathen;
Nach Caprera eil' zurücke.
Was du suchest, wird dir nimmer;
Deines Ruhmes letzter Schimmer
Ist dahin! dahin für immer!

Alter Schwärmer Garibaldi,
Konntest so die Welt belügen!
Garibaldi, deine Saaten,
All' dein Wirken — deine Thaten
Haben Selbstsucht nur verrathen.

Wärest du daheim geblieben,
Würd' vielleicht man dich noch achten!
Garibaldi, laß dir's sagen:
Abenteuerlichem Wagen
Sag' „Valet", wirst's nie beklagen.

Mac-Mahon und Garibaldi,
Beide seid ihr zu bedauern!
Mac-Mahon — geprief'ner Krieger,
Garibaldi — Volksbetrüger,
Schweiget doch — dann seid ihr Sieger!

Zweibrücken, 10. Febr. 1871.

Chr. Grund.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

// Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Montag, 20. Februar 1871.

Zum nahen Frieden!

Welch' trauter Klang durchhallt die deutsche Erde,
Welch' hohes Wort die frohe Kunde fliegt? —
Bald Deutschlands Söhne zieh'n zum heim'schen Herde,
Bald, Mutterherz, dein banges Weh versiegt!

Schon schwebt, den frischen Oelzweig in der Rechten,
Der Friedensengel dort in mildem Glanz,
Beglückt die Völker Freudenkränze flechten,
Denn enden soll der wilde Schwertertanz.

In Lethe's stille Wellen aber senket
Den Jammer all, — daß er vergessen bleibt;
Der Todten ja die Weltgeschichte denket,
Mit Flammenschrift sie ihre Namen schreibt.

Und mit des Geistes lichtumglänzten Waffen
Zieht, Deutsche, fürderhin in Kampf und Streit,
Auf daß ein neues Reich jetzt werd' geschaffen,
Ein Reich des Friedens und der Einigkeit!

O, einig bleibt, dann wird auf deutscher Erde
Verstummen nie das traute deutsche Lied,
Und ob die Welt auch griffe zu dem Schwerte,
Getrost der Deutsche dann zur Wahlstatt zieht.

So laßt denn stolz das deutsche Banner wallen,
Fluch Jedem, der es trachtet zu entweih'n,
Des Sieges Lorbeerkronen nie zerfallen,
Wenn Deutschlands Völker sich nicht mehr entzwei'n.

Des Zeitstroms Wogen immer mächt'ger rauschen,
Manch alter Schlamm versinkt im stolzen Strom,
Und seine Wellen flüstern, wenn wir lauschen:
Alldeutschland sei dein Vaterland, nicht Rom!

Ja, unser äuß'rer Feind liegt nun erschlagen,
Geb' Gott, daß jetzt der inn're ewig schweigt,
Dann, deutsches Volk, darfst du zu hoffen wagen,
Daß deine Siegessonne nie erbleicht!

Zweibrücken, im Febr. 1871.

Carl Heyser.

Der alte Baron.

(Fortsetzung.)

„Dort kommt der Baron!" rief Lina plötzlich aus. „Er will seinen Platz in der Laube einnehmen."

Derselbe Baron erschien in dem langen Kieswege, der rechts und links von Zwergobstbäumen eingezäunt war. Er trug einen weiten Schlafrock von gelbem Nanking, eine Strohmütze mit einem großen Schirme, weite leinene Beinkleider und rothe Schnabelschuhe. Statt der Cigarre rauchte er eine türkische Pfeife, deren Bernsteinspitze er wie das Mundstück einer Posaune an die Lippen setzte. Große Rauchwolken ausblasend, kam er uns langsam näher.

Lina bat mich, ihr auf einem Seitenwege zu folgen, damit wir dem Baron nicht begegneten; sie schien eine Art Furcht vor dem seltsamen Menschen zu hegen. Der Kurgast verschwand in dem Dunkel der Laube, während wir dem Hause zugingen, das ich eine ganze Tagereise gern gewünscht hätte. Leider waren wir nach fünf Minuten schon am Ziele. Lina zeigte mir den Weg durch das Dorf und ich schied mit dem festen Vorsatze, so bald als möglich wiederzukehren.

Denselben Abend besuchte ich, um mich zu zerstreuen, den Ballsaal, in dem bis spät in der Nacht Pharao gespielt ward. Die zahlreiche, aus Herren und Damen bestehende Gesellschaft fesselte mich länger als sonst. Auch mein Freund, der preußische Regierungsassessor F., befand sich in dem Saale mit einer Tante, die Tags zuvor angekommen war. Diese Tante, eine stolze Dame von vierzig und einigen Jahren, spielte. Sie war, wie ich später erfuhr, die reiche Wittwe eines preuß. Landraths.

Mitternacht war vorüber, als ich zu meinem Erstaunen den alten Baron eintreten sah. Mit

der ihm eigenen Ruhe, die ich Morgens am Roulettische bewunderte, begann er zu spielen. Meine ganze Aufmerksamkeit richtete ich nun auf den seltsamen Mann. Durch Zufall hatte er seinen Platz neben der Tante meines Freundes eingenommen, die sehr hoch und glücklich spielte.

„Da ist unser Sonderling," flüsterte mir Ferdinand zu; „er steht neben meiner Tante."

„Er hat Unglück diesen Abend; keine Karte ist ihm günstig."

Nach einer halben Stunde hörte der Baron auf zu spielen, er hatte alle seine Goldstücke verloren. Mit einem ironischen Lächeln trat er von dem Tische zurück. Zu unserer größten Verwunderung folgte ihm die Landräthin, und zwischen Beiden entspann sich in unserer Nähe folgendes Gespräch: „Herr Baron," sagte die Dame, „warum spielen Sie nicht mehr?"

„Ich begreife nicht, Madame, wie Sie zu dieser Frage kommen," antwortete stolz der Baron.

„Aus dem einfachen Grunde, um mich Ihnen gefällig zu zeigen."

„Sie?" fragte verwundert der Alte.

„Sie haben Unglück gehabt, meine Börse steht Ihnen zu Gebote, wenn Sie das Spiel fortsetzen wollen."

„Eine mir fremde Dame!" murmelte verwundert der Baron.

„Erkennen Sie mich nicht?"

„Nein!"

„So muß ich mich sehr verändert haben."

„Das kann ich nicht beurtheilen, Madame!"

„Ich bin die Landräthin Bielitz."

Der Baron schüttelte den Kopf, grüßte und wollte sich entfernen. Die Dame hielt ihn aber zurück.

„Verzeihung, Herr Baron," sagte beharrlich die Dame, „daß ich Ihrem Gedächtniß zu Hilfe komme, denn es liegt mir daran, mich Ihrer Freundschaft zu erfreuen. Sie erwecken Erinnerungen, die mir zwar sehr schmerzlich, aber auch sehr theuer sind. In der Voraussetzung, daß Sie eine verhängnißvolle Zeit Ihres Lebens nicht vergessen haben, nenne ich Ihnen meinen Familiennamen: Julie von Lenoff."

Der Baron starrte die Dame an; zum ersten Male sah ich ein Zucken seiner Gesichtsmuskeln, seine Lippen zitterten.

„Julie von Lenoff!" murmelte er nach einer Pause.

„Erinnern Sie sich meiner noch?" fragte die Landräthin.

„Ja, ja, ich erinnere mich!"

„Sie sehen, daß ich ein Recht auf Ihre Freundschaft habe. O bleiben Sie, wir haben uns viel zu erzählen, viel zu erinnern."

Ich sah die Freude der Landräthin über dieses Wiederfinden. Der Baron aber schien diese Freude nicht zu theilen; sein Gesicht verfinsterte sich und die buschigen Augenbrauen zogen sich drohend zusammen, indem er mit Aufregung murmelte: „Madame, Sie, Sie wagen es, mich an diese Zeit zu erinnern?"

„Herr Baron, ich war der Meinung, jene Zeit müsse Ihnen heilig sein!" sagte stolz die Dame.

„Sie ist mir furchtbar, Madame, und Julie von Lenoff — —"

Er unterbrach sich, weil er fühlte, daß er zu hart ward.

Ferdinand sprang auf und trat neben seine Tante.

„Mein Herr, fahren Sie fort," flüsterte er ihm zu; „was ist Julie von Lenoff?"

„Sie ist eine Kupplerin!" zischte der Baron, dem dieser Name die stoische Ruhe geraubt zu haben schien.

Die Landräthin wich bestürzt zurück. Der Baron verließ hastig den Saal.

„Beruhigen Sie sich, liebe Tante," sagte Ferdinand, „der Patron soll mir Rede stehen."

Die Dame erholte sich rasch wieder.

„Seien Sie nicht so voreilig, Ferdinand!" flüsterte sie, schmerzlich lächelnd. „Der gute Baron verkennt mich, man muß Nachsicht mit ihm haben. Wir sprechen zuvor über die Angelegenheit, ehe Sie etwas unternehmen."

Ferdinand stellte mich seiner Tante vor, da ich sah, daß meine Anwesenheit sie beunruhigte.

„Der Mann ist überspannt, Madame, er ist nicht zurechnungsfähig!"

„Gleichviel," entgegnete der aufgebrachte Ferdinand; „Du warst Zeuge der Beleidigung, Du wirst auch Zeuge sein, wenn ich ihn zur Rechenschaft ziehe. Solche Menschen sind gefährlich; sie erkennen in unserm Schweigen nicht etwa eine Nachsicht, sondern sie rühmen sich einer Ueberlegenheit —"

„Ihren Arm, Ferdinand!" sagte stolz die Tante. „Führen Sie mich in meine Wohnung zurück."

Wir traten in das Freie. Am Ende der großen Allee schied ich von dem Neffen und von der Tante. In einer seltsamen Aufregung betrat ich mein Zimmer. Der alte Baron war mir durch diese Scene ein Mensch geworden, dessen Schicksal kennen zu lernen ich mich gedrungen fühlte. Ich hielt ihn nicht für überspannt; ich glaubte vielmehr an eine verhängnißvolle Ver-

gangenheit, an einen ernsten Grund seines gegenwärtigen Lebens. Es war mir unmöglich, den Eindruck zu verwischen, den sein erstes Erscheinen auf mich ausgeübt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem Briefe Friedrich Hecker's.

.... Wir leben in einer Zeit der kolossalsten Wandelungen im Leben der Nationen und der Individuen: ein kritischer Prozeß, der einen neuen Abschnitt begründet. Für Deutschland steigt eine neue und wichtige Zeit herauf. Eine Föderation von Fürsten, gelenkt und geführt von einer durch Fundamentalgesetze gestärkten mächtigen Hand eines Kaisers. Daneben eine aus freien Wahlen hervorgegangene Volksvertretung und als Hauptstütze die öffentliche Meinung. Groß und mächtig steht jetzt das neue deutsche Reich durch seine Einheit da, nach der wir immer gestrebt, und ich trage kein Bedenken, daß das neue Deutschland, trotz der bis jetzt noch etwas eng gezogenen Schranken der Bundesverfassung, diesmal auch die Freiheit als Siegespreis erlangen wird. Den frechen Franzosen wird hoffentlich jetzt zu Theil, was ihnen gehört. So lange es ein Frankreich gibt, so lange hat sich dieses Volk stets bestrebt, auf Unkosten der Nachbarn sich zu vergrößern und zu bereichern, besonders ist seit den Zeiten Philipps des Schönen nicht eine lange Zeit vergangen, in der sie nicht die Hände nach deutschem Gut ausgestreckt und den Frieden gebrochen hätten. In fast allen Friedensstörungen aller Nationen und dann seit der Reformation insbesondere haben sie entweder als Anstifter oder als hinterlistige Räuber oder als Eroberer die Hände und Fäuste daran gehabt. Ich verkenne nicht die guten Eigenschaften dieses Volkes, und ich vergesse nicht, was wir dieser Nation von den Zeiten der Sorbonne bis auf den heutigen Tag in der schönen Literatur, in der Staats- und Rechtswissenschaft, in der Philologie, den Naturwissenschaften u. s. w. verdanken. Die große Menge der Deutschen kennt nicht einmal die Namen jener eminenten Gelehrten, Forscher und Denker, und für sie schmerzt es mich, daß sie unter gallischen Kehricht geworfen werden; allein die Masse der Nation bläht sich in solch gespreizter Unwissenheit, Frechheit, Prahlerei und Verachtung alles Nichtfränkischen auf, daß eine kolossale Züchtigung nöthig ist, um Deutschland Ruhe zu schaffen und ihm seine heimische Entwickelung nicht zu verkümmern. Ich würde eine Zertrümmerung Frankreichs in kleinere Königreiche für ein großes Unglück halten; aber ich würde kein Bedenken tragen, den Franzosen wieder Alles abzunehmen, was sie uns geraubt, nicht blos Elsaß und Lothringen. . . . Früher theilte ich die Russenfurcht vieler Anderer, sie ist aber bei mir geschwunden, wenn ich mir ein starkes, einiges Deutschland denke, wie es sich jetzt gestaltet. Der Kraft und Intelligenz der deutschen Nation ist dann kein Volk der Erde gefährlich. Wer, wie ich, seit 20 Jahren die allmälich stetige Germanisirung des Nordwestens der Union, die Ausbreitung des germanischen Elements in Australien, Neuseeland, Brasilien, Chili, Peru u. s. w. beobachtet hat, und wie die Söhne unseres Volkes wieder hinblicken auf das alte Stammland, eine über die ganze Erde verbreitete und doch zusammenhängende, einflußreiche Familie, der muß als Deutscher mit Freude und Stolz erfüllt werden.

Mannigfaltiges.

Im gegenwärtigen Augenblicke dürfte es interessant sein, sich der Worte zu erinnern, womit Herr Thiers im Januar 1841 als Berichterstatter des Komite's in der Deputirtenkammer die Befestigung von Paris anempfahl, die denn auch auf seine Empfehlung von der Deputirtenkammer votirt wurde. Die Ereignisse haben freilich die damaligen Behauptungen des berühmten Staatsmannes gründlich widerlegt. Herr Thiers sagte damals:

Man ruft: Wie darf man eine Bevölkerung von einer Million Seelen den Schrecknissen eines Bombardements, den Qualen des Hungers aussetzen? Wie kann man in solchen äußersten Fällen sie regieren, sie zusammenhalten? Wie kann man diese großen Hauptstädte, in welchen das Herz des Landes schlägt, denn sie enthalten die Regierung, die Kammern, die hauptsächlichsten Organe des öffentlichen Lebens, gewisser Maßen in den Schraubstock spannen? Wie? Alles das sollte zugleich blokirt und den Härten des militärischen Systems unterworfen werden? Der Verstand erschreckt davor und tritt entsetzt zurück. Sie werden sehen, meine Herren, daß das alles Phantome sind, welche verschwinden, wenn man ihnen näher tritt.... Wenn es Ihnen gelingt, die Hauptstadt stark zu machen und in Stand zu setzen, einen regelrechten Angriff auszuhalten,

so befreien Sie dieselbe in demselben Augenblicke für immer von allen Gefahren einer Belagerung; denn wenn Paris sich vertheidigen kann, wie Metz, Straßburg oder Lille, so wird Paris niemals angegriffen werden.... Wir haben untersucht, ob es möglich wäre, Paris für 60 Tage Lebensmittel für eine Bevölkerung von 1,300,000 Seelen zu verschaffen. Es ist uns bewiesen worden, daß es ausführbar ist. Erlauben Sie mir, Ihnen zuvor einige Worte zu sagen über die Zahlen von 60 Tagen und 1,300,000 Seelen. Niemals wird ein Feind 60 Tage lang vor Paris liegen, denn er selbst und nicht Paris würde ausgehungert werden. Man kann nicht voraussetzen, daß ein eindringender Feind es wagen würde, mit weniger als 200,000 oder 250,000 Mann vor Paris zu erscheinen. Es würde ihm unmöglich sein, seine Magazine nachzuführen ohne riesige und unmögliche Anstrengungen, ohne mehrere Armeen im Rücken, um die Straßen zu decken. Er müßte von dem Lande selbst leben, wie wir es selbst mehrfach gethan haben; er müßte sich weit ausbreiten, um zu leben, und würde sich durch die Theilung sehr aussetzen. Er würde inzwischen leben, aber das besetzte Gebiet würde bald so ausgezehrt sein, daß er nicht mehr daraus subsistiren könnte. Nun nehmen Sie 30 Tage einer solchen Lage an, oder 40, oder 50, so gelangen Sie zu physischen Unmöglichkeiten. Eine Verproviantirung von Paris für 60 Tage reicht also über Wahrscheinlichkeiten hinaus.... Man muß, haben wir gesagt, den Grenzfestungen befestigte Plätze im Innern hinzufügen, und vorzugsweise verdient die Hauptstadt unter den befestigten Punkten im Innern den Vorzug. Die Hauptstadt muß regelmäßig befestigt sein. Sie kann während einer Belagerung vertheidigt, regiert, ernährt werden; sie kann mit Mauern umgeben werden ohne mit der Wichtigkeit des Gegenstandes unverhältnißmäßigen Kosten. Und endlich wendet sich die Schwierigkeit, wenn einmal überwunden, gegen den Feind selbst, der daran verzweifelt, einen solchen Platz zu nehmen, nicht mehr daran denken wird, ihn anzugreifen. Somit würde den Invasionskriegen aller Zweck genommen sein.

Dahn, 11. Febr. Zu welcher Industrie gegenwärtige Zeit nicht Veranlassung geben kann: Vor wenigen Tagen hörte Bauer N. auf dem Frenschburgerhofe an der franz. Grenze zur Nachtzeit unweit seiner Behausung auf einmal verschiedene militärische Kommando's. „Sergeant!" befahl eine Stimme, „lassen Sie die Kompagnie hier rasten!" — „Zu Befehl, Ht. Oberstlieutenant." — Der Bauer lauscht voll Angst hinterm Fenster. Auf einmal klopft es. Ein Knabe kommt, er verlangt für's Militär 1 Flasche Schnaps und Brod; man willfahrt ihm. Die militärischen Zurufe dauern fort. Der Oberstlieutenant ruft dem Sergeanten, dieser dem Korporal u. s. w. Endlich ertönt der Befehl „Schwarzfleisch holen". Der Bube kommt wieder und verlangt; er erzählt zugleich den Geängstigten, es sei das ganze Thal voll Soldaten, sie hätten hinten arg lange Schwänze. In Ermangelung des Fleisches gaben die Leute noch einmal Brod, Schnaps und Aepfel. Die Magd wird mißtrauisch und glaubt den Buben zu erkennen, hört auch wie draußen „dem Peter" eingeschärft wird, Nichts zu verrathen. Als Belohnung bekommt er die Aepfel. Die Sache kommt zur Anzeige, aber ohne Erfolg, denn es gibt in Hirschthal viele Peter. Der Schullehrer A. B. in H. denkt über die Sache nach und fragt seine versammelte Schuljugend wie von ungefähr: „Peter! Wer war der Andere, der auf dem Frenschburgerhof bei euch war?" Der rechte Peter erschrickt und nennt unvorsichtiger Weise die Namen zweier Männer ebenfalls aus H., welche sämmtliche Chargen sammt der ganzen Kompagnie vorstellten. Vom betreffenden Landgerichte Dahn wurde in Erwägung des so gut ausgeführten Coups, dem Peter ein Tag Arrest, dem Oberstlieutenant 14, dem Sergeanten 4 Tage zu Theil, um mit Ruhe über weitere Kriegsoperationen nachdenken zu können.

Der Pariser „Charivari" hatte auch während der schwersten Zeit der Belagerung den Humor noch nicht verloren. Cham, der berühmte Zeichner, stellte unter dem Titel: „Le Bombardement" einen Papa vor, der, seinen Sprößling an der Hand, eiligst über die Brücke retirirt. „Was ist denn das, Papa?" fragt der Kleine beim Aufleuchten der Bomben. — „Mein Sohn, das ist das Schlußbouquet der Feuerwerke des 15. Aug. (des Napoleonstages)."

Sonderbar! Gewöhnlich wird der Zucker in den Mörsern zerstoßen. Vor Paris kommen die Zuckerhüte aus den Mörsern.

Stöffel, Konditorlehrling.

Auflösung des Räthsels in № 19:

Vaterland.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Mittwoch, 22. Februar 1871.

Der alte Baron.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen traf ich die Landräthin allein in der Promenade. Ich näherte mich ihr; sie schien mich nicht zu bemerken.

„Wo ist Ferdinand?“ fragte ich.

„Er befindet sich im Bade. — Fürchten Sie, daß er etwa davon gegangen ist?“ fragte sie lächelnd. In diesem Lächeln lag nicht mehr der Stolz, den sie Abends zuvor gezeigt; ich glaubte eine Art wehmüthigen Schmerz zu erkennen. Die Landräthin war eine große, schöne Gestalt; ihre Züge waren regelmäßig und man hätte sie schön nennen können, wenn nicht eine fast männliche Energie sich darin ausgedrückt hätte. Ihre Toilette war reich und geschmackvoll. Sie bat mich, ich möge sie bis zur Rückkehr ihres Neffen begleiten. Wir schlugen eine Seitenallee ein, um dem Gewühle der Hauptallee zu entkommen.

„Sie sind ein Jugendfreund meines Neffen?“ begann die Dame.

„Ja, Madame; wir besuchten zusammen das Gymnasium und später die Universität. Das Freundschaftsband, das sich in diesen Jahren knüpft, ist dauernd für das ganze Leben. Sie können meine freudige Ueberraschung ermessen, als ich den Studiengenossen nach einer fünfjährigen Trennung hier unerwartet antreffe.“

„Ferdinand ist Ihnen aufrichtig zugethan, mein Herr!“

„Wie ich ihm, Madame; ich lasse mein Leben für ihn.“

Die Landräthin ging einige Minuten schweigend neben mir. Es war nicht zu erkennen, daß ihr Geist sich mit einem sehr ernsten Gegenstande beschäftigte. Ich vermuthete natürlich den Auftritt mit dem alten Baron.

„Mein Herr,“ begann sie endlich, „ich preise den Zufall, der Sie uns entgegenführt. Sie können mir und Ihrem Freunde nützlich werden.“

„Sie sehen mich zu jedem Dienste bereit.“

„Ferdinand ist wüthend auf den alten Baron.“

„Mit Recht, Madame! Sein Benehmen verdient eine Züchtigung.“

„Gewiß, mein Herr; aber nicht von der Hand Ferdinands. Mein Neffe geräth leicht in Hitze, er vergißt sich — —“

„Ich kenne ihn!“

„Nun, so müssen Sie wissen, daß er sich einem alten Manne nicht entgegenstellen darf. Der Kampf würde ein so ungleicher sein, daß man den Sieg meines Neffen für keinen rühmlichen halten könnte.“

„Gewiß, Madame!“

„Aber dieser Grund nicht allein bestimmt mich, einen Eklat zu vermeiden, es gibt noch einen wichtigern, einen so ernsten, daß ich mein Interesse außer Acht lasse. Aus Rücksicht für Ferdinand selbst würde ich von dem Baron die größte Beleidigung schweigend ertragen, wenn sie kein Anderer als der junge Mann rächen könnte.“

„So wollen Sie, daß ich —?“

„Nein!“ unterbrach mich rasch die Landräthin. „Ich bitte Sie um die Gefälligkeit, jede Annäherung zwischen dem Baron und meinem Neffen zu verhindern. Wie ich aus Allem schließen kann, vermögen Sie einen großen Einfluß auf Ferdinand auszuüben. Er will mit Ihnen diesen Morgen Rücksprache nehmen und Sie, als Freund und Zeugen der Beleidigung, um Beistand ersuchen. Mein Herr,“ fuhr sie dringend fort, „lieben Sie Ferdinand und wollen Sie ernstlich sein Glück, so fragen Sie mich nicht weiter nach dem Grunde meiner Bitte, sondern bieten Sie Ihren ganzen Einfluß auf, um ein Duell, ja selbst jeden Wortstreit zu verhindern. Die Zeit

ist nicht fern, in der Ferdinand es Ihnen danken wird. Glauben Sie mir," fügte sie schmerzlich hinzu; „der Baron hat mich empfindlich beleidigt; aber ich verzeihe ihm aus Rücksicht für Ferdinand. Und wollen Sie mich zu Ihrer ewigen Schuldnerin machen, so verschweigen Sie meinem Neffen diese Unterredung und stellen Sie sich, als ob Sie aus eigener Ueberzeugung sprächen. Wäre er zur Abreise zu bewegen gewesen, ich würde schon früh diesen Morgen das Bad verlassen haben. Sie können wohl ermessen, daß der Aufenthalt nicht der angenehmste ist, wenn man fürchten muß, einem solchen Feinde zu begegnen."

Ich erklärte mich zu Allem bereit und glaubte einen günstigen Erfolg meiner Bemühungen versichern zu können.

„Mein Gott!" flüsterte plötzlich die Landräthin, indem sie stehen blieb.

„Was ist Ihnen, Madame?"

„Dort kommt — —"

„Ferdinand?"

„Der Baron!"

Der Alte schritt rasch auf uns zu; er rauchte, wie gewöhnlich, eine Cigarre und blies dichte Wolken aus. Ich sah nach meiner Uhr. Es war drei Viertel zehn Uhr, also die Zeit der Eröffnung des Spiels. Wir befanden uns in einem Gange des Parks, der rechts und links von dichten Gebüschen begrenzt ward. An ein Ausweichen war nicht zu denken — wir kehrten um. Nach zwei Minuten ging der Alte an uns vorüber; er erkannte uns nicht. Ruhig, ohne sich umzusehen, verfolgte er den langen, einsamen Weg. Die Unannehmlichkeit des Begegnens war glücklich beseitigt. Da plötzlich erschien Ferdinand, der seine Tante suchte; er schlug denselben Weg ein und mußte folglich dem Baron begegnen. Die Landräthin zitterte am ganzen Körper.

„Ferdinand! Ferdinand!" rief sie leise und indem sie mit dem weißen Tuche winkte.

Mir ward ängstlich zu Muthe, denn ich kannte den aufbrausenden Charakter meines Freundes. Wir gingen sehr rasch. Ich sah, wie der junge Mann den Baron fixirte, wie seine Augen glühten, wie seine Hand zitterte, die den leichten Stock trug. Die lange Gestalt des Barons bewegte sich ruhig weiter. Jetzt begegneten sie sich — Ferdinand hob seinen Stock — die Landräthin blieb stehen und schwang ihr Tuch, ich winkte mit beiden Händen — umsonst, Ferdinand schlug mit seinem Rohre dem Baron die Cigarre aus der Hand.

„Unglücklicher!" flüsterte die Dame bestürzt.

Ich blieb unwillkürlich neben ihr stehen, als ob ich festgebannt wäre.

„Was wird der Baron thun?" fragte ich mich zitternd.

Er trat die Cigarre mit dem Fuße, als ob er sie verlöschen wollte, und setzte ruhig, ohne sich um den Assessor zu kümmern, seinen Weg fort. Er verschwand in der Biegung des Wegs, als Ferdinand zu uns trat.

„Tante, was ist Ihnen?" fragte er lachend, obgleich sein Gesicht glühend vor Zorn war.

Die Landräthin suchte sich zu fassen. „Sie sind ein Undankbarer, mein Freund!" stammelte sie. „Ich habe Sie gebeten, den Baron zu schonen —"

„Tante, Sie haben nur seinen langen Rücken gesehen; aber hätten Sie den Hohn gesehen, der sich in seinem Gesichte aussprach, Sie würden mir jetzt danken."

„Nie, nie!" sagte mit fast männlicher Energie die Dame. „Ich habe Sie so dringend gebeten und dennoch führen Sie einen Eklat herbei, der mich kompromittiren muß!"

„Sie sind meine zweite Mutter," antwortete Ferdinand, dessen Lippen bebten; „wer Sie beleidigt, beleidigt mich. Nach diesem Vorfalle verspreche ich Ihnen, den Baron zu ignoriren."

„Der Baron ist Edelmann, mein Freund; glauben Sie, daß er die Beleidigung ruhig erträgt?"

„Jetzt ist es an ihm, zu handeln, wenn er den empfangenen Schlag nicht als eine Strafe für seine Unverschämtheit betrachten will."

„Wir werden diesen Morgen noch abreisen!"

„Tante!"

„Und wenn Sie mich wie Ihre zweite Mutter lieben, wenn Sie nicht wollen, daß ich mich von Ihnen zurückziehe, so begleiten Sie mich in meine Heimath und bringen dort Ihre Ferienzeit zu."

Als ich sah, daß Ferdinand unentschlossen blieb, redete auch ich ihm zu.

„Ich kann nicht abreisen," antwortete er, „wenigstens heute noch nicht."

„So habe ich Sie vergebens gebeten?" fragte die Dame mit einem stechenden Blicke.

„Ich verspreche Ihnen, daß ich folge, sobald ich kann!"

„Ferdinand, was hält Sie zurück? Ich wünsche, ich fordere es, daß Sie den Baron nicht nur nicht aufsuchen, daß Sie ihn selbst meiden."

„Aber Ihre Ehre, Tante, die Ehre meiner Mutter?"

„O ich versichere, daß sie durchaus nicht gefährdet ist. Ein Mann, der sich vergessen kann, eine Frau zu beleidigen, verdient nicht, daß man ihn einer Züchtigung würdigt."

„Der Baron ist ein gemeiner Spieler, ein Aventurier," fügte ich hinzu. „Du hast ihn gezüchtigt, wie es ihm zukommt, und nun laß die Sache auf sich beruhen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Während der Belagerung der Stadt Paris erhielten die Nationalgardisten bekanntlich 1½ Frks. den Tag und 75 Centimes Entschädigung für die Frauen; jene 1½ Frks. Löhnung berechnen sich vom 25. September 1870 bis 1. Januar 1871 auf 43 Millionen. Die „Independance belge" fügt hinzu: „Dies konnte man recht wohl die National-Werkstätten der Vertheidigung nennen." Der „Temps" gibt eine Liste der Verluste, welche die Civilbevölkerung von Paris während des 22tägigen Bombardements erlitt. Ist diese Liste vollständig, so hat Paris verloren 31 Kinder, 23 Frauen und 53 Männer, also 107 Personen, welche auf der Stelle todt blieben, und 276 Verwundete, welche bald nach der Verwundung starben (36 Kinder, 92 Frauen und 148 Männer). Im Ganzen wurden getödtet oder schwer verwundet: 67 Kinder, 115 Frauen und 201 Männer, also 383 Personen vom Civil. Der wenigst blutige Tag des Bombardements war der vom 22. auf den 23.; die blutigsten die vom 9. auf den 10., vom 13. auf den 14. und vom 15. auf den 16. Januar, an welchen die Zahl der Opfer 30 überstieg. Die erste Bombe schlug in die Enceinte von Paris ein am Nachmittag des 5. Jan. hinter dem Fort Vanves, der erste Civilist ward in der Rue Fermat 14 hinter dem Kirchhofe Montparnasse getödtet; das erste Kind vom 5. auf den 6. Jan.; an diesem Tage wurden außerdem getödtet eine Frau und drei Männer und verwundet drei Frauen und ein Mann. In Betreff der Verpflegung von Paris ist zu bemerken, daß im Durchschnitt während der drei Jahre 1867—1869 in runden Zahlen der tägliche Bedarf war: 357,000 Kil. Rind-, Kuh- und Hammelfleisch; 66,000 Kil. Schweinefleisch und Charcuterie; 13,000 Kil. Käse; für 912,000 Frks. Butter, für 63,000 Frks. Eier, für 71,000 Frks. Fische, die in der Halle verkauft werden.

Ein rühmliches Abenteuer, welches das Musikkorps des 79. Infanterie-Regiments (Hildesheim) glücklich überstanden hat, wird in der „H. A. Z." folgendermaßen erzählt: Am 9. Jan. Morgens 8 Uhr rückte das Regiment aus und mit ihm, wie immer, das Musikkorps; schon um 9 Uhr hörte man Kanonendonner, Mitrailleusen- und Gewehrfeuer, das jedoch abnahm, als um 10 Uhr dichter Schnee zu fallen begann. In Folge dessen wurden die einzelnen Kompagnieen auseinanderzogen, um das buschige Terrain zu rekognosziren, während die Regimentsmusik auf der Straße nach St. Vincent vorging. Das um 2 Uhr wieder beginnende Gefecht verhinderte zeitweise ihren Weitermarsch, da sich aber der Feind, wie immer, zurückzog, konnte der Marsch gegen Abend weiter fortgesetzt werden. Abends 8 Uhr kam das Korps durch ein Dorf, in welchem ein Gehöft noch vom Feinde besetzt war. Auf diese Meldung ging der Kapellmeister mit einer Anzahl Hautboisten, zwar ohne Gewehr, jedoch mit einem donnernden Hurrah auf die 12 vollständig bewaffneten Rathlosen los und nahm 11 Mann gefangen, während der zwölfte leider in der Dunkelheit entwischte. Mit den erbeuteten Waffen wurden 11 Hautboisten ausgerüstet, um die Gefangenen zu geleiten. So langte das tapfere Korps Nachts 11 Uhr in der erst vor wenigen Stunden vom 79. Infanterie-Regiment gestürmten Stadt St. Vincent an und lieferte seine Gefangenen, zum nicht geringen Staunen, aber auch zur größten Freude der Offiziere und Soldaten ab. Es ist dies wieder ein Beweis dafür, welch unerschrockener und heldenmüthiger Geist alle unsere braven Truppen beseelt.

Dem Feldpostbriefe eines Lübeckers vor Paris, aus Tremblay, 17. Januar, entnehmen wir folgende Stelle: „Die Glückseligkeit, die einen Jeden von uns überkommt, wenn er von Zeit zu Zeit einmal wieder unter Menschen kommt, habe ich so recht empfunden, als ich nothwendiger Fouragirung halber auf ein paar Tage nach Rheims ziehen mußte, wo augenblicklich die neugebildeten Jäger-Bataillone stationirt sind. Aber wie geleckt sehen diese Leute gegen Unsereins aus! Ha, ha, ihre glänzende Uniform im Gegensatz zu unseren Röcken, die wir nächstens, im Falle, daß die Erbswürste ausgehen sollten, zum Bouillonkochen verwenden könnten, die vorn und hinten geflickt sind, die häufig in acht Tagen nicht vom Leibe gekommen sind, die von nur zu häufiger Umarmung mit der schmutzigen Erde

zu reden wissen, die oft vor Kälte, Regen und Schneegestöber sich frierend zusammengezogen, dann wieder beim wärmenden Bivouakfeuer sich entfaltet haben, — ja, ich mußte mich ordentlich schämen, mit einem solchen Rocke angethan die glänzenden Straßen der Stadt zu passiren, den sauber geputzten Menschen zu begegnen! Doch das Außerordentlichste des Außerordentlichen: ich verstand nicht einmal mehr zu essen, denn als ich am ersten Tage in Rheims in Gesellschaft von Personen beiderlei Geschlechts ein Mittagessen einnahm, verstand ich nicht einmal mehr, mich der Gabel und Messer zu bedienen, und nur zu häufig kamen meine Finger mit den Speisen in Berührung. Der alte Kriegsgeselle steckt schon zu sehr in Einem drin, und ich glaube, Mama muß ihre Erziehung von vorn wieder bei mir anfangen, wenn ich nach Hause komme."

Bei allem Ungemach, das unsere Mannschaften im Felde ertragen müssen, haben dieselben, wie ein Korrespondent vor Paris der „Pr." erzählt, ihren unverwüstlichen Humor erhalten. Ich trat — so schreibt der Berichterstatter — in ein Haus ein, um mich nach dem Regimentsarzt zu erkundigen; flugs wurde ich zu einem Schoppen genöthigt, und beim Gläserklang sangen die frischen Jungen: „Du mein schönes Thal, du mein Bougival, du mein theures liebes Bougival!" „Noch immer", sagte mir ein Siebenundvierziger, „können wir uns gar nicht darein finden, daß der Valerien und der lustige Müller (die französische Mühlenschanze neben dem Valerien) nicht mehr knallen." „Wird's denn wirklich Frieden geben?" rief ein Anderer. „Dann muß ich bald wieder auf die Schulbank, denn Papa will durchaus, daß ich das Abiturientenexamen mache. Besonders im Französischen bin ich schwach, und man lacht mich doppelt aus, wenn ich darin durchfalle." Der Schuljunge trug als Unteroffizier das eiserne Kreuz, er hatte bei Bicetre mit 100 Mann einem halben Bataillon Franzosen meisterhaft zugesetzt. Drüben in dem leeren Laden eines Epicier lehrt ein preußischer Dorfschulmeister zehn Kameraden das Lied: „Es steht ein Baum im Odenwald", und die Baßstimme soll drei Flaschen Cognac liefern, wenn sie noch einmal statt des C das F singt. Drei Pariser mit Laissez-Passers am Hut bleiben stehen und sind über den gelungenen Chorgesang erstaunt. Mozart's „Röslein, Röslein, Röslein roth" wurde ganz besonders meisterhaft vorgetragen, und die Herren von Paris baten mich, ich möchte das Lied da capo verlangen. Das geschah, und ein anwesender Notär, Mr. Duvillard, gab aus Freude darüber sechs Flaschen bon vin zum Besten.

Ein Nürnberger Blatt erzählt: „Aus Basel traf eine Korrespondenzkarte mit folgendem Inhalte hier ein: „Dieser Tage näherten sich den deutschen Truppen in der Nähe von Hüningen zwei Baseler (Jäcky und Sülzer) bekannte Großmäuler, der eine ein Konditor, und fragten die preußischen Vorposten, „ob sie hungrige Preußen Elsaß noch nicht genug, genug ausgefressen hätten?" Der Posten verstand die Frage schlecht und verhaftete die beiden, und der Hauptmann, zu dem sie geführt, ließ ihnen fünfundzwanzig unter großem Protestiren aufzählen und sie dann zum Teufel jagen. Seit der Zeit ist nun der Konditor in seinem Laden außerordentlich besucht, indem ihn die liebe Straßenjugend um „Ulanen-Leckerle" angeht. Dies ist in Basel das, was für Nürnberg die Lebkuchen."

Ein Bürger wird verklagt, seine Einquartirung nicht gut verpflegt zu haben; der Bürgermeister setzt ihn über seine unpatriotische Handlungsweise zur Rede. — „Was," sagte er, „ist Gänsebraten, Hasenbraten, Beefsteak, Karpfen, Aal nicht gutes Essen, und was meinen Sie, Herr Bürgermeister, zu bayerischem Bier, Rheinwein und Punsch, und dazu gute Bremer Cigarren?" — „Damit könnte Eure Einquartirung aber doch zufrieden sein, Meister Springer." — „Ja, das wollten die Kerle, aber 'kriegt haben sie's nicht!"

Theurer Sieg.

Das schwere Werk, es ist gelungen!
Ertödtet endlich Fleisch und Blut;
Wir haben die Natur bezwungen,
Und weise nennt man uns und gut.

Doch ach! die Thorheit unsrer Jugend,
Wie machte sie so reich und warm.
Die Weisheit und des Alters Tugend,
Sie lassen beide kalt und arm.

Es haben die gereiften Halme
Des Ackers Blumen all' erstickt;
Errungen ist die kahle Palme,
Und ach! das Veilchenbund zerknickt.

Aus den „Feldblüthen" von Fr. Aulenbach.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 24. Freitag, 24. Februar 1871.

Der alte Baron.

(Fortsetzung.)

Der Assessor war nicht zur Abreise zu bewegen. Mehr als das Versprechen, den Baron zu meiden, ließ sich nicht von ihm erlangen. Ich verließ die Tante und den Neffen, die Beide in ihre Wohnung zurückkehrten. Es drängten sich mir verschiedene Ansichten über dieses Ereigniß auf, und wenn ich die für die richtige hielt, daß Ferdinand so hartnäckig die Angelegenheit der Landräthin zu der seinigen machte, um sich in ihrer Gunst festzusetzen, so stützte ich mich dabei auf die Annahme: die kinderlose Wittwe ist sehr reich und Ferdinand ist arm. Uebrigens zweifelte ich nicht daran, daß der Assessor sich endlich fügen würde. Aber was wird der Baron beginnen? Auf die Lösung dieser Frage war ich sehr gespannt.

Mittags traf ich die Tante und den Neffen an der Table d'hôte.

„Wozu hast Du Dich entschlossen, Ferdinand?" fragte ich ihn leise.

„Wir bleiben so lange, bis der Baron etwas unternimmt. Verhält er sich ruhig, so ist Alles abgethan."

Nach Tisch flüsterte mir die Landräthin zu: „Beobachten Sie ihn diesen Abend, ich glaube, er hat Etwas vor."

„Was veranlaßt Sie zu diesem Glauben?"

„Weil er sich weigert, mir länger als bis neun Uhr Gesellschaft zu leisten."

Ich versprach es. Gegen neun Uhr stand ich vor dem Hause, in dem die Landräthin wohnte. An dem erleuchteten Fenster ihres Zimmers sah ich Ferdinand, der seinen Hut ergriff. Fünf Minuten später kam er die Freitreppe herab. Der Abend war schwül und dunkel, von Zeit zu Zeit blitzte es, ein Gewitter war im Anzuge. Ich wollte den Assessor anreden; um ihn aber nicht zu stören und seine Absicht kennen zu lernen, unterließ ich es. Er warf seinen kurzen Mantel um die Schulter und eilte quer durch die einsame Hauptallee. Ich folgte ihm in einer Entfernung, die mir erlaubte, ihn stets im Auge zu behalten.

Der Assessor schlug die Chaussee ein, die zu dem Dorfe führte, in welchem der Baron wohnte. Es schien, als ob die Vermuthung der Landräthin gegründet sei. Sollte im Laufe des Nachmittags eine Verabredung zwischen den Beiden stattgefunden haben? Und wenn dies wäre — würden sie sich in stockfinsterer Nacht schlagen? Ferdinand ging auf der linken, ich ging auf der rechten Seite der Straße. Die Finsterniß ward mit jeder Minute dichter, und nur wenn ein Blitz herabzuckte, konnte ich die Gestalt des Assessors unterscheiden, der in großer Eile seinen Weg fortsetzte.

Nach einer Viertelstunde erkannte ich die ersten Häuser des Dorfes. In dem dritten Hause vom Schlage an wohnte der Baron; ich hatte es mir genau gemerkt, um die reizende Lina, die mich ganz eingenommen, wieder auffinden zu können. Ich würde diesen Abend schon eine Rekognoszirung abgehalten haben, wenn mich der Freundschaftsdienst nicht daran gehindert hätte. Zu meinem Schrecken blieb Ferdinand vor dem dritten Hause stehen. Ich faßte Posto unter einer gegenüberstehenden Pappel, so daß wir nur durch die Breite der Chaussee geschieden waren. Die Blitze wurden häufiger, und diesem Umstande verdankte ich es, daß ich beobachten konnte. Vor dem kleinen einstöckigen Hause befand sich eine Epheulaube, durch die man gehen mußte, um die Thüre zu erreichen. Ferdinand verschwand in dieser Laube. Aengstlich wartete ich auf den nächsten Blitz, denn der Gedanke an Lina trieb mir das

Blut nach dem Kopfe; die Pulse in meinen Schläfen klopften rasch und laut. Konnte Ferdinands Besuch nicht dem lieblichen Mädchen gelten? War es nicht möglich, daß er Lina's wegen sich weigerte, Pyrmont zu verlassen? Die Liebe hat eine größere Gewalt als der Haß, und wer Lina einmal gesehen, mußte sie lieben. Ich schloß von mir auf den Assessor, der, wie ich wußte, für weibliche Reize sehr empfänglich war. Der nächste Blitz ließ lange auf sich warten; wenigstens kam es mir in meiner fieberhaften Ungeduld so vor. Endlich zerriß ein anhaltender, heller Strahl die Finsterniß, als ob ich für das lange Warten entschädigt werden sollte. Die ganze Laube war erhellt und Lina mit ihrem Madonnengesichte stand lächelnd auf der erhöhten Thürschwelle. Ferdinand stand etwas zur Seite, den Hut in der Hand haltend. Nach zwei Sekunden war das Bild verschwunden, tiefe Finsterniß umgab mich wieder. Ein starker Donnerschlag folgte dem Blitze, der mir diesen verhängnißvollen Blick gestattet hatte. Ich zweifelte nicht mehr daran, der Assessor war mir zuvorgekommen. Des Barons gedachte ich nicht mehr, die Eifersucht allein beseelte mich.

Ein heftiger Wind machte sich plötzlich auf und schüttelte geräuschvoll die hohen Pappeln. Der trockene Staub der Chaussee fuhr mir in die Augen, die starr nach der Laube sahen. Der stille Abend war plötzlich zu einer stürmischen Nacht geworden. Unter dem Tosen des heranrückenden Gewitters sprang ich über die Straße und kauerte mich dicht an der Laube nieder, deren Blätter im Winde rauschten. Bei jedem der nun folgenden Blitze konnte ich den Raum übersehen und deutlich hörte ich folgendes Gespräch:

„Der Baron ist also nicht mehr zu sprechen, mein liebes Kind?“ fragte Ferdinand.

„Nein, denn er hat sich schon vor einer Stunde zur Ruhe begeben!“ antwortete Lina mit weicher, wohlklingender Stimme. „Es ist schon spät — ich wollte die Thüre abschließen, als Sie mir entgegentraten.“

„Gut, so lassen wir den alten Baron ruhig schlafen. Warum erschracken Sie, als ich in die Laube trat? Wir sehen uns doch nicht zum ersten Male!“

Sie hatten sich also schon gesehen; ich zweifle nicht, daß der Assessor die Absicht, den Baron zu sprechen, nur als Vorwand gebrauchte.

„Ihre Stimme erinnert mich an einen jungen Herrn, der mich vor vierzehn Tagen in dem fürstlichen Schloßgarten in D. anredete, als ich mit meiner Mutter dem Spiele der Fontaine zusah.“

„Und Sie waren so freundlich, dem Fragenden Auskunft zu ertheilen.“

„Wie es die Höflichkeit erfordert, mein Herr!“

„Sie sagten mir, daß Mittwochs und Sonntags die Fontainen springen, und daß Sie dieses schöne Schauspiel nie versäumten. Ich blieb bis zum nächsten Sonntage in D.“

„Nur um die Wasserkünste zu sehen?“ fragte Lina lachend.

„Nein, um mich Ihrer Gesellschaft noch einmal zu erfreuen. So viel ich auch unter den Zuschauern suchte — ich fand Sie nicht. Auch meine Nachforschungen in der Stadt waren fruchtlos —“

„Sie haben in der Stadt nach mir geforscht?“

„Mit allem Eifer, den mir die Decenz erlaubte. Ich mußte abreisen, ohne Sie zu sehen.“

„Aber was wollten Sie denn von mir?“ hörte ich Lina in einem neckischen Tone fragen.

Ferdinand schien in Verlegenheit zu gerathen.

„Was ich von Ihnen wollte?“ wiederholte er gedehnt.

„Nun, ich denke, wenn man eine Person sucht, so hat man eine Absicht dabei.“

„Es drängte mich, Sie näher kennen zu lernen.“

„Du lieber Gott, ich bin ein so unbedeutendes, armes Mädchen —!“

„Meine frohe Ueberraschung, als Sie mir vorgestern in der Allee begegneten, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Gestatten Sie mir, daß ich während Ihres Aufenthaltes in Pyrmont —“

„Mein Herr, das Gewitter entladet sich — es fängt an zu regnen — auch meine Base ruft, die sich bereits in ihrer Kammer befindet — wenn Sie den Herrn Baron sprechen wollen, so treffen Sie ihn sicher morgen früh um zehn Uhr im Spielsaal — ich kann nicht länger bleiben — gute Nacht!“

Die Thüre flog zu. Gleich darauf hörte ich, wie der Riegel vorgeschoben wurde. Mir war eine Zentnerlast vom Herzen genommen. Nach dem, was ich gehört, durfte ich annehmen, daß Ferdinand bei der reizenden Lina kein Glück gemacht hatte. Ich blieb lauschend in meiner Stellung, um mich nicht zu verrathen.

„Das Mädchen ist ein Engel!“ murmelte Ferdinand. „Ich verlasse Pyrmont nicht, ohne die Einleitungen zu einer näheren Bekanntschaft getroffen zu haben! Wohnte nur der verwünschte Baron nicht in diesem Hause, ich würde meine Tante bitten, daß sie die Vermittlung übernähme.“

Der Assessor verließ die Laube und eilte nach Pyrmont zurück, trotzdem eine wahre Fluth von Regen aus dem schweren Gewitterhimmel herabfiel. Ich war leicht gekleidet, ohne Mantel — um mich vor der ersten Heftigkeit des Wetters zu schützen, sprang ich in die dichte Laube und stellte mich in die Thüre. Das Plätzchen bot Sicherheit und ich beschloß, das Wetter vorüberziehen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das tragische Ende der Pariser Elephanten.

(Aus der Belagerungszeit.)

Der Krieg fragt nichts nach dem Wohlergehen des einzelnen Menschen; er rechnet nur mit Massen. Noch weniger schont er die Thiere, die einerseits in den eroberten Ländern dem Sieger zur Beute werden, andererseits durch Seuchen, Futtermangel und Belagerung zu Grunde gehen. Die größten, wie die kleinsten Animalia dienten dem hungernden Paris zur Nahrung. Es verzehrte Ratten und — Elephanten. Ja, selbst die Prachtexemplare letztgenannter Spezies, welche unter dem Namen Castor und Pollux einen europäischen Ruf genossen, verschonte nicht der mächtigste aller Städtebezwinger, und der Appetit der Pariser wurde ihnen zum Todesurtheil. Groß aber und ungewöhnlich, wie ihr Leben, war auch ihr Tod, tragisch ihr Ende. Sie opferten sich für das Vaterland. Es verlohnt sich wohl der Mühe, ihre letzte Stunde näher kennen zu lernen. Pollux fiel, wie ein französisches Blatt berichtet, durch die Sprengkugel Devisme's, der dazu verwendete Karabiner hatte ein Kaliber von 33 Millimeter und ein Gewicht von 6 Kilogramm. Die Sprengkugel ist 15 Centimeter lang, von zylindrischer Form, mit konischem Ende. Letzteres hat eine stählerne Spitze, auf welcher die Kapsel befestigt ist. Diese furchtbare Kugel enthält 80 Gramm feines Jagdpulver und wiegt 280 Gramm. Der Karabiner bedarf einer Ladung von 8 Gramm Pulver, um das Projektil hinauszuschleudern. Der Schuß geschah aus 10 Meter Entfernung, drang am Ende der rechten Schulter ein, zerschmetterte die erste Rippe und explodirte im Unterleib. Nach dieser zerstörenden Entladung blieb der Elephant anfangs aufrecht, machte dann einige Bewegungen, ohne jedoch zu versuchen, seine Fesseln zu zerreißen. Es dauerte noch ein paar Minuten, bis der durch die Kugel verursachte innerliche Blutfluß das Thier erstickte. Dann erst fiel es; doch währte sein Todeskampf sehr lange. Vier große Kübel wurden mit seinem Blute gefüllt und noch immer gab es Zeichen des Lebens von sich. Am folgenden Tage kam die Reihe an Castor. Milne-Edwards erlegte den Elephanten mit einem Jagdkarabiner. Am rechten Schlaf getroffen, fiel der Elephant, ein klagendes Geschrei ausstoßend, auf die Kniee, dann erhob er sich wieder. Da traf ihn eine zweite Kugel in der Mitte der Stirn. Abermals fiel er auf die Kniee und stürzte hierauf, wie vom Blitz getroffen, auf die rechte Seite. Sein Rüssel bewegte sich noch leicht. Sein schönes kluges Auge schloß sich; er war todt. Sofort wurde das Opfer von Fleischhändlern in Beschlag genommen und seiner enormen Hornhaut entkleidet, welche zu 4000 Frks. verkauft wurde. Das rosenfarbene Fleisch schien außerordentlich zart zu sein und hatte große Aehnlichkeit mit Kalbfleisch. Allerdings zählten Castor und Pollux erst sechs Jahre und waren also, trotz ihrer riesenhaften Größe, noch wahre Kinder. Bald prangten die kolossalen Stücke der Elephanten auf den Fleischbänken des Boulevards Hausmann, mitten unter Kasuaren, Känguruh's und Antilopen. Die Menagerie war vollständig und die Elephanten die Löwen des Tages.

Literarisches.

* Das in der Payne'schen Verlagshandlung in Leipzig seit Beginn dieses Jahres unter dem Titel „Neueste Moden" erscheinende neue illustrirte Modejournal vereinigt mit der vorzüglichen Ausführung, in welcher es die neuen deutschen Original-Moden anschaulich macht, eine gewiß allerseits willkommen geheißene Neuerung in Darstellung der Schnittmuster, insofern diese in verschiedenen Farben gedruckt und zwar so deutlich gegeben sind, daß die praktische Anwendung derselben beträchtlich erleichtert ist. Der Kaufpreis ist so gestellt worden, daß das Blatt aller Welt zugänglich ist. Es ist für's vierteljährliche Abonnement nur 5 Sgr. zu bezahlen. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen entgegen. —

In Süddeutschland beträgt der vierteljährliche Abonnementspreis 18 kr., in Oesterreich circa 32 Nkr., in der Schweiz, sowie in Elsaß und Lothringen 65 Centimes.

Mannigfaltiges.

(Ein sonderbarer Traum.) Aus dem oberen Wittichthale in Böhmen wird geschrieben: Am 28. Jänner Abends übernachtete in einer hiesigen Schankwirthschaft ein etwa 17 Jahre alter, nach Preußen zuständiger und nicht empfehlend gekleideter Mann. Der Schankwirth, welcher mit seiner Gattin in der Schankstube schlief, hatte daselbst seinem Gaste eine „Streu" machen lassen und wurde von letzterem gegen 4 Uhr früh auf eine entsetzliche Weise aus dem Schlafe geweckt. Der Gast stand mit einem hölzernen „Bänkel" vor dem Bette, führte mit demselben einen wuchtigen Schlag nach dem Wirthe, der von demselben, weil er zumeist die hölzerne Bettstelle traf, erwachte, aber sofort einen zweiten Schlag auf den Kopf erhielt. In die Höhe fahrend, gewahrte der Wirth seinen Gast beim Bette kauern, versicherte sich desselben jedoch sogleich und ließ von dem Vorfalle durch seine Gattin dem Gemeindevorsteher Anzeige erstatten. Bei dessen Erscheinen wurde das „Bänkel", mit welchem die Schläge geführt wurden, als gespalten vorgefunden und der Gast erklärte: „Es habe ihm geträumt, daß er in einer Schmiede aufgefordert worden sei, dem Schmiede mit dem großen Hammer zuschlagen zu helfen und er könne nichts dafür, daß er in schlaftrunkener Weise statt des glühenden Eisens und des Ambos den Kopf seines Quartiergebers getroffen habe." Die Untersuchung mit dem an die Behörde in Reichenberg abgelieferten Schmiedegehilfen wird wohl erst Licht verbreiten, ob der junge Mensch wirklich ein träumender Schmiedgehilfe war oder ob seiner Entschlossenheit zum „Zuschlagen" andere Motive zu Grunde lagen.

Nichts ist sonderbarer — schreibt der Times-Korrespondent bei der Armee des Kronprinzen von Sachsen —, als die kindische Furcht, welche der Name „Ulane" den Franzosen einflößt. Zwei Offiziere vom Stabe des Prinzen Georg von Sachsen, Hauptmann Minkwitz und Ober-Lieutenant Armin, ritten kurz nach Abschluß des Waffenstillstandes zu einem französischen Vorposten und unterhielten sich mit einigen französischen Offizieren. Ober-Lieutenant Armin ist der größte Mann im sächsischen Heere. Er hat seine 7 Fuß und ist dabei verhältnißmäßig voll und stark. Er gehört zum 1. Ulanenregiment, das hellblaue Uniformen mit silbernen Epauletten trägt. Einer der französischen Offiziere erkundigte sich bei ihm, zu welcher Truppengattung er gehörte. „Ich bin ein Ulane," belehrte ihn der Ober-Lieutenant. „Mein Gott" — sagte der Franzose — „wir haben viel von den Ulanen gehört; sind sie alle solche Männer wie Sie?"

Der Marienwerder Regierungsrath Ehrenthal, der eine treffliche Uebersetzung des Homer herausgegeben, hat das berühmte „Kutschke-Gedicht" in's Griechische übersetzt, ein Professor übersetzte es in's Lateinische und Dr. Jacobsohn hierselbst in's Hebräische. Dies gab den Herren Veranlassung, auch noch die Uebertragung in andere Sprachen zu besorgen, und so ist denn auch bereits eine englische, französische, italienische, polnische, russische und spanische Uebersetzung dieses Gedichts entstanden. Diese Polyglotte soll nun in Kurzem zum Besten verwaister Landwehrmännerkinder veröffentlicht werden.

* (Gebet der Franzosen bei der Entsagung Karls X. aus Frankreich den 29. Juli 1830.) Unser König der du bist in fremdem Lande, verwünscht werde dein Name, dein Reich komme nie über uns, dein Wille geschehe weder in Frankreich noch irgendwo. Gib uns heute die 46 Millionen, die du uns schuldig bist, und vergib uns unsere Schuld, daß wir dich nicht früher verabschiedet haben, so wie wir dir nie vergeben haben deine blutdürstigen Absichten; führe uns nicht in Versuchung, dich wieder aus Frankreich verbannen zu müssen, sondern erlöse uns von deiner verhaßten Gegenwart. Denn unser ist das Reich, die Kraft und dahin ist deine Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Dem musikliebenden König von Bayern ward von seinen Soldaten ein eigenartig Stück für seine Raritätensammlung bescheert; das Schild der Posthalterei zu Lonjumeau, welches den berühmten Postillon in ganzer Figur zeigt. Dem Textbuch der bekannten Oper soll bekanntlich ein wahrer Vorgang zu Grunde liegen, auf den sich jenes Posthalterei-Schild bezieht. Die Bayern haben das Schild annektirt.

11 Millionen Erbswürste hat der Erbswurstfabrikant in Berlin bereits gefertigt und nach Frankreich abgehen lassen. Wenn das in den bisherigen Dimensionen so fortgeht, wird Deutschland bald sagen können: „Mir ist Alles Wurst geworden."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Montag, 27. Februar 1871.

Der alte Baron.

(Fortsetzung.)

Ich befand mich in einer Lage, die vollkommen zum Nachdenken geeignet war. Der Baron, Lina, die Tante, der Neffe — Alle zogen an meinem Geiste vorüber, der, aufgeregt, in Muthmaßungen, Schlüssen und Urtheilen sich erschöpfte. Deutlich erinnere ich mich noch, daß die Eifersucht auf den Assessor das stärkste Gefühl in mir war; ich freute mich über den Zufall, der den Baron in das Haus der Base geführt und des Assessors Annäherungen an Lina erschwert hatte. Daß ich Lina liebte, ward mir zur unumstößlichen Gewißheit. Aber auch Ferdinand liebte sie, mein Jugendfreund, und er hatte sie vor mir gesehen. Seine Worte: „das Mädchen ist ein Engel!" summten immer noch vor meinen Ohren. Ach ja, auch ich hielt Lina für einen Engel! Hier hatte sich ein verhängnißvoller Knoten geschürzt. Derselbe Grund, der mich zu dem Wunsche veranlaßte, Ferdinand möge reisen, hielt ihn zurück. Ich verhehle nicht, daß die Liebe mit der Freundschaft in eine arge Kollision gerieth — ich sann selbst auf eine Intrigue. Der Gedanke, einem Andern das Feld räumen zu müssen, erfüllte mich mit einer unbeschreiblichen Bitterkeit. Wie anmaßend war ich! Konnte ich denn wissen, ob ihr Herz überhaupt schon gewählt hatte? War sie nicht entflohen, als Ferdinand von dem Eindrucke sprach, den sie auf ihn ausgeübt? Ich hatte den Muth, dies auf Rechnung ihrer jungfräulichen Schüchternheit zu stellen und den Plan zu einer dezenten Annäherung zu entwerfen. Das Gewitter toste fort. Ich kümmerte mich nicht darum. Plötzlich war es mir, als ob der Riegel der Thüre zurückgeschoben würde, an der ich mit dem Rücken lehnte. Mir blieb kaum so viel Zeit, die Schwelle zu verlassen und mich an die Wand zu kauern, als die Thüre geöffnet ward. Der Baron, eine Handlaterne tragend, trat heraus. Ehe er die Thüre wieder schloß, ging er in die Oeffnung der Laube, blieb stehen und betrachtete das Wetter. Ein zweites Gewitter mußte dem ersten folgen, denn der Regen fiel in Strömen und Blitz um Blitz zerriß den schwarzen Himmel.

„Das ist zu arg!" murmelte er. „Ich warte noch eine halbe Stunde."

Daß das Ziel seines nächtlichen Ganges der Pharaotisch war, durfte ich nicht bezweifeln. Aber nun gerieth ich in eine peinliche Lage. Wenn er in das Haus zurückkehrte, mußte er mich sehen. Rechts und links befanden sich die dichten Wände der Laube, vor mir stand der alte Baron und dicht neben mir war die geöffnete Thüre. Sollte ich in das Haus schlüpfen? Nein, man konnte mich für einen Dieb halten. Ich mußte es darauf ankommen lassen, ob der Alte mich bemerke oder nicht. Nach zwei Minuten wandte er sich. Ein starker Blitz lichtete taghell den kleinen Raum der Laube. Der Baron hatte mich an der weißen Wand gesehen. Er streckte die Hand mit der Laterne aus und fragte laut: „Wer ist da?"

Wollte ich mit der Antwort zögern, so erregte ich Verdacht. „Verzeihung, Herr Baron, ich suche Schutz in dieser Laube vor dem heftigen Gewitter, das mich auf einem Spaziergange überrascht hat."

Zugleich verließ ich keck meinen Platz.

„Sie kennen mich?" fragte der lange Mann.

„Woraus schließen Sie das?" fragte ich verwundert.

„Sie nannten mich „Herr Baron!""

Da ich mit dem Manne stets beschäftigt war mir sein Titel unwillkürlich entschlüpft. Die eigenthümliche Situation zwang mich zu einer Lüge. „Ich bin Kurgast wie Sie, mein Herr;

seit mehreren Jahren habe ich Sie in diesem Bade gesehen. Sie begreifen wohl — —"

Die Phrase war eben nicht fließend über meine Lippen gekommen. Der Baron hatte mich bei dem Scheine seiner Laterne beobachtet.

„Ach," sagte er leise, „jetzt erkenne ich Sie wieder!"

„Sie erkennen mich?" fragte ich rasch, denn ich glaubte, er erinnere sich, mich in Begleitung der Landräthin gesehen zu haben.

„Diesen Morgen waren Sie im Garten bei dem jungen Mädchen — ganz recht, Sie waren es."

Er hatte mich also nicht erkannt, als ich ihm mit der Landräthin begegnete. Das beruhigte mich. „Ich leugne es nicht, Herr Baron. Mein Weg führte mich durch den Garten —"

„Wie er Sie jetzt bei diesem Unwetter in die Laube führte!" sagte der Alte in einem Tone, der eine bittere Ironie ausdrückte. „Wie Sie friert, mein junger Herr!" fügte er lachend hinzu. „Ihre Lage ist nicht allein beneidenswerth, sie ist auch eines Mannes würdig."

„Herr Baron!" fuhr ich auf.

„Eines Mädchens wegen, das lachend in der trockenen Stube sitzt, das sich des Triumphes freut, kauern Sie wie ein Hund an der Mauer. Ich bedaure Sie, armer Mann! Ich habe Sie schon bedauert, als ich Sie diesen Morgen sah. Sie werden sich ein Schnupfenfieber und eine Lehre holen, über die Sie Ihr ganzes Leben lang nachdenken. O über die Männer — sie sind zu allen Zeiten dieselben!"

In diesen Worten lag eine ernste Warnung.

„Mein Herr," flüsterte ich dringend, „was wissen Sie von Mademoiselle Lina?"

„Ich weiß, daß sie — eine Frau ist!"

„Nichts weiter?"

„Das ist genug!" murmelte der alte Baron.

Er will nicht mit der Sprache heraus! dachte ich, und ein bitterer Schmerz um das schöne Mädchen bemächtigte sich meiner.

Der Regen war so heftig geworden, daß er durch die Blätter der Laube drang. Blitz und Donner erfolgten zu gleicher Zeit. Ein Gewitter, wie ich es selten erlebt, entlud sich über dem Thalkessel, in dem Pyrmont liegt. Brüllend gaben die Berge das Krachen des Donners zurück.

„Was soll nun aus Ihnen werden?" fragte der Baron, nachdem er mich mitleidig betrachtet hatte. „Wollen Sie, der Sie wie ein Ballgast gekleidet sind, noch länger unter dem Fenster Ihrer Schönen girren? Nein, das darf ich nicht dulden! Ich würde Ihnen mein Zimmer anbieten — nein, das geht nicht! Nehmen Sie meinen Mantel, gehen Sie rasch nach Hause und legen Sie sich in das Bett."

„Herr Baron!"

„Nehmen Sie! Nehmen Sie! Ich gehe nicht mehr aus." Er setzte seine Laterne auf die Bank und warf mir den Mantel zu.

„Schicken Sie ihn mir morgen früh wieder zu. Gute Nacht! Nehmen Sie auch die Laterne!" rief er zurück, als er schon auf der Schwelle stand. Dann schloß er die Thüre und schob den Riegel vor.

Mich länger zu wundern, gestattete das Wetter nicht. Ich hüllte mich in den langen faltenreichen Mantel, nahm die Laterne und trat den Rückweg an. Zwanzig Minuten später betrat ich mein Zimmer. Ein leichter Frost schüttelte mich, als ich mich zur Ruhe legte.

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Commune.

„Die Commune! Die Commune!" so lautete das Feldgeschrei der vorstädtischen Ultras im eingeschlossenen Paris. Die Commune war das Ideal, welches der letzte Aufstand im Schoße der Belagerten verwirklichen sollte. Die Commune nebst Wohlfahrtsausschuß und Guillotine spukt noch immer unter den Rothen des Südens, in Lyon, Marseille und Bordeaux. Die jetzt im Verenden liegende dritte französische Republik ist nichts als eine mißlungene, saft- und kraftlose Kopie der Republik von 1792 und 1793; die gegenwärtigen Machthaber Frankreichs, Gambetta voran, unfähig, Eigenes zu denken und Eigenes zu schaffen, haben nichts weiter geleistet, als in sehr verunglückter Weise die Führer des Konvents nachzuäffen, da durfte denn natürlich auch der Versuch nicht fehlen, die pariser Commune wieder in Scene zu setzen, jenes grausenvolle Blutgericht, vor dem ganz Frankreich zitterte und das, indem es den „Schrecken" verbreitete, doch so wesentlich zu den Erfolgen der großen Republik beigetragen hat.

Was dieser furchtbare pariser Gemeinderath war, in welchen Händen die Entscheidung über die Freiheit oder, was ziemlich gleichbedeutend, über Leben und Tod der französischen Bürger ruhte, davon hat uns ein Schriftsteller jener Tage, einer der akademischen Vierzig, der Abbé Morellet, in einem erst vor Kurzem an die Oeffentlichkeit gezogenen Bericht ein sehr lebendiges Bild entworfen, welches im gegenwärtigen Momente

ein erhöhtes Interesse beanspruchen darf. Denn wenn auch in Frankreich das Gefühl der Erschöpfung sich geltend zu machen und mit ihm die Ueberzeugung Platz zu greifen beginnt, daß ein fortgesetzter Widerstand nur zur vollständigen Vernichtung, zu einem irreparablen Ruin führen kann, wie auch die Friedenspartei die Oberhand gewonnen zu haben scheint, — wer mag den unberechenbaren wankelmüthigen, dem Impuls des Augenblickes folgenden, von schönen Phrasen so leicht berauschten und deßhalb jedwedem neuen Gambetta so leicht zur Beute fallenden Volke trauen, wer bestimmen, wann sich die hochgehenden Wogen der Aufregung beschwichtigen, welche Phasen das unglückliche Land noch zu durchlaufen haben wird und ob nicht erst der Bürgerkrieg es von seinem Wahn ernüchtern und zum vollen Bewußtsein seiner Lage bringen muß. Eine Nachahmung der pariser Commune mit ihrem Schreckensregiment liegt folglich noch ganz und gar nicht aus dem Bereiche der Möglichkeit. Haben doch einige der jüngsten Klubdemonstrationen ausdrücklich wieder die Commune gefordert, mit einem Robespierre und seiner Guillotine an der Spitze.

Wer sich 1793 nicht im Besitze eines sogenannten Civismusscheines befand, eines Dokumentes, welches seine Bürgertugend, d. h. seine gut republikanische Gesinnung, attestirte, der kam in die Gefahr, als „verdächtig" zu gelten, und jeder Verdächtige konnte ohne viel Umstände in's Gefängniß geschleppt und der Guillotine überantwortet werden. Unter welchen Bedingungen man einen solchen Civismusschein erhielt, das erzählt uns Abbé Morellet, dem wir im Nachstehenden auszugsweise folgen.

Die Civismusscheine — schreibt er — deren Form zu verschiedenen Malen geändert wurde, mußten zunächst von dem Wohlfahrtsausschusse jeder Stadtsektion ausgestellt, hierauf in der Generalversammlung der betreffenden Sektion gebilligt und schließlich vom Gemeinderathe im Hotel de Ville bestätigt werden.

Das Certifikat meiner Sektion hatte ich bereits empfangen und es schon Anfangs Juli auf das Stadthaus getragen. Seitdem war ich sieben bis acht Mal wieder danach hingegangen, immer jedoch vergeblich. Man könne meine Papiere nicht finden, war die stehende Antwort auf jede neue Nachfrage, welche ich hielt. Endlich am Morgen des 17. September empfing ich die Aufforderung, Nachmittags im Hotel de Ville zu erscheinen, um mich den der Ausfertigung des Attestes vorhergehenden Prüfungen zu unterwerfen.

Das Gesuch um einen Civismusschein sollte bald ein hochgefährliches Unterfangen werden; wer mit seiner Bitte nicht reussirte, der konnte nämlich kraft des Dekrets vom 18. September sofort als verdächtig vor dem Gemeinderath im Hotel de Ville verhaftet werden, wie dies auch einer großen Anzahl von Bürgern begegnet ist. Ich hatte von dieser Gefahr noch keine Ahnung und wanderte daher unbesorgt dem Stadthause zu. Obschon Priester, hatte ich nie ein geistliches Amt bekleidet, sondern lediglich meinen literarischen Beschäftigungen gelebt und in allen meinen Schriften, und zwar lange vor der Revolution, die Sache des Volkes und jede mit der öffentlichen Ordnung verträgliche Freiheit vertreten, warum sollte ich also über den Erfolg meines Gesuchs irgendwie in Angst sein? Erst nachher erkannte ich die Gefahr, der ich mich damit ausgesetzt hatte.

Um sechs Uhr Abends fand ich mich auf dem Stadthause ein. Die beiden Gallerieen waren vollgepfropft mit Frauen aus dem Volke, die hier gemüthlich strickten oder alte Röcke und Hosen ausbesserten, als wenn sie zu Hause innerhalb ihrer vier Pfähle wären. Alle blickten mit wilden Augen umher und hatten eine martialische Haltung. Gegen sieben Uhr war der Gemeinderath vollzählig. Der Präsident nahm mit den Hauptbeamten und Schriftführern eine besondere Estrade ein, ihm gegenüber saßen auf amphitheatralisch aufsteigenden Bänken die aus den verschiedenen Sektionen gewählten Mitglieder der Commune und links davon auf ähnlich aufgestellten Bänken hatten die zahlreichen Certifikatsadspiranten sich niederzulassen.

Zuvörderst wurde das Protokoll der letzten Sitzung verlesen. Darin war u. a. die Befriedigung konstatirt, die alle Patrioten über die gestern erfolgte Verhaftung des Maires Bailly, des „Volksfeindes", empfunden. Das gesammte Publikum, zumal aber die Weiber, gerieth bei dieser Stelle in die lauteste Ekstase; das Beifallklatschen und Bravoschreien wollte kein Ende nehmen. Hierauf erschienen fünf Sektionen der Stadt, welche nach einander ihre neuerdings ausgehobenen Rekruten, junge Männer von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren, vorstellten und für dieselben Waffen, Kasernen und Instruktoren verlangten. Von Neuem erdröhnte der Saal von Jubelgebrüll.

Jede dieser Rekrutenabtheilungen kam unter Trommelwirbel, mit klingendem Spiele in den

Saal marschirt; jede hatte auch ihren besonderen Redner, welcher im Namen seiner Kameraden schwur, „den heiligen Boden der Freiheit von den Satelliten der Despoten zu läutern," (klingt das nicht ganz wie Gambetta oder Viktor Hugo?) alle Tyrannen von ihren Thronen zu stürzen und mit ihrem Blute den Bau der Freiheit zu befestigen. Worauf der Präsident im nämlichen Tone und Schwunge erwiederte, um nachher mit fistulirender Stimme die Marseillaise zu intoniren, in welche der ganze Saal voller Begeisterung einfiel. Und zwar gab sich die Versammlung diesem musikalischen Vergnügen fünfmal nach einander hin! Ebenso oft folgte alsdann der ça ira, Beides, wie nicht anders zu erwarten, von Händeklatschen und Fußgestampfe des gesammten Publikums begleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Familienvater in Geestemünde will seinem Sohne vor Paris eine unverhoffte Freude bereiten. Er vereinigt zu diesem Zwecke alles, was in seiner Macht steht, aufzutreiben, Naturalien und Kleidungsstücke. Da verfällt das Vaterherz auf die Idee, den Ertrag seiner letzten Thätigkeit in Gestalt von zwei harten Thalern der Sendung beizufügen, und zwar, um den lieben Wilhelm noch mehr zu überraschen, die Thaler, sorgfältig eingewickelt, in ein großes Stück Speck spurlos zu vergraben. „Wat ward he for Ogen maken, wenn he jem biem Fröhstück sütt," denkt unser Pfiffikus und stellt sich in Gedanken den staunenden Sohn vor, der die Thaler durch's Messer an's Licht fördert. Nach einigen Tagen erhält er jedoch folgenden Brief, den er mit nicht geringer Bestürzung durchliest. „Lieber Vater! Ich saß gerade mit 11 Kameraden beim Kochkessel, in Berathung über das Mittagessen, als ich Deinen lieben Korb bekam. Das schöne Stück Speck mußte sofort in den Kessel wandern, und dem Beispiele der Fleischportionen der anderen Freunde folgen. Als wir abgedeckt hatten, stürzten wir mit gemeinsamer Anstrengung den Kessel um, und siehe da, es rollten zwei blanke Thaler auf die Erde. Auf jedem Gesichte malte sich Bestürzung und Schrecken; Jeder glaubte, der Teufel sei hier im Spiel. Keiner von uns hatte allein Recht auf das Geld, da jeder Brodbeutel seinen Inhalt in den Kessel entladen hatte. Ich hob endlich das Geld auf und gab einem Jeden fünf Groschen. Die Thaler, von denen ich jedoch 55 Groschen abgeben mußte, werde ich zum Angedenken mit nach Deutschland bringen. Dein W."

(Tödtung und Verwundung durch die Mitrailleuse.) In Breslau hat sich dieser Tage beim Vorzeigen der im großen Gartensaale des Zwingers ausgestellten Mitrailleuse ein beklagenswerthes Unglück ereignet, indem bei der Handhabung derselben durch das Drehen der Kurbel die Maschine sich entlud und von zwei vor ihr stehenden Soldaten durch denselben Schuß den Einen in die Brust treffend tödtete und den Andern, welcher hinter dem Ersten stand, den Oberschenkel durchbohrte. Das Geschoß hatte eine solche Gewalt, daß es nicht nur die Brust und den Oberschenkel der betreffenden Soldaten, sondern auch einen fernstehenden Ofen durchschlug. Jedenfalls ist die Patrone, welche zum Behufe des Demonstrirens beilag, aus Versehen in dem Loch der Drehscheibe stecken gelassen worden, so daß die nächste Demonstration beim Umdrehen die verderbliche Explosion veranlaßte.

(Die Stimmung.) Piepmaier. Ein schrecklicher Krieg, das! Heut' kommen schon wieder Verwundete. Wo will das noch hinaus!

Heulhuber. Sie haben doch nicht gemeint, Herr Vetter, daß man heut zu Tag Krieg führen könnt' ohne Todte, Verwundete und Gefangene, oder, daß der Krieg in 6 Wochen zu Ende wäre. Das geht einmal nicht anders; aber das Geld, das der Krieg kostet! Wo soll man das hernehmen? Immer geben, immer beisteuern!

Wühlhuber. Geld hin, Geld her! Ich verlier' keins; aber die Preußen soll....! Die Freiheit ist futsch!

Student als Soldat. Was soll die Preußen? Verräther, wer's mit dem Feinde hält, offen oder heimlich! Ich' steh' zum Vaterland; noch heute ziehen wir nach Paris. Ich singe:

Philisterthum, magst ruhig sein,
Magst deine Schoppen trinken!
Wir gönnen dir den süßen Wein —
Für uns die Schwerter blinken.

(Seine Kameraden fallen jubelnd ein: „Der Hauptmann, er lebe, er geht uns kühn voran" 2c.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 26. Mittwoch, 1. März 1871.

Der alte Baron.

(Fortsetzung.)

II.

Es war spät, als ich am nächsten Morgen erwachte. Freundlich drang die Sonne durch die herabgelassenen Vorhänge der Fenster. In der großen Linde vor dem Hause sangen die Vögel. Hätte ich den auf einem Stuhle ausgebreiteten Mantel und daneben die Laterne nicht gesehen, ich würde die Vorgänge der Nacht für einen Traum gehalten haben. Nachdem ich eine Zeit lang über den alten Baron nachgedacht, kam ich zu dem Schlusse, daß Gutmüthigkeit ein Hauptcharakterzug desselben sei. Würde er den Stockschlag des Assessors sonst so ruhig ertragen, würde er mir den Mantel und die Laterne abgetreten haben? Aber das Benehmen der Landräthin gegenüber! Die Aeußerungen über Lina!

Die Gelegenheit, mit dem Alten anzuknüpfen, war da, ich beschloß, sie zu benutzen. Nachdem ich sorgfältig Toilette gemacht, nahm ich den Mantel und die Laterne und verließ meine Wohnung. Um elf Uhr kam ich in dem Dorfe an. Der Baron mußte aus dem Spielsaale zurückgekehrt sein. Als ich die Laube vor dem Hause betrat, saß Lina auf der Bank, mit ihrer Stickerei beschäftigt. Erröthend stand sie auf und grüßte. Sie trug heute ein hellgrünes Mousselinkleid. Wie schön war sie gewachsen! Wie frisch und anmuthig strahlte das Madonnengesicht mit den sanften blauen Augen! Wie glänzte der einfache Scheitel des schwarzbraunen Haares, das sich auf dem Hinterkopfe zu einem schweren Flechtenkranze vereinigte! Eine frische Rosenknospe schmückte den züchtig verhüllten Busen. Ich wäre glücklich gewesen, hätte ich die Fingerspitzen dieses reizenden Geschöpfes küssen können, von dem der Baron mit Hohn und Verachtung sprach. Wahrlich, ich würde sie vertheidigt haben, hätte sie einen Fehltritt begangen. Ihre Höflichkeit hatte nichts Gezwungenes, ihre Bereitwilligkeit hatte nichts Kokettes, als sie auf meine Frage nach dem Baron sich erbot, mich in den Garten zu führen.

„Soeben ist er in seine Laube gegangen!" sagte sie lächelnd.

„Die Sie ihm so freundlich geräumt haben."

„Diese kleine Gefälligkeit fällt mir nicht schwer, da ich den guten alten Herrn achte."

Wenn sie gewußt hätte, was er diese Nacht von ihr gesagt!

Wie gern hätte ich sie der Mühe, mich zu führen, überhoben; aber jeder Augenblick, den ich in ihrer Nähe sein konnte, war mir kostbar. Sie setzte ihren großen Strohhut mit den blauen Bändern auf das Haupt, schlang die Bänder unter dem zarten Kinn zu einer Schleife und ging voran. Wir überschritten die ländliche Hausthüre und traten in den Garten. Eine Wolke von Wohlgerüchen quoll uns entgegen. Auf dem frischen Grün der Blätter, an Bäumen und Gesträuchen perlten noch große Regentropfen. Die Wärme der Sonne war erquickend, nicht verzehrend. Der Leser verzeihe meinem romantischen Gemüthe die Exklamation: dieser Morgen an der Seite Lina's war mir unvergeßlich!

Dem jungen Mädchen schienen die Gegenstände, die ich trug, nicht aufzufallen; auch schien es nicht neugierig zu sein, den Zweck meines Besuches kennen zu lernen. Verschämt lächelnd sah Lina zu Boden, wenn sie bemerkte, daß ich sie beobachtete. Warum geht sie mit mir? fragte meine Eitelkeit. Die Liebhaber sind alle eitel, und ich glaubte vielleicht an Vorzüge, die ich nicht besitze.

Es war mir unmöglich, ein Gespräch anzuknüpfen. Ich hätte gern auf den Assessor an-

gespielt; aber durfte ich es wagen, ohne zu verrathen, daß ich gelauscht hatte?

Wir kamen bei der Laube an. Lina trat rasch ein und sagte: „Herr Baron, ein fremder Herr wünscht Sie zu sprechen."

„Ich bin da!" hörte ich eine Baßstimme antworten.

Lina trat zurück, verneigte sich graziös und wollte sich entfernen. Der Baron sah mich.

„Ein fremder Herr!" rief er lachend. „Mamsell Lina ist noch so jung und spielt schon meisterhaft ihre Rolle. Mir ist er fremd; aber Ihnen —?" Er ließ seiner türkischen Pfeife eine große Wolke entströmen.

Lina sah mich verlegen, fast bestürzt an.

„Ich bitte, mein Herr, berichtigen Sie die Ansicht des Herrn Barons!"

Nach diesen Worten entfernte sie sich. Ich sah ihr traurig nach.

„Auch das noch!" murmelte der Baron. „Man traue nur den Weibern! Kommen Sie, mein Herr, und legen Sie Ihr Gepäck ab. Schade, daß die Laterne nicht brennt — ich würde Sie für einen modernen Diogenes halten. Der alte Cyniker suchte einen Menschen — Sie würden wahrscheinlich nach einer Frau suchen. Setzen Sie die Laterne bei Seite, es ist vergebliche Mühe!"

„Herr Baron, Sie haben mir diese Nacht einen großen Dienst geleistet."

„Ich weiß es."

„Und wollen Sie, daß ich Ihnen aufrichtig dafür danke —"

„Danken Sie mir jetzt noch nicht, mein Herr; ich habe noch lange nicht genug gethan. Sie schwebten in großer Gefahr!"

„Was wollen Sie sagen?"

„Das Mädchen ist verführerisch schön, aber es ist — ein Mädchen."

„Ohne Zweifel."

„Lina gehört auch zu dem furchtbaren Geschlechte der Frauen."

„Sie sind ein Frauenhasser?"

„Mit Recht."

„Wenn das Auge der Spiegel der Seele ist, wie man sagt —"

„Wie man sagt, ja, wie man sagt!" rief der Baron.

„So muß Fräulein Lina ein himmlisches Gemüth haben. Wie sittsam und anmuthig ist ihre ganze Erscheinung!"

„Maske!" antwortete kalt der Alte.

„Ich bedaure, daß ich Ihnen widersprechen muß."

„Immerhin, ich nehme es Ihnen nicht übel. Es gab eine Zeit, wo ich auf ein eben solches Gesicht schwor — doch lassen wir das. Es ist dies kein Thema, das ich in dem ersten Gespräche mit einem Fremden verhandeln möchte, trotzdem ich seit gestern große Anregung dazu erhalten. Nehmen Sie Platz, ich freue mich, Sie bei mir zu sehen. Sind wir bekannter, so komme ich vielleicht auf dieses Thema zurück."

„Ich freue mich, wenn Sie mich des Vorzugs würdigen —!"

Der Alte trug seinen gelben Schlafrock und seine rothen Schnabelschuhe; er saß gemächlich in einer Ecke der Laube und rauchte. Nachdem er mich forschend einige Augenblicke angesehen, begann er: „Mein Herr, ein offenes Wort: wer sind Sie?"

Ich nannte ihm meinen Namen und meinen Stand.

Sein Gesicht drückte Befriedigung aus.

„Trotzdem ich seit mehreren Jahren das Bad besuche, so habe ich dennoch hier keinen Bekannten, den ich um einen wichtigen Dienst bitten könnte."

Mir fiel ein, daß der Alte am Pharaotische einen empfindlichen Verlust erlitten.

„Kann ich Ihnen dienen, Herr Baron, so zählen Sie auf meine Bereitwilligkeit."

„Die betreffende Angelegenheit ist eine Ehrensache — ich bin Edelmann und muß auf Reputation halten."

„Wollen Sie sich schlagen, Herr Baron?"

„Ja," gab er mir ruhig zur Antwort. „Ich bitte Sie, mein Sekundant zu sein."

Dem Gegner des Neffen der Landräthin und, was noch mehr bedeutete, meines Jugendfreundes, sollte ich sekundiren.

„Ein Duell, mein Herr, bleibt ein ernstes Ding," fuhr der Alte ruhig fort, „und es wird um so ernster, wenn es zwischen einem jungen gewandten Manne und einem Menschen stattfindet, der zwar noch nicht im Greisenalter steht, aber durch einen nagenden Seelenschmerz fast zur Mumie zusammengeschrumpft ist. Wissen Sie, wie alt ich bin?"

„Nun?"

„Ich bin achtundvierzig Jahre alt!"

Der Baron sah mich starr an, als ob er meine Verwunderung provoziren wollte. Und wahrlich, ich mußte mich wundern, denn ich hatte ihn für wenigstens sechzig Jahre alt gehalten.

„Mein lieber Herr," fuhr der Baron fort. „Sie betheiligen sich nicht etwa an einem Ehrenhandel, den Uebermuth oder Caprice hervorge-

rufen hat; nein, nein, eine schmähliche Beleidigung macht mir das Duell zur Pflicht. Sie kennen mich nicht, und damit Sie, um sich bestimmen zu können, eine klare Ansicht von der Sache erhalten, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Zusammenhang mittheile."

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Commune.

(Fortsetzung.)

Noch immer kam die Reihe nicht an uns Certifikatssupplikanten. Erst mußte noch einem verwundeten Soldaten gehuldigt werden, der die Anwesenden mit einer langen Ansprache beglückte. „Bürger," hob er an, „ich komme von der Armee und habe die Wunde hier empfangen" — zog sich den Rock ab und zeigte den blessirten Arm — „aber ich schwöre, daß ich auf meinem Posten sterben und die Tyrannen zerschmettern werde."

Der Applaus bei dieser Betheuerung überstieg alle Begriffe, und so fühlte sich der tapfere Krieger gedrungen, seine Rede noch zwei Mal zum Besten zu geben, um mit neuen Beifallsbezeigungen überschüttet zu werden. Er wollte das Licht seiner Rhetorik auch noch ein viertes Mal leuchten lassen, indeß diesem Allzuviel des Guten wehrte doch der Präsident. Während der ganzen Sitzung der Commune aber blieb der Mensch neben jenem stehen und schwelgte in seinem Ruhme, indem er stolze Blicke über das Publikum warf.

Jetzt begab sich ein neues Intermezzo. Vier österreichische Deserteure traten ein und trugen der französischen Republik ihre Dienste an. (Das ist allerdings nicht wie heute, vielmehr der direkte Gegensatz davon.) Der Präsident befahl ihnen, die Hände zu erheben und sagte ihnen den Eid auf „die Austilgung der Tyrannen" vor, welchen ihnen ein Dolmetscher verdeutschte. Sie antworteten mit einem Ja, allein das war der Versammlung nicht genug; sie mußten, so gut sie es zu Stande brachten, Wort für Wort die Eidesformel nachsprechen. Darauf brach ein stürmisches Bravo los, und Alles drängte sich zu den feigen Schuften heran, ihnen die brüderliche Umarmung angedeihen zu lassen. Nun endlich ging es an uns. Wir mußten von unseren Bänken herabsteigen und auf einer Estrade vor dem Präsidenten und angesichts des Gemeinderathes Platz nehmen. Der Erstere frug: „Kennt Jemand den Bürger und bürgt für seinen Civismus?" Antwortete Niemand, was öfters vorkam, so diktirte der Präsident ein „Vertagt". Erwiederte ein Mitglied der Commune hingegen: „Ich kenne den Bürger und hafte für ihn", so hieß es kurz: „Bewilligt".

Ich wurde aufgerufen. Zufällig aber war aus meiner Sektion Niemand zugegen, der Präsident selbst gehörte dieser zwar an, kannte mich jedoch nicht. Somit erfolgte denn auf die oben erwähnte Frage keine Antwort, und schon war das „Vertagt" schlechtweg ausgesprochen, da stand mitten aus dem Gemeinderath ein Mann auf und sagte: „Bürger-Präsident, ich opponire, daß dem Bürger ein Civismusschein ausgestellt wird, weil ich weiß, daß er vor fünfzehn oder sechszehn Jahren eine Apologie des Despotismus verfaßt hat."

Im ersten Augenblick war ich etwas verdutzt von dieser Beschuldigung, alsbald faßte ich mich indessen wieder und versicherte, daß ich das mir zur Last Gelegte nie im Leben geschrieben, vielmehr immer nur die Sache des Volks und der Freiheit vertheidigt, für Industrie und Handel, für Preß-, Rede- und Gewissensfreiheit gekämpft habe. Nach einigen Wechselreden mit meinem Ankläger wiederholte der Präsident sein „Vertagt" mit dem Zusatze: „bis Kommissare von den Schriften des Bürgers Morellet Rechenschaft gegeben haben. Zu diesen Kommissaren ernenne ich die Bürger Vialard, Bernad und Pâ. s."

Was wollte ich thun? Ich mußte mich dem Verdikte fügen. So bescheiden wie nur möglich trat ich an die Estrade des Gemeinderaths heran und wandte mich an einen der mir soeben bestellten Richter mit der Frage, wann und wo ich vor einem Tribunale zu erscheinen habe. Er beschied mich auf morgen Mittag und in denselben Saal des Stadthauses, in welchem jetzt die Commune tagte.

Pünktlich um zwölf Uhr war ich da, in Begleitung meines Dieners, welcher in einem Sack eine Reihe von Bänden meiner Schriften trug, aus denen ich meinen Civismus zu beweisen gedachte.

Ich wartete eine, ich wartete zwei Stunden — kein Mensch erschien. Endlich nach zwei Uhr trat ein untersetzter kleiner Mann ein.

„Bürger," frug er mich, „ist schon Jemand von den Ihnen bestellten Kommissaren da?"

„Nein, Bürger, ich warte seit Mittag auf sie."

„Und ich suche sie auch."

„Gehören Sie vielleicht zur Kommission?"

„Jawohl, Bürger."

„Nun,“ sagte ich, „so haben Sie die Gewogenheit, mich einen Augenblick ruhig anzuhören, ehe Ihre Kollegen kommen, wenn das überhaupt noch der Fall ist. Ein Mitglied des Gemeinderaths hat mich der Urheberschaft einer Lobrede auf die Despotie geziehen und das scheint der Hauptgrund zu sein, warum mir der Civismusschein vorenthalten wird. Diese Anklage aber ist ganz absurd, wie ich Ihnen sogleich darthun werde.“

„Ich weiß aber bestimmt, daß ich das in Rede stehende Buch gelesen und gehört habe, daß es von Ihnen herrührt“, entgegnete der Kommissar gebieterisch.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Ostsee-Zeitung“ in Posen entnehmen wir folgenden Bericht über eine seltsame Lufterscheinung: Am 2. Febr. waren die Einwohner des zum Kreise Petrikau (Posen) gehörigen Dorfes Golgize fast zwei Stunden hindurch Augenzeugen einer großen Schlacht, welche auf ihrer Feldmark von phantastischen Heeren geliefert wurde. Infanterie- und Kavalerie-Abtheilungen bildeten, staffelweise aufgestellt, eine zickzackartige, weitreichende Schlachtlinie. Fähnlein und Ulanenmützen waren deutlich zu unterscheiden, selbst die Gestalt der Uniformen trat erkennbar hervor, nicht aber die Farbe derselben; eben so waren die Gesichter, wenn auch erkennbar, doch von nebelhaften Umrissen, so wie Alles ein nebelhaftes Aussehen hatte. Hier stürmte die Infanterie hervor, dort kämpfte die Kavalerie, einzelne Reiter führten Scharmützel aus; bald stürzten ganze Kolonnen auf einander und wurden handgemein, zogen sich wieder zurück und verfolgten einander. Auf einer andern Seite standen Kavalerie-Abtheilungen einander unbeweglich gegenüber; vor jeder Abtheilung stand ein Reiter mit dem Schwert in der Hand, ebenfalls unbeweglich. Plötzlich erhob sich das Schwert, das Pferd stürzte in gewaltigen Sprüngen vorwärts und es folgte die ganze Abtheilung. Dasselbe geschah auf gegnerischer Seite. Unter den Pferdehufen sprühte massenweise der Schnee hervor und verdunkelte den Horizont. Die kämpfenden Kolonnen geriethen in chaotische Verwirrung und bildeten eine sich fortbewegende schwarze Masse, die endlich wie eine entzündete Mine nach allen Seiten auseinander sprühte, einzelne Pferde und Menschen in liegender Stellung auf dem Kampfplatze zurücklassend. Es gab Momente, in denen die Schlacht sich so deutlich darstellte, daß man Reiter von den Pferden fallen und Fußsoldaten hinstürzen und einzelne Pferde frei herumlaufen sah. Bei diesem Anblicke erhoben sich aus der Mitte der Zuschauer Rufe des Schreckens und des Mitgefühls. Frauen und Kinder liefen mit lautem Geschrei nach Hause. Dieses Alles stellte sich in nicht weiter Ferne dar. Die Gestalten der Menschen und Pferde erschienen, obwohl sie deutlich zu unterscheiden waren, in Nebel gehüllt, und doch war der Himmel völlig heiter. Diese Wahrnehmung wirkte natürlich beruhigend auf die Zuschauer, und bald setzten die Gebildeteren den Abergläubischen auseinander, daß das nur eine täuschende Lufterscheinung sei. Es fanden sich sogar zwei Wagehälse, welche nach dem Orte der Erscheinung hinliefen. Man sah deutlich, wie sie durch die Truppenmassen hindurch drängten, aber sie sahen an Ort und Stelle nichts. Nach ihrer Rückkehr stellte sich ihren Augen wieder dieselbe Erscheinung dar. Das Alles dauerte so lange, bis der letzte Strahl der untergehenden Sonne verschwunden war. Je tiefer die Sonne sank, desto mehr erhoben sich die kämpfenden Heere, bis ihre Köpfe endlich über dem Walde in dunkler Ferne verschwanden. Der Ortspfarrer in Gryglewski verbürgt sich für die Wahrheit dieser Erzählung.

Unter der Erde vertragen sich die Deutschen und Franzosen besser als überirdisch. Eine deutsche Patrouille vor Paris entdeckte einen Weinkeller und prüfte eben die Sorten, als auch eine französische Patrouille hereingeschlichen kam. Große Ueberraschung beiderseits. Comment suspendu! rief ein Franzos. Setzen wir die Keilerei aus! antwortete ein Deutscher. Gesagt, gethan, sie lagerten sich, stachen ein Faß nach dem andern an und trennten sich als gute Freunde. In den Rapport kam aber nichts von dieser verbotenen Kneiperei.

(Humoreske.) Steuereinnehmer: „Die Suppe schon wieder versalzen! nimm Dich doch in Acht, Frau, und thu' dies ja nimmer, denn wenn der Kanzler des norddeutschen Bundes zu Ohren bekommt, daß Du als subalterne Beamtensfrau immer die Suppe versalzest, erhöht er gleich nochmals um drei Thaler die Salzsteuer!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Freitag, 3. März **1871.**

Der alte Baron.

(Fortsetzung.)

Diese Mittheilung war mir aus mehr denn einem Grunde willkommen; ich willigte ein, den Baron anzuhören.

„Mein Leben ist so sonderbar, daß die Ereignisse in demselben der Erfindung eines Romanschreibers Ehre machen würden. Bei meiner Ehre, ich habe oft selbst daran gezweifelt, daß ich wirklich Alles erlebt habe. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, als ich mich mit einem jungen Mädchen verheirathete, das ich acht Tage vor unserer Hochzeit zum ersten Male sah. Es war dies eine der Konvenienzheirathen, die leider in unsern Ständen oft vorkommen. Erlassen Sie mir die Angabe der Gründe, die mich veranlaßten, einzuwilligen. Vier Tage nach der Verbindung mußte ich meine neunzehnjährige Frau verlassen, um den General S. als Adjutant nach Petersburg zu begleiten — ich war damals Lieutenant in einem Husarenregimente. Da mein Vermögen sehr gering war, mußte ich darauf bedacht sein, eine Carrière zu machen. Fast vier Jahre lang blieb ich in der russischen Residenzstadt. Die Mission meines Generals war beendet und ich kehrte mit ihm in das Vaterland zurück Ich forderte und erhielt einen Urlaub von vier Monaten. Es war gegen Abend an einem trüben Oktobertage, als ich mich dem kleinen Gute näherte, das mir meine Frau zugebracht und auf dem sie lebte. Wenige Tage hatte ich meine Wilhelmine nur gesehen und vier Jahre war ich von ihr fern gewesen — ich kehrte also mehr als Fremder, wie als Ehemann zurück. Aus dem Briefwechsel, den wir unterhalten, mußte ich schließen, daß Wilhelmine eine geistreiche Frau sei. Welchen Eindruck werde ich auf sie ausüben? Ob sie sich nach meiner Rückkehr sehnt? Werde ich ihr gefallen? Alle diese Fragen, die man an sich richtet, wenn man zum ersten Male um die Hand eines Mädchens wirbt, legte ich mir in Betreff meiner Frau vor, die schon seit vier Jahren meinen Namen trug und mir bereits einen Sohn geschenkt hatte. Ich brauchte demnach nicht mehr zu wissen, ob mich Wilhelmine liebte, sondern ob sie mich würde lieben können. Vielleicht hat es nie einen Ehemann gegeben, der sich in einer ähnlichen Lage befand.

„In Gedanken versunken, ließ ich mein Pferd nur langsam ausschreiten. Die Nacht brach an. Da traten plötzlich zwei Bauern mit Laternen heran und fragten mich nach meinem Namen. Ich nannte ihn."

„Frau von Barleben sendet uns," sagte der Eine; „wir sollen den gnädigen Herrn auf einen Seitenweg führen, da auf der Hauptstraße nach dem Gute eine Brücke gebaut wird."

„Zugleich warf einer der Boten mir einen Mantel um die Schultern. Unterwegs erzählte man mir, daß Frau von Barleben über meine verspätete Ankunft sehr besorgt sei. Diese Nachricht und die zärtliche Fürsorge beruhigten mich. Bald sahen wir das Thor des Schlosses. Einer meiner Führer ging voran, um zu öffnen. Kaum hatte er sich entfernt, als ich die dumpfen Hufschläge eines über den feuchten Boden galoppirenden Pferdes hörte. Ich wandte mich und sah einen Reiter, der kaum fünf Schritte von mir hastig einen Waldweg einschlug und verschwand. Indem er an mir vorübersprengte, glaubte ich zu bemerken, daß sein Gesicht sehr bleich sei. Da die Bauern ihn nicht gesehen hatten, konnten sie mir auch nicht sagen, wer der geheimnißvolle Reiter sei.

„Ich eilte in den Schloßhof.

„Am Fuße der Freitreppe standen zwei junge Damen, ein Diener mit einer Fackel leuchtete

ihnen voran. Es war mir unmöglich, auf den ersten Blick meine Frau zu erkennen. Eine der Damen lächelte, als sie mein Zaudern bemerkte. Ich näherte mich rasch der andern — sie war Wilhelmine. Zitternd reichte sie mir beide Hände. Achtungsvoll berührte ich mit meinen Lippen ihre Stirne.

„Sie kommen sehr spät an!" flüsterte sie.

„Auf dem Wege in das Haus gab ich ihr die Gründe der Verzögerung an. Wir betraten den kleinen Saal im Erdgeschosse. Man hatte Alles zu meiner Ankunft vorbereitet. Ein Knabe von drei Jahren saß spielend neben dem Ofen.

„Ferdinand! rief ich."

„Ferdinand!" rief auch ich unwillkürlich in demselben Augenblicke.

„Was ist Ihnen?" fragte verwundert der Baron.

„Nichts, nichts, mein Herr! Ich bitte, fahren Sie fort."

Der Baron legte ruhig seine Pfeife auf den Steintisch.

„Das Kind wechselte einen Blick mit seiner Mutter und kam schüchtern zu mir. Gerührt hob ich es empor und drückte es an meine Brust. Ein seltsames Gefühl bemächtigte sich meiner, als die kleinen Arme meinen Hals umschlangen, als die zarte Stimme mich Vater nannte. Thränen rannen mir aus den Augen.

„Wilhelmine stand schweigend mir zur Seite. Plötzlich ergriff sie meine Hand und drückte sie hastig an ihre Lippen. Ueberwältigt zog ich sie zu mir und schloß Kind und Mutter zugleich an meine Brust. Wilhelmine verbarg schluchzend ihr Gesicht. Da trat die zweite junge Dame ein, die ich draußen gesehen hatte. Wilhelmine! sagte sie theilnehmend. Meine Frau erhob sich und stellte mir Fräulein Julie v. Lenoff vor. Da ich wußte, daß sie mit Wilhelmine verwandt und ihre beste Freundin war, begrüßte ich sie als solche. Auch erinnerte ich mich, sie als Brautführerin gesehen zu haben.

„Bei Tisch saß Wilhelmine mir gegenüber. Ich beobachtete sie verstohlen. Seit den vier Jahren unserer Trennung war eine wunderbare Veränderung mit ihr vorgegangen. Wie schön war sie geworden! Mir kam es vor, als ob diese Schönheit den irdischen Charakter abgestreift hätte, als ob Wilhelmine ein Engel sei. Wäre meine Frau so blühend gewesen, sie hätte eine auffallende Aehnlichkeit mit Mamsell Lina gehabt."

Ich fühlte an der Hitze in meinem Gesichte, daß ich roth ward. Um dem Baron dies zu verbergen, trocknete ich den Schweiß von der Stirne.

„Die Eleganz ihrer Formen war so zart geworden, daß ich sie ätherisch nennen möchte. Ihre schönen Augen hatten zwar den Glanz nicht verloren, aber ein gewisses Schmachten überzog sie mit einem Schleier, der an den langen schwarzen Wimpern zu hängen schien. Das zarte, rosige Weiß ihres Gesichts schien der Wiederschein einer inneren Flamme zu sein. Das wunderbar schöne Wesen trug keine Spur einer Kränklichkeit, und dennoch fühlte ich mich von einem befürchtenden Mitleiden ergriffen, wenn ich es betrachtete. Weder der Tod noch das Leben kündigte sich an — es war eine Schönheit ohne Frische.

„Ferdinand war bald zu Bett gebracht. Wir nahmen den Thee ein und plauderten. Julie v. Lenoff sprach viel und geistreich; Wilhelmine sehr wenig. Ihr Schweigen beunruhigte mich. Trug sie kein Verlangen, ihren Mann näher kennen zu lernen? Ich erzählte von meinen Reisen und von den Empfindungen, die sich meiner bemächtigt, als ich mich Varleben genähert. Wilhelmine blieb still wie zuvor; aber Julie schien sich an meiner Erzählung zu vergnügen.

„Wahrhaftig," rief sie, „Wilhelmine konnte Sie auch nicht wiedererkennen; es wäre pikant gewesen, wenn ein Ehemann seine Identität hätte konstatiren müssen."

„In diesem Falle würde ich meinen Urlaubspaß gezeigt haben," antwortete ich lachend.

„Wie aber hätten Sie beweisen wollen, daß dieser Paß wirklich der Ihrige sei? Wenn man Sie nun getödtet und Ihrer Papiere beraubt hätte? Die hiesige Gegend ist seit einiger Zeit unsicher. Ist Ihnen unterwegs Niemand begegnet?"

„Ja; nicht weit von dem Thore begegnete mir ein Reiter, der wie ein Schatten in dem Gehölze verschwand."

„Ein Reiter in unserm Parke?" rief Wilhelmine.

„Er war bleich, ritt ein weißes Pferd und war in einen großen Mantel gehüllt."

„Die beiden Frauen schwiegen.

„Gleich darauf erhob sich Julie und sagte:

„Wilhelmine, Du scheinst zu leiden?"

„Meine Frau sah wirklich sehr bleich aus.

„Du bedarfst nach der starken Aufregung der Ruhe!" sagte Julie.

„Wilhelmine gab meinen Bitten nach und ging zu Bett. Ein Diener führte mich in das mir bestimmte Zimmer.

„Nach dem, was vorgegangen, drängte sich mir gewaltsam das Gefühl auf, daß man mir in dieser Familie einen Platz anwiese, der mir nicht vorbehalten gewesen. Die einmal angereg-

ten Zweifel peinigten mich qualvoll. Julie von Lenoff's Aufmerksamkeiten erschreckten mich. Die Unruhe trieb mich, einem Diener aufzutragen, Frau von Barleben zu bitten, mich zu empfangen, wenn es ihr möglich sei. Der Diener kam mit der Meldung zurück, daß die gnädige Frau mich erwarte. Ich ging zu Wilhelmine, die bereits im Bette lag. Neben dem Alkoven war ein Gurtbett aufgeschlagen. Ich begriff, daß die Freundin die Krankenwärterin sein wollte. Wilhelmine reichte mir die Hand und dankte für den Besuch.

„Erwarteten Sie meinen Besuch nicht?"

„Ich fürchtete, daß Sie zu ermüdet seien."

„Die Unterhaltung drehte sich um gleichgiltige Gegenstände. Wilhelmine schloß ermattet die Augen. Meine Lage war unerträglich, denn ich sah ein, daß ich hier ein Fremder war. Ich stand auf. Wilhelmine reichte mir die Hand und flüsterte „gute Nacht!" Trauriger, als ich es verlassen, betrat ich mein Zimmer wieder. Wilhelminens Unwohlsein hatte weiter keine Folgen. Einige Tage später reiste Julie ab und wir waren allein. Ich hatte diese Abreise mit Ungeduld erwartet, denn ich hoffte, daß nun ein ungezwungenes Verhältniß zwischen uns entstehen würde — *leider hatte* ich mich getäuscht. Meine Frau blieb, wie sie war, und ich blieb fremd in meinem eigenen Hause, das mir wie ein Hotel vorkam, in dem ich Abends zuvor abgestiegen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Commune.

(Fortsetzung.)

Da war ich denn schön angekommen! Der Mann, an den ich mich wandte, war mein Ankläger selbst! Es war der Bürger Vialard, mein Denunciant und Richter in einer und derselben Person.

„Bitte, Bürger," sprach ich, mich schnell von meiner Ueberaschung erholend, „schenken Sie den Büchern, welche ich hier mitgebracht habe und die zum Theil bis auf dreißig Jahre zurückdatiren, einige Aufmerksamkeit, und Sie werden sich überzeugen, daß ein Mann, welcher fortwährend für die Freiheit und alle unter dem absoluten Regimente streng verpönte Interessen des Volkes in die Schranken tritt, unmöglich zugleich der Schutzredner des Despotismus sein kann."

Hierauf öffnete ich meinen Sack und zog einen Band nach dem andern daraus hervor. So ziemlich in der Manier des Pfarrers und des Barbiers im Don Quixote nahmen wir nun das Inventar meiner Werke auf. Eines war eine Brochüre, welche die verfolgten Protestanten im Languedoc in Schutz nahm, schon 1758 verfaßt; andere kämpften für den Freihandel, ein anderes nahm das Recht in Anspruch, seine Meinung über Verwaltungsgegenstände frei äußern und veröffentlichen zu dürfen gegen eine Regierungsordonnanz, die dies verboten hatte, und so weiter, und mein gestrenger Bürger Richter konnte nicht umhin, mehrmals seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben, indem er dann und wann ein gnädiges „Gut! Schön! das läßt sich hören!" in den Bart murmelte.

Noch hatten wir jedoch kaum erst die Hälfte unserer Inventur vollendet, als mein Mann mich jählings am Arme packte. „Genug, genug!" rief er aus. „Alles, was Sie mir da zeigen, hat nichts zu schaffen mit der Sache, um welche es sich handelt. Sie müssen Ihren Civismus durch die Theilnahme am Zuge nach Versailles und nach den Tuilerien beweisen; was Sie mir hier zeigen, das beweist nichts. Wir wissen wohl, daß verschiedene Literaten ehedem sich freisinnig gezeigt haben, keiner aber hat sich in der letzten Zeit sehen lassen, und alle Akademiker sind Feinde der Republik.

Das war ein schwerer Schlag, der mir da ins Gesicht geschleudert wurde, und ich wußte in der That nicht, wie ich ihn pariren sollte. Ich kam noch einmal auf den Inhalt meiner Schriften zurück, allein ich sah bald, daß der Kommissar mir gar nicht mehr zuhörte. Es mußte also mit anderen Argumenten ins Feld gerückt werden. So machte ich denn mein Alter geltend; von einem Greise von sieben und sechzig Jahren, wandte ich ein, könnte man doch nicht die persönliche Thatkraft erwarten, wie von einem Jüngling von zwanzig Jahren, man dürfe meine Nichttheilnahme an den erwähnten beiden Expeditionen folglich nicht als einen Beweis von Incivismus ansehen, überdies sei meine Feder stets nur das Vehikel meiner Thätigkeit gewesen, endlich wolle ich auch nicht leugnen, daß sich eine gewisse Verstimmung meiner bemächtigt habe. Es sei doch gewiß traurig, wenn man nach dreißigjährigem Wirken für das Beste des Vaterlandes auf einmal um die verdienten Früchte seiner Arbeit, d. h. um dreißigtausend Livres jährlichen Einkommens, gebracht werde. Die Revolution habe mich erst auf zweitausend Thaler und nun gar auf blos tausend Livres herabgesetzt und auch die könne

ich nicht beziehen, so lang ich kein Civismusattest besitze.

„Nun ja,“ fiel der Kommissar ein, „Sie haben verloren, aber alle Welt hat verloren. Auch ich habe durch die Revolution meine Stellung eingebüßt.“

Ich frug, was seine Stellung gewesen sei und was er damit verloren habe.

„Ich bin Damenfriseur“, gab er mir stolz zur Antwort; „ich habe verschiedene mechanische Toupets erfunden und der Akademie der Wissenschaften zur Prüfung vorgelegt.“

Ein Haarkräusler war mithin zum Richter über meine schriftstellerischen Leistungen ernannt! Die Sache war zu lächerlich, wäre sie nicht zugleich so verzweifelt ernst gewesen. Ich bemühte mich darum, mein Erstaunen so gut es gehen wollte zu verbergen und suchte nach neuen Gründen, den Exfriseur von meinem Civismus zu überzeugen. Da fiel mir noch eine kleine Schrift ein, in welcher ich J. J. Rousseau gegen einen elenden Pasquillanten in Schutz genommen hatte. Der Letztere aber erfreute sich hoher Protektionen, und ich wurde wegen seiner Abfertigung auf drei Monate in die Bastille gesteckt. „Ein Mann,“ schloß ich, „welchen das alte Regime bestraft hat, der sollte billiger Weise bei der Commune in Gunst stehen.“

Bei dem Worte Bastille entrunzelte sich die Stirn meines Richters.

„Sie haben in der Bastille gesessen?“ sagte er mit einem gewissen Respekte. „Können Sie mir das Buch nicht zeigen, welches Sie dahin gebracht?“

Ich hatte die Schrift zufällig nicht mit da, aber ich versprach, sie ihm nachträglich überschicken zu wollen, indem ich mich von ihm verabschiedete.

„Versäumen Sie nicht, auch den Bürger Bernard und den Bürger Pâris aufzusuchen,“ rief er mir nach, ohne mir indeß irgend welche Hoffnung zu machen und ohne daß ich bemerken konnte, daß alle meine Auseinandersetzungen und Beweise seine Stimmung gegen mich im Geringsten zu meinen Gunsten gewandelt hätten.

Natürlich machte ich mich am andern Morgen bei Zeiten zu den beiden anderen Kommissaren auf den Weg. Zuvor aber wollte ich dem Präsidenten der Commune, an dessen Wohnung ich vorbei mußte, geziemend aufwarten. Der Mann hieß Lubin und war ein Schlächter seines Handwerks. Durch das Schlachthaus, wo mir das vom gestrigen Tage noch nicht aufgescheuerte Blut in die Schuhe hineinlief, mußte ich hindurch, um zu dem Herrn Präsidenten vorzudringen. Ich fand ihn noch im Bette und ward ziemlich freundlich von ihm empfangen. Aber ein bestimmtes Versprechen hinsichtlich meines Certifikates konnte oder wollte auch er mir nicht ertheilen.

„Ich kann weiter nichts für Sie thun,“ meinte er achselzuckend; „gehen Sie und verständigen Sie sich mit Ihren Kommissaren; Anderes weiß ich Ihnen nicht zu rathen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

* Jedermann wird die Erfahrung gemacht haben, daß die Dochte der zur Beleuchtung von Gebäuden dienenden Lämpchen verhältnißmäßig schwer sich entzünden lassen. Der Inhalt der thönernen Lämpchen ist Talg, in welchem sich ein dicker, mit Talg getränkter baumwollener Docht befindet. Die Entzündung eines solchen Dochtes kann nur durch längere Berührung mit einer Kerzenflamme bewirkt werden, was bei mehreren Hunderten von Lämpchen eine geraume Zeit in Anspruch nimmt. Ferner ist es durchaus erforderlich, daß die Flamme des Dochtes, bevor das Lämpchen in die freie Luft gesetzt wird, nicht klein, sondern möglichst groß sei, da sonst das Lichtflämmchen durch den schwächsten Luftzug wieder erlöscht wird. Ein gutes Mittel, um mit dem geringsten Zeitaufwande sogleich eine große Flamme und eine vollständige Entzündung des Dochtes zu bewirken, ist die Befeuchtung des Dochtes vermittelst eines in Steinöl (Petroleum) getauchten Pinsels. Durch bloße Berührung eines so befeuchteten Dochtes mit der Lichtflamme ist der Docht in kürzester Zeit vollständig in Brand gerathen. R.

Mannigfaltiges.

In einer Kirche präsentiren sich zwei kleine Dämchen mit auffallender Toilette. Sie wollen der Weihnachtsmesse beiwohnen, aber der Küster verwehrt ihnen den Eintritt. Sie fragen, weßhalb. Der würdige Diener der Kirche erwiedert: „Ihr gehört zu Denen, welche nicht beten, sondern angebetet werden wollen. Wir aber können hier keine Konkurrenz brauchen.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. Montag, 6. März 1871.

Der alte Baron.

(Fortsetzung.)

„Was sollte ich beginnen, um meine Lage zu ändern? Ich näherte mich zärtlich meiner Frau, fragte und beschwor sie — Wilhelmine schwieg. — Ich ward zornig — sie weinte. Endlich kam es dahin, daß ich sie mit bitteren Vorwürfen überhäufte. Dann wieder bat ich sie auf den Knieen, mir den Grund ihres Betragens anzugeben — sie schwieg und weinte. Einer beobachtete und studirte den Andern. Wir nahmen nach und nach die Haltung zweier Feinde an, die sich gegenseitig bekämpfen wollen. Jeder Tag vergrößerte die Kluft, die zwischen mir und meiner Frau lag.

„Ich wollte mich mit meinem Sohne beschäftigen; aber das Kind war wie die Mutter, Ferdinand weinte, wenn ich ihn liebkosen wollte. Das Kind verursachte mir neuen Kummer. Es konnte nicht fehlen, daß ich nach und nach gleichgiltig wurde, und daß ich endlich meine Abneigung auch auf das unschuldige Wesen übertrug.

„So verflossen vier Monate. Ich nahm meine Entlassung aus dem Regimente. Die Oberfläche unseres Lebens war ruhig, aber in der Tiefe ward es täglich düsterer. Das einfache Landleben bot wenig Zerstreuung. Ich versuchte unsere Einsamkeit dadurch zu beleben, daß ich Personen aus der Nachbarschaft einlud. Die nun folgenden Besuche gewährten mir nicht nur keine Zerstreuung, sie wurden mir bald eine Last. Sämmtliche Jäger aus der Umgegend versammelten sich bei mir.

„Eines Tages hatte der Zufall eine ziemlich große Gesellschaft bei mir zusammengeführt. Da sagte einer der Gäste: „Morgen kommt Gustav Bielitz zurück!"

„Ich erinnerte mich, daß dieser junge Arzt früher Zutritt in Wilhelminens Familie gehabt, daß man ihn aber zur Zeit meiner Verheirathung nicht mehr empfangen hatte. Den Grund davon habe ich nie erfahren. Auf meine Frage sagte man mir, daß der Arzt jährlich den Sommer bei seinem Onkel verlebe, der ein Gut in der Nähe von Barleben besaß. Ich nahm mir vor, mich durch die Bekanntschaft mit dem jungen Doktor für die lästigen Besuche zu entschädigen. Acht Tage später, als ich wußte, daß er angekommen, bestieg ich mein Pferd und ritt zu dem Onkel, um mit ihm einen Holzkauf abzuschließen. Im Laufe des Gesprächs äußerte ich den Wunsch, den Neffen kennen zu lernen, dessen Talente und geselliges Wesen man mir gerühmt habe.

„Mein Neffe," sagte der Onkel, „botanisirt schon seit dem frühen Morgen. Er ist ein Träumer, der sich nur in den Wäldern wohl befindet. Ich zweifle nicht, daß Sie ihn unterwegs antreffen; er ist leicht an seinem Strohhute, an seinem eleganten Gewehre, das er alle Monate einmal abschießt, und an seiner mit Kräutern und Blumen gefüllten Jagdtasche zu erkennen."

„Ich bat, ihm meinen Wunsch zu erkennen zu geben, und lud Onkel und Neffen auf den folgenden Tag zum Mittagessen ein. Herr Bielitz nahm die Einladung für sich und seinen Neffen an. Trotzdem kam er am folgenden Tage allein. Der Arzt hatte wichtige Geschäfte in der Stadt und ließ sich entschuldigen. Einige Tage später kam ich von einem Spaziergange zurück; ich fand eine Karte des jungen Arztes vor, der mich hatte besuchen wollen. Brieflich lud ich ihn ein, mich oft zu besuchen. Er antwortete artig, aber oberflächlich, ohne ein Versprechen zu geben. Mehrere Annäherungsversuche blieben erfolglos, der Doktor vermied es, mich kennen zu lernen. Ich

sprach mich gegen meine Frau darüber aus: sie lächelte, aber schwieg.

„Ein schöner Abend veranlaßte mich, Wilhelmine zu einem Spaziergange zu bestimmen; sie war seit einiger Zeit schwächer und leidender als sonst, ohne daß ich den Grund dieser Veränderung kannte. Ich führte sie wie ein Kind an der Hand. Wir gingen an dem Saume eines Waldes hin. Die Dämmerung war angebrochen. Wilhelmine schien sich des schönen Abends zu freuen; ein zartes Roth verklärte ihr Gesicht, ihr Gang war lebhafter und ihr Wesen heiterer. Ich nahm ihren Arm und fragte sie, ob sie sich wohler fühle. Noch ehe sie antworten konnte, fiel wenige Schritte von uns ein Schuß, und gleich darauf sprang ein Jagdhund aus dem Gebüsche. Meine Frau stieß einen Schrei aus und schwankte, so daß ich kaum so viel Zeit hatte, sie in meinen Armen aufzufangen. Ich wollte sie zu einem Steine führen, um sie darauf niederzulassen — da sahen wir einen jungen Jäger am Boden liegen — das Gewehr neben ihm war zersprungen, sein Kopf blutete. Ich errieth das Unglück, das ihm zugestoßen. Kaum hatte Wilhelmine den Verwundeten erblickt, als sie mit dem leisen Schrei: „Gustav!“ ohnmächtig zusammenbrach.

„Durfte ich noch länger zweifeln, daß ich die Lösung des mir furchtbaren Räthsels gefunden hätte? Bestürzt stand ich zwischen den beiden leblosen Menschen, ich wußte nicht, zu wem ich mich wenden sollte. Wilhelmine hatte einen Andern geliebt!

„Ein Förster, durch den Schuß angelockt, erschien. Das Gewehr hatte dem Arzte die Schläfe zerschmettert; er wand sich vor Schmerz in seinem Blute. Ich empfahl den Verwundeten dem Förster und trug meine immer noch ohnmächtige Frau nach Hause. In ihrem Bette erwachte sie, um das Opfer eines heftigen Deliriums zu werden. Ich schickte meinen Wagen ab und ließ einen Arzt holen. Mit dem Arzte zugleich kam Julie von Lenoff, die von dem schrecklichen Vorfalle bereits gehört hatte.

„Der Arzt erklärte, der Zustand Wilhelminens sei bedenklich; er blieb die ganze Nacht am Krankenbette. Ich ging und kam, weil mir die Unruhe keine Rast gönnte. Mit Tagesanbruch lief die Nachricht ein, daß Gustav Bielitz an seiner Wunde gestorben sei. Als ich in das Krankenzimmer trat, phantasirte Wilhelmine. In ihren wirren Reden unterschied ich deutlich, daß sie Julien die Schuld an dem Unglücke beimaß. Dann wieder rief sie meinen Namen. Ich näherte mich der Kranken und drückte die Lippen auf ihre Hände, um meine Seufzer zu ersticken.

„Mein Gott, verzeihe mir!“ schluchzte die bleiche Frau. „Ich habe gefehlt, aber ich konnte nicht anders. Julie, Du hast die unerlaubte Liebe in meinem Herzen genährt, — Du trägst die Schuld an meinem Unglück!“

„Diese traurigen Phantasieen!“ flüsterte weinend die Freundin. „Sie ist ihrer Sinne nicht mächtig.“

„Der Arzt führte mich gewaltsam aus dem Krankenzimmer, auch Julie mußte sich entfernen. Ich befand mich in einem schrecklichen Zustande. Jetzt erst, da sie der Tod mir entreißen konnte, fühlte ich, wie leidenschaftlich ich meine Frau liebte. Und war mir nicht ein Schein von Hoffnung auf ihre Gegenliebe geworden? Konnte die Zeit nicht Alles ausgleichen, Alles gut machen? O wie gern hätte ich auf mein Glück noch lange gewartet, wie gern hätte ich mich in Geduld gefügt, um die arme Wilhelmine, das Opfer der Konvenienz, in meinem Besitze glücklich zu wissen!

„Gegen Abend stand ich an dem Fenster meines Zimmers. Gedankenlos starrte ich in den Hof hinab. Da sah ich den Priester mit seinem Sakristan kommen. Ich brach zusammen. Als ich erwachte, stand der Arzt an dem Sopha, auf das man mich gelegt hatte. Der gute Mann wollte mich trösten.

„Doktor, fragte ich, wie lange kann sie noch leben?“

„Eine Stunde — vielleicht!“

„Einer so kurzen Frist hatte ich mich nicht versehen, ich empfand einen stechenden Schmerz in meiner Brust. Der Anblick des Priesters hatte mich gelehrt, daß Wilhelmine erliegen würde, aber ich hatte den Augenblick ihres Verlustes im Geiste noch nicht bestimmt; jetzt hatte man mir die Grenze ihres Lebens bezeichnet. Eine Stunde noch, und Wilhelmine sollte nicht mehr leben! Ich eilte, meiner nicht mächtig, ins Krankenzimmer. Man brachte ihr auch das Kind. Das Weinen des Kindes schien die Kranke zu kräftigen — sie legte ihre zitternde Hand auf seine blonden Locken und wollte es küssen. Da erblickte sie mich. Mit einem heftigen Schrei stieß sie das Kind zurück und sank in die Kissen. Ich neigte mich über Wilhelmine, um sie zu küssen — sie war todt!“

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Commune.

(Fortsetzung.)

Bürger Bernard war ein ehemaliger Priester, ein Mensch von sehr gemeinem Aussehen, sehr häßlich und noch unsauberer. Er hatte sich die Revolution zu Nutze gemacht und geheirathet, eine kleine, unansehnliche, wenig apetitliche Person, mit der ich ihn beim Frühstücke antraf. Ich rückte, wie Tags vorher bei Vialard, mit meinen Beweisstücken vor, die ihm allerdings einleuchtender schienen als jenem, aber auch er kam mit der entsetzlichen Anklage, daß ich den Zügen nach Versailles und den Tuilerien nicht beigewohnt habe, ja mehr noch, er warf mir vor, bei den grauenhaften Septembermetzeleien in den Gefängnissen der Carmeliter und der Abtei nicht zugegen gewesen zu sein. So gut ich konnte, vertheidigte ich mich wegen dieses Mangels an Civismus, und er schien auch meine Ausführungen mit Wohlwollen aufzunehmen, allein ich sah doch alsbald, daß auch von diesem ehemaligen Kollegen nicht viel zu hoffen, der überdies kaum besser im Stande war, literarische Leistungen zu beurtheilen, als der Exhaarkräusler Vialard.

„Wir wollen *sehen*, was sich für Sie thun *läßt; aber suchen* Sie ja auch noch Pâris auf.“

Damit entließ mich der zweite meiner Richter, indem er mir noch versprach, heut Abend in der Sitzung der Commune sein und dort sich mit seinen Mitkommissaren verständigen zu wollen.

Zum zweiten Male wanderte ich denn nach dem Hotel de Ville. Hier wiederholte sich das Schauspiel von gestern. Man sang die Marseillaise, beklatschte die ausgehobenen Rekruten verschiedener Nationen, brüllte, unter Anführung des Präsidenten, das Ça ira und zur Abwechselung etliche andere patriotische Hymnen, erfreute sich an den Beifallskundgebungen der Damen auf den Gallerieen, trat dann gegen zehn Uhr in einige geschäftliche Verhandlungen ein und überließ sich darauf von Neuem patriotischen Gesängen. Von meiner Angelegenheit war nicht die Rede; ziemlich kleinlaut begab ich mich daher gegen Mitternacht wieder nach Hause.

Am nächsten Tage stellte ich mich dem dritten meiner Richter vor, dem Bürger Pâris. Derselbe war Professor an der Universität, wie er mir selbst erzählte; von ihm durfte ich mithin ein Verständniß für meine Bestrebungen erwarten. Ich hatte mich mit dieser Hoffnung auch nicht völlig getäuscht; Pâris kannte in der That eine und die andere meiner Schriften und sprach sich sehr anerkennend über dieselben aus. Auch gab er mir das Wort, er werde sich für mich interessiren und Alles thun, was in seinen Kräften läge, seine Kollegen zu meinen Gunsten zu stimmen. Ich solle nur morgen bei der Sitzung des Gemeinderaths mich wieder einfinden, gewiß werde dann Alles nach meinen Wünschen in Ordnung kommen.

Pünktlich wie gestern und vorgestern war ich zum dritten Male auf dem Stadthause. Ich fühlte keine Lust, mich von Neuem in das Gewirr und Gewühl des großen Sitzungssaales zu drängen, sondern zog diesmal vor, in einem Nebenzimmer zu warten, bis etwa zufällig einer oder der andere meiner Richter vorüberkäme und ich so Gelegenheit fände, mich und meine Sache ihm ins Gedächtniß zurückzurufen.

Drinnen im Saale sang und tobte man wie gewöhnlich. Ich hörte die Anreden, mit denen die Sektionen sich einführten und darauf unterschiedliche Opernarien mit Couplets, die der Präsident Lubin in höchsteigener Person anstimmte. Dieser ließ sich auch herbei, ein Solo vorzutragen, welches volle drei Viertelstunden währte, da er es immer wieder von vorn anfing. Bei dem Couplet, der letzten Strophe, fiel allemal die Versammlung im Chorus ein.

„Das ist aber doch zu toll,“ sagte eine Frau aus dem Volke, die mit mir im Vorzimmer wartete, „daß der Gemeinderath seine Zeit mit Singen hinbringt. Ist er denn dazu da?“

In diesem Augenblick, bereits war es nahe an zehn Uhr, kam Pâris in das Wartezimmer, und kurz darauf auch der gelehrte Friseur. Ich suchte sie mit ein paar Worten an den Zweck meines Hierseins zu erinnern, aber namentlich der Haarkünstler antwortete mir so zerstreut und hochmüthig, wie nur der unnahbarste Kriegsminister sich gegen den unbedeutendsten Lieutenant zeigen kann. Nur mit Mühe konnte ich ihm begreiflich machen, daß seine Kollegen blos auf ihn warteten, um über meine Angelegenheit zu entscheiden, und daß ich mich seiner Gerechtigkeit versichert hielt, auf die ich übrigens nicht viel Vertrauen setzte, welches vollends schwand, nachdem ich ihn in der Versammlung hatte reden hören.

Als ich hiernach in den Saal eintrat, der von Rothmützen wimmelte, rief eine derselben von der Gallerie herunter:

„Präsident, ein junger Bürger aus unserer Sektion hat einen patriotischen Gesang komponirt, welchen er der Commune gern selbst vortragen möchte, wenn diese es gestattet.“

Die Erlaubniß wurde auf der Stelle ertheilt. Darauf erhob sich ein junger Mann mit langen schwarzen Haaren, die ihm über's Gesicht bis auf die entblößte Brust herabfielen und begann eine Art von Ode nach der Melodie der Marseillaise. Der Gesang hatte mindestens zehn bis zwölf Strophen und von welcher Poesie! Das Schlimmste aber war, daß das Ganze überfloß von Kannibalismus, von der zwingenden Nothwendigkeit, die ruchlosen Priester zu massakriren, sie unter ihren blutigen Altären zu begraben und jeden Adeligen unter die Guillotine zu bringen, und an dergleichen Sentimentalitäten mehr. Je blutgieriger jedoch die Couplets sich geberdeten, desto größer waren Entzücken und Beifall des Publikums. Die Frauen auf den Gallerieen zitterten vor Freude, und deutlich hörte man ihre Stimmen aus dem Refrain heraus. „Das ist herrlich!" riefen sich meine Nachbarn einander zu. „Der sagt's ihnen!" „Ganz ausgezeichnet!" wenn eine besonders grausame Stelle des Vortrages kam. Ohne Zweifel äußerten das Manche nur, um nicht verdächtig zu erscheinen. Denn mein Diener, der sich ebenfalls im Saale befand, erzählte mir nachher, daß eine Frau, welche nicht mit applaudirt haben sollte, von der Gallerie gezwungen wurde, aus Leibeskräften zu klatschen und ihren Hut zu schwenken.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „N. Pr. Ztg." schreibt man Folgendes: „Eine Pfarrerstochter aus Stuttgart, die ich genau kenne und aus deren Mund ich die hübsche Geschichte weiß, hat kürzlich Folgendes erlebt: In dem Hause ihrer Mutter, einer Pfarrerswittwe, wurden, wie noch in vielen Häusern in Württemberg, am Sylvesterabend Bibel-Loose gezogen für die Familienglieder. Als dies geschehen, riefen die Kinder: „Nun müssen wir aber auch für unseren neuen Kaiser ein Loos ziehen!" Gesagt, gethan, und sie zogen das Loos aus Hagai 2, 10: „Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, denn des ersten gewesen ist, spricht der Herr Zebaoth." Ergriffen von dem Eindrucke dieser Worte, riefen Alle aus: „Das sollte man dem König Wilhelm schicken!" — und die neunzehnjährige Tochter macht sich mit Hilfe ihres Onkels daran, schreibt an den Grafen Bismarck nach Versailles und stellt es ihm anheim, ob er Sr. Maj. dem Kaiser dies mittheilen wolle. Am 17. Jan. erschien der preußische Gesandte in Stuttgart, Frhr. v. Rosenberg, in der Familie und überreichte ein Schreiben des Reichskanzlers, worin dieser sich im Auftrage Seiner Majestät ausdrücklich bei dem jungen Mädchen bedankt für die übersandte Loosung und wünscht, daß recht viele so patriotische Herzen ihm entgegenschlagen möchten."

Auf der Bühne des londoner Polytechnikums macht eine neue optische Täuschung, Engel, die in der Luft schweben, große Sensation. Man sieht bei dem Aufzuge des Vorhanges fünf bis sechs Kinderköpfe, die, einen Choral singend, in der Luft über die Bühne schweben, als Hintergrund den blauen Himmel mit dem aufgehenden Mond. Daß die Köpfchen lebenden Kindern angehören, ist unzweifelhaft, wo aber sind die Körper dieser Wunderkinder? Diese Täuschung wird auf folgende Weise ermöglicht: Ein großer beweglicher Spiegel ist in einem Winkel von 45 Grad so auf der Bühne angebracht, daß sich in demselben die als Himmel gemalte Decke, die außerhalb des Sehkreises des Zuschauers liegt, reflektirt und als senkrechter Hintergrund erscheint. In dem Spiegel sind runde Löcher eingeschnitten; die Kinder sitzen unterhalb des geneigten Spiegels und stecken ihre Köpfe durch die Oeffnungen, deren Ränder durch Baumwolle in der Form weißer Wolken verdeckt werden. Der Eindruck der singenden Kinderköpfchen ist ein allerliebster.

In der „Wiener Presse" lesen wir Folgendes: (Malheur.) Der Sängerin Fräulein Tietjens ist ein fatales Mißgeschick passirt. In einem Zeitungs-Inserat stellt sie einer Zahntinktur das Zeugniß aus, „dieselbe habe trefflich gewirkt und das Zahnweh so plötzlich gestillt, als hätte sie nie daran gelitten". Die Sängerin muß sehr zerstreut sein, denn in demselben Blatte, in dem die Reklame für die Zahntinktur enthalten ist, kündigt ein Zahntechniker seine wunderbaren Gebisse an, wobei er sich auf ein Zeugniß des Fräuleins Tietjens beruft, die ihm bestätigt, daß seine „ganzen Gebisse vollendete Kunstwerke sind und sich so wenig fremdartig im Munde fühlbar machen, als hätte man gar kein falsches Gebiß". Jetzt wird es uns auch erklärlich, weßhalb die Zahntinktur bei Fräulein Tietjens stets das Zahnweh so gründlich heilt, als hätte sie „nie daran gelitten".

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Mittwoch, 8. März 1871.

Der alte Baron.

(Fortsetzung.)

Der alte Baron ließ den Kopf auf die Brust herabhängen und starrte vor sich hin. Ich sah, daß Thränen in seinen Augen erschienen. Plötzlich raffte er sich zusammen und rief:

„Das, lieber Herr, war meine Ehe! Und so, wie ich sie Ihnen geschildert, war meine Frau. Nicht wahr, ich habe einen Engel verloren? Und wer hatte mir diesen Engel geraubt? Hören Sie weiter. Die Nacht war angebrochen. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff mich, Wilhelminens Zimmer zu besuchen. Ich ging über den finsteren Korridor und öffnete zitternd die Thüre dieses Zimmers. Man hatte die Todte fortgeschafft, das Gemach war leer und der Mond senkte sein helles Licht herein. Die Krankheit meiner Frau war so kurz gewesen, daß ihr Kabinet den friedlichen Anblick nicht verloren hatte. Blumen, eine angefangene Stickerei und ein weißes Kleid lagen auf dem Tische; man glaubte die Morgentoilette eines jungen Mädchens zu sehen.

„Ich ließ die thränenfeuchten Blicke durch den ganzen Raum schweifen und suchte überall einen Gegenstand, der mich an die Geschiedene erinnerte. Ich trat an das offene Fenster und sah in den hellen Garten hinaus, in die klare, wunderbar schöne Nacht. Der Verlust meiner Gattin war so neu, daß ich den Gedanken daran noch immer nicht fassen konnte. Mir war, als ob ich Wilhelmine kommen sähe. Aber mein Kopf war wüst und eine Grabesstimme tönte aus meinem Herzen: todt! todt! todt!

„Indem ich mechanisch die Prüfung der Gegenstände wieder begann, sah ich ein Buch auf dem Tische liegen. Ich nahm es. Ein Brief fiel zur Erde. Wie soll ich das Gefühl nennen, mit dem ich das Papier ergriff und in mein Zimmer eilte? Bei der herabgebrannten Kerze las ich folgende Zeilen — ich habe sie später so oft gelesen, daß sie sich meinem Gedächtnisse einprägten:

„Fürchten Sie nichts, Wilhelmine, ich lehne alle Einladungen ab. Was habe ich auch in Ihrem Hause zu suchen? Die Erinnerung verlorener Tage, fehlgeschlagener Hoffnungen. Ich habe oft mit Julien von Ihnen gesprochen, und glaubt sie auch immer noch an eine Lösung Ihrer so rasch geschlossenen Ehe, so will ich Sie dennoch nicht kompromittiren, will die Ruhe Ihres Hauses nicht stören. Lernen Sie Ihren Gatten lieben, damit Sie glücklich werden. Nur eine Bitte richte ich an Sie: schicken Sie mitunter das Kind nach der Mühle, daß ich es dort sehen und küssen kann. Ich werde als Jäger dort sein, damit unsere Unterhaltungen nicht gefährlich werden. Wilhelmine, lieben Sie das Kind, lieben Sie es mit Ihrem ganzen Herzen, denn es ist ja das letzte, das einzige Band, das unsere Herzen umschlingt. Ach, ich muß alle Kraft aufbieten, um nur äußerlich ruhig zu erscheinen. Wilhelmine, warum sind wir nicht Beide todt? Heute sind es sechs Jahre, daß Sie mir in Juliens Hause sagten: man will mich verheirathen! Ach, welche Pein würde uns erspart sein, wenn wir damals aus dem Leben geschieden wären. Beten Sie für Ihren armen Gustav."

„Jetzt begriff ich Alles! Diese Frau, die ich so rein glaubte, die bei meinen Zärtlichkeiten zitterte, empfing ich aus den Armen eines Andern. Das Kind, das ich als Sohn auf den Armen gewiegt, war nicht das meine. Man hatte mich infam betrogen, man hatte es selbst zugegeben, daß ich den Liebhaber in meine Wohnung zurückzuführen bemüht war. Ich hatte den Vermittler zwischen ihm und Wilhelmine gespielt.

Ich war mit einem Worte der getäuschte Ehemann gewesen.

„Dieser Gedanke machte mich fast wahnsinnig. Ich eilte in das Gemach, wo die Todte lag; ich sprach mit ihr und forderte Rechenschaft über den schmählichen Betrug. Hätte der Arzt noch gelebt, ich würde eine furchtbare Rache an ihm genommen haben. Beide waren todt, nur Julie lebte noch. Ich suchte sie am folgenden Morgen auf — sie war abgereist, man wußte nicht wohin. Um mich nicht an dem unschuldigen Knaben zu vergreifen, sandte ich ihn mit einer Abschrift des gefundenen Briefes an den Onkel des Arztes. In dem Besitze des Gutes zu bleiben, das ich mit meiner Schande erkauft hatte, schämte ich mich; ich gab es der Familie zurück.

„Ich verhehle nicht, daß der Gedanke an den Selbstmord in mir aufstieg; aber stets gab ich ihn wieder auf. Der Tod ohne Kampf ist mir verhaßt wie die Sünde. Es ist mir möglich, die Gefahr zu suchen, um zu sterben; aber ich bin unfähig, mit kaltem Blute die Hand an mich selbst zu legen. Mein Herr," rief laut der Alte, „in meiner Lage war es für mich eine Ehrensache, zu leben! Hätte ich mich getödtet, so würde man geglaubt haben, ich könne den Tod Wilhelminens nicht überleben, und mein Blut würde ihr ein rühmliches Epitaphium gesetzt haben. Diese falsche Huldigung durfte und konnte ich ihr nicht bringen. Ich wollte leben, um meine Gleichgiltigkeit zu zeigen.

„Mit einer Summe, die mir kaum ein Jahr lang Subsistenzmittel gewährte, verließ ich das Gut, denn ich wollte der Treulosen nichts verdanken. Ich ging nach B. und lebte dort mehrere Jahre bei meinem einzigen Bruder. Er starb und hinterließ mir ein kleines Vermögen. So stand ich wiederum allein in der Welt. Die Zeit heilte wohl meinen Schmerz, aber nicht meinen Haß. Ich wußte, daß man mich beobachtete, und deßhalb lebte ich — aus Haß. Nun mußte ich daran denken, mein Vermögen zu erhalten. Zur Arbeit war ich unfähig, darum nahm ich meine Zuflucht zum Spieltische. Ja, mein Herr, ich besuche dieses Bad nur, um zu spielen, um so viel zu gewinnen, daß ich leben kann. Täglich ein Goldstück genügt mir, und ich verdopple so lange die Sätze, bis ich es gewonnen habe. Eine kleine Summe habe ich für das Pharaospiel bestimmt, das ich wöchentlich ein- oder zweimal besuche. Vorgestern Abend hatte ich Unglück. Eine Dame bietet mir ihre Börse an — und wer ist diese Dame? Julie von Lenoff! Die Kupplerin, mein Herr, bietet mir ihre Börse an!" rief zornig der Alte. „O diese Ironie! Ist es doch, als ob das Weib mich durchschauete! Sie können sich denken, wie ich sie abwies. Ein junger Mann warf sich zu ihrem Ritter auf, denn gestern Morgen schlug er mir aus Rache die Cigarre aus dem Munde. Jetzt gilt es, daß ich zeige, wer ich bin. Der Baron ist beleidigt, und der Baron greift zum Pistol. Mein Herr, ich halte Sie für einen Mann von Ehre, der begreift, daß ein so übermüthiger Mensch gezüchtigt werden muß. Gehen Sie zu der Landräthin von Bielitz, fragen Sie nach ihrem Ritter und bringen Sie ihm die Herausforderung des alten Barons von Barleben. Sie leisten mir einen Dienst, den ich Ihnen ewig danken werde."

Der Baron wartete gespannt auf meine Antwort. Ich suchte ihn von seinem Vorsatze abzubringen. Es war umsonst.

„Wissen Sie," fragte ich, „daß ich Zeuge der Auftritte war, die vorgestern und gestern stattgefunden haben?"

„Sie?"

„Ja ich, Herr Baron!"

„Desto begreiflicher werden Sie meine Beharrlichkeit finden."

„Ihr Gegner ist ein ausgezeichneter Pistolenschütze!"

„Sie kennen ihn? Wer ist er? Nennen Sie mir seinen Namen!"

„Ferdinand v. F."

Ich kenne keinen Vergleich, um die Wirkung zu schildern, welche dieser Name hervorbrachte. Eine wilde Freude leuchtete aus den glühend gewordenen Augen des Barons.

„Sie wollen mein Cartellträger nicht sein?" fragte er.

„Nein!"

„Wohlan, so besorge ich selbst mein Geschäft!"

Rasch verließ er die Laube, ohne zu grüßen. Ich wußte nicht, ob ich klug oder thöricht gehandelt hatte, ihm den Namen Ferdinands zu nennen. Ein Mann, der so hartnäckig ein Ziel verfolgt, war unmöglich von seinem Entschlusse abzubringen; ich hielt es für gerathen, der Landräthin so viel mitzutheilen, als ihr zu wissen nöthig war. Eine halbe Stunde später trat ich in ihr Zimmer. Sie war allein.

„Wo ist Ferdinand?" fragte ich.

„Er hat sich ein Pferd gemiethet und macht einen Spazierritt, von dem er gegen Abend zurückkehren wird. Haben Sie den Baron gesehen?"

Digitized by Google

Ich erzählte, was sie wissen sollte.

„So kennt er den Namen meines Neffen!“ flüsterte sie erschreckt. „Das ist mir nicht lieb.“

„Was ist zu thun, gnädige Frau?“

„Wir reisen ab, sobald Ferdinand zurückkehrt.“

„Der Baron wird Ihnen folgen; er ist ein hartnäckiger Feind. Darf ich Ihnen rathen, so ordnen Sie die Angelegenheit hier in Pyrmont.“

„Durch ein Duell?“

„Vielleicht finden wir ein anderes Mittel. Ueberlegen Sie nur, gnädige Frau. Die Sache ist sehr ernst. Ich glaube versichern zu dürfen, daß Einer der Duellanten auf dem Kampfplatze bleibt.“ Die Landräthin erbleichte.

„Ich kenne den halsstarrigen Mann!“ flüsterte sie, — „das wäre ein furchtbares Schicksal.“

„Der alte Sonderling fürchtet den Tod nicht; wie ich aus seinen Worten schließen muß, sucht er ihn. Gnädige Frau, ich beschwöre Sie, bieten Sie Alles auf, dieses Duell zu verhindern, das Ferdinand, wenn er sich nicht kompromittiren will, annehmen muß.“

(Schluß folgt.)

Die pariser Commune.

(Schluß.)

Der Gesang hatte die Herren vom Gemeinderathe dermaßen enthusiasmirt, daß sofort der Beschluß gefaßt wurde, die Hymne auf Kosten der Commune drucken zu lassen und zur Verbreitung patriotischer Gesinnungen in die verschiedenen Departements zu senden.

Endlich fand der Gemeinderath Zeit, sich mit unseren Angelegenheiten zu beschäftigen. Es war mittlerweile fast elf Uhr geworden. Zweihundert Menschen warteten mit mir zugleich auf ihr Civismuscertifikat. Vorher aber war noch der Prokurator der Commune, der berüchtigte Hebert, anzuhören, der von einer Reklamation der Commune Passy bei Paris gegen die Verhaftung eines ihrer Mitglieder, eines gewissen Gojard, Bericht zu erstatten hatte.

Da springt mein Damenfriseur wüthend von seinem Stuhle auf und fragt mit einer Donnerstimme:

„Ist dieser Gojard nicht der ehemalige Agent der Marie Antoinette, welche noch immer nicht gerichtet ist, obschon es hohe Zeit wird, sie für ihre Verbrechen zu bestrafen? Ist er das, so ist er sicher ein Aristokrat und Feind der Republik. Ueberhaupt werden viel zu viele Verhaftete wieder in Freiheit gesetzt, und dies geschieht, weil die Wohlfahrtsausschüsse noch nicht erneut sind, wie sie es doch längst sein sollten. Das muß nun binnen zweimal vier und zwanzig Stunden geschehen; bis dahin müssen alle Freisprechungen als null und nichtig gelten.“

Der republikanische Perruquier redete sich nach und nach in eine völlige Raserei hinein. „Alle Adeligen, alle Priester, alle Muskatins (vornehme Stutzer) lauern nur darauf,“ brüllte er mit einer von Sekunde zu Sekunde sich steigernden Stimme, „lauern nur darauf, die Bürger zu erwürgen. Kommen wir ihnen also zuvor. Auf die Guillotine mit den Aristokraten! Noch sind unsere Freiheit und unser Leben in ihren Händen! Es ist kein Augenblick mehr zu verlieren, wenn wir Beides noch retten wollen!“

Dazu schlug er mit den Händen um sich wie ein Tobsüchtiger und bezeichnete das Ende jeder seiner Phrasen mit einem wuchtigen Faustschlag auf den vor ihm stehenden Tisch.

An der Art und Weise, wie man dem verrückten Menschen zuhörte und wie man seinen Tiraden applaudirte, erkannte ich, daß dieser Vielard ein Orakel der Commune war und bei ihr des höchsten Ansehens genoß. Zugleich aber wußte ich jetzt, wessen ich mich von ihm zu versehen hatte: mein Schicksal lag einzig und allein in seinen Händen, und das hieß einfach die Guillotine!

Der Gemeinderath ging denn auch auf alle die grausamen Anträge des Exfriseurs ein; namentlich wurde beschlossen, daß vor der Hand sämmtliche der in letzter Zeit erfolgten Freisprechungen suspendirt sein und kein Mensch aus dem Gefängniß entlassen werden sollte, bevor neue Revolutions-Comités gewählt seien. Ebenso wurde dekretirt: daß die früher ausgestellten Civismusscheine von diesen Comités revidirt werden müßten, ehe sie der Generalversammlung vorgelegt würden. Bis dies geschehen, sollten keine neuen mehr ertheilt werden.

Man kann sich vorstellen, was bei diesen Beschlüssen in der Seele der vielen Certifikations-Aspiranten vorging, von denen manche schon seit zwei und drei Monaten sich vergeblich darum bewarben. Ich selbst war nun in dieser Angelegenheit das zwölfte Mal im Hotel de Ville, und zum dritten Male seit sechs Uhr Abends in der Gemeinderathssitzung bis Mitternacht! Einige meiner Nachbarn erzählten mir, daß sie manchmal erst um drei Uhr Morgens daraus nach Hause gekommen wären und immer umsonst. Man hatte in der Commune öfter die ganze

Nacht hindurch nichts gethan, als die Marseillaise und das Ça ira gesungen und wahnsinnige Reden mit angehört.

Unter solchen Umständen hielt ich es für das Gerathenste, vom Empfange eines Civismusattestes ganz abzusehen. Und das gereichte mir jedenfalls zum Heile; denn Andere, welche später wieder dennoch auf das Stadthaus kamen, wurden sans façon festgenommen und bald darauf guillotinirt. Mich schien man vergessen zu haben, oder man ließ uns ehemalige Priester wirklich unbehelligt, weil, wie Hebert sagte, wir nichts mehr besaßen, was man uns noch nehmen konnte, und die Nation keine Lust verspürte, uns in den Kerkern auf ihre Kosten zu ernähren. —

So sah die pariser Commune aus, nach welcher die heutigen Radikalen Frankreichs wieder so eifrig angeln. Das Zeugniß Morellet's ist ein ganz unverwerfliches; es kommt von einem Manne, der sein ganzes Leben hindurch, auch schon unter dem alten Regime, die Sache der Demokratie vertreten hat. Ruhig und mäßig in seinen Urtheilen, hat er in seinem Berichte jedenfalls eher mit zu milden als mit zu grellen Farben gemalt.

Mannigfaltiges.

(Was ist eine Milliarde?) Bei der von Frankreich zu zahlenden Kriegsentschädigung hört man jetzt oft das Wort „Milliarde" aussprechen, gerade als ob es sich nur um wenige Tausend Thaler handle. Es dürfte sich deßhalb wohl der Mühe verlohnen, die Sache durch einige Beispiele klar zu machen. Die sechzig Minuten einer Stunde vierundzwanzigmal genommen, repräsentiren die Summe von 1440 Minuten als Summe der Minuten eines Tages. Dieses Facit 365mal genommen, gibt für das Jahr 525,600 Minuten, und diese Summe wieder mit der Jahreszahl 1870 multiplizirt, gibt den Betrag von 982,872,000 Minuten. Es fehlen demnach noch 17,128,000 Minuten an einer Milliarde. Zur Erreichung dieser Milliarde Minuten bedarf es noch über 32 Jahre, und wir würden erst die Jahreszahl 1902 schreiben müssen, ehe wir sagen könnten, es seien eine Milliarde Minuten seit Christi Geburt dahingeschwunden. Würde man nun eine Milliarde Silberthaler wiegen, so käme das jedenfalls enorme Gewicht von 444,444 Ctr. 44 Pfd. heraus. Diese Silberthaler per Eisenbahn zu transportiren, dürfte ebenfalls eine keineswegs zu leichte Aufgabe sein, denn würden wir dazu die nöthigen Güterwagen verwenden wollen, — jeden Güterwagen zu 200 Ctr. Tragkraft gerechnet — so müßten wir ihrer 2222 requiriren und diese alle bis zu ihrem Tragkraftsmaximum beladen. Die Länge dieses Eisenbahnzuges betrüge, wenn wir uns die sämmtlichen Wagen an einander gereiht denken, nicht weniger als 53,500 Fuß oder, diese Länge in Stunden übertragen, 4½ Stunden — angenommen natürlich, daß eine solche Transportweise möglich wäre. — Bei normalen Steigungsverhältnissen bedürfte der Zug zu seiner Weiterbeförderung nicht weniger als dreißig Güterlokomotiven. Wäre es ferner möglich, daß wir eine Milliarde Thaler neben einander zu legen vermöchten, so würden wir eine Linie erhalten, welche eine Länge von 4340 Meilen hätte. Die Silberthaler auf einander gelegt würden aber, wenn dies in Würfelform geschähe, einen Würfel bilden, dessen jede einzelne Seite 42 Fuß lang wäre.

Aus Paris wird folgendes Küchenrezept aus der Zeit der Hungersnoth mitgetheilt. Um ein Beefsteak zu machen, nehme man einen Schiffszwieback, weiche ihn durchaus ein in Liebigs' Fleischextrakt und warmes Wasser. Lasse ihn über Nacht im Backofen stehen. Morgens fügt man dann etwas Mandelöl und einige Champignons hinzu, knetet das Ganze zusammen, gibt ihm die Gestalt eines Beefsteaks, gießt Soya darüber und brät es. Es gehört aber viel Senf und noch mehr guter Glaube dazu. Um eine gebratene Seezunge herzustellen, behandelt man den Schiffszwieback in ähnlicher Weise mit Anchovissauce. Zu letzterem Gerichte gehört aber ein noch etwas stärkerer Glaube, als zu dem Beefsteak.

Auch die Photographie hatte sich in den Kriegsdienst begeben. Es wird aus Versailles berichtet, daß je nach etwa zwei Stunden der Beschießung ein Bild von den zum Ziele ausersehenen Gegenständen aufgenommen wurde, um sich daraus zu überzeugen, welche Wirkung die Kugeln gehabt haben. Jedenfalls konnte man zur Aufnahme nur kaltblütige Photographen brauchen.

Von der schweizer Grenze schrieb ein Schweizer an seinen am Mittelrhein weilenden Freund im heimischen Dialekt: „I glaubi mit Garibaldi ischts nu halt gari baldi ausi."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Freitag, 10. März 1871.

Der alte Baron.

(Schluß.)

Eine Magd brachte einen Brief unter der Adresse: „Ferdinand von Bielitz". Die Landräthin erbrach ihn und las mit steigender Angst. Als sie vollendet hatte, sank sie leichenblaß in das Sopha zurück, während sie zitternd den Brief verbarg.

„Es muß sein! Es muß sein!" flüsterte sie.

„Was, gnädige Frau?" fragte ich betroffen.

„Mein Herr, Sie sind der Jugendfreund meines Neffen. Wollen Sie als Freund an ihm handeln, so gehen Sie zu dem Baron und sagen Sie ihm, daß Ferdinand diesen Abend 6 Uhr sich auf dem bezeichneten Platze einfinden wird."

„Aber, gnädige Frau!"

„Fragen Sie mich nicht um die Gründe, ich kann sie Ihnen nicht mittheilen!" rief sie entschlossen, und ihre männlichen Züge verfinsterten sich. „Noch einmal, handeln Sie als Freund an meinem Neffen, der allein, ganz allein kommen wird. Sie mögen den Baron begleiten!"

Ich wagte keinen Widerspruch und ging zum zweiten Male nach dem Dorfe. Der Baron saß in seiner Laube und verzehrte sein einfaches Mittagsbrod. Ich richtete den Auftrag der Landräthin aus.

„Gut," murmelte er; „o ich wußte, daß mein Mittel anschlagen würde!"

Nun lud er mich zu Gaste.

„Bleiben Sie!" sagte er. „Wir werden zusammen gehen, wie es Julie v. Lenoff wünscht."

Nach Tisch brachte Lina den Kaffee. Ich benutzte die Zeit und unterhielt mich mit Lina. Das reizende Mädchen ließ mich meine Sorge um den Jugendfreund auf einige Stunden vergessen. Sie erzählte mir selbst das Zusammentreffen mit dem jungen Manne, den sie in dem fürstlichen Schloßgarten zum ersten Male gesehen hatte, und beklagte sich über seine Zudringlichkeit. Während des Gesprächs sah ich ein Buch in ihrem Arbeitskorbe liegen. Ich bat um die Erlaubniß, es nehmen zu dürfen. Zu meinem Erstaunen sah ich, daß es einer meiner Erstlingsromane war.

„Der Verfasser denkt gut von uns armen Frauen," sagte sie lächelnd; „ich wollte, der Herr Baron läse das Buch, vielleicht würde er seine Ansicht von uns ändern."

„Der arme Mann hat traurige Erfahrungen gemacht, mein liebes Fräulein!"

„Es gibt keine Regel ohne Ausnahme, mein Herr! Nach Ihrer Annahme muß der Verfasser viel Glück bei den Frauen gehabt haben."

„Nein, er ist ihnen bis zu diesem Augenblicke fern geblieben. Seine Frauen sind selbstgeschaffene Ideale —"

„So glaubt er wohl nicht an eine Verkörperung derselben?" fragte Lina, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken. „Wenn seine Schilderungen der Wahrheit entbehren, was für einen Werth hätten sie dann? Ich möchte den Verfasser kennen, um mit ihm über diesen Punkt zu sprechen. Man hat den Frauen so viel Böses nachgesagt —"

„Und das mit Recht!" rief der Baron, der in diesem Augenblicke erschien. „Je schöner eine Frau ist, um so gefährlicher ist sie."

„Verzeihen Sie ihm," flüsterte ich ihr zu; „ich gebe Ihnen später Aufklärung über seinen Frauenhaß. Der arme Mann ist zu beklagen."

Wir verließen den Garten durch die kleine Gitterthüre. In dem Schweigen des Barons lag eine furchtbare Entschlossenheit, die mich für den Ausgang der Sache zittern machte, um so mehr, da ich annehmen durfte, daß Ferdinand in seiner Leidenschaftlichkeit zu weit gehen würde. Er war Edelmann gleich dem Baron und liebte die Landräthin wie seine Mutter. Ich sann ver-

gebens auf ein Mittel, beide Gegner, wenn auch nicht zu versöhnen, so doch zu entwaffnen. Wir kamen auf dem Platze an, den der Baron dem Assessor bezeichnet hatte. Es war eine kleine duftige Wiese, rings von Erlen eingeschlossen. Der Alte breitete einen Mantel auf den Boden aus und legte zwei Pistolen darauf nieder.

„Sie werden Zeuge sein, daß das Duell in aller Ordnung stattfindet. Sagen Sie meinem Gegner, daß von diesen beiden Pistolen nur eine geladen sei, daß ich ihm die Wahl überlasse, und daß wir auf ein von Ihnen gegebenes Zeichen zugleich schießen werden. Ich hoffe, er wird unter den obwaltenden Umständen meinen Vorschlag nicht verwerfen."

Die Dorfuhr schlug sechs. Fünf Minuten später erschien der Assessor zu Pferde auf der Wiese; er band das Pferd an einen Baum und kam rasch zu uns. Der lange Baron, die Arme unter einander geschlagen, hatte sich abgewendet und drehte ihm den Rücken zu, als ob er durch diese Verachtung jeden Weg zu einer friedlichen Ausgleichung abschneiden wollte. Ferdinand war bleich vor Aufregung, mir kam es vor, als ob er am ganzen Körper zitterte. Ohne mich anzusehen, trat er dem Baron näher, der ruhig in seiner angenommenen Stellung blieb.

„Mein Herr," sagte er mit bebender Stimme, „ehe wir etwas unternehmen, lesen Sie diesen Brief von der Landräthin Bielitz."

„Ich habe erklärt, daß ich mich auf Unterhandlungen nicht einlasse."

„Verweigern Sie die Annahme dieses Briefes, so verweigere ich das Duell!" rief der Assessor.

„Feigling!" murmelte der Alte zwischen den Zähnen.

„Haben Sie gelesen, so werden Sie bestimmen, ob das Duell stattfinden soll oder nicht."

„So werden Sie nicht lange in Ungewißheit bleiben, mein Herr. Geben Sie!" sagte der Baron, indem er die Hand zur Seite ausstreckte, ohne sich zu wenden.

Er empfing das Papier, erbrach das Siegel und begann zu lesen. Gespannt beobachtete ich ihn. Die Zeilen versetzten ihn in eine ungewöhnliche Aufregung.

„Mein Gott! mein Gott!" rief er plötzlich aus. „Wo ist der Brief Ihrer Mutter?" fragte er den jungen Mann.

Ferdinand überreichte ihm ein zweites Papier.

„Ihre Züge!" rief der Alte, indem er die Zeilen mit den Blicken verschlang. Alle seine Glieder zitterten krampfhaft, er brach fast zusammen. Nachdem er gelesen, drückte er das Papier an seine Lippen. Thränen rannen seine durchfurchten Wangen herab.

„Nein, nein," rief er, „die Stimme des Gewissens lügt nicht! Wilhelmine! Ferdinand! Ferdinand!"

„Vater!" rief der junge Mann. „Verzeihung, Verzeihung!"

Beide hielten sich fest umschlungen. Diese Lösung hatte ich nicht erwartet. Ich mußte weinen, als ich die Rührung der beiden Männer sah, die in der feindlichsten Absicht vor wenigen Minuten hierher gekommen waren. Der Baron sah dem Assessor starr ins Auge, dann küßte er ihm die Stirne.

„Lesen Sie," rief er mir zu; „der Zeuge kann Alles wissen!"

Während Vater und Sohn Arm in Arm, eifrig sprechend, über die Wiese gingen, nahm ich das Papier aus dem Grase und las:

„Herr Baron!

„Ich kann nicht zugeben, daß Vater und Sohn sich gegenseitig morden. Und Ferdinand ist Ihr Sohn, so wahr ein Gott lebt. Sie wähnen, die arme Wilhelmine habe Sie betrogen? Wilhelmine war Ihnen die treueste Gattin, aber ihr Geist war krank, und Sie gaben sich nicht die Mühe, das Leiden der Armen kennen zu lernen. Sie fanden den verrätherischen Brief in dem Zimmer Ihrer verstorbenen Gattin — würde sie ihn nicht besser verwahrt oder wohl gar vernichtet haben, wenn ihn Gustav Bielitz geschrieben hätte? Ich habe ihn geschrieben und in das Buch gelegt, ich habe Sie mystifizirt, weil Sie mich verachteten, und weil ich — Sie liebte! Wilhelmine glaubte an ein zärtliches Verhältniß zwischen uns, um so mehr, da Sie sich vier Jahre von ihr trennen konnten. Ich nährte diesen Glauben und die Umstände kamen mir dabei zu Hilfe. Als Beweis, daß Wilhelmine Sie aufrichtig liebte, wird Ihnen Ferdinand einen Brief überreichen, in dem die arme Frau mir ihren Seelenzustand schildert. Bedenken Sie jetzt die Einzelheiten Ihrer kurzen Ehe und es wird Ihnen nichts mehr dunkel bleiben. Ferdinand ist im Besitze des Gutes seiner Mutter, theilen Sie es mit ihm.

Julie."

Der Baron, der seine Ehre und das Andenken an Wilhelmine gerettet sah, weinte heiße Freudenthränen. Triumphirend führte er den Assessor in seine Wohnung. Ich schlich mich zu Lina,

die in der Laube vor dem Hause saß, und erzählte ihr das Geheimniß des alten Barons, denn ein unbezähmbarer Drang nach Mittheilung hatte sich meiner bemächtigt, und wem anders sollte ich mich mittheilen, als dem reizenden Mädchen, das der Baron so oft beleidigt hatte? Das Thema über die Frauen erläuterte mir Lina praktisch. Meine Liebe zu ihr wuchs mit jedem Tage, und auch sie gestand mir nach vierzehn Tagen, daß sie mir vor dem leichtfertigen Ferdinand den Vorzug gebe. Der Baron hatte jetzt Nichts mehr einzuwenden, er wünschte mir Glück, daß der Gegenstand meiner Liebe Wilhelminen gliche.

„Pflegen Sie die Liebe als eine zarte Blume, wenn sie gedeihen soll," sagte er, „denn der Mann ist der Schöpfer seines ehelichen Glückes und der Führer der Frau. Ich gehöre zu der großen Zahl von Männern, die ihre Aufgabe nicht erkennen!"

Fast muß ich glauben, daß ich sie erkannt habe, denn Lina ist seit Jahren meine Gattin, die Freud' und Leid so treulich mit mir theilt, und ihren Kindern eine so liebende Mutter ist, als ob sie sich *bemühte*, das Ideal einer Gattin zu sein.

Ferdinand hat die jüngste Schwester des unglücklichen Gustav heimgeführt und der alte Baron ist längst Großvater. Die Landräthin lebt bei ihrem Bruder in Ostpreußen, sie hat den Mann nicht wiedergesehen, den sie aus Liebe haßte und verfolgte.

Zur Geschichte von Bitsch,

der kleinen Felsenfeste, erzählt A. Woltmann in der „Nat. Ztg.":

Bitsch war um die Mitte des 16. Jahrhunderts wohl derjenige Ort in Deutschland, wo am meisten gezecht worden ist. Nähere Nachweise darüber finden sich im 4. Bande der 1869 von Dr. Barach herausgegebenen Zimmerischen Chronik, diesem wichtigen Quellenwerk für vaterländische Kulturgeschichte, in welchem übrigens auch die Lage und die damalige Herstellung der Befestigungen kurz charakterisirt werden: „Graf Jakob hat das Schloß Bitsch wohl erbaut, und da es ziemlich hoch auf einem großen, länglichen Felsen gelegen, hat er die Einwohner des Städtleins — indem das Schloß von altersher nur den kleineren Theil des Felsens inne gehabt — ausgekauft. Die haben hernach unten im Thal ihre Häuser gebaut, er aber hat alle Häuser im Städlein abgebrochen, einen Wall um den Felsen auf drei Seiten herumgeführt. Auf der vierten Seite liegt das Schloß so nahe am Ort, daß er keinen Wall oder andere Wehre hat können bauen. Ueber seinen abenteuerigen Bau wär sich zu verwundern, wovon ich verständige und geübte Kriegsleut' viel habe reden hören." Was der Chronist nun vom „Bitscher Brauch" erzählt, betrifft eben diesen Grafen Jakob, den Letzten des alten Grafengeschlechts. „Der hat sein' Tag' ein solches Regiment geführt mit Essen und Trinken, daß er solcher Unordnung halb in allen deutschen Landen verrufen ist. So er daheim war und selbigen Tags nicht wollte ausreiten, ward das Morgenmahl um 10 Uhr ungefähr, oder etwas davor, angefangen. Das währte gemeinlich an drei vier Stunden. Wofern aber liebe und angenehme Gäste vorhanden, so hatte das Morgenmahl vor fünf Stunden kein Ende. Nach dem Morgenmahl dauert es aber nicht ganz Stunden, so fängt das Nachtessen an. Da geht erst der Gaul und erhebt sich das recht' Trinken: „Wir zwei denen zweien!" Solches währt bis ungefähr um die zehn oder eilf Uhr in die Nacht, alsdann, nachdem mancher getrunken, daß er schier nichts mehr sehen konnte, so fängt das Spiel an. Da rumpft man eine Stunde oder zwei. Danach geht der Schlaftrunk an. Wer den ganzen Tag über und beim Nachtmahl säumig gewesen, der mochte alsdann mit Essen und Trinken noch gut zu dem Seinigen kommen. Dieweilen die Herren spielen, darf kein fremder Edelmann oder Diener in das Gemach gehen, denn so das geschieht, sind etliche darauf bestellt, die sind mit hohen Bechern und gutem Wein versehen, die fertigen den Mann ab, daß er in einer Stunde keinen Durst mehr hat. Ich hab's wahrlich gesehen, daß nur ein Diener in den Saal geschaut, der ward herangerufen und ihm ein' solche Weinkappen angestreift, daß er froh war, daß er wieder hinauskam. Dazwischen aber liefen die Knecht und Buben mit großen Kannen und Flaschen im Hof einer hinter dem andern; wer trinken wollte und Durst hatte, der mocht's thun, es ward ihm ja angeboten. In Summa, es ging in allweg's zu, als ob man nicht lange wollte hausen. Aber zum Schlaftrunk, da wurde neben dem Konfekt und Konfituren allerlei Essen, von Gebratenem und anderem, aufgestellt. Dabei bleibt es nicht, jetzt ruft Graf Jakob einem Edelmann, befiehlt ihm, man solle eine Specksuppen machen, dann muß man Metzer Krametsvögel, sind geröstete Brötlein, dann blaue Hecht' sieden, dann das, dann jenes. Solches Dämpfen, das

währt bis nach der Mitternacht, etwa bis um zwei Uhr gegen Tag. Alsdann geht man schlafen. Des Morgens so gehen Pfeifer oder Trommelschläger im Schloß und auf den Wehren herum, da trommelt man zur Morgensuppe und ruft dazu: „Wohl her, lieben Brüder, alle die so gestern toll und voll gewesen und sich wiederum erlaben wollen, die kommen in die oder jene Stuben, da werden sie ein Supp' und des guten Weins genug finden!“ So fangen dann die Abenteuer desselbigen Tags wieder an.“ Nachdem erzählt worden, daß solches Wesen nicht nur bei Anwesenheit von Gästen sei gehalten worden, sondern auch, wenn Graf Jakob mit seinen Jägern, Forstmeistern, Edelleuten und sonstigem Gesinde allein gewesen, wird noch berichtet, wie einmal fremde Edelleute wegen des vielen Trinkens vorzogen, mit dem Gesinde zu essen, und erst kamen, als Graf Jakob drohte, sie in den Thurm zu stecken. Einer kam dann doch in den Thurm, der Kellermeister von Bitsch, der sich hatte von den Herren bewegen lassen, ihnen heimlich einen leichtern Wein, statt des stärksten und besten, den man aufgesetzt hatte, zu reichen. Endlich heißt es: „Von seinen Reisen über Land, davon wäre ein sonderbarer Traktat zu machen. Denn wenn er an einen Ort zu reiten Willens, so fängt man am Morgen an die Suppen zu essen. Dieselbe währet manchmal von sieben oder acht Uhren an bis um die drei oder vier Uhr nach Mittag. Das heißt ein Bitscher Suppen, und ist zu einem Sprichwort worden. Während er Suppen isset, da müssen manchmal die Knecht' etlich Stund' auf den Gäulen halten und auf ihren Bacchus warten. Wie ihm die Zeit, während er bei seinen Suppen sitzt, geflucht, oder was ihm gewünscht, davon dürfte er mit keinen Theil abgeben. So es dann gegen Abend kommt, so fängt die Reis' erst an. Also kommt er mehrtheils um Mitternacht oder danach in die Herberg'. Man kann sich wohl denken, wie willkommen er ist, wo er so zu Unzeiten hinkommt. Seine Köch' schickte er voran, die müssen manchmal zweimal kochen und wieder von neuen Dingen anrichten, ehe er kommt. Dabei ist zu verwundern, daß ihm seine nächtlichen und unzeitigen Reisen so wohl und glücklich von Statten gehen, sintemal er ein solcher schwerer und unbeholfener Mann zu Roß, dazu auch meistens gesteckt voll ist.“ — Dafür aber lobt auch „der volle Bauer von Reichshofen“ seinen Herrn vor allen andern. Der Chronist aber meint: „Gott weiß, wie das Ende sein wird.“ Indessen ist das Ende, wie wir es heute sehen, noch recht glimpflich. In der Festung und außen waltete Gemüthlichkeit, Belagerer und Belagerte standen auf gutem Fuße mit einander und hielten an dem Grundsatz „Leben und Lebenlassen“ nach altem Bitscher Brauch.

Mannigfaltiges.

Rochefort bringt in seinem neuen Journal „Le mot d'ordre“ auch eine Reihe von kleinen Anekdoten. Eine derselben lautet: „Ein Kapitän der Franctireurs, wahrscheinlich ein Nachkomme von Herrn de Crac (dem französischen Münchhausen), erzählte neulich seinen erstaunten Zuhörern eines von den Heldenstücken, die er beim Beginn des Krieges ausgeführt. „Denkt Euch, es ist Nacht, ich lag allein in einem Busch auf der Lauer, von Waffen hatte ich nichts als einen sechsläufigen Revolver. Ich erwartete ein feindliches Detachement, ohne recht zu wissen, aus wie viel Mann es bestand. Ich höre, wie sie sich vorwärts bewegen, und feuerte meine sechs Schüsse ab. . . . Ein tiefes Schweigen folgte. Der Mond steigt langsam empor; ich trete aus meinem Hinterhalt hervor und sehe sieben Leichen auf der Erde liegen.“ „Geht doch, geht doch,“ rief ein ungläubiger Zuhörer, „sieben Leichen mit einem sechsläufigen Revolver!“ „Auf mein Wort! Es waren Landwehrsoldaten, alle verheirathet. Einer unter ihnen war vor Freude gestorben, als er seinen Schwiegervater fallen sah.“

Eine ehrsame Landwehrfrau wird gefragt, wo sich denn ihr Mann jetzt befinde. „Nu,“ antwortet sie, „sie sollen ja jetzt nach Südamerika marschiren.“ Die gute Frau blieb dabei, daß ihr treuer Gatte ihr dies geschrieben, beruhigte sich aber, als ihr gesagt wurde, es würde wohl Süd-Armee gemeint sein, und die wäre noch zu Lande mit Liebesgaben ꝛc. erreichbar.

(Auch eine Ovation.) In der ABC-Straße Nr. 13 in Hamburg erregte bei der Illumination letzthin der Laden eines Fettwaarenhändlers vielseitige Aufmerksamkeit. Im Schaufenster daselbst war eine mehrere Fuß lange Wurst, umgeben von einer Anzahl kleinerer Würste, aufgehängt mit der Unterschrift:

„Was diese Wurst unter den Würsten,
Ist König Wilhelm unter den Fürsten.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Montag, 13. März 1871.

Paris während der Belagerung.

(Aus der „Köln. Ztg." von Hans Wachenhusen *).

Versailles, 26. Febr.

Räuber, Plünderer, Mordbrenner! schreit es tagtäglich aus Paris heraus und herab auf die siegreiche Armee, die nur einem einzigen ihrer Geschütze auf den Forts sich zu räuspern zu erlauben brauchte, um das ganze Babylon vor Schrecken erblassen zu machen und alle die Schreier in ihre tiefsten und dunkelsten Kellergewölbe zu verscheuchen. Räuber, Plünderer, Mordbrenner! Ich lese da nur drei Lieblingswörter aus dem ganzen Schimpf-Lexikon heraus, das die pariser Presse tagtäglich erschöpft, und hier draußen erschöpfen sich unsere Offiziere, sogar die Mannschaften in Artigkeiten gegen die pariser Bevölkerung, so daß selbst „Siècle" am 25. Febr. warnte, man solle sich nicht kapitiren lassen durch die Galanterieen der Preußen. „Laßt Euch nicht irre machen," ruft das „Organ der Marchands de Vin"; „schämt Euch zu sagen: diese höflichen, artigen und hübschen Leute! Verachtet sie, flieht jede Berührung, denn sie sind die Pest, sie sind Mord und Brand!" — Und da hinzu kommt „Figaro" und entwirft den Parisern ein Programm zum Empfang der Deutschen in Paris, zu gemein, um weiter davon zu reden.

Der preußische „Moniteur Officiel" setzte diesen Buben die größte Ruhe entgegen, aber auch er bringt endlich am 26. Febr. die Notiz: es sei Zeit, Paris zu besetzen, um dieser Schimpferei ein Ende zu machen.

Die Geduld ist also erschöpft. Unsere Truppen haben Befehl, sich vom Dienstag, also vom 28. ab, zum Einzuge bereit zu machen. Der König von Württemberg ist gestern Abend eingetroffen; die Geschütze werden schon neu gestrichen und gefirnißt, und so wird denn überall Toilette gemacht und Alles gewaschen bis zum Brodbeutel hinab. Auch die Pariser sind vollkommen vorbereitet. Ohne die Hetzerei ihrer Zeitungen würden sie sich trauernd vor dem Unvermeidlichen beugen — und trauern werden und sollen sie an diesem Tage —, aber sie können sich von der Hoffnung nicht lossagen: der Gedanke, es könnte sich doch noch ein Mann finden, der kein Verräther wäre, der sie nicht verkaufte, flackert immer wieder in ihnen auf.

Francisque Sarcey ist, wie schon neulich angedeutet, der Einzige, der es wagt, den Parisern den Spiegel vor's Gesicht zu halten. Sarcey beginnt sein Tagebuch mit dem 19. Juli, mit der Kriegserklärung. Man saß in Paris bei einem Diner und sprach von dem Einzuge in Berlin. Einer der Theilnehmenden wagte zu behaupten, er kenne die preußische Armee und fürchte, daß dieselbe in zwei Monaten vor Paris stehe. Große Entrüstung. Paris, „die heilige Stadt, die Stadt der Civilisation"; kein Volk der Welt konnte den Frevel begehen, diese Stadt zu erobern. Mit Berlin freilich wär's etwas Anderes gewesen! Nach drei oder vier Schlachten konnte man in Berlin einziehen, und Emile Girardin schrieb ja eben einen Artikel, in welchem er detaillirte, wie man die Vandalen mit Kolbenschlägen auf den Rücken nach Berlin heimjagen werde. Sarcey sagt, der Krieg sei zwar gleich zu Anfang nicht ganz populär gewesen, aber da man ihn für unvermeidlich hielt, so hatte man ihn lieber heute als morgen.

Als Gegenstück zu diesem Diner erwähne ich eines Soupers, dem ich am Abend des Eintreffens der Kriegserklärung in Berlin beiwohnte. Keiner

*) Obgleich die Friedens-Präliminarien geschlossen wurden, während ich schreibe, ändere ich doch nichts an meinen Zeilen. H. W.

der Gäste dachte an einen Einzug in Paris; jeder betete nur innerlich den Wunsch, den Feind an den Grenzen des Vaterlands zurückgeworfen zu sehen. Weiter hinaus schweifste keiner der Gedanken. Es war das eben der Unterschied zwischen der französischen Selbstüberhebung und der deutschen Bescheidenheit.

In Paris schrie man: à Berlin! In Deutschland ging Alles in stillem, blutigem Ernst an das schwere, blutige Werk, und Gott und die deutsche Kraft haben es gekrönt. Sie hätten aus Berlin mit der größten Berechtigung des Siegers die Hauptstadt des Markgrafenthums Brandenburg gemacht, und diese Nation, welche das unbestreitbare Verdienst hat, die besten Pasteten zu backen, die schönsten Perücken, Cylinderhüte, Wattons und Corsets zu fabriziren, die sich die Hauptstadt der Civilisation nennt, weil sie glaubt, es drehe sich die Sonne um die Hemisphären der Cora Pearl, oder es scheine der Mond, nur um die Closeries des Lilas und den Garten von Mabille zu beleuchten, — diese Nation glaubt allen Ernstes, die ganze Welt gehe aus den Fugen, wenn man ihr das Indigenat der Straßburger Gänseleber-Pasteten abschneidet!

Ich komme auf das Buch zurück. Sarcey meint, als der Handschuh einmal gefallen, habe sich das ganze Volk ohne weitere Reflexion dem kriegerischen Humor hingegeben, der den Grundton im Charakter jedes guten Franzosen bildet. Unsere unbesiegbare Armee, unsere braven Soldaten, unsere alten afrikanischen Generale! rief man siegestrunken. Jeder gute Bürger roch schon Pulver und Alles kaufte bereits Fahnen und Lampen. In den Theatern sang man die Marseillaise und so ging die Geschichte weiter.

In den ersten Tagen des August kaufte Alles die Karten von Deutschland und bezeichnete sich mit Nadeln und Fähnchen die Stellung der französischen Korps. Aber die Korps rückten nicht weiter; die guten Epiciers hatten ihre Nadeln schon lange in Deutschland aufgesteckt und die Korps wollten nicht folgen. Man amüsirte sich allerdings über den kleinen Lulu, der in Saarbrücken die Kugeln aufgelesen, aber warum rückte man denn nicht in Deutschland ein?

Da endlich kam die Nachricht von einem großen Siege. Sarcey gesteht, er habe nie eine so wahnsinnige Freude erlebt und werde sie nie wieder erleben wie an jenem Tage. Die Sängerin Madame Gueymard mußte aus dem Wagen steigen und auf offenem Platze die Marseillaise singen. Eine Stunde später verbreitete sich die Nachricht, es sei Alles nicht wahr. Man lief in die Redaktionen, in die Ministerien. Jeder hielt dieses Gerücht für eine Mystifikation Bismarcks. Von dem größten Entzücken schlug Alles zur tiefsten Wuth um. „Das Volk hätte die Minister erwürgt, wenn es sie in seinen Händen gehabt hätte.“

An diesem Tage, sagt Sarcey, zeigte sich der Charakter der pariser Bevölkerung; blind, leichtgläubig, ohne Urtheil und Ueberlegung, immer nur der Laune folgend, wie ein Schiff ohne Steuer auf hochbewegtem Meere. Paris hatte eine Stunde illuminirt, um sich darnach der Verzweiflung zu überlassen. Ich gestehe, sagt Sarcey, mir gab das keine hohe Idee von der Kraft, mit welcher diese Bevölkerung ein Unglück ertragen würde.

Spicheren, Weißenburg, Wörth — der Feind war im Lande. Zum Erstenmale erhob sich vor den Augen der Pariser das Gespenst einer Belagerung der Hauptstadt. Paris in Vertheidigungszustand setzen und die Deutschen hinausjagen, war der erste Gedanke. Aber wer sollte für die Pariser arbeiten, „wer die Straßen fegen, wer die Stiefel machen, wer die Kleider nähen, wer die Börsengeschäfte besorgen, wenn man die Deutschen fortjagte? Sie waren ja gute, mäßige und fleißige Leute, die uns bereicherten, indem sie ihre Geschäfte betrieben,“ wie M. Chevalier schrieb. Man vergaß die Sache wieder und ebenso unterblieben die Vertheidigungsmaßregeln, denn die Journalisten bewiesen in hundert Artikeln, daß Paris nur von 1,500,000 Mann investirt werden könne; daß Paris nur durch Sturm zu nehmen sei, und für solchen Fall waren ja die Pariser da! Mochten sie kommen! Viermalhunderttausend Nationalgarden, aus der Erde gestampft, trotzten jedem Sturm!

Der Gedanke einer Belagerung von Paris war so absurd, daß Niemand weiter davon sprach. Die Zeitungen sagten ja, sie sei unmöglich. Die Pariser sind nach Sarcey's eigenen Worten wie der Strauß, der seinen Kopf versteckt, damit der Jäger ihn nicht sehe. Niemand machte sich freilich ein Hehl aus den Fortschritten der Preußen, aber Jeder hatte dafür Entschuldigungen bereit und die Presse ging ihm damit zur Hand. „Unsere Niederlagen waren glorreicher als die Siege des Feindes, und der Tag von Wörth war un revers triomphant, eine siegreiche Niederlage.“ Als Edmond About jetzt naiv genug war, zu erzählen, was er gesehen, nämlich die Truppen Mac-Mahon's geschlagen, die Zuaven

ihre Gewehre wegwerfend, die Generale die Köpfe verlierend vor dem Feinde, der hundert Stunden vorwärts drang — da erhob sich nur ein Schrei gegen den unglücklichen Feuilletonisten. Man nannte ihn einen „Prussien“, denn es galt als ein Verbrechen, Europa diese Wahrheit zu verrathen. Uebrigens hatte er sich geirrt, „denn wie war es nur denkbar, daß die Heroen von der Alma, von Magenta und Solferino vor Panduren geflohen seien!“

„Panduren!“ ruft Sarcey. „Wir nannten sie Panduren, Hunnen und Vandalen, überhäuften sie mit Schmähungen, und allen Ernstes, denn wie Viele waren leider unter uns fähig, die Fortschritte zu beurtheilen, die das kleine, unbedeutende Preußen, das sich uns plötzlich so formidabel zeigte, nicht nur in den Waffen, sondern auch in den Wissenschaften und Künsten gemacht, die doch der Schmuck des Friedens sind!“

(Schluß folgt.)

Diejenigen, welche Frankreich nicht säuberlich genug behandelt wissen wollen und es sogar für gefährlich ansehen, wenn ihm die Krallen des Uebergriffs ein wenig gestutzt werden, wollen mit Andacht lesen, wie oft, nur zwischen 1660 und 1762, im verderblichen Spiele gallischer Politik die Heere des Erbfeindes unsere deutschen Grenzen überschritten haben. 1660. Der Bischof von Münster belagert die Stadt Münster mit kaiserlicher und französischer Hilfe. 1664. Der Kurfürst von Mainz zwingt mit Hilfe französischer Truppen das widerspenstige Erfurt. 1670. Ludwig XIV. läßt ganz unvermuthet das Herzogthum Lothringen besetzen und den Herzog davon jagen. 1673. Die Franzosen nehmen die 10 Reichsstädte im Elsaß weg und dringen in die pfälzischen Lande und bis Franken vor. 1674. Turenne verübt in der Pfalz unmenschliche Grausamkeiten und dringt über den Rhein vor. 1677. Die Franzosen belagern und erobern Freiburg im Breisgau. 1678. Sie erobern Kehl und Landau. 1679. Frankreich schickt ein Armeekorps ins Oldenburgische gegen Dänemark. 1681. Die Ansprüche der berüchtigten Reunionskammern auf deutsches Gebiet werden mit Gewalt ausgeführt und Straßburg weggenommen. 1685. Frankreich setzt die Reunionen entgegen dem vorjährigen Vergleiche zu Regensburg fort. 1688. Ludwig XIV. läßt Bonn und andere kölnische Städte nebst einem großen Theile des Erzstifts Trier, so wie das Badensche, Württembergische und die Pfalz und Franken besetzen und brandschatzen. 1689. Die Unterpfalz wird auf die abscheulichste Art durch Brand und Plünderung verwüstet. 1692. Die Franzosen dringen über den Rhein vor und plündern und brandschatzen im Badischen und Württembergischen nach Gefallen. 1693. Heidelberg erobert, geplündert, niedergebrannt, der Dauphin dringt über den Neckar vor. 1694—95. Die Franzosen im südwestlichen Deutschland. 1701. Der Kurfürst von Köln mit seinem Bruder, dem Kurfürsten von Bayern auf französischer Seite stehend, nimmt 16,000 Mann französischer Truppen in seine vornehmsten Plätze ein. 1702. Der Kurfürst von Bayern, als Bundesgenosse Frankreichs, bricht gegen Kaiser und Reich los. Die Franzosen besetzen Lothringen und Trier. 1703. Die Franzosen unter Villars dringen nach Bayern vor. Der Kurfürst von Bayern nimmt Regensburg weg und dringt in Tyrol vom Norden sowie Vendome vom Süden ein. Bayern und Franzosen nehmen Augsburg und Passau und schlagen die Oesterreicher bei Höchstädt. 1704. Die Franzosen, nach der zweiten Schlacht bei Höchstädt über den Rhein, so wie aus der Pfalz und Trier vertrieben. 1705. Villars besetzt Trier auf's Neue. 1706. Derselbe kämpft gegen die Reichstruppen glücklich am Rhein. 1707. Er dringt in Deutschland vor und erschöpft Schwaben und Franken durch Brandschatzungen. 1708—1712. Laue Kriegführung der Reichsarmee am Rhein. 1713. Unglückliche Kriegführung am Rhein. 1733. Die Franzosen besetzen das Herzogthum Lothringen, dringen über den Rhein und erobern die Reichsfestung Kehl. 1734. Sie nehmen Trier und Philippsburg. 1741. Ein französisches Heer dringt in Vereinigung mit den Bayern bis Niederösterreich und Böhmen vor; Prag wird mit Sturm erobert. Ein zweites französ. Heer bricht mit kölnischen und pfälzischen Truppen gegen Hannover in Westfalen ein. 1742. Die Franzosen werden aus Böhmen vertrieben. 1743. Sie werden über den Rhein zurückgeworfen. 1744. Zwei französ. Heere gehen über den Rhein. Freiburg wird genommen, die bayerischen Truppen verstärkt. 1745. Ein mächtiges französ. Heer dringt zur Einwirkung auf die Kaiserwahl über den Rhein und Main bis zur Lahn vor. Sie werden über den Rhein zurückgedrängt und in Bayern geschlagen. 1757. Die Franzosen dringen bis über die Weser vor und besetzen Westfalen, Hessen-Kassel, Hannover und Halberstadt. Eine zweite Armee vereinigt sich in Erfurt mit der Reichsarmee und brandschatzt bis Halle und

Merseburg. Die Schlacht bei Roßbach lehrt sie Mores und treibt sie ins Hessische zurück. 1758. Die Franzosen werden durch Ferdinand von Braunschweig von Halberstadt und Barmen an über den Rhein zurückgetrieben; sie dringen von Neuem bis Hessen und Hannover vor. 1759. Soubise überfällt und besetzt Frankfurt. Contades geht nordöstlich vor, wird bei Minden auf's Haupt geschlagen und zieht sich bis Gießen zurück. 1760. Die Franzosen in Hessen und am Niederrhein im Vortheile. 1761. Unentschiedene Kämpfe in Hessen und Westfalen. Zweitägiger vergeblicher Angriff der vereinigten französ. Heere auf die Stellung der Deutschen bei Villingshausen. 1762. Die Franzosen werden bis hinter Kassel zurückgeschlagen und ziehen sich auch vom Niederrhein zurück. Also im Laufe von 102 Jahren fanden 42 größere oder kleinere Einfälle statt, und immer war Frankreich der intriguirende, herausforbernde, angreifende Theil. Ist es ein Wunder, wenn Deutschland endlich sicher gestellt sein will?

Mannigfaltiges.

Ein Mecklenburger steht auf Vorposten vor Paris und studirt einen Brief aus der Heimath, den er soeben erhalten hat; er ist so vertieft, daß er alles Andere vergißt. Da hört er Schritte, fährt auf und sieht den König Wilhelm, den Kronprinzen und Gefolge. Erschrocken läßt er den Brief fallen und präsentirt. Der König, seine Angst bemerkend, reitet auf ihn zu und fragt lächelnd: Nun, ein Brief vom Schatz? — Nein, Majestät, von meinem Vater! — Darf ich den Brief lesen oder enthält er Geheimnisse? — Der Soldat überreicht den Brief. Der König guckt hinein und liest seiner Umgebung vor: „In 14 Tagen hat Deine Schwester Hochzeit, wir Alle werden Dich schmerzlich vermissen, am mehrsten grämt sich aber Deine alte Mutter, Dich nicht hier zu sehen. Schadet aber nichts, haue nur kräftig auf die Franzosen ein, damit diesen Kerls recht bald das große Maul gestopft wird." — Der König gibt den Brief zurück und reitet weiter. Nach einer Stunde aber wird der Soldat von seinem Posten abgelöst, erhält 14 Tage Urlaub und reist auf Kosten des Königs heim zur Hochzeit.

(Ungereimtes in Reimen.) Daß die deutschen Soldaten auch in den wilden Gefahren des Krieges zärtlicheren Gefühlen nicht entfremdet werden, beweist folgendes Epigramm aus einem Feldpostbriefe, den ein vor Paris liegender Unteroffizier nach Bonn an seine Geliebte geschrieben:

Der Eisbär lebt in Sibirien,
In Afrika lebet das Gnu,
Der Säufer lebt in Delirien —
In meinem Herzen lebst Du.

Der „Electeur Libre" theilt das Rezept zu einer Rattenbrühe in Folgendem mit: In China ißt man Bisamratten, die dort eben häufig vorkommen. Nachdem man die Ratte getödtet, zieht man sie ab und weidet sie aus; man bewahrt die Leber und die Lunge, die eine ganz besondere Delikatesse sind; man entfernt die Galle, legt die Ratte in schwachen Essig, nimmt sie wieder heraus und läßt sie einen oder zwei Tage neben dem Feuer hängen, schneidet sie dann in Stücke und gibt sie in eine Kasserole; hierauf wird sie gesalzen, gepfeffert, etwas Mehl darüber gestreut und mit Zwiebelsuppe angefeuchtet. Man läßt sie langsam zehn Minuten kochen; bevor sie servirt wird, gießt man Rothwein mit gehacktem Knoblauch und Schalotten darüber und trägt sie auf gerösteter Brodrinde auf. Dieses Gericht ist exzellent.

Das regelmäßige Trinken von abgerahmter Milch wird jetzt als eine Konkurrenz der berühmten Banting-Kur von einem gewissen Dr. Donkin in dem Londoner Journal „The Lanzet" in den Fällen der sogenannten fettigen Entartung und überhaupt der Fettleibigkeit anempfohlen. Es wird von Patienten, die diese Kur bereits durchgemacht haben, versichert, daß dies eine weit angenehmere und dabei nachhaltig wirkendere Kur wäre als die Banting'sche Kur. Nur ist dabei die Hauptbedingung, daß auch jedes allerkleinste Partikelchen von Sahne oder Rahm sorgfältig von der Milch abgeschöpft werden muß.

(Humoreske.) Räthin (zärtlich): „Was hatte Dir denn der Schwager vorhin zu sagen, liebes Männchen?"

Rath: „Kannst Du auch schweigen, Frau?"

Räthin: „O! gewiß, gewiß! Wie das Grab!"

Rath: „Ich auch."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Mittwoch, 15. März 1871.

Paris während der Belagerung.

(Schluß.)

Als der erste Schrecken überwunden, faßte Paris mit seiner natürlichen Elastizität wieder neue Hoffnung. Ollivier ward abgesetzt, Palikao, dieser alte Fuchs, kam an's Ruder. Er hatte gesehen, daß die Fanfaronnaden der gefallenen Regierung nichts mehr galten, er befolgte also das entgegengesetzte System und unterdrückte alle Nachrichten über die militärischen Operationen. Täglich, am Schluß einer Sitzung, nahm er einen Minister bei Seite und raunte ihm zu: „Wenn Paris wüßte, was ich weiß, man würde heute Abend illuminiren!" Dabei legte er den Finger auf den Mund. Der Intime erzählte dasselbe seinen Intimen: „Ich darf nichts sagen, aber Alles steht gut!" — So erzählte Einer dem Andern, und nahm man einen General ins Gebet, so antwortete er: „Ich kann nicht mehr und nicht lauter sprechen, denn ich habe seit zwanzig Jahren eine Kugel in der Brust, die mir das lange Sprechen versagt!" — Und das Publikum rief mit Ekstase: „Welch ein Mann! Er hat seit dreißig Jahren eine Kugel in der Brust!"

Die Journale waren natürlich geschwätziger. Sie erhielten mit tausenderlei phantastischen Schilderungen die Pariser in Athem und ließen an einem einzigen Tage 20,000 Preußen in einen Steinbruch fallen und elend darin umkommen. Die Pariser zählten alle die Preußen, die schon getödtet sein mußten, und das Heer des Xerxes selbst konnte kein so entsetzliches Blutbad erlitten haben wie sie. Paris lebte von den abenteuerlichsten Erzählungen, und doch gab es einzelne Stimmen, die böse Nachrichten dazwischen warfen.

Es hatte sich die Mittheilung verbreitet, daß Bazaine in Metz eingeschlossen sei. Unglaublich nach all den glänzenden Berichten! Man sandte Regimenter über Regimenter an Mac-Mahon, der in Chalons lag und eben eine neue Armee bildete. Aber diese erregte kein Vertrauen, weil sie größtentheils aus Mobilen bestand, die singend oder betrunken in Fiakern, auf Karren oder in Unordnung zu Fuß aus Paris hinaus gezogen waren und deren Marsch mehr einer Descente de la Courtille, einem Maskenscherz, als einer Truppenbewegung geglichen. Auch von Chalons kamen die tollsten Berichte über ihr Benehmen; sie hatten das Lager angezündet und ihrem General, der ihnen von Ehre und Vaterland sprach, unter die Nase gelacht. Und inzwischen drang der Feind immer weiter ins Land. Eine Stadt nach der andern ergab sich einem halben Dutzend durch das Thor hereinsprengender Ulanen; die Festungen wurden maskirt; die Deutschen waren schon in der Champagne. In vierzehn Tagen konnten sie vor Paris sein!

Zum Zweitenmale dachte Paris an seine Vertheidigung, aber ohne Eile. Auf was wartete man, auf was verließ man sich? Auf irgend etwas Unvorhergesehenes, auf irgend ein Wunder, auf irgend Etwas!

Und dieses Etwas kam. Mac-Mahon sollte nach Norden vorgerückt sein und Bazaine die Hand gereicht haben, um ihn zu entsetzen. Man erzählte, Thiers habe sich vor Palikao auf die Kniee geworfen und ihn gebeten, diese Ordre zurückzunehmen. Die Bevölkerung indeß war glücklich, denn die Gefahr entfernte sich dadurch von Paris. Man zählte mit Stolz die Regimenter unter Mac-Mahon's Befehl, mindestens 180,000 Mann, die Blüthe der Armee „Was mußte man von diesen beiden Generalen erwarten, von denen der eine durch seine Niederlagen noch größer geworden war, während der andere durch seine Energie und seine militärischen Talente glänzte!"

Da, eines Samstags, als man sich in Paris schon zwei Tage lang nach Neuigkeiten fragte, kam die Nachricht von einem großen Ereigniß. Man sprach anfangs von einer großen Schlacht bei Sedan, in der das Glück sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite geneigt. Was aber war der Ausgang? Man wußte es nicht und wartete mit Fieberangst. Auf den Boulevards stürmte man die Zeitungs-Kiosks; Alles schien durcheinander, Alles war in halbem Wahnsinn.

Sarcey erzählt, wie er in das Bureau des „Gaulois" ging und die Thüre desselben sorgfältig verschlossen fand, die größte Bestürzung auf allen Gesichtern. Man zeigte ihm ein Journal, das einer der eben von Brüssel gekommenen Reporter in seiner Tasche mitgebracht — die Kapitulation von Sedan, schon 36 Stunden alt. Und Niemand wußte davon ein Sterbenswort in Paris! Der Chef-Redakteur ging mit diesem Journal in der Hand zum Polizei-Präfekten. Der Letztere ließ den Kopf hängen. Die Nachricht war nur allzu wahr. Niemand wagte es, sie der Bevölkerung mitzutheilen, und doch war am nächsten Morgen, am 4. Sept., die Republik proklamirt.

Seltsam genug und dennoch so erklärlich durch den Charakter des Parisers! Mit diesem Schritt war alle Furcht beseitigt. Unter dem Schutze der Republik glaubte man sich geborgen. Wer könnte einer souverainen Republik etwas anhaben! Alle Gesichter klärten sich, alle Herzen jubelten. „Lacht nicht!" ruft Sarcey. „Es war das eine Stunde der tollsten Freude für Paris, denn man war überzeugt, die Preußen würden vor dem bloßen Worte Republik zurückschrecken!" Sarcey gesteht, daß er selbst von dieser Illusion hingerissen wurde und nie eine so reine Lebensfreude gefühlt habe wie damals.

Am nächsten Morgen erfuhr Paris die Komposition des neuen Gouvernements, das die schwere Mission usurpirt hatte, Frankreich zu retten. Nur zwei oder drei Namen konnten der Bourgeoisie Vertrauen einflößen. Man schätzte Jules Favre als Ehrenmann und großen Redner, aber man glaubte ihn nicht fähig, eine so schwierige Situation zu beherrschen. Gambetta kannte man als jung, thätig und klug aus einem halben Dutzend Reden und wußte, daß er in den unruhigen Vorstädten einen großen Anhang gewonnen; aber er war populär und das erklärt in Frankreich seinen Erfolg. Trochu achtete man nicht seiner militärischen Fähigkeiten wegen, sondern weil er den Muth gehabt hatte, unter dem Kaiserreich ein Buch zu schreiben, in welchem er die Fehler der französischen Militär-Organisation darlegte. Die Ereignisse von 1870 gaben ihm also eine immense Popularität. Leider schrieb er zu viel und schwatzte noch mehr; man nannte ihn den militärischen Ollivier.

Diese Männer befanden sich nach Sarcey in einer bedauernswerthen Lage. Die Bevölkerung von Paris hatte die Preußen ganz vergessen; sicher aber hatten die Preußen sie nicht vergessen. Keine Armee ihnen entgegen zu werfen, kein Gouvernement, das Bismarck anerkannt hätte, um Frieden zu schließen! Dazu glaubte sich Paris gesichert hinter der Republik als seinem Schilde und schnob nur Blut und Rache. „Mögen sie kommen!" rief man. „Sie sollen ein Volk erkennen, das nur die Freiheit oder den Tod begehrt!" Jules Favre war also nur das Echo des Volkswillens: „Keinen Zoll breit Landes, keinen Stein von unseren Festungen!" — Nicht einen Thaler von unserem Schatz! setzten sogar die Demokraten hinzu.

„Eh bien! Der Friede ist geschlossen; die Preußen marschiren nach Hause!" sagte ein Kaufmann zu einem Arbeiter von Belleville.

„Ich hoffe, man hat ihnen nichts bewilligt?" fragte der biedere Rothe.

„Keinen Zoll breit Landes, keinen Stein von unseren Festungen! Und keinen Thaler von unserem Schatz, hoffe ich! Keinen Thaler von unserem Schatz! Und keine Entschädigung hat man von ihnen verlangt."

So hoch flogen die Gedanken der Republik!

Man begann jetzt an die Verproviantirung von Paris zu denken. Clement Duvernois, der Exminister des Handels, übernahm diese Aufgabe und begann sie mit folgender Dummheit. Kohlen mußte man haben. Er gab also einem Geschäftsmann Ordre, die Kohlen zu kaufen. „Wie viel?" fragte dieser. Duvernois nannte ein Quantum. „Aber so viel verbraucht ja Paris in einem Tage!" rief der Lieferant. — „Gut, so schaffen Sie so viel wie nöthig!"

Und jetzt kamen die Heerden von Ochsen, Schweinen und Hämmeln anmarschirt, die auf den Feldern zusammengetrieben wurden. Kälte und Mangel an Pflege begannen alsbald unter ihnen zu wüthen; mit jedem Tage verringerte sich ihre Zahl. Indeß das Gouvernement war fieberhaft thätig, immer neuen Proviant herbeizuschaffen. Berge von Gemüse, von Tonnen, Kisten und Kasten wurden aufgethürmt, alle öffentlichen Gebäude wurden mit ihnen gefüllt,

sogar das neue Opernhaus, dieser glänzende, nur äußerlich erst vollendete Marmorbau, ward als Magazin, als Küche und Kaserne benutzt. Dann ging's an das Befestigen der Wälle und Forts, die man in Paris immer nur als Spielzeug betrachtete. Jeder Pariser wußte mit Einem Male, was eine Bastion, eine Courtine, eine Lunette sei; jeder sprach wie ein alter Artillerist von der Enceinte mit ihren 94 Bastionen. Die Befestigungen waren vor etwa 30 Jahren angelegt, als man von den heutigen weittragenden Geschützen noch nichts kannte, es waren also bei ihrer Anlage einige Punkte vergessen, die heute dem Feinde sehr nützlich sein mußten, z. B. die Höhen von Châtillon, welche im Süden die Forts Vanves, Issy und Montrouge beherrschen; im Nordwesten war die in einen langen Bogen auf sich selbst zurückkehrende Seine den Genie-Offizieren früher als natürlicher Schutz erschienen, und zwischen dem Mont Valérien und St. Ouen hatten sie eine große Lücke ohne Vertheidigung gelassen. Jetzt verlangten die Ingenieure achtzehn Monate, um ein Fort auf Châtillon zu erbauen, und man hatte doch kaum vierzehn Tage Zeit! Und die hinausgesandten Arbeiter schienen auch keine Lust und keine Eile zu haben; die Proklamation der Republik nahm ihnen jeden Sinn für die Arbeit, und so ging diese ihren Schlendrian.

Was aber trieben inzwischen die Preußen? Die Geschichte, schreibt Sarcey, wird das Geheimniß ihrer langen Unthätigkeit aufklären. Jeder erwartete, sie in 5—6 Tagen nach Sedan über Paris herfallen, die Thore erzwingen zu sehen, während man erst am 19. die Spitzen ihrer Pickelhauben bei St. Denis erblickte. Die Einen dachten jetzt daran, sich mit dem Könige Wilhelm zu arrangiren, die Andern schworen, sich bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Aber wie kam der König dazu, noch gegen eine Nation den Krieg fortzusetzen, die ihm doch nichts zu Leide gethan? Die Demokraten richteten große Anreden an die feindlichen Soldaten, die sie ihre „deutschen Brüder" nannten, und hefteten diese Plakate an die Mauern von Paris, ohne Zweifel, damit sie die Offiziere Bismarcks lesen könnten. Man rechnete auch auf die Intervention Europa's, denn die Einnahme von Paris erschien Allen wie ein Frevel gegen die göttlichen und menschlichen Gesetze. Der Himmel selbst konnte ein solches Verbrechen nicht zulassen; die Erde mußte sich öffnen, um die Frevler zu verschlingen, welche die Hand an die heilige Stadt zu legen wagten! Ich bin überzeugt, die Mehrzahl ist bei diesem Glauben verblieben, bis der erste Schuß vom Mont Valérien fiel.

Das Gouvernement forderte alle bouches inutiles auf, Paris zu verlassen. Demnach zogen viele Wohlhabende mit Weib und Kindern ab; die Andern sagten: wir müssen bleiben, wir müssen hier sein. „Ich werde zwar den Preußen nicht viel schaden können," hieß es, „denn ich habe nie ein Gewehr in der Hand gehabt; aber ich muß hier sein!" Emile Girardin schnürte sein Bündel und drückte seinem Freunde die Hand, der ihn zum Bahnhofe begleitete. „Muth, mein Freund!" rief der edle Emile mit Thränen in den Augen; „es gehört viel Muth dazu, Paris in einem solchen Augenblicke zu verlassen!" Die Clubs begannen ihr Unwesen. Aber mit Reden läßt sich kein Feind zurückschlagen, und Soldaten hatte man nicht. Mac-Mahon war vernichtet, Bazaine blokirt, diese 325,000 Mann, welche die ganze in Frankreich disponible Armee gebildet. Jetzt sind sie alle in Deutschland, die Unglücklichen: wo also Soldaten hernehmen? Vinoy hatte durch einen glücklichen Rückzug ein Armeekorps nach Paris gebracht, das dem Elende bei Sedan entwischt war, aber auf diese Soldaten konnte wenig gebaut werden, denn sie waren demoralisirt durch den Anblick des jammervollen Schauspieles bei Sedan; sie hatten ebensowenig Vertrauen in ihre Offiziere und ihre Waffen. „Es lohnt nicht der Mühe, einen Versuch zu machen," riefen sie, „denn diese Leute sind stärker als wir!"

Von allen Seiten zogen Flüchtlinge von Sedan nach Paris hinein, die der Kapitulation entgangen waren und feig die Beine unter den Arm genommen hatten. Sie trugen durch ihre Reden am meisten dazu bei, die Demoralisation zu vergrößern. „Der Franzose," sagt Sarcey selbst, „muß durch den Erfolg getragen werden, denn sein Muth liegt mehr in dem Elan als in seinem Widerstande; das Unglück knickt ihn und jagt ihn zur Flucht. Diese Leute hatten Schlag auf Schlag, mit einer Rapidität, die in der Geschichte nicht ihres Gleichen findet, die entsetzlichsten Niederlagen erlitten; sie hatten hundert Stunden nach Paris zurückgelegt, die Preußen stets auf ihren Fersen; wie viel Courage konnten sie also noch im Leibe haben! Man hatte ihnen während der ganzen Campagne die Worte der Times wiederholt: „Ihr seit Löwen, von Eseln geführt!"

Mannigfaltiges.

Die Heimkehr der Franzosen in ihr zerschossenes Besitzthum vor Paris gibt oft zu drolligen Scenen Veranlassung. So erzählt der Korrespondent der „N. Fr. Pr." Folgendes: „In Sèvres, rechts von der vielgenannten gesprengten Sèvres-Brücke, an der so oft die Parlamentär-Fahne wehte, und in einer unmittelbar an der Seine hinlaufenden Straße, die seit Beginn der Feindseligkeiten von sämmtlichen Einwohnern verlassen werden mußte und nur von kühnen Patrouillen besucht wurde, seit dem Waffenstillstande aber durch unsere vorgeschobenen Vorposten besetzt und bewohnt wird, traf ich vor einem großen stattlichen Hause mit einem hochgegiebelten Maler-Atelier ein ältliches Ehepaar. Die Frau hatte ein Bündel unter dem Arm, er einen Malerkasten in der Hand und dazu die unzweifelhaftesten Polko'schen Malerlocken auf dem Kopfe, und auch in seinem etwas gentilschäbigen Phantasie-Kostume viel unverkennbar Französisch-Malerisches. Monsieur und Madame schienen mehr als rathlos zu sein. Sie hatten offenbar zu großen Respekt vor den vorübergehenden Soldaten, um sie anzureden. Als Monsieur mich, den zivilen Zivilisten, ankommen sah, faßte er sich ein Herz, und Madame stieß ihn ermunternd ein wenig in die Seite. „Monsieur, pardon, parlez-vous français" — „Un peu, Monsieur!" — „Monsieur, dies ist mein Haus, und ich habe manchen guten fröhlichen Tag meine Bilder dort oben in dem hellen Atelier gemalt und auf die schöne Seine und das herrliche Paris niedergeschaut. Und dann trieb uns der wilde Krieg aus unserem glücklichen Hause, mich und meine gute kleine Frau, und wir mußten Alles zurücklassen, und sogar mein großes, fast beendetes Bild, „Antonius und Kleopatra, von Wein und Liebe berauscht" — ich hatte so große Hoffnungen darauf gebaut für die Ausstellung in unserem Salon. . . . Und jetzt kommen wir wieder, Monsieur, wie Ihr uns hier seht, denn ein Maler im Kriege und ohne Arbeit hat kein Geld — Maler sind keine Sparer — und wir haben von Waffenstillstand und Frieden gehört und denken, wir können in unserem lieben Hause wieder wohnen, und ich kann meine Kleopatra fertig malen und dann in England oder Rußland verkaufen — Frankreich hat jetzt kein Geld für Bilder, und Deutschland hat nie welches dafür gehabt — und da finde ich mein Haus von Soldaten bewohnt und meine Möbel und besten Sachen verschwunden oder zertrümmert, durch Granaten oder Menschenhand, und mein schönes Bild steht noch auf der Staffelei, aber Kleopatra hat einen dicken schwarzen Schnurr- und Kinnbart und Antonius hat eine garstige Schlafhaube auf, und die Soldaten sagen mir, das Haus gehöre ihnen und ich solle mir eine andere Schlafstelle suchen. . . . Monsieur, rathet, helft mir! Was soll ich da machen?" — Ein Soldat sieht zum Fenster heraus. Ich stelle ihm die Sache vor und bitte ihn, dem Ehepaare ein Zimmer und zwei Matratzen zu überlassen. Natürlich, versteht sich, nur immer näher, alter Monsieur und Madamchen, und thun Sie ganz, als wenn Sie zu Hause sind. Auch mit einem Teller heißer Erbswurstsuppe kann ich aufwarten. Wir sind auch nicht von ganz schlechten Eltern. Aber, da kommt der alte Monsieur mit den langen Locken hier zu uns in unser Haus, das wir uns erst so mühsam ein wenig menschlich eingerichtet haben, und schlägt da vor dem Bilde mit der verkleideten Franctireuse die Hände über den Kopf zusammen, und parlirt und gestikulirt wie verrückt, und wir haben keine Ahnung, was er eigentlich will — und Niemand kann uns verdenken, wenn wir bei diesen Halsabschneidern, Augenausstechern ein wenig vorsichtig sind und nicht den ersten besten Franktireur in unser Haus aufnehmen — aber gegen unsern Hauseigenthümer machen wir schon eine Ausnahme. Also entrez, Monsieur und Madamchen — wir werden uns schon vertragen!"

Charade.

(Dreisilbig)

Die ersten Zwei an düstrer Stätte
Stumm ragen in die Nacht hinein;
Sie wiegten oft, ein rauhes Bette,
Den Sünder in die Ruhe ein.
Mein Zweites wirkt auch oft mit Schrecken,
Ist mit dem Ersten eng gepaar.
Dämonisch Urtheil zu vollstrecken,
Wird Beiden oftmals aufgespart.
Mein Ganzes ist kein Ehrentitel,
Doch wird es häufig angewandt;
In den zwei Ersten oft ein Mittel
Der Richter für das Ganze fand.
In Dorf und Stadt ist es zu finden,
Bald harmlos, bald als Bösewicht;
Willst Du's im schlimmen Sinn ergründen:
Bei Kassel kommt es zu Gesicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Freitag, 17. März 1871.

Heimkehr.

Von Hermann Lingg.

In meine Heimath kam ich wieder,
Es war die alte Heimath noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und Alles war ein Andres doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd gebahren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
Flieh, flieh und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen,
Sie kehren nimmer, nimmermehr.

Der deutsch-französische Krieg von 1870—71

bietet in seinem siebenmonatlichen Verlaufe ein reiches militärisch-statistisches Interesse, bezüglich dessen der preuß. „Staatsanzeiger" die wesentlicheren Momente, wie folgt, zusammenfaßt: Der Krieg wurde am 19. Juli 1870 von Paris aus erklärt, am 28. Jan. 1871 durch die Kapitulation von Paris auf den meisten seiner Schauplätze, am 16. Febr. auch für das letzte der Kriegstheater beendet; er hat somit eine Dauer von im Ganzen 210 Tagen gehabt. In den ersten Tagen dieses Zeitraumes, nämlich bis zum 26. Juli, wurde die Mobilmachung der gesammten norddeutschen Armeen, in derselben Zeit auch die der Truppen der süddeutschen Staaten bewirkt, während der strategische Aufmarsch der gesammten deutschen Heere in der Linie Trier-Landau in etwa 13 Tagen stattfand. Bei der Stärke dieser Armee von 5—600,000 Mann fand demnach zur Effektuirung dieser Aufstellung auf den verschiedenen deutschen Bahnen eine tägliche Beförderung von 42,000 Mann statt; diese Truppenzahl vertheilt sich auf 5 Hauptbahnen, von denen jedoch nur drei als in erster Linie in Anspruch genommen betrachtet werden können. Um die ungeheuren militärischen, wie Eisenbahnleistungen ihrer wahren Bedeutung nach beurtheilen zu können, muß man ferner der enormen Transporte an Pferden, Geschützen, Munition und Fahrzeugen gedenken, welche gleichzeitig zur Beförderung gelangten, sowie des Umstandes, daß bis vor Jahresfrist ein Bataillon, eine Eskadron oder eine Batterie als die reglementsmäßige Belastung eines Eisenbahnzuges erachtet wurden, und endlich, daß vier preußische Armeekorps von ihren Standquartieren bis zur französischen Grenze auf 80—120 Meilen herangeführt und während dieser mehrtägigen Eisenbahnfahrt Mann und Roß verpflegt werden mußten.

In Folge dieser wahrhaft wunderbaren Schnelligkeit der Mobilmachung wie der Aufstellung der Armeen, in welchen Beziehungen zwei der Hauptbedingungen der errungenen Erfolge erkannt werden müssen, sowie der vom 28. Jan. 1871 ab in Versailles geführten Unterhandlungen, sind von der oben berechneten 210tägigen Dauer des Krieges rund 30 Tage in Abzug zu bringen, so daß für die großartigen weiter unten zu erwähnenden Erfolge ein Zeitraum von 180 Tagen zur Berechnung kommt. In diesen 180 Tagen haben die deutschen Heere 156 mehr oder minder bedeutende Gefechte bestanden, 17 größere Schlachten geschlagen, 26 feste Plätze genommen, 11,650 Offiziere, 363,000 Mann

Gefangene gemacht, über 6700 Geschütze und 120 Adler oder Fahnen erbeutet. Eine genauere Berechnung ergibt demnach, daß die deutschen Heere in jedem der sechs Monate wirklicher Kriegführung durchschnittlich 26 Gefechte und 3 Schlachten durchkämpft, 4 Festungen genommen, 1950 Offiziere und 60,500 Mann gefangen, und 1110 Geschütze und 20 Adler oder Fahnen erbeutet haben. Es kommen somit beinahe auf jeden Tag des Krieges ein Gefecht, auf jeden neunten Tag eine Schlacht, auf jeden sechsten Tag eine eingenommene Festung; ferner auf jeden Tag an Kriegsgefangenen 65 Offiziere und 2070 Mann, an Geschützen 38 Stück, an Fahnen oder Adlern eine bezw. einer auf je zwei von drei Tagen.

Thatsächlich vertheilen sich die Gefechte und Schlachten auf die einzelnen Monate wie folgt: es kommen auf die Zeit bis zur Kapitulation von Sedan 13 Gefechte, 8 Schlachten — bei Weißenburg, Wörth, Spicheren, Courcelles, Vionville, Gravelotte, Noisse und Beaumont-Sedan, — und die Einnahme von vier festen Plätzen, Lützelstein, Lichtenberg, Marsal und Vitry. In den Monat September fallen 13 Gefechte und die Einnahme der Festungen Sedan, Laon, Toul und Straßburg, in den Monat Oktober 37 Gefechte und der Fall der Festungen Soissons, Schlettstadt und Metz, in den Monat November 15 Gefechte, zwei Schlachttage, — die von Amiens und Beaune la Rolande — und die Einnahme der Festungen Verdun, Montbéliard, Neu-Breisach, Ham, Diedenhofen, la Fère und der Citadelle von Amiens, in den Monat Dezember 30 Gefechte, die Schlachten vor und bei Orleans und an der Hallue, sowie der Fall von Pfalzburg und Montmédy, in den Monat Januar endlich 48 Gefechte, die Schlachten bei Le Mans, Montbéliard und St. Quentin, und der Fall der Festungen Mézières, Rocroy, Peronne, Longwy und Paris. Im Monat Februar wurde endlich Belfort den deutschen Truppen vorläufig übergeben.

Der Zeitabschnitt der Cernirung von Paris währte vom 19. Sept. bis zum 28. Jan., also 130 Tage, innerhalb deren 22 größere Ausfallsgefechte stattgefunden, welche bei vorstehender Berechnung durchweg der Zahl der Gefechte hinzugezählt worden sind, obgleich ein Theil derselben ihrer Ausdehnung wie Bedeutung nach wohl den Schlachten des Krieges anzureihen sein dürfte. Die Ziffer von 22 Ausfallsgefechten auf 130 Tage ergibt für den Monat 5 bis 6, und zwar fallen auf den September deren drei, auf den Oktober acht, auf den November zwei, auf den Dezember vier, und fünf auf den Januar.

An die hier angeführten Gefechts-, Schlachttage u. s. w. reihen sich noch der 19. und der 21. September, sowie der 12. Oktober, an welchem die Seegefechte bei Hiddensee, in der Putziger Bucht und in der Havanna stattfanden.

Die bayerischen Orden.

In gegenwärtiger Zeit mag es für viele Leser erwünscht sein, wenn sie die Verleihung von Orden an Militärpersonen in Zeitungen relatirt finden, in gedrängter Uebersicht die Bedeutung und Natur dieser Orden kennen zu lernen, was — mit vorzüglicher Berücksichtigung der militärischen — nachstehend geschehen soll.

1) Der Ritterorden vom heiligen Hubertus (gestiftet im Jahre 1444 von Herzog Gerhard V. von Jülich und Berg), sowie

2) Der Ritterorden vom heiligen Georg, gestiftet in uralter Zeit und erneuert im Jahre 1729 von Kurfürst Karl Albrecht (nachmals Kaiser Karl VII.), sind bloße Ehrenorden und werden nur an Hochadlige verliehen.

3) Der Militär-Max-Josephs-Orden (gestiftet am 1. März 1806), ein Verdienstorden für außerordentliche Kriegsthaten, gibt den persönlichen Adel schon im Rittergrade und Anspruch auf Pensionen und auf Präbenden für die Kinder. Ein goldenes weiß emaillirtes Kreuz unter goldener Krone mit rundem blau emaillirtem Schild in der Mitte (worauf die Inschrift steht Virtuti pro patria) an schwarzem blau und weiß geränderten Bande ist das Ordenszeichen, welches die Ritter auf der linken Brust, die Kommandeurs um den Hals und die Großkreuze von der rechten Schulter zur linken Hüfte umgehängt tragen, letztere zugleich noch mit Stickerei des Ordenszeichens auf der linken Brust und mit dem verkleinerten Kreuz um den Hals. Vor dem gegenwärtigen Kriege gab es in der bayerischen Armee im Ganzen nur mehr 7 Ritter und gar keine Kommandeurs noch Großkreuze, jetzt aber existirt eine ziemliche Anzahl aller Grade. — Für das Begräbniß verstorbener Ritter sind besondere Feierlichkeiten statuirt, namentlich das Nachführen des Trauerpferdes und die Begleitung eines geharnischten Mannes.

4) Der Verdienstorden der bayer. Krone (gestiftet am 19. Mai 1808) gibt eben-

falls den persönlichen Adel. Dieser Orden — gewöhnlich Civilverdienstorden genannt — hat 5 Grade: a) Großkreuze, b) Großkomthure, c) Komthure, d) Ritter, e) Inhaber der goldenen und silbernen Medaille, welch letztere den Adel nicht geben.

5) Der Verdienstorden vom heiligen Michael (gestiftet 1693, bestätigt 1808, reorganisirt 1837) hat 4 Grade: Großkreuze, Großkomthure, Komthure, Ritter erster und zweiter Klasse.

6) Der Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst (gestiftet 1853) hat nur Ritter, keine höhern Grade.

7) Der Militär-Verdienstorden (gestiftet am 19. Juli 1866) wird für tapfere Kriegsthaten verliehen, kann aber auch Civilpersonen gegeben werden, die sich hervorragend um die Armee verdient machen. Er besteht aus 5 Klassen: Großkreuzen, Großkomthuren, Komthuren, Ritter 1. und 2. Klasse, Verdienstkreuzen. Letztere Kreuze sind von Silber, die andern von Gold, dunkelblau emaillirt mit rundem Schild, auf der Vorderseite mit L und der Inschrift Merenti (dem Verdienenden), auf der Rückseite mit dem bayerischen Löwen und der Jahrzahl 1866 geziert. Der Schild ist von einem weiß emaillirten Kranz umgeben und zwischen jeder der 4 Abtheilungen des Kreuzes befinden sich in den Lücken unten goldene Flammen, welche jedoch bei den Ritterkreuzen II. Klasse und den Verdienstkreuzen fehlen. Das Band ist von weißer Seide, gewässert, mit blauer Einfassung. Das Ritter- und Verdienstkreuz wird auf der linken Brust, das Großkomthur- und Komthurkreuz um den Hals, das Großkreuz von der rechten Schulter zur linken Hüfte, letzteres und das Großkomthurkreuz auch in Form eines silbernen Sternes mit Strahlen auf der Brust getragen. — Die Zahl der Dekorirten hat sich in gegenwärtigem Kriege außerordentlich vermehrt.

8) Der Ludwigs-Orden (gestiftet am 25. August 1827) für in ständiger Aktivität und ehrenvoll vollbrachte 50 Dienstjahre, wobei jedes Feldzugsjahr doppelt zählt. Offiziere und Beamte sowie Geistliche im Rathsrange erhalten das Kreuz, andere Diener nur die goldene Ehrenmünze.

Außer diesen Orden gibt es noch mehrere Medaillen und Feldzeichen, das französische, das 1849er, das 1866er, die Tapferkeitsmedaille, das Veteranen-, sowie das Dienstalterszeichen; ein allgemeines deutsches Kriegsdenkzeichen von 1870 steht zu erwarten, welches die Form des eisernen Kreuzes erhalten und an deutschem Bande getragen werden soll.

Mannigfaltiges.

Auf einem der Blätter eines alten Inventar-Registers des Nationaltheaters in Pesth stieß man auf die Worte: „Zweiunddreißig Paar neue Theaterstiefel . . . der Wind hat sie davongetragen.“ Der das Inventar Aufnehmende lachte hell auf; der Dekorateur, Maschinist, Garderobemeister und die übrigen bei der Inventur-Aufnahme Anwesenden folgten seinem Beispiel und das Gelächter dauerte noch fort, als ein Kollege hinzukam, und nachdem er die veranlassende Ursache desselben vernommen hatte, folgende Geschichte über die vom Wind davon getragenen 32 Paar Theaterstiefel zum Besten gab: In einer Nacht war die hölzerne Einzäunung des Hofes abhanden gekommen, ohne daß man auf irgend Jemanden einen Verdacht werfen konnte, und so wurde dem Direktor gemeldet, der Wind habe den Zaun davon getragen. Nyeki hörte die Meldung an, ohne ein Wort zu sagen und ordnete einen neuen Zaun an. Einige Tage später wird ihm gemeldet, daß man Theaterstiefel brauche. „Aber wir haben doch erst vor zwei Monaten zweiunddreißig Paar Stiefel machen lassen,“ sagte der Direktor. — „Die Sohlen sind schon zerrissen, Herr Hofrath.“ — „Nun, so muß man sie besohlen lassen.“ — „Das Vorleder hat aber auch schon Löcher.“ — „So muß man sie vorschuhen lassen.“ — „Auch die Stiefelschäfte sind schon schlecht!“ — „Nun, so lassen Sie frische Stiefel an die Strupfen nähen.“ Denique waren auch die Strupfen nicht zu finden, worauf Nyeki fragte, ob vielleicht der Wind auch die Stiefel davon getragen. — „Wird wohl nicht anders sein, Herr Hofrath.“ — „Nun, so schreiben Sie das in das Inventar-Register und lassen Sie neue Stiefel machen.“ Seitdem pflegte der alte Herr zu sagen, er habe gefunden, daß in Pesth der Wind nirgends so stark blase, als in der Gegend des Nationaltheaters.

Wie die Hühner und Gänse als Kontroleure der Dreschmaschine zu verwenden sind, lehrt eine kleine humoristische Geschichte aus Tschudi's landwirthschaftlichem Lesebuch, die wir hier folgen lassen: „Ich ging vor Kurzem über den Hof

und sah die Gänse und Hühner neben den Strohbündeln stehen, welche eben von der Dreschmaschine herausgetragen wurden. Es gibt aber keine besseren Aufpasser und Kontroleure beim Dreschen, als Gänse und Hühner, und ich ziehe sie gern zu Rathe, wenn ich die Arbeit der Drescher beurtheilen will. Sind recht viele Körner im Stroh geblieben, weil die klugen Drescher leichter auf ihr Maß kommen, wenn sie die Aehren nur halb ausklopfen, dann fangen die Gänse an, die Drescher zu loben, und es entsteht ein Geschnatter, das um so heller schmettert, je mehr die Flegel den Gänsen übrig ließen. Nun kommen auch die Hühner und glucken ihre Jungen herbei, und der Haushahn stößt in die Trompete und bläst zum Angriff. Kommt einige Zeit darauf der Hausherr, reibt sich die schläfrigen Augen und untersucht das Stroh, dann ist es leer und er lobt die schon von den Gänsen und Hühnern gelobten Drescher, und Alle sind zufrieden, auch die Hausfrau, deren Geflügel von selbst fett wird und Eier legt in die Millionen. Weil ich nun wußte, was für einen Antheil die Gänse und Hühner am Dreschen nehmen, so betrachtete ich diese Kontroleure, was sie zu der Dreschmaschine schnattern und glucken würden. Sie sagten aber gar nichts. Die Hühner stiegen auf den Schütten herum, wie auf Reisigbündeln, und kratzten und kletterten wieder herab und schlichen so trübselig davon, als ob sie alle den Pips hätten. Die Gänse streckten die Hälse und wackelten bedächtig herbei und rischelten und raschelten in den Bündeln und zogen die Aehren durch den Schnabel und schüttelten mit dem Kopfe. Dann wendeten sie sich verächtlich um, zogen bald den einen, bald den andern Fuß in die Höhe und steckten den Kopf unter die Flügel, was bei den Gänsen so viel heißt, als wenn sich ein Verlegener hinter den Ohren kratzt. Hollah! dachte ich, die Gänse und die Hühner sind mit der Dreschmaschine nicht zufrieden; um so besser bin ich's."

Wo ward Moltke geboren? „Es ist uns aufgefallen, schreibt ein Parchimer, daß in den Biographieen Moltke's, welche jetzt die Runde durch alle Zeitungen machen, sein Geburtsort gar nicht oder falsch angegeben ist. Darnach scheint es noch sehr wenig bekannt zu sein, daß wir Parchimer das Glück und die Ehre haben, den größten Strategen der Jetztzeit ein Kind unserer Stadt nennen zu dürfen. Das Haus seiner Geburt besitzt und bewohnt jetzt Herr Bürgermeister Sommer-Dierssen. An der Fronte dieses Hauses ist eine Tafel von weißem Marmor angebracht, welche in Goldbuchstaben folgende Inschrift trägt: „Hier wurde der preußische General der Infanterie Helmuth Karl Bernhard von Moltke am 26. Okt. 1800 geboren." Vor einigen Jahren verlieh die Stadt dem hohen Herrn das Ehrenbürgerrecht. Das in Berlin sehr kunstvoll gearbeitete Diplom wurde demselben von einer Deputation des Magistrats und der Bürgerschaft in Berlin überreicht. Von hier zog sein Vater nach einem Gute in der Nähe Rostocks und von da nach Holstein. Parchim ist nicht wenig stolz auf die Ehre, die Geburtsstadt des genialen Moltke zu sein, und möchte sich nicht gerne diesen Ruhm verkümmern lassen."

In Augsburg erlaubten sich kürzlich einige im dortigen Barakenlager internirte französische Offiziere zu äußern, ehe fünf Jahre vergehen, nehme Frankreich Revanche für die Niederlagen im Jahr 1870—1871. Ein bayerischer Hauptmann gab treuherzig die treffende Antwort: „Meine Herrn, is' guat, daß Se des sogen, nun brauchen mer d'Baraken net abzubrechen und können's stehen lossen. Auf Wiedersehen also."

An einer Bank oder dergl. auf freiem Felde von einer ungeübten Hand mit Kreide angeschrieben fand Eduard Möricke den Vers:

Ich habe Kreuz und Leiden,
Das schreib' ich mit der Kreiden,
Und wer kein Kreuz und Leiden hat,
Der wische meinen Reimen ab.

Das Jahr 1871 bietet die seltene Erscheinung, daß in demselben 53 Sonntage vorkommen. Der erste Tag des Jahres war bekanntlich ein Sonntag und der letzte Tag ist ebenfalls ein Sonntag.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Ein Wörtlein, zweimal ausgesprochen,
Durch einen Mitlaut unterbrochen,
Verwirret oft den höchsten Staat
Und wird bestraft als Hochverrath:
Doch wenn es sich bei Tische zeigt,
Ißt Jedermann davon und schweigt.

Auflösung der dreisilbigen Charade in № 32:
Galgenstrick.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 34. Montag, 20. März 1871.

Edmund von Werthen.

Novelle von Hermann Hirschfeld.

Die Thurmuhr der kleinen Kirche des Dorfes verkündete die elfte Stunde des Abends. In den hohen Bäumen trieb der herbstliche Wind, der tückische Vorbote des nahenden Winters, sein zerstörendes Spiel, und in den entblätterten Aesten klagte und seufzte es wie um ein verlornes Glück.

Die Straße des Dorfes war wie ausgestorben. Die Häuser waren sämmtlich dunkel, denn ihre Einwohner hatten längst die Ruhe aufgesucht, um im süßen Schlafe das Toben des Windes an ihren Fensterläden zu vergessen und sich zu neuem Tagwerk zu rüsten, ehe die rauhere Jahreszeit jede Feldarbeit unmöglich machte.

Da erklangen plötzlich leise Schritte, durch den Regen, der den Sand des Weges befeuchtete, fast unhörbar gemacht, und eine hohe Mannesgestalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, eine brennende Laterne in der Hand, schritt, des Sturmes ungeachtet, die Straße des Dorfes einher. Ein breiter Hut verbarg den oberen Theil ihres Gesichtes, dessen untere Parthie der hochreichende Mantelkragen vollständig verdeckte.

„Ein Hundewetter," murmelte der Mann vor ich hin, „die Frau hätte auch zu gelegenerer Zeit abfahren können. Aber gleichviel, weiß ich och, daß mit ihr sich die letzten Augen und Ihren schließen, die vielleicht einst gesehen und ehört haben könnten, denn der Junge ist noch n Kind, ein Knabe, und daß er uns nie schade, ll unsere Sorge sein."

Mit diesen Worten schritt er vorwärts, sichtch hatte er im Dorfe selber nichts zu schaffen, nn er war jetzt die Straße zu Ende gekommen id setzte seinen Weg, seitwärts einbiegend, fort. n einiger Entfernung erhob sich inmitten eines artens ein sauberes einstöckiges Haus, das einzige Gebäude zwischen Feldern. Weiß und freundlich leuchtete sein Aeußeres durch die stürmische Nacht, aber dennoch war es im Innern desselben dunkel wie überall, die Läden waren fest geschlossen und nur aus einem Zimmer des Erdgeschosses dämmerte, von dicken Vorhängen zurückgehalten, ein matter Lichtschein.

Der Wanderer blieb stehen und horchte, je näher er dem Hause kam, desto deutlicher tönten leise Harmonieen in sein Ohr, es war der helle Ton eines Flügels, von einer Meisterhand berührt, den ein leidendes Herz zum Dolmetscher seiner tiefinnersten Gefühle schuf.

„Wer mag das sein!" sagte er halblaut, „die Frau Baronin liegt todtkrank, wie ihr Brief an den Schwager bekundet, und der Junge, pah, Leopolds Sohn kann nimmer ein Genie sein, und so wenig ich mich auf Kunst verstehe, dieses Spiel verräth Genie. Aber wir werden sehen."

Entschlossen näherte er sich dem Hause und schellte. Ein dröhnender Ton ward im Hause laut, die leise Melodie verstummte. Auf der Flur des Hauses ließ sich ein schwerer Tritt vernehmen und im nächsten Augenblicke ward die Thüre wie von unsichtbaren Händen geöffnet.

Der Fremde betrat das Innere des Hauses. Eine düster brennende Lampe beleuchtete die kleine Flur, an deren Ende eine kurze Treppe zum ersten und einzigen Stockwerke emporführte.

Ein tiefes Schweigen herrschte rings umher, nur der Wind pochte an die auf's Neue geschlossene Thüre des Gebäudes. Er warf einen Blick um sich und gewahrte einen alten Mann mit silberweißen Haaren in einer einfachen grauen Livrée gekleidet, der die Züge seines fast verhüllten Antlitzes musternd in einiger Entfernung seines Begehrs zu harren schien.

„Ich wünsche Frau Werthen zu sprechen," redete jetzt der Fremde, „ich komme aus der Residenz."

Bei dem ersten Laut dieser Stimme war der alte Mann zusammengezuckt, jetzt trat er zu der Lampe und ihre Flamme heller schraubend, fuhr er fort, in das Antlitz des Fremden zu starren.

„Walling!" rief er halblaut, „Du hier?"

Der Kommende fuhr auf, aber sogleich sich fassend und dem Diener näher tretend, erwiederte er:

„Ah, Sie leben noch, mon cher, müssen alt sein, sehr alt, warum wandten Sie sich nicht an mich, Ihre Lage zu erleichtern, denn Ihre Verhältnisse müssen drückend sein, da sie gezwungen sind, bei Ihren Jahren noch Diener zu spielen."

„Sie irren, mein Herr Walling, wenn ich diese Livrée trage, haben meine Verhältnisse keinen Theil daran. Und wenn es auch wäre, besser der Diener schuldlos ins Unglück Gestürzter, mit einem Herzen voll Treue und Frieden, als der Verderber jener Unglücklichen, und wohne er auch im Palaste, schliefe er auf Säcken Goldes mit nagenden Gewissensbissen."

Der Fremde lächelte ironisch. „Sie scheinen noch immer nicht geheilt von jenem Wahne, mit dem Ihr Herr Sie angesteckt, aber gleichviel, melden Sie mich Ihrer Dame."

„Wen soll ich melden," fragte der Alte, „den Sekretär ihres Schwagers, meinen einstigen Schützling oder —"

„Melden Sie den Banquier und Ritter Eduard von Walling," unterbrach ihn der Fremde, „ich komme im Auftrage ihres Schwagers des Grafen von Croissy Werthen."

„Und er selber hält es nicht der Mühe werth, die wenigen Meilen zurückzulegen, die ihn von der sterbenden Wittwe seines einzigen Bruders, von seinem nie gesehenen Neffen trennen?"

Der Fremde zuckte die Achseln. „Der Herr Graf ist nervös," sagte er mit ironischem Ausdruck. „Sie kennen ihn ja."

„Ja, ich kenne ihn," rief Joseph, sich vergessend, heftig. „Er fürchtet die Bitte einer sterbenden Mutter, die ihren Sohn an das Herz seines Oheims legt, könnte seine Nerven irritiren. Wohl Ihnen, Herr Baron und Ritter von Walling," fuhr er fort, jeden Titel betonend, „wohl Ihnen, daß Ihr Nervensystem und — Ihr Gewissen stärker ist."

„Genug, genug," befahl der Fremde. „Ehe Sie mich melden, wünsche ich einige Auskunft, die meine Verständigung mit Ihrer Herrin erleichtern würde."

Der Diener blickte den Banquier fragend an, der sein Portefeuille hervorzog und sich bereitete, die Antworten des Dieners zu notiren.

„Zuerst," begann er, „theilen Sie mir mit, ob Frau Werthen, wie sie sich nennt, seit ihr Gatte dem Adel entsagt, von der Schuld unterrichtet ist, welche dieser mir und seinem Bruder zur Last legte?"

Der Diener schüttelte das Haupt. „Sie weiß nichts. Leopold von Croissy starb, ohne seines Bruders anders zu gedenken, als am Tage des Gerichts. Ihr Name aber ist seiner Gattin völlig fremd."

Der Banquier neigte befriedigt das Haupt. „Und der Sohn," fuhr er fort, „verspricht der Bursche etwas?"

„Edmund von Werthen?" rief der Alte fast unwillig über diese Frage. „O Herr Walling, dieser Knabe von vierzehn Jahren beschämt an Körper und Geist manchen Mann von vierzig. Hörten Sie vielleicht, indem Sie kamen, die Klänge seines Flügels?"

„Wie?" rief Walling erstaunt, „diese Töne, so seelenvoll, wie ich sie noch nie vernommen, rührten von —"

„Von Edmund her!" unterbrach ihn der Alte, „aber still, ich höre ihn kommen, um seiner Mutter gute Nacht zu wünschen. Der arme Jüngling ahnt nicht, daß die Nächte derer bereits gezählt sind, die sein Theuerstes auf Erden."

„So geben Sie Ihrer Herrin nur kurze Frist zum Leben?"

„Sie selber fühlt ihren Zustand am besten," erwiederte der Alte, „so sehr sie ihn auch ihrem Sohne zu verbergen strebt. Nichts reibt so sicher und tödtlich auf als geheimer Gram, das haben wir schon an Baron Leopold erfahren, Herr Banquier von Walling."

Der Fremde unterdrückte seine Antwort, denn in diesem Augenblick erschien der junge Mann am oberen Ende der Treppe.

Wir sagen „der junge Mann", denn unmöglich konnte man Edmund Werthen noch einen Knaben nennen. Seine schlanke hohe Gestalt trug keineswegs den Ausdruck des „Aufgeschossenen". Dunkelblondes, seidenweiches Haar umgab kurz gelockt die hohe blendendweiße Stirne und das Antlitz mit den tiefblauen Augen, mit den leicht gerötheten Wangen trug den Stempel höherer Begabung. Der Banquier hatte neugierig den Kommenden betrachtet, aber je mehr Edmund ihm näher trat, desto tiefer senkte er den Blick, als scheue er sich, dem auf ihn gerichteten Auge zu begegnen, bis er den jungen Herrn des Hauses mit einer tiefern Verneigung begrüßte, als es sich fast für ihn, dem ältern Manne, einem Knaben gegenüber ziemte.

„Was wünscht dieser Herr, Joseph?" fragte Edmund mit melodisch klingender Stimme.

„Ich bin ein Freund Ihres Herrn Onkels, des Grafen Werthen," nahm der Banquier statt des Dieners das Wort, „und kam in Folge eines Schreibens Ihrer Frau Mutter an denselben. Mein Name ist von Walling."

„Meine Mutter? Großer Gott, meine Mutter hätte meinem Oheim geschrieben?" rief der junge Mann leidenschaftlich, „o entsetzlich!"

„Was befremdet Sie in diesem Schritte?" fragte der Banquier erstaunt.

„Befremden nichts, aber ängstigen," erwiederte der Jüngling, „denn die letzten Worte meines Vaters, die sich unauslöschlich in meine Seele geprägt haben, lauteten: „Wende Dich nicht eher an meinen Bruder, bis Du den Tod an Dein Herz pochen fühlst," es war das erste Mal, daß ich erfuhr, daß ich einen Oheim besaß, und seit jenem Tage erfuhr ich es nie wieder."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die Straßburger Tanne.

Bei Straßburg auf dem Bergforst stand eine alte große Tanne, die bei Jedermann nur die „große Tanne" genannt wurde. Sie rührte von jener Zeit her, als Straßburg noch deutsch war, wie dieses heute wieder — ohne Erlaubniß von Frankreich, das sich der deutschen Stadt Straßburg durchaus nicht mehr, nicht einmal mehr im Geiste der Geschichte, erinnern will — deutsch ist.

An einem Pfingstmontag wurde die „große Tanne" umgehauen, als die deutsch redende Stadt Straßburg auf französischem Boden lag. Da wurde ein lautes Fest gefeiert und erschienen auch Gäste aus Deutschland beim Tanze, der nach dem Falle des herrlichen Tannenkranzes im Forsthause gehalten wurde.

Unser großer Dichter Friedr. Rückert vernahm im Innersten, was die große Tanne, als die Wurzel zerbrach, tiefbetrübt zuletzt sprach; nämlich:

„Ich sah in alten Zeiten
Die Kaiser und die Herr'n
Im Lande zieh'n und reiten;
Wie liegt das heut' so fern!
Da macht' ich wohl mit Rauschen
Sie grüßen in der Nacht,
Und mit den Winden tauschen
Gespräch von deutscher Macht.

Dann kam die Zeit der Irrung,
Des Abfalls in das Land,
Voll schmählicher Verwirrung,
Da ich gar traurig stand;
Es klirrten fremde Waffen,
Es zuckte mir durch's Mark,
Ich sah die Zeit erschlaffen
Und blieb kaum selber stark.

Den Himmel sah ich säumen
Ein neues Morgenroth,
Es scholl aus fernen Räumen
Der Freiheit Aufgebot;
Ich sah auf alten Bahnen
Die neuen Deutschen geh'n,
Die lang entwohnten Fahnen
Vom Rheinstrom her mir weh'n.

Da schüttelten die Winde
Mein altes Haupt im Sturm;
Vor Schreck entsank der Rinde,
Der sie genagt, der Wurm:
Nun werden deutsch die Gauen
Vom Wasgau bis zur Pfalz;
Und wieder wird man bauen
Hier eine Kaiserpfalz.

Doch als das große Wetter
Eilfertig, ohne Spur,
Wie Windeshauch durch Blätter,
Dahier vorüberfuhr: —
Mein Wipfel ist geborsten,
Es wird nicht mehr der Aar
In diesen Forsten horsten,
Der meine Hoffnung war.

Lebt, Adler, wohl, und Falken!
Ich fall' in Schmach und Graus,
Und gebe keinen Balken
Zu einem deutschen Haus;
Man wird hinab mich schleppen
Und drunten aus mir nur
Verseh'n mit neuen Treppen
Mairie [1]) und Präfektur [2]).

Doch, jüng're Waldgeschwister,
Ihr hauchet frischbelaubt
Theilnehmendes Geflüster
Um mein erstorb'nes Haupt;
Euch alle sterbend weih' ich
Zu schönrer Zukunft ein,
Und also prophezeih' ich,
Wie fern die Zeit mag sein:

---

1) Stadthaus, worin der franzöf. Maire residirt.
2) Residenz des Präfekten.

Einst [3]) Einer von euch allen,
Wenn er so altergrau
Wird, wie ich falle, fallen,
Gibt Stoff zu anderm Bau,
Da wohnen wird und wachen
Ein Fürst auf deutscher Flur;
Dann wird mein Holz noch krachen
Im Bau der Präfektur."

Mannigfaltiges.

Von seiner Geistesgegenwart gab Gambetta in einer Gerichtssitzung damals, als er noch ein unbekannter Mann war, ein merkwürdiges Zeugniß. Er hatte einen Redakteur zu vertheidigen, der wegen Aufreizung zur Widersetzlichkeit gegen die Gesetze des Landes angeklagt war. Sie müssen, rief er, den Schriftsteller freisprechen, der seiner Ueberzeugung freien Ausdruck gegeben hat. Vergessen Sie nicht, daß Derjenige, welcher in diesem Augenblicke Ihr Gewissen beherrscht, unter derselben Anschuldigung zu leiden hatte, die meinen Klienten heute auf die Anklagebank geführt hat. Bei dieser Stelle erhob sich der Präsident des Gerichtshofes und unterbrach den Vertheidiger mit den entrüsteten Worten: Ich dulde hier keine Anspielung auf das Staatsoberhaupt (Napoleon), in dessen Namen hier Recht gesprochen wird. — Ruhig ließ ihn Gambetta ausreden und sagte dann trocken: „Ich habe Jesus Christus gemeint." Der Gerichtshof war wie niedergedonnert.

Eine fürstliche Anekdote. Der Direktor des „Volkstheaters" in Wien, Herr Fürst, begab sich mit seiner Gesellschaft nach Wien zurück. Auf einer Station mußte er aussteigen, um ein Bedürfniß zu befriedigen. Die Anhaltpause verstrich, das dreimalige Läuten war vorüber, der Kondukteur brüllte sein „fertig" und schon schickte sich die Lokomotive an, den Zug mit Zurücklassung des Wiener Schauspieldirektors fortzufahren. Da steckte einer der Kunstgenossen desselben ängstlich sein Gesicht aus dem Coupéfenster und rief: „Der Fürst kommt nicht, der Fürst ist noch nicht da" — und siehe da, dies Wort wirkte Wunder: der Zug blieb stehen und hielt so lange, bis der Fürst herbeieilte, in dem zu seinem Schrecken der bestürzte Kondukteur nicht das erlauchte Haupt entdeckte, das er zu sehen vermuthet hatte.

[3]) 1871.

Ein Reisender kehrte in einem Gasthause in der Nähe von Vincennes ein und wollte eben seinen Namen in's Frembenbuch schreiben, als sich ein Wänzchen erlaubte, gerade über die betreffende Stelle zu laufen. Der Reisende legte erschrocken die Feder weg und sagte: „Ich bin schon mit Ungeziefer in Evansville und Terre Haute in Berührung gekommen; aber das ist gewiß noch nicht da gewesen, daß Wanzen so inpertiment sind, im Fremdenregister nachzuschauen, in welchem Zimmer die Reisenden beherbergt werden, damit das „Vieh" genau weiß, wen es zu beißen hat." Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche.

Eine Frau von 120 Jahren, die Bürgerin Dmitriew, ist vorigen Monat in Ufa (Rußland) gestorben. Dieselbe lebte in ärmlichen Umständen bei einer Familie, die sie aus Barmherzigkeit aufgenommen hatte. Sie bewahrte bis zu ihrem Tode eine gute Gesundheit und einen klaren Geist. Sie war eine Leibeigene der Familie Mussin-Puschkin gewesen. Sie erinnerte sich noch sehr gut, daß sie zur Zeit der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina II. als 14jähriges Mädchen mit ihrer Herrin in Petersburg gewesen war. Während des Pugatschew'schen Aufstandes befand sie sich bei ihrer Herrin auf dem Gute. Als Pugatschew daselbst ankam, floh die Herrin, und die Dmitriew kleidete sich zu seinem Empfange prächtig an und bewirthete ihn nach besten Kräften, wofür er sich sehr dankbar zeigte und ihr einen Thaler schenkte, den sie längere Zeit aufbewahrte. Im Alter von vierzig Jahren verheirathete sie sich mit einem Kaufmanne; nach achtjähriger kinderloser Ehe wurde sie Wittwe und blieb in ärmlichen Umständen zurück.

Lebensphilosophie.

Ein liebeleeres Menschenleben
Ist wie ein Quell, versiegt im Sand,
Weil er den Weg zum Meer nicht fand,
Wohin die Quellen alle streben.

Auflösung des zweisilbigen Räthsels in № 33:
Auflauf.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Mittwoch, 22. März 1871.

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

Von seinen Gefühlen übermannt, schwieg der Jüngling. Eine Pause entstand unter den Dreien, die der Alte mit den Worten unterbrach:

„Beruhigen Sie sich, Edmund, Ihre Phantasie reißt Sie fort. Ihrer Mutter Zustand ist keineswegs gefährlich, können Sie ihr aber zürnen, wenn ihre Sorgfalt, ihre Liebe zu Ihnen ihr befiehlt, vorsichtig zu sein?"

Der junge Mann schüttelte das Haupt. „Du täuschest mich nicht, auch nicht der Arzt," erwiederte er. „Ihr versteht nicht, in den Augen einer Mutter zu lesen. Aber ich, ich will Sie melden, da Sie ein Bote meines Oheims, wird Frau von Werthen Sie zu jeder Stunde erwarten."

Mit diesen Worten öffnete er leise die Thüre eines Seitenzimmers, augenscheinlich das Gemach seiner Mutter, denn ein heller Lichtschein drang einen Augenblick aus demselben auf die Flur.

„Nun, wie finden Sie unsern Edmund?" fragte der alte Diener mit sichtbarem Stolze.

Der Banquier zuckte die Achsel.

„Art läßt nicht von Art," sagte er endlich, „ganz der feurige Phantast, wie einst sein Vater, viel zu aufwallend, wird nie zum Kaufmann taugen, wenn er nicht bald unter andere Aufsicht kommt."

„Edmund — Kaufmann," rief der Alte fast lachend, „aber freilich, was versteht mein einstiger Schützling, der Dorfknabe, den ich seiner feinen Handschrift halber meinem Herrn empfahl, von Kunst oder anderen höheren Gefühlen?" murmelte er verächtlich vor sich hin.

„Die Vergangenheit soll todt sein," flüsterte der Fremde, dicht an Joseph herantretend, „hörst Du, sie soll! Armseliger Thor, meinen Grimm zu reizen, vergißt Du denn, daß der Banquier von Walling der Freund, der Vertraute des Oheims Deines theuren Jünglings ist und daß das Schicksal desselben binnen wenigen Tagen — Stunden vielleicht in diesen Händen ruht?"

„Sie haben Recht, Herr von Walling," entgegnete Joseph leise. „Verzeihen Sie mir, ich bin alt und überlege nicht viel mehr, bald werden Sie auf ewig vor mir Ruhe haben."

Die Thür öffnete sich und Edmund erschien auf der Schwelle des Zimmers.

„Meine Mutter erwartet Sie, Herr von Walling," sagte er und mit gedämpfter Stimme fügte er hinzu: „Ich empfehle sie Ihrer Schonung, sie ist wieder sehr schwach heute."

Bei diesen Worten lud er durch eine Handbewegung den Banquier zum Nähertreten ein, und schloß die Thür hinter ihm.

Walling blickte neugierig in dem Zimmer umher, das eine von der Decke herabhängende Lampe mit milchweißer Kuppel genügend erhellte. Es war ein kleiner Raum, dessen hintere Seite ein Alkoven abschloß, der zum Schlafgemach der Kranken diente.

An der Wand, dem Eingange gegenüber, befand sich das lebensgroße Portrait eines Mannes in vorgerücktem Alter, mit strengen, ernsten Zügen, deren Ausdruck jedoch durch die Güte und Intelligenz, die aus den blauen Augen des Mannes schimmerte, bedeutend gemildert ward. Man sah es diesem Antlitz an, daß es manchen harten Kampf des Lebens bestanden hatte. Auf dieses Bild fiel das Auge des Banquiers, aber sogleich schweifte es wieder ab, indem eine leichte Blässe sein Antlitz überflog.

Sonst bot die Einrichtung des Gemaches eben nichts bemerkenswerthes, einige werthvolle Bücher und Kupferstiche, die einen Nebentisch bedeckten, ausgenommen.

Auf dem Divan unter dem Bilde lag von einer weißen Decke umhüllt eine weibliche Gestalt. Krankheit und Gram schien die Züge der Dame, die vielleicht eben das vierzigste Lebensjahr überschritten haben mochte, vorzeitig gealtert zu haben. Das bleiche Antlitz der Leidenden war von unendlicher fast ätherischer Zartheit und auf ihren eingefallenen Wangen hatte der Griffel des Todes bereits seine entstellende Botschaft geschrieben.

„Verzeihen Sie, Herr von Walling, daß ich Sie liegend empfangen muß," begann Frau von Werthen mit schwacher Stimme. „Nehmen Sie meinen Dank, daß Sie nicht Regen und Sturm gescheut haben, die letzten Wünsche einer Scheidenden zu erfüllen, wenn auch Gott mein brünstiges Gebet nicht erhörte, dieselben dem Bruder meines Gatten persönlich an das Herz zu legen."

„Mein Freund, Graf von Werthen, gnädige Frau, ist selber leidend," erwiederte der Banquier. „Wenn auch seine Leiden mehr in der Imagination vorhanden sind, aber Sie dürfen mir vertrauen wie ihm, denn Werthen beschließt und unternimmt nichts ohne meine Hilfe und meinen Rath."

„So rücken Sie gefälligst jenen Fauteuil an mein Lager," erwiederte die Dame, „und verzeihen Sie es einer Kranken, wenn ich unzusammenhängend reden sollte. Jedes Wort, das aus meiner Brust kommt, ist ein Lebenshauch weniger für mich."

Der Banquier folgte der Aufforderung der Dame, er zog einen Lehnstuhl herbei und ließ sich neben dem Lager der Dame nieder.

„Ich habe nie die Ursache des Zerwürfnisses gekannt," begann die Leidende, „das meinen Gatten antrieb, niemals den Namen dessen auszusprechen, den ein gleicher Mutterschooß getragen. Auch von Ihnen, mein Herr, verlange ich nicht die Lösung des Geheimnisses. Ich habe viel gelitten und will wenigstens in Frieden sterben, aber je schwerer die Ursache in der Schaale der Gerechtigkeit wiegt, desto fester lassen Sie meinen Sohn das Band sein, das, wenn auch ich geendet, den todten Bruder mit dem Lebenden verbindet. Hat Leopold gefehlt, so räche sich Graf Werthen edel, trägt er selber die Schuld, so sühne er sie an dem Sohne dessen, der ihm nimmer vergeben kann."

Der Banquier erwiederte, trotzdem die Dame inne hielt, um ihm Zeit zur Antwort zu lassen, nichts, und nach einer Pause fuhr die Leidende fort:

„Hat mein Schwager Kinder, Herr v. Walling?"

„Zwei, einen Sohn von siebzehn Jahren, der sich gegenwärtig in einer Kadettenschule der Residenz befindet, und eine Tochter, ein liebliches Mädchen von zwölf Jahren, die einstige Braut meines Jungen, wenn es im Himmel nicht anders beschlossen ist."

„Und Graf Werthen ist Wittwer seit langen Jahren, wie ich höre?" fragte seine Schwägerin weiter.

„So ist es, trotzdem er sich wie Ihr verstorbener Gemahl erst im vorgerückten Alter zu einer Heirath entschloß, überlebte er seine Gattin."

„Ich danke Ihnen, mein Herr," endete die Kranke ihre Fragen, „und nun lassen Sie mich Ihnen in Kürze mittheilen, zu welchem Zwecke ich meinen Schwager an mein Krankenlager beschied."

Der Banquier verneigte sich leicht.

„Fünfzehn Jahre sind verflossen, seit Leopold Werthen sich in diesem Dorfe ankaufte, dessen Pfarrer, mein Vater, fast die einzige Gesellschaft des menschenscheuen, schwer bedrückten Mannes ausmachte. Und dennoch wußte man bald im Orte viel von seinem Edelmuth und seinem Wohlthätigkeitssinne zu reden, und jene Trauer, die wie ein Stempel auf seinen Zügen lag, machte ihn anziehend und flößte Ehrfurcht ein. Zuweilen begegneten wir ihm, von seinem alten Diener gefolgt, wenn ich an der Seite meines Vaters zu früher Morgenstunde durch die keimenden Saatfelder wandelte. Er wandte nur selten das Wort an mich, aber desto öfter sah ich forschend seine Blicke auf mich gerichtet. — Eines Morgens trafen wir allein zusammen, meinen Vater hielt das Studium einer Predigt an das Haus gefesselt, und der alte Joseph zog sich auf den Wink seines Herrn zurück, sobald dieser meiner ansichtig ward. Fast eine Stunde wandelten wir so, kein Auge sah uns, als das allwaltende des Ewigen."

Die Kranke hielt erschöpft inne. Mit einem leisen Zeichen der Ungeduld zog Walling seine Uhr hervor.

„Ich werde kurz sein," fuhr die Kranke fort, der jene Bewegung nicht entgangen war. „Ich lernte Leopold achten und verehren, und mit Freuden willigte ich ein, den Lebenspfad des hohen Vierzigers zu theilen. Es drängte mich, gut zu machen, was die Menschen an diesem Herzen verbrochen hatten, denn daß Leopold Schweres, Entsetzliches erfahren, das gab er selbst zu. Ich ward seine Gattin, aber mit Schrecken bemerkte ich, daß Werthen's Gesundheit tief erschüttert war und seine Kräfte mit jedem Tage abnahmen. Unser Edmund war geboren und erst

an diesem Tage theilte mir mein Gatte mit, daß er einen Bruder, den Grafen von Croissy Werthen, besitze und er selbst von alter, adeliger Familie stamme. Zu diesem Bruder aber solle ich nicht eher meine Zuflucht nehmen, als wenn ich früher sterben sollte, ehe Edmund selbständig sei, obwohl er mir die Gründe verschwieg, die ihn zu diesem Befehle bestimmten. Das Gefürchtete traf ein. Ganz unerwartet trat vor zehn Jahren an meiner Seite während eines Gespräches der Tod an meinen Gatten heran und seit diesem Augenblicke war es mir, als wenn auch durch mein Herz jener Schlag gefahren sei, der ihn darnieder streckte, und seitdem wußte ich, daß auch meine Jahre gezählt seien. Edmund wuchs heran, mein Vater übernahm seine Ausbildung und mit Stolz darf ich es aussprechen, mein Sohn ist würdig, mit den vollkommensten Jünglingen in die Schranken zu treten. Besonders aber eine Gabe ist es, die das Schicksal ihm in reichstem Maße verliehen, die Gabe der Musik, und auf dieses Talent habe ich alle Hoffnungen für seine Zukunft gesetzt."

(Fortsetzung folgt.)

Das verunglückte Quartett.

„Wie können Sie wohl glauben, daß ich einem neunjährigen Buben die zweite Violine anvertrauen werde!" sprach der Signore Ferotti, wohlbestallter Geistlicher in Genua; dabei schüttelte er sein Haupt mit den silberweißen Haaren, auf denen ein schwarzes Sammetkäppchen thronte, legte die Hände auf den Rücken und durchmaß mit gedankenvoller Miene sein Studirzimmer.

„Ehrwürden werden mit dem Jungen gewiß zufrieden sein," erwiederte ein magerer, von den Jahren schon gebeugter Mann, dessen ganzem Wesen man den Schulmeister ansehen konnte. „Sein Vater ist ja ein eifriger Musiker —"

„Und nun soll der Junge wohl gleich ein vollendeter Künstler sein?" unterbrach ihn aufgeregt der alte Herr.

„Das nicht, aber er hat Uebung, und sein Lehrer Costa ist in der Musik ebenso zufrieden mit ihm, wie ich mit seinen andern Kenntnissen. Außerdem — was wollen wir machen? Maestro Barzilai ist doch nun einmal krank, Se. Eminenz —"

„Ja, das ist's ja eben! Hätte ich doch nicht so voreilig dem hohen Herrn das Quartett zu seiner Gesellschaft versprochen!"

„Versuchen es doch Ehrwürden mit dem Knaben! Gelingt es nicht — nun dann ist ja immer noch Zeit zum Abbestellen!"

„Meinetwegen! Lassen Sie den Jungen holen!" erwiederte der Geistliche verdrießlich.

„Er wartet bereits im Vorzimmer mit dem jungen Giustiniani, der die Flöte spielen soll." Der Schulmeister ging mit diesen Worten zur Thür, öffnete sie und rief: „Giustiniani! Nicolo! Kommt herein!"

Erwartungsvoll schaute der Geistliche zum Eingange. Mit leichtem Kopfnicken begrüßte er den jungen, ihm bekannten Flötenspieler und machte gar große Augen, als ein rothwangiger Knabe mit braunem Haar ihm folgte, dessen kurze Jacke gar wenig geeignet schien, ein vortheilhaftes Licht auf die Vermögensumstände der Eltern zu werfen.

„Guten Tag, Ehrwürden!" sagte der Knabe mit klangvoller Stimme und sah dem hohen Herrn so frei in's Auge, als wenn er mit Seinesgleichen redete.

„Guten Tag, mein Sohn! Getraust Dich wohl, die zweite Violine bei dieser Es-Dur-Sonate zu spielen?" und damit zeigte er ihm die Noten für das genannte Instrument.

„Warum nicht?" erwiederte der Knabe dreist, ohne nur die Noten anzusehen. „Lieber wär's mir freilich, wenn ich die erste Violine spielen dürfte!"

„Die spiele ich!" sprach in etwas gereiztem Tone der Schulmeister. „Du solltest Dich glücklich schätzen, überhaupt mit Ehrwürden in einem Quartett spielen zu dürfen!"

Der Geistliche lächelte; sein Blick, welchen er dem Schulmeister zuwarf, sagte deutlich: Paß auf! Aus der Sache wird nichts!

Der schwere eichene Tisch wurde auf den Teppich an den Kamin gerückt, die Notenpulte geordnet und das Stimmen des Cello wie der ersten Violine begann.

„Hier hast Du A," sagte der Geistliche zu Nicolo und strich mit dem Bogen über sein schönes, volltönendes Instrument.

„Ich brauche nicht zu stimmen; ich werde auch so fertig," meinte der Knabe in harmlosem Tone.

Der Geistliche erwiederte nichts, aber man sah es den Runzeln auf seiner Stirn an, daß seine Geduld zu Ende ging. Er setzte sich zurecht, gab den Takt an und das Quartett begann. Voll und rein ertönte die zweite Violine, der alte Herr sah freundlicher drein und schaute auf den Knaben, dessen Blick fest auf die Noten gerichtet war, und der dieselben mit sicherer Hand

vom Blatte spielte. Eine schwere Passage kam für ihn; mit Leichtigkeit trug er sie vor, als wenn er sie hundert Mal einstudirt hätte; der alte Herr nickte beifällig und der Schulmeister blickte verstohlen zu ihm herüber. Plötzlich hielt Nicolo inne. „Ehrwürden," sagte er, „das Tempo ist falsch; wir müssen schneller spielen, auch hört man die erste Geige kaum, weil Ihr Cello zu laut ist!"

Ganz entsetzt sah der Geistliche auf; solch ein Vorwurf war ihm noch nie von irgend Jemandem gemacht.

„Wann bist Du geboren, mein Sohn?" fragte er nach einer Weile, nachdem er sich von seinem Staunen etwas erholt hatte.

„Ich bin 1784 geboren und werde jetzt, im Jahre des Herrn 1793, neun Jahre!"

„Und ich spiele mein Instrument schon seit 1770, also vierzehn Jahre, ehe an Dich zu denken war! Ich werde also beurtheilen können, wie gespielt werden muß. Nun weiter!"

„Lieber Herr Ehrwürden," erwiederte Nicolo mit kindlich schmeichelnder Stimme, „dann wenigstens piu presto, piu presto, bitte, bitte!"

„Gut," meinte der Geistliche, „wenn Du nur mitkommen kannst!" und setzte wieder ein.

Und Nicolo kam mit und spielte, daß der alte Herr seinen Aerger vergaß und nur auf die herrlichen Töne der zweiten Violine lauschte.

„Bravo, mein Sohn!" sagte er, als die Probe zu Ende war, und legte mit väterlichem Wohlwollen seine Hand auf den Kopf des Knaben. „Du wirst mir Ehre einlegen, denke ich, aber Du mußt Dir mehr Respekt angewöhnen, Du Querkopf; denn morgen Abend um 9 Uhr sollst Du vor Sr. Eminenz, dem Fürstbischof, spielen!"

„Ach, wohl vor dem Dicken, der gestern angekommen ist? Ich war gerade im Hafen, als das Schiff aus Livorno anlegte und wie er ausstieg. Er hat eine fürchterlich rothe Nase, beinahe so roth wie sein wunderschöner Anzug!"

„Willst Du wohl nicht so unehrerbietig reden!" rief der Schulmeister entsetzt, der ein Unwetter auf der Stirne Sr. Ehrwürden sich ansammeln sah. „Jetzt küss' Ehrwürden die Hand und dann marsch nach Haus!"

Der Knabe gehorchte und verließ mit dem Schulmeister und dem Flötisten den Geistlichen, welcher noch einige Augenblicke sinnend an dem Kamine stehen blieb und vor sich hinmurmelte: „Der Junge spielt herrlich, aber er ist ein Querkopf!" —

Am andern Morgen brachte ihm der Diener einen Brief; er öffnete ihn und las die mit ungeschickter Hand geschriebenen Worte:

„Ehrwürdiger Herr!

Ich spiele heut' nicht mit bei Sr. Eminenz, weil ich heute Abend zum Erstenmale im Theater spielen darf, und das ist besser. Nicolo.

Nachschrift: Seien Sie nicht böse."

Ganz entsetzt ließ der alte Herr den Brief zur Erde fallen und rief: „Der Junge ist nicht nur ein Querkopf, er ist auch ein Ketzer!"

Aus dem Quartett wurde nichts — zum großen Verdruß des ehrenwerthen Geistlichen. Nicolo aber spielte im Theater mit dem ganzen Orchester; als die Reihe an ein Solo kam, das er vorzutragen hatte, da pochte gewaltig sein junges Herz: der Bogen glitt über sein Instrument, die glockenreinen Töne schwebten durch den todtenstillen Saal, die Zuhörer lauschten den himmlischen Klängen und trauten ihren Augen kaum, als sie sahen, daß ein Knabe sie hervorzauberte. Als er aber geendet, da rauschte ein stürmischer Beifall durch das Haus, Jeder neigte sich zur Bühne, um den Knaben zu sehen, in dessen Auge die Thräne der Freude stand, und Alle riefen: „Bravo, Nicolo Paganini!"

Das war des berühmten Paganini, des größten Geigenspielers der Welt erstes Auftreten! Ob er ein Ketzer gewesen — das wissen wir nicht; ein Querkopf aber, der stets seinen eigenen Weg verfolgt hat, ist Paganini trotz seines herrlich-guten Herzens bis an sein Lebensende geblieben.

Mannigfaltiges.

Bei der Friedensfest-Illumination in Herrenberg (Württemberg), wo Max Schneckenburger seinen ersten Schulunterricht empfing, zeigte die dortige Lateinschule folgendes Transparent:

Als Knabe lernte hier Latein
Der Dichter von der Wacht am Rhein.
Die Wacht, von der der Jüngling sang,
Franzosenvolk zum Frieden zwang.
Umfing' den Mann nicht Todesnacht,
Er sänge jetzt die Moselwacht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 36. Freitag, 24. März 1871.

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

„Sie haben Edmund zum Künstler bestimmt?" fragte der Banquier, ein kaltes Lächeln verbergend.

„Zum Künstler," bekräftigte die Leidende. „Da ich ihm nichts zu hinterlassen vermag, so ist es mein Wille, daß er jene Kraft verwerthe, die Gott selber in ihn gelegt. Wollen Sie einer Sterbenden versprechen, ihren letzten Wunsch zu erfüllen?"

„Hinge die Gewährung desselben von mir ab, gern," erwiederte der Banquier. „Aber ich sitze hier an Stelle eines Freundes, des Oheims und natürlichen Vormundes Ihres Sohnes, sobald dieser allein dasteht auf der Welt."

„So beschwöre ich Sie, bei meinem Schwager wenigstens dem Schutzlosen ein treuer Freund zu sein. Sie kennen meinen Sohn nicht, für jede edle Regung, für jedes liebevolle Entgegenkommen empfänglich, scheucht er vor jedem rauhen Worte zurück, der arme Knabe hat nimmer etwas Anderes gekannt als Liebe und Herzensfrieden."

„Also Sie können Ihrem Sohne nichts hinterlassen?" fragte der Banquier. „Und doch bewohnen Sie ein freundliches Haus, doch sehe ich, daß es hier an nichts Nothwendigem, ja sogar an nichts Ueberflüssigem mangelt."

Dabei glitt sein Blick über die Bücher und Kupferstiche des Seitentisches.

„Die Krankheit Leopolds zehrte sein weniges Eigenthum auf, was er mir hinterließ, ist kaum nennenswerth," erwiederte die Wittwe. „Unserem Freunde Joseph danke ich, daß der Mangel fern blieb vom Haupte meines Kindes."

Der Banquier fuhr zusammen. „Wie," fragte er, „Joseph, Ihr Diener?"

„Ward der Retter und Beschützer Hilfloser. Um meines Sohnes willen nahm ich seine Treue an, nicht ohne das Bedrückende derselben zu fühlen."

Der Banquier neigte das Haupt, es schien, als ob er den starr auf ihn gerichteten Blick der Kranken vermeiden wolle.

Frau von Werthen lag jetzt völlig erschöpft und gebrochen auf ihrem Lager ausgestreckt, ihre Wangen zeigten zwei flammende rothe Flecke.

Walling erhob sich. „Ich kehre zur Residenz zurück," sagte er. „Haben Sie noch einen Wunsch an mich zu richten?"

Die Kranke verneinte durch eine matte Bewegung.

„So nehme ich Abschied von Ihnen und wünsche, daß Ihre Todesahnung grundlos sein möge. Sollte indeß dieser Fall eintreten, so wird Joseph mir sogleich die Kunde davon zukommen lassen, nicht Ihrem Schwager, denn seine Nerven könnten durch diese Nachricht erschüttert werden."

Die Kranke antwortete nicht, ihrem Auge entfloß eine schwere Thräne, die das Antlitz entlang rann. Ihr Mund sprach kein Wort, aber ihre Lippen bewegten sich wie zu einem brünstigen Gebete.

Als der Banquier das Haus verließ, fand er die Flur leer.

Vom oberen Stockwerk her aber tönten auf's Neue die gedämpften Klänge des Flügels, und so kalt auch das Herz des Geldmannes war, so sehr sein Gemüth jeder edlen Regung erstorben, er mußte doch wider Willen einen Augenblick stehen bleiben, um jenen Tönen zu lauschen.

„Spiele nur," flüsterte er vor sich hin, „noch wenige Tage und das Leben hat andere Saiten für Dich. Hinter den Büchern meines Comptoirs oder in der Kadettenschule wirst Du bald Deine Phantastereien verlernen."

Mit diesen Worten hing er seinen Mantel um und öffnete die nur angelehnte Thüre, um, dem

Sturme Trotz bietend, denselben Weg zurückzulegen, den er soeben gekommen war.

Kaum war er fort, als die Klingel, die auf einem kleinen Tische vor der Leidenden stand, ertönte. Der alte Joseph eilte in das Zimmer seiner Herrin.

Er erschrack vor dem Ausdruck ihrer Züge, der jeden Funken einer Hoffnung an Rettung erstickte. Sie winkte den Diener an sich heran.

„Joseph," flüsterte sie, „o bleibe bei mir, mir ist weh um's Herz wie niemals, Joseph, wehe über meinen Sohn, wenn ich todt bin!"

Der Alte versuchte sie zu beruhigen. „Muth, gnädige Frau," sagte er leise, „beweist nicht die Botschaft Ihres Schwagers, daß auch dieser Theil an Edmunds Schicksal nimmt, wenn einst —"

„Mein Schwager," unterbrach ihn die Leidende, „o meine Ahnung trügt mich nicht, kalt und herzlos wird er sein, wie der ist, den er mir gesendet. Gott, großer Gott, welcher Gedanke, mein Kind, meinen herrlichen Sohn allein zu lassen unter diesen Leuten, in dieser Welt, wo kein Herz für ihn schlägt! Er wird Enttäuschungen erfahren, unbefriedigt wird er sich nach der treuen Mutterbrust sehnen, um an ihr seine Thränen auszuweinen, sich seines Kummers zu entlasten, ach, vergebens wird er seine Arme ausstrecken, vergebens wird mein Geist am Throne des Ewigen flehen um einen Augenblick der Wiederkehr, umsonst, umsonst, das Grab liegt zwischen Mutter und Sohn."

„So mögen denn diese meine Worte Ihrer Seele Frieden geben," unterbrach sie Joseph. „Ich bin alt, meine Jahre sind gezählt und meine Kräfte schwach, aber ich schwöre im Angesicht des ewigen Richters, daß ich wachen will über unsern Edmund wie ein liebender Vater über den Sohn, bis dieses Auge bricht und diese Hand erstarrt."

Der alte Mann war fast selber bis zu Thränen gerührt, indem er diese Worte sprach, und mit Freuden bemerkte er, daß ein Lächeln des Friedens das leidende Antlitz überflog.

„Ich will zur Ruhe," flüsterte die Kranke, „vielleicht vermag ich zu schlafen. Sende mir das Mädchen, Joseph."

Der Diener entfernte sich, ihren Befehl zu vollziehen. Eine halbe Stunde später herrschte die tiefste Ruhe im Hause. Die Bewohner schliefen, und nur der Nachtwind pochte an die Fensterläden, wie der irrende Geist einer Ruhelosen.

* * *

Acht Tage waren seit jenem Abend verstrichen. Wie es oft geschieht, hatte sich der schwindende Sommer noch einmal emporgerafft, um mit der letzten Lebenskraft gegen den unerbittlichsten der Feinde zu kämpfen. Noch einmal sandte die Sonne ihren wärmenden Strahl hernieder, als wolle sie Licht und Freude spenden überall, und leicht und fröhlich ward's um das Menschenherz, und jede Rinde schmolz vor dem Sonnenlächeln, und grün zogen auf's Neue längst begrabene Hoffnungen und vergessene Träume in die warme Menschenbrust.

Es war ein Sonntag, in Städten und Dörfern läuteten die Glocken zur Andacht, auch in Blumenau tönte das Geläute langsam und feierlich, an den grünen Bergen wiederhallend. Aber nicht zum Hause des Herrn lud der helle Klang die Dorfbewohner. Die Straßen und Wiesen waren menschenleer, wohl aber schlängelte sich ein langer Zug den Bergpfad hinan, der zum Kirchhof führte, und hell glänzte das Silberschild des Sarges, in dem die Wittwe Leopold von Werthen's ruhte, die man zum ewigen Schlummer trug. Sämmtliche Leute des Dorfes, der Geistliche an der Spitze, folgten in einiger Entfernung, dicht hinter dem Sarge aber schritt auf die Schulter eines in tiefe Trauer gekleideten Greises gelehnt, ein bleicher, schlanker Jüngling. Sein Auge vergoß keine Thräne, aber man sah in seinen Zügen die furchtbare Aufregung seines Geistes.

Der Kirchhof war erreicht. Der Geistliche hatte gesprochen und knarrend senkte sich der Sarg, von den schwankenden Stricken gehalten, in die düstere Gruft.

Edmund stand unbeweglich, das Auge starr in die Tiefe gerichtet, die jetzt sein Theuerstes auf Erden umfing, aber als die erste Scholle Erde den Sarg bedeckte, als immer mehr und mehr das Grab sich füllte, da taumelte er vorwärts, und neben dem zugeworfenen Hügel zu Boden sinkend, schrie er in unbeschreiblich schmerzlichem Tone auf:

„Meine Mutter, meine Mutter!"

In demselben Augenblick schmetterten unten im Thale die fröhlichen Klänge eines Posthorns, und das Geräusch eines rollenden Wagens drang bis zu den Ohren des auf's Tiefste ergriffenen Gefolges hinauf. Fast unwillig über diesen Mißton inmitten des tiefsten Schmerzes, blickten die Anwesenden in das Dorf, das zu ihren Füßen lag — es war eine Extrapost, die eben kam. In dem zurückgeschlagenen Wagen saß ein Mann, in einen eleganten Oberrock gekleidet, mit rothem, plumpem Gesichte, und schaute durch eine Lorgnette zum Kirchhof empor.

Niemand kannte diesen Mann, der vor dem Trauerhause den Wagen verließ und sich ins Innere begab. Joseph warf einen Blick der Besorgniß auf den Knaben, aber Edmund schien nichts zu hören noch zu sehen, als jenen Sarg in der Tiefe, die kein Opfer wiedergibt vor dem Tage der Auferstehung.

Der Geistliche trat jetzt an den Jüngling, mit sanften Worten der Religion ihm Trost spendend, allein Edmund rührte sich nicht, bis der alte Joseph, durch einen Wink die Umstehenden entfernend, sich ihm näherte.

„Edmund," sagte er mit ernster Stimme. „Richte Dich auf, das Leben öffnet Dir seine Pforten zu Kampf und Sieg. Denke daran, daß Deine Mutter auf Dich herniederblickt aus den Wohnungen der Seligen.

„Der Freund Deines Oheims weilt bereits in unserm Hause," fuhr er leise fort, „er erwartet Dich, Du hast der unvergeßlichen Todten Deine Pflicht geweiht, vergiß nicht, daß auch das Leben an Dich Ansprüche hat."

Edmund erhob sich, das bleiche Antlitz von Thränen überfluthet. „Sei es," sagte er, „hinein denn ins Leben, fort zu unbekannten Verwandten, denen ich keine Sehnsucht, keine Liebe entgegen bringen kann. Ich habe jetzt nichts mehr auf der Welt, an das sich mein Herz zu klammern vermag als Dich, Joseph, und meine Kunst. Und Künstler, das schwöre ich im Angesicht dieser Todten, Künstler im weitesten Sinne des Wortes will ich werden, und keine menschliche Schwäche, keine irdische Rücksicht soll mich verleiten, den Pfad zu verlassen, den Gott selbst und der Wille meiner Mutter mir vorgezeichnet."

Ein leidenschaftliches Feuer blitzte bei diesen Worten in seinen Augen auf, es war die Willenskraft eines Mannes.

Das Trauergefolge hatte sich allmälich entfernt, nur Joseph und Edmund waren geblieben und schauten dem Todtengräber zu, der jetzt die Spätlingsblumen des Sommers in den Sand pflanzte. Dann ergriff der alte Mann den Arm des Jünglings und führte ihn ohne Widerstreben ins Dorf zurück, wo sich eine Anzahl der Bewohner um die Postchaise versammelt hatte und neugierig in das Trauerhaus lugte, dessen Thüren offen standen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Niemals wohl, schreibt aus einem in der Nähe von Orleans belegenen Dorfe ein kölner Landwehrmann (Artillerist), mögen ein paar Eimer Wasser so theuer zu stehen gekommen sein, als hier vier Herren, die sich einen französischen Spaß damit erlaubten, der ihnen auf gut deutsch heimgegeben wurde und noch wird. Es war am Tage der offiziellen Bekanntmachung des Friedensschlusses. Wir hatten die frohe Botschaft mit Jubel empfangen und die Stunden bis zum Abende in nie empfundener Freude verbracht. Dann wurde alles, was an Beleuchtungs-Apparaten aufzutreiben war, herbeigeschafft und damit illuminirt. Unsere Kompagnie zog, mit der Musik, die den Zapfenstreich spielte, an der Spitze, durch die Straßen. Da auf einmal stürzt ein Wasserguß und dann noch einer über unsere Köpfe. Nachdem die erste Ueberraschung vorüber ist, eilen wir auf das Haus zu, vor welchem wir uns eben befinden und aus dem jedenfalls das wässerige Attentat geschehen war. Unser Hauptmann aber, der eben zur Stelle kommt, ruft: „Ruhig, Kinder, laßt mich nur machen!" Nun wird das Haus besetzt und acht von uns werden zur Haussuchung kommandirt. Und siehe da, auf der obersten Etage finden wir vier ganz nobel gekleidete Herren, dem Aeußeren nach mußten sie wenigstens für solche gehalten werden, im Zimmer aber steht auch das Corpus delicti, zwei soeben über unsere Köpfe ausgeleerte Wassereimer. Wir ersuchen die Joves pluvii, mit uns aus ihrem hohen Olymp sammt den Wasserurnen zu den unten harrenden Sterblichen niederzusteigen, was sie denn, wenn auch mit einem heimlichen Fluche, sofort erfüllten. Unser Hauptmann nun läßt sie für ihre freundlichen Spenden bis auf den anderen Morgen einsperren, dann aber befiehlt er Jedem, für das gestern gehabte Amusement 1000 Fr. zur Stelle zu schaffen, und als dies geschehen, macht er ihnen ferner bekannt, daß sie nun, um nicht anderen uns nachkommenden deutschen Soldaten gegenüber in dieselbe Verlegenheit zu gerathen: „Regnen zu lassen", hübsch bei uns bleiben und bis zur Grenze hin unsere Reisegefährten sein würden. So haben wir denn das Vergnügen, die vier liebenswürdigen Franzosen bis nach Deutschland mit uns zu führen. Von da mögen sie sich per pedes ihre Heimstätte wieder suchen, wo sie jedenfalls von der sonderbaren Passion, die Deutschen mit Wasser zu begießen, gründlich kurirt sein werden.

(Ur-Napoleon.) Das babylonische „Mene Tekel“ ist in unsern Tagen oft genug auf gewisse Lagen angewendet worden, und Paris hat sich fast bis zum Ueberdrusse ein modernes Babylon nennen lassen müssen. Weniger landläufig dürfte aber folgendes Kuriosum sein: Vor etwa 1300 Jahren beherrschte das neubabylonische Reich von Hira ein vielgepriesener Fürst, dessen Name mit N anfängt und mit N aufhört, auch in der ersten Hälfte mit O schließt. Er war der III. seines Namens in der Dynastie und regierte rund 20, nach Anderen genauer 22 Jahre. Auf seinen Sturz verfaßte ein gleichzeitiger arabischer Dichter ein Pamphlet, das in wortgetreuer metrischer Uebertragung folgendermaßen lautet:

„Wenn je ein Mann vor Schicksalsschlägen sicher schien,
So, meint man, müßt' es N—o—n gewesen sein.
In Glückes Tagen sah ich jenen N—o—n,
Wie er vertheilte Würden, Gnaden, Gunst und Gold!
Bei Tag und Nacht besorgt' er seines Volkes Loos,
Und alle schwiegen! — Nur des Schicksals Stimme sprach.
Und da zerbrach sein Thron, ein zwanzigjährig Reich
Durch eines einz'gen Tages Fehltritt über Nacht.
Nein, nie noch sah ich Einen, so der Macht entsetzt,
So alles Trostes, aller Hilf' und Freude baar!“

Nach authentischen Lesarten hieß der Mann Nooman. So steht's zu lesen in der zu Paris „par autorisation de l'Empereur à l'Imprimerie Impériale“ 1864 gedruckten Ausgabe und Uebersetzung des berühmten arabischen Historikers Maçondi: „Les prairies d'or“, voll. III, pag. 207, 208.

Obgleich die Heere im letzten Kriege im Ganzen bedeutender waren, wie im Feldzuge des Jahres 1866, übertrifft dennoch die Schlacht von Königgrätz in Bezug auf die Gesammtmasse der betheiligten Truppen die größten Schlachten der Neuzeit. Während bei Leipzig 240,000 Verbündete und 140,000 Franzosen, also zusammen 380,000 Mann, bei Solferino 150,000 Oesterreicher und 150,000 Mann Verbündete, zusammen 300,000 Mann, bei Borodino 130,000 Franzosen und 120,000 Russen, zusammen 250,000 Mann, bei Belleallianee 40,000 Preußen, 65,000 Verbündete und 75,000 Franzosen, zusammen 180,000 Mann, endlich bei Gravelotte am 18. August 1870 ungefähr 220,000 Deutsche gegen 130,000 Franzosen, zusammen also 350,000 Mann engagirt gewesen sind, haben bei Königgrätz 220,000 Preußen gegen 200,000 Oesterreicher gefochten, im Ganzen also 420,000 Mann am Kampfe theilgenommen.

Die deutschen Soldaten in dem Napoleonspark in St. Cloud dachten: wenn man keinen Spaß hat, macht man sich einen, und putzten die vielen Bildsäulen, Männlein und Fräulein, an, die ohnehin sehr froren. Der Venus gaben sie ein Chassepot in die Hand, dem Jupiter zogen sie Pantoffeln und der Juno ein Halstüchlein an. Amor und Psyche, die wie ein Liebespärlein immer beisammen stehen, putzten sie am schönsten aus. Der Psyche setzten sie ein Häubchen auf, gaben ihr ein Körbchen in den Arm und umhüllten ihre nackten Glieder bei der damaligen Kälte mit einem züchtigen Röckchen; Herr Amor bekam einen etwas mitgenommenen Cylinderhut auf den Kopf, allerlei reputirliche Kleider auf den Leib, also daß die lieblichen Götter aussahen wie ein zu Markte gehendes Ehepaar.

Ueber eine kühne Siegesfeier berichtet man Wiener Blättern: Zwei Berchtesgadener, Joseph Illsanker vom Stangererlehen in Schönau, und Peter Hölzl vom Hintereckleben am Salzberg — der erstere ist ein Mann von 58 Jahren — stiegen am Lichtmeßtag (2. Februar) auf den Watzmann, entfalteten, auf der 8435 Fuß hohen Spitze angekommen, das deutsche Banner und brachten dem neuen deutschen Kaiser ein Hoch. Abends 6 Uhr zündeten sie oben ein mächtiges Feuer an, zu welchem Zweck sie große Kugeln, aus Pech, Werg und Pulver geformt, mit sich genommen hatten, und gelangten in der Nacht, freilich nach unsäglichen Mühen, wieder nach Berchtesgaden herab. Wer das Schneekleid kennt, in das sich Urvater Watzmann im tiefen Winter hüllt, vermag die Kühnheit und Schwierigkeit des Unternehmens zu ermessen.

* Bei der festlichen Beleuchtung in Baden-Baden am 4. ds. war auf einem Lichtbilde eines zur Zeit hier wohnenden Franzosen der Sinnspruch zu lesen:

Ich war Franzos mit Leib und Seel
Und bin daheim bei Bitsch;
Nun aber bin ich kreuzfidel,
Daß ich geworden dütsch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Montag, 27. März 1871.

Ein liebes Wort.

Wie Himmelsthau
Mit süßem Trank erquickt die durst'ge Au,
Mit Segen deckt die wettermüden Fluren
Und lind verwischt des heißen Tages Spuren,
So labt die Seele, die in Gram verdorrt,
Ein liebes Wort.

Wenn jäh erwacht
Der Leidenschaften unheilvolle Macht,
Und tobend drohn des Zornes wilde Wellen
Des Lebens höchste Güter zu zerschellen,
Führt sanft sie in des Friedens heil'gen Port
Ein liebes Wort.

Ein Herz, entrückt
All seiner Freuden, die es einst beglückt,
Erfüllt von finsterm Groll, von bitterm Hassen,
Im Weltall einsam, fremd, verkannt, verlassen,
Umfängt wie kindheitssel'ger Heimathsort
Ein liebes Wort.

Nur wenig gilt
Ein Wort, und doch, endloser Segen quillt
Aus seinen Lauten oder endlos Wehe.
O, daß doch Jeder seine Macht verstehe!
Es zieht vom Abgrund uns zum Himmel fort
Ein liebes Wort.

O Frauenmund!
Wie einst des heil'gen Graal smaragdnes Rund
Das Heil gewahrt, der Welt zum Liebesmahle,
So sei auch Du des Worts demantne Schaale!
Stets heg' als Deiner Lippen schönsten Hort
Ein liebes Wort!

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

Der Fremde befand sich im Zimmer des Erdgeschosses, wo wenige Abende vorher die Scheidende ihm ihre letzten Wünsche an's Herz gelegt hatte. Als Joseph und Edmund eintraten, stand er am Fenster, mit sichtbarer Ungeduld gegen die Scheiben trommelnd.

„Ist es endlich zu Ende?" fragte er. „Meine Zeit ist in höchstem Grade gemessen."

Edmund schrack zusammen bei dem Klange dieser unharmonischen Stimme. „Meine Vorbereitungen zur Abreise sind gemacht," erwiederte er, „ich bin jeden Augenblick bereit, Ihnen zu folgen, wenn ich auch gern noch einige Tage an diesem theuren Grabe verweilt hätte."

„Unmöglich," sagte Walling. „Der Winter beginnt, wo ohnedieß die Nerven Ihres Onkels in erregterem Zustande sind. Sie könnten vielleicht zu ungelegener Zeit in der Residenz eintreffen, auch wünscht Ihr Cousin Sie kennen zu lernen, ehe die Ferien beendet sind."

„Sei es denn! Nur Eines ist es noch, das mir Sorge macht. Wie werde ich mein Instrument, meinen herrlichen Flügel, in die Residenz nachkommen lassen?"

Wallings plumpe Züge überflog ein spöttisches Lachen. „Ihr Oheim ist kein Musikfreund," erwiederte er, „ich glaube kaum, daß er Ihnen dies gestatten würde, auch befinden sich gute Instrumente in den Gesellschaftssälen und in dem Zimmer Ihrer Cousine Melanie."

Der Jüngling erwiederte nichts, er verließ das Zimmer, um seine Thränen vor dem Fremden zu verbergen. Der alte Joseph folgte ihm und draußen auf der Flur schloß er ihn väterlich in seine Arme.

„Verzage nicht, Edmund," sagte er, „versuche es, demüthig dem Willen des Schicksals zu gehorchen, bis Deinem Sinn, der stets das Rechte wählt, das Maß voll erscheint. Aber dann zeige jenen, die Dich und Deine Zukunft unterjochen wollen, daß auch in Deinen Adern altadeliges

Blut wallt. Ihnen gehöre Deine Gegenwart, denn noch bist Du auf den Schutz Anderer angewiesen, Deine Zukunft aber gehöre Dir selber. Und wenn jener Augenblick gekommen, da vergiß nicht, daß ich Dir nahe bin, Dir meinen Rath und meine schwache Kraft zu weihen, um den Schwur zu erfüllen, den ich am Sterbebette Deiner Mutter geleistet."

„Sobald Du den Ort verlassen," fuhr er fort, „werde auch ich in die Residenz ziehen, um Dir nahe zu sein. Zwar treibt mich mein Verlangen nach Italien, wo ein Bruder von mir als Priester in einem Kloster Neapels weilt, allein dieser Wunsch sei aufgespart bis zu dem Tage, wo Du selbstständig und fessellos keiner Hilfe mehr bedarfst. Und jetzt mache Dich fertig. Du siehst, der Herr Banquier und Ritter von Walling hat Eile."

Der Abschied des Jünglings und des Greises war kurz, keinen Augenblick erhob sich Joseph in Gegenwart des Fremden über die Stellung eines vertrauten Dieners zu seinem jungen Herrn.

Aber als die Postchaise die Chaussee des Dorfes einherrollte, als ferner und ferner der fröhliche Ton des Posthorns ertönte, da schämte er sich seiner Thränen nicht, die in hellen Strömen die gefurchten Wangen hernieder rollten, denn er kannte die Menschen, in deren Händen vorläufig das Geschick seines Lieblings ruhte.

* * *

Dem letzten Sommertage war ein nebliger, trüber Herbstmorgen gefolgt. Graue Wolken jagten am Himmel, der schwer und regendrohend sich über die Residenz wölbte.

Es war noch früh am Tage, als der Banquier mit seinem jugendlichen Begleiter vor dem Hotel des Geheimen Staatsraths Grafen von Croissy Werthen anhielt. Es war ein dreistöckiges Gebäude mit einer langen Fensterreihe, die indessen durch Vorhänge dicht verschlossen waren.

Ein schwerfälliger Portier, mit mächtigem silberbeschlagenen Stocke, öffnete die hohen Thüren, wo er sich mit dem Stallknecht unterhalten hatte, während ein Diener die Remise verließ und sich des kleinen Koffers des Ankommenden bemächtigte.

„Der Neffe Sr. Exzellenz!" rief der Banquier dem Diener zu. „Meine Zeit erlaubt mir nicht, länger zu verweilen."

Mit diesen Worten nickte er dem Jüngling, der bereits den Wagen verlassen hatte, herablassend zu, und im nächsten Augenblick rollte das Fuhrwerk weiter.

Edmund blieb allein vor diesem großen steinernen Gebäude, das die Personen umschloß, an die ihn die engsten Bande des Blutes nächst seinen Eltern knüpften. Aber keiner von ihnen hatte es für nöthig gefunden, die schutzlose Waise willkommen zu heißen, kalte fremde Miethlinge waren es, die man gesendet hatte. Und doch war es ihm, als ob hinter den Scheiben eines Zimmers des zweiten Stocks, die kein Vorhang verdeckte, ein Haupt mit hellblonden Locken sichtbar ward, doch war es ihm, als ob eine kleine blendend weiße Hand ihm einen Gruß zusende, aber schon der nächste Augenblick lenkte ihn von dieser Betrachtung ab.

„Führe den Kna —, den jungen Mann in das kleine Zimmer des zweiten Stocks," wies der Portier den Lakaien an. „Sobald Se. Exzellenz ihn sprechen will, wird er ihn rufen lassen."

Edmund folgte dem Diener, der ihm ein kleines, nach dem Hofe gelegenes Zimmer anwies, und nachdem er jede Erfrischung abgelehnt hatte, sich entfernte.

Eine Stunde verstrich, ohne daß sich Jemand um ihn bekümmerte.

Und doch, jetzt war es ihm, als ob ein leichter Finger an die Thüre seines Zimmers pochte, er ging um zu öffnen, aber erstaunt wich er zurück, vor ihm stand ein junges Mädchen von etwa dreizehn Jahren, das, über seine Verwirrung lächelnd, eintrat.

Er hatte sich nicht getäuscht vorhin, das war dasselbe blonde Lockenhaupt, das er bei seiner Ankunft bemerkt zu haben glaubte. Aber diese Locken zierten ein wahres Engelsantlitz mit großen braunen Augen von seidenen Wimpern beschattet, mit einem marmorweißen Teint und einem bezaubernden Lächeln auf den frischen rosigen Lippen.

„Du bist mein Cousin Edmund, nicht wahr?" fragte das Mädchen. „Mademoiselle Aimée, meine Gouvernante, hat mir von Dir erzählt, daß Du nun so allein stehst, und Vater und Mutter verloren hast. Ich habe Dich recht bedauert, denn ich mag Niemand traurig sehen."

„Ich bin Edmund," erwiederte der Jüngling, der sein Auge nicht von dem lieblichen Antlitz des Kindes abzuwenden vermochte. „Aber wer bist Du?"

„Ich heiße Melanie von Croissy Werthen," entgegnete das Mädchen. „Als Du ankamst, da sah ich mit Mademoiselle Aimée aus dem Fenster und gewann Dich lieb, Du sahst so bleich aus, als fürchtest Du Dich vor Jean, unserm Portier, aber sein Stock ist nur zur Zierrath."

„Ich fürchte mich nie," rief Edmund, dessen Wangen sich färbten, „wenigstens vor keinem Menschen."

„Doch, ich fürchte mich sehr," erwiederte Melanie, „ich fürchte mich vor meinem Bruder. O wenn Du wüßtest, wie böse der werden kann. Es ist bald ein Jahr her, daß er beinahe den alten Martin mit dem Säbel erstochen hätte, der die Schuld trug, daß sein Lieblingshund entlief."

„Entsetzlich," rief Edmund, „und wie bestrafte Dein Vater ihn für diesen Vorsatz."

Das Mädchen lachte. „Papa weiß nichts davon, er ist nervös, sagen die Leute, er darf nichts hören, was ihn aufregen könnte. Aber Dich, Edmund, bitte ich, hüte Dich, meinen Bruder zu reizen, Du kennst ihn nicht."

„Niemals, so lange er mich nicht beleidigt, oder hältst Du mich für streitsüchtig?"

„O nein!" rief das Mädchen lebhaft. „Du siehst so gut und doch so stolz aus, daß man Dich lieb haben muß. Und ich habe Dich lieb, Cousin Edmund."

Bei diesen Worten streckte sie dem Jüngling beide Hände entgegen, ein nie empfundenes Gefühl kam über Edmund, er zog sie in seine Arme und drückte einen langen Kuß auf die Stirne des Mädchens.

„Und der Sohn des Herrn von Walling?" fragte er nach einer Pause, „fürchtest Du Dich auch vor dem?"

Das Mädchen lachte laut auf. „Adolph Walling? Nein, den fürchte ich nicht, er ist sanft wie ein Lamm und thut Keinem was zu Leide. Ich glaube, wenn Du ihm befehlen würdest, in diesem Augenblick vom St. Jakobsthurm zu springen, er —"

„Mademoiselle Melanie," tönte eine leise Stimme draußen auf dem Korridor. „Mademoiselle Melanie, ou êtez-vous donc?"

„Meine Gouvernante!" flüsterte das Mädchen. „Rasch, ehe sie mich entdeckt. — Auf Wiedersehen, Cousin Edmund."

Und leicht, wie sie gekommen war, verschwand sie wieder. Noch ehe Edmund Zeit hatte, über den seltsamen Besuch nachzudenken, erschien ein Lakai in voller Livrée, der den jungen Herrn von Werthen einlud, Sr. Excellenz seine Aufwartung zu machen, da sie bereit sei, ihn zu empfangen.

Der Jüngling erhob sich rasch, wie ein Gefühl der Freude zog es in seine Brust, es war ja immer sein leiblicher Oheim, seines Vaters Bruder, der ihn sehen wollte, und er vergaß, daß dieser Mann bis jetzt es nimmer der Mühe werth gefunden, sich um ihn zu bekümmern. Er hätte den Lakai schelten mögen, der langsam und möglichst geräuschlos die Treppe hinunter schritt und fast mit ängstlicher Miene auf Edmund blickte, der keinen Grund fand, seinem Beispiele zu folgen.

In dem ersten Stockwerk angelangt, blieb der Diener vor einer hohen Flügelthüre stehen und drückte an einen Knopf, worauf der leise Ton einer Klingel vernehmbar ward. In demselben Augenblicke öffnete ein Herr in schwarzem Frack und weißer Halsbinde einen Flügel und lud den Jüngling durch eine Handbewegung ein, näher zu treten, worauf sich die Thüre hinter ihm schloß.

Edmund befand sich auf einem kleinen, mit seltenen, aber völlig geruchlosen Pflanzen verzierten runden Korridor, den hohe Bogenfenster mit grünen Jalousieen angenehm erhellten. Von der Hinterseite desselben führte eine lange glasbedeckte Gallerie augenscheinlich nach einem Seitenflügel des großen Gebäudes.

„Sie befinden sich in den Appartements Sr. Excellenz," redete der Herr Edmund an. „Mein Name ist Latour, erster Kammerdiener und Privatsekretär Ihres Herrn Oheims. Da derselbe Ihre Gegenwart befiehlt, werden Sie mir erlauben, Ihnen einige Andeutungen zu geben."

„Andeutungen," wiederholte Edmund ganz erstaunt und zu gleicher Zeit vor Unwillen erröthend. „Sie scheinen nicht zu wissen, daß auch ich mich von Werthen nenne und bis zu dem Tode meiner geliebten Mutter unter der sorgsamsten Leitung aufgewachsen bin."

„Auch ohne Ihre Bemerkung, junger Herr, war mir dieses im ersten Augenblicke klar," unterbrach ihn der Kammerdiener. „Indessen erfülle ich nur meine mir streng anbefohlene Pflicht. — Se. Excellenz ist leidend, das heißt, seine Nerven sind im höchsten Grade erregt," fuhr er fort. „Aus diesem Grunde befinden sich auch seine Gemächer im entlegensten Theil des Hotels, durch diese Gallerie von den übrigen Räumen getrennt, da ihn jedes Geräusch erschüttert. Sie werden daher die Güte haben, kein Wort zu äußern, das Sie nicht vorher reiflich überlegt haben, ob es dem Zustand des Herrn Grafen anpassend. Namentlich läßt er Sie ersuchen, weder Ihres Vaters noch Ihrer verstorbenen Frau Mutter zu erwähnen, denn trübe Erinnerungen am Morgen bewirken fast immer einen unbehaglichen Tag für Se. Excellenz."

„Nicht von seinem Bruder soll ich reden?" flüsterte der Jüngling, dessen Lippen zuckten, „nicht von meiner theuren Mutter? Wovon denn?"

Der Kammerdiener zuckte die Achseln. „Auch ein zu lautes Sprechen erschüttert die Nerven

Ihres Herrn Oheims," fuhr Herr Latour fort, „ich bitte daher, in seiner Gegenwart Ihre Stimme —"

Der feine Ton eines Silberglöckchens unterbrach sein Wort.

„Excellenz befiehlt," sagte er hastig. „Folgen Sie mir und beachten Sie meine Bitte."

Mit diesen Worten eilte er, von Edmund gefolgt, die Gallerie entlang. Die Schritte Beider waren durch doppelt gelegte Sammetteppiche vollkommen unhörbar gemacht. Am Ende derselben befand sich eine hohe Thüre von grünem Sammet mit goldenen Knöpfen verziert, die Herr Latour geräuschlos öffnete und an deren Schwelle er stehen blieb, indem er dem jungen Manne andeutete, durch die Portière zu treten, die einige Schritte entfernt den zweiten Eingang bildete.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* Die Literatur über den Krieg von 1870—71 hat in einem Buche von Dr. Weitemann, H. S. Meining. Oberschulrath, eine Bereicherung erfahren. Der Verfasser, bekannt durch seine treffliche Geschichte des Krieges von 1866, gibt in lebendiger fesselnder Sprache ein klares Bild der wichtigen Ereignisse, die in neuester Zeit an uns vorübergezogen sind. Was die Berliner Militär-Literatur-Zeitung über Weidemann's Geschichte des Krieges 1866 sagt: „Das Buch ist verständig und klar, dabei interessant und fesselnd für jeden Stand geschrieben, so recht ein Schriftchen, das Jedem zusagen muß," paßt auch auf dieses Buch, es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Erschienen ist die 1. Abtheilung bis zum Beginn des Bombardements von Paris reichend (7½ Sgr.). Abtheilung 2 folgt nach Friedensschluß.

Mannigfaltiges.

In den neuentdeckten großen unterirdischen Seen in dem Staate Kentucky in Nordamerika hat man Fische vorgefunden, welche jetzt in den großen Akklimatisationsgärten von England in den Aquarien untergebracht sind und dort den Gegenstand des höchsten Interesses bilden. Die Thiere haben nämlich keine Augen und sind derartig durchsichtig, daß man ihr ganzes Rückgrat genau durch die Haut hindurch beobachten kann. Das Merkwürdigste an ihnen ist aber, daß die Fische jetzt, seitdem sie bereits einige Zeit sich auf der Erdoberfläche und im Tageslichte bewegen, anfangen, dunkle Punkte genau an den Stellen ihres Kopfes zu bekommen, wo ihre Augen sein müßten. Man nimmt also an, daß sich das Augenlicht bei ihnen auszubilden beginnt.

Die Ehe ist das Ziel, welchem alle Jungfrauen entgegen steuern. Daß viele es nicht erreichen, ist nur ihre eigene Schuld; denn beim ersten Freier brauchen sie gewöhnlich zu viel Vorsicht, beim zweiten haben sie ihre eigene Ansicht, beim dritten nehmen sie keine Rücksicht, beim vierten haben sie keine Einsicht; da schließt sich auf Einmal die Aussicht und bleibt ihnen Nichts — als die leere Uebersicht.

Lebensphilosophie.

Wir schlafen ein, ohne zu wissen, was uns der nächste Tag bringt; wir sterben, ohne zu wissen, was uns die Ewigkeit bringt.

Es gibt Menschen, die nicht liebenswürdig und doch der Liebe würdig sind; andere, die liebenswürdig und dennoch nicht der Liebe würdig sind.

Der Verstand soll die Sinne vervollkommnen; man fühlt, schmeckt, riecht feiner, man sieht und hört schärfer, wenn man denkt.

Dreisilbige Charade.

1.

In Nord' und Süd', in Ost' und West,
Am fernsten Lande lieg' ich fest.

2. und 3.

Der Kaufmann braucht als Maß oft mich,
Und keinem Schneider fehle ich.

Das Ganze.

An diesem Ort wird Hilf' erfleht
Vom Christen, wenn zu Gott er geht.

Bl. A. C.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Mittwoch, 29. März 1871.

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

Klopfenden Herzens schritt Edmund vor. Die Sammtthüre schloß sich hinter ihm, und unwillkürlich zitterte seine Hand, als er nun die Gardinen der schweren Portière von dunkelgrünem Sammt theilte und die Schwelle des Gemaches betrat, in dem sein Oheim ihn erwartete.

Er blickte um sich, eine Todtenstille empfing ihn, und sein Blick schweifte einen Augenblick suchend umher, staunend über die seltsame Einrichtung desselben.

Die vorwaltende Farbe, die zur Dekoration desselben verwandt worden war, schien das Grün.

Kein Gemälde, keine Statue schmückte das Gemach dieses Mannes, den man als einen der Reichsten der Residenz kannte. Neben dem Kamin stand ein reich verzierter Schreibtisch, mit verschiedenen Büchern und Papieren bedeckt, und vor ihm ruhte in einem Lehnstuhl ein Mann von kleiner Gestalt, trotz der Wärme des Zimmers mit einem Pelz bedeckt. Das Alter dieses Mannes ließ sich schwer erkennen, denn er war völlig bartlos und das Haupt von blondem, stark mit grau untermischtem Haar nur spärlich bedeckt. Seine graublauen Augen blickten matt und trübe aus ihren Höhlen, und zahllose Furchen durchschnitten Stirne und Wangen.

Starr und unbeweglich, fast von der hohen Lehne seines Sitzes verdeckt, lag dieser Mann, den jungen Menschen durch eine Lorgnette betrachtend. Edmund erblickte ihn und alle Warnungen des Kammerdieners waren vergessen; sein warmes, überströmendes Herz sehnte sich nach Mittheilung und stürmisch mit ausgebreiteten Armen eilte er auf seinen Oheim zu, um sich an seine Brust zu werfen. Aber wie erstarrt blieb er wenige Schritte vor dem Greise stehen, der Graf war todtenbleich geworden und streckte wie abwehrend seine Hände vor.

„Um Gotteswillen,“ flüsterte er, „Sie tödten mich durch Ihr stürmisches Benehmen, junger Mann. Wollen Sie meine Nerven in Wallung bringen?

„So,“ sagte er nach einer kurzen Pause, „jetzt treten Sie gefälligst nahe zu mir heran, die Nerven meines Auges sind ebenfalls afficirt. Sie verstehen mich doch, obwohl ich leise zu reden gezwungen bin?“

Edmund bejahte durch eine leichte Verneigung, zum Sprechen war seine Brust zu voll. Hinaus hätte er eilen mögen über Wald und Feld und seine Füße blutig laufen bis zu dem Orte, wo er seine Mutter ruhen wußte und er sich ausweinen konnte nach Herzenslust.

Der Graf hatte mittlerweile seine Lorgnette wieder hervorgezogen und legte sie jetzt neben sich. Augenscheinlich hatte das wirklich ideal schöne Antlitz des Jünglings Gnade vor seinen Augen gefunden, denn für einen Augenblick überflog ein Lächeln seine eisigen Züge.

„Ich heiße Sie willkommen in meinem Hause,“ sagte er, „vorausgesetzt, daß Sie sich als ein würdiges Mitglied desselben betragen. Ruhe, Anstand und stetes Bewußtsein seines Namens sind die Hauptbedingungen, die ich an Jeden stelle, der die Ehre hat, den Namen von Werthen zu führen.“

„Mein Oheim —“

„Excellenz, wenn's beliebt,“ unterbrach der Greis seinen Neffen, „wir sehen uns heute zum ersten Male.“

„Nun denn, Excellenz,“ sagte der Jüngling mit zitternder Stimme, „mein verstorbener Vater pflegte zu sagen: „Ein Adelsstolzer ohne Vermögen ist ein Pfau mit schimmernden Federn,

aber gebrechlichen Füßen — er nannte sich schlichtweg „Werthen.““

„Fi donc, daran erkenne ich meinen Bruder!“ erwiederte der Graf. „Sie werden sich nennen, wie es Ihnen zukommt, so ist mein Wille, und was das Vermögen betrifft — also Sie sind völlig mittellos?“ unterbrach er sich, mit einem kostbaren Solitärring spielend, der die Knochenfinger der blendend weißen Hand schmückte.

„Leider, Excellenz. Meine Ausbildung, namentlich meine musikalische, kostete Summen. Hierzu kam der Tod meines Vaters, die langen Leiden meiner theuren Mutter —“

„Schon gut, schon gut,“ rief der Graf halblaut, indem er heftig mit der Hand winkte, „ich kann mir Alles denken, nur nichts, was meine Nerven alteriren könnte. Sie sehen, ich muß wie ein Kind behandelt werden, jede Aufregung könnte schädliche Folgen nach sich ziehen. Uebrigens thut mir Ihre Stimme wohl, sie ist so sanft und melodisch, wie die meiner Melanie. Wenn mein Sohn mich verläßt, so dröhnt mein armer Kopf noch stundenlang nachher.“

Er machte eine Pause, um sich durch einige Tropfen Aether zu erfrischen. Dann drückte er den Knopf einer kleinen silbernen Klingel, die jenen leisen harmonischen Ton von sich gab, den Edmund vorhin während der Ermahnung des Herrn Latour vernommen hatte und im nächsten Augenblick erschien dieser an der Portière.

„Ersuchen Sie meinen Sohn, sich herunter zu bemühen, auch Comtesse Melanie,“ fügte er hinzu, „aber theilen Sie ihm mit, daß ich mich sehr leidend fühle.“

Der Kammerdiener verbeugte sich und verschwand. Der Graf wandte sich auf's Neue an seinen Neffen.

„Sie werden, da Sie fortan Mitglied meines Hauses sind, versuchen, sich die Zuneigung der Bewohner desselben durch Nachgiebigkeit und möglichste Unterordnung zu erwerben. Namentlich wünsche ich dringend, daß Sie meinem Sohne auf keine Weise Ursache geben werden, sich über Sie zu beklagen. Sie haben stets in ihm den Sohn und zukünftigen Herrn des Werthen'schen Hauses zu betrachten, auch wenn sein angebornes leidenschaftliches Temperament ihn zu kleinen Ungerechtigkeiten Ihnen gegenüber verleiten sollte.“

Edmund war bleich. „Excellenz,“ sagte er mit festem Tone, „ich verspreche Ihnen, Ihrem Wunsche so lange nachzukommen, so lange ich mich nicht über meinen Cousin zu beklagen habe. Ich fühle sehr wohl die durch meine Armuth bedingte Stellung zu Ihrem Hause und aus diesem Grunde werde ich versuchen, Zurücksetzung, selbst Ungerechtigkeit ertragen zu lernen, aber niemals eine Behandlung, die zu erleiden ich vor mir selbst erröthen müßte. Denn auch mein Name, Excellenz, Sie bemerkten es selber vorher, auch mein Name ist von Werthen und ich bin der Sohn Ihres Bruders.“

„Das merke ich,“ flüsterte der Greis, mehr zu sich selber, als zu dem vor ihm Stehenden gewendet; „so stand auch er vor mir, mit blitzenden Augen, mit erhobenem Haupte, und ich hätte zu Boden sinken mögen vor seinem Blick.“

Ein leises Geräusch unterbrach ihn, es war Melanie, die Tochter des Grafen Werthen, die in das Zimmer ihres Vaters trat.

Mit leichtem Schritte eilte sie auf ihn zu, seine Hand an ihre Lippen führend und sich nach seinem Befinden erkundigend. Dann wandte sie sich zu Edmund und bot ihm ihre Hand.

Edmund preßte die zarten kleinen Finger seiner Cousine zwischen den seinen, in diesem Druck ergoß sich der ganze Strom der Liebe, die bis jetzt wie unter einer Eisrinde in seinem Herzen zurückgedrängt war, und Melanie schien ihn zu verstehen, denn eine Thräne leuchtete plötzlich in ihren dunkeln Augen und rann auf die Hände Beider nieder wie ein glühendes Siegel.

Ein wunderbares Gefühl überkam ihn, ihm war, als ob er in den Tod gehen könne um einen Wink dieses Auges, um einen Kuß dieses Mundes mit dem himmlischen Lächeln.

Aber er hatte nicht Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen, eine rohe Stimme schreckte ihn empor, und nach der Portière blickend sah er seinen Vetter, Gustav von Croissy Werthen.

Der junge Mann stand im siebzehnten Jahre, aber seine derbe Gestalt in der knappen Kadettenuniform, die er nächstens mit der des Fähndrichs zu vertauschen im Begriffe stand, sein dunkler Teint, mit dem Anflug eines schwarzen Schnurrbartes, ließen ihn weit älter erscheinen. Sein kohlschwarzes Haar war kurz geschnitten.

„Das ist also der Dorfvetter?“ rief er mit lauter, unangenehmer Stimme. „Zum Teufel, der sieht schmächtig genug aus!“

„Ich bitte Dich, Gustav, mäßige Dich,“ bat der Graf, der während der Anrede seines Sohnes an seine Stirne gegriffen hatte, „jedes Deiner Worte fährt wie ein Dolchstich durch meine Nerven.“

Der Jüngling lachte laut auf. „So wünschte ich Ihnen, Papa, daß Sie einen Abend in unserm Klub zubringen möchten,“ rief er. „Ihre Nerven

sollten bald genug geheilt sein. Aber nun zu unserm Vetter. Da er unsere Wohnung theilen soll, erlauben Sie mir, ihn ein wenig über seine Fähigkeiten zu examiniren. „Wie ist Dein Name?" wandte er sich an seinen Vetter.

„Ich nenne mich Edmund und von Werthen, wie Du selber," antwortete der junge Mann, dreist den Blick seines Vetters aushaltend und ihn erwiedernd.

„Du?" wiederholte der Aeltere mit dem Ausdruck des Erstaunens, „seit wann ist es Sitte, daß ein Dorfjunge seine älteren Verwandten mit „Du" anredet? Ich merke schon, man muß den Burschen drillen, ehe er mürbe wird, es sitzt noch zu viel Bettelstolz in ihm."

Edmund erbleichte, sein Auge funkelte leidenschaftlich und seine Hand ballte sich krampfhaft, allein ein Blick auf Melanie, die, von ihrem Bruder unbemerkt, eine bittende Bewegung machte, gab ihm seine Fassung wieder.

„Schäme Dich, Gustav," rief das Kind, „glaubst Du mehr zu sein als unser Cousin, weil Du stärker und reicher bist als er und eine bunte Uniform auf dem Leibe trägst? Und bei alledem gefällt mir doch Edmund tausendmal besser als Du!"

„Melanie, hüte Dich!" rief Gustav, ihr einen giftigen Blick zuwerfend; „aber Kindern nehme ich nichts übel."

Der alte Herr hatte sich theilnahmlos bei diesem Wortwechsel in die Kissen seines Fauteuils zurückgelehnt. Jetzt erhob er wie flehend seine Hände. „Um Gotteswillen keinen Streit!" flüsterte er. „Melanie, Du bezeigst Deinem Bruder nicht die ihm gebührende Achtung, und auch Sie, Edmund, muß ich dringend bitten —"

Das Mädchen unterbrach ihn, ihre Lippen warfen sich trotzig auf. „Ich achte auch Gustav nicht, Papa," sagte sie, „der oft die halben Nächte außer dem Hause zubringt und mit seinen wilden Kameraden unser Haus regiert, seitdem er hier ist. Nie spricht er freundlich zu mir, aber ich kümmere mich nicht um seinen Zorn, denn ich bedarf seiner nicht. Wenn er aber jetzt versucht, auch meinen Cousin zu beleidigen, weil er glaubt, das Recht dazu haben zu dürfen, so irrt er; ich bin es, die sich zwischen ihn und Edmund stellen wird, und ich werde den Armen beschützen."

Vater und Sohn blickten mit dem Ausdruck des Erstaunens auf die Sprechende. Dieser Augenblick hatte den Damm durchbrochen, der im Laufe der Jahre immer enger seine Ringe um die Grenze zwischen Kind und Jungfrau zieht.

„Was fehlt dem Backfisch?" rief Gustav, „thut sie doch, als sei sie in ihren Vetter verliebt bis über die Ohren! Aber Geduld, wenn erst ihr Schatz hinter dem Comptoirpult Wallings schwitzt —"

„Gustav!" unterbrach ihn sein Vater so drohend, als es seine schwache Stimme erlaubte. „Gustav, bedenke —"

Aber Edmund hatte die Worte seines Vetters aufgefaßt, er eilte auf ihn zu und krampfhaft seine Hand ergreifend, rief er: „Allmächtiger Gott, ist über meine Zukunft entschieden, ohne mich auch nur mit einer Silbe um meine Zustimmung zu befragen? Ich ein Kaufmann? niemals!"

Der angehende Offizier lachte laut auf. „Freilich," sagte er, „für Jemanden, der die ganzen Tage auf Berg und Wald nutzlos verbrachte, mag die Aussicht keine ganz angenehme sein, auch würde ich mich verflucht bedenken, darauf einzugehen, aber Du, ein armer Teufel —"

„Und wäre ich ärmer als der Bettler der Straße," unterbrach ihn Edmund, „über meine Zukunft entschied der Wille meiner sterbenden Mutter."

„Unsinn, Walling hat uns von diesen phantastischen Plänen genug erzählt. Das wäre lustig, ein Werthen und Künstler, über den jedes alte Weib für wenige Groschen ihre Glossen machen kann und dessen Name hungrige Literaten und neidische Konkurrenten unbestraft zerfleischen können. Nein, wir haben bereits anders entschieden. Du arbeitest Deine Lehrzeit bei Walling und gehst dann nach Westindien, wo er ein Banquierhaus besitzt. Allenfalls magst Du Dir von dort eine Mulattin mitbringen und als Nabob wieder kommen, trotz gelbem Fieber und Haifisch."

Edmund erwiederte kein Wort, jede Spur der Röthe war von seinen Wangen entschwunden, wie im Fieber rollte sein Auge. Der alte Herr hatte sein Antlitz von ihm abgewandt und lag mit geschlossenen Wimpern wie theilnahmlos in seinem Sessel.

„Du bist abscheulich!" rief Melanie, vor Unwillen glühend, ihrem Bruder zu; „was hat er Dir zu Leide gethan?"

„Er ist ein Phantast, sagt Walling," erwiederte Gustav rauh, „oder ein Narr zu deutsch, und solche hasse ich."

„Und dann," fuhr er leiser fort, als schäme er sich seiner Worte, „dann kann ich sein glattes Gesicht nicht leiden."

„Neidischer, weil Du häßlich und plump bist, und Edmund schlank und hübsch wie Keiner, den ich kenne."

Diesmal war es Gustav, der erbleichte, während Edmunds Antlitz eine hohe Röthe überflog. Fest schritt er auf seinen Oheim zu und die kalte, kraftlose herabhängende Hand des alten Mannes fassend, sagte er:

„Ich danke Ihnen, Excellenz, für Ihre Absicht, mir, dem Sohne Ihres Bruders, in Ihrem Palaste eine Stätte angeboten zu haben, wo ich mein Haupt niederlegen kann; ich danke Ihnen, daß Sie, noch ehe Sie sich nach meinen Fähigkeiten, nach meinen Wünschen erkundigt, über meine Zukunft entschieden, aber ich fühle, daß meines Bleibens nicht an diesem Orte sein kann. Mein Gemüth, Excellenz," fuhr er bitter fort, „ist störrig und fügt sich schlecht in den Willen Anderer. Lassen Sie mich ziehen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort bei dem Andenken meines Vaters, daß ich Ihrem Namen nie Schande machen, noch Ihre Unterstützung in Anspruch nehmen will, aber zwingen Sie mich nicht, hier zu weilen, ich müßte hier sterben."

„Sterben," dies Wort schien den Grafen aus seiner Lethargie zu rütteln, sein Antlitz nahm einen strengen Ausdruck an.

„Du bleibst!" sagte er kalt. „Mein Sohn hat Recht: es taugt schlecht für einen Werthen, der Oeffentlichkeit preisgegeben zu sein. Der Weg des Kaufmanns, so meint auch Walling, und sein Beispiel beweist es, ist der einzige, der Unvermögende zum Glücke führt."

Noch ehe er zu Ende gesprochen hatte, war der Kammerdiener am Eingange erschienen.

„Excellenz," meldete er, „der Herr Ritter von Walling mit seinem Sohne wünschen aufzuwarten."

Der Graf gab ein bejahendes Zeichen, und im nächsten Augenblicke betrat der Banquier, von seinem Sohne gefolgt, das Zimmer seines Freundes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Als man jüngst in einer Gesellschaft bedauerte, daß der Text des schnell bekannt gewordenen Liedes „König Wilhelm saß ganz heiter" schon mit der Schlacht von Wörth endige, improvisirte ein Anwesender sofort folgende Fortsetzung:

Friedrich Karl sprach: Mit Bazäne
Thu' ich mir bei Metz ein bene,
Ich kann warten, General!
Hast Du auch gar viele Truppen
Durch laß' ich Dich doch nicht schlappen,
Schließlich kriegen wir Euch all'!"
Und er klemmt ihn fest und fester,
Bis Bazäne klagt: Mein Bester!
Das ist nicht nach meinem Sinn.
Aus ist es mit meinem Witze,
Nimm' die Truppen und Geschütze,
Ich geh jetzt zu Muttern hin!"
Lachten Trochu und der Favre:
„An Paris zerbrecht Ihr aber
Euch den Kopf gewiß entzwei!"
Doch der Wilhelm ließ ganz heiter
Transportir'n das Schießzeug weiter,
Rief den Moltke sich herbei.
Und sie warten, bis der Magen
Ratt' und Mäuse konnt' vertragen
Und es jenen dämlich wird.
Ausfäll' wollten sie probiren,
Da that man sie bombardiren,
Bis Paris hat kapitulirt!

An dem Festzuge der Stuttgarter Friedensfeier hatten sich 17,000 Personen betheiligt, voran das Stadtreiterkorps und darauf die ganze Schuljugend, jede Klasse ein deutsches Banner tragend mit irgend einem Wahlspruche, den die betreffende Klasse sich ausgesucht hatte. Die jüngste Klasse des Gymnasiums, sieben bis acht Jahre alte Jungen, trug auf ihrem Banner folgenden Spruch:

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Wir kommen auch noch hinterdrein!

Im Pariser zoologischen Garten sind die Verluste während der Belagerung nach dem „Siècle" weniger bedeutend, als man wohl in der Provinz glaubte, wo man vorauszusetzen schien, daß Paris sich wenigstens acht Tage lang von Löwen und Nilpferden genährt habe. Es sei nur eine Löwin an einer Krankheit und ein Elephant vor Furcht gestorben; auch habe man 3 Bären verloren, aber nicht in Folge der Belagerung.

Lebensphilosophie.

Die Jugend hat das reiche volle Leben und reflektirt! Das Alter hat die reiche volle Reflexion und will nur leben.

Auflösung der dreisilbigen Charade in № 37: Kapelle.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Freitag, 31. März 1871.

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

Adolph von Walling war im selben Alter wie der angehende Offizier, allein er war von zarter Gestalt und fast weiblichem Aussehen. Seine niedere Stirne, sein farbloses blaues Auge zeugte von keiner besondern Geisteskraft, wohl aber von ungewöhnlicher Gutmüthigkeit.

Der junge Mann verbeugte sich tief vor dem Grafen, dann reichte er jedem der jüngeren Leute die Hand, Edmund zuerst.

„Sie sind Edmund von Werthen?" fragte er mit sanfter Stimme. „Mein Vater hat mir von Ihnen erzählt, auch daß Sie an unserm Comtoir arbeiten werden; ich hoffe, wir lernen uns näher kennen. Nicht wahr?"

Edmund drückte ihm stumm die Hand, das freundliche Entgegenkommen that seinem Herzen wohl.

„Du irrst, Adolph," rief der Sohn des Grafen lachend. „Ihr werdet nicht Freunde werden, der stolze Herr Vetter verachtet Alles, was nicht Künstler heißt, und am meisten den Kaufmann."

„Sie sprechen unwahr," unterbrach ihn Edmund ruhig. „Ich achte jeden Stand, zu dem den Menschen Fähigkeit und Neigung zieht, nur den Rohen und Fühllosen verachte ich, selbst wenn er einen Degen trägt und sich den Erben eines alten Hauses nennt!"

Gustav warf einen Blick des Hasses auf den Redenden. „Bube," murmelte er, „Du sollst mir das büßen!" Dann fuhr er laut fort: „Aber neugierig bin ich doch, den Virtuosen einmal zu hören. Er soll uns eine Probe seiner Kunst ablegen. Im rothen Salon steht ein Flügel Aber ich benachrichtige Sie," wandte er sich an Edmund, „daß ich Kenner bin. Thalberg und Lißt haben auf diesem Instrument gespielt."

Eine dunkle Gluth färbte bei diesen Namen das Antlitz des Jünglings, seine Augen brannten wie verlangend, aber sogleich faßte er sich. „Ich spiele nicht!" sagte er kalt und trotzig.

Melanie trat an ihn heran. „Spiele, Edmund," sagte sie mit ihrer weichen, melodischen Stimme; „beschäme jenen Prahler," fügte sie flüsternd hinzu.

Edmund kämpfte mit sich selber. „Sei es!" erwiederte er endlich gepreßt, „aber erlauben Sie nur, aus meinem Zimmer mir die Noten zu holen, deren ich bedarf."

„Aber nur schnell," rief Gustav, „ich bin verdammt neugierig. Sie finden uns im rothen Salon, die dritte Thüre des Vordergebäudes."

Edmund gab ihm keine Antwort, sondern verließ das Zimmer und eilte die beiden Treppen empor, die zu dem ihm angewiesenen Aufenthalt führten. Er öffnete die Thüre, ein Ausruf der Freude entfuhr seinen Lippen, — am Tische saß der alte Joseph, der ihn erwartete.

„Joseph, Du hier?" stammelte er überrascht, sich in die Arme des Dieners werfend, „wie ist es möglich —"

„Still!" unterbrach ihn der Alte. „Niemand darf ahnen, daß ich hier bin. Ich folgte Dir auf dem Fuße und der Portier kennt mich von früher. Aber erzähle mir, Du sahst Deinen Oheim?"

In fliegenden Worten berichtete der Jüngling das Resultat der verflossenen Stunden.

„Also zum Kaufmann wollen sie Dich pressen, trotzdem Du äußertest, es sei Dein Tod? Edmund," fuhr er fort, „bei dem Andenken an Deine Mutter beschwöre ich Dich, füge Dich dem Willen Deines Oheims, werde denn Kaufmann, da er es befiehlt. Du bist jung und die wenigen Jahre werden keine verlorenen sein. Aber spare Deinen Lebensmuth, spare alle Deine Kräfte für Deine Zukunft. Und jetzt geh' hinunter, mein

Sohn, nimm alle Deine Kunst zusammen, vielleicht besiegt ihr Zauber den Haß und Neid jener Menschen."

Edmund gehorchte, er wählte die Lieblingsstücke seiner verstorbenen Mutter aus den mitgebrachten Noten, dann eilte er, den ihm bezeichneten Ort zu erreichen.

Der rothe Saal, so bezeichnet von der Farbe der Sammettapeten, die mit den Ueberzügen von weißem Damast der Möbel kontrastirten, gehörte zu den Gesellschaftsräumen des gräflichen Hotels. Unter dem mächtigen Kronleuchter in der Mitte des Gemaches befand sich ein prachtvoller Flügel, der, jetzt geöffnet, mit seinen blendend weißen und schwarzen Tasten den Spielenden einlud.

In einiger Entfernung saßen in bequemen Fauteuils die Zuhörer, selbst der alte Graf lehnte in seinem Sessel in der entferntesten Ecke des Salons, seinem Sohne Vorwürfe machend, der sich eben eine Havanna angezündet hatte, was, wie er lachend bemerkte, als Präservativmittel gegen Ohrenschmerzen dienen sollte.

Aber auch sein Lachen verstummte, als Edmund den Salon betrat. Der Jüngling schien in der kurzen Zeit um ein Bedeutendes gewachsen. Sein Antlitz war das eines Menschen, der mit seinem Schicksal abgeschlossen hat.

Er schien die Anwesenden nicht zu beachten, nur auf Melanie warf er einen innigen Blick, gleichsam als solle ihn ihr Anblick begeistern, dann setzte er sich an den Flügel und nach einigen einleitenden Tönen begann er die ersten Akkorde einer Mozart'schen Sonate.

Ein tiefes Schweigen herrschte während der einzelnen Abschnitte, kein Blick wandte sich von dem Spielenden, und selbst als er geendet, blieb jeder Mund stumm. Melanie allein gab ihren Gefühlen Ausdruck, indem sie auf Edmund zueilte und, ihre Arme um ihn werfend, in Thränen ausbrach.

„Edmund," flüsterte sie so leise, daß Keiner es vernehmen konnte, „Edmund, ich habe Dich lieb!"

Ein Ausruf ihres Bruders riß Alle aus der momentanen Betäubung empor. Gustav wies auf den Grafen, der anscheinend bewußtlos zurückgesunken war und auf dessen Stirne große Schweißtropfen perlten. Die Bemühungen der Anwesenden riefen ihn zum Bewußtsein zurück, aber sein Geist schien verwirrt und sein Mund stammelte unverständliche Worte.

„Weg," flüsterte er, „still mit den Tönen, sie zerreißen meine Nerven. Wie eine Bitte des Mitleids klingen sie, wie die Wuth des Zornes. Erbarmen, Leopold, ich besitze es auch, jenes Dokument!"

Wallings Hand schloß ihm den Mund. „Graf von Werthen," rief er, todtenbleich, so laut, daß der Saal dröhnte, „Sie reden im Fieber!"

Die Macht dieser Stimme übte eine magische Wirkung auf den Greis aus. Die Schweißtropfen verschwanden, die natürliche Farbe kehrte auf seine hageren Wangen zurück.

„Gebt mir Ruhe," flüsterte er, „ruft Latour, ich will es niemals wieder hören, habt Ihr verstanden? Keinen Ton jenes Instruments, so lange er in meinem Hause weilt. Gustav, keinen Ton, Du versprichst es mir?"

Der junge Militär schritt auf Edmund zu, der wie träumend noch immer am Flügel saß, während Melanie bei ihrem Vetter weilte.

„Sie hören es!" sagte er. „Hüten Sie sich in Zukunft, nur einen Ton Ihres verworrenen, taktlosen Geklimpers in diesen Räumen laut werden zu lassen."

„Entziehen Sie sich der Versuchung," sagte auch Walling näher tretend, „und um Ihnen darin beizustehen, wird Ihnen von morgen an Ihre Stellung in meinem Comptoir eröffnet sein, die Sie bis spät am Abend beschäftigen wird. Sind Sie damit zufrieden?"

Edmund zauderte, die Hand anzunehmen, die der Banquier ihm reichte. Aber Melanie's Ausspruch entschied über ihn. Sie nahm den Arm Adolphs und ihn zu ihrem Cousin führend, sagte sie:

„Dir, Adolph, übergebe ich meinen Vetter, den ich lieb habe; sei sein Freund um meinetwillen, er verdient es."

Nicht in die ihm dargereichten Fingerspitzen des Vaters, sondern in die warme Freundeshand, die der Sohn ihm reichte, legte der junge Mann die seine und mit ihr sein Schicksal nieder.

2.

Fünf Jahre sind verflossen seit dem Tage, da Edmund von Werthen, ein schutzloser Knabe, in das Haus seines Oheims trat; abermals war es Herbst geworden, aber nicht wie damals nahm der Sommer in rauhem Trotz mit Sturm und Hagel Abschied von der geliebten Erde, nein es war das zögernde, wehmüthige Scheiden eines Freundes, der noch einmal den ganzen Schatz der Liebe seines Herzens über den geliebten Zurückbleibenden ergießen möchte.

Aus diesem Grunde prangte auch der Garten, der sich eine bedeutende Strecke lang hinter dem gräflich Werthen'schen Hôtel ausbreitete, im

Schmucke des Sommers. Es war ein traulicher Aufenthalt in diesem duftenden, von Vögeln belebten Raume, an dessen Ende sich ein Pavillon aus weißem kostbaren Holze und mit goldenem Schnitzwerk verziert befand. Dieses kleine Gebäude, wie der es umgebende Fleck des Gartens, war das Eigenthum der jungen Comtesse Melanie, die allein den Schlüssel dazu besaß und oftmals die späten Abendstunden des Sommers in diesen Räumen, deren hohe Spiegelfenster Jalousieen und seidene Vorhänge im Innern bedeckten, verträumte.

Die Glocken der Residenz hatten die elfte Stunde des Abends verkündet. Vom Eingange des Hauses her, dessen Façade völlig dunkel dalag, schwebte eine weiße Gestalt. Leicht und lustig wie eine Elfe glitt sie im Mondesstrahl über den Blumenteppich bis an den Pavillon, den sie aufschloß, und einen Augenblick später sah man im Innern desselben den matten Schimmer eines Lichtes durch die dicht verhängten Jalousieen glänzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die physische Degeneration des französischen Volkes.

Unter diesem Titel will Dr. Karl Stark, indem er den pathologischen Charakter, die Symptome und Ursachen dieser Degeneration schildert, einen irrenärztlichen Beitrag zur Völkerpathologie liefern. Der Verfasser fürchtet, schon der Titel seiner interessanten kleinen Schrift werde vielleicht manchen Leser anfänglich frappiren. Es bedarf aber da keiner Entschuldigung. Uns Deutschen machen augenblicklich die Franzosen mit ihrem ganzen Gebahren nothwendig den Eindruck von Irrsinnigen; es geht mir selbst so, und ich höre es von allen Seiten bestätigen. Wer z. B. die letzte Rede Viktor Hugo's in Bordeaux gelesen hat, der muß sich sagen: der Mann ist geisteskrank, und die Abgg. der Nation, die ihn so ernsthaft anhören können, müssen mehr oder weniger auch irr sein. Es kann das uns Deutschen um so weniger übel genommen werden, als wir damit gleichsam eine Ehrenrettung der französischen Nation unternehmen. Bei Unzurechnungsfähigen muß sich Erbitterung und Abscheu in Theilnahme und Mitleid verwandeln. Daß zuweilen ganze Völker und Zeiten von Geisteskrankheiten heimgesucht werden können, lehrt uns die Geschichte des Mittelalters mit seinen Kinderkreuzzügen und Veitstänzen. Was nun schon dem Laien auffällt, das wird von dem gelehrten Irrenarzte in einer wirklich ganz überraschenden Weise aus den Symptomen erwiesen. Das Uebel, an dem die Franzosen leiden, ist der paralytische Blödsinn, folie raisonnante, eine Geisteskrankheit, deren wissenschaftliche Kenntniß wir den französischen Gelehrten verdanken, und die in Frankreich so häufig vorkommt, daß immer die Hälfte der Kranken in Charenton damit behaftet ist (bei uns durchschnittlich 12 Proz.). Das hervorragende Symptom dieser Krankheit ist eine zur fixen Idee gewordene Größenwahnvorstellung. Hierher gehört natürlich der berühmte Marsch an der Spitze der Zivilisation, während sich bekanntlich die französische Nation seit geraumer Zeit in Beziehung auf ihre wissenschaftlichen Leistungen in offenbarem Niedergang befindet, während Frankreich in einem europäischen Kriege die wilden, durch eine vorzeitige Einweihung in alle abgefeimten Laster eines überraffinirten Volks vergifteten, fast unter das Thier herabgewürdigten afrikanischen Horden verwendet u. dgl. m. Aehnlich tritt der Glaube an die Unbesiegbarkeit der großen Nation in der Form einer monomanischen Wahnvorstellung auf. Kein Franzose wird dir heute im März 1871 gestehen, daß Frankreich von uns besiegt ist. Bis zum Tage der Kapitulation waren alle Pariser jeder vernünftigen Berechnung zum Trotz fest überzeugt, daß Paris nicht fallen könne; es kann einfach nicht fallen, weil es unbesiegbar, sublim, magisch, antik, regenerirt ist. Und auch, daß es jetzt wirklich gefallen ist, macht ihnen wenig aus: „Die Preußen dürfen nicht einziehen, weil sie uns nicht besiegt haben.“ Ihre Generale konnten um keinen Preis gestehen, wenn sie geschlagen waren. Der Kranke wird gefährlich, wenn man ihm widersprechen, die Wahrheit beibringen will. Unsere Armeen mochten vordringen, so weit sie wollten, die Bevölkerung glaubte nirgends, daß die französischen Heere geschlagen seien. Und wie der Irre zur Stütze seiner Delirien das Unglaublichste mit naiver Zuversicht anführt, so die Franzosen. Fragt herum bei den Hunderttausenden von Gefangenen in unseren Festungen, besiegt sind sie alle nicht — bei Leibe — aber gefangen: „Wir sind verkauft, verrathen, unsere Generale konspiriren mit den Preußen.“ Um die Parallele auszuführen, erzählt Dr. Stark hier einen Fall aus seiner Praxis von einem Irren, der ihm sagte, daß er fliegen könne. Er ließ den Kranken auf ein niederes Parterrefenster

steigen und forderte ihn auf, nun den Beweis zu geben. Dieser machte einen Satz und fiel zu Boden. Nichts weniger als enttäuscht oder beschämt stand er auf und erklärte: „Ich kann fliegen; aber mein Zimmernachbar, der mich heimlich magnetisirt, verhindert mich daran!" Weiter ist es eine diesen Kranken gemeinsame Eigenschaft, daß sie für ihre psychischen Fehler und Defekte völlig blind sind, die vernünftigen Handlungen Gesunder aber für verkehrt, oder, wenn dieselben mit ihrer eigenen Person kollidiren, als tadelnswerth bezeichnen. Sie plagen ihren Wärter wochenlang auf alle erdenkliche Art, ein einziges unfreundliches Wörtchen aber von seiner Seite bringt sie in die äußerste Entrüstung. Es ist bekannt, daß die Franzosen nie einen siegreichen Krieg führten, ohne eine Vergrößerung Frankreichs zu verlangen, es ist ebenso bekannt, daß sie diesen Krieg unter dem nichtigsten Vorwande anfingen, um uns das linke Rheinufer zu nehmen. Nun wir die Provinzen zurückfordern, die sie uns vorher geraubt haben, gerathen sie außer sich. Nach der Schlacht bei Sedan, nachdem wir sie zur Belohnung für ihren unverschämten Angriff von ihrem Kaiser befreit hatten, riefen sie uns in vollen Ernste zu: „So, jetzt habt ihr einen Tyrannen gestürzt, jetzt geht als Biedermänner nach Hause; ihr hättet euch freilich glücklich schätzen sollen, von Frankreich besiegt zu werden, und die schöne Pfalz uns überlassen können; aber wir vergeben euch, wir werden Freunde, werden Brüder sein." Wer denkt da nicht an Falstaff, der der Wirthin, die er betrogen und beschimpft hat, auf ihre Klagen großmüthig antwortet: „Wirthin, ich vergebe dir. Geh, mach das Frühstück fertig, liebe deinen Mann, achte auf dein Gesinde, pflege deine Gäste; du siehst, ich bin besänftigt" Auf die falsche Nachricht, daß die Badenser Sprenggeschosse gebrauchen für Handfeuerwaffen, drohte man in Frankreich mit furchtbaren Repressalien (même les femmes). Sie selbst schossen schon bei Wörth damit, die völkerbeglückende Republik scheint sie fast allgemein adoptirt zu haben. Für logischen Widerspruch pflegen bekanntlich Geisteskranke keinen Sinn mehr zu haben. Die Franzosen deklamiren von der Größe ihrer Nation, während sie Thiers als Supplikanten in der Welt umherschicken. Ducrot erklärt: „entweder als Sieger oder als Leiche werdet ihr mich wiedersehen," kehrt aber gleichwohl als keines von beiden zurück. Mit dem paralytischen Blödsinn ist ein so ausgeprägter Subjektivismus verbunden, daß den Kranken aller Sinn für das Thatsächliche, Wirkliche, für Wahrheit verloren geht. Daher das bodenlose Lügen bei den Franzosen. Man kann es ihnen nicht übel nehmen. In der That, wenn sie sich gegenseitig verkündigen: Die Preußen haben 50,000 Mann verloren, Prinz Friedrich Karl ist todt, Bismarck verrückt — das ist Krankheit. Haben doch, fügen wir hier bei, ältere, ernsthafte Männer in Straßburg Auerbach versichert, mit eigenen Augen während der Belagerung vom Münster aus das französische Entsatzheer heranrücken und mit den Deutschen kämpfen gesehen zu haben. Eine andere Untugend der Paralytischen ist Wollust gepaart mit Grausamkeit. Ein Glück für uns, daß wir, Dank der Tapferkeit unserer Armee, in Deutschland keine Erfahrung davon haben machen können. Daß auch dieses Symptom nicht fehlt, zeigt die Behandlung vieler Verwundeten, die verstümmelt oder denen die Augen mit dem Daumen eingedrückt worden. Voltaire nennt seine Landsleute geil wie Affen und grausam wie Tiger. Solche Erscheinungen würde man am Ende natürlich finden müssen, wenn es sich um eine unzivilisirte Nation handelte; da aber die Franzosen keine Wilden sind, so können dieselben nur aus einer vorhandenen pathologischen Degeneration erklärt werden. In gewöhnlichem ruhigem Zustand treten solche Gebrechen beim Irren oft ganz zurück und äußern sich höchstens in Form einer leisen Schwäche. Sie brechen sofort in unverhohlener Weise aus, wenn der Kranke in Affekt versetzt wird. Da nun die Empfindlichkeiten der französischen Nation so sehr geschont werden müssen, so ist es wahrhaftig keine Kleinigkeit für uns Deutsche, ihnen benachbart zu sein. Es ist fast, als wären wir mit einem Tollen in die gleiche Zelle gesperrt. Wären die Franzosen vernünftig wie andere Leute, so dürfte ihnen an der Einen Lektion genügen, die wir ihnen ertheilt haben. So aber sind sie am Ende gar im Stand und wollen Ernst machen aus den fürchterlichen Drohungen, die in ihren Blättern zu lesen stehen. Gerüstet müssen wir bleiben bis an die Zähne.

Lebensphilosophie.

Es ist eine traurige Thatsache, daß die Reue gewöhnlich erst dann anfängt, wenn wir nichts wieder gut zu machen vermögen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Montag, 3. April 1871.

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

Da, am Ende der Mauer, die den Garten einhegt, öffnet sich eine kleine, halb versteckte Pforte, von Epheu fast verborgen, deren Vorhandensein wohl Niemand im Hotel beachtet hatte, und ein Jüngling von schlanker Gestalt, das Antlitz in seinem Mantel halb verborgen, schlüpft in den Garten und zum Pavillon. Ein leises Klopfen, die Thüre öffnet sich und eine zarte weiße Hand umfaßt die seine.

„Edmund!“

„Melanie!“

Sie waren es; hier am verborgenen Orte führte die Liebe den Jüngling und die Jungfrau zusammen, die ein sympathischer Zug bei dem ersten Begegnen einander genähert hatte.

Der junge Mann hatte sich nicht viel verändert, es war dieselbe schlanke Gestalt wie einst, nur daß sie an Kraft und Ausdruck gewonnen hatte, dieselben milden und doch ernsten Züge, dasselbe große, leuchtende, tiefblaue Auge. Aber hart am Munde hatte sich kaum bemerkbar jene Falte gelegt, die mit unerbittlichem Finger der Gram und der Schmerz in das Menschenantlitz zeichnet. In dieser einen Falte vermochte der Seelenkundige die Geschichte der letzten fünf Jahre dieses Jünglings zu lesen.

Im Gegensatz zu Edmund hatte sich das Aeußere Melanie's bedeutend verändert. Nur allein das hellblonde, seidenweiche Haar, das wie eine Glorie ihr liebliches Antlitz umgab, ließ sie erkennen, aber um wie viel lieblicher hatte diese Spanne Zeit das Kind zur Jungfrau entwickelt!

Sie war es, die zuerst das Wort nahm. „Du hast mir geschrieben, Edmund,“ sagte sie mit weicher, melodischer Stimme, „und obgleich meines Vaters Zustand höchst bedenklich ist, so wollte ich Dich nicht vergebens kommen lassen, denn ich weiß, auch Du leidest, mein Freund.“

„Ja ich leide,“ rief Edmund, „unsäglich leide ich um Dich, Melanie, denn wärest Du nicht, o schon längst hätte ich das tyrannische Joch von mir geschüttelt, das Körper und Geist zu Boden drückt, und wäre auf und davon; aber Du allein —“

„Edmund,“ unterbrach Melanie mit sanftem Tone seine Rede, ihm die Hand hinreichend, „Edmund, ist es meine Schuld, daß wir uns lieben?“

Der Jüngling schien seine Gedanken zu sammeln. „Melanie,“ sagte er endlich, „höre mich an, es ist ein ernstes Gespräch, um das ich Dich gebeten habe. Melanie, wir müssen scheiden.“

Das Mädchen fuhr empor. „Was sagst Du, Edmund? Scheiden wolltest Du von mir, deren All es, deren einziges Glück Du allein seit Jahren bist? Und was ist es, das heute diese Verzweiflung auf's Neue und mehr denn je hervorruft? Sprich, mein Freund, verhehle mir nichts, Dein Aussehen ängstigt mich.“

„Du sollst Alles erfahren. Der Zeitpunkt ist da, in dem sich meine Angelegenheit entscheiden muß. Melanie, ich liebe Dich glühend, leidenschaftlich, sterben wollte ich für Dich, aber stärker als meine Liebe, Melanie, lebt die unauslöschliche Sehnsucht zur Künstlerschaft in mir, die ich nicht länger in mich schließen, unterdrücken kann.“ Er hatte sich bei diesen Worten emporgerichtet, sein Auge flammte begeistert. „Du weißt, wie streng ich im Hotel Deines Vaters bewacht werde,“ fuhr der Jüngling fort. „Ginge es dem Willen der Deinen nach, ich hätte längst keine Taste mehr berührt. Aber das Schicksal will es anders. — Seit den fünf Jahren meines Hierseins spiele ich täglich auf meinem eigenen klangvollen Instrument unter der Aufsicht eines Meisters, in der Wohnung eines treuen Dieners, der mir

in die Residenz gefolgt, und, laß mich es Dir gestehen, Melanie, ich bin auf dem Wege, Hervorragendes in meiner Kunst zu leisten."

Das junge Mädchen erwiederte nichts, ihr fragendes Auge auf den Vetter gerichtet, winkte sie ihm fortzufahren.

„Die Krankheit Deines Vaters," sprach er weiter, „gestattete mir manche Freiheit, und die Minuten, die ich unbelauscht von der Welt zubringen durfte, weihte ich meinem Flügel. Auch heute wollte ich mich frühzeitig vom Comptoir entfernen, als Adolph von Walling zu mir trat und mich in das Kabinet seines Vaters rief. Ich folgte ihm und blieb mit dem Banquier allein, der, offenbar unruhig, im Zimmer auf und ab schritt.

„Edmund," begann er endlich, „vor wenigen Minuten trat ein Bote Ihres Oheims ein, der mich noch diesen Abend zu ihm bescheidet. Nach der Meinung der Aerzte steht es schlimm mit ihm. Ich theile Ihnen daher mit, daß, sobald Graf Werthen die Augen geschlossen, Sie nach seinem und seines Sohnes Willen sich nach Westindien zu begeben haben, um dort die Interessen des Walling'schen Hauses wahrzunehmen."

Melanie verbarg ihr Antlitz mit den Händen. „O diese entsetzlichen Menschen!" flüsterte sie leise vor sich hin. —

„Die Saat ist reif," sprach der Jüngling weiter, „ich habe geduldet bis jetzt, nun bin ich am Ende. — Melanie, ich scheide von hier, aber nicht als Kaufmann, nein, ein Jünger meiner Kunst will ich in das gelobte Land der Farben und der Töne, nach dem göttlichen Italien ziehen." Sein Auge glänzte bei diesen Worten in edler Begeisterung, seine Gestalt hob sich mächtig. „Mein alter Joseph besitzt einen Bruder in Neapel," fuhr er fort, „an ihn wende ich mich. Und bald, bald kehre ich wieder, Geliebte, nicht mehr der arme, mißachtete Adelige, nein, als gefeierter Künstler."

Das junge Mädchen erhob sich. Wie sinnend stand sie einen Augenblick da, dann schritt sie auf den jungen Mann zu und, die Hand auf seine Schulter legend, sagte sie mit fester Stimme:

„Ziehe denn hin, Edmund, ich gebe Dich frei! Folge Deiner Kunst, Deinem Herzen und vergiß nie, daß ich Dich liebe von ganzer, tiefer Seele."

Ein Thränenstrom unterbrach ihre Worte.

Edmund warf sich ihr zu Füßen. „Geliebte," rief er, „empfange denn in dieser Stunde meinen Schwur, Deiner würdig zu bleiben! Nie soll eine andere Liebe diese Brust durchglühen, und rein und treu will ich Dir heimbringen mein Herz aus dem Lande der Leidenschaften, das schwöre ich Dir bei dem Heiligsten, was ich besitze, bei dem Andenken an meine Mutter, bei meiner Liebe, bei meiner Heiligen Kunst!"

Ein lautes Pochen an die Thüre des Pavillons unterbrach seine Rede. Erschreckt fuhren Beide auf.

„Gnädiges Fräulein," tönte draußen die Stimme eines Dieners, „rasch, um Gotteswillen, der Graf liegt im Sterben."

Ein lauter Schrei ertönte im Innern des Pavillons aus Melanie's Munde. Todtenbleich lehnte sich der junge Mann an die Lehne seines Sessels.

„Großer Gott," murmelte er, „mein Schicksal ist entschieden."

Melanie eilte zu ihm und, ein goldenes Kreuz von ihrer Brust lösend, drückte sie es in seine Hand. Er breitete seine Arme aus und ein heißer, glühender Kuß vereinigte zum ersten Male die Lippen Jener, deren Seelen sich seit Jahren gefunden hatten. Dann riß sich das junge Mädchen von ihm los, und im nächsten Augenblick war ihr Tritt in der Richtung des Hauses hin verhallt.

Edmund blieb allein in dem kleinen Raum. Mit dem Ausdruck der Leidenschaft preßte er das Kreuz an seine Brust, dann warf er einen langen Blick um sich, als wolle er den Ort, wo er zum letzten Male die Geliebte gesehen, fest seinem Gedächtnisse einprägen.

„Ob er es merkt, wenn der Sohn seines Bruders an seinem Sterbebette fehlt?" flüsterte er vor sich hin. „Ob er nach mir verlangen wird? Nein, nein, keine Schwachheit, Edmund, jetzt oder niemals entscheidet sich mein Schicksal. Das schwerste Opfer habe ich gebracht, den Abschied von meiner Geliebten, nun will ich ganz meiner Kunst gehören."

Er stürmte hinaus in die Dunkelheit.

Sobald Melanie das Haus betrat, kam ihr Gustav, der vor Kurzem zum Lieutenant avancirt war, an der Treppe entgegen. Sein Antlitz zeigte keine Spur von Betrübniß.

„Großer Gott," rief sie, „komme ich zu spät, ist er hinüber?"

„Noch nicht," entgegnete ihr Bruder kalt. „Es war ein Anfall, weiter nichts, der aber entschieden tödtlich ist, sobald er sich wiederholt."

„So laß uns zu ihm, die letzten Augenblicke an seinem Lager zuzubringen, wie es die Kindespflicht befiehlt." Sie wollte die Treppe hinaufeilen, Gustav hielt sie zurück.

„Walling ist drinnen, sie haben Wichtiges zu reden," sagte er; „selbst die Aerzte haben sich auf seinen Wunsch entfernt."

„Was könnte einem sterbenden Vater wohl wichtiger sein, als der Abschied von seinen Kindern?" rief das junge Mädchen empört. „Im Angesicht des Todes muß jede Rücksicht schwinden." Sie eilte ihrem Bruder, der ihr langsam folgte, vorbei die Treppe empor, die in den Flügel führte, wo die Zimmer ihres Vaters lagen. Die Eingangsthüren standen geöffnet, Herr Latour hatte nicht mehr nöthig, Portierdienste zu versehen.

An der verschlossenen Thüre des Krankenzimmers standen sie still, es war die Stimme Wallings, die ihr Ohr traf, laut und rücksichtslos wie immer, fand er es nicht der Mühe werth, dieselbe in Gegenwart des Todes zu mäßigen.

„Sie werden mir Kunde geben, wo sich jenes Dokument befindet, damit wir es sogleich vernichten," hörte sie den Banquier sagen. „Sie liegen im Sterben, Ihr Gericht erwartet Sie, wenn es eines gibt. Wir aber leben noch, und selbst wenn zwischen uns und Edmund das Weltmeer liegt, fürchte ich, so lange ich jenes Dokument nicht vernichtet weiß, daß Ihre Schwäche damals —"

Der Graf unterbrach ihn. Melanie konnte seine schwach geflüsterten Worte nicht verstehen.

„Nichts haben Sie zu beweinen, ich übernehme die Verantwortlichkeit," begann Walling von Neuem. „Freilich," fuhr er gedämpfter, aber doch noch immer verständlich genug fort, „ist es leicht, am Rande des Grabes den Gewissenhaften zu spielen, nachdem man Jahre lang vom Raub an Andern gelebt hat."

Eine tiefe Stille trat ein, dann hörte Melanie die Stimme ihres Vaters, der laut den Namen Edmund rief.

Melanie erfaßte den Griff der Thüre, Walling öffnete, aber zugleich wies er auf den alten Grafen, der sich in Fieberhitze auf seinem Bette wand.

„Es geht zu Ende," sagte er kalt. „Das Delirium ist eingetreten, ich hole die Aerzte."

„Herr von Walling," rief Melanie, „was ist hier vorgefallen? Ich will es wissen. Die Wirkung der Unterredung mit Ihnen ist es, die meinen Vater tödtet."

Der Banquier lächelte eisig. „Nichts ging hier vor," wiederholte er kalt, „wenigstens nichts, das für Mädchenohren taugt. Sehen Sie nach Ihrem Vater!"

(Fortsetzung folgt.)

Das zweite bayerische Armeekorps vor Paris.

Einem Artikel von Briz Förster in der „Allg. Ztg." über das II. bayerische Armeekorps vor Paris entnehmen wir: Dem II. bayerischen Armeekorps war die Aufgabe zugefallen, die Straßen von Paris nach Chartres über Chevreuse und jene nach Orleans festzuhalten und alles zwischenliegende Terrain hermetisch abzuschließen. Die erstere wird durch die Schanze von Châtillon, die letztere durch die von Villejuif beherrscht: Am 20. September waren beide von bayerischen Truppen besetzt. Die Lage und Nähe des allmälig stärker armirten Forts von Bicêtre zur Schanze von Villejuif bedingte leider, aber ganz unweigerlich, daß diese von dem VI. Korps, welches sie von den Bayern nach einigen Tagen übernommen, aufgegeben werden mußte. Hätte sie gehalten werden sollen, so hätte der Artilleriekampf mit den Festungsgeschützen nicht nur von Bicêtre, sondern auch von Montrouge sofort begonnen werden müssen, was sich von selbst verbot, da wir noch keinen Belagerungspark besaßen. Sehr empfindlich blieb immer der Verlust von Villejuif; auf dieses basirt unternahmen die Franzosen ihre heftigen Ausfälle gegen das Korps Tümpling, von Villejuif wurden die von uns besetzten Orte Bourg la Reine, Bagneux, Sceaux, ja selbst Antony, das Ruhequartier der 7. Brigade, fortwährend beschossen, von Villejuif allein aus konnten die Vorgänge auf dem Plateau von Moulin de la Tour beobachtet und sofort durch den Telegraphen den Kommandanten von Issy und Vanves zur weiteren Verfügung mitgetheilt werden. Wie wir in den Besitz der Schanze von Châtillon gekommen, ist bekannt. Unbestritten ist der Ruhm, welchen die Infanterie der 3. Division durch die Festhaltung dieser selbst und des umliegenden Plateau's sich erworben. Wohl ist diese und ein guter Theil des anliegenden Terrains den Blicken der Franzosen durch ein Wäldchen, ringsum am Abhang, entzogen gewesen und dominirte die Forts um 85 Meter; aber die Geschosse von Issy und Vanves wurden in einer Entfernung von nur 2500—3000 Schritten hier herauf fortwährend geschleudert, und für Montrouge war es ein leichtes, bei 5000 Schritten Entfernung mitzuwirken. Fortwährend hatten sich die Vorposten mit den französischen Plänklern herumzuschießen, und stets war die ganze hier postirte Brigade auf dem Sprung, den etwa

plötzlich heranstürmenden Pariser Bataillonen sich entgegenzuwerfen. Hier gab es keine Unterkunft in Scheunen oder Villen für die Reserven, geschweige denn für die Feldwachen oder Pikets, das vielbeschossene Plessis-Piquet etwa ausgenommen; hier oben tobten Wind und Wetter am heftigsten, hier war der Schmutz vom schwersten Kaliber, und hier verdoppelte der Boreas die eisige Kälte der hellen Wintermorgen. Aber das Plateau mußte gehalten werden, das war unerschütterlicher Grundsatz beim Armeekorpskommando von Anfang an, und die Zeit, d. h. die verbesserte Armirung von Issy und Vanves, belehrte uns dessen gründlichst. Denn nicht nur die Beschießung der Südfront und von Paris war durch den Besitz der Schanze um Vieles erleichtert und ermöglicht, sondern vor Allem eine dichte, unerschütterliche Zernirung gerade im Rayon des II. bayerischen Armee-Korps. Die geometrische Länge der bayerischen Zernirungslinie vom Walde von Meudon bis in das Bièvre-Thal betrug etwa 9000 Schritte; dies gibt, bei der durchschnittlichen Stärke der III. und IV. Infanterie-Division von 21,400 Mann, 2,3 Mann auf den Schritt Frontbreite, eine nach den gewöhnlichen taktischen Vorstellungen sehr dünne Vertheidigungslinie. Wären nun aber die Franzosen im Besitz der Schanze von Moulin de la Tour geblieben, so hätten sie diese natürlich mit allen möglichen Kalibern armirt; sie hätten das ganze Plateau bestrichen; unsere Vorposten hätten sorgfältig in Schützengräben zwischen Plessis Piquet und dem Eingang vom Meudoner Wald untergebracht werden, Chatillon, Bagneux, Sceaux hätten vollständig geräumt, die Kommunikation auf der Versailler Straße in das Bièvre-Thal verlegt werden müssen, und die erste Vertheidigungslinie wäre für das II. bayerische Korps etwa der südlichste Theil des Waldes von Meudon bei Port Verrières, Malabry und Antony bis Pont Antony geworden, von 11,000 Schritten Länge; also der Schritt Frontbreite nicht einmal mit 2 Mann besetzt. Das V. (später das XI.) Korps mußte sich dann ebenfalls verlängern, und auch das VI. würde durch das Aufgeben von L'Hay in Mitleidenschaft gezogen worden sein. Die Vertheidigung dieser Linie hätte große Schwierigkeiten verursacht, da sie weniger Orte besitzt, also weniger feste Positionen, und zudem überließ sie alle Vortheile der Offensive den Franzosen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Gute Lehre.) Der Herzog von Montausier, Oberhofmeister des Dauphins von Frankreich unter der Regierung Ludwig des Vierzehnten, gab es nie zu, daß sein Zögling die an ihn gerichteten Dedikationen lesen durfte. Indeß überraschte er ihn einst dabei, als er eben eine derselben las. Am Ende jeder Periode unterbrach er ihn und sagte: „Sehen Sie nicht, mein Prinz, daß sich diese Leute ungestraft über Sie lustig machen? Denn können Sie sich wohl einbilden, daß Sie all' die guten Eigenschaften wirklich besitzen, die man Ihnen zuschreibt? Können Sie wohl diese groben Schmeicheleien ohne Unwillen lesen, die man nicht wagen würde, Ihnen darzubringen, wenn man nicht die schlechteste Meinung von Ihrem Verstande hegte?" Diese treffliche Lehre ist nicht allein für junge Prinzen zu empfehlen, sie gilt für unser ganzes Erziehungswesen. Wie wird unsere Jugend geschmeichelt von unverständigen Kindermädchen, Bonnen, alten Tanten und Hausfreunden und damit der Keim zu jener grenzenlosen Eitelkeit gelegt, der früh oder spät so traurige Früchte trägt. Vor nichts müßten Kinder so früh gelehrt werden auf der Hut zu sein, als vor — Schmeichelei.

Lebensphilosophie.

Der herzlose Mensch weiß genau, wo er einmal etwas Gutes that, und legt nicht wenig Gewicht darauf; der wahrhaft Seelengebildete ist sich dessen nicht bewußt, seine Handlungen sind nicht die mühsame Schöpfung seines Herzens.

Den Scherz von Leuten, die selbst keinen verstehen, nehmen wir immer als Beleidigung auf, so wie wir oft gegen manche Leute uns nur deshalb eigensinnig zeigen, weil sie es selbst sind.

Räthsel.

Mit leichter Zunge schwere Worte sprechen,
Dem lieben Nächsten kühn den Stab zu brechen,
Mit weisen Mienen und gewicht'gen Falten
Gleich alten Rathsherrn sitzen und mich halten,
Nein, das verstehst du, gute Martha, nicht;
Doch, wenn gleich Feu'r und Wasser dich umzischen,
Tagtäglich mich den Deinen aufzutischen,
Je glücklicher, je mehr dein Werk zerstört,
Verstehst du wohl, und das macht dich uns werth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 41. Mittwoch, 5. April 1871.

Den Trauernden.

Von A. Duncker.

O weinet nicht,
Wenn blitzschnell, wie vom Wetterschlage,
Die süße Hoffnung deines ganzen Lebens,
Die Stütze deiner alten Tage
Zusammenbrach, nun deine Hand,
Dein Mund den theuren Liebling sucht vergebens,
Den Sohn! Er starb für's Vaterland.
O weine nicht!

O weine nicht,
Wenn Der, als Gatte dir zu eigen,
In treuer Liebe innig dir verbunden,
Wenn deines Lebens höchster Schmuck muß neigen
Das edle Haupt, fernab von Feindes Hand
Dahingestreckt, nicht achtend seiner Wunden,
Dich segnend, stirbt den Tod für's Vaterland.
O weine nicht!

O weine nicht,
Wenn dich die Kinder fragen,
Weßhalb der Vater bliebe gar so lange,
Er müsse wieder auf dem Arm sie tragen,
Um ihren Nacken legen seine Hand,
Damit sie küssen könnten seine Wange —
Die schon erblich im Tod für's Vaterland.
O weine nicht!

O weine nicht,
Ob sich des Lebens Stürme wild erheben,
Sich thürmet hoch die unglückschwang're Welle
Und den Pilot verschlingt, dem du gegeben
Dein Lebenssteuer in die treue Hand,
Der, statt der Myrthe, nun die Immortelle
Umarmt im Tode treu für's Vaterland. —
O weine nicht!

O weinet nicht,
Ob ihr auch habt das Theuerste verloren!
Gewaltig schon die neuen Zeiten kreisen,
Und Großes wird in Schmerzen nur geboren.
Der Lorbeer reicht der Palme schon die Hand,
Und herrlich, neugestählt durch Blut und Eisen,
Ersteht zum höchsten Glanz das Vaterland.
Drum weinet nicht!

Denn die für solchen Preis sich hingegeben
Sie sterben nicht, sie werden ewig leben!

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

Gefoltert von den widerstreitendsten Gefühlen, eilte Melanie an das Bett des Grafen. Der alte Mann sah entsetzlich aus. Nicht friedlich und lebensmüde schlummerte er zu besserem Erwachen hinüber, in seinen Zügen lag der Ausdruck der Agonie, man sah es ihm an, daß sich das Leben mit zäher Kraft an die scheidende Seele klammere. Seine Lippen murmelten unzusammenhängende Worte.

Mit Gustav zugleich erschienen die Aerzte im Krankenzimmer, aber sie konnten keine Rettung bringen. Schweigend zogen sie sich mit dem Banquier und dem Sohne des Hauses in eine Nische des Zimmers zurück. Keiner bewachte die Sterbestunde des reichen, vornehmen Mannes, als seine Tochter.

Plötzlich schien ein Strahl des wiederkehrenden Bewußtseins das Antlitz des Scheidenden zu durchleuchten. Er preßte die Hand Melaniens krampfhaft in der seinigen.

„Edmund," flüsterte er kaum hörbar und in Absätzen, „verdamme mich nicht. Walling verführte mich, aber jenes zweite Dokument, es ist nicht vernichtet. Du wirst reich sein, Edmund, Bettler meine Kinder — im Archiv liegt es — versiegelt von meiner Hand, im geheimen Fach des Schrankes — vergib — vergib —"

Stumm, mit zurückgepreßtem Athem lauschte Melanie den abgerissenen Worten ihres Vaters, der jetzt wie leblos dalag. Kein Zug ihres Antlitzes verkündete ihre Ueberraschung. Sie ahnte ein entsetzliches Geheimniß, und dieses Geheimniß verband das Glück ihres Geliebten mit der Schuld des eigenen Vaters.

Die Anwesenden traten jetzt zum Lager des Sterbenden, die entscheidende Stunde war gekommen. Noch einmal dehnte und streckte sich der Körper, und im nächsten Augenblick entfloh die Seele empor zum Throne des höchsten Richters.

Die Aerzte konstatirten den Tod des weiland Grafen von Croissy-Werthen und begrüßten Gustav als Herrn und Erben des Hauses. Dann zogen sie sich zurück, ihre Pflicht war erfüllt. Dagegen hatte sich jetzt die Dienerschaft im Sterbezimmer eingefunden, um ihren bisherigen Gebieter noch einmal zu sehen. Walling blickte suchend umher. Edmund, der Neffe des Hauses, fehlte allein unter den Bewohnern desselben. Er machte Gustav darauf aufmerksam.

„Es ist wahr," sagte dieser, „ich vergaß ihn. Geh' einer von euch zu Herrn Edmund," wandte er sich an die Diener, „und ersuche ihn, sich hierher zu bemühen, um, da er es nicht der Mühe werth gefunden, der Sterbestunde seines Oheims beizuwohnen, wenigstens nicht alle Rücksicht und Konvenienz in den Augen der Welt bei Seite zu setzen. — Doch zuvor drängt es mich, meinem Versprechen nachzukommen, das unser Vater mir in feierlicher Stunde abgenommen — die Verlobung meiner Schwester Melanie mit dem Sohne des Herrn Baron von Walling zu verkünden."

Melanie ward todtenbleich. „Verzeihung, mein Bruder," stammelte sie. „Die Stunde dieser Anzeige im Angesicht des Todes ist schlecht gewählt, um so mehr, da ich bedauern muß, mich nicht dem Willen meines Vaters und Bruders fügen zu können. Ich empfinde die unbeschreiblichste Hochachtung für meinen Jugendfreund Adolph von Walling, aber nie vermag er die Liebe in mir zu erwecken, mit der eine glückliche Braut ihre Hand und ihr Herz verschenken muß, ohne vor sich selber zu erröthen."

Das Antlitz des jungen Mannes färbte sich dunkelroth vor Zorn, während Walling gelassen blieb; er gab der Dienerschaft ein Zeichen, sich zu entfernen, dann öffnete er die Thüre des Nebenzimmers und lud die Anwesenden durch einen Wink ein, ihm aus dem Sterbegemach zu folgen.

„Melanie," begann der neue Herr des Hauses mit einer Stimme, der man deutlich den unterdrückten Groll anhörte. „Du hast mir und dem Andenken unseres verstorbenen Vaters durch Deine Weigerung einen Affront bereitet, dürfte ich um den Grund derselben fragen?"

„Ich kann die Gattin Adolph von Wallings nicht werden, weil ich liebe!" entgegnete das junge Mädchen mit fester Stimme. „Seit langer Zeit ist mein Herz nicht mehr frei!"

Der Lieutenant lachte laut auf. „Ei sieh doch," begann er mit rauhem Tone, „und wen liebt mein schüchternes Täubchen, wenn ich fragen darf? Doch nicht jenen milchgesichtigen Burschen, den verdorbenen Künstler, unsern Vetter Edmund?"

„Eben Edmund ist es, den ich liebe!" erwiederte das junge Mädchen fest, „und kein Zwang, keine Gewalt kann je im Stande sein, sein Andenken in meinem Herzen erlöschen zu lassen."

Den auffahrenden Lieutenant hielt ein Wink des Banquiers zurück. „Comtesse," nahm er mit einer höflichen Verbeugung das Wort, „da Sie sowohl wie Edmund von Werthen noch nicht das Alter der Majorität erreicht haben, so erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich von diesem Augenblicke an die Ehre habe, Ihr Vormund wie der Ihres Cousins zu sein."

„Wollen Sie damit sagen, Herr von Walling, daß Sie die Macht zu haben glauben, mein und meines Cousins Geschick nach Ihrem und meines Bruders Willen lenken zu können?" fragte das junge Mädchen erregt.

„Fern sei es von mir, Ihren Willen beschränken zu wollen, Comtesse," erwiederte der Banquier. „Die Zukunft Edmund von Wallings aber —"

Ein leises Klopfen an der Thüre unterbrach seine Worte. Es war Herr Latour, der mit verstörter Miene eintrat.

„Verzeihung, Herr Graf," wandte er sich an Gustav, „der Lakai, den Sie zu Herrn Edmund gesandt, berichtet mir, derselbe sei nirgends zu finden. Ich begab mich selbst in sein Zimmer und bemerkte, daß seine Effekten verschwunden sind, die Schränke stehen offen und auf dem Tische fand sich beifolgender Brief, an Herrn von Walling gerichtet."

Gustav entnahm die Zeilen aus der Hand des Kammerdieners, und während dieser das Zimmer verließ, reichte er sie dem Banquier, dessen Antlitz sich bei der Lesung derselben entfärbte.

„Hölle und Teufel!" rief Gustav, „der Bube ist entflohen!"

„Entflohen!" erwiederte Walling mit kalter Stimme, „lesen Sie selber!"

Gustav nahm den Brief, derselbe enthielt nur wenige Zeilen. „Der Elende!“ schrie Gustav, nachdem er sie gelesen. „Ehrlos zu entlaufen! Aber wir wollen ihn einholen und sollten wir Gensdarmen auf ihn hetzen!“

„Wollen Sie den Namen Werthen dem Gerede des Pöbels preisgeben?“ fragte Walling ruhig. „Ich weiß ein besseres Mittel. Ein Diener seines Vaters, der mit ihm zugleich in die Residenz gekommen, weiß um die geringste seiner Handlungen, und er ist es, der seine Flucht befördert, vielleicht theilt. Ueberlassen Sie mir die Sache. Ich gehe sogleich zum Polizeidirektor und lasse den alten Joseph verhaften, sobald er noch hier weilt, — verfolgen, sobald auch er geflohen ist.“

Er wollte forteilen, aber erstaunt hielt er an, Melanie war an ihn herangetreten und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Ueberlassen Sie Edmund seinem Geschicke, Herr von Walling,“ sagte sie kalt, „ich bitte Sie darum. Hat er nicht des Elends genug erduldet?“

„Bittest Du für Deinen Geliebten?“ rief Gustav. „Gerade deßhalb soll er doppelt büßen. Fort, Walling, jede Minute der Zögerung ist eine verlorene!“

Der Banquier drängte das junge Mädchen sanft zurück. „Es muß sein, Comtesse,“ sagte er; „gewiß wird jede Rücksicht genommen; aber halten Sie mich nicht auf, in Ihrem eigenen Interesse beschwöre ich Sie —“

Er war fast bis zur Thüre gelangt, aber Melanie flog zur Schwelle, ihr Auge flammte, ihre Stimme klang fast rauh.

„Herr von Walling! Sie werden nicht diese Schwelle überschreiten, um meinen Cousin zu verfolgen, vergessen Sie nicht, daß jenes Dokument, das Sie verderben kann, noch nicht vernichtet ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Das zweite bayerische Armeekorps vor Paris.

(Fortsetzung.)

Die Zernirung von Paris wird stets als ein Meisterwerk deutscher Kriegführung gelten; vor Allem, daß man mit so geringen Kräften und Mitteln diese durchzuführen vermochte. Ich glaube aber, daß wir dicht an die Grenze des Möglichen gerückt waren, daß eine Erweiterung des Ringes nur um Weniges dem Ganzen wesentlichen Schaden, jedenfalls viel mehr blutige, erschöpfende Kämpfe verursacht hätte. Die Schanze von Chatillon (oder die „Bayernschanze“, wie sie deutscherseits offiziell genannt wurde) und die Straße von Orleans waren die Angelpunkte der bayerischen Aufstellung vor Paris; die sie verbindende Linie ging vom Meudoner Wald um das Plateau über Chatillon nach Bagneux und Bourg la Reine bis in den Thalgrund der Bievre. Hievon war der 3. Infanteriedivision die Vertheidigung des Plateaus, der 8. Brigade jene von Chatillon und Bagneux, der 7. endlich die von Bourg la Reine überwiesen. Es war dies die erste Vertheidigungslinie, bestehend aus Feldwachen und Replis, von der 3. Division anfangs mit 6, von der 8. Brigade mit 3 (später mit 4), von der 7. mit 2 Bataillonen besetzt. Die Reserven standen im Bievre, Sceaux (und Chatenay) und in Antony. Außerdem waren im Beginn des Oktobers das 1. bayerische, später das 2. preußische Korps und schließlich eine Gardelandwehrdivision in Longjumeau und Umgebung zur Unterstützung aufgestellt. Die zweite und letzte Vertheidigungslinie, die um keinen Preis aufgegeben werden durfte, zog sich von Plessis-Piquet längst der Höhe von Sceaux gegen den Park des Herzogs von Treviso bei Bourg la Reine hin. Die bayerische Aufstellung hat nur ein einziges Mal einem starken französischen Anprall zu widerstehen gehabt, es war dies am 13. Oktober. Rechtzeitig griffen die ersten Reserven ein und wir hielten siegreich unsere vordersten Linien. Obwohl damals noch, namentlich in Bagneux und Bourg la Reine, von einem eigentlichen Einnisten nicht die Rede sein konnte, so waren doch die Anordnungen im Allgemeinen so richtig und wirksam getroffen, daß die ganze Affaire wie auf Befehl sich abspielte, nichts Unvorhergesehenes uns zu unserem Nachtheil überraschte. Worauf alles ankam, das war die bejahende Antwort der Frage: wird die Infanterie in den Schützengräben und hinter Häusern und Mauern das einem Angriff sicher vorausgehende Granatfeuer aushalten? Fürwahr, es gehört eine gute, mauerfeste Truppe dazu, die in solchen Stunden nicht murrt, im Gegentheil bereit ist, auf den ersten Wink aus ihren Deckungen heraus dem Feind im freien Feld entgegenzutreten. Bei dieser Kaltblütigkeit und Ruhe war die Hauptschwierigkeit der Vertheidigung überwunden, und was später an Laufgräben, bombensicheren Unterständen 2c. etwa noch gearbeitet wurde, diente vielmehr dazu, uns vor unnöthigen Verlusten zu wahren, als überhaupt unsere Positionen zu verstärken. Denn wozu

wären schließlich alle diese Kellerlöcher, all diese mit Mist und Schutt erbauten Hütten (mit Ausnahme der Unterstände auf der Bayernschanze) nützlich gewesen, wenn bei der kolossalen Beschießung am 28., 29. und 30. November die 74-Pfünder wirklich da getroffen hätten, wo wir verborgen waren? Schutz gegen Granatsplitter ward gegeben; im übrigen stand die Infanterie zum guten Theil den Schiffsgeschossen gegenüber auf freiem Plan. Das Glück war uns im höchsten Grade günstig; während jener furchtbaren Beschießungsnächte verlor die 3. und 4. Division, also während eines Feuers von mindestens 24 Stunden, 22 Mann. Es wurde viel, es wurde Nothwendiges gearbeitet, und die Genietruppen verdienen im höchsten Grade den Dank der Infanterie. Aber man denke nur nicht, daß unsere in den bombensicheren Unterständen kauernden Pikets, Feldwachen und Replis bei dem Wechsel der Witterung, welche hartgefrorene Erde plötzlich erweichte u. s. w., sammt und sonders und jederzeit in völliger Sicherheit sich befanden. Wer nicht mit Nerven wie Draht auf Vorposten zog, den packte gar bald das Fieber. Jede der drei Vorpostenaufstellungen der 7. und 8. Brigade und der 3. Division hat ihre eigene Geschichte. Bei allen tritt gleichzeitig eine Veränderung mit dem 13. Oktober ein — eine Erscheinung, die, soviel ich erfahren, nach jedem größeren Ausfall, und selbst auch bei kleineren Ueberraschungen, auf der ganzen Zernirungslinie sich zeigte. Die Franzosen trafen auf einen unserer schwachen Punkte, aber stets nur das erstemal, wie rekognoszirend; kamen sie dann das zweitemal mit ernsthafteren Absichten, so waren wir vollständig gerüstet und zum Empfang bereit. Die 7. Infanterie-Brigade hatte, nachdem sie in Folge eines Ueberfalles vor dem 13. ihre Vedettenlinie etwas zurückgezogen, Bourg la Reine ausschließlich zum Kampfe sich ausersehen. Nachdem man bei der 4. Division das einheitliche Vorpostenkommando über Chatillon, Bagneux und Bourg la Reine seit dem 13. als zu umständlich aufgehoben, kommandirte in letzterem Ort unausgesetzt Oberst Heeg und leitete alle Anstalten der Vertheidigung. Diese waren hauptsächlich in die Gartenmauern verlegt mit ganz vorzüglichem Schußfelde, dem Einblick von Montrouge und Bicetre entzogen; zum kleineren Theil erstreckte sie sich in tiefen Laufgräben hinunter bis in den Wiesgrund der Bièvre.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Interessanter Lebenslauf.) Unter den dieser Tage aus der französischen Gefangenschaft heimgekehrten Bayern benützte einer den nur kurz bemessenen Aufenthalt einer Nacht zu einem Besuch, um sich indirekt eines von einem Turko-Kapitän ihm gegebenen Auftrags zu entledigen. Eine Abtheilung der bei Orleans gefangenen Bayern war zum Transporte dem Turko-Kapitän übergeben worden. Dieser erkundigte sich in der ihm sehr geläufigen deutschen Sprache bei den Gefangenen nach ihrer Heimath und fragte, ob kein Münchener unter ihnen sei. Darauf meldete sich ein solcher, und der Turko-Kapitän beauftragte denselben, bei seiner Rückkehr nach München den Herzog Max unterthänigst von ihm zu grüßen; sein Name sei Bilal und Herzog Max war sein „Nährvater," dem er unaussprechlich viel Gutes verdanke. Die von diesem Kapitän in die Gefangenschaft geführten Bayern wurden ungemein gut behandelt und verpflegt, und genossen somit die Frucht einer segensreichen Saat, die der edle Herzog vor mehr als zwanzig Jahren ausstreute. Dieser Bilal, vielen Münchenern wohlbekannt, ist einer von den vier Negerknaben, welche Herzog Max einst von Aegypten mit zurückbrachte, katholisch taufen und erziehen ließ; drei von ihnen sind dem Klima erlegen; der genannte Bilal ging später zum Militär, ward Korporal im Chevauxlegers-Regiment, dessen Inhaber der Herzog ist, und kam später wegen seiner großen Sprachkenntnisse als Dragoman zu einer Gesandtschaft nach Kairo, von wo er dann in französische Dienste trat.

(Wohl bekomm's!) An den deutschen Reichskanzler, Fürsten Bismarck, ist von München unlängst ein originelles Geschenk abgesandt worden, nämlich ein Faß Salvatorbier, dessen wie alljährlich am Josephitage auf dem Zacherlkeller begonnener „Ausschank" und heuer laut Gutachten von Kennern besonders vorzügliche Qualität eine heitere Gesellschaft (meist höhere Beamte) auf obigen Gedanken brachte. Eine „Gebrauchs-Anweisung" ist der Sendung des edlen Getränkes beigegeben worden.

Auflösung des Räthsels in № 40:
Gericht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 42. Freitag, 7. April 1871.

Ein deutsches Lied.

Was schwellt so mächtig mir die Brust
Und regt mich auf zu hoher Lust? —
Es ist die deutsch-geeinte Kraft,
Die Riesenheldenthaten schafft.
Lieb Vaterland, kannst ruhig sein;
Der alte deutsche Vater Rhein:
Er ist geborgen, fest und treu bewacht
Durch deine kaiserlich-geeinte Macht.

In Gott blüh' auf, du deutsches Reich!
Und wie ein ew'ger Friedenszweig
Umranke dich das Kaiserthum!
Das Recht zu wahren sei sein Ruhm!
Lieb Vaterland rc.

Leg' an von nun ein deutsch' Gewand,
Vermeide wälschen Trug und Tand!
Ein ächter deutscher Kern und Sinn
Sei deiner Einigung Gewinn!
Lieb Vaterland rc.

Heil, Glück und Segen ruh' auf dir!
Die Sittlichkeit sei deine Zier!
Durch Treu' im Herzen, Glaub' und Wort
Verschaff' dir Achtung allerort!
Lieb Vaterland rc.

Es lebe Kaiser Wilhelm hoch!
Der dort von Sieg zu Siegen flog
Im Land der falschen Ruhmessucht, —
Gebeugt durch deutscher Hiebe Wucht. —
Lieb Vaterland, kannst ruhig sein;
Dein Heldenkaiser führt dich ein
In jenen Rang, der längst schon dir gebührt,
Aus dem einst Falschheit, Zwietracht dich entführt.

Leb' hoch, du deutscher Fürstenkreis!
Der frei aus inn'rem Selbstgeheiß
Wie eine Seele sich verstand
Zur Wehr' für deutsches Recht und Land!
Lieb Vaterland, kannst ruhig sein;
Der alte deutsche Vater Rhein:
Er ist geborgen, fest und treu bewacht
Durch deiner Fürsten treu-geeinte Macht.

Mit Gott, mit Blut, mit Herz und Hand
Steh' ein für's heil'ge Vaterland
Und halte hoch das Kaiserreich,
Das Einheit ist und Fried' zugleich!
Lieb Vaterland, bleib' einig-stark,
Dann ist geborgen deine Mark
Im Osten, Westen, Süden und im Nord':
Reichseinheit ist und bleibt dein sich'rer Hort.

Gr..........n. Fr. A.

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

Mit einem Schrei fuhr der Banquier zurück, sein Auge heftete sich starr und gläsern auf die Redende. „Das Dokument!" stammelte er, „um Gotteswillen, was wissen Sie von jenem Dokument?"

„Wollen Sie mir versprechen, keinen Schritt zur Verfolgung meines Cousins zu thun?" fragte Melanie statt der Antwort.

„Walling," rief Gustav, der erstaunt dieser Scene beigewohnt, „was soll das bedeuten?"

„Ich verspreche es Ihnen," flüsterte Walling, „ich schwöre es Ihnen bei dem Heiligsten!"

„Wollen Sie mir versprechen, dahin zu wirken, daß weder Sie noch mein Bruder mich mit Anträgen und Vorschlägen zu einer Vermählung belästigen?" fuhr Melanie fort.

„Ich schwöre," wiederholte der Banquier tonlos, und in einer Anwandlung der Schwäche sich auf den ihm zunächst stehenden Sessel stützend.

Melanie schien befriedigt. Ihr Auge nahm allmälich den alten sanften Glanz wieder an und die Farbe ihres Antlitzes kehrte auf die bleichen

Wangen zurück. Noch einmal warf sie einen langen Blick auf ihren Bruder und Walling, dann verließ sie langsam das Zimmer. Sie schritt zum Lager des Todten und kniete lange in brünstigem Gebete an der Leiche, ehe sie sich in ihrem Zimmer einschloß und ihre Kammerfrau unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit entfernte.

Die Männer blieben allein; wie von einem Alp befreit, athmete der Banquier auf, sobald Melanie das Gemach verlassen hatte.

Gustav näherte sich ihm. „Sind Sie wahnsinnig," fragte er, „daß die unzusammenhängenden Worte eines phantastischen Mädchens einen solchen Eindruck auf Sie hervorbringen? Erklären Sie mir das Räthsel!"

Aber er erhielt keine Antwort, starr, in sich versunken saß Walling da, seine Lippen bewegten sich mechanisch, als ob der Strom, der in seinem Innern tobte, den Damm überschreite.

„Ja," sagte er endlich mehr zu sich selber, als zu Gustav gewendet, „kein anderer Ort wird jenes Dokument bergen. Noch diese Nacht muß es in unserem Besitze sein."

„So erklären Sie mir doch endlich, wovon Sie reden!" rief Gustav ungeduldig, „oder soll ich dies Geheimniß nie erfahren?"

„Sie sollen es erfahren," antwortete Walling, „denn von diesem Geheimniß hängt unser Beider Wohl und Wehe ab. Noch diese Nacht müssen wir unbemerkt von der Dienerschaft das Familienarchiv durchsuchen."

„Was fällt Ihnen ein?" fragte der Lieutenant. „So alt ich bin, war ich noch nicht in jenem entlegenen Raume."

„Auch nicht, wenn es sich um Ihr Vermögen handelt?" fragte der Banquier, und sein Aussehen bei diesen Worten war so ernst, daß Gustav befremdet zurücktrat.

„Sei es," sagte er. „In dieser Nacht denn. Nur eine geheime Feder öffnet die Thüre desselben. Außer meinem Vater weiß allein Melanie und ich um die Stelle, die dies Heiligthum profanen Blicken erschließt, indeß Beide verspürten wir bis jetzt wenig Neigung, das Innere desselben zu erforschen."

Abermals unterbrach ein Klopfen des Herrn Latour seine Rede. Der Kammerdiener des Verstorbenen fragte bei der neuen Herrschaft um Anordnungen betreffs der Ausstellung der Leiche an, und die unabweisbare Pflicht des Sohnes und Erben nahm für einige Zeit die Gedanken des jungen Mannes und die Hilfe Wallings in Anspruch.

Unterdessen weilte Melanie in ihrem Zimmer. Ein weißes Nachtgewand umschloß ihre anmuthige Gestalt und dennoch wollte sie keineswegs zur Ruhe gehen. Gedankenvoll schritt sie auf und nieder, das Wogen ihrer Brust, das Flüstern ihrer Lippen verrieth, wie voll ihr Inneres war.

Mitternacht schlug es, ehe jeder Ton erstorben war. Ein Zittern überflog das junge Mädchen und dennoch leuchtete ihr Auge mit dem Ausdruck eines kühnen Entschlusses.

„Was will ich thun?" flüsterte sie vor sich hin. „Statt bei der Leiche meines Vaters zu wachen, wie die Pflicht es mir befiehlt, forsche ich nach Räthseln, nach dem Schlüssel der Phantasieen eines Sterbenden. Und doch muß ich Gewißheit haben."

Sie ergriff einen kleinen Leuchter von getriebenem Silber, und die Flamme der Kerze mit der Hand verdeckend, verließ sie mit unhörbaren Schritten ihr Gemach und stieg in das dritte Stockwerk empor.

Das matte Licht der Kerze warf ihren Schatten riesengroß und ungewiß zurück, eine bange Furcht, sich allein wachend in diesem Hause des Todes zu befinden, beschlich ihr Herz. Aber im nächsten Augenblick schritt sie gefaßt weiter, der Name Edmund, den, fast ihr selber unbewußt, ihre Lippen flüsterten, war es, der ihr neue Kraft und neue Stärke gab.

Sie hatte jetzt den entlegensten Flügel des weitläufigen Gebäudes erreicht und stand vor einer hohen Thüre still. Noch einmal ein tiefes Aufathmen, dann drückte sie auf einen etwas hervorragenden Punkt eines der Felder der Thüre und im nächsten Augenblicke öffnete sich dieselbe knarrend.

Eine schwüle, dumpfige Luft schlug dem jungen Mädchen entgegen, hinter dem sich der Eingang wieder wie durch Zauber schloß.

Das Archiv des Hauses Croissy-Werthen, deren Familie alten französischen Ursprungs war, bestand in einem hohen länglichen Raume, dessen Wände mit uralten Bildern, die Ahnen des gräflichen Hauses vorstellend, verziert waren. Zu beiden Seiten zogen sich Repositorien, mit staubbedeckten Folianten und Akten beladen, während den Hintergrund ein alterthümlich geschnitzter Schrank ausfüllte.

Zu diesem eilte das junge Mädchen, nachdem sie einen Augenblick unbeweglich die Augen auf einen Fleck gerichtet, dagestanden hatte. Sie öffnete die beiden Flügel der Thüre, die unverschlossen war, und beleuchtete das Innere des Schrankes. Derselbe enthielt abermals Fächer,

mit Papieren angefüllt, allein keine Spur eines geheimen Versteckes.

„Gott, gib mir Kraft," flüsterte Melanie vor sich hin, „leite du meine schwache Hand, daß Recht oder Unrecht sich entscheide."

Und mit zitternder Hand durchsuchte sie Fach für Fach, kein Winkel des Schrankes blieb unerforscht. Schon wollte sie ihr Werk als nutzlos aufgeben, da glitt ihre Hand über eine kleine, unmerkbare Erhöhung der Seitenwand und im nächsten Augenblicke öffnete sich in derselben eine Klappe, die ein geheimes Fach enthüllte, in welchem das junge Mädchen ein einziges Papier erblickte. Ein unwillkürlicher Schrei entrang sich ihrer Brust, sie streckte die Hand aus, jenes verhängnißvolle Papier zu ergreifen, aber in demselben Augenblicke hielt sie ein, ihr war es, als ob leise Tritte draußen auf dem Korridor erschollen, und im nächsten Moment verrieth das Knarren der Thüre den Eintritt fremder Personen. Rasch gefaßt verlöschte sie ihre Kerze und drückte sich an die Wand des Schrankes, worauf sie die beiden Flügel, die sie gänzlich verbargen, an sich zog.

(Fortsetzung folgt.)

Das zweite bayerische Armeekorps vor Paris.

(Schluß.)

Ich bin weit davon entfernt, die Leistungen der Infanterie des zweiten bayerischen Korps höher anzuschlagen, als die der übrigen Korps vor Paris; auch die an die Genietruppen und die Belagerungsartillerie gestellten Anforderungen ziehe ich hier nicht in Betracht, denn sie gehören in ein besonderes Kapitel: die Beschießung von Paris; jeder deutsche Truppentheil hat sein vollgemessenes Theil erhalten. Aber sicherlich gebührt den Bayern der Ruhm, daß sie redlich mitgearbeitet haben an dem Siege von Paris; sie haben ihn erkauft mit einem Verlust an Infanterie von 11,043 Mann, darunter 637 Todte und Verwundete. Es gab Wochen, in denen einzelne Bataillone auf die Hälfte reduzirt waren, wodurch die Anstrengungen der übrigbleibenden Mannschaft bei gleichbleibenden Anforderungen verdoppelt wurden. Das zweite bayerische Armeekorps bedurfte im Ganzen an 12,000 Mann Ersatztruppen. Ich lasse hier eine Tabelle folgen, welche meine Behauptungen durch Zahlen erhärtet und neue Gesichtspunkte beleuchtet.

3. Division.

Zeit.	Durchschnittliche Stärke.	Krankenstand.	Proz.-Satz der Kampfunfähigen.
16. Sept. bis 15. Okt.	8955	1415	15
16. Okt. bis 15. Nov.	10030	1884	18
16. Nov. bis 15. Dez.	9720	1369	13
16. Dez. bis 15. Jan.	10340	1172	11
16. Sept. bis 28. Jan.	9760	5840	62
Verlust durch Verwundung		213	
1. bis 31. August	12086	1564	13
Verlust bei Weißenburg und Wörth		35	
15. Aug. bis 15. Sept.	11170	1298	25
Verlust bei Sedan		1524	
16. Okt. bis 15. Nov.	10030	1884	19
Verlust durch Verwundung		48	

4. Division.

Zeit.	Durchschnittliche Stärke.	Krankenstand.	Proz.-Satz der Kampfunfähigen.
16. Sept. bis 15. Okt.	11700	895	7
16. Okt. bis 15. Nov.	13255	1668	12
16. Nov. bis 15. Dez.	11985	1145	9
16. Dez bis 15. Jan.	12520	858	6
16. Sept. bis 28. Jan.	12365	4566	40
Verlust durch Verwundung		424	
1. bis 31. August	11600	934	15
Verlust bei Weißenburg und Wörth		846	
15. Aug. bis 15. Sept.	11600	757	6,8
Verlust bei Sedan		47	
16. Okt. bis 15. Nov:	13255	1668	13
Verlust durch Verwundung		96	

Man erkennt aus dieser Zusammenstellung, daß die Truppen vor Paris durchaus nicht weniger den Strapazen des Kriegs ausgesetzt waren als in jenen Monaten, wo sie im freien Felde die Franzosen aufsuchten und schlugen. Sagt ja auch Oberstabs-Arzt Rast in seinem Berichte von Ende Oktobers: „Die unausgesetzten Strapazen und Anstrengungen, der körperlich und geistig aufreibende Vorpostendienst, die stete Todesgefahr bei demselben, verbunden mit einer kaum hinreichenden, oft nur kalten Verpflegung" sind die Ursachen der zunehmenden Ueberfüllung der Spitäler. Wohl erscheint der Krankenstand während der Marschmonate auch sehr hoch; doch ist er wesentlich gebildet durch Fußkranke (Externisten), die in kurzer Zeit wieder zum Dienst verwendbar wurden, während die Erkrankungen vor Paris,

namentlich zu Anfang, einen viel bösartigern Charakter hatten. Später, mit der Zunahme der Kälte, mit der vollständigen Einrichtung der Spitäler, mit dem Zuströmen der Liebesgaben, trat auch hier eine Besserung ein.

Im	Sept.	wurden	5,8	Proz.	geheilt,	4	Proz.	starben
„	Okt.	„	11	„	„	3,6	„	„
„	Nov.	„	17	„	„	3,6	„	„
„	Dez.	„	22	„	„	3,5	„	„
„	Jan.	„	23	„	„	2,8	„	„

Der Rest blieb entweder im Spital oder wurde evakuirt, namentlich gleich anfangs, wodurch die erstaunliche Ziffer von nur 5 Prozent Geheilten im Monat September sich erklärt. Die schlimmste Zeit für uns war die Regenzeit; da die Truppen der 3. Division 4 Tage und im Wechsel immer ein Bataillon sogar 12 Tage hintereinander auf Vorposten und in erster Reserve standen, so kamen die Leute oft während der ganzen Zeit zu keinem trockenen Faden. Kehrten sie dann ins Quartier nach dem schmutzigen Bièvres zurück, so konnte nur von einer Erwärmung die Rede sein, von einer Erholung jedoch nicht in diesen dichtbesetzten dumpfigen Wohnräumen. Auch wurden sie, als die Anfertigung von Schanzkörben und Faschinen zur enventuellen Beschießung in Angriff genommen wurde, sofort wieder zu Reisig- und Erdarbeiten kommandirt. Nichts kann schlagender darthun die Unwirthlichkeit des von allen Winden gefegten Plateau's, als obige Zahlen. Die 4. Division hatte fast sämmtliche Feldwachen in Häusern untergebracht, während die Reserven der Vorpostenbrigade der 3. Division meist in Erdlöchern kampirten. Doch muß hiebei in Anschlag gebracht werden, daß aus irgendeinem Grunde die Truppen der 3. Division überhaupt weniger Widerstandsfähigkeit gegen die Strapazen eines Feldzugs besitzen, wie aus der Tabelle zu ersehen. Zunahme der Kälte, bessere Verpflegung minderten gleichmäßig bei der 4. wie bei der 3. Division den Krankenstand. Im November sahen unsere Soldaten wirklich erschreckend bleich und heruntergekommen aus. Und doch wie oft habe ich die „Wacht am Rhein" singen gehört, wenn die Kolonnen im dichten Nebel, im strömenden Regen oder bei eisigem Schneegestöber die Pariser Straße entlang marschirten, den aufleuchtenden Blitzen am Plateaurand entgegen; welches Hurrah auf der ganzen Linie, als der erste deutsche Kanonenschuß gegen Paris gelöst wurde, welcher Humor, ja Muthwillen oft auf den Feldwachen und in den Erdhütten! Sie Alle waren stets voll des festesten Vertrauens in die oberste Führung, voll Hingebung an die Aufgabe, die Se. Maj. der deutsche Kaiser Wilhelm ihnen gestellt. Ja, ihr Kameraden und Soldaten alle, erinnert euch wieder jenes Tagsbefehls vom 19. Okt. 1870, welchen der General der Infanterie, Ritter v. Hartmann, an uns erlassen, und laßt freudig eure Herzen durchdringen von dem Bewußtsein vollster Pflichterfüllung. Er lautete: „Soldaten des 2. bayer. Armeekorps! Es ist mir Bedürfniß, euch für die tapfere, zähe und energische Beharrlichkeit, mit welcher ihr unsere vorgeschobene Stellung bisher und insbesondere bei dem starken Ausfall der Franzosen am 13. d. vertheidigt habt, meine Bewunderung und meinen warmen Dank auszusprechen. Wir haben uns am 19. Sept. einen Ehrenposten im Einschließungsringe von Paris erobert, und wir werden denselben durch Muth, Ausdauer und Wachsamkeit auch ehrenvoll behaupten."

Mannigfaltiges.

(Vergiftete Briefe.) Eine höchst unheimliche Mittheilung veröffentlicht die in London erscheinende „Medical Preß." Darnach soll in neuester Zeit ein tödtliches Gift entdeckt worden sein, dessen bloßes Einathmen beim Lesen eines mit der Post in gewöhnlicher Weise zugegangenen Briefes ausreicht, um den Leser mit allen Symptomen der Asphyxie oder des plötzlichen Stillstandes des Blutumlaufes plötzlich todt zu Boden sinken zu machen. „Die Lebensstellung und die geistige Begabung der Persönlichkeit, welche uns diese Mittheilungen zugehen läßt," so fährt das genannte Journal fort, „sind derartig, daß sie ihre Angaben hierüber über allen Zweifel erhaben erscheinen lassen, und der dieser Mittheilung beigefügte Auszug aus einem in British Canada erscheinenden Journal, welches von dem plötzlichen Tode einer sehr hochgestellten Person dort erzählt, ist bedeutungsvoll genug. Dieser Auszug lautet: „Der erwähnte Herr erhielt ein anonymes Schreiben, und während er noch im Lesen desselben begriffen war, fiel er plötzlich besinnungslos zu Boden. Er starb wenige Augenblicke darauf. Man sagt, daß der Brief ein tödtliches Gift enthalten hatte." Wir erinnern uns dabei, daß schon im vergangenen Jahre auf unserm Kontinent ein ähnliches Gerücht von Vergiftung durch einen Brief sich verbreitete. Dennoch wollen wir einstweilen unsere bescheidenen Zweifel an der Richtigkeit der Mittheilung bewahren.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Mittwoch, 12. April 1871.

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

Durch den dunklen Raum blitzte jetzt ein heller Schein auf. Es war das Licht einer Laterne, die Herr von Walling in der Hand trug. Durch die kaum bemerkbare Spalte zwischen den Thürflügeln erkannte Melanie ihn und ihren Bruder.

„Wir sind am Ziele," nahm Gustav das Wort, indessen der Banquier die Laterne auf den eichenen Tisch setzte und rings umher spähende Blicke sandte. „Keiner ahnt, daß wir unser Zimmer verlassen haben, um in der Geisterstunde den hochadeligen Ahnen eine Visite abzustatten!"

„Spotten Sie nicht," unterbrach ihn Walling ernsthaft; „die Ahnen könnten es den jüngsten Sprossen ihres Geschlechts büßen lassen, daß eine Schuld ihren Namen bedeckt!"

„Eine Schuld?" fragte Gustav erglühend. „Erklären Sie sich, Herr von Walling!"

Der Banquier zog einen der beiden hochlehnigen Sessel des Gemaches an den Tisch und bedeutete dem Lieutenant, ein Gleiches zu thun.

„Wie Ihnen bekannt," begann er, „ist Ihre Familie Croissy-Werthen französischen Ursprungs. Ihr Großvater, Graf von Croissy-Werthen, hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne, Leopold den Aelteren und Robert den Jüngeren, Ihren verstorbenen Vater. Die Brüder waren verschiedenen Charakters. Der Aeltere liebte ein freies, ungebundenes Leben, der Andere dagegen bekleidete eine Kammerjunkerstelle am königlichen Hofe. Und wie im sozialen, so wichen auch Beider Ansichten im politischen Leben von einander ab. Ihr Vater war durch und durch Anhänger der souveränen Gewalt, Ihr Oheim Leopold vollkommen Republikaner. Und dennoch weigerte er sich keinen Augenblick, seine Erbschaft anzutreten, als ihm mit dem Tode seines Vaters das beinahe fürstliche Vermögen desselben als Majorat zufiel.

Ein leiser Schrei durchdrang den Raum des Gemaches, aber Gustav achtete nicht darauf, er war von seinem Sitze aufgesprungen.

„Mann, was sagen Sie?" rief er mit lauter Stimme, „Leopold von Werthen nannte sich der Majoratserbe unseres Vermögens? Leopold, mein Oheim?"

„So ist es," bestätigte Walling. „Ihr Oheim Leopold war Erbe, während eine viertel Million Franken dem jüngeren Bruder als Entschädigung dienen sollte. Ich," fuhr der Redende stockend fort, „befand mich zu dieser Zeit in Diensten des Majoratsherrn als Sekretär. Ich besorgte die ganze Korrespondenz desselben und wußte, daß er sich in geheime Konspirationen zu Gunsten des Liberalismus einließ. Ich warnte ihn vergeblich, meine Stimme verhallte gegen den Einfluß, den der Kammerdiener des Grafen, Joseph, auf ihn ausübte. Ich sah den Zeitpunkt kommen, wo der Erbe des Croissy-Werthen'schen Hauses sich durch eine Unklugheit ruiniren würde, und um diesem vorzubeugen, begab ich mich nach Paris zu Ihrem Vater und entdeckte ihm die Absichten und Pläne seines Bruders. Ich gefiel Robert von Werthen, dessen Finanzen das luxuriöse Leben des Hofes erschöpft hatte, und meine Verbindlichkeiten gegen Ihren Oheim lösend, ward ich mit mehreren Kommissionen für den Hof betraut. Da wollte es der Zufall, daß ich die Spur einer Verschwörung gegen das bestehende Regierungssystem, an deren Spitze Leopold von Croissy stand, entdeckte. Meine Pflicht, mein eigenes Interesse erheischten, die Sache zur Kunde des Monarchen zu bringen, die Dankbarkeit aber, die mich an die Familie Werthen kettete, befahl mir, meinen bisherigen Herrn vor der Gefahr zu warnen, die ihm bevorstand. Nach einer Unter-

redung mit Ihrem Vater reisten wir nach Schloß Croissy; nachdem wir indessen fünf Stunden Paris verlassen, ward jene anonyme Entdeckung dem Ministerium kund.

„Wir kamen auf dem Schlosse an, Leopold leugnete nichts und bei der Strenge der Gesetze war das Schlimmste für den Hochverräther zu fürchten. Der Erbe von Croissy-Werthen mußte fliehen, aber um die Konfiskation seines Vermögens zu verhindern, ließ er von dem Notar des ihm gehörigen Ortes ein Dokument anfertigen, in dem er selber des Majorats entsagte und es auf seinen jüngeren Bruder Leopold als freies Eigenthum übertrug. Insgeheim aber ward eine zweite Schrift angefertigt, in der Ihr Vater sich verpflichtete, das Vermögen und die Besitzungen zu jeder Stunde wieder auszuliefern, sobald Leopold darauf Anspruch machen würde. Dieses Dokument ward in zwei Exemplaren, die ich als Zeuge unterschrieb, angefertigt, deren eines Leopold behielt, während Ihr Vater das zweite an sich nahm.

„Ihrem Oheim blieb kaum die Zeit, nur mit dem Nothwendigsten versehen durch eine Seitenpforte zu entfliehen. Es gelang Leopold glücklich, Frankreich zu verlassen. Robert von Croissy-Werthen aber, der sich ohnedies der Hofgunst erfreute, war, gestützt auf das vorhandene Entsagungsdokument, im Vollbesitze des Vermögens seines Bruders geblieben, auch ich hatte mich emporgeschwungen und ein kleines Geschäft begonnen, das sich mit jedem Tage vergrößerte, während Graf Leopold verschollen war, ja von Vielen sogar in einem der zahlreichen amerikanischen Kriege gefallen gesagt wurde.

„Jahre verstrichen, als Hofverhältnisse auch den Grafen Robert bewogen, Frankreich zu verlassen; er siedelte sich hier an und ich ließ mich an demselben Ort als Banquier nieder. Uns Beide begünstigte das Glück. Während mein Geschäft täglich höheren Aufschwung nahm, während ich, der vormalige Sekretär, Adel und Würden erhielt, heirathete Ihr Vater in eine der ersten Familien des Landes und bekleidete an dem hiesigen Hofe bald eine der angesehensten Chargen.

„Zwei Jahre waren seit seiner Vermählung verstrichen, ich befand mich eines Abends mit Ihrem Vater allein in seinem Kabinet, als ein Fremder gemeldet ward. Graf Robert hieß ihn eintreten zu lassen, und die hohe Gestalt eines Mannes mit gebräuntem Antlitz betrat das Gemach.

„Wir blickten ihn an, neugierig, was der Unbekannte mitzutheilen haben möchte, aber schon im nächsten Augenblick überflog den schwächlichen Körper Ihres Vaters ein Zittern, und todtenbleich auf den Fremden deutend, als sähe er einen Geist, stammelte er: „Mein Bruder!"

„Ich will kurz sein," fuhr der Banquier fort; „obwohl ich nicht an Nervenschwäche leide wie Graf Robert, so erweckt doch die Erinnerung an jene Augenblicke unangenehme Gefühle in meiner Seele. Es war wirklich Leopold, der da kam, gestützt auf jenes zweite Dokument, sein Eigenthum von dem Bruder zu fordern. Nur eine Wahl blieb uns: entweder jenes geheime Dokument zu vernichten, oder herunter zu steigen von der Höhe, die wir mühsam erklommen. Ich gab Ihrem Vater ein Zeichen, mich mit seinem Bruder reden zu lassen, und mich auf die Entsagungsakte beziehend, bestritt ich das Recht seines Eigenthums.

„Graf Leopold blickte mich staunend und mit dem Ausdrucke der Verachtung an und zog jene geheime Schrift hervor, die die Unterschrift seines Bruders unbestreitbar gemacht hatte. Dieser aber sprang mit Blitzesschnelle auf und Leopold das Dokument entreißend, schleuderte er es in die Flammen des Kamins — und dem Herrn eines fürstlichen Vermögens blieb nichts in dieser Stunde als ein Häuflein Asche.

„Wie vom Schlage getroffen, wankte Leopold zurück, sein Antlitz war bleich wie das eines Todten. Einen einzigen Blick warf er auf Ihren Vater, dessen schwächliche Gestalt erbebte wie im Krampfe, dann schritt er langsam auf mich zu und die Hand auf meine Schulter legend, fragte er: „Würden Sie, im Fall ich die Ehre meines Namens so weit vergessen könnte, denselben vor Gericht preiszugeben, mir als Zeuge der That meines Bruders assistiren?"

„Nein!" erwiederte ich kurz, und dennoch fühlte ich Mitleid mit jenem Manne, dennoch hätte ich gern die Hälfte meines Vermögens als Sühne geboten.

„Graf Leopold erwiederte nichts, langsam verließ er das Zimmer seines Bruders, und seit jenem Tage ward uns keine Kunde mehr von ihm, bis seine Gattin Ihrem Vater von dem Tode seines Bruders berichtete und ihn um seine Fürsorge für seinen Neffen ersuchte, der binnen Kurzem eine vollkommene Waise sein würde."

„Entsetzlich," flüsterte Gustav vor sich hin, „jener Edmund, den ich verachtete, der wahre Besitzer meines Vermögens! Aber niemals, nicht

wahr? niemals darf er Ansprüche zu erheben wagen, denn auch jene zweite geheime Schrift, die sich in den Händen meines Vaters befand, ist vernichtet?!"

„Jene zweite Schrift, die, wenn ein tückischer Zufall sie in die Hände Ihres Vetters spielte, zur tödtlichen Waffe gegen uns dienen könnte, jene Schrift existirt noch, und eben um uns ihrer zu bemächtigen, führte ich Sie zu nächtlicher Stunde an diesen Ort."

Der junge Mann fuhr empor, sein Antlitz war bleich. „Großer Gott!" rief er, „jene Schrift ist nicht vernichtet? Und wissen Sie den Platz, wo wir jenes unheilvolle Dokument finden und vernichten können?"

„Von jenem Tage an, da sich jene Szene zwischen den Brüdern ereignet hatte, begannen die nervösen Zufälle Ihres Vaters. Vergebens drang ich in ihn, jene zweite Schrift der Vernichtung zu übergeben. Nicht einmal den Ort gestand er mir, wo jenes Papier zu finden sei, selbst im Tode war er verschlossen und sein Auge brach, ohne daß ein einziges Wort jenes Damokles-schwert entfernt hätte, das über Ihrem, das über meinem eigenen Haupte hängt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Fahne bei Dijon.

Der 23. Januar 1871 war für die Brigade Keller ein verhängnißvoller Tag, aber immerhin ein Ehrentag. In der Richtung auf Dijon machte General Keller mit seinen 6000 Pommern einen Vorstoß gegen die garibaldinischen Schaaren und es hatte sich ergeben, daß er die Divisionen der Generale Bossak, Ricciotti und Menotti Garibaldi, d. h. die Gesammtarmee des „Alten von Caprera" in einer Stärke von mindestens 50,000 Mann gegen sich hatte. Verzweifelt schlug sich das Häuflein Pommern bis in die sinkende Nacht hinein herum und selbst da hatten sie noch keine Ruhe. Der gefährlichste und unheimlichste Kampf entspann sich — ein blutiges Nachtgefecht tobte stundenlang im Walde und hier war es, wo das 2. Bataillon des 9. Pommer'schen Infanterie-Regiments Nr. 61 in einer Weise seine Fahne einbüßte, die diesem heldenmüthigen Bataillon nur zur größten Ehre gereicht. In schwerer Noth und Bedrängniß schaarten sich die Tapfern vor der andrängenden Uebermacht um ihr Kleinod, die Fahne, und deckten sie treu mit ihren Heldenleibern. Ein Wall von Leichen thürmte sich auf und sie bereiteten, nachdem der Fahnenjunker und die späteren Träger derselben alle gefallen waren, der niedergesunkenen, aber nicht erbeuteten Fahne ein rührendes Heldengrab. Der Zweck dieser glänzenden Waffenthat, welche Werder's Haltung bei Hericourt nichts nachgab, war erreicht und Garibaldi wagte es nach diesem unglaublich kühnen Angriff trotz achtfacher Uebermacht nicht, am folgenden Tage die Offensive zu ergreifen. Das kleine, vom Kampfe noch dazu stark dezimirte Korps blieb unbehelligt in seiner Stellung; nur den Wald hatte es räumen müssen. In ihm wurde von den Schaaren Ricciotti Garibaldi's die Fahne unter dem treuen Leichenwall entdeckt. Es war das einzige Banner, das in diesem Kriege von deutscher Seite verloren gegangen war, und der junge Führer der Franzosen hatte selbst gefühlt, daß ihm dasselbe bei solch' heldenmüthiger Vertheidigung als Beute nicht zugehöre. Sie hatte keinen Werth für ihn, da sie nicht im Kampfgewühl dem Feinde entrissen war, und sie wurde in Folge dessen von ihm an General Keller zurückgesendet.

Bei dem sehr gelungenen Festbankete, welches unlängst die Stadt Speier zu Ehren des Kommandanten vor Belfort, Hrn. Generallieutenant v. Treskow, und seines Offizierkorps veranstaltete, wurde das nachstehende vortreffliche Gedichtchen A. v. Witzleben's unter obigem Titel vorgetragen. Dasselbe lautet:

Was liegt hier aufgethürmt
In dieser grausen Nacht?
's sind Pommern, Einundsechziger,
Sie halten Fahnenwacht.
Sie deckten mit ihren Leibern
In Kampf und Kampfesnoth
Als Heiligthum die Fahne
Und deckten sie noch im Tod.

Es fiel der Bannerträger —
Mit Mühe nur entwand
Der Lieutnant Schulz die Fahne
Der starren, todten Hand;
Er schwingt sie hochgehoben
In froher Kampfeslust,
Doch plötzlich sinkt er nieder,
Zwei Kugeln in der Brust.

Da springt von seinem Rosse,
Wie auch die Wunde klafft,
Puttkammer, faßt die Fahne
Mit jugendfrischer Kraft.

Und vorwärts, vorwärts stürmend
Trifft ihn des Feindes Erz;
Er ruft: „Es lebe mein König!“
Da bricht auch dieses Herz.

Und Unteroffiziere eilen
An des Gefallenen Platz
Und Musketiere drängen
Zur Fahne, ihrem Schatz.
„Wie unsere Offiziere
„Es uns zuvor gethan,
„Zeigt jetzt, daß jeder Pommer
„Gleich ihnen sterben kann!“

Und die mit gold'nen Tressen,
Und die ohn' diese Zier —
Sie fallen, treu dem Schwure,
Vertheidigend ihr Panier.
Und dies — das Tuch versenget,
Die Stang' mit manchem Bruch —
Dient den gefall'nen Helden
Dankbar als Leichentuch.

Ricciotti Garibaldi,
Als kaum der Morgen graut,
Steht sinnend vor den Todten,
Den Freiern und der Braut.
Beschauend die Trophäe
Spricht er zu ihr gelehrt:
„Du hast die deutschen Siege
„Mir ohne Wort erklärt!“

Diese so warm empfundenen Strophen wurden sehr beifällig aufgenommen und gaben die Veranlassung zu einer wirklich ergreifenden und für alle Theilnehmer wohl unvergeßlichen Episode. Ein schlanker Offizier im kräftigsten Mannesalter mit Hauptmanns-Auszeichnung war, sichtlich bewegt, aufgestanden und hatte um das Wort gebeten. Bald herrschte lautlose Stille im weiten Saale und er sprach ungefähr Folgendes:

„Wohl Niemand hat dieses innig und sinnig erdachte Lied mehr ergriffen und tiefer bewegt, als mich, der ich von dieser Nacht und diesem Kampfe so viel erzählen könnte. Der Bannerträger meiner Kompagnie, meine Offiziere, meine Musketiere waren es, die so treu und rührend zur Fahne standen und sie noch im Tode mit ihren Leibern deckten. Schweren Herzens habe ich damals den Rest meiner Kompagnie aus dem blutigen Kampfe geführt. Ich habe eine Bitte an Sie zu richten, meine Herren: Ergreifen Sie mit mir die vollen Gläser — den treuen Pommern, die zu Deutschlands Ehre so heldenhaft ihre Fahne hochhielten und mit ihr opfermuthig gefallen sind, diesen bleichen Schläfern auf wälscher Erde sei ein stilles Glas geweiht!“

Alles drängte sich mit gefüllten Gläsern zu Hauptmann Kolbe und Vielen wohl wurde es da kalt und heiß um's Herz. Ein geisterhaftes Klingen drang durch den Saal, still und feierlich wurde mit innigem Dank und mit Bewunderung der todten Helden gedacht, die so felsenfest zu ihrem Kleinode, der Fahne, und zum Vaterlande in der Stunde der Gefahr gehalten. Um ihre Heldenstirn wird die Geschichte den unverwelklichen Lorbeer schlingen. Sie ruhen in Frieden!

(Sp. Anz.)

Mannigfaltiges.

Wir entnehmen einem Berliner Blatt folgende Notiz: „Die gegenseitigen Zahlenverhältnisse in den Schlachten des letzten Krieges sind vielfach unrichtig angegeben worden und gründet sich darauf die irrthümliche Angabe, daß das derartige Zahlenverhältniß der Schlacht bei Königgrätz in keiner dieser Schlachten erreicht oder gar übertroffen worden sei. Dem ist indeß nicht so. Bei Königgrätz haben 240,000 Preußen 220,000 Oesterreichern und Sachsen gegenübergestanden. Bei Gravelotte hingegen mindestens 240,000 bis 270,000 Deutsche 210,000 Franzosen. Die Zahlenverhältnisse in den Hauptschlachten des letzten Krieges überhaupt aber stellen sich, so weit jetzt schon eine Angabe zulässig, etwa in folgenden Verhältnissen: Wörth 150,000 Deutsche gegen 60,000 Franzosen, Spicheren 45,000 Franzosen gegen 32,000 Preußen, Mars-la-Tour bis Nachmittags halb 4 Uhr höchstens 45,000 Preußen gegen anfänglich 120,000, später 160,000 Franzosen, von da ab 70,000 und am Abend 100,000 Preußen und Deutsche gegen 200,000 Franzosen. Sedan 210,000 Deutsche gegen 150,000 Franzosen; dritte Schlacht bei Orleans 100,000 bis 110,000 Deutsche gegen 200,000 bis 240,000 Franzosen, Le Mans 80,000 bis 100,000 Deutsche gegen 120,000 bis 140,000 Franzosen, Belfort und Montbeliard höchstens 32,000 bis 36,000 Deutsche gegen 100,000 bis 110,000 Franzosen. Gravelotte würde demnach die Schlacht sein, in welcher nächst Leipzig (270,000 bis 300,000 gegen 190,000 Mann) in diesem Jahrhundert die größten Massen entfaltet worden sind, und Königgrätz neben diesen beiden erst die dritte Stelle einnehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Freitag, 14. April 1871.

Frühlings-Erwachen.

Am steilen Bergeshange schmilzt der Schnee,
Und aus der Erde tief verborg'nen Quellen
Springt keck hervor des Waldes frischer Sohn,
Der Bach mit seinen silberklaren Wellen.

Wie freut er sich nach eis'gem Winterschlaf,
Daß er befreit ist von den Fesseln wieder!
Laut schäumend dringt er durch die fels'ge Schlucht
Und steigt frohlockend in das Thal hernieder.

Da hemmt er plötzlich seinen raschen Lauf,
Er grüßt die Blumen, die ihm zärtlich winken
Und durstig warten auf den alten Freund,
Um Blüthenkraft aus seiner Fluth zu trinken.

O könnt' ich auch mit deinen Wellen zieh'n,
Du munt'rer Bach, durch Feld und blum'ge Auen,
Die Erde im verjüngten Frühlingskleid,
Im ersten Schmuck des Lenzes zu beschauen!

Das ist ein reges Leben der Natur,
Ein wunderbar geheimnißvolles Walten,
Wenn neu erwachend aus der Erde Schooß
Des Frühlings junge Keime sich entfalten.

Ein lebensvoller Hauch durchströmt das All;
In neuer Pracht ersteh'n die dunklen Wälder,
Die Gärten schmückt ein blumiges Gewand,
Ein frisches Grün die jungen Saatenfelder.

Der Blume Knospen sprossen zart hervor,
Das munt're Bächlein muß die Wurzeln tränken;
„Bringt gute Früchte!“ ruft es ihnen zu,
„Und gerne will ich euch die Zeche schenken.“

Die Vöglein kehren aus dem fernen Süd
Zur alten sommerlichen Heimath wieder
Und bringen der erwachenden Natur
Als Frühlingsgruß die schönsten ihrer Lieder.

Da ist es eine Lust, so frank und frei
Den Wanderstab des Morgens zu ergreifen;
Den Strom entlang durch kühle Waldesnacht
Und über Berg und Thal hinaus zu schweifen.

O Mensch, wie schön ist doch des Lenzes Pracht!
Wie reich ist Gottes Segen hier auf Erden!
Es lacht die Welt im vollsten Frühlingsschmuck —
Wird's auch in deinem Herzen Frühling werden?

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

„Schande über ihn!“ schrie Gustav; „hat er einmal die Bahn des Verbrechens betreten, warum überläßt er es seinen Nachkommen, sie zu vollenden? Aber sei es darum, lieber ein Verbrecher, als fürchten zu müssen, demüthig den Staub von eines reichen Vetters Sohlen zu küssen.

„Walling,“ fuhr er fort, „ich bedarf des Geldes, ich gestehe es Ihnen, unerschöpflich wie mein Vermögen sind meine Begierden, meine Wünsche — Walling, wenn ein Tag kommen würde, an dem mir hohnlachend das Elend entgegen starrte, wo ich zum Mitleid und Spott meiner Kameraden dienen müßte —“

Er vollendete nicht, krampfhaft drückte er die Hand des Banquiers.

„Ich begreife jetzt, warum eine Verbindung zwischen unsern beiden Häusern Ihr sehnlichster Wunsch ist,“ fuhr er nach einer Pause fort. „Sie wollen mit dem Namen Kreising-Werthen jene Vergangenheit bedecken, da der jetzige Ritter von Walling noch als Sekretär bei meinem Oheim diente. Aber gleichviel, hier ist meine Hand: Melanie wird Ihre Schwiegertochter, sobald wir jenes Dokument vernichtet haben.“

„Melanie!“ rief Walling; „o Gustav, ich beschwöre Sie, hüten Sie sich, Ihre Schwester zu erzürnen, Melanie weiß um das Vorhandensein jenes Dokuments, und jene Kunde war es, durch die sie mich zwang, von einer Verfolgung Edmunds abzustehen.“

„So muß sie reden, durch Güte oder durch Gewalt, sie muß uns den Ort bezeichnen, wo wir das Papier finden, wenn unser Forschen hier vergeblich bleibt. — Aber sehen Sie einmal jenen Schrank dort!“ unterbrach er sich. „Erscheint er Ihnen nicht auch wie geschaffen zur Bewahrung von Familiengeheimnissen?“

Mit diesen Worten ergriff er die Laterne und ging an den Schrank, der Melanie zum Zufluchtsorte diente. Ungestüm riß er beide Flügel auseinander, aber mit einem Schrei prallte er zurück, denn vor ihm erhob sich die weiße Gestalt seiner Schwester. Walling eilte hinzu und sein scharfer Blick erkannte sogleich das Papier in der Hand des jungen Mädchens.

„Ah, Comtesse Melanie!“ sagte er gefaßter; „wäre ich auf eine so liebenswürdige Zuhörerin vorbereitet gewesen, hätte ich gewiß rücksichtsvoller von dem Andenken Ihres verstorbenen Vaters gesprochen. Indessen sehe ich, daß die Comtesse, besser unterrichtet als wir, sich jenes kostbaren Dokuments bereits versichert hat.“

Melanie schrack zusammen; in der Aufregung, mit der sie der Erzählung Wallings gefolgt war, hatte sie vergessen, jenes Papier zu verbergen, jetzt umklammerten ihre Hände es krampfhaft, als gedenke sie, es nimmer von sich zu lassen.

Auch Gustav hatte jetzt das Dokument entdeckt. „Melanie,“ begann er mit bittender Stimme, „mir gib jenen Schatz, daß ich den Dämon vernichte, der seine finstern Flügel über unser Haus breitet. Gib mir jene Schrift, daß ich sie vernichte.“

Das junge Mädchen wich zurück. „Berühre dieses Papier nicht,“ sagte sie mit strengem Tone. „Kein Dämon ist es, in der Hand seines rechtmäßigen Besitzers soll es Licht und Frieden bringen über dieses Haus und versöhnen, was bis heute getrennt und in Hader war.“

Gustav erschrack. „Seines rechtmäßigen Besitzers?“ wiederholte er. „Mädchen, Du gedenkst doch nicht, Edmund jenes Dokument einzuhändigen?“

„Sobald ich Nachricht von seinem Aufenthalt habe, ja!“ erwiederte das junge Mädchen mit fester Stimme.

„Melanie!“ und das Antlitz des Offiziers färbte sich dunkelroth.

Jetzt trat Walling, der einen Zornesausbruch Gustavs vorhersah, zu den Geschwistern. „Verzeihen Sie, Comtesse,“ nahm er das Wort, „allein Ihr eigenes Interesse erfordert die Bewahrung dieses Geheimnisses. Sollte es wirklich Ihre Absicht sein, den Namen Ihres Vaters durch das Bekenntniß seiner Schuld in den Staub zu ziehen?“

„Edmund wird Mitleid haben für den Verirrten und Verblendeten, keinen Haß!“ entgegnete Melanie. „Vielleicht zählt unseres Vaters Schuld droben vor dem Throne des ewigen Richters geringer, da seine Kinder sie zu sühnen bereit sind.“

„Genug der Phantastereien!“ rief Gustav ungeduldig. „Kein Wort mehr, Walling; Sie kennen den Trotzkopf nicht, aber ich als Herr und Erbe des Werthen'schen Hauses befehle Dir, mir jenes Dokument auszuliefern!“

„Und wenn ich mich dessen weigere?“ fragte Melanie mit zitternder Stimme. „Würdest Du Gewalt gegen ein schwaches Mädchen gebrauchen wollen?“

„Ja, beim ewigen Gott!“ rief Gustav außer sich. „Oder glaubst Du, ich werde freiwillig zum Bettler, um Deinen sentimentalen Grillen nachzugeben?“

Mit diesen Worten vertrat er dem Mädchen, die das Archiv verlassen wollte, den Ausgang. Melanie blieb stehen und heftete kalt einen durchdringenden Blick auf ihn, der ihn noch mehr erbitterte.

„Wagen Sie es, mich zu berühren,“ rief sie, das Papier in die Falten ihres Kleides bergend, „und ich rufe laut um Hilfe!“

Der Ton des jungen Mädchens war so drohend, daß Gustav zurückwich. Sein Auge suchte den Banquier, aber Walling, der wohl den Werth kannte, den der Besitz für den Erben des Grafen Robert besaß, hatte sich leise zurückgezogen, um nicht Zeuge der Szene zu sein, die bei dem heftigen Charakter Gustavs zwischen den Geschwistern stattfinden mußte.

Jetzt, da er sich allein wußte, brauchte er keine Rücksicht zu fürchten, er eilte auf seine Schwester zu, er suchte ihre Gestalt zu umfassen, aber in demselben Augenblick schlug eine helle Lohe aus dem Innern des Schrankes und ein erstickender Qualm erfüllte das Gemach.

Wahrscheinlich war ein Funke der Kerze Melanie's auf die Papiere gefallen und hatte langsam glimmend Fach auf Fach entzündet.

Die Ueberraschung des jungen Mannes gab der Comtesse Zeit, bis zum Ausgang zu flüchten, aber ihr Bruder eilte ihr nach.

„Und sollten uns diese Flammen verzehren,“ rief er, „ich lasse Dich nicht, ehe das Dokument in meinen Händen ist!“

Ein heftiger, stummer Kampf begann. Immer und immer wußte das junge Mädchen auszuzuweichen, aber auch immer erstickender ward die Luft, immer glühender die Atmosphäre und gierig züngelten die Flammen, die den Hintergrund erfüllten, zu beiden Seiten des Gemaches entlang. Schon hörte man in den unteren Stockwerken Stimmen und Tritte, da griff das junge Mädchen zum Ausweg der Verzweiflung. Unbemerkt von ihrem Bruder riß sie ein Papier aus einem der Repositorien und es hoch erhebend, rief sie:

„So möge denn Gewalt das Recht bezwingen, in diese Flammen werfe ich Dein Glück, Edmund!" Und mit einem raschen Schwunge schleuderte sie das Papier in die Gluth.

Mit einem Schrei des Triumphes stürzte Gustav darauf, als wolle er sich der Richtigkeit desselben vergewissern, aber die Flammen schlugen ihm versengend entgegen.

Jetzt ward es laut draußen auf dem Korridor, der Brandgeruch erfüllte das ganze Haus, und die Dienerschaft, Walling an der Spitze, der sie umsonst zurückzuhalten versuchte, stürzte an den muthmaßlichen Ort des Entstehens. Sie fanden Melanie in halber Bewußtlosigkeit an der Schwelle liegen, Gustav aber, ohne auf den Zustand seiner Schwester zu achten, zog den Banquier mit sich fort.

„Triumph," flüsterte er ihm zu, „ich habe gesiegt. Jene Flammen, die das Archiv meines Hauses vernichten, tilgen auch jede Furcht aus meinem Herzen. Jetzt erst bin ich Herr und Erbe von Croissy-Werthen, und ein Verleumder der, der Anderes zu behaupten wagt!"

„Und jene Schrift, befindet sie sich in Ihren Händen?" fragte der Banquier erwartungsvoll.

„Jene Schrift ist — dort!" entgegnete der Offizier, auf die Flammen deutend, welche die männliche Dienerschaft vergeblich zu löschen versuchte, während Melanie's Dienerinnen ihre Herrin in ihre Zimmer getragen hatten. „Die Asche jener Schrift decke die Erinnerung an die heutige Nacht."

Schweigend drückte ihm Walling die Hand, dann gingen sie zur Ruhe.

Drunten aber bei der Leiche des reichen Mannes weilte kein Kind, kein Freund. Miethlinge schwatzten gleichgiltig an seiner Bahre und über ihm träumte sein Sohn von Tagen des Genusses und Glanzes, und für den Mann, der durch seine Schuld ihm die Mittel lieferte, fiel keine Thräne, blühte kein freundliches Andenken mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung Döllinger's.

Das Schreiben, welches der Stiftspropst Dr. v. Döllinger unter dem 28. März d. Js. an den Erzbischof von München-Freising gerichtet hat, um seine Haltung gegenüber den Beschlüssen des vatikanischen Konzils zu rechtfertigen, lautet, wie folgt:

„Eure Excellenz

haben mich in zwei Schreiben aufgefordert, mich über meine Stellung zu den von Ihnen verkündeten römischen Beschlüssen vom 18. Juli 1870 zu erklären. Aus dem Kreise Ihres Domkapitels verlautet, daß Sie gesonnen seien, mit Straf- und Zwangsmitteln gegen mich vorzugehen, wie sie sonst nur gegen solche Priester, welche sich grober sittlicher Vergehen schuldig gemacht haben, und auch gegen diese nur in sehr seltenen Fällen, angewendet werden. Es soll dies geschehen, wenn ich nicht in bestimmter Frist meine Unterwerfung unter die beiden neuen Glaubensartikel von der Allgewalt und Unfehlbarkeit des Papstes erkläre. Zugleich wird versichert, daß in naher Zeit wieder eine Zusammenkunft und Berathung deutscher Bischöfe zu Fulda stattfinden werde. Als im Jahre 1848 eine Versammlung aller deutschen Bischöfe zu Würzburg gehalten wurde, erwies man mir die Ehre, mich zu derselben einzuladen, und nahm ich an den dort gepflogenen Verhandlungen Theil. Vielleicht könnten nun Eure Excellenz veranlassen, daß auch auf dieser bevorstehenden Versammlung mir, nicht etwa eine Theilnahme an den Berathungen, sondern nur ein geneigtes Gehör für wenige Stunden bewilligt würde. Ich bin nämlich erbötig, vor der hohen Versammlung folgende Sätze zu erweisen, welche für die gegenwärtige Lage der deutschen Kirche und für meine persönliche Stellung von entscheidender Wichtigkeit sein dürften. Erstens: Die neuen Glaubensdekrete stützen sich zur Begründung aus der heiligen Schrift auf die Stellen Matth. 16, 18, Joh. 21, 17 und, was die Unfehlbarkeit betrifft, auf die Stelle Lukas 22, 32, mit welcher dieselbe, biblisch angesehen, steht und fällt. Wir sind nun aber durch einen feierlichen Eid, welchen ich zweimal geleistet habe, verpflichtet, die heilige Schrift „nicht anders, als nach dem einstimmigen Konsensus der Väter anzunehmen und auszulegen." Die Kirchenväter haben alle, ohne Ausnahme, die fraglichen Stellen in einem von den neuen Dekreten völlig verschiedenen Sinn ausgelegt und namentlich in der Stelle Lukas 22, 32 nichts weniger als eine allen Päpsten verliehene Unfehl-

barkeit gefunden. Demnach würde ich, wenn ich mit den Dekreten diese Deutung, ohne welche dieselben des biblischen Fundaments entbehren, annehmen wollte, einen Eidbruch begehen. Dies vor den versammelten Bischöfen darzuthun, bin ich, wie gesagt, bereit. Zweitens: In mehreren bischöflichen Hirtenbriefen und Kundgebungen aus der jüngsten Zeit wird die Behauptung entwickelt, oder der geschichtliche Nachweis versucht, daß die neue zu Rom verkündigte Lehre von der päpstlichen Allgewalt über jeden einzelnen Christen und von der päpstlichen Unfehlbarkeit in Glaubensentscheidungen in der Kirche von Anbeginn an durch alle Jahrhunderte hindurch und immer allgemein, oder doch beinahe allgemein, geglaubt und gelehrt worden sei. Diese Behauptung beruht, wie ich nachzuweisen bereit bin, auf einer vollständigen Verkennung der kirchlichen Ueberlieferung im ersten Jahrtausend der Kirche und einer Entstellung ihrer Geschichte; sie steht im Widerspruche mit den klarsten Thatsachen und Zeugnissen. Drittens: Ich erbiete mich ferner, den Beweis zu führen, daß die Bischöfe der romanischen Länder: Spanien, Italien, Süd-Amerika, Frankreich, welche in Rom die immense Mehrheit gebildet haben, nebst ihrem Klerus schon durch die Lehrbücher, aus welchen sie zur Zeit ihrer Seminarbildung ihre Kenntnisse geschöpft haben, bezüglich der Materie von der päpstlichen Gewalt irre geführt worden waren, da die in diesen Büchern angeführten Beweisstellen großentheils falsch, erdichtet oder entstellt sind. Ich will dies nachweisen einmal an den beiden Hauptwerken und Lieblingsbüchern der heutigen theologischen Schulen und Seminarien, der Moraltheologie des S. Alfons Liguori (speziell des darin befindlichen Traktats vom Papste) und der Theologie des Jesuiten Perrone, dann auch an den zur Zeit des Konzils in Rom ausgetheilten Schriften des Erzbischofs Cardoni und des Bischofs Ghilardi, sowie endlich an der Theologie des Wiener Theologen Schwetz. Viertens: Ich berufe mich auf die Thatsache und erbiete mich, sie öffentlich zu beweisen, daß zwei allgemeine Konzilien und mehrere Päpste bereits im 15. Jahrhundert durch feierliche, von den Konzilien verkündigte, von den Päpsten wiederholt bestätigte Dekrete die Frage von dem Machtumfange des Papstes und von seiner Unfehlbarkeit entschieden haben, und daß die Dekrete vom 18. Juli 1870 im grellen Widerspruche mit diesen Beschlüssen stehen, also unmöglich verbindlich sein können. Fünftens glaube ich auch dies beweisen zu können: daß die neuen Dekrete schlechthin unvereinbar sind mit den Verfassungen der europäischen Staaten, insbesondere mit der bayerischen Verfassung, und daß ich schon durch den Eid auf diese Verfassung, welchen ich erst neuerlich wieder bei meinem Eintritt in die Kammer der Reichsräthe geschworen habe, mich in der Unmöglichkeit befinde, die neuen Dekrete und in deren nothwendiger Folge die Bullen Unam sanctam und Cum ex apostolatus officio, den Syllabus Pius' IX. und so viele andere päpstliche Aussprüche und Gesetze, die nun als unfehlbare Entscheidungen gelten sollen und im unauflöslichen Konflikt mit den Staats-Gesetzen stehen, anzunehmen. Ich berufe mich in dieser Beziehung auf das Gutachten der juristischen Fakultät in München und erbiete mich zugleich, es auf den Wahrspruch jeder deutschen Juristen-Fakultät, welche etwa Ew. Excellenz mir bezeichnen würde, ankommen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* Ueber die soeben erschienene vierte (um das Doppelte vermehrte) Auflage von Otto Franz Gensichen's Zeitgedichten „Vom deutschen Kaiser" sagt die „Allgemeine illustrirte Familienzeitung":

„Diese 12 schwungvollen, ideenreichen, patrio-
„tischen Lieder, nach beliebten Volksweisen zu
„singen, verdienen um ihres poetischen Gehalts,
„wie humanen Zweckes willen die allgemeinste
„Verbreitung, denn sie geben den männlichen
„Empfindungen, welche unsere Zeit in allen
„wackeren Herzen hervorruft, den beredtesten
„Ausdruck und feiern in würdiger Weise die
„Verdienste des preußischen Königshauses und
„der gesammten deutschen Nation um natio-
„nale Einheit und Größe, um die Wiederauf-
„richtung eines herrlichen deutschen Reiches.
„Herr Gensichen, von welchem wir schon
„mehrfach Gedichte und Dramen in diesen
„Blättern besprochen haben, bewährt sich darin
„auf's Neue als begabter, weihevoller Dichter.

Lebensphilosophie.

Eine glückliche Jugend ist ein Geschenk, das wir empfangen; ein glückliches Alter eins, das wir uns selbst machen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Montag, 17. April 1871.

Frühlingsgeist ist Liebeswesen.

Frühling ist's und Glocken läuten:
„Sei bereit!“
Blumenglocken, die uns deuten
Schönste Zeit.“

Wie zu süßem Liebesspiele
Leis' es winkt,
Wiegen sie die zarten Stiele
Blaubeschwingt.

Und ihr Säuseln weckt ein Sehnen
In der Brust,
Und ihr Aneinanderlehnen
Herzenslust.

Frühlingsgeist ist Liebeswesen,
Faßt und hält,
Will von Einsamkeit erlösen
Seine Welt.

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

3.

Und wieder rollte die Spindel, und abermals fünf Jahre waren im Zeitenraume dahingeflogen.

Der Winter war angebrochen und mit ihm das rege Leben einer Residenz. Sobald es Abend ward, drängten sich Fußgänger und Fuhrwerke aller Art, des ersten Schnees nicht achtend, der seine leichten Flocken über die bunte Menge streute, durch die belebtesten Straßen.

Aber kalt und vornehm sah das Werthen'sche Hotel auf den Menschenstrom hernieder, der sich an seinen Mauern brach. Die Thüren des weitläufigen Gebäudes waren fest geschlossen und kein Lichtstrahl schimmerte durch die herabgelassenen Vorhänge, denn der jetzige Herr und Eigenthümer dieses Hauses brachte seine Abende und Nächte meist außer dem Hause zu.

Jetzt rollte zwischen den zahlreichen Fuhrwerken eine elegante Equipage daher, die vor dem Werthen'schen Hause anhielt. Ihr entstieg ein mittelgroßer Mann mit blonden Haaren und gutmüthigen, fast kindlichen Aussehens. Die Equipage mußte in dem vornehmen Hause bekannt sein; denn ohne das Klingeln des Dieners abzuwarten, ward die Thüre geöffnet und im nächsten Augenblicke betrat der junge Mann den stattlichen Korridor. Der Portier trat ihm entgegen. „Der Herr Graf ist nicht anwesend, gnädiger Herr.“

„Ich weiß es,“ erwiederte der Kommende; „mein Besuch gilt der Comtesse, melden Sie mich derselben.“

Der Portier zog die Schelle und ein Lakai erschien, dem er den Auftrag übergab.

Die Comtesse bewohnte den vom übrigen Theil des Gebäudes entfernten Flügel, den sonst ihr Vater inne hatte, und in dem Sterbezimmer des Grafen Robert war es, wo sie ihren Jugendfreund empfing.

Die Zeit hatte auf das junge Mädchen wenig Einfluß gehabt, aber man sah es dem einst so leuchtenden Auge an, daß es mehr als eine Thräne vergossen, und eine leichte Blässe hatte sich über ihr Antlitz gelagert. Sie war sehr einfach in schwarze Seide gekleidet und eine Schnur weißer Perlen bildete den ganzen Schmuck eines der reichsten Mädchen der Residenz.

Mit dem Ausdruck der Freude eilte sie auf den Sohn des Banquiers zu, der, auf der Schwelle des Gemaches stehen bleibend, ihr seine Hände entgegenstreckte.

„Seien Sie mir willkommen, Adolph!“ rief sie innig, den Druck seiner Hand erwiedernd. „O glauben Sie mir, ich habe Sie schmerzlich vermißt!“

Der junge Mann erröthete vor Freude. „Wie,“ stammelte er, „Sie hätten mich vermißt, Melanie?“

Melanie lud ihn durch eine Handbewegung ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen. „Ja," sagte sie nach einer Pause. „Sie haben mir gefehlt, Adolph. Sie, der Einzige, in dessen Brust ich vertrauensvoll mein Leid niederlegen durfte, der noch Mitleid und Freundschaft für die Verlassene hegte. O wüßten Sie, wie viel, wie entsetzlich viel ich während des Jahres Ihrer Abwesenheit gelitten habe!"

„So ist Ihr Bruder noch der Alte, herrscht noch immer keine Harmonie zwischen Ihnen?"

„Schweigen Sie mir von Gustav," fuhr Melanie fast heftig auf. „Schwelgerei ist sein Leben und die Zeit wird nicht fern sein, wo er mit Güte oder Gewalt auch an meine Hälfte des väterlichen Erbtheils seine Hand zu legen wagt, nachdem er sein eigenes vergeudet."

„Und vermag mein Vater ihn nicht zu beschränken? Hatten Sie an ihm keine Stütze?"

Melanie lächelte bitter. „Ihr Vater will nicht das Vermögen der Werthen, sondern ihren Namen. Was kümmert es ihn, wenn mein Bruder sein Erbtheil durchbringt, sofern dieser nur damit einverstanden ist, daß ich die Gattin seines Sohnes werde."

Adolph von Walling blickte die Redende mit der Miene des Vorwurfs an. „Melanie," sagte er leise, „mir diese Worte, der Sie doch so unaussprechlich liebt? Ich war lange entfernt von Ihnen, fremde Orte und fremde Menschen gaukelten vor meinen Blicken, aber nichts vermochte die Erinnerung an Sie zu verdrängen, an Sie, Melanie, den Traum, die Hoffnung meiner Jugend."

„Hören Sie mich an, lieber Adolph," erwiederte Melanie; „gewiß, ich bin Ihnen herzlich gut; weiß ich doch keinen treuern Freund auf Erden. Aber wie die Braut des Himmels ihr ganzes Dasein einer Hoffnung, so weihe ich mein Leben einer Erinnerung. Edmund heißt das Bild, das zwischen mich und jeden Gedanken an eine andere Verbindung tritt."

Adolph lächelte wehmüthig. „Wie," fragte er, „können Sie Ihren Vetter noch nicht vergessen? Fünf Jahre sind verflossen, daß Edmund das Haus seiner Verwandten verließ, würde er, wenn seine Neigung zu Ihnen der Ihren an Dauer und Innigkeit gliche, nicht ein einziges Mal an Sie geschrieben haben?" Adolph nahm ihre Hand. „Melanie," fuhr er herzlich fort, „ich bedaure Sie innig, denn wer selber unglücklich, fühlt am besten fremdes Leid. Auch ich bedarf des Trostes, auch ich fühle mich fremd und allein inmitten der Welt, die mich umgibt. Gott gab mir ein weiches Herz und dieses wendet sich ab von den Menschen, die das Schicksal ihm am nächsten stellte. Ich habe keinen Freund, an dessen Brust ich mich vertrauend lehnen darf. Kalt und fremd steht mir der schroffe Charakter meines Vaters gegenüber, zu dem ich nimmer Zutrauen fassen kann, und die Freundschaft Ihres Bruders möchte ich eher fliehen, statt sie zu suchen. Können Sie es mir daher verargen, wenn ich sehnend die Arme ausbreite, um das einzige Wesen an meine Brust zu ziehen, für das mein Herz mit heißer Gluth empfindet? Melanie," fuhr er nach einer Pause fort, „und wenn Ihr Edmund wirklich heimkehrt, wissen Sie auch, ob er noch der Alte ist? Kann nicht Künstlerstolz seine Seele erfüllt haben?"

Melanie erwiederte nichts, sie erhob sich und durchschritt in heftiger Bewegung das Zimmer.

„Sie ängstigen mich, Adolph," sagte sie endlich, vor dem jungen Manne stehen bleibend, mit leiser Stimme. „Warum müssen Sie jene Gedanken, die dämonisch so oft ihre schwarzen Fittige über meine einsamen Stunden breiten, zu neuem Leben erwecken? Und doch, ich fühle es, Edmunds Liebe kann nicht ein jedes Lüftchen verwehen, ich glaube fest an ihn, und erst wenn ich aus seinem Munde vernommen, daß jene Liebe, die er mir damals unvergänglich schwur, nichts als das lose Spiel eines Knaben war, dann, Adolph, dann will ich Ihr treues Weib sein und meine Jugendliebe im tiefsten Winkel meines Herzens begraben."

Der junge Mann ergriff ihre Hand und drückte einen heißen Kuß des Dankes auf die zarten, blendend weißen Finger des Mädchens.

„Was kann ich thun," fragte er freudig erregt, um mich dieser Hoffnung würdig zu zeigen, die mein Herz mit namenloser Freude füllt?"

Melanie lächelte. „Ich will Ihnen beweisen, wie sehr ich wünsche, Ihnen Freude zu bereiten. Seit fünf Jahren habe ich fast stets als Einsiedlerin meinen Gedanken und Träumen gelebt. Mein Bruder ließ mich gewähren, sein wüstes Treiben gönnte ihm keine Zeit, sich um die Zerstreuungen seiner Schwester zu kümmern, und überdies sehe ich ihn kaum einmal die ganze Woche hindurch. Heute aber sollen Sie es sein, an dessen Seite ich einmal wieder den ersten Schritt ins Leben thun will, Adolph. Sie kennen meine Vorliebe für Musik. Alle Journale sind des Lobes eines Meisters voll, der, aus Italien zurückgekehrt, sich diesen Abend zum ersten Mal in der Residenz hören läßt. Mächtig zieht es

mich, einmal wieder den Klängen einer Meisterhand zu lauschen. Wollen Sie mich diesen Abend in das Concert begleiten, Adolph?"

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung Döllinger's.

(Fortsetzung.)

Für die von mir vorgeschlagene, oder vielmehr erbetene Konferenz stelle ich nur zwei Bedingungen, die erste: daß meine Angaben mit den etwaigen Gegenreden zu Protokoll genommen und die Veröffentlichung desselben nachher gestattet werde; die zweite: daß einem wissenschaftlich gebildeten Manne meiner Wahl bei der Konferenz zugegen zu sein erlaubt werde. Sollte dies in Fulda und vor den deutschen Bischöfen nicht erreichbar sein, so erlaube ich mir ehrerbietigst eine andere Bitte vorzutragen. Geruhen Eure Excellenz aus Mitgliedern Ihres Domkapitels eine Kommission zu bilden, vor welcher ich meine Sache in der eben bezeichneten Weise zu führen vermöchte. Mehrere dieser hochwürdigen Herren sind Doktoren und waren früher Professoren der Theologie, zugleich auch ehedem meine Schüler. Ich darf hoffen, daß es ihnen immerhin angenehmer sein wird, in einer ruhigen Besprechung mit mir zu verkehren, mich, wenn möglich, mit Gründen und Thatsachen zu widerlegen, als vom Richterstuhl herab geistliche Kriminalsentenzen gegen mich zu entwerfen und sie dann Eurer Excellenz zur Fulminirung, wie man sagt, zur unterbreiten. Wollen Eure Excellenz selbst bei der Konferenz den Vorsitz führen und sich herablassen, mich bezüglich meiner etwaigen Irrthümer in Anführung und Auslegung von Zeugnissen und Thatsachen zurechtzuweisen, so würde ich mir dies zu hoher Ehre rechnen, und könnte die Sache der Wahrheit dabei nur gewinnen. Und wenn Sie die Anwendung Ihrer oberhirtlichen Gewalt an mir in Aussicht stellen, so darf ich mich doch wohl der Hoffnung hingeben, daß es das schönste, edelste und wohlthätigste, das am meisten Christus ähnliche Attribut dieser Gewalt sei, nämlich das Lehramt, welches Sie zunächst an mir zu üben vorziehen würden. Werde ich mit Zeugnissen und Thatsachen überführt, so verpflichte ich mich hiemit, öffentlichen Widerruf zu leisten, alles, was ich über diese Sache geschrieben, zurückzunehmen und mich selber zu widerlegen. Für die Kirche und den Geisterfrieden könnten die Folgen in jedem Falle nur erwünscht sein. Denn es handelt sich hiebei nicht blos um meine Person. Tausende im Klerus, Hunderttausende in der Laienwelt denken wie ich und halten die neuen Glaubensartikel für unannehmbar. Bis heute hat noch kein einziger, selbst von denen, welche eine Unterwerfungserklärung ausgestellt haben, mir gesagt, daß er wirklich von der Wahrheit dieser Sätze überzeugt sei. Alle meine Freunde und Bekannten bestätigen mir, daß sie die gleiche Erfahrung machen. „Kein einziger glaubt daran," höre ich Tag für Tag aus jedem Munde. Eine Konferenz wie die von mir vorgeschlagene und die Veröffentlichung des Protokolls wird daher jedenfalls eine von Unzähligen ersehnte höhere Klarheit gewähren. Vielleicht werden Eure Excellenz mich auf den unter Ihrem Namen vor kurzem erschienenen Hirtenbrief als auf eine Quelle verweisen, aus der ich hinreichende Belehrung und Berichtigung meiner Meinung schöpfen könnte; aber ich muß bekennen, daß er gerade die entgegengesetzte Wirkung auf mich hervorgebracht hat, und ich mache mich anheischig, den Nachweis zu liefern, daß hier eine lange Reihe von mißverstandenen, entstellten, verstümmelten oder erdichteten Zeugnissen vorliegt, welche zusammen mit der Verschweigung gewichtiger Thatsachen und entgegengesetzter Zeugnisse ein der wirklichen Ueberlieferung völlig unähnliches Bild entwirft. Gewiß hat Derjenige, den Eure Excellenz mit dieser Aufgabe betraut haben, die Fälschungen nicht selber ersonnen, sondern sie aus gutem Glauben von andern (von Cardoni u. a.) entlehnt; sollte er jedoch gesonnen sein, seine Arbeit in der vorgeschlagenen Konferenz zu vertheidigen, so würde er mich bereit finden, binnen wenigen Stunden entweder meine Behauptung zu erhärten oder, falls mir dies nicht gelänge, ihm öffentliche Ehrenerklärung zu leisten. Nur die eine Bedingung glaube ich bei der Tragweite der Sache stellen zu sollen: daß die k. Staatsregierung ersucht werde, einen in geschichtlichen und kirchenrechtlichen Materien bewanderten Staatsbeamten als Zeugen der Konferenz beiwohnen zu lassen. Da die Sache auch für alle Regierungen von hoher Bedeutung ist, so darf wohl angenommen werden, daß dies staatlicherseits nicht werde verweigert werden.

Es fehlt in vergangenen Zeiten der Kirche nicht an Thatsachen, welche zeigen, daß mein Vorschlag den Prinzipien wie der Praxis der Kirche entspricht. So wurde im Jahre 411 eine Konferenz von 286 katholischen und 279 donatistischen Bischöfen in drei Sitzungen unter dem

Vorsitze des kaiserlichen Staatsbeamten Marcellinus gehalten und die streitige Lehre von der Kirche durchgesprochen, worauf der Letztere zu Gunsten der katholischen Bischöfe sich entschied. Im Jahre 1433 erschienen böhmische Kalixtiner auf dem Konzil zu Basel, ein schon 18 Jahre vorher auf der Konstanzer Synode erlassenes Dekret über die Kommunion unter einer Gestalt ward nun einer neuen Besprechung und Prüfung unterzogen, und die Folge waren die auch von dem päpstlichen Stuhl anerkannten Kompaktaten, welche den Böhmen ein sehr wichtiges und tiefgreifendes, dem ältern Beschlusse derogirendes Zugeständniß machen. Noch größere Aehnlichkeit mit der von mir vorgeschlagenen Verhandlung hat die in der französischen Geschichte so berühmte Konferenz zwischen dem Bischof Du Perron von Evreux und dem protestantischen Staatsmann und Gelehrten Du Plessis Mornay, die im Jahre 1600 zu Fontainebleau auf Veranstaltung des Königs Heinrich IV. stattfand. Es handelte sich um den Nachweis, daß Mornay in seinem Buche von der Eucharistie eine beträchtliche Anzahl von Stellen gefälscht oder unrichtig angezogen habe. Heinrich führte selber den Vorsitz, die angesehensten Männer beider Kirchen waren als Zeugen gegenwärtig. Sie ward nach einigen Tagen, und nachdem eine Anzahl von Stellen, die Mornay angeführt hatte, geprüft worden war, durch die Krankheit des Letztern unterbrochen, brachte jedoch auch so eine der katholischen Sache ungemein günstige Wirkung in den damals so gespannten Gemüthern hervor.

Hochwürdigster Erzbischof! Ich stelle es ganz Ihrem Ermessen anheim, welche Form Sie der von mir gewünschten und gewiß unzähligen Katholiken Deutschlands willkommenen Konferenz geben, welche Männer Sie noch zuziehen oder mir entgegenstellen wollen; an Theologen von Beruf, welche gewiß bereitwilligst Ihrer Einladung folgen werden, ist in Ihrer Diözese kein Mangel. Daß eine Glaubensfrage ebenso sehr Angelegenheit der Laien als der Geistlichen sei und auch jene einen Antheil an der wissenschaftlichen Erforschung und Konstatirung der Tradition nehmen dürfen, zeigt die Praxis der Kirche und haben die Päpste und die Theologen anerkannt. Hier, wo es sich um geschichtliche Beweisführung handelt, unterwerfe ich mich gern auch dem Urtheile der angesehensten Historiker deutscher Nation und katholischen Bekenntnisses. Männer wie Ficker, Reumont, Höfler, Arneth, Kampschulte, Cornelius, Lorenz, Wegele, Aschbach mögen ihrerseits urtheilen, ob meine Beweisführung kritisch und historisch richtig sei oder nicht. Ew. Excellenz haben ehedem mein Buch über das erste Zeitalter der Kirche, das apostolische, mit ihrem Beifalle beehrt, und in Deutschland wurde es allgemein von katholischer Seite als eine treue Darstellung der Zeit der Grundlegung betrachtet; selbst aus dem jesuitisch-ultramontanen Kreis ist kein erheblicher Tadel bekannt geworden. Wenn nun aber die neuen Dekrete Wahrheit enthalten, dann trifft mich der Vorwurf, die Geschichte der Apostel verkehrt dargestellt zu haben. Der ganze Abschnitt meines Buches über die Verfassung der ältesten Kirche, meine Darstellung des Verhältnisses, in welchem Paulus und die übrigen Apostel zu Petrus standen, das alles ist dann grundfalsch, und ich müßte mein eigenes Buch verdammen und bekennen, daß ich weder die Apostelgeschichte des Lukas noch die Briefe der Apostel verstanden habe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Auf der Heimkehr.) Die Landwehrleute des 50. preuß. Infanterie-Regiments, die in diesen Tagen durch das gastliche Schweinfurt fuhren, hatten an den letzten Wagen geschrieben:

„Gebettet wie auf Rosen,
Reisen wir nach Posen.
Der Franzos mag uns nicht mehr futtern,
Drum zieh'n wir heim zu Muttern."

Räthsel.

Den Sinn beschließ' ich,
— Doch nicht den ganzen! —
Und Größe geb' ich
Beim Geh'n und Tanzen.
Auf Trepp' und Leiter
Ruf' ich: „Halt inne!"
Erst auf mir raste,
Dann neu beginne.
Des Kaufmanns Streben,
Des Handels Seele,
Ist Alles stockend,
Sobald ich fehle.
Der Setzer schafft mich
Durch Unterbrechen
Und oftmals weiß ich
Durch nichts zu sprechen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 46. Mittwoch, 19. April 1871.

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

„Sie machen mich glücklich, Comtesse!" rief der junge Mann feurig. „Ich will sogleich für Billete sorgen, in einer Stunde hole ich Sie ab, wenn Sie mir bis dahin Urlaub ertheilen wollen."

„Sie finden mich bereit, meine Toilette ist bald geordnet," erwiederte Melanie, ihm zum Abschied die Hand reichend.

Mit sichtbarer Rührung blickte sie dem jungen Manne nach, der sich in den Wagen schwang.

„Armer Freund," flüsterte sie vor sich hin, „ich habe längst jeder Hoffnung entsagt, warum soll ich Dir auch die Deinige rauben?"

Sie wollte ihrem Kammermädchen klingeln, um sich zum Concerte anzukleiden, als die Dienerin am Eingange des Zimmers erschien. „Der Herr Graf lassen Comtesse um eine dringende Unterredung ersuchen," meldete sie.

Melanie erschrack; es war das erste Mal seit Jahren, daß ihr Bruder sie in ihrem Zimmer aufsuchte; ihr ahnte, daß er nicht komme, um gute Botschaft zu bringen, und schon stand sie im Begriff, ihn auf einen andern Tag zu bescheiden, als Gustav selbst auf der Schwelle erschien.

Der vormalige Lieutenant (denn gleich nach dem Ableben seines Vaters hatte Gustav von Werthen den Militärdienst verlassen) war binnen Kurzem fast zum Greise geworden.

Durch einen befehlenden Wink schickte er die Dienerin aus dem Zimmer, dann rückte er einen Sessel in die Nische des Fensters und ließ sich ohne Umstände darauf nieder, indessen Melanie, von ihm zurücktretend, stehen blieb.

„Was führt Sie zu mir, mein Bruder?" frug die Comtesse. „Ich bitte, unsere Unterredung möglichst abzukürzen, denn meine Zeit ist beschränkt."

„Ich werde Dich nicht lange aufhalten, Schwester," versetzte Gustav lächelnd, „denn ich weiß, meine Gegenwart ist Dir nicht angenehm seit jener Nacht unseres tête à tête im Archiv unseres Hauses."

„Schweigen Sie!" rief Melanie erbleichend. „Lassen Sie mich nicht an die Schande denken, daß es einen Edelmann gibt, der roh genug war, Hand an seine Schwester zu legen, die den Flecken vertilgen wollte, mit welchem ihr Haus bedeckt ist."

„Ich wollte, Du hättest es gethan," erwiederte Gustav düster; „ich wollte, ich wäre arm geworden, vielleicht stände es besser um mich. Wer weiß, ob nicht ein Fluch auf unserem Vermögen haftet. Laß mich Dir sagen, weßhalb ich kam. Ich bin ruinirt, Schwester, meine Gesundheit ist dahin, wie mein Gold. Schutt und Trümmer das Haus Werthen, wenn Du es nicht rettest."

Melanie ward unwillkürlich bleich, eine Anwandlung des Mitgefühls für ihren Bruder, der, körperlich und geistig gebrochen, vor ihrem Auge saß, ward in ihrem Innern rege, aber bald faßte sie sich und mit ruhigem Tone erwiederte sie: „Wozu theilen Sie mir dies mit, da ich Ihnen nicht zu helfen vermag? Gehen Sie zu Ihren Genossen, die das unrecht erworbene Gut Ihres Vaters in Ihrer Gesellschaft verschwelgten, in deren Mitte Sie Ihre Gesundheit einbüßten, bei ihnen, die in Ihrem Glücke Freundschaft für Sie hegten, werden Sie auch Theilnahme und Hilfe finden, wenn Sie Unglück betroffen hat."

„Freunde!" grollte Gustav. „Wenn es Freunde auf der Welt gäbe, würde ich je zu Dir gekommen sein?"

„Und jener Mann, der, obwohl er dem Alter nach Ihr Vater sein könnte, stets schweigend und nachsichtig Ihrem Treiben zusah, der unserer Schande sein eigenes Glück verdankt, hat selbst Herr von Walling keine Hilfe für Sie?"

„Wohl," entgegnete Gustav, „bereits seit einem Jahre beziehe ich Summen von ihm. Wechsel von bedeutendem Betrag sind, von mir ausgestellt, in seinen Händen. Melanie, ich verpfändete mein Ehrenwort, binnen acht Tagen einen dieser Wechsel einzulösen. Melanie, Du wirst nicht zugeben, daß Deinen Bruder Spott, Schande und Elend trifft!"

Das Auge des jungen Mädchens blitzte heller auf. „Vor Elend und Schmach soll ich Dich bewahren," rief sie bitter, „Dich, den Mann, durch dessen Hand Millionen glitten? Hier trete ich vor Dich hin und frage Dich: weißt Du, in welcher Noth, in welchem Elend der junge Mann schmachtet, von dessen Geld Du schwelgtest? Warum kommst Du zu mir? Meinst Du, durch mich Dir einen Weg zur Rettung bahnen zu können? Nein, denn Melanie von Croissy-Werthen ist arm."

„Arm?" wiederholte Gustav, bitter lächelnd; „bist Du nicht die Erbin der Hälfte unseres Vermögens nach dem letzten Willen des verstorbenen Grafen Robert?"

„Nicht die Erbin, nur die Verwalterin," erwiederte Melanie, „bis zu dem Tage, wo Edmund heimkehrt, sein väterlich Erbe zu empfangen."

Gustav fuhr empor. „Bist Du wahnsinnig?" rief er. „Willst Du längst Vergangenes und Begrabenes an das Licht ziehen? Willst Du eine Wunde aufreißen, die längst vernarbt ist?"

„Wer sagt Ihnen, daß diese Wunde vernarbt ist?" frug die Comtesse. „Jene Erinnerung zählt nicht zu den Todten, und kehrt Edmund wieder, so mögen Sie um seine Verzeihung bitten, sein Vermögen vergeudet und verschwelgt zu haben."

„Thörin, wie willst Du jene Verleumdung beweisen? Worte vermögen nichts und jene geheimnißvolle Schrift ist längst zu Asche geworden!"

Melanie lächelte bedeutungsvoll. „Es ist das erste Mal seit fünf Jahren, daß wir einander gegenüber stehen, unbelauscht von fremden Ohren. Aber nicht wie einst stehe ich, das schwache Mädchen, hilflos dem durch Habgier entflammten Manne gegenüber, jeden Augenblick kann Adolph von Walling eintreten, mich zum heutigen Concert abzuholen, und hier ergreife ich die Schnur, deren leisester Zug die Dienerschaft zusammenläutet. Hören Sie jetzt meine Worte, Graf von Werthen: „Jenes Dokument ist nicht vernichtet, wie Sie wähnen, diese Chatouille," und sie wies auf ein Schränkchen mit silbernen Schlössern, „zu dem nur ein einziger Schlüssel paßt, enthält mein Vermögen und das Schulddokument meines Vaters."

Gustav fuhr von seinem Sitze empor, das Wort schien ihm im Munde zu stocken.

„Und noch Eins merken Sie sich, Herr Graf," fuhr Melanie fort. „Wie vor den Ausbrüchen der Wuth, weiß ich mich auch vor dem Diebstahl zu wahren: Niemand als ich selber vermag das Schloß jener Chatouille zu öffnen. Und jetzt gehen Sie, mein Herr, Sie sehen, daß ich Ihnen nicht zu helfen, nicht einmal eine Aussicht auf eine Erbschaft zu eröffnen vermag. Und doch sollen Sie nicht ohne jede Hoffnung scheiden. Sie sehen, daß bis jetzt weder Bitten noch Drohungen im Stande waren, meine Treue für Edmund zu erschüttern; wenn Sie aber nur unter der Bedingung bei Walling Hilfe finden, daß ich den Namen seines Sohnes trage, so theilen Sie ihm mit, daß ich in drei Jahren zu diesem Schritte bereit bin, im Fall er sich nicht weigert, die Aermste des Adels der Residenz seine Schwiegertochter zu nennen."

Gustav erhob sich. Er warf einen düstern Blick nach der Chatouille, die jenen Talisman umschloß, mit dessen Hilfe er auf's Neue Genuß und Sinnentaumel hervorzaubern konnte.

„So verweigerst Du mir jede augenblickliche materielle Hilfe?" frug er düster.

„Jede," erwiederte Melanie. „Ein Almosen von seiner Schwester zu empfangen, muthe ich dem Grafen Gustav von Werthen nicht zu, und zu größerer Hilfe ist meine Kasse zu schwach."

„Hüte Dich, Melanie," fuhr der junge Mann auf, „laß Dich warnen, ehe es zu spät, treibe mich nicht zum Aeußersten! — O, wie ich diesen Edmund hasse," fuhr er leidenschaftlich fort, „wie ich sein Leben zwischen diesen Fingern halten möchte, um es zu zerbrechen wie ein dürres Reis. Melanie, wahre Dich, von jenem Tage an, da Edmund heimkehrt, hängt das Schwert des Todes über seinem Haupte!"

Ein leises Klopfen schnitt die Antwort Melanie's ab und im nächsten Augenblick erschien Adolph von Walling auf's Neue im Zimmer der Comtesse.

„Ah, Gustav," rief er dem jungen Offizier entgegen, „wollen Sie mit uns ins Concert? Ich habe für etwaige Fälle noch ein drittes Billet reservirt."

„Ich danke," erwiederte Gustav mürrisch, „ich habe mit Ihrem Vater zu reden."

„Sie treffen ihn ebenfalls im Concert. Die ganze Residenz ist ja auf den neuen italienischen Virtuosen gespannt, von dem die Blätter Wunderdinge verkünden. Also frisch, Gustav, Sie scheinen

mir trübe gestimmt, die Musik wird Sie aufheitern!"

„Sei es denn," entgegnete der junge Mann. „Ich begleite Sie, wenn meine Schwester nichts dawider hat."

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung Döllinger's.

(Fortsetzung.)

Die neue vatikanische Doktrin legt dem Papste die ganze Fülle der Gewalt (totam plenitudinem potestatis) über die ganze Kirche wie über jeden einzelnen Laien, Priester, Bischof bei — eine Gewalt, welche zugleich die wahrhaft bischöfliche und wiederum die spezifisch päpstliche sein soll, welche alles, was nur immer Glaube, Sitte, Lebenspflichten, Disziplin berührt, in sich begreifen soll, welche Jeden, den Monarchen wie den Taglöhner, unmittelbar ergreifen, strafen, ihm gebieten und verbieten kann. Sorgfältig sind die Worte so gestellt, daß für die Bischöfe schlechterdings keine andere Stellung und Autorität als die, welche päpstlichen Kommissären oder Bevollmächtigten zukommt, übrig bleibt. Damit ist denn, wie jeder Kenner der Geschichte und der Väter zugeben wird, der altkirchliche Episkopat in seinem innersten Wesen aufgelöst und ein apostolisches Institut, dem nach dem Urtheile der Kirchenväter die höchste Bedeutung und Autorität in der Kirche zukommt, zu einem wesenlosen Schatten verflüchtigt. Denn zwei Bischöfe in demselben Sprengel, einen, der zugleich Papst ist, und einen, der blos Bischof ist, wird doch Niemand für denkbar halten, und ein päpstlicher Vikar oder Diözesankommissär ist eben kein Bischof, kein Nachfolger der Apostel; er kann durch die ihm von Rom verliehenen Gewalten sehr mächtig sein, so lange sein Auftraggeber ihn eben walten läßt, gleichwie auch ein von dem Papst mit einer Privilegienfülle ausgestatteter Jesuit oder Mendikantenmönch große Macht besitzt, und ich weiß wohl, daß in Rom den Bischöfen diese Aussicht auf Vergrößerung ihrer Macht eröffnet worden ist, daß man ihnen oft gesagt hat: je unwiderstehlicher der Papst ist, desto stärker werdet ihr sein, denn von seiner Machtfülle werden reiche Strahlen sich auf euch herabsenken. Die Bischöfe der Minorität haben das Täuschende dieser Verheißungen wohl durchschaut, sie haben, wie die offizielle „Analytische Synopsis" zeigt, wohl erkannt, daß sie, wenn der Universal-Episkopat des Papstes aufgerichtet sein werde, wohl noch kirchliche Würdenträger, aber keineswegs mehr wahre Bischöfe sein würden. Sie selber, hochwürdigster Herr! haben an der Deputation theilgenommen, welche am 15. Juli dem Papste die dringendsten Gegenvorstellungen machte — Vorstellungen, denen Hr. v. Ketteler noch durch einen Fußfall Nachdruck zu geben versuchte. Bekanntlich sind diese Vorstellungen vergeblich geblieben. Der ganze Trost, der den um den Verlust ihrer altkirchlichen Würde trauernden Prälaten gespendet wurde, beschränkte sich darauf, daß im Dekrete gesagt wurde: die bischöfliche Gewalt sei eine „ordentliche" (nämlich eine potestas ordinaria subdelegata, wie die römischen Kanonisten sich auszudrücken pflegen) und der Papst rechne es zu seiner Aufgabe, sie zu unterstützen, was mit einem verstümmelten Ausspruche Gregors des Großen belegt wurde — einer Stelle, die, wenn man sie nebst andern vollständig angeführt hätte, freilich der Welt gezeigt haben würde, daß dieser Papst des siebten Jahrhunderts ein solches Universal-Episkopat, wie man es jetzt aufgerichtet hat, mit dem tiefsten Abscheu als eine blasphemische Usurpation von sich wegwies.

Ueberhaupt hat es an Bitten, Vorstellungen, Warnungen vor dem Konzil, und noch während desselben, nicht gefehlt. Sie selbst, hochwürdigster Herr! haben sich daran durch Unterschrift betheiligt. Die Bischöfe der Minorität haben in einer am 12. Januar an den Papst gerichteten, auch von Ihnen unterzeichneten Ansprache erklärt daß „die Aussprüche und Handlungen der Kirchenväter, die echten Urkunden der Geschichte und der katholische Lehrbegriff selbst ernste Schwierigkeiten darböten, welche der Proklamirung der Unfehlbarkeitslehre sich widersetzten;" sie sind damals vor einer Erörterung dieser Schwierigkeiten, wie sie sagen, erschrocken und haben den Papst gebeten, ihnen die Nothwendigkeit einer solchen Berathung nicht aufzuerlegen, das heißt: auf das Dogma seiner Unfehlbarkeit zu verzichten. Als aber der Papst darauf bestand, daß das Konzil sich damit befasse, haben die deutschen Bischöfe am 11. März eingehende Konferenzen über die Unfehlbarkeitsfrage, welche durch gewählte Deputationen beider Theile geführt würden, begehrt. Sie wurden nicht gestattet, es blieb bei den Reden in der allerdings jede geordnete Diskussion unmöglich machenden Aula. Wie unentbehrlich und dringendst geboten prüfende Konferenzen gewesen seien, dafür will ich hier nur ein Beispiel anführen. Eine beträchtliche

Anzahl italienischer Bischöfe verlangte in einer nun gedruckten Eingabe, daß die päpstliche Unfehlbarkeit zum Glaubenssatz erhoben werde, weil zwei Männer, welche beide Italiener und der Stolz der Nation seien, Thomas v. Aquin und Alfons v. Liguori, diese zwei hellstrahlenden Lichter der Kirche, so gelehrt hätten. *) Nun war bekannt und von mir sowohl als von Gratry bereits erinnert worden, daß Thomas durch eine lange Reihe erdichteter Zeugnisse betrogen worden sei, wie er sich denn in der That für seine Lehre durchweg nur auf solche Fälschungen und nie auf echte Stellen der Väter oder Konzilien beruft. Und was Liguori betrifft, so reicht ein Blick in seine Schrift hin, um einem kundigen Theologen zu zeigen, daß er es noch schlimmer als Thomas mit gefälschten Stellen getrieben habe. Meine Hinweisung auf den Betrug, welchem Thomas unterlegen war, hatte in Rom großes Aufsehen erregt; der Verfasser einer in Rom damals verfaßten und gegen mich gerichteten Schrift **) sagt: rings um ihn herum habe sich ein Geschrei darüber erhoben. Es wäre also unumgänglich nothwendig gewesen, die Sache doch zu prüfen. Freilich würde diese Prüfung, wenn sie umfassend und gründlich angestellt worden wäre, sehr weit geführt, sie würde das Ergebniß geliefert haben, daß die Theorie der päpstlichen Unfehlbarkeit nur durch eine lange Kette berechneter Erdichtungen und Fälschungen in die Kirche eingeführt und dann durch Gewalt, durch Unterdrückung der alten Lehre und durch die mannigfaltigen, dem Herrscher zu Gebote stehenden Mittel und Künste ausgebreitet und behauptet worden sei. So waren denn alle Bemühungen, Vorstellungen und Bitten vergeblich; nichts wurde bewilligt und doch hatte man das Vorbild des sonst so oft angeführten Konzils von Florenz vor Augen, wo die Behauptung der Griechen, daß man ihnen gefälschte Texte der Väter vorlege, zu monatelangen, mit größter Sorgfalt angestellten Untersuchungen und Diskussionen geführt hatte. Es ist Ew. Excellenz gewiß bekannt, daß man von jeher von einem wahren ökumenischen Konzil, wenn es dogmatische Beschlüsse erlassen sollte, die genaueste und reifste Prüfung der Tradition als Bedingung des Geltens gefordert hat. Wie kontrastirt auch das Verfahren zu Trient in diesem Punkte mit dem, was 1870 in Rom geschah! Freilich hätte die Schrift des Erzbischofs Cardoni, welche in der Vorbereitungskommission schon angenommen war und nun auch den versammelten Bischöfen als Beweisführung gelten sollte, nicht eine Stunde lang die Prüfung ausgehalten. (Forts. folgt.)

*) So die Sammlung offizieller Aktenstücke zum ökumenischen Konzil, II. 153.

**) De Romani Pontificis suprema potestate docendi. Disputatio theologica, Napoli 1870. p. 50. Et tota clamorum, quos circum-circa audimus, causa.

Mannigfaltiges.

Die „Karlsr. Ztg." erzählt folgendes Geschichtchen aus diesem Kriege: Sergeant Bohn vom 4. Regiment, Sohn des Gemeinderechners in Rust, ist seit einigen Wochen der Gegenstand bewundernder Neugierde. In der Gegend von Vesoul mußten die Truppen, denen er angehörte, einen Augenblick vor der Uebermacht der Franzosen weichen und zogen sich kämpfend zurück. Da sieht er seinen Bruder nebst drei Kameraden fallen; er ruft: „Ein braver Deutscher stirbt für's Vaterland!" und stürzt sich auf die Franzosen. Seine Kampfgenossen lassen den beliebten Sergeanten nicht im Stiche, und so stellen sie das Treffen und drängen dann den Feind zurück in ein Dorf. Auch aus diesem treiben sie ihn, Haus um Haus stürmend. Beim letzten Hause erhielt Bohn einen Schuß durch die Wade und fiel. Sein Bruder ist todt auf dem Kampfplatze gefunden worden. Bohn kam nun nach Vesoul zu einer reichen Gerberfamilie ins Quartier und fand die freundlichste Pflege. Inzwischen erhielt er das eiserne Kreuz und ist bis jetzt der einzige Soldat im Amtsbezirke, der sich dieser Auszeichnung rühmen kann. Seit einiger Zeit befand sich derselbe in Rust in Urlaub. Letzten Donnerstag nun stiegen zwei vornehme Damen, Mutter und Tochter, in dem Orte Rust ab, und am nächsten Morgen fuhren zwei glückliche Brautleute über Basel nach Vesoul.

Räthsel.

Willst du Trügliches bezeichnen,
Sag'st du, daß ich's bin,
Will man dir dein Recht ableugnen,
Zeigst du auf mich hin,
Bei dem früh'sten Tagverkünden
Schlüpf' ich aus dem Nest,
Bin der letzte Trost des Blinden,
Den sein Stern ihm läßt.

Auflösung des Räthsels in № 45: Absatz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 47. Freitag, 21. April 1871.

Willkommen!

Aus Feindesland und Todsgefahr
Nach all dem blut'gen Schlachtengrauen
Willkommen, tapf're Heldenschaar,
In uns'rer Heimath holden Gauen!

Wie nach des heißen Tages Last
Der Schnitter froh sich heimwärts wendet,
Kehrt ihr zurück zu Ruh' und Rast,
Wo Friede wohnt und Liebe spendet.

Und seht ihr Matten, Wald und Flur
Im Ostergrün des Lenzes prangen,
Ist's nicht, als schmückten sie sich nur,
Euch festesfreudig zu empfangen?

Wie Lerchen ob der jungen Saat
Verkündet ihr mit Jubelschalle:
Getrost! Wenn erst der Sommer naht,
So folgen uns die Brüder alle.

Auch sie, die trauernd ferne steh'n,
Begrüßen euch in dieser Stunde;
Gibt's auch für sie kein Wiederseh'n,
Bringt ihr doch letzte Liebeskunde.

Drum bei der Sonne gold'nem Glanz,
Bei Frühlingsluft und Frühlingsthauen,
Um's Haupt den duft'gen Siegerkranz —
Willkommen in der Heimath Gauen!

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

Melanie neigte stumm das Haupt und trat in ihre Garderobe, um einen eleganten Mantel von weißer Seide überzuwerfen, der ihre einfache Toilette verbarg, dann nahm sie den Arm Gustavs und im nächsten Augenblicke rollte die Walling'sche Equipage dem eleganten Gebäude zu, welches die prächtigen Concertsäle der Residenz enthielt.

Alles, was nur auf Rang, Schönheit und Reichthum Anspruch machte, hatte sich in den hell erleuchteten, prachtvoll dekorirten Räumen eingefunden. An den Diamanten der Damen, den goldblitzenden Uniformen der anwesenden Offiziere brachen sich die Lichter des Kronleuchters und in den buntesten Farben schillerten die kostbaren Roben.

Kopf an Kopf drängte und Platz an Platz schaarte es sich in gespannter Erwartung, denn ein hoher Ruf ging dem Signor Wertini voraus, der seine Triumphreisen in seinem Vaterlande Italien beendet hatte und nun nach den bedeutendsten Erfolgen in den Metropolen der Musik, Paris und London, in Deutschland neue Lorbeern zu den bereits errungenen zu sammeln kam.

Der Saal war bereits vollständig gefüllt, als die Geschwister mit Adolph anlangten und ihre Plätze aufsuchten, die sich zufällig in den ersten Reihen befanden. Das Erscheinen der Comtesse Melanie, die sich bisher von allem gesellschaftlichen Verkehr fern gehalten, erregte von allen Seiten Aufsehen. Man begrüßte sie auf das Zuvorkommendste und manches bedeutungsvolle Lächeln zeigte sich auf den Mienen der Damen, als sie das freudestrahlende Antlitz Adolphs erblickten, der das junge Mädchen zu ihrem Sitze führte und auf ihren Wink den Platz ihr zur Seite einnahm, während Gustav sich neben Adolph niederließ.

Die Ouverture begann, aber dem vortrefflich ausgeführten Musikstück wurde nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und kaum war der letzte Ton des Orchesters verhallt, als ein erwartungsvolles Rauschen durch den Saal lief, dem eine tiefe Stille folgte.

Der prachtvolle Concertflügel war geöffnet, die Violinen des begleitenden Orchesters begannen zu stimmen. Und nun Schweigen — die seidenen

Portièren von rothem Damast wurden empor-gehoben und zwischen ihnen erschien die hohe Gestalt des Künstlers auf dem Podium des Orchesters.

Langsam schritt er vor, dann trat er dicht an den Rand und verneigte sich leicht vor dem glänzenden Auditorium, das ihn mit schallendem Applause empfing.

Aber das Rauschen des Beifalls übertönte einen schwachen Laut der Ueberraschung, der sich der Brust der Comtesse Melanie entwand. Ihr war jener Mann nicht unbekannt. Ja, er war es, es war Edmund, der sich jetzt fast gleichgiltig am Flügel niederließ, es war der Traum ihres Lebens, war der Gespiele ihrer Jugend, aber — großer Gott, wie hatte er sich verändert! Bleich und eingefallen war sein Antlitz, das langes Haar umwallte, und das einst so lebensfrische, begeisterte Auge strahlte jetzt in fast unnatürlichem Glanze, während ein dichter Bart den unteren Theil des Gesichtes beschattete.

Und dennoch war der Eindruck, den dieser Mann auf die zahlreiche Versammlung, namentlich auf die anwesenden Damen ausübte, ein außerordentlicher, und eine Todtenstille entstand, als er nun dem Orchester den Ton angab und das Präludium begann.

Wie schwollen und rauschten die Töne! Ein ganzes Leben, eine ganze Leidensgeschichte lag in dem wunderbaren Spiel dieses Mannes, das bald leise flüsternd, bald wild und rauschend den Saal durchklang und Alles mit athemloser Aufmerksamkeit den seltenen Tönen lauschen ließ.

Und als er nun geendet und bleich und ruhig sich erhob, da bewegte sich keine Hand, da saßen die Reihen, wie von magischem Bann umfangen, noch schweigend, lautlos.

Da tönte vernehmbar der Name „Edmund" aus dem Munde der Comtesse Melanie.

Aller Augen wandten sich nach ihrem Platze, aber in demselben Augenblicke gab Adolph von Walling das Zeichen zum Applaus, der jetzt donnerähnlich den Raum erfüllte.

Als der Virtuos, dem stürmischen Verlangen des Publikums Folge leistend, wieder erschien, stand er plötzlich unbeweglich, wie gefesselt inmitten dieser Ovationen, das Auge flammend auf die Comtesse gerichtet, die sich fast ängstlich an ihren Begleiter klammerte.

„Lassen Sie uns gehen," flüsterte Melanie, „fort, fort, wenn ich nicht sterben soll!"

Ohne Frage, gehorsam wie immer, erhob sich Adolph und führte, von Gustav gefolgt, das junge Mädchen aus dem Saal. Auf dem Korridor ergriff der Graf die Hand seiner Schwester und preßte sie heftig.

„Melanie," sagte er halblaut, „wohl sieht die Liebe scharf, aber auch der Haß hat seine Augen, jener Mann ist Edmund, unser Vetter."

„Ja, es ist Edmund," flüsterte Melanie, „Edmund! Aber wie entsetzlich muß er gelitten haben durch Deine Schuld!"

„Durch meine Schuld?" wiederholte der junge Mann höhnisch. „Durch die Schuld seiner Bestimmung. Wäre er Kaufmann geworden, er brauchte nicht den Beifall der Menge mit dem Aussehen einer Leiche zu bezahlen."

„Kommen Sie, Adolph," drängte das junge Mädchen ihren Begleiter, „ich habe Ernstes, Wichtiges mit Ihnen zu reden."

„Und jener Schein?" fuhr Gustav, nur dem Ohre seiner Schwester verständlich, fort; „willst Du mir schwören, ihn nicht anzuwenden, oder Du weißt, was ich gelobte?"

„Schützen Sie mich vor diesem Entsetzlichen!" rief Melanie fast laut.

„Gehen Sie, Gustav, da Ihre Schwester es befiehlt," wandte sich Walling an den jungen Grafen. „Wenn jener Mann wirklich Edmund, Ihr Vetter ist, so begreife ich vollkommen die Aufregung der Comtesse."

Mit diesen Worten entfernte er sich mit Melanie, während Gustav sich auf einen der im Vorsaal befindlichen Divans warf.

Die Hand eines Mannes, die sich auf seine Schulter legte, weckte ihn aus seinem Brüten. Er blickte fast unwillig empor. Baron von Walling stand vor ihm.

„Soeben komme ich," begann dieser, „und höre, daß dieser Wertini hier seine Triumphe fortsetzt; haben Sie den Virtuosen schon gehört, Graf?"

Gustav neigte das Haupt zum Zeichen der Bejahung, die finsteren Gedanken seines Busens ließen ihm nicht Zeit, zu antworten.

„Und Ihnen ist nichts aufgefallen? Desto besser!" fuhr der Banquier fort. „Werthen — Wertini, sonderbar, wie leicht sich dieser echt deutsche Name italienisiren läßt."

„Nun wohl, Herr von Walling, der Name Wertini ist geborgt," entgegnete der Graf heftig, „und kein Anderer als Edmund ist sein Träger. Hören Sie mich an, Walling. Ich habe mit meiner Schwester gesprochen, sie bewahrt ihr Erbtheil für Edmund und Ihre Schwiegertochter betritt als Bettlerin Ihr Haus."

Walling lachte. „Phantastische Grillen! Man wird sie zwingen können, ihr Erbtheil nicht zu

verschenken, und da sie selber die Ansprüche Edmunds vernichtete —"

„Sie irren," unterbrach ihn Gustav fast höhnisch; „ich ward getäuscht in jener Nacht, die Flammen verzehrten werthloses Papier, befreiten uns von vermoderten Familienschriften, das wichtigste aber existirt noch und ist in den Händen meiner Schwester."

Der Banquier entfärbte sich. „Hölle und Teufel," murmelte er, „und Edmund hier, Melanie zu Allem fähig; das kann für Sie gefährlich werden!"

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung Döllinger's.

(Fortsetzung.)

Mir ist in der ganzen Geschichte der Kirche unter den als allgemein berufenen Konzilien nur eines bekannt, auf welchem die Machthabenden, gleichwie auf dem jüngsten, jede gründliche Erörterung der Tradition verhindert haben, und das ist das zweite von Ephesus vom Jahre 449; dort, auf der sogenannten Räubersynode, geschah es mit Gewalt und tumultuarischer Tyrannei; auf dem vatikanischen war es die der Versammlung auferlegte Geschäftsordnung, die päpstliche Kommission und der Wille der Majorität, welcher es nicht zu einer ordentlichen und eindringenden Prüfung kommen ließ. Sie würde allerdings sehr bedenkliche und mißliebige Dinge zu Tage gefördert haben, aber sie hätte auch die Kirche vor einer Verwirrung, welche auch Ihnen beklagenswerth erscheint, bewahrt. Wenn Sie nun gleichwohl behaupten, daß die vatikanische Versammlung völlig frei gewesen sei, so nehmen Sie wohl das Wort „frei" in einem Sinne, den man sonst in theologischen Kreisen nicht damit verbindet. Theologisch frei ist ein Konzil nur dann, wenn freie Untersuchung und Erörterung aller Bedenken und Schwierigkeiten stattgefunden hat, wenn die Einwürfe zugelassen und nach den Regeln, welche die Ermittelung der Tradition erheischt, geprüft worden sind. Daß hiezu auch nicht der bescheidenste Anfang gemacht worden, daß in der That der immensen Majorität der Bischöfe aus den romanischen Ländern entweder der Wille oder die Einsicht mangelte, um Wahrheit und Lüge, Rechtes und Falsches gehörig von einander zu sondern, das beweisen die Schriften, die in Italien erschienen und in Rom vertheilt wurden, wie z. B. die des Dominikaners und Bischofs von Mondovi, Ghilardi; das beweist ferner die Thatsache, daß Hunderte dieser Bischöfe sich auf die unantastbare Autorität des Alfons Liguori stützen konnten, ohne zu erröthen. Bekanntlich haben die Jesuiten, als sie den Plan faßten, den päpstlichen Absolutismus in Kirche und Staat, in Lehre und Verwaltung zum Glaubenssatz erheben zu lassen, das sogenannte sacrificio dell' intelletto erfunden und ihre Anhänger und Jünger versichert, viele, und darunter sogar Bischöfe, auch wirklich überredet: die schönste Gott dargebrachte Huldigung und der edelste christliche Heroismus bestehe darin, daß der Mensch, dem eigenen Geisteslichte der selbsterworbenen Erkenntniß und gewonnenen Einsicht entsagend, sich mit blindem Glauben dem untrüglichen päpstlichen Magisterium, als der einzigen sichern Quelle religiöser Erkenntniß, in die Arme werfe. Es ist diesem Orden allerdings in weitem Umfange gelungen, die Geistesträgheit in den Augen Unzähliger zur Würde eines religiös verdienstlichen Opfers zu erheben und mitunter selbst Männer, welche vermöge ihrer sonstigen Bildung zur Anstellung der geschichtlichen Prüfung wohl befähigt wären, zum Verzicht auf dieselbe zu bewegen. Aber die deutschen Bischöfe sind doch, soweit sich hier nach ihren Hirtenbriefen urtheilen läßt, noch nicht bis zu dieser Stufe der Verblendung herabgestiegen. Sie lassen auch der menschlichen Wissenschaft, der menschlichen Prüfung und Forschung noch ihr Recht und ihre Wirkungssphäre. Sie berufen sich selber auf die Geschichte, wie eben auch der unter Ihrem Namen erschienene Hirtenbrief gethan.

In dem mir eben zugekommenen Pastoralschreiben des Herrn Bischofs Lothar v. Kübel in Freiburg heißt es S. 9: „Bekommt der Papst neue Offenbarungen? Kann er neue Glaubensartikel machen? Gewiß nicht. Er kann nur erklären, daß eine Lehre in der heiligen Schrift und Ueberlieferung enthalten, also von Gott geoffenbart sei, und deßhalb von allen geglaubt werden müsse." Ich zweifle nicht, daß Ew. Excellenz und die übrigen deutschen Bischöfe mit diesen Worten einverstanden sind. Dann aber handelt es sich in der gegenwärtigen verworrenen Lage der Kirche um eine rein geschichtliche Frage, welche denn auch einzig mit den hiefür zu Gebote stehenden Mitteln und nach den Regeln, welche für jede historische Forschung, jede Ermittelung vergangener, also der Geschichte angehöriger Thatsachen gelten, behandelt und entschieden werden muß. Es gibt hier keine besondern geheimen Quellen, aus denen die Päpste allein zu

schöpfen das Recht oder die Macht hätten. Papst und Bischöfe müssen sich hier nothwendig, so zu sagen, unter die Herrschaft des gemeinen Rechts stellen, das heißt: sie müssen, wenn ihre Beschlüsse Bestand haben sollen, jenes Verfahren anwenden, jenes Zeugenverhör mit der erforderlichen Sichtung und kritischen Prüfung vornehmen, welches nach dem allgemeinen Konsensus aller in geschichtlichen Dingen urtheilsfähigen Menschen aller Zeiten und Völker allein Wahrheit und Gewißheit zu liefern im Stande ist. Zwei Fragen mußten also und müssen noch jetzt nach diesem Verfahren beantwortet werden. Erstens: Ist es wahr, daß die drei Aussprüche Christi über Petrus von Anfang an in der ganzen Kirche und durch alle Jahrhunderte hindurch in dem Sinne, welcher ihnen jetzt unterlegt wird, nämlich von einer allen Päpsten damit verliehenen Unfehlbarkeit und schrankenlosen Universalherrschaft, verstanden worden sind? Zweitens: Ist es wahr, daß die kirchliche Ueberlieferung aller Zeiten in den Schriften der Väter und den Thatsachen der Geschichte die allgemeine Anerkennung dieses päpstlichen Doppelrechtes aufweist? Wenn diese Fragen mit Nein beantwortet werden müssen, so darf nicht etwa, wie Herr v. Kübel und andere thun, an den Beistand des heil. Geistes, der dem Papste zugesichert sei, und an den ihm deßhalb gebührenden Glaubensgehorsam appellirt werden; denn ob er wirklich dieses Beistandes sich erfreue, das soll eben erst geschichtlich nachgewiesen werden. Wo ist dies bis jetzt geschehen? Nicht auf dem Konzil, denn dort hat man, wie Carboni's Hauptschrift beweist, selbst Fälschungen nicht gescheut und eine völlig unwahre Darstellung der Tradition mit Verschweigung der schlagendsten Thatsachen und Gegenzeugnisse gegeben, und dies ist es eben, was zu beweisen ich mich erbiete. Und hier bitte ich Ew. Excellenz erwägen zu wollen, daß die Lehre, zu der wir uns jetzt bekennen sollen, nach der Natur der Sache, nach der eigenen Erklärung des Papstes, nach dem Geständnisse aller Infallibilisten einen oder vielmehr den Fundamental-Artikel des Glaubens bildet; daß es sich direkt um die regula fidei, um die Norm handelt, welche über das, was zu glauben oder nicht zu glauben sei, entscheiden muß. Künftig würde jeder katholische Christ auf die Frage, warum er dies oder jenes glaube, nur antworten können und dürfen: „Ich glaube es oder verwerfe es, weil der unfehlbare Papst es zu glauben oder zu verwerfen geboten hat.“ Dieses oberste Glaubensprinzip darf, wie es nothwendig sonnenklar in der heil. Schrift verzeichnet sein müßte, niemals in der Kirche verdunkelt gewesen sein; es muß in jeder Zeit, bei jedem Volke wie ein hellleuchtendes Gestirn die ganze Kirche beherrscht haben, muß an die Spitze alles Unterrichtes gestellt worden sein; und wir harren Alle noch des Aufschlusses: wie es denn zu erklären sei, daß erst nach 1830 Jahren die Kirche auf den Gedanken gekommen sei, eine Lehre, welche der Papst in dem an Ew. Excellenz gerichteten Schreiben vom 28. Oktober ipsum fundamentale principium catholicae fidei ac doctrinae nennt, zum Glaubensartikel zu machen. Wie ist es denn nur möglich gewesen, daß die Päpste jahrhundertelang ganzen Ländern, ganzen theologischen Schulen die Leugnung dieses fundamentalen Glaubenssatzes nachgesehen haben? Und war denn da eine Einheit der Kirche, wo man im Fundament des Glaubens selbst geschieden war? Und — darf ich es noch beifügen? — wie ist es denn gekommen, daß Ew. Excellenz selber so lange und so beharrlich gegen die Verkündigung dieses Dogma's sich gesträubt haben? — Weil es nicht opportun sei, sagen Sie. Aber kann es denn jemals „inopportun“ sein, den Gläubigen den Schlüssel zum ganzen Glaubensgebäude zu geben, den Fundamentalartikel, von welchem alle anderen abhängen, zu verkünden? Da stehen wir ja Alle schwindelnd vor einem Abgrunde, der sich am 18. Juli vor uns aufgethan hat.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein dramatischer Dichter.) Ein auf das Talent seines Schwiegersohnes als dramatischer Dichter, der, wie viele unserer modernen Possenfabrikanten, seine Machwerke aus älteren Stücken zusammensetzte, stolzer Kaufmann fragte bei der Aufführung eines Stückes einen neben ihm sitzenden Professor: „Nun, Herr Professor, wie gefallen Ihnen die Dramen meines Schwiegersohnes?“ — „Ausgezeichnet, vorzüglich!“ erwiederte dieser. „Die Spitzbuben sind prächtig gezeichnet, sogar Alles, was sie sprechen, ist gestohlen.“

Auflösung des Räthsels in № 46:

S ch e i n.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Montag, 24. April 1871.

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

„Hören Sie weiter," fuhr der Graf fort. „Ich will Ihnen mittheilen, wie die Dinge kommen werden. Meine Schwester wird Edmund jenes Dokument einhändigen, unbekümmert um die Ehre unseres Hauses. Ich besitze nichts, ich lasse hier weder Ehre noch Geld. Mich rettet nur die Flucht vor einer gerichtlichen, wenn auch geheimen Untersuchung. Sie aber, Herr von Walling, Sie werden Ihre Vergangenheit auf's Neue zur Offenbarung gebracht sehen und wehe dem, an dessen Ruf die große Menge zu zweifeln beginnt. Mehr als jemals müssen wir daher zusammenhalten, wenn Sie wollen, daß jenes Dokument verschwinden soll. Ich will Ihnen meinen Arm verkaufen. Quittiren Sie meine Schuld, versprechen Sie mir eine anständige Summe und morgen Vormittag befindet sich das Dokument in Ihren Händen."

Der Banquier dachte eine Weile nach. „Es sei," sagte er dann entschlossen, „machen Sie dieser fatalen Angelegenheit ein Ende. Ist der Schein einmal verschwunden, dann soll es uns ein Leichtes sein, Ihre Schwester von Extravaganzen hinsichtlich ihres Vermögens abzuhalten. Also auf Wiedersehen in meinem Comptoir!"

Mit diesen Worten wandte er sich um und trat in den Concertsaal, wo eben der berühmte Künstler seine letzte vorzutragende Pièce begann.

Der Beifall des Publikums schien unerschöpflich, sobald er geendet. Aber kein Zug seines bleichen Gesichtes verrieth eine tiefere Erregung, keine noch so leichte Röthe färbte die Wangen. Er verneigte sich tief und trat dann in das dicht am Orchester befindliche Versammlungszimmer der mitwirkenden Musiker.

Die Kunstnotabilitäten der Stadt und zahlreiche Musikfreunde, durch Rang und Reichthum ausgezeichnet, empfingen den Meister, der erschöpft auf einen Sessel niedersank und gleichgiltig die Fluth der Komplimente über sich ergehen ließ. Plötzlich erhob er sich und richtete den Blick auf einen jungen Mann, der bescheiden in einem Winkel stand, das Auge auf ihn geheftet. Langsam schritt er auf ihn zu und vor ihm stehen bleibend, legte er die Hand auf seine Schulter und sprach mit leisem, tonlosem Klange den Namen „Melanie" aus.

Aber jener Ton, es war nicht der Jubelklang der Liebe, die selige Gewißheit des Wiedersehens, es war die Erinnerung, die man einer geliebten längst Verstorbenen zollt.

Adolph zuckte zusammen beim Klange dieser leidenschaftlosen Stimme. „Melanie lebt, Edmund, und erwartet Sie," erwiederte er ebenso leise. „Sie ist es, die mich zu Ihnen sendet."

„Ich begebe mich in mein Hotel, dort erwarte ich Sie," unterbrach ihn der Künstler; „aber hüten Sie sich, mich jemals unter anderm Namen gekannt zu haben, als der ist, den ich jetzt führe."

Adolph verschwand, mit raschen Schritten verließ er das Concertgebäude und eilte dem nur wenige Straßen entfernten ersten Hotel der Residenz zu, wo der Künstler die besten Zimmer in Beschlag genommen hatte. Aber er bemerkte nicht, daß ein in einen Mantel gehüllter Mann ihn seit seiner Wiederkehr in das Concertgebäude nicht aus den Augen gelassen und, nachdem er sein Gespräch mit dem Virtuosen beobachtet hatte, ihm bis an das Hotel desselben folgte und dort auf und nieder schritt. Adolphs Gedanken nahm vollkommen der Auftrag ein, den er im Namen Melanie's an Edmund auszurichten hatte.

Nicht lange währte es, bis dieser selbst erschien. Er schloß die Thüre hinter sich und ließ

sich an Adolphs Seite nieder. „Erzählen Sie mir von Melanie," bat er. „Hörte ich recht, fünf lange Jahre vermochten nicht, ihre Treue zu erschüttern!"

Ein schmerzlicher Seufzer entglitt seiner Brust bei diesen Worten und fast ängstlich blickte er den neben ihm Sitzenden an.

„Melanie erwartet Sie noch diesen Abend," erwiederte der junge Mann, „um Dringendes, Unaufschiebbares mit Ihnen zu besprechen. Hier ist der Schlüssel zur Gartenpforte, der Weg zum Pavillon wird Ihnen noch von früher bekannt sein." Er sprach diese Worte mit herbem Tone und seine Hand zitterte, als er dem Künstler den Schlüssel überreichte.

Edmund zögerte, ihn zu nehmen, er blickte den jungen Mann forschend an, dann fragte er leise: „Adolph, lieben Sie Melanie, meine Cousine?"

„Ja," rief Adolph leidenschaftlich, „ja, ich liebe Melanie mit warmer, unvergänglicher Liebe. Alle Schätze der Erde gäbe ich hin, wenn ich sie die Meine nennen dürfte!"

Das Auge des Künstlers füllte sich mit Thränen, er legte seine dürre, blendend weiße Hand auf das Haupt des jungen Mannes.

„Bewahren Sie sich dieses Feuer der Jugend, wohl Ihnen, daß Sie lieben können!"

„Großer Gott!" stammelte Adolph, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend. „Sie lieben Melanie nicht mehr? O entsetzlich!"

„Wen beklagen Sie von uns Beiden?" frug Edmund sehr ernst, „mich oder meine Cousine?"

„Melanie!" rief Adolph, „es wird ihr Tod sein."

„Ich nehme diesen Schlüssel an," sagte Edmund. „Ich werde den Schwur brechen, den ich einst an heiliger Stätte gelobte. Ich will Melanie wiedersehen, aber unter einer Bedingung."

„Reden Sie!"

„Daß Sie mich begleiten!"

Adolph blickte den Sprechenden mit dem Ausdruck der Ueberraschung an und dieser fuhr fort:

„Ich darf keine Leidenschaft mehr empfinden außer einer einzigen und dennoch, dennoch könnte ich in Melanie's Nähe, allein mit ihr, längst verklungene Harmonieen in meiner Seele wecken, und zerrissene Saiten und gebrochene Herzen klingen schlecht. Bleiben Sie uns nahe — da Melanie Ihnen vertraut, weihe auch ich Sie gern zu unserem Freunde."

Er drückte die Hand des jungen Mannes und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und nieder. Eine große Thräne floß aus dem tief liegenden Auge auf die bleiche, eingefallene Wange herab.

Adolph drückte ihm die Hand voll tiefen Mitgefühls. „Auch Sie müssen viel gelitten haben, Edmund," sagte er.

„Gelitten? Nein, meine Tage waren ein ewiger Rausch seliger Harmonieen," erwiederte der Künstler träumerisch. „Nur in jener Zeit, da ich mein Herz besiegen lernte — aber hören Sie," unterbrach er sich aufspringend, „die Stunde schlägt, Melanie erwartet uns."

„Und ist es wirklich Ihr Wille, daß ich Sie begleiten soll?" fragte der junge Walling.

„Mein Wille," entgegnete Edmund fest. „Kommen Sie!"

Einen Mantel umwerfend, verließ er, von dem Sohne des Banquiers begleitet, das Hotel. Noch immer einer Schildwache gleich schritt der Mann, der Adolph bis an die Wohnung des Künstlers gefolgt war, vor derselben auf und nieder. Ein Strahl der Freude glitt über sein Antlitz, als er beide Männer das Haus verlassen und die Richtung nach dem Hotel des verstorbenen Grafen von Werthen einschlagen sah.

Auch bis hierher begleitete er sie unbemerkt, er sah die Gartenpforte öffnen und einen matten Lichtschein aus dem Pavillon herüber blitzen.

„Es gelingt!" murmelte er vor sich hin, „sie gibt ihm ein Rendezvous im Pavillon. Selbst wenn sie die Alte dorthin mit sich genommen, das Geld ruht sicher an seinem Platz und harret mein, und vielleicht gelingt es mir, Beides zu erlangen."

Mit diesen Worten öffnete er mittels eines Schlüssels die Hauptthüre des Gebäudes und leise und vorsichtig schlich er sich in den Garten. Er blickte zum Pavillon hinüber. Das Licht darin schien erloschen oder durch Vorhänge gedämpft, und jene beiden Männer waren längst verschwunden. Aus einem Gebüsch in der Nähe holte er eine Leiter, die bis an das erste Stockwerk reichte, und leise und geräuschlos erklomm er dieselbe, ein mattes Klirren, ein brechendes Glas und im nächsten Augenblicke war er im Innern eines der Zimmer verschwunden. Es war das Sterbezimmer des Grafen, die jetzige Wohnung der Comtesse Melanie.

* * *

Im Innern des Pavillons harrte indeß das junge Mädchen des Erwarteten. Unruhig, die Hand auf die pochende Brust gepreßt, schritt sie auf und nieder.

Da erschollen Tritte, sie fuhr empor, aber mit einem Ruf des Erstaunens blickte sie auf die Schwelle des Zimmers, wo hinter der hagern Gestalt Edmunds das weiche, gutmüthige Antlitz des jungen Walling erschien.

Langsam schritt der Künstler auf Melanie zu, sein Angesicht wies zwei brennend rothe Flecke auf den hageren Wangen, als er einen Kuß auf ihre Stirne drückte, und für einen Augenblick nahm der starre Glanz seines Auges einen Ausdruck der Leidenschaft an. Melanie aber schauderte vor der Kälte seiner Lippen.

Eine lange Pause entstand, ein Jeder suchte im Anschauen des Andern die Erinnerungen an vergangene Tage aufzufrischen. Adolph war es, der das Wort ergriff: „Verzeihen Sie mir, Melanie!“ sagte er, „wenn ich Edmund begleitete, allein es geschah auf seinen ausdrücklichen Wunsch.“

Er hielt inne, denn er sah, wie tief seine Worte das Herz des Mädchens erschütterten. „Edmund!“ drang es wie ein klagender Vorwurf aus ihrer Brust. „Edmund, fünf Jahre sind es, seit wir uns nicht gesehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung Döllinger's.

(Schluß.)

Wer die ungeheure Tragweite der jüngsten Beschlüsse ermessen will, dem ist dringend zu empfehlen, daß er immer das dritte Kapitel des Konzilbekretes mit dem vierten gehörig zusammennehme und sich vergegenwärtige, welch ein System der vollendetsten Universalherrschaft und geistlichen Diktatur uns hier entgegentritt. Es ist die ganze Gewaltfülle über die gesammte Kirche, wie über jeden Einzelmenschen, wie sie die Päpste seit Gregor VII. in Anspruch genommen, wie sie in den zahlreichen Bullen seit der Bulle Unam Sanctam ausgesprochen ist, welche fortan von jedem Katholiken geglaubt und im Leben anerkannt werden soll. Diese Gewalt ist schrankenlos, unberechenbar, sie kann überall eingreifen, wo, wie Innocenz III. sagt, Sünde ist, kann Jeden strafen, duldet keine Appellation und ist souveräne Willkür, denn der Papst trägt nach dem Ausdrucke Bonifacius' des Achten alle Rechte im Schrein seiner Brust. Da er nun unfehlbar geworden ist, so kann er im Momente, mit dem einen Wörtchen „orbi“ (d. h. daß er sich an die ganze Kirche wende), jede Satzung, jede Lehre, jede Forderung zum untrüglichen und unwidersprechlichen Glaubenssatze machen. Ihm gegenüber besteht kein Recht, keine persönliche oder korporative Freiheit, oder, wie die Kanonisten sagen: das Tribunal Gottes und des Papstes ist ein und dasselbe. Dieses System trägt seinen romanischen Ursprung an der Stirne und wird nie in germanischen Ländern durchzudringen vermögen. Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen. Nicht als Christ: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe: denn die gesammte echte Tradition der Kirche steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskenner kann ich sie annehmen, denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Verfassungsbau der älteren Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die eximirte Stellung, welche sie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, an deren Folgen das alte deutsche Reich zu Grunde gegangen ist, falls sie bei dem katholischen Theil der deutschen Nation herrschend würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechthums in das eben erbaute neue Reich verpflanzen würde.*) — Genehmigen 2c.

München, 28. März 1871.

J. v. Döllinger.“

*) So eben lese ich in dem offiziellen Organ der römischen Kurie und der Jesuiten, in der „Civiltà“ vom 18. März 1871, p. 664: „Der Papst ist oberster Richter der bürgerlichen Gesetze. In ihm laufen die beiden Gewalten, die geistliche und die weltliche, wie in ihrer Spitze zusammen, denn er ist der Stellvertreter Christi, welcher nicht nur ewiger Priester, sondern auch König der Könige und Herr der Herrschenden ist.“ — und gleich nachher: „Der Papst ist kraft seiner hohen Würde auf dem Gipfel beider Gewalten.“

Literarisches.

* Elsässische Dichtergrüße. — Wenn eine große Zahl von Elsässern sich jetzt deutschfeindlich zeigt, so dürfen wir zu unserer Beruhigung nicht vergessen, daß trotz Allem die systematische und oft gewaltsame Französirung des Stammes bis in die neueste Zeit nicht ohne erheblichen Widerstand vor sich gegangen ist. Selbst noch in unseren Tagen gab es Personen und Volksschichten in diesem Lande, welche die absichtliche Loslösung von dem innern Zusammenhange mit Deutschland als einen Schmerz und als ein Beginnen empfanden, gegen das man mit sittlicher Kraft sich auflehnen, dem man durch stilles, aber unbeugsames Festhalten an der ererbten Sprache, Sitte und Bildung begegnen müsse. Daß solche lang unterdrückte Stimmen sich jetzt nun hie und da schon aufathmend hervorwagen und an der geistigen Wiedergewinnung des Elsaß sich betheiligen wollen, ist eine der wenigen erfreulichen Erscheinungen, welche die dortige Stimmung dem Vaterlandsfreunde darbietet.

In den Jahren 1830 bis 1850 tauchte in Straßburg ein Kern ächt deutscher Dichter auf, der weit in das Vaterland hinein leuchtete, seit längerer Zeit aber durch den Druck der Verhältnisse allmälig zum Schweigen gebracht wurde. Daß jedoch beachtenswerthe Reste davon sich erhalten haben, zeigen uns die „Vaterlandslieder eines Elsässers", die erst soeben (bei Schauenburg) in Straßburg erschienen sind. (Preis 6 Sgr. = 21 kr.) Nur elf Lieder, aber elf vorzügliche, nach Inhalt und Form vollendete, von anmuthigster Wärme durchhauchte Lieder sind es, in denen hier der Dichter Karl Hackenschmidt seinen Jubel über den Wiederanschluß an die Heimath ausgesprochen hat. Wahrlich, wo noch solche deutsche Verse so innig und selbstgewiß dem Boden entwachsen, da können die Keime einer deutschen Zukunft nicht sämmtlich verkommen und verschüttet sein. Auch zwei ältere Lieder bietet uns der Dichter, die zur Zeit ihrer Entstehung nur in einem engeren Freundeskreise handschriftlich die Runde machten, aber damals wegen der in ihnen enthaltenen kühnen Prophezeiungen nur als eine poetische Schwärmerei belächelt werden konnten. Am Tage von Solferino, wo französische Siegesfahnen den Thurm des Münsters schmückten, sang nämlich schon der junge Elsässer die folgende Strophe:

„Ei so weht nur, wälsche Fahnen!
Aus der Nacht entsteigt der Tag,
Wo empor der deutsche Adler
Sich erhebt mit mächt'gem Schlag.
Wo er schlägt die starken Klauen
In des Domes Felsenkleid
Und verkündet siegesjubelnd
Deutschland's neuste Herrlichkeit!"

Mannigfaltiges.

(Moltke vor dem Kriegsgericht.) Geht der Moltke einmal von Versailles fort, um sich die bayerischen Batterieen zu besehen. Trifft da um ein großes Kesselfeuer mehrere Infanteristen gelagert, welche sich den berühmten Füsilier Kutschke als Gast zu einem Gericht Erbswurst gebeten haben. Hört da der Moltke, wie Kutschke die Geschichte vom Rumkrauchen Napoleons erzählt und die Bayern Schnaderhüpfel singen. Tritt Moltke näher und fragt: „Na, Kinders, wat macht Ihr denn?" Salutirt Kutschke und antwortet: „Wir haben eben ein Kriegsgericht, denn wir kochen Erbswurst." — „Und," ergänzt ein Bayer, „da General Moltke vor der Erbswurst steht, so steht er jetzt vor einem Kriegsgericht." — Lächelt der Moltke: „Was Einer nicht weiß, weiß gewiß der Andere. Ich bitte blos, daß das Urtheil nicht gleich vollstreckt werde." Machen die Soldaten ihre Honneurs: Zu Befehl! und kassirten das Kriegsgericht eigenmündig mit Stumpf und Stiel.

Aus Verden (Hannover) geht der „Köln. Ztg." eine griechische Uebersetzung der „Wacht am Rhein" zu. Der deutsche Päan in der Sprache der Helden von Thermopylä, Marathon und Salamis ist sehr ansprechend; da aber wohl der größte Theil unserer Leser „vom Griechischen dispensirt ist", so setzen wir für die „studirte" Minderheit hier nur den Refrain des Liedes als Probe her:

Ὦ πατρίς, μὴ τι φοβηθῇς,
Φρουρὰ τοῦ Ῥήνου ἀσφαλής.

Lebensphilosophie.

Wenn wir eben solche Anstrengungen machen wollten, um uns von unsern Fehlern zu befreien, wie wir uns Mühe geben, sie vor aller Welt zu verbergen, wir würden sie bald los werden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Mittwoch, 26. April 1871.

Können und Kennen.

Ein mächtig Wort ist wohl das Können,
Es schließt die ganze Thatkraft ein,
Heil ihm, dem die Geschicke gönnen,
Zu nennen jenes mächt'ge — sein,
Dem Fesseln nicht die Thatkraft lähmen,
Der frei erschafft das, was er kann,
Er darf sich seines Seins nicht schämen,
Sein Können stempelt ihn zum Mann!
Doch mächt'ger noch ist wohl das Kennen,
Denn nur die Kenntniß uns'rer Kraft
Lehrt uns den Schein von Wahrheit trennen
Und ist's, die Tüchtiges erschafft.
Die rohe Kraft — vom Wahn geblendet —
Baut für Minuten ihren Bau,
Doch was die Kraft mit Kenntniß spendet,
Währt ewig, wie des Aethers Blau.
Aus beiden, wenn sie sich nicht trennen,
Entspringt das hohe Wort: die Kunst.
Kunst kommt von Können oder Kennen,
Doch fehlt ihr eines — ist sie Dunst.
Darum ist Kunst so schwer zu finden,
Weil oft dem Können — Kennen fehlt,
Und wieder Kennen voll Empfinden
Sich mühevoll am Können quält.
Wo sich jedoch die beiden einen,
Das Können Kennen sich umwand,
Wo sie in Eins verschmolzen scheinen,
Die Kraft sich paaret mit Verstand —
Da muß das Herrlichste gedeihen,
Da blüht die Kunst im höchsten Flor —
Kraft muß dem Kennen — Können leihen,
Doch jenes nur hebt dies empor.

Edmund von Werthen.

(Fortsetzung.)

Beim Klange dieser Stimme durchbebte ein nervöses Zittern die Gestalt Edmunds. Er stürzte zu den Füßen des jungen Mädchens und sein Antlitz in den Falten ihres Kleides bergend, stammelte er mit thränenerstickter Stimme: „Melanie, ich bin sehr unglücklich!"

Das Mädchen legte sanft ihre Hand auf sein Haupt. „Erhebe Dich," sprach sie, „dem Manne geziemt es nicht, zu knieen. Erzähle mir, woher es kommt, daß wir uns nur im Tode angehören dürfen."

„Melanie," rief Edmund, „wer gab auch Dir ein, jeder Hoffnung zu entsagen?"

„Du selbst," erwiederte das junge Mädchen. „Als ich Dich wiedersah, da war mir Alles klar. Und wenn ich Dich noch einmal wiederzusehen verlangte, Edmund, so geschah es, weil ich eine heilige Pflicht gegen Dich zu erfüllen habe, die mir aber schwer, fast unmöglich wird, da der Sohn jenes Mannes zugegen, den ich nicht schonen darf, wo ich selbst das Andenken meines Vaters Deiner Verzeihung empfehlen muß, Edmund."

„Sie reden von meinem Vater," nahm Adolph traurig das Wort. „O glauben Sie mir, längst ahnte ich, daß die Quelle unseres Reichthums nicht die reinste! O Alles, Alles gäbe ich freudig dahin, wenn ich Gewißheit hätte, daß der Raub an einem Andern den Grund zu unserem Vermögen gelegt!"

„Leider ist dem so. Und dieser Andere, Adolph, an dem Ihr Vater und der meine sich vergingen, dieser Andere, der unglücklich ward und elend bei allem Glanze, der sein Haupt umstrahlt, dieser Andere steht vor Ihnen."

„Reden Sie, Melanie, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich Alles wissen!"

Und Melanie begann. Sie schilderte jenen Abend am Sterbebett des Vaters und dessen Tod, sie berichtete das Gespräch Wallings mit ihrem Bruder und endlich den Kampf mit Gustav um jenes verhängnißvolle Dokument, das sie, betäubt von Rauch und Flammen, dennoch seiner Habgier zu entreißen gewußt hatte.

Während Walling bleicher und bleicher bei der Erzählung des Mädchens ward und fast mit Mühe seine Thränen zurückhielt, hatte sich allmälig das Antlitz des Künstlers, der anfangs wie träumend in einen Sessel gesunken war, verwandelt. Eine tiefe Gluth hatte sein Antlitz überzogen und sein Auge blitzte in ungewohnter Energie. Das war das Antlitz des einstigen Knaben Edmund, ehe das Leben mit seinem ehernen Finger sich auf diese Stirne, in diese Wange gegraben hatte.

„Wehe!" rief er mit lauter Stimme, „wehe über jene Menschen, die mich bübisch um mein Lebensglück betrogen! Haß und Verachtung jenem Manne im Grabe, der sich mein Oheim nannte, der den heiligen Namen „Bruder" bübisch entweihte! Aber er ist dahin, vor einem höheren Richter erwartet ihn sein Schicksal, ihn kann nichts treffen als mein Fluch. Aber er, der ihm bei diesem Bubenstück half, er soll meiner Rache nicht entgehen, offenkundig soll seine Schande werden und erfahren soll die Welt, welche Schandthat es war, die den Grund zum Reichthum des Banquiers und Ritters von Walling legte!"

„Halten Sie ein, Edmund!" rief Adolph aufspringend mit flehender Geberde, „o bedenken Sie, jener Mann ist mein Vater!"

Edmund antwortete nichts, nur kurze Zeit dauerte die furchtbare Aufregung, die sich in seinem Antlitz zeigte, dann wurden allmälig seine Züge wieder schlaff und die gewohnte Blässe kehrte auf seine Wangen zurück.

Jetzt nahte sich ihm Melanie und seine Hand ergreifend, redete sie in leisem, innigem Tone: „Edmund, höre auf mich. Aus dem Urquell der Liebe des Allgütigen, aus dem Born seiner reichsten Gaben, die er den armen Sterblichen verleiht, entspringt die hohe, die allwaltende Kunst. Liebend in harmonischen Formen, die kein Mißklang stören darf, schlingt sie ihre leichten Ketten um unser Dasein und innig besänftigt sie das Weh und den Haß unseres Busens. Edmund, die Kunst gab uns die Liebe des Höchsten, willst Du, ihr Priester, ihren heiligen Namen verleugnen? Harmonisch wie Aeolsharfen, wie das Jauchzen der Cherubim klingt der süße Laut „Verzeihung", „Erbarmen", — rauh und mißtönend die „Rache". Edmund, sei ein wahrer Künstler nach dem Herzen Gottes, nimm dies Papier, nimm Dein Vermögen zurück, das man Dir raubte und dessen Hälfte ich treu bewahrte, aber vergib, verzeihe Denen, die sich an Dir vergangen, vielleicht krönte heute nicht der Lorbeer Deine Stirne, wäre es anders gekommen!"

Mechanisch empfing Edmund das Dokument. „Und Du?" fragte er tonlos, „was wird aus Dir, Melanie, wenn ich mein Eigenthum zurücknehme?"

Melanie schwieg, dann aber brach ein Thränenstrom aus ihren Augen und heftig schluchzend sank sie in einen Sessel nieder. Der Künstler machte eine Bewegung, als ob er zu ihr stürzen wolle, aber mit übermenschlicher Anstrengung, die Lippen fest aufeinander gepreßt, bezwang er sich.

Das junge Mädchen faßte sich. „Edmund", sprach sie leise, „o glaube mir, ich fühle es: entsagen muß dem Leben, wer sich der Kunst geweiht; unsere Pfade müssen sich trennen, rechts sei der Deine, der meine links!

„Und noch Eins, ehe wir scheiden," fuhr die Comtesse fort. „An dieser Stätte, wo ich Dir heute jenes Dokument einhändige, das Dir das Erbe Deines Vaters wiedergibt, empfingst Du einst aus meiner Hand ein Kreuz, das ich Dir reichte als Andenken an Melanie, als Zeichen meiner Treue. Dieses Kreuz, Edmund, ich bin gewiß, Du wirst es treu bewahrt haben, dieses Kreuz, gib es mir zurück, da wir vielleicht für ewig scheiden."

Der junge Mann griff an seine Brust, aber statt des einfachen Kreuzes, das einst die Hand der Geliebten ihm gereicht, brachte er eine silberne, zierlich gearbeitete Leyer hervor, die, an einer dünnen Kette befestigt, auf seiner Brust ruhte.

„Vergib mir," sprach er leise, „jenes Kreuz der Liebe besitze ich nicht mehr, das Symbol der Kunst trat an seine Stelle. Richte mich nicht, Melanie," fuhr er flehend fort, „laß mich Dir erzählen, was ich gelitten, da ich fern von Dir war, mit welchem furchtbaren Opfer ich erkaufte, daß ich ward, was ich bin, ein armseliger Künstler ohne Sinn, ohne Herz für die Welt, selbst ohne Sinn für die Liebe."

Er hielt inne, ein halb erstickter Seufzer drang aus seiner Brust hervor. „Es war fast Nacht geworden," begann er dann, „als ich bei dem Hause unseres treuen Dieners Joseph anlangte, der mich schützen sollte vor der Verfolgung meines Oheims und des Banquiers. In einem Kloster

Neapels lebte ein Bruder von ihm, der, ein Meister der Musik, von seinen Mitbrüdern verehrt und angestaunt ward. Er sollte meine Ausbildung übernehmen und Joseph nahm sich vor, über mich zu wachen, damit ich in Ausübung meiner Kunst der großen Welt nicht entfremdet bleiben solle. Aber ohne meinen Beschützer kam ich in Neapel an. Das herrliche Wunderland Italien hatte keinen Reiz für die empfänglichen Sinne des Jünglings, denn unweit Mailand hatte ein tödtliches Fieber meinen Freund befallen und in wenigen Stunden war er eine Leiche. Mein Schmerz war grenzenlos. Allein stand ich da, ohne Führer, ohne Freund, der sich meiner annahm, allein pilgerte ich durch das blühende Land, allein zog ich meine Straße, bis ich zu jener Stadt des ewig blauen Meeres kam, zum herrlichen Neapel. Am äußersten Ende der Vorstadt auf einer Anhöhe erheben sich die altersgrauen Mauern des Klosters des heiligen Antonio. Stumm und finster wie das Grab schauen sie auf den Wanderer hernieder, und ein Beben überkam mich, als ich an den eisernen Hammer faßte, der für die Einlaßheischenden herniederhing. Mir war's, als sollte ich hinuntersteigen in die eigene Gruft. Ich blickte um mich, da lag sie vor mir, die üppige Stadt mit ihrem bunten Getriebe, umstrahlt von den Gluthen des scheidenden Sonnenballs, und unter mir, zu meinen Füßen, rauschte und murmelte das tiefblaue Meer.

„So lag ich fast bewußtlos, aufgelöst in Thränen an der Schwelle des Klosters. Der Abend war gekommen, eine milde Luft umfächelte mir die Wange und mit schnellem Flügelschlage senkte sich die mütterliche Nacht hernieder, um das liebste ihrer Kinder, das wonnige Italien, zu erquicken. Ich ward ruhiger, wie ein milder Genius stieg ein süßer Friede in meine Seele und jene Mauern erschienen mir nun ehrwürdig und geheiligt. Durch die hohen Bogenfenster der Kapelle sah ich helles Licht erglänzen und im nächsten Augenblicke drangen feierliche, entzückende Harmonieen, leise anschwellend, an mein lauschendes Ohr. Wie gebannt blieb ich stehen, athemlos jenen Klängen horchend. Jetzt tönte die Orgel mächtig brausend hindurch, mit geheimen Schauern durchrieselte es meine Seele, ein unwiderstehliches Gefühl überkam mich, melodisch riefen mich die Stimmen in der Kapelle und meiner selbst nicht mächtig, ergriff ich den Hammer und ein tiefer, feierlicher Ton durchzitterte das alte ehrwürdige Gebäude. Vom Bruder Pförtner ward mir geöffnet, auf meine Frage nach dem Pater Edgardo ward ich in das Refektorium verwiesen. Wenige Minuten später erschien der Pater. Er war durch einen Brief seines Bruders auf unsere Ankunft vorbereitet, aber keine Falte seines strengen Antlitzes zuckte, als er, mich allein findend, das Geschehene vermuthen mußte. Mein Auge richtete sich neugierig auf diesen Mann, der ungefähr siebzig Jahre alt sein mußte. Langes weißes Haar umwallte sein schmales, eingefallenes Antlitz und fiel in den Nacken herab. Die Gestalt war noch immer ungebrochen, aber das Antlitz trug zahllose Falten und Furchen, und nur die großen dunklen Augen leuchteten aus tief eingefallenen Höhlen in fast jugendlicher Gluth.

„Ich erzählte dem Greise Alles, meine Flucht aus dem Hause der Verwandten mit dem treuesten der Freunde, bis auf den Tod seines Bruders; nur Eins verschwieg ich ihm, daß mein Herz gefesselt war durch die Bande der Liebe, wie mir schien, auf ewig, unzerreißbar. Der Greis weihte dem Tode seines Bruders keine Thräne, seine zitternden Lippen murmelten ein kurzes Gebet, das war Alles, was ich als Zeichen der Trauer an ihm bemerkte. Dann wandte er sich zu mir.

„Ich betrachte den Tod nicht als ein Uebel," sagte er, „ich betrachte vielmehr den ewigen Schlaf als einen Uebergang dahin, wo kein Mißton, keine Disharmonie rauh und schrillend an das Herz und Ohr des Geschiedenen klingt. Nur in Dir, mein Sohn, soll sein Andenken für mich fortleben, wenn die Bewunderung gegründet, mit der mir Joseph von Deinem musikalischen Talente berichtete. Stärke Dich," fuhr er fort, „ruhe aus und in einer Stunde erwarte ich Dich in meiner Zelle."

„Er übergab mich einem eintretenden Laienbruder mit dem Bedeuten, mich wohl zu verpflegen. Ich ward in eine Gastzelle geführt und mich auf das Lager werfend, sank ich, ermattet von den Anstrengungen der Reise, erregt von den Erschütterungen des Tages, in festen Schlummer.

„Eine Stunde mochte verflossen sein, als mich der Bruder weckte und in die Zelle Pater Edgardo's geleitete. Das kleine Gemach war nur mit dem Nothwendigsten ausgestattet, kein Schmuck, kein Heiligenbild zierte die weißgrauen Wände; um so mehr fiel der prachtvolle Flügel an der Hinterseite der Zelle, dem Eingange gegenüber, ins Auge.

„Der Greis empfing mich freundlich, er ging, sobald uns der dienende Bruder verlassen hatte, an einen Wandschrank und füllte zwei Gläser mit dunkelrothem glühendem Wein.

„Verschmähe nicht die herrliche Gottesgabe, mein Sohn," sagte er. „Kunst und edler Wein sind befreundet, beide schuf der Allliebende, seine liebste Schöpfung, die Erde, zu beglücken."

(Schluß folgt.)

Literarisches.

* **Gedächtnißhalle für die gefallenen deutschen Krieger.** Wir machen unsere verehrten Leser hierdurch auf ein Unternehmen aufmerksam, durch welches den in dem siegreichen Feldzuge 1870/71 gefallenen deutschen Brüdern ein geistiges Ehrendenkmal gesetzt werden soll. Der Schriftsteller W. Krause (Berlin, Invalidenstraße 38) beabsichtigt, eine Sammlung von Biographieen sämmtlicher gefallenen deutschen Krieger herauszugeben. Es kann dieses Werk nur dann gelingen, wenn die Hinterbliebenen reichliche biogr. Notizen, womöglich mit Photographieen, dem Unternehmer des Werkes übersenden.

Mannigfaltiges.

Der „Schles. Ztg." berichtet ein Petersburger Gewährsmann folgende artige Geschichte aus dem russischen Hofleben: „Der Großfürst-Thronfolger, der bekanntlich kein Freund der Deutschen ist, hat schon seit längerer Zeit den Gebrauch der deutschen Sprache in seiner Behausung verboten. Jeder dem zuwider Handelnde hat eine Strafe von 25 Rubeln zu erlegen. Vor Kurzem nun war Gesellschaft beim Thronfolger, und als schon längst alle Gäste sich in traulicher Unterhaltung befanden, tritt plötzlich der Kaiser ein, wünscht „Guten Abend" und führt einige Stunden lang das Gespräch in deutscher Sprache fort, natürlich die Antworten nur in deutscher Sprache entgegennehmend. Endlich erhebt sich der Kaiser, wünscht „Gute Nacht" und will scheinbar den Salon verlassen. Ungefähr die Hälfte des Saales hat der Monarch durchschritten, als er plötzlich, wie sich besinnend, umwendet: „Ah, meine Herrn, hier darf ja wohl, wie mir jetzt einfällt, nicht Deutsch gesprochen werden? Ich habe somit eine Strafe von 25 Rubeln zu erlegen!" Und indem sich der Kaiser zu einem höheren Beamten wendet und diesem die 25 Rubel einhändigt, fährt er fort: „Ich zahle die Strafe hier an Sie und beauftrage Sie, dafür zu sorgen, daß alle hier Anwesenden die gleiche Strafsumme entrichten, denn ein Jeder sprach Deutsch. Der Gesammtbetrag wird sofort dem preußischen Generalstab zur Verwendung für die deutschen Verwundeten überwiesen." Sprach's und verließ schalkhaft lächelnd den Salon."

(Fürstenspiegel.) Kaiser Joseph II. hatte die italienische Operngesellschaft verabschiedet und dafür in dem kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn ein französisches Theater einrichten lassen. Die Schauspieler wurden aus der kaiserlichen Küche gespeist, allein französischer Uebermuth machte dem Ganzen bald ein Ende. Als der Kaiser einst während der Mahlzeit durch den Speisesaal ging, sprang einer der Bühnenhelden auf, bot dem Monarchen ein Glas Wein dar und brach ungestüm in die Worte aus: „Diesen Wein tischt man uns als Burgunder auf — kosten Sie den Krätzer — kosten Sie!" — Der Kaiser trank prüfend und entgegnete: „Ja, der Wein ist, wie ich ihn trinke, aber freilich, für Leute Ihrer Art ist er zu schlecht. Sie müssen schon nach Frankreich gehen, um ihn besser zu erhalten." — Zwei Stunden später zeigte der kaiserliche Kammerherr der Gesellschaft an, sie möge einpacken, und ohne Gnade mußten sie sämmtlich Schönbrunn verlassen. Der französische Gesandte in Wien, Breteuil, beklagte sich beim Kaiser über die Aufhebung des französischen Theaters und äußerte dabei: „Nun hab' ich gar kein Vergnügen mehr, was soll ich nun machen?" — „Machen Sie's," war die kaiserliche Antwort, „wie mein Gesandter in Paris; der lernt Französisch!"

Lebensphilosophie.

Wir dünken uns so gern mehr als Andere, um sie zu bestrafen, daß sie sich mehr dünken als wir.

Charade.

(Viersilbig.)

Das Ganze macht mit wenig Freuden
Die letzten Zwei den ersten Beiden,
Bis es — selbst von den ersten Zwei'n —
Nicht mehr muß die zwei Letzten sein;
Nun rathet frisch mir von der Leber,
Nur nicht am Ende: Todtengräber!
An Lebenden übt's seine Pflicht,
Doch auch als Krankenwärter nicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 50. Freitag, 28. April **1871.**

Edmund von Werthen.

(Schluß.)

„So sprach der Greis, mir das bis an den Rand gefüllte Glas reichend, und ich nahm es aus seiner Hand, ich trank bis zum Grunde und ein nie gekanntes Feuer durchdrang meine Adern. Ich fühlte meine Pulse schwellen, meine Augen blitzen, der Greis hob mild lächelnd seine Hand und legte sie mir auf das Haupt, und glühend, begeistert rief ich fast überlaut: „Ja, auch ich bin ein Künstler, bin dieses Göttertrankes werth.“

„Der Greis öffnete den Flügel, sein Antlitz war ernst, fast finster geworden. „Du sprachst ein großes Wort,“ sagte er mit lauter Stimme. „Wie Viele glauben sich berufen, wie Wenige sind erwählt. Spiele!“

„Und ich warf mich an das herrliche Instrument, ich fragte nicht, was mein Meister zu hören verlangte. Die Töne rauschten und brausten unter meinen Fingern, und wie es klang, ich wußte es selber nicht, bis der Schweiß von meiner Stirne rann und ich erschöpft auf den hölzernen Sitz zurücksank.

„Das Antlitz des Greises klärte sich auf. „Wohl,“ sprach er endlich, „Joseph berichtete nicht unwahr, aber weit, noch unendlich weit bist Du vom Ziele der Vollendung — aber viel zu gut für die Welt, die jetzt schaale Gaukeleien vergöttert, deren Idol der Sinnenkitzel ist. Du bist jung — nimmer will ich Dir zumuthen, Dich ganz der Kunst hinzugeben. O glaube mir, bitter, bitter habe ich es, nur allzu bitter büßen müssen!“

„Wie?“ rief ich erstaunt. „Gebüßt? Ihr beklagt Euer Loos, ehrwürdiger Vater? O gebt mir ab von Eurer Kunst, ich scheue keine Mühe, keine Arbeit — laßt mich die Vollkommenheit erreichen, die Euch eigen!“

„Hast Du den Muth, Knabe, Alles von Dir zu stoßen, was Dich an Welt und Menschen bindet?“ frug er feierlich. „Geh' hinaus, im funkelnden Sonnenlicht erwarten Dich Reichthum und Goldesglanz —“

„Alles, alles opfere ich der Kunst!“ unterbrach ich ihn leidenschaftlich; „was braucht ein wahrer Künstler Sinnenrausch und Goldesklang?“

„Geh' hinaus,“ fuhr der Greis fort, „hell schimmert die Röthe der Gesundheit auf Deinen Wangen — glanzvoll leuchtet Dein Auge voller Lebenskraft — aber diese Wange wird bleich und hohl werden, dieses Auge trübe und glanzlos von durchwachten Nächten und den Folgen der Anstrengung. Und,“ seine Stimme ward weich und unsicher, „kennst Du die Liebe, Knabe — hat es Dich schon durchwallt mit jener Zauberkraft der ersten Jugendgluth?“

„Er hielt inne — das Auge mit fragendem, fast ängstlichem Ausdruck auf mich geheftet. „Ja, ich liebe,“ rief ich mit lauter Stimme, „wahr und innig mit erster Jugendgluth!“

„Der Greis seufzte schmerzlich auf. „So kann ich Dich nimmer meinen Schüler nennen,“ sagte er mit dumpfer Stimme; „denn wer nur der Kunst, der göttlichen, leben will, muß selbst der irdischen Liebe entsagen lernen.“

„Und habt Ihr nie geliebt, ehrwürdiger Vater“, fragte ich schüchtern, „ehe Ihr der Welt und ihren Freuden entsagtet?“

„Das Antlitz des Greises nahm einen wehmüthigen Ausdruck an. „Ich habe geliebt, — habe gelitten,“ sagte er leise, „betrogen ward ich und verrathen, und nichts blieb mir als meine Kunst. Besinne Dich, Edmund, die höchste Stufe der Kunst liegt vor Dir, Lorbeern werden Dein Haupt umkränzen, vermagst Du auch der Liebe zu entsagen?“

„Zaudernd — unschlüssig stand ich da, — das Bild meiner Melanie dämmerte nebelhaft

vor meinen Blicken auf. Da riß mich der Klang des Flügels aus meiner Betäubung. — Laßt mich schweigen von dem, was ich hörte, welche Harmonieen die Finger des Greises den Tasten entlockten.

„Ich warf mich zu seinen Füßen — mein Geist war willenlos wie eine Feder im Winde. Ja," rief ich aus, „auch der Liebe will ich entsagen — laß mich ein Meister sein, wie Du es bist!"

„Pater Edgardo erhob sich, sein Auge strahlte in jugendlicher Begeisterung. „So komme," sagte er, „daß ich Dich weihe."

„Mit diesen Worten öffnete er eine bisher von mir unbemerkte Seitenthüre und winkte mir, näher zu treten. Welch ein Anblick ward mir! In der Mitte der kleinen Zelle erhob sich ein Altar aus dunklem Holze geschnitzt, in dessen Mitte das Bildniß der heiligen Cäcilia hernieder blickte, von zahlreichen Wachskerzen auf hohen silbernen Leuchtern umstrahlt. An dieser Stätte schwur ich meinem Meister unbedingte Hingebung, hier entsagte ich den Freuden, dem Glanze des Lebens, — auf diesen Altar, Melanie, legte ich Dein Kreuz und mit ihm die Liebe meines Herzens!" —

Abermals hielt der Künstler inne, dann fuhr er nach einer Weile fort: „Wie ich seit jener Stunde gelebt, o fragt mich nicht; wie ein Traum steht jenes Dasein vor meinen Blicken, bald bis an die Pforte der höchsten Seligkeit getragen, versenkt in Harmonieen des Himmels, bald gebrochen von Mühen und Anstrengungen, der Schwächste der Sterblichen. Aber ich errang den Sieg und eines Tages krönte mich mein Meister vor jenem Bilde mit dem Lorbeer und gab mir die Weihe der Kunst. Ich verließ jetzt das Kloster, ich betrat die Welt, zum ersten Mal seit Jahren — abermals lag vor mir im Sonnenglanz Golf und Berg und Himmel, aber wie ein Trauerschleier breitete es sich über die herrliche Schöpfung. — Mein Geist, mein Körper war gebrochen, meine Stimme erschlafft. — So zog ich von Stadt zu Stadt, erntete Beifall und Triumphe, zu meinen Füßen sah ich die bewundernde Menge. — Kalt blieb ich immerdar und weiter, immer weiter trieb mich meine Sehnsucht, weiter und immer weiter treibt es mich noch, bis auch ich an jenen Punkt gelange, wo kein Mißklang des Irdischen durch die reinen Harmonieen der Kunst mehr zittert."

Melanie eilte auf den Redenden zu. „Nicht so, Edmund," rief sie leidenschaftlich, „hier verweile, hier finde den Frieden, nach dem Deine verschmachtende Seele dürstet. — Laß uns Deine Freunde sein, die Dich einführen in ein neues Leben, die Dich —"

Aber mit einer hastigen Bewegung schnitt Edmund ihre Worte ab.

„Ich darf nicht weilen, wo die Versuchung wohnt," sagte er fast herb, „mein Schicksal ist entschieden. Aber ehe ich scheide, laßt mich das Bewußtsein mit mir nehmen, daß ich wenigstens ein Glück hinter mir weiß. Melanie — von Erbarmen, von Versöhnung sprachst Du, nun wohl, der Sohn des Betrogenen, er fleht Dich an, dem Sohn des Betrügers den süßen Lohn zu reichen, den seine Güte, sein Edelmuth verdient. Melanie — Adolph liebt Dich — werde die Seine!"

„Ja," rief Adolph glühend, „ja, ich liebe Dich, Melanie!" und mit einer raschen Bewegung sank er zu den Füßen der Comtesse, die sich fast bewußtlos über ihn beugte.

Todtenbleich, mit dem Schmerzenslächeln der Entsagung schaute Edmund auf die Gruppe vor seinen Augen — dann nahm er das Dokument und es an die Flamme der Kerze haltend, daß es hoch aufloderte, warf er es in das Kamin — in wenigen Augenblicken ein Häuflein Asche.

„Vernichtet ist nun jede Erinnerung an die Vergangenheit," sagte er feierlich, „droben möge ein Höherer richten — hier walte nur Vergebung und Segen. Lebt wohl und seid glücklich!"

Er wandte sich um und verließ den Pavillon festen Schrittes.

„Edmund!" klang schwach und kaum vernehmbar die Stimme der Comtesse hinter ihm — aber im nächsten Augenblicke bedeckten die Küsse Adolphs den Mund der Rufenden und sie ließ es geschehen — ja, ein nie geahnter Friede senkte seine Schwingen in ihre Brust und weinend lag sie an dem Herzen des treuen Freundes. —

Die Nacht war dunkel und sternlos, als Edmund in den Garten trat, um auf ewig jene Stätte hinter sich zu lassen, wo er in tiefen Zügen die höchste Seligkeit und die bitterste Wehmuth empfunden hatte. In den schmerzlichsten Gedanken ganz versunken, bemerkte er nicht, daß er eine falsche Richtung eingeschlagen hatte, um zu der versteckten kleinen Ausgangspforte zu gelangen, und ward nicht eher seinen Irrthum gewahr, bis er plötzlich an einem harten Gegenstand strauchelte. Er blickte auf und befand sich vor dem gräflichen Hause — eine Leiter lehnte an einem der Fenster des ersten Stocks und ein dämmernder Schein drang aus dem Innern des Gemaches. Befremdet

blickte er empor und in demselben Augenblicke erschien ein Mann mit einer Laterne am Fenster und schwang sich, wie es schien, mühsam auf die Spitze der Leiter. Aber in demselben Augenblicke krachte es unter ihm, die Sprosse, die sein Fuß betrat, hatte nachgegeben und im nächsten Augenblicke stürzte er zu den Füßen Edmunds nieder, während ein heller Klang wie von durcheinander geschüttelten Goldstücken ertönte.

Der Künstler beugte sich über den Herabgestürzten, der blutüberströmt am Boden lag — ein Ausruf des Schreckens entfuhr seiner Brust — er erkannte seinen Vetter Gustav und unwillkürlich rief er mit lauter Stimme um Hilfe.

Der Verwundete öffnete die Augen, mit starrem Ausdruck auf Edmund blickend.

„Schweig', Elender!" stammelte er. „Willst Du meine Schande offenbar machen? Soll ich ein Dieb in meinem eigenen Hause —"

Eine Blutwelle, die aus seinem Munde drang, hinderte ihn fortzufahren, aber sein Auge funkelte im Ausdrucke des höchsten Grimmes.

Edmund bebte. „Entsetzlicher," sagte er, „ich ahne die Wahrheit. Da Dein Vermögen vergeudet, wirst Du zum Diebe an Deiner Schwester! Sei verflucht, hier und im Jenseit! Wehe Dir," fuhr er leidenschaftlich fort, „auch Du bist Einer von denen, die mich bübisch um mein Leben betrogen, statt Freundschaft und Liebe eines verwandten Herzens brachtest Du mir Haß und Neid entgegen! Ich weiß Alles — in meiner Hand ruhte das Dokument, das mich zum Herrn über Dich machte, in meiner Hand steht es, Dich an den Ort zu senden, wohin der Verbrecher und der Dieb gehört — ins Zuchthaus. Aber ich überlasse Dich Deinem Geschicke — droben wollen wir abrechnen vor dem Thron des Höchsten — hier auf Erden sehen wir uns nimmer wieder!"

Er wollte sich entfernen, aber mit fast übermenschlicher Kraft hielt ihn Gustav zurück.

„Ja droben," flüsterte er, „ich fühle, es geht zu Ende mit mir — durch Dich sterbe ich, Du warst mein böser Dämon; und leben solltest Du — in Glanz und Fülle, wenn mich die kalte Erde deckt — nein, folgen sollst Du mir — hörst Du? — abrechnen wollen wir droben, jenseits des Grabes!"

Sein Arm umfaßte die Gestalt des Feindes in schlangengleicher Umarmung. Nieder zog er ihn — zu Boden und mit der letzten Kraft riß er ein Messer aus dem Busen.

„Santa Cäcilia!" schrie Edmund laut auf, „Santa Cäcilia, bitte für mich!"

Dann Stille — ein dumpfes Aechzen — ein schwerer Fall — und die tiefe Nacht bedeckte mitleidig die höllische That des Mannes, der nebst seinem Opfer jetzt vor dem Throne des Höchsten stand und den Urtheilsspruch der Verdammniß empfing.

Wenige Augenblicke waren verstrichen, als eilige Tritte durch den Garten von der Richtung des Pavillons her erschollen. Eine weibliche Gestalt stürzte durch die Dunkelheit — es war Melanie, der Adolph athemlos folgte.

„Laß mich!" rief die Comtesse, „um Gotteswillen — seine Stimme war es — Entsetzliches ist geschehen!"

„Fassen Sie sich, Comtesse, ich beschwöre Sie," flehte Adolph, „bedenken Sie, wenn Sie die Schläfer im Hause erwecken —"

Aber ein Aufschrei Melanie's unterbrach ihn — ihr Fuß strauchelte über einen leblosen Körper, ein matter Strahl des Mondes brach durch die ihn verdeckenden Wolken — der starre Blick der Comtesse fiel auf die blutbefleckten Leichen ihres Bruders und ihres Geliebten. —

Da ward es lebendig an der Stätte des Mordes. Die Dienerschaft stürzte mit Lichtern herbei — in ihre Arme legte Adolph ihre Herrin, die in furchtbarstem Fieber zwischen Tod und Leben rang — er selbst fuhr in die Wohnung seines Vaters und erst das Morgengrauen trennte Vater und Sohn — beide todtenbleich, beide in Thränen. —

* * *

Am blauen Golf zu Neapel, am Fuße des rauchenden Berges liegt, versteckt von Blumen und den üppigen Weinranken, eine kleine freundliche Villa. Hier lebt in stillem Frieden Adolph von Walling, der seinen Geschäften entsagte, dem Glücke seiner Gattin, Melanie, indeß der alte Banquier in der fernen Residenz — Schätze auf Schätze sammelt, die Niemand beglücken, Niemand erfreuen, da sein Sohn sich von ihm losgesagt und in der Stadt des reichen, wechselnden Lebens das wahre Glück gefunden. Ein dankbarer Blick seiner Gattin, ein Lächeln seines blondlockigen Knaben, den man Edmund getauft, lassen ihn alle Schätze der Erde vergessen.

Und auch Melanie scheint ruhig, seit sie von jener furchtbaren Krankheit genesen, dem Verlangen ihres Freundes nachgab und seine Hand annahm. Aber Niemand, selbst nicht das sorgsame Auge des Gatten bemerkte die stille Trauer, die wie ein Schleier über ihr ganzes Sein gebreitet liegt, Niemand belauscht sie, wenn sie in

mondhellen Nächten auf den Altan ihres Hauses tritt und hinüberschaut über den murmelnden Golf, hinauf zum Kloster San Antonio, das ehrwürdig und düster vor ihren Blicken liegt. Dann däucht es ihr, als ob die hohen Fenster der Kapelle sich erhellen, wunderbare Harmonieen bringen an ihr Ohr und wie ein Nebel taucht eine bleiche, blutige Gestalt vor ihren Blicken auf, die Arme ausbreitend nach ihr in sehnsüchtigem Verlangen, — da reißt sie ein Laut ihres Kindes empor, sie eilt an sein Lager, sie drückt ihre Lippen auf die Stirne des lächelnden Knaben und fast sich selber unbewußt, flüstert ihr Mund: „Santa Cäcilia! bitte für mich!" —

Mannigfaltiges.

Aus Köln wird erzählt: „Ganz absonderliche Umwälzungen bringt der Krieg im menschlichen Leben hervor, das ist eine allbekannte Sache. Bei Ankunft eines Proviantzuges auf einer Station in Frankreich wurden Mannschaften kommandirt, um die Säcke vom Zuge in's Magazin zu tragen. Unter denselben war der Sohn eines hiesigen angesehenen Kaufmannes, und der Gefreite, der die Leute bei der Arbeit befehligte, war ein Sackträger aus dem Geschäfte des Vaters. Der Zufall hatte es so gefügt, der Herr mußte Säcke tragen, während sein Sackträger als Gefreiter die Aufsicht führte. Mit großer Amtswürde und einem Gemisch von Genugthuung und kölnischem Humor ließ der vom Sackträger zum Gefreiten avancirte Kölner seinen Herrn unter der ungewohnten Last einherkeuchen, wobei er gutmüthig „kürzere Schritte" kommandirte. Als der junge Herr in Schweiß gebadet vom Tragen des ersten Sackes zurückkam, wurde „Halt" kommandirt, worauf der Gefreite seinen Helm jenem aufsetzte, ihm den Säbel umschnallte und die Ordre gab: „Den Spaß konnte ich mir nicht versagen, Sie einmal einen Sack tragen zu sehen. Jetzt aber tauschen wir die Rolle: Sie sind für eine Stunde Gefreiter. Sie sollen wissen, daß Ihre Arbeiter trotz ihres hohen militärischen Ranges auch im Felde gern für Sie Säcke tragen." Also geschah es. Als nach Beendigung der Arbeit der Sackträger sich wieder in einen Gefreiten metamorphosirte, nahm der Gemeine seinerseits das Wort und sagte: „Herr Gefreiter Michel! Du hast jetzt die letzten Säcke getragen. Ich ernenne dich auf dem Felde der Ehre zu unserem Magazinaufseher." Vor einigen Tagen sind beide in Köln angekommen; der Gemeine sitzt wieder im Comptoir auf dem gepolsterten Drehstuhle und der Gefreite führt die Aufsicht im Magazin."

Disziplin und Glaube haben gewiß nicht oft in besserer Harmonie gestanden, als bei jenem ostpreußischen Ulanen, von dem sein Rittmeister (Graf v. B.) Folgendes erzählt:

Ein polnischer Ort in Ostpreußen bekam einen neuen Gottesacker. Es war zur Typhuszeit, wo mancher Friedhof sich schnell füllte. Aber trotz der kirchlichen Weihe verweigerten sämmtliche Gemeindeglieder einstimmig die Benützung desselben, weil sie im alten Gottesacker seliger würden. Kein Zureden, weder geistliches noch obrigkeitliches, beugte die glaubensfesten Leute; die Leichen blieben unbeerdigt und häuften sich endlich in gefahrdrohender Weise. Man mußte zu strengeren Maßregeln schreiten, und ich erhielt den Befehl, mit meiner Schwadron den Ort zu besetzen und die Beerdigung im neuen Friedhof zu erzwingen. Unter meinen Ulanen war Einer aus dem Orte gebürtig. Ich nahm ihn vor und sagte ihm:

„Grawinsky, Euer Heimathsort ist rebellisch, Eure Bauern wollen sich nicht in den neuen Gottesacker begraben lassen. Wir müssen hinreiten und sie dazu zwingen. Ich will nicht haben, daß Du gegen Deine Eltern und Geschwister und Freundschaft mit einhaust, wenn's am Ende dazu kommen sollte. Du sollst Stallwacht haben."

Er aber erwiederte: „Halten zu Gnaden, Herr Rittmeister, lassen der Herr Rittmeister mich mitreiten, werd' auch einhauen auf's Kommando, aber eine Bitt' hätt ich an den Herrn Rittmeister!"

„Und welche ist das?"

„Wenn's das Unglück will, daß ich falle, so befehlen der Herr Rittmeister, daß ich im alten Gottesacker begraben werde."

△ Die „Pfälz. Blätter" brachten kürzlich die griechische Uebersetzung von „Lieb Vaterland, magst ruhig sein;" wir stellen Ihnen zur Mittheilung an die studirende Jugend auch die lateinische zur Verfügung. Dieselbe stand auf einer Fahne der ersten Klasse des Stuttgarter Gymnasiums bei dem Festzuge am Friedensfeste und heißt:

O patria, ne trepida!
Immota stat custodia.

(Eigentlich: O Vaterland, erbebe nicht,
Es steht die Wacht und wanket nicht.)

Auflösung der viersilbigen Charade in № 49:
Herrendiener.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Montag, 1. Mai 1871.

Nur eine Seele.

Nennst du nur eine Seele dein,
Die treulich zu dir hält,
So stehst du nimmermehr allein
Auf Gottes weiter Welt;

Nur eine Seele, wahr und treu,
Der du ergeben bist,
Der du enthüllest ohne Scheu,
Was in der deinen ist.

Sie spendet Segen, Trost und Ruh',
Theilt, lindert deinen Schmerz;
Und reich in Armuth selbst bist du
Durch ein getreues Herz.

Ob Glück und Hoffnung wankt und fällt,
Du wirst getröstet sein,
Nennst du auf Gottes weiter Welt
Nur eine Seele dein.

Am andern Tage.

Humoreske von Otto Girndt.

I.

Aus seinem Schlafkabinet trat im Hausrock und Morgenschuhen ein junger Mann ins Wohnzimmer und ging auf den Spiegel los mit der Frage: „Wie seh' ich aus?" Das Glas antwortete tröstlich; denn er nickte: „Es geht an!" Er strich sich über die Stirne: „Ich wundere mich nur, daß ich keine Spur von Kopfschmerz und Gliederschwere fühle. Die Weine waren freilich ausgezeichnet, doch muß ich sonst stets am andern Tage büßen, wenn ich verschiedene Sorten getrunken, und wie viel ich gestern geleistet, wer hat es gezählt? Wie mag ich nach Hause und ins Bett gekommen sein?" Er nahm seine Uhr von einem kleinen Alabasterständer: „Meine Taschenuhr hängt am gewohnten Platze." Er untersuchte sie mit dem Schlüssel: „Aufgezogen ist sie auch. Offenbar sind also lichte Momente vorhanden gewesen." Sein Blick streifte das Zifferblatt: „Blitz, wir leben in der elften Stunde! Wo bleibt mein Stiefelputzer heut'?" Er sah sich um, bemerkte auf einem Stuhl seinen schwarzen Frack, davor ein Paar blanker Stiefel, und betastete die Garderobenstücke: „Ah so, ich thue dem alten Inventarium Unrecht, er ist schon hier gewesen."

Jetzt wurde leise die Hauptthüre geöffnet, der alte Aufwärter schob sich herein, sein Handwerkszeug, den Kleiderausklopfer, in der Rechten: „Guten Morgen, Herr Assessor!"

Statt den Gruß zu erwiedern, rief der junge Mann: „Katz, wie können Sie mich den halben Vormittag verschlafen lassen? Warum haben Sie mich nicht geweckt?"

„Wenn das möglich gewesen wäre, Herr Assessor!" vertheidigte sich der Angeherrschte.

„Wie? Sie hätten gerufen?"

„Gerufen? Geschrieen habe ich, daß ich noch ganz heiser bin und die Leute im Hause glauben mußten, bei Ihnen zanke sich Einer. Indessen es nutzte nichts."

„So fest schlief ich?" forschte der junge Mann.

„Ein Dachs, mitten im Winter, ist nichts gegen Sie, Herr Assessor, solchen Schlummer vollführten Sie! O weh, o weh, Sie müssen gestern eine schwere Sitzung gehalten haben!"

„Ich sagte Ihnen ja," erwiederte Jener leicht, „daß ich zu einer Hochzeit eingeladen war."

„Zu einer Mittagshochzeit," nickte der Stiefelputzer, „indessen vermuthlich ist ein Mitternachtsjubel daraus geworden."

„Wie lange das Fest gewährt, wissen die Götter!" lachte der Jurist. „Beim Glase geht dem Menschen die Zeitrechnung verloren."

„Gewöhnlich noch etwas mehr," bemerkte der Alte.

„Werden Sie nicht anzüglich, Katz! Was mir passirt ist, kann selbst dem Justizminister passiren. Noch bin ich Junggesell, da darf ich mir schon eine gelegentliche Extravaganz gestatten, besonders am wichtigsten Lebenstage eines nahen Freundes. Erscheint auch mir einmal der gleiche Tag, so sieht mich Niemand mehr über die Stränge schlagen."

„Gute Vorsätze hat schon Mancher gefaßt," seufzte Katz leise.

„Murrt der Alte nicht, als wär' ich ein Trinker von Profession? Und wär' ich's wirklich," setzte er scherzend hinzu, „so fänd' ich den besten Entschuldigungsgrund in der Pietät gegen meinen seligen Vater."

„Heißt das," suchte Katz Belehrung, „weil er selig ist, sind der Herr Assessor auch gern selig?"

„Nein, mein guter Katz, die Sache hängt weniger metaphysisch zusammen. Als mein Vater mich zur Universität entließ, that er's mit den feierlichen Worten: „Mein Junge, ich erwarte von Dir, daß Du meinem Namen niemals Schande machst!" Folglich hab' ich, da mein Name Weinhold lautet, sogar die kindliche Verpflichtung, dem Wein hold zu sein."

„Und eben," entgegnete Katz, „meinten Sie noch, wenn Sie erst eine Frau Gemahlin haben —"

„Werd' ich mich," fiel der Assessor ein, „nie mehr in dem Grade gehen lassen wie jetzt zuweilen, ich werde immer die Grenze zwischen dem kleinen und dem großen Spitz zu halten wissen. Ein kleiner Spitz gefällt den Frauen an uns, den großen mögen sie mit Recht nicht leiden."

„Der Herr Assessor," versetzte Katz, „sind gewiß heute heftig vom Kopfweh geplagt, daß Sie so moralisch denken. Soll ich schwarzen Kaffee kochen?"

„Dem Kaffee," erklärte Jener, „steht nichts im Wege, obgleich mein Kopf so frei ist, wie ein emanzipirter Neger der Südstaaten."

Der Alte that ein paar Schritte gegen das Schlafkabinet, wobei er sagte: „Spiritus hab' ich schon auf die Pfanne gegossen." Plötzlich hielt er inne: „Ach, daß ich's nicht vergesse: es war ein Herr hier, indessen ich behauptete, der Herr Assessor wären nicht munter zu kriegen; er wird wiederkommen."

„Was wollte er?"

„Er murmelte etwas von Gratuliren."

„Mir gratuliren? Wozu?"

„Das weiß ich nicht."

„Hätten Sie doch gefragt!"

„Ich frage die Leute ungern, sie sagen Einem schon von selber genug und manchmal mehr, als man hören mag."

„Hinterließ er nicht seinen Namen?"

„Er war so frei."

„Nun?"

„Der Herr Assessor wissen ja: Namen sind meine schwache Seite."

Ungeduldig trat Weinhold auf: „Wie sah er aus?"

„Passabel," berichtete Katz.

„Jung oder alt?"

„Ich sehe nur immer darnach, ob Jemand nach dem Strich gebürstet geht und blanke Stiefel trägt."

„Kochen Sie Kaffee!" rief Weinhold ungehalten.

„Zu Befehl, Herr Assessor!" Und das Kabinet nahm den Dienstwilligen auf.

Weinhold schlug die Hände auf den Rücken und schritt nachdenklich hin und her: „Mir gratuliren? Sollte es ein Ministerialbeamter gewesen sein? „In die erste Vakanz, welche entsteht, rücken Sie ein!" lautete die persönliche Zusicherung Sr. Excellenz. „Und wahrscheinlich entsteht bald eine," fügte er hinzu. Seit sechs Monaten narrt mich jenes Bald, wie der Apfelsinenbaum den armen Tantalus im Reich der Schatten. Endlich hat der Himmel einen alten Rath zu sich genommen, um Platz für die juristische Jugend zu schaffen, Anderes ist nicht denkbar; es hätte sonst keinen Sinn, daß Jemand mir Glück zu wünschen kommt." Er richtete vergnügt den Kopf auf: „Dann aber noch heute Marsch-Marsch zu Flora's Eltern! Die liebe Kleine gibt mir keinen Korb; denn sprachen bisher auch nur die Augen, so bin ich doch bewandert in diesem Idiom. Freilich," fuhr er, überlegend, langsamer fort: „Eine untrügliche Kennerschaft kann sich Niemand hierin anmaßen, er müßte denn von Natur anmaßend sein. Die Blicke der Mädchen scheinen oft viel zu sagen und sagen im Grunde nichts, genau wie mancher Philosophie-Professor. Ei was!" ermannte er sich: „Nun ich ein Kerl im Staat geworden bin, kann ich mir doch wohl die bescheidene Anfrage erlauben: „Wollen Sie mich haben, mein Fräulein?" Er setzte sich auf's Neue in Bewegung, ohne wahrzunehmen, daß Katz eintrat, die Kaffeemaschine in der Rechten, eine große Tasse in der Linken.

Beide Gefäße setzte der Alte auf den Tisch und schüttelte den Kopf: „Wie die Welt neuerdings im Großen und Kleinen fortschreitet! Alles geht jetzt, hast Du nicht geseh'n! Von heute bis

morgen werden Leute reich und arm, und diese neue Kaffeemaschine hext den Mokka förmlich. In meinen jungen Tagen wußte noch keine Seele etwas von solchen Werkzeugen. Da schüttete man die Cichorien —“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kriegslyrik von 1870.

Wer sich die Mühe genommen hat, die offenen Briefkasten unserer Tagesblätter wie unserer Wochenschriften während des jetzt beendigten Krieges zu durchmustern, dem wird fast überall eine stehende Rubrik begegnet sein, wo die Redaktion in gelinder Verzweiflung sich des unbarmherzigen Andrangs politischer Gedichte mit mehr oder weniger Höflichkeit zu erwehren suchte, und er wird im Stillen sich einer Regung des Mitleids schwerlich haben entschlagen können mit den ungenannten Verfassern und Verfasserinnen jener Poesieen, von denen rund heraus erklärt ward, von ihrer Rücksendung könne keine Rede sein, ihr Schicksal sei, im Papierkorb zu vermodern ohne Gnade und ohne Wiedersehen. Gewiß, des Hinweises auf die zahllosen poetischen Herzensergüsse, die ungedruckt geblieben sind, bedarf es gar nicht, um den beängstigenden Eindruck zu vervollständigen, den schon die Ueberzahl der gedruckten hervorzurufen geeignet ist. Aber geringschätzig möchten wir darum doch nicht urtheilen lassen über den edlen Drang, der sich auch hier kund gibt und vielfach ergreifend beweist, wie tief die Seele unseres Volkes von den gewaltigen Ereignissen dieser großen Zeit erschüttert worden ist, und das um so weniger, als in der Fluth des Mittelmäßigen doch auch so manche köstliche Perle echter Poesie ans Licht getreten ist. Zu den Erzeugnissen vaterländischer Lyrik, denen wir wünschen, daß sie recht weite Verbreitung finden und nicht wie so viele andere unverdienter Vergessenheit anheimfallen, gehören die warm empfundenen „Vaterlands-, Kriegs- und Siegesgedichte*) von 1866 und 1870, welche Marie Kering, die Schwester des berühmten Juristen, verfaßt und zum Besten der Wittwen und Waisen der gefallenen deutschen Krieger veröffentlicht hat. Wir zweifeln nicht, jeder Leser, der das kleine Heftchen durchliest, wird wie wir seine Freude haben an dem männlichen Ernst, der diese, einer edlen Frauenseele entquollenen Verse erfüllt, an der schlichten Herzlichkeit politischen Gefühls und der ungesuchten Wahrheit der Sprache und Bilder. Es sei uns gestattet, eine Probe daraus mitzutheilen. Wir wählen auf Gerathewohl.

*) Aurich 1870. Dunkmann.

Das eiserne Kreuz.

Du eisern Kreuz auf meiner Brust,
Ich schau' dich an voll stolzer Lust,
Du heil'ges Ehrenzeichen!
Wohl keinen Ordensstern der Welt
Liebt mehr der echte deutsche Held,
Als dich, du alter deutscher Schmuck,
Du Siegeslohn nach wälschem Druck.

Du spiegelst mir die große Zeit,
Wo Friedrich Wilhelm dich geweiht
Als Denkmal der Verklärten,
Der deutschen Frau, voll Heldensinn,
Louise, Preußens Königin,
Der, in der Prüfung blut'gem Schmerz,
Der Todesengel brach das Herz.

Doch nimmer soll ihr Geist verweh'n,
Nein, wunderherrlich aufersteh'n
Im deutschen Freiheitskriege:
Du, heil'ges Kreuz, wardst da der Preis
Nach blut'gen Siegen, schwer und heiß,
Bis die Erlösungsstunde schlug
Nach langer Knechtschaft Schmach und Fluch.

Heil König Wilhelm, edler Greis!
Der du erweckt den Siegerpreis,
Als neu die Wetter grollten!
Wie dich das Kreuz einst hoch beglückt,
Als dich des Vaters Hand geschmückt,
So nehmen wir, von Stolz entbrannt,
Den schlichten Schmuck aus deiner Hand.

Das Kreuz ehrt deinen Heldensohn,
Wie Moltke, Friedrich Karl und Roon
Und jeden deutschen Helden.
Hier gilt kein Rang, nur der Soldat,
Nur todesmuth'ge Heldenthat,
Die in dem heißen Waffentanz
Erhöht den deutschen Siegesglanz.

Zum ersten Male voll und ganz
Gebührt der reiche Lorbeerkranz
Dem ganzen deutschen Volke;
Einst zog's getheilt durch Nacht zum Licht,
Schwer fiel die Hilfe in's Gewicht,
Und traf den Feind des Schwertes Wucht,
Die Feder strich des Sieges Frucht!

Denn wies das Kreuz auf narb'ger Brust
Gar mancher Held voll Weh und Lust;

Stolz zeigen wir's den Enkeln:
Schaut her, ihr Burschen allzumal,
Dies Kreuz erfocht der deutsche Stahl,
Der uns gewahrt vor Tyrannei
Und schuf ein Deutschland groß und frei!

Mannigfaltiges.

Ein Spanferkel als Geburtstagsgeschenk an den deutschen Kaiser sandte der Hamburger Schlächtermeister J. F. W. Schwenger, Amandastr. 31 in St. Pauli, am 31. März nach Berlin ab. Das Ferkel, ein Prachtstück seiner Art, wog 40 Pfd. und trat, mit Blumen reich geschmückt, in einem Mahagoni-Kistchen die Reise nach Berlin an. Dem Schreiben des Hrn. Schwenger, in welchem er den Gefühlen seiner Verehrung für den ruhmreichen Kaiser warmen Ausdruck gibt und die gutgemeinte Gabe der freundlichen Aufnahme empfiehlt, war das originelle Postskriptum beigefügt: „Noch eine Bitte möchte ich wagen: möge auch Se. Exc. Graf v. Bismarck beim Verspeisen mit einem Bissen bedacht werden.“ — Nunmehr ist folgendes Antwortschreiben in Hamburg eingelaufen: „Dem Metzgermeister Herrn J. F. W. Schwenger, St. Pauli, Amandastraße 31. Königl. Hofmarschall-Amt. Berlin. Se. Majestät der Kaiser und König haben die Annahme des von Ew. Wohlgeboren eingesandten Spanferkels gern zu genehmigen und mich zu beauftragen geruht, Ihnen den besonderen Dank Sr. Majestät für die Allerhöchst demselben erwiesene freundliche Aufmerksamkeit auszusprechen. Ich unterlasse nicht, mich dessen hierdurch zu entledigen und bemerke zugleich, daß der Braten an der Tafel Sr. Majestät servirt worden. Berlin, den 15. April 1871. Pückler.“

Lebensphilosophie.

Süßer, mächtiger Trost des bekümmerten Herzens; — oft nur ein Blick voll glühender Andacht hinan zu dem Allgütigen, herzliches Gebet der schuldlosen Seele! du steigst nicht umsonst empor zu Dem, der die Guten auf Erden nur prüft, nicht straft. „Erhörung!“ ruft es vom Himmel herab in das bekümmerte Herz, und es wird beruhigt und bestärkt im Guten durch tugendfördernde Kraft.

Ausweichen kannst du Elephanten, wehren
Dem schnellen Eber und dem Sprung des Bären,
Dem wilden Rosse und dem tollen Stier,
Doch nimmer der Verleumdung Klapperschlange,
Der Rachsucht schlau verstecktem Tigerfange,
Des Trugs Hyäne und des Grolls Vampyr.

Feldpostbrief

des Füsiliers Kutschke an seine zurückgelassene Rieke.

Nee, Rieke, ick muß einjesteh'n,
Die Welt is rund und muß sich dreh'n.
Noch scheint mir Frankreichs Maß nicht voll,
Denn diese Zucht ist wirklich doll.
Jenügend is et woll jewiß,
Wo einfach die Regierung is,
Doch hier rejiert jetzt Jedermann,
Der recht des Maul ufreißen kann,
Und wer am allerdöllsten schreit,
Der wird als Herrscher hier jeweiht.
Wer keene Lust zur Arbeit hat,
Nimmt den Chassepot und spielt Soldat.
Die Droschken und die Omnibum
Schmeißt man zu Barrikaden um,
Und nebenbei ganz ohne Noth
Schießt man die Jenerale dodt.
Des Jeld jeht ihnen ooch nich aus,
Die Bank von Frankreich rückt ja raus.
Bei Rothschild pumpten sie jern ooch,
Doch schnappten sie bei diesem Rooch.
Thiers sitzt in Versalch voll Ruh
Und kiekt die Mordjeschichten zu.
Auf Posten steh'n die Orleans,
Und Luiken lacht sich halb krank
Und denkt: Franzosen, seid ihr dumm,
Ihr bringt die Republike um.
Wer weeß, wer weeß, uff Frankreichs Thron
Sagt Lulu nochmal: Hat ihm schon! —
Wie's aber mit 'n Frieden wird,
Det is et, wat mir alterirt.
Weil dieses Chor nich ruhig is,
Steh'n noch die Deutschen vor Paris.
Ick wünschte blos, wir jingen druff,
Wir nehmen's mit die Bande uff;
Doch jedem deutschen Kriegersmann,
Der darum nicht zu Muttern kann,
Dem müßte Frankreich zahl'n als Dank
So'n Stücker zehn, zwölf dausend Frank;
Det wär' jerecht. Nanu adjö,
Jrüß mir die Jungens alle zwee.
Zu schreiben weeß ick heut nischt mehr. —
Schick' mir 'n paar Päckslen Tobak her!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Mittwoch, 3. Mai 1871.

Tannen.

Auf dem Kamm der Berge schweifend,
Sah ich stolzer Tannen drei,
Die, den Saum der Wolken streifend,
Ragten in den Himmel frei.

Welches Loos wird euch beschieden
In der Zukunft Tagen sein?
Hüllt ihr einst zu ew'gem Frieden
Müde Erdenpilger ein?

Prangt ihr einst als schlanke Masten
Auf des Meeres weitem Plan
Und führt reiche Kaufmannslasten
Uebern weiten Ocean?

Schirmen eure duft'gen Bretter
Einst als häuslicher Altar
Vor dem Sturm und rauhem Wetter
Ein genügsam Menschenpaar?

Oder fällt bei Hochgewittern
Euch des Blitzes greller Strahl,
Daß die Berge rings erzittern
Und der Donner rollt durch's Thal?

Glänzt an euren grünen Zweigen
Einst der gold'nen Aepfel Pracht,
Wenn die Engel niedersteigen,
Singend in der heil'gen Nacht?

Und das Schicksal jedes Baumes,
Der ein Schmuck der Berge war,
Ward im flücht'gen Spiel des Traumes
Meinem Geiste offenbar.

Sie, die einst gen Himmel strebten
Unterm luft'gen Wolkendach,
Ihre Fasern, sie erbebten
Bei der Aexte dumpfem Schlag.

Sie, die einst getrotzt den Wettern
Bei der rauhen Stürme Nah'n,
Schnitt zu Brettchen und zu Brettern
Schrill der Säge scharfer Zahn.

So, nach langem Erdenwallen,
Nach des Lebens Lust und Last,
Grüne Tanne, leihst du allen
Müden Pilgern Ruh und Rast.

H. Zeise.

Am andern Tage.

(Fortsetzung.)

„Katz,“ unterbrach ihn Weinhold, der nicht hingehört, „altes Faktotum, das mir schon seit Jahren ein fühlendes Herz bewiesen, soll ich Ihnen eine Auszeichnung widerfahren lassen und etwas anvertrauen, was unsere Dichter nur den Blumen und Sternen offenbaren?“ Und ohne abzuwarten, ob Katz auf eine derartige Auszeichnung begierig war, erklärte er: „Sie sehen vielleicht noch heute einen sehr glücklichen Menschen, einen Bräutigam!“

Der Alte zeigte sich weder angenehm noch unangenehm alterirt. Mit stoischem Gleichmuth sprach er: „Wie ich sage: Alles geht jetzt Hals über Kopf!“

„Man merkt,“ entgegnete der Jüngere, „daß Sie kein unbesoldeter Assessor sind. Aber da ich nun auch nicht länger zu dieser unglücklichen Menschenklasse gehöre —“

„Der Herr Assessor sind also fix angestellt?“ unterbrach Katz.

„Ja, alter Freund! Der Herr, der hier war, wollte mir unzweifelhaft die Freudenbotschaft bringen.“

„Man soll,“ erwiederte der erfahrene Graukopf, „nicht eher an Etwas glauben, als bis

man's in der Tasche hat. Da will ich Ihnen eine Geschichte erzählen —"

„Lassen Sie mich in Frieden mit Ihren Geschichten! Es steht fest: ich brauche nicht mehr, wie der Bär in schlechten Zeiten, vom eigenen Fett zu zehren. Und gestaltet mein Leben sich äußerlich günstiger, so will ich gleichzeitig innere Befriedigung finden. Ich gehe auf die Brautwerbung." Hierbei nahm er geschwind auf dem Stuhl Platz, der seine Garderobe trug, und fuhr in einen der Stiefel.

„Wenn es nicht gegen meine Gewohnheit wäre, zu fragen —" hob Katz an.

„Würden Sie fragen: wo?" rief Weinhold lebhaft. „Sie mögen es wissen, Lieber und Getreuer — aber Namen behalten Sie ja nicht," setzte er mit fallendem Tone ab, hob ihn indeß sogleich wieder: „Und doch trägt sie gerade den, der ihr ganzes Wesen, all' ihren Liebreiz ausdrückt, den Namen Flora!"

„Flora," wiederholte Katz, „wo hab' ich doch neulich den Namen Flora geschrieben gelesen?" Dabei füllte er die Tasse.

„Wahrscheinlich ist Ihnen," entgegnete Weinhold, in den zweiten Stiefel schlüpfend, „eine Mythologie in die Hände gefallen. Flora hieß bei den Alten die Göttin der Blumen."

„Nun besinn' ich mich," sagte der Stiefelputzer, „die neue Strohhut-Handlung hier rechts um die Ecke nennt sich: „Zur Flora"."

Der Assessor sprang auf und ergriff die Kaffeetasse, die er in kleinen Pausen an die Lippen führte: „Die Firma sollte man bei nächtlicher Weile demoliren! Hätt' ich nur gestern schon um meine Anstellung gewußt, welche kostbare Gelegenheit, der Geliebten auf der Hochzeit mein Herz zu eröffnen! Wir saßen getrennt," fuhr er nachsinnend fort, „sogar Rücken gegen Rücken. Eigentlich sprach ich nur aus Aerger hierüber so verwegen der Flasche zu. Aber kam ich nicht nach der Tafel in Flora's Nähe?" Er schlug sich vor die Stirne und sprach wieder lauter: „Es ist doch toll: wenn ich eine gewisse Linie überschreite, verläßt mich das Gedächtniß immer so schmählich, daß mir am andern Tage Alles entfallen ist, was ich geredet und gethan! Können Sie das begreifen, Katz?"

„Dunkle Stunden kommen Jedem im Leben, dem Einen auf die, dem Andern auf jene Art!" seufzte der Alte melancholisch.

„Ich glaube," sprach der Assessor weiter, „ich bin nach Hause gewankt, ohne der Kleinen gute Nacht zu wünschen. Oder war sie schon fort, als ich aufbrach? Ja, und wo bin ich noch am Abend gewesen? Eh' ich hier ankam, gerieth ich in ein hell erleuchtetes Lokal. Es blitzte und glänzte rings um mich, und die Leute dort waren ungemein höflich!"

„Vor Manchem verneigen sich die Straßenlaternen," glossirte Katz.

„Gleichviel," schnitt Weinhold sich selbst die Meditationen ab und vertauschte den Hausrock gegen den Frack. „Jetzt rasch meinen Sommermantel, Katz!"

„Wenn der mit auf Freiersfüßen wandeln soll, so muß das Fräulein Braut starke Nerven haben." Der Assessor sah ihn fragend an. Jener schloß: „Er hängt zum Korridorfenster hinaus wie ein Stück Wild."

„Warum denn?" forschte Weinhold.

„Es that ihm," erklärte der Alte, „in Folge der gestrigen Erlebnisse eine Einreibung mit Kampher noth."

„So geben Sie mir den Paletot!" forderte der Assessor.

„Der ist beim Schneider," entgegnete Katz gelassen.

„Dann werb' ich unbemäntelt," rief Weinhold entschlossen und trat rasch vor den Spiegel, um die Verfassung seiner Halsbinde zu prüfen. „Teufel!" prallte er zurück und besah seine linke Hand.

„Was wollen der Herr Assessor von ihm?" fragte Katz.

„Wie komm' ich dazu?" fuhr der junge Mann fort, die Hand unausgesetzt betrachtend.

„Wozu?" Und der Stiefelputzer näherte sich.

„Das ist ein Ring —"

„Ja, das ist ein Ring," bestätigte Katz.

„Der mir nicht gehört," ergänzte Jener. „Wie fatal!"

„Daß er Ihnen nicht gehört?" fragte der Alte.

„Daß ich nicht weiß, wessen Eigenthum er ist. Jedenfalls hat ihn einer der Hochzeitsgäste im Scherz vom Finger gestreift und vermißt ihn jetzt mit Schrecken. Aber wer, wer?" Er rieb sich auf's Neue die Stirne.

Der Stiefelputzer schüttelte leise das Haupt: „Was ein großer Spitz nicht Alles mit sich bringt!"

Der Assessor umkreiste das Zimmer: „Jede andere Nacht läßt doch eine Dämmerung aufkommen, nur in meinem Gehirn hält die Finsterniß wie in Aegypten an. Sagt mir heut' Jemand: „Du hast hochverrätherische Reden geführt, die Dir eine Disziplinaruntersuchung zuziehen," oder: „Du hast den Prediger, der die

Trauung vollzogen, mit dem Eislöffel umgebracht," ich muß es glauben; denn Hammelrücken und Schoten sind meine letzte klare Reminiscenz, die folgenden gebratenen Schnepfen flattern nur noch als dunkles Gerücht vorüber, alles Spätere liegt mir in undurchdringlichem Nebel." Er machte einen Moment Halt: „Wie werd' ich den Ring los? Am besten, ich deponire ihn beim Wirth des hochzeitlichen Hotels, möglicherweise ist dort schon Nachfrage gehalten worden. Geschwind, Katz, geschwind einen Fiaker!" Der Alte begab sich an den Ausgang. „Und, Katz," hielt Weinhold ihn auf, „wenn in meiner Abwesenheit der Herr, der mir gratuliren wollte, wieder vorspricht, lassen Sie ihn nicht zum zweiten Male gehen, halten Sie ihn fest, ich komme bald zurück. Sie haben doch Zeit, hier zu warten?"

„Leider," versetzte Katz.

„Wie so leider?"

„Bei der allgemeinen Geschäftsstockung, die jetzt herrscht, liegt auch die Stiefelputzerei darnieder," gab Katz zur Auskunft und öffnete die Thüre. Ein Bursche, mehr Knabe als Jüngling, trat ihm entgegen mit der Frage: „Komm' ich hier zu Herrn Assessor Weinhold?"

„Ja, mein Söhnchen!" erwiederte der Alte, schob den Nachwuchs seines Geschlechts, der eine Art Kassette trug, über die Schwelle und schloß von außen.

„Was soll's?" fragte Weinhold kurz, weil die Störung ihn verdroß.

„Ein Kompliment von meinem Herrn, und hier —" er hielt die Kassette vor sich hin.

„Wer ist Dein Herr?" hörte er sich interpellirt.

„Der Hofjuwelier Sr. Majestät —"

„Schickt zu mir?" fiel Jener vor Befremden auf's Neue ein.

„Nun ja, der Herr Assessor haben ja gewünscht —"

„Ich habe gewünscht? Was hab' ich gewünscht?"

„Die Ringe, die Ihnen gestern Abend gefielen, bei Tage zu sehen, um einen davon auszuwählen."

(Fortsetzung folgt.)

Die lothringischen Frauen im Kriege.

Man spricht so viel von der feindlichen Stimmung in Lothringen gegen die Deutschen. Man vergesse aber nicht, daß vor zwei Jahrhunderten, als Lothringen der Krone Frankreichs einverleibt wurde, das Volk dieser Vereinigung den größten Widerstand entgegensetzte. Erst nach langen, mörderischen Kämpfen, die viele Dezennien hindurch währten und in denen die französischen Heerschaaren das Land fast in eine Einöde verwandelten und die Kraft der Bevölkerung lähmten, fügte diese sich der französischen Oberherrschaft. Bekanntlich war Lothringen früher, als deutsches Lehen, ein selbstständiges Herzogthum und es hat sich lange gesträubt, seine Souveränität aufzugeben und zu einer Provinz Frankreichs herabzusinken. Französische Geschichtsschreiber geben selbst zu, daß keine andere Provinz Frankreichs so feindlich war wie Lothringen, so eifersüchtig auf ihre Nationalität, so eingenommen für ihre Selbstständigkeit und ihre alten Gebräuche. Mit welcher Begeisterung und zähen Ausdauer damals die Lothringer den Krieg gegen die französischen Eroberer führten, davon legt vor Allem die Theilnahme der Frauen an dem Kampfe Zeugniß ab. Ist es doch längst erwiesen, daß die Frauen sich nur für einen wirklich nationalen Krieg begeistern und zu den Waffen greifen.

Es waren namentlich die lothringischen Fürstinnen, welche sich durch ihren Heroismus und Kampfeseifer hervorthaten. Als Turenne Remiremont belagerte, befand sich in der Stadt nur eine kleine lothringische Garnison, welche den Auftrag hatte, die Umgegend zu durchstreifen, um die Proviantzüge, die der französischen Armee zugeführt wurden, aufzufangen. Turenne, der mit seinen Truppen durch Lothringen zog, um sich mit dem Herzog von Weimar zu vereinigen und ihn bei der Belagerung von Breisach zu unterstützen, hatte geglaubt, das kleine Remiremont im Vorbeikommen mit einem Handstreich zu nehmen. Aber er sah bald, daß er in einem großen Irrthum befangen war. Nun ließ er schnell Kanonen heranfahren und schritt zu einer regelrechten Belagerung. In Kurzem hatten die Franzosen eine Bresche von zwanzig Fuß Breite geschossen. Die Garnison und die Bürger waren nicht zahlreich genug, um den Schaden auszubessern. Da kam die Aebtissin des Klosters in Remiremont, Prinzessin Katharina von Lothringen, mit ihren Nonnen ihnen zu Hülfe. Kaum hatte sie Hand an's Werk gelegt, als die Frauen und Mädchen aus der Stadt, durch ihr Beispiel angefeuert, Erde und Bündel Holz heranschleppten, ja selbst das Holz von ihren Bettstellen und Matratzen, um die Oeffnung in der Mauer zu verstopfen. Die Belagerer schossen eine zweite Bresche an einem andern Punkt der Stadt; sie wurde aber ebenso schnell wieder ausgebessert.

Ungefähr vierzig französische Soldaten, welche durch einen schmalen schmutzigen Abzugskanal in die Stadt eingedrungen, wurden zu Gefangenen gemacht und im Triumph vor die Aebtissin geführt. Die Belagerung schritt nicht vor und Turenne durfte nicht länger zögern, sich nach Breisach zu begeben, wohin ernste Pflichten ihn riefen. So hob er am sechsten Tage die Belagerung auf. Der tapfere Widerstand der Frauen in Remiremont spornte die lothringischen Soldaten so an, daß sie mehrere Städte, selbst Luneville, welches die Franzosen erobert hatten, ihnen wieder entrissen.

Ein ähnliches Beispiel des Heldenmuths und der Kühnheit gab die Fürstin von Pfalzburg (geb. Prinzessin von Lothringen) bei der Belagerung von Nancy durch die Franzosen. Ein Zeitgenosse berichtet darüber: „Diese Fürstin, die männlichen Geist hatte, forderte mit Heftigkeit, daß man endlich einen verzweifelten Widerstand leiste. Sie behauptete, daß man durch die bisherige Demuth nichts anderes erreicht habe, als die Forderungen des Königs von Frankreich zu steigern und den Untergang des Hauses Lothringen herbeizuführen; sie sah ihre Sache als verloren an und hoffte auf keine Rettung mehr, aber sie meinte: „wenn man schon untergehen müsse, sei es besser, sich ruhmvoll unter seinen eigenen Trümmern zu begraben, als feigherzig Ehre, Gut und Freiheit zu verlieren." Die Fürstin bestand darauf, daß man durch starke Ausfälle die schon weit vorgeschrittenen Arbeiten der Belagerung störe. Sie stieg selbst auf die Wälle, bediente die Kanonen, zündete die Pulverminen an und ermuthigte durch ihre Gegenwart die Vertheidiger.

Eine Kugel ging sogar über den Kopf des Königs von Frankreich fort, der sich zu nahe heran gewagt hatte, um die Vertheidigungsanstalten zu besichtigen.

Mittlerweile war aber durch Unterhandlungen ein Vergleich zwischen dem König von Frankreich und dem Herzog von Lothringen zu Stande gekommen, laut welchem Nancy binnen drei Tagen den Franzosen eingeräumt werden sollte. Man denke sich den Unmuth, die Verzweiflung der Fürstin von Pfalzburg, da sie alle ihre Anstrengungen [illegible] sah. Nachdem die Franzosen als Sieger in Nancy eingezogen, stellte der Herzog von Lothringen dem König von Frankreich seine Schwester, die Prinzessin von Pfalzburg, vor. Die Fürstin empfing zwar den französischen Monarchen mit der gebührenden Höflichkeit, aber doch mit verbissenem Ingrimm. Der König nannte sie scherzweise „die Kriegerin" und stellte sie den Edelleuten seines Hofes mit den Worten vor: „Diese ist es, die sich so gut vertheidigte und uns Alle tödten wollte."

So groß die Tapferkeit der lothringischen Frauen war, so konnte sie doch dem siegreichen Vordringen der französischen Heerschaaren wie der endlichen Unterwerfung des Landes unter die französische Oberherrschaft dauernd keinen Einhalt thun.

Mannigfaltiges.

In Paris herrscht jetzt sehr schlechtes Wetter. Ganz natürlich, da die Heerführer der Kommune das Blaue vom Himmel herunterlügen.

Die größte Macht.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Herrscherkünste Zahl,
Saßen der Tyrannen viele
Einst zusammen beim Pokal.
„Seht mein Reich, das Reich der Schönen!"
Hub Frau Mode lächelnd an,
„Männer beten ja im Stillen,
Frau'n vor aller Welt mich an." —
„Nicht auf Laune ist gegründet
Meine Herrschaft," sprach das Gold.
„Sichre Basis geb' ich Allem,
Fürst und Bettler sind mir hold." —
„Dünkt euch doch nicht allzu mächtig,"
Fiel wie Blitz der Zufall drein:
„Was ihr mühsam aufgebauet,
Reiß im Augenblick ich ein."
Endlich auch, geweckt vom Streite,
Noch die Schlafmütz' auf dem Haupt,
Kam die Dummheit ernsten Schrittes;
Gähnend hob sie an: „Erlaubt!
Mäßigt, Freunde, eure Hitze;
Denn der stärkste doch bin ich:
Götter kämpfen selbst vergebens,
Sagt das Sprüchwort, gegen mich." —
Und es riefen Mode, Zufall,
Gold und and're Mächte noch:
„Ja, der Preis gebührt der Dummheit,
Hoch die Dummheit! Dreimal hoch!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Freitag, 5. Mai 1871.

* Nachts.

Umsonst, ich kann nicht ruhen! — Kein Gebet
Senkt das gedankenmüde Haupt in Schlummer,
Und Bild um Bild vergang'ner Tage geht
An mir vorbei und weckt entschlaf'nen Kummer.
Die Todten steigen auf vor meinem Geist,
Weil sie das Herz so gern willkommen heißt.

O meine Mutter! rührende Gestalt,
Mit deinem sanften blassen Angesichte!
Und du, mein Kind — die Stirn vom Kranz umwallt,
So früh verklärt von einem höhern Lichte!
Und du — und du — gleich süßem Widerhall
Verklung'ner Melodien kommt ihr all'!

Ja, grüße wieder mich, geliebte Schaar,
Die selbst im Traum sich oft vor mir versammelt!
Denn meine Seele lebt mit dem, was war,
Obgleich der Mund noch and're Worte stammelt;
Der Erde noch gehör' ich an, der Welt
Gleich einem Pilger, welcher Rasttag hält.

Doch diesen Staub, ich schüttle bald ihn ab,
Und meines schlummerlosen Hauptes Kissen
Wird dann das harte, räthselhafte Grab!
Sei seine Decke leicht und schnell zerrissen,
Sei dann auch mir vergönnt, — mit euch vereint —
Ein Herz zu grüßen, das mich einst beweint!

Dürkheim.

Am andern Tage.

(Fortsetzung.)

„Höre, Junge —" begann Weinhold, doch plötzlich brach er ab und murmelte bei Seite: „Alle Wetter, der Juwelierladen also war das Lokal mit den höflichen Leuten!" Laut knüpfte er examinirend an: „Höre, Junge, Du erinnerst Dich wohl, daß ich Deinem Herrn auch gesagt, zu welchem Zweck ich den Ring kaufen will?" Und wieder leise sprach er: „So werd' ich es selbst erst erfahren!"

„Versteht sich, Herr Assessor, für Ihre Braut!"

Weinhold starrte ihn an: „Für — für — schon recht, aber weiter!"

„Der Ring sollte zu dem passen, den Sie am Finger tragen."

„Blitz und Schlag!" zuckte Weinhold in die Höhe. „Erschrick nicht, Zwerg, Du bist ein prächtiger Bursche! Thu' Deine Schätze auf!" Der Kleine gehorchte und öffnete das Kästchen. „Ha," rief der Assessor hineinblickend, „gleich der erste hier ist ja vollkommen der Zwillingsbruder des meinen! Was kostet er?"

„Der Preis steht auf dem Zettelchen daneben. Aber es hat keine Eile mit der Bezahlung. Der Herr Assessor sind uns schon sicher. Wir hoffen, Sie beehren uns wieder, wenn Sie Bedarf an andern Schmucksachen haben."

„Ah so," lachte Weinhold, „Ihr werft die Wurst nach der Speckseite! Nun gut, Ihr sollt Euch nicht betrogen sehen. Hier nimm einstweilen dies für Deinen Gang und packe den übrigen Kram zusammen!" Er griff in die Tasche, während der Bursche die Kassette schloß. „Danke daheim für die Pünktlichkeit, mit der ich bedient worden!" Er reichte ihm ein Geldstück.

„Ich habe zu danken," sagte der Knirps mit artiger Verbeugung und nahm die Chatouille unter den Arm: „Den besten Morgen, Herr Assessor!" Er ging.

„Deßgleichen Dir, Deinem Herrn, der ganzen Welt!" rief ihm der Zurückbleibende nach, schob den erworbenen Goldreif an einen Finger der Rechten und jubelte auf: „Ich Narr des Glücks! Flora meine Braut!" Er hielt inne: „Aber abscheulich bleibt's doch, den wonnevollsten Augenblick des Daseins unbewußt genossen zu haben! Nein," widersprach er sich selbst, „kann ich denn

bewußtlos gewesen sein, als sie mir den Ring gab? Wie nur die Lethewellen den Geist dergestalt zu überfluthen vermögen, daß ihm selbst das abhanden kommt, was geschehen, als er noch seiner mächtig war! Seltsamer Zustand!" Eine Sekunde stand er hinbrütend, dann machte er eine rasche Bewegung: „Was quäl' ich mich! Liegt der vergessene Moment nicht neu vor mir, wenn ich mein Mädchen heut' wiedersehe?" Da knarrte die Thüre.

Katz erschien: „Der Fiaker steht unten, Herr Assessor!"

„Katz, ich bin Bräutigam!" stürmte ihm der Glückliche entgegen und schlug ihm beide Hände auf die Schultern. „Es ist aufgeklärt: den Ring hab' ich von ihr, von meiner Flora! Was sagen Sie dazu?"

„Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf!" erwiederte Katz sehr ruhig.

„Mir hat er wahrhaftig Beides im Schlaf beschеert," rief der junge Mann enthusiastisch, „wonach ich mich heiß gesehnt: erhörte Liebe und eine Anstel —" er sprach nicht aus, sondern schwenkte unerwartet ab: „Wetter, wenn es mit der Anstellung nichts wäre!"

„Vorhin stand sie ja fest!" schaltete der Alte ein.

„Es wäre allerdings ebenso möglich, daß der Glückwunsch, der mir abgestattet werden sollte, sich auf meine Verlobung bezog."

„Die Hähne, die zu früh krähen, Herr Assessor —"

„Ach, schweigen Sie, alter Narr!"

„Merkwürdig," versetzte Katz gelassen, „wie die menschlichen Ansichten von der Stimmung abhängen! Vorhin war ich der alte Freund, jetzt bin ich der alte Narr!"

Weinhold hatte die Bemerkung überhört. „Sei dem, wie ihm wolle," heiterte er sich jetzt selbst wieder auf, „die Geliebte ist mir gewiß!" Er griff nach seinem Hut: „Auf Windesflügeln jetzt in ihre Arme!"

„Es ist heute kein Wind, Herr Assessor," fiel die Prosa in die Poesie ein, „indessen ein Brief ist hier für Sie, ich lief mit dem Briefträger an der Treppe zusammen."

Weinhold legte rasch den Hut aus der Hand: „Ein Brief? Lassen Sie sehen!" Nicht minder hastig öffnete er das Couvert, wobei er rief: „Der Fiaker soll eine Minute warten!" Schweigend ging der Alte. Der Jurist holte heftig Athem: „Wenn mir nun doch mitgetheilt würde, daß ich angestellt bin?" Seine innere Erregtheit war so stark, daß er laut las: „Mein Herr Assessor! Sie haben sich erlaubt —"

„Hollah!" unterbrach er die Lektüre. „Wer ist der freche Patron, der mir das schreibt?" Er schlug die Seite um: „Ein anonymer Skribent? Geduld! Wir wollen Dich an der Kralle erkennen, Löwe!" Von Neuem begann er: „Sie haben sich erlaubt, auf dem gestrigen Hochzeitsfeste meiner Tochter Flora —"

„Barmherziger! Flora's Vater!" stieß er entsetzt heraus. „Der Mann, der scheinbar so viel Wohlwollen für mich empfand, nimmt plötzlich diesen Ton an? Was hab' ich mir erlaubt?" Er blickte wieder in den Brief: „Meiner Tochter Flora eine Liebeserklärung zu machen —"

Erbittert hielt Weinhold abermals inne und rief sehr hitzig: „Und da die Gegenliebe Ihrer Tochter Flora durch diesen Ring verbürgt ist, Herr, so wird das Mädchen mein Weib auch ohne Ihren väterlichen Konsens!" Zornbebend näherte er das Papier wieder den Augen: „Liebeserklärung zu machen, und zwar in einem Zustande —" er stutzte und repetirte unwillkürlich: „Zustande, den mein Kind seinen Eltern nur unter Zittern zu beschreiben vermocht."

„Himmel und Hölle!" ächzte Weinhold erblassend, die Kniee wankten unter ihm, er mußte sich setzen. „Im Rausch!" sprach er düster vor sich hin und starrte zu Boden. Dann fuhr er fort: „Der Kelch muß ausgetrunken werden!" und las weiter: „Sie sind in Ihrer Zudringlichkeit so weit gegangen, dem tödtlich betroffenen Mädchen einen Ring vom Finger zu ziehen und sich anzueignen. Flora hat es geduldet, weil sie befürchtete, durch Widerstand in noch ärgere Verlegenheit gebracht zu werden und allgemeines Aufsehen zu erregen. Von einem Unzurechnungsfähigen fordere ich keine öffentliche Satisfaktion; ich werde im Gegentheil Ihre Entschuldigung übernehmen, indem ich Jedem, der mich nach dem Sachverhalt fragt, ganz kurz erkläre: Sie hätten nicht gewußt, was Sie gethan."

Hier seufzte Weinhold schwer auf: „Eine schöne Entschuldigung, aber es ist die Wahrheit!" Er las zu Ende: „Die Beschämung, die Sie beim Lesen dieser Zeilen fühlen müssen, sei Ihre Strafe. Den Ring meiner Tochter werden Sie unweigerlich und ungesäumt wieder ausliefern. Ich verlange, daß Sie ihn an mich adressiren. Die übliche Form der Zeichnung am Schlusse eines Briefes wird mir durch die Umstände erlassen."

Wiederum entrang sich der Brust des Zerschmetterten ein dumpfes Gestöhn, er legte den Brief aus der Hand, ergriff ihn mechanisch von Neuem und blickte ins Leere, als Katz hinter ihm

eintrat und berichtete: „Der Fiaker wartet, Herr Assessor, indessen das Warten vertheuert die Fahrt."

„Er mag mich ins Grab fahren!" sagte Weinhold gebrochen, indem er aufstand.

„Wohin?" spitzte der Alte das Ohr.

„Alles ist aus, Katz!" antwortete der junge Mann resignirt.

„Oho!" gab Jener sein Erstaunen kund.

„Ja, ja, alter Freund!"

„Jetzt bin ich wieder der alte Freund," nickte der Stiefelputzer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lokomotive.

(Nach einem wirklichen Vorgang im Kriege.)

Monsieur Regnard hatte den Hut in der Hand. Seine Gattin stand neben ihm, während die Tochter, einige Schritte entfernt, eine echt türkische Decke über einen runden Tisch breitete und mit den Augen abmaß, ob die Zipfel auf allen Seiten in gleicher Höhe über dem Fußboden schwebten. In der Einrichtung des Zimmers spiegelte sich der Wohlstand des ganzen Hauses. Aber der Besitzer desselben zeigte trotzdem kein heiteres Gesicht; denn sein Haus lag in einer Stadt der Champagne, und die Stadt war von preußischen Truppen besetzt. Die Mehrzahl der Bürger hatte Einquartierung, auch Monsieur Regnard trug diese unangenehme Last.

Indem er seine Handschuhe anstreifte, that Madame Regnard die einfache Frage: „Tu t'en vas, mon ami?" (Du gehst fort, Lieber?)

„Charlotte! Vergißt Du Dich wieder?" herrschte der Gemahl sie an. „Muß man denn Alles fünfzig Mal sagen, eh' es in Frauenköpfen haftet?"

Das junge Mädchen wollte Partei für die Mutter ergreifen und begann zärtlich: „Cher papa (Lieber Papa) —" doch sofort traf sie der väterliche Zorn:

„Du auch, Manon? Es soll kein französischer Laut im Hause gehört werden, so lange die deutsche Einquartierung uns aufliegt. Mein Französisch ist mir zu theuer, zu heilig, um diese Eindringlinge noch davon profitiren zu lassen. — Wie? Ich glaube gar, Du lachst?"

Das Fräulein nahm sich zusammen, trat zum Vater und war im Begriff, ihm das Kinn zu streicheln. Mit unwirscher Geberde sträubte er sich dagegen. Manon drängte ihm ihre Liebkosung nicht weiter auf, sondern seufzte: „Zum Lachen ist die Zeit nicht angethan; aber weil Dein Gebot, nur Deutsch zu sprechen, ganz und gar seinen Zweck verfehlt —"

„Der Hauptmann merkt ihn nicht!" fiel Regnard ein.

„Hauptmann Urban," erläuterte Manon, „ist sehr zufrieden damit, daß wir in seiner Landessprache mit ihm verkehren, da er die unserige zwar Wort für Wort versteht, sich aber nicht leicht genug darin unterhalten kann."

Der Hörer warf den Kopf zurück: „So faßt der Herr wohl gar meine Zurückhaltung als Zuvorkommenheit auf? Von dem Wahn will ich ihn heut' bei Tische heilen."

„O, ich bitte Dich," schlug Charlotte sich in's Mittel, „lieber Regnard, denke daran, wie er, nachdem die Preußen unsere Stadt genommen, hätte auftreten können und wie er aufgetreten ist! So bescheiden und anspruchlos —"

„Ja wohl," unterbrach der Gatte, „es ist eine Kunst, anspruchslos zu sein, wenn uns Alles in Hülle und Fülle entgegengetragen wird! Gepäppelt habt Ihr Beide ihn wie ein Kind, meine besten Weine habt Ihr ihm vorgesetzt —"

„Mein Gott, er betrat verwundet unser Haus!" rechtfertigte Madame ihr Verfahren.

„Jetzt ist er hergestellt," hob Monsieur an.

„Die Hand muß immer noch in der Schlinge ruhen," rief Manon geschwind, als ahnte sie, wo der Vater hinauswollte.

Dieser fuhr fort: „In der Schlinge wird nächstens die ganze feindliche Armee stecken! Er ist hergestellt, wiederhol' ich. Er braucht keine besondere Pflege mehr. Von heut' an wird ihm gewöhnlicher Landwein verabreicht."

„Aber, Regnard!" suchte Madame einzuwenden.

„Gewöhnlicher Landwein, ich will es so, Charlotte!" verstärkte der Hausvater.

Die milder denkende Frau gab nicht nach: „Er wartet ja nur noch auf Nachricht, wo er sein Regiment findet —"

„Fänd' er's in der Hölle!" warf Regnard dazwischen.

„Dann verläßt er uns," sprach Jene weiter. „Soll ihm der freundliche Eindruck, den er sonst von unsrem Hause mitnähme, am Ende seines Aufenthalts zerstört werden?"

Monsieur stand starr: „Das ist merkwürdig! Als hätten französische Bürger darauf zu denken, daß preußische Soldaten freundliche Eindrücke von Frankreich empfangen!"

Charlotte war noch nicht geschlagen: „Lieber Regnard, der Hauptmann ist ja nur während des Krieges Soldat."

„Und Hauptmann ist er auch erst geworden," fügte Manon hinzu, „als alle übrigen Offiziere seiner Kompagnie gefallen waren."

„Wenn Du Dich," fuhr die Mutter fort, „nicht geflissentlich auf die nothwendigsten Worte mit ihm beschränktest, würdest Du einen tiefgebildeten, kenntnißreichen Mann finden. Er unterrichtet im Frieden an einer lateinischen Schule, er versteht Griechisch —"

„Laßt ihn Chaldäisch verstehen," schnitt Regnard mürrisch den Faden ab, „was kümmert's mich? Das Essen wird mir erst wieder schmecken, wenn er zum Tempel hinaus ist!" Dabei stülpte der Mißvergnügte den Hut auf und wollte sich entfernen.

Madame hielt ihn an der Schwelle fest durch die Bemerkung: „Dann kommen Andre, und wir machen vielleicht Erfahrungen, die uns Herrn Urban zurückwünschen lassen."

Regnard kehrte von der Thür um und knirschte: „Dann kommen Andere? Weißt Du das so bestimmt?"

„Ich fürcht' es," entgegnete sie.

Die Aeußerung der Besorgniß stimmte ihren Gatten plötzlich dergestalt um, daß er ihre Hand ergriff und ganz gutmüthig sprach: „Fürchte Nichts, Charlotte! Wenn sie schon ihre Schulmeister im Felde haben, woher wollen sie noch Menschen nehmen? Sie sind fertig!" Seine Stimme schwoll an: „Frankreichs Hilfsquellen aber bleiben unerschöpflich —"

„Sagen unsere Journale!" schaltete Charlotte ein.

„Sage ich Dir!" schrie der Gemahl, heftiger, als je vorher. „Keiner von all diesen Zündnadelmännern kommt lebendig über den Rhein zurück! — Ich gehe auf die Präfektur. Es müssen neue Nachrichten da sein. Vielleicht hörst Du noch in dieser Stunde, daß die Haupt-Armee der Sauerkraut-Esser vernichtet ist, kleingläubiges Weib!" Er ließ ihre Hand ungestüm fahren und ging, ohne eine Antwort abzuwarten, ja ohne den üblichen Abschied, davon.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* Zwei lustige Soldaten-Lieder, illustrirt von Ludwig Löffler. (Stuttgart, Eduard Hallberger.) Diese köstlichen Produkte echten Volkshumors, welche während des nunmehr glücklich beendigten glorreichen Krieges entstanden, sind, mit volksthümlichen Sangesweisen versehen, allüberall in Deutschland mit Jubel aufgenommen und ebenso heimisch geworden, wie sie unsern braven Soldaten auf dem anstrengenden Marsche und im Bivouak allezeit aufheiternde, ermunternde, freundliche Begleiter waren. Es sind, wie „Prinz Eugen, der edle Ritter", Volkslieder im besten Sinne, welche die Zeit, die sie hervorgebracht, überdauern und im Volke und der Armee noch lange, lange fortleben werden. In der vorliegenden, wie wir hören auf vielfach ausgesprochene Wünsche erfolgten Ausgabe, welche mit Löffler's überaus komischen Illustrationen geschmückt ist, bilden die Lieder ein sehr ansprechendes Erinnerungszeichen besonders für die heimkehrenden Soldaten der tapferen deutschen Armee, denen sie umsomehr empfohlen sein mögen, als der Reinertrag vom Verleger für die deutsche Invalidenstiftung bestimmt ist.

Mannigfaltiges.

Bei ihrem Gastspiele am Posener Stadt-Theater widerfuhr der berühmten Berliner Soubrette Anna Schramm Folgendes: Dieselbe trat in „Das Milchmädchen von Schöneberg" auf und kam auch ganz glücklich mit dem Handwagen, gezogen von einem kolossalen Hunde, auf die Scene. Da mit Einem Male wird das Thier rebellisch, wirft den Wagen um, daß die Kannen bis zur Rampe kollern, streift schließlich sein Geschirr ab und setzt sich trotzig vor den Souffleurkasten. Die hinausgesandten Statisten hält sein Zähnefletschen von ihrem Bemühen ab, das Thier fortzuschaffen. Da tritt Anna Schramm vor und ruft ihm zu: „Aber Sultan! Du verdirbst mich ja das ganze Jeschäft! Mit dir fahre ich nich wieder nach die Stadt!" Und siehe da, Sultan klemmt beschämt den Schweif ein und eilt schnurstracks zur Coulisse, wo er dingfest gemacht wird.

Deutschlands Pflicht.

Deutsche Einheit, edle Frucht,
Nicht im Frieden zu erringen!
Fremden Stammes Eifersucht
Mußte sie zur Reife bringen.
Vor den Thoren von Paris
Fielen erst die letzten Schranken;
Bei den Thoren von Paris,
Deutschland, kannst du dich bedanken.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 54. Montag, 8. Mai 1871.

* Frauenmilde.

An ..... in Blieskastel.

Nichts häßlicher auf diesem Erdenrund,
Als wenn ein süßgeformter Frauenmund
Mit Wort und Wort, gleich einer scharfen Scheere,
Zerschneidet eines Nächsten Ruf und Ehre.

Laßt solche nur, die scheußlich von Gesicht,
Ob Schmach und Thorheit sitzen zu Gericht; —
Ein Weib, noch schön, noch frisch und jung an Jahren,
Soll in dem Busen Milde sich bewahren.

O wie viel Sturm und wie viel Lust und Pein
Kehrt in dem schwachen Menschenherzen ein!
So lang ihr nicht besteht der Prüfung Flammen,
Soll euer Herz kein andres streng verdammen.

Ja, dann auch wird der reinste Menschengeist
Noch edler, wenn er schonend sich erweist,
Wenn er der sanften Christuslehre denkt
Und selbst der Schuld noch eine Thräne schenkt.

Dürkheim.

Am andern Tage.

(Fortsetzung.)

Weinhold griff sich an die Stirne: „So bitter hat wohl kaum schon Jemand am andern Tage einen Rausch gebüßt! Mein Lebensglück zertrümmert durch eigene Schuld!"

„Das ist hübsch von Ihnen, Herr Assessor!" versetzte Katz in mitleidigem Tone.

„Was?" fragte der Andere.

„In der Regel versetzen die Menschen, wenn sie in eine Tinte kommen, den lieben Gott und das Schicksal derowegen in den Anklagestand. Indessen Sie, Herr Assessor, machen sich allein die Vorwürfe; das muß ich loben."

„Ich kann," erwiederte Weinhold finster, „auf Niemand grollen, als auf mich selbst."

„Hätt' ich das vorausgesehen, hätt' ich den Brief unterschlagen!"

„O nein, die Nemesis mußte mich treffen Da lesen Sie, ich will meine Schande nicht verbergen!" Er reichte ihm das Schriftstück, welches Katz schweigend nahm, und sprach vor sich hin: „Furchtbarer Geist des Weins, du lockst uns wie die Schlange des Paradieses, damit wir das Paradies verlieren!"

„Hum, hum!" brummte der Alte.

„Was sagen Sie, Katz?" hob Weinhold ein wenig den Kopf.

„Ich sage: der Brief ist impertinent, Herr Assessor!"

„Er ist in gerechtem Zorn verfaßt."

„Dergleichen Redensarten ließ ich mir nicht gefallen."

„Ich habe sie vollauf verdient! Wie konnt' ich so sinnlos trinken?"

„Ja," meinte Katz, „hinterdrein kommt immer der Jammer. Da will ich Ihnen eine Geschichte erzählen."

„Erzählen Sie meinetwegen!" ergab sich Weinhold und steckte den Brief, den Katz ihm zurückgab, in die Brusttasche.

Der Alte begann: „Ich war einmal im Theater, da gaben sie ein Stück mit Musik und Zauberei von dem großen — ja, der verwünschte Name! Indessen wie das Stück hieß, hab' ich behalten, denn es war sehr lang und sehr schön. Faust hieß es. Der Faust ist zuerst ein polnischer Jude mit langem Bart in einem schwarzen Kaftan und betrinkt sich in einer schönen Nacht mutterseelenallein dermaßen, daß er die Engel im Himmel singen hört und rücklings auf den Stuhl fällt. Am andern Tage kommt der hinkende Bote nach, und da schlägt sich nun mein Faust mit der Faust

vor den Schädel und schreit wie besessen: „Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!" Ja, ja, Herr Assessor, es kommt beim Trinken nie viel Gescheidtes heraus. Indessen den groben Brief ließe ich doch nicht auf mir sitzen. Ich rückte an Ihrer Stelle dem Mann auf die Stube und bezahlte ihn mit gleicher Münze, statt den Kopf hängen zu lassen wie ein geschossener Sperling!"

„Mit gleicher Münze? Unmöglich, guter Katz!"

„Der Mann bekleidet wohl einen hohen Posten?"

„Er ist Kommissionsrath."

„Wenn er weiter nichts ist!" zuckte Katz die Achsel. „Schicken Sie mich zu ihm mit dem Ring, ich werde ihm seinen Standpunkt klar machen!"

„Nein, Katz," raffte Weinhold sich zusammen, „da weiß ich etwas Besseres. Eine ehrliche Natur gesteht die Fehler, die sie begangen, ein. Das will ich dem alten Herrn gegenüber thun, und söhnt er sich nicht völlig mit mir aus, so soll er mich wenigstens nicht mehr verachten!" Er griff nach seinem Hut.

„Herr Assessor, nehmen Sie mich mit!" bat Katz.

„Sie sind nicht klug!" lehnte Jener ab und verließ das Zimmer.

„Klug bin ich freilich nicht," sagte Katz zu sich selbst, „indessen grimmig auf den Kommissionsrath. Ich werde horchen, wohin mein Assessor kutschirt, und kommt er mit der Lazarusmiene zurück, so wird sich Katz einmal auf die Beine machen!" Mit diesem Entschluß folgte er seinem Assessor.

II.

Der Kommissionsrath Brieg trat aus einem Seitengemach in ein Zimmer, welches durch seine Einrichtung verrieth, daß es der Familie zum gewöhnlichen Aufenthalt diente. Dem alten Herrn auf dem Fuß folgte seine Gattin mit der Tochter, deren Köpfchen matt an der mütterlichen Schulter lehnte. Sanft bis zu kindlicher Weichheit sagte der Vater: „Du liebst Deine Eltern nicht, Flora, sonst würdest Du endlich aufhören zu weinen."

„Wenn die Thränen ihr wohlthun, so gönne sie ihr, Vater!" verwendete sich die gleichfalls sehr sanfte Mutter.

„Du bestärkst," nahm er wieder das Wort, „das Kind immer noch mehr darin, Mutter, sich dem Schmerz hinzugeben."

„Die Wunde muß ausbluten!" erklärte die Matrone.

„Das wird sie nie, nie!" schluchzte Flora.

„Da hörst Du's, Mutter," seufzte der Gatte und rang die Hände; „was fangen wir mit dem Kinde an?"

„O, dieser Assessor!" stöhnte die alte Frau. „Wer hätte das von ihm erwartet?!"

„Den Punkt," entgegnete der Vater, „haben wir nun schon hundertundfünfzigmal erörtert. Suche lieber einen Trost für das Kind!"

Die Mutter hatte ihr leidendes Töchterchen unterdessen an's Sopha geführt und dort niedergelassen. Während Flora das Gesicht in die Kissen drückte, versetzte die Hausfrau dem Eheherrn: „Je öfter ich ausspreche, Vater, wie ich über Weinhold's Benehmen denke, desto eher wird Flora einsehen, daß er ihrer zarten Neigung unwürdig war, und ihn verabscheuen lernen."

Hier hob Flora ein wenig die thränenden Augen: „Hätt' ich ihn nur nicht so unaussprechlich geliebt!" Schnell sank der Kelch der kranken Blume wieder auf die gepolsterte Unterlage.

„Das darfst Du keinen Fremden merken lassen," warnte die Mutter. „Die Klatschschwestern werden das Ereigniß so wie so breit genug treten. Indeß meine Beruhigung ist, daß Jeder, der gerecht urtheilt, den Menschen verdammen muß."

„Ich halte für das Beste," entgegnete der Kommissionsrath, „den Arzt zu fragen, ob er dem Kinde nicht eine Luftveränderung anräth. Was meinst Du, liebe Flora, möchtest Du reisen?" Er näherte sich ihrem Sitz und faßte ihre Linke, die schlaff herabhing.

„Fort aus der Welt!" wimmerte das Mädchen.

Die Mutter nahm einen bestimmteren Ton an: „Solcher Gedanken mußt Du Dich gewaltsam entschlagen, Mädchen!"

„Ja, das mußt Du, Kind!" verdoppelte der Vater die Aufforderung.

„Du hast," fuhr die Matrone fort, „in Deinem ganzen Leben noch keine ernste Schicksalsprüfung zu bestehen gehabt. Dies ist die erste. Willst Du ihr erliegen? Angemessener wäre es, Dich stolz aufzuraffen mit dem Entschluß, den Menschen zu vergessen." Bei diesen Worten war sie bis an's Fenster gegangen, wo sie stehen blieb.

„Wenn ich ihn nur nie wiedersähe!" jammerte Flora.

„Wir wollen doch reisen, Mutter," schlug der Kommissionsrath vor, „damit das Kind andere Eindrücke empfängt!"

„Auch Reisekosten soll uns der Mensch noch verursachen?" warf die Angeredete über die Schulter zurück. „Ich nehme seinen Namen nicht mehr auf die Zunge, für mich ist er nur noch der Mensch; und fürchtet Flora sich vor dem Wiedersehen, so steht es ganz bei ihr, dasselbe zu vermeiden."

„Aber, Mutter," wollte der Vater belehren, „er kann ihr ja täglich auf der Straße begegnen?"

„Dann dreht sie die Augen weg oder blickt an ihm vorbei, als wäre er Luft!"

„Und wenn er das Kind anredet?"

Die alte Frau bewegte unwillig das Haupt: „Die Schamlosigkeit müßte ich ebenso unerhört finden, als wollte er unser Haus noch einmal zu betreten wagen." In dem Moment zuckte sie zurück: „Was seh' ich? ein Wagen hält vor der Thüre, der Mensch steigt aus —"

(Fortsetzung folgt.)

Die Lokomotive.

(Fortsetzung.)

Charlotte seufzte ihm nach: „Sie sollte schon dreimal vernichtet sein und nachher stellte sich stets das gerade Gegentheil heraus. Aber der Mann gibt seine Selbsttäuschung nicht auf, was ist da zu thun?" Sie zuckte die Achseln in der Erkenntniß, daß eben Nichts zu thun sei.

Da näherte sich Manon mit einem Blick und einer Miene, als hätte sie etwas höchst Wichtiges auf dem Herzen. „Mama," fing sie schmeichelnd an, „liebe Mama, ich danke Dir von ganzer Seele!"

„Wofür denn?" fragte die Mutter befremdet und erhielt sogleich die Auskunft:

„Daß Du dem Papa gesagt, was unser deutscher Gast für ein Mann ist."

„Ich gab einfach der Wahrheit die Ehre."

Des Mädchens Ton wurde noch wärmer. „Und Du kennst ihn noch nicht einmal so ganz, wie ich ihn kenne. Sieh, Mama, ich habe nie einen Mann gesehen, der mich mehr für sich eingenommen hätte!"

Mama horchte auf und trat unwillkürlich zurück: „Was ist das?"

Manon folgte ihr, indem sie schalkhaft sagte: „Wir sollen doch nun einmal deutsch sprechen. Also, Mama, unser Hauptmann gefällt mir so — daß ich ihn heirathen könnte!"

„Kind!" rief Madame Regnard schwer bestürzt; denn sie sah sofort im Geist ein Familiendrama vor sich, in Szene gesetzt von ihrem Eheherrn.

Fräulein Manon hingegen schien der Zukunft vertrauensvoll ins Auge zu blicken; sie knüpfte, unbeirrt durch den Schreckensruf der Mutter, an ihre eigenen Worte an: „Und da er mir gestern, als er mich zufällig allein traf, die Hand küßte und sie nicht wieder losließ, da — da —" Manon durfte dreist ins Stocken gerathen; wußte Madame Regnard jetzt doch schon genug, um mit einem verdoppelten „Kind, Kind!" in den nächsten Sessel zu sinken.

Zu weiteren Explikationen kam es nicht, weil von außen leise an die Thüre geklopft ward. „Le voilà!" rief das Mädchen und eilte, zu öffnen. Ein männlicher Kopf erschien, der auf breiten Schultern ruhte, und die Schultern steckten in preußischer Landwehr-Offiziers-Uniform. Ein schmaler Streifen blanken Leders zog sich um die Brust und um die wagerecht gehaltene linke Hand. Es war die von Manon gegen den Papa erwähnte „Schlinge," von Aerzten „Mitelle" genannt.

Hauptmann Urban machte von der gewährten Freiheit des Eintritts für's Erste keinen Gebrauch, sondern blieb vor der Schwelle stehen und sprach so gedämpft, wie er angeklopft: „Ich sah Herrn Regnard soeben von meinem Fenster aus über den Platz gehen, die kostbare Zeit wollte ich nicht unbenutzt lassen."

Manon hielt ihm das Händchen hinaus und bat: „Kommen Sie, kommen Sie, ich bin ein Papagei, Mama weiß Alles!"

„Wie?" erstaunte er, faßte sich jedoch rasch, verließ seinen Posten an der Thür und schritt festen Ganges auf die Hausfrau zu, die regungslos dasaß wie die Senatoren Roms beim Einzug der Gallier. „Madame Regnard," redete der stattliche Krieger sie mit ungekünstelter Herzlichkeit an, „wenn Fräulein Manon Ihnen ein Geheimniß anvertraut hat, so muß sie es in der Brust der Mutter wohl aufgehoben glauben."

„Dessen bin ich nicht sicher," fiel das junge Mädchen naiv ein, „aber Mama sprach so gut von Ihnen zu Papa, daß es mich rührte und dann — lange kann ich Nichts für mich behalten, Geheimnisse drücken mir das Herz ab!" Der junge Offizier lachte über das unumwundene Geständniß. Manon sah ihn innig an: „Mein Glück war zu groß, ich hab' es kaum über die Nacht hinaus tragen können, fast wär' ich aufgestanden und hätte die Mama geweckt."

„Holde, süße Seele!" jubelte Urban entzückt und streckte den freien Arm aus, um die Geliebte an sich zu ziehen. Indeß mäßigte er sich mit Rücksicht auf die Mutter, deren Schweigsamkeit ihm erst jetzt aufzufallen schien. Er trat dicht vor sie: „Doch was sagt Madame Regnard?"

Sie gab sich Haltung und schaute ihn vorwurfsvoll an: „Sie sollten die Gesinnung meines Mannes doch besser kennen!"

„O," entgegnete er lebhaft, „damit sprechen Sie Ihre Gesinnung aus und ich darf Sie meine theure Mutter nennen!"

Madame blieb kalt: „Ich habe mich dem Willen meines Gatten unterzuordnen."

„Wenn wir Frieden bekommen," sprach Urban zuversichtlich, „und ich trete im bürgerlichen Rock vor Herrn Regnard, dann wird er mit sich reden lassen, denk' ich."

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* **Das bayerische Gedenkbuch.** Unter dem Titel „Die Bayern in Frankreich 1870—1871, illustrirtes Gedenkbuch für das bayerische Volk und Heer" ist soeben die 1. Lieferung eines von dem als bayerischer Schriftsteller rühmlich bekannten Karl August Dempwolff in München herausgegebenen Werkes erschienen, welches eine Schilderung der Thaten und Schicksale des bayerischen Heeres in dem jetzt beendigten ruhmreichen Kriege enthalten wird. In dem schwungvoll geschriebenen Prospekt, welcher der 1. Lieferung vorgeheftet ist, sagt der Herausgeber: Ein Gedenkbuch wollen wir schreiben für Bayerns Volk und Heer, ein Gedenkbuch des Ruhmes unserer herrlichen Armee, ein Gedenkbuch, an dem Jeder sein Theil hat, der diese große Zeit in treuer Pflichterfüllung mit erlebte, ein Gedenkbuch uns zur Freude, denen, die nach uns kommen, zu erhebender Erinnerung an das, was ihre Vordern in großer Zeit gethan für Bayerns Ruhm, für Deutschlands Größe, ein Gedenkbuch, das unsern Kindern und Kindeskindern ein Lehrbuch sein soll echter Vaterlandsliebe und jeder patriotischen Tugend." — Dem Prospekt ist eine Uebersicht des Inhalts beigefügt, die nicht verfehlen dürfte das lebhafteste Interesse der Leser zu erregen, namentlich auch der Vielen in unserem Lande, die mit thränenfeuchten Blicken in dem 11. Kapitel: „Die gefallenen Helden" die Namen der den Opfertod für das Vaterland gestorbenen Angehörigen und Freunde aufsuchen werden. — Die uns vorliegende 1. Lieferung ist sehr ansprechend ausgestattet. Der elegante Umschlag trägt auf der Vorderseite den geschmackvoll zusammengestellten kernigen Titel des Werkes, umgeben von einer einfach schönen Einfassung mit den Namen von 10 Schlachten und Belagerungen, an welchen die bayerische Armee oder Theile derselben einen hervorragenden Antheil genommen. Auf der Rückseite des Umschlags gibt der Verleger Auskunft über die dem Werke beizufügenden Illustrationen. Der Text der 1. Lieferung, zwei elegant ausgestattete Bogen größten Oktavs umfassend, bringt die beiden ersten Kapitel der interessanten Einleitung, „Wie der Krieg entstand" und „Bayern vor dem Kriege", und diesem schließt sich die erste Illustration an, ein Portrait des Generals der Infanterie Ludwig von der Tann in vortrefflichem Holzstich aus dem berühmten Atelier von R. Brend'amour & Cie. in Düsseldorf. — Der sehr niedrige Preis von 14 Kreuzern für jede Lieferung wird der Verbreitung des Werkes sicherlich sehr förderlich sein. Dasselbe wird in 15 Lieferungen, die thunlichst rasch erscheinen sollen, vollständig sein.

Mannigfaltiges.

Bezüglich des im letzten Kriege so scharf hervorgetretenen National-Charakters der Franzosen ist bemerkenswerth, wie in einem 1729 zu Augsburg unter dem Titel: „Rudimenta geographica", erschienenen Lehrbuche die Frage: Wie seynd die Franzosen?" sich beantwortet findet. Die Antwort lautet: „Seynd frölich, höflich, gesprächig, in Schlichtung sowohl als Erfindung der Sachen schnell und behend, in verschiedenen Künsten und Wissenschaften erfahren; doch allzugroße Großsprecher und Hochschätzer ihrer selbst und ihrer Sachen. Erfinden immerdar neue Mode und allerhand Eitelkeiten, sonderbar in Pracht und Tracht der Kleider, wodurch sie der Ausländer Augen mit einem blauen Dunst erfüllen und ihnen anbey den Seckel leeren." Also vor 150 Jahren wie heute. Hätte aber der Autor der „Rudimenta" unsere Tage erlebt, dann würde er wohl seiner Charakteristik das Prädikat offizieller Verlogenheit beigefügt haben.

Lebensphilosophie.

Männlich zu leiden,
Kraftvoll zu meiden,
Kühn zu verachten,
Bleib' unser Trachten,

Bleib' unser Kämpfen in eherner Brust,
Uns des unsträflichen Willens bewußt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 55. Mittwoch, 10. Mai 1871.

Sei geizig und gib!

Geizen sollst du mit Minuten,
Denn auf ihren Schwingen ruhten
Oft des Himmels Seligkeiten;
Geizen selbst mit den Sekunden, —
Tausende, zum Kranz gewunden,
Können schönen Tag bereiten.

Geizen sollst du mit Vertrauen,
Sollst nicht Jeden lassen schauen
In des Herzens stilles Eden:
Nicht dein Gut so leicht verschwenden,
Nicht das Wort an Jeden wenden:
Wer sich wegwirft, wird zertreten.

Geizen sollst du im Genusse,
Schwelgen nicht im Ueberflusse
Und im Rausche eitler Wonnen;
Leicht verführt zum Uebertreiben
Dürfte von der Lust nichts bleiben,
Hätt'st nur Ueberdruß gewonnen.

Darum schließe zu den Kasten
Eitler Schätze, lerne fasten
Und entbehr' zu rechter Stunde;
Aber gib mit vollen Händen
Von dem Eig'nen, wenn die Spenden
Heilen können eine Wunde.

Gib an Zeit und Wort und Rede,
Wo zu schlichten eine Fehde,
Oder wo ein Glück zu bauen;
Trag' hinzu aus deiner Scheuer
Rath und Hilfe, oft so theuer,
Geize da nicht mit Vertrauen.

Am andern Tage.

(Fortsetzung.)

„Mutter!“ fuhr Flora vom Sopha auf und eilte gegen das Fenster vor.

Die Matrone drängte sie zurück: „Du entfernst Dich augenblicklich!“

„Irrst Du Dich auch nicht, Mutter?“ fragte der Kommissionsrath.

„Da horch, er zieht die Glocke!“ antwortete sie, indem ein Läuten vom Korridor hereinklang.

„Ich begreife das nicht,“ sagte Flora zitternd.

„Ich ebensowenig!“ Dabei schob die Mutter das Mädchen der Seitenthüre zu. „Aber jetzt werd' ich ihm die Meinung sagen!“

„Nein,“ reckte der Kommissionsrath sich plötzlich in die Brust, „das ist meine Aufgabe, Mutter!“

„Geh', Flora, geh'!“ forderte diese.

„Aber, liebe Mutter —“

„Ohne Widerrede!“ Und das Mädchen war in das Nebengemach bugsirt.

„Geh' Du auch, Mutter,“ bat der Gatte, „mir liegt es ob, die Würde unseres Hauses zu schützen.“

„Du hast kein Temperament!“ wandte sie ein.

„Ich werde Temperament haben!“ behauptete er.

„Nun gut,“ gab sie nach, „doch ich komme wie von ungefähr in's Zimmer; meine Verachtung muß ich dem Menschen zeigen!“ Rasch folgte sie der Tochter.

Der Kommissionsrath räusperte sich. Es klopfte. „Herein!“ rief er, die möglichste Stärke in seine weiche Stimme legend. Weinhold erschien, den Hut in der Hand, mit einer Verbeugung auf der Schwelle. „Mein Herr Assessor?“ hörte er sich fragend begrüßt.

„Um Vergebung, Herr Kommissionsrath,“ begann er ehrerbietig, doch mit Haltung, „es kann Sie befremden, daß ich so frei bin, persönlich —“

„Ich leugne nicht,“ fiel Jener ein, „es befremdet mich allerdings, um so mehr als —“

„Verzeihung, wenn ich in's Wort zu fallen wage! Sie zürnen mir —“

„Dies fühlen Sie und dennoch —“

„Gerade weil ich es sehr schmerzlich fühle, daß meine Stellung zu Ihrem sehr verehrten Hause —"

„Nicht mehr die alte sein kann, wollen Sie sagen? Das liegt auf der Hand, Herr Assessor, und ich hätte geglaubt, Sie würden Ihre Besuche von selbst einstellen."

„Ich habe bei Ihnen und den Ihrigen so schöne Stunden verlebt —"

„Halten Sie, wie es scheint, für Pflicht, uns dafür zu danken —"

„O, dies vergönnen Sie mir wenigstens!" bat Weinhold.

„So muß ich," fuhr der alte Herr unbeirrt fort, „Ihnen gestehen, daß wir nach dem Vorgefallenen uns nicht in der Lage sehen, Ihren Dank anzunehmen."

„Ich erkenne den Mann nicht wieder, der sonst die verkörperte Milde, die Sanftmuth in Person war," klagte der Bittsteller.

„Wir wollen einander keine Vorwürfe machen," lautete die Entgegnung. „Unsere Wege sind und bleiben hinfort getrennt, und ich erwarte, wenn der Zufall meine Familie irgend mit Ihnen zusammenführt, daß der früheren Beziehungen nicht gedacht wird."

„Herr Kommissionsrath, Sie behandeln mich wie den schwersten Verbrecher!"

Ohne hiervon Notiz zu nehmen, sprach Brieg weiter: „Leider waren diese Beziehungen bereits zu intim geworden, um meine Tochter nicht dem Gerede der Welt preiszugeben. Doch wir setzen uns darüber hinweg in dem Bewußtsein, daß Niemand mit Recht auf uns einen Schatten werfen kann. Der Unparteiische muß Sie allein verurtheilen. Flora hat sich, was ich ihr zum Ruhm nachsagen darf, gestern höchst taktvoll benommen und sich dem Schwarm der Hochzeitsgäste unbemerkt entzogen. Daß sie ihre Eltern von dem Geschehenen sofort in Kenntniß setzte, war natürlich und recht. Ich darf unser Gespräch wohl für beendigt ansehen, Herr Assessor?"

Jetzt öffnete sich die Nebenthüre, die Hausfrau kam. Ein äußerst frostiges „guten Morgen", von einem kurzen Kopfnicken akkompagnirt, war ihr ganzer Gruß, und ohne sich aufzuhalten, schwebte sie dem Ausgang nach dem Flur entgegen.

„O, meine theure, verehrte Frau!" rief Weinhold und streckte flehend die Hände aus.

„Was wünschen Sie?" fragte die Dame von oben herab.

„Ihre Verwendung erfleh' ich für mich bei Ihrem Herrn Gemahl, dessen Strenge —"

„Ohne Zweifel am Platz ist," vollendete sie, „da sie sich ungemein selten äußert. Sie entschuldigen mich, ich habe wirthschaftliche Anordnungen zu treffen." Sie that einen Schritt näher zur Pforte.

„Also auch das weiche weibliche Herz in Stein verwandelt?" rief der junge Mann verzweifelnd.

Sie drehte den Kopf über die Schulter und fragte ihren Mann, auf den Assessor deutend: „Wie geberdet sich der Herr?"

Da biß Weinhold die Lippe, und Zorn furchte seine Stirn: „Sie sollen die Frage nicht wiederholen. Für Menschen, die mir einmal im Leben Gutes erwiesen, behalt' ich ein Gefühl der Dankbarkeit, auch wenn sein Ausdruck meiner Lippe versagt wird. Es war thöricht von mir, diesen Gang zu unternehmen; ich büße ihn, wie man jede Thorheit büßt. Ich muß es Ihnen, den Eltern, überlassen, ob Sie Ihrem Fräulein Tochter von meiner aufrichtigen Bitte um Verzeihung Kenntniß geben wollen —"

„Bitte um Verzeihung?" zuckte die Mutter auf, „besteht Ihre Dankbarkeit in Hohn, mein Herr?"

„Mich setzt hier keine Mißdeutung mehr in Erstaunen," erwiederte Weinhold gefaßt, „es ist offenbar die Absicht, mich nicht zu verstehen. So scheid' ich denn mit heut' für immer, für ewig von einer Stelle, die mir sehr theuer war, unendlich theuer! Leben Sie wohl!" Er verneigte sich und machte eine Wendung der Thüre zu.

„Wir wünschen das Nämliche," sagte die alte Frau spitz.

Weinhold hielt inne: „Pardon, beinahe hätt' ich das Wichtigste vergessen!" Rasch streifte er den linken Handschuh ab und wollte der Dame den Ring überreichen: „Ich bitte!"

Sie trat zurück: „Mein Herr!"

Mit leiser Aufwallung versetzte er: „O, scheut man selbst die Berührung meiner Hand?" Schnell entschlossen trat er an den Tisch, legte den Goldreif nieder und schritt hinaus.

„Was bedeutet dies?" fragte die Dame laut.

„Ihr Herr Gemahl wird Ihnen die Antwort geben!" sagte Weinhold in der Thüre und war verschwunden.

Die Zurückbleibende sah ihren Gatten an: „Du?"

Der Kommissionsrath stand nicht minder verwundert: „Ich?"

„Er sagt ja: „Du!"

„Ich weiß nicht, was er will!"

„Wie sonderbar, Vater!"

„Vielleicht weiß das Kind, Mutter —" meinte der Kommissionsrath.

Sofort eilte die Dame an die Seitenthüre und rief hinein: „Flora!"

Das junge Mädchen zeigte sich, die Spuren neuer Thränen in den Lidern. „Er ist fort?" fragte sie schüchtern.

„Gott sei gelobt!" athmete die Mutter zufrieden auf. „Hat der Mensch nicht die Dreistigkeit, hier Worte fallen zu lassen von Dankgefühl!"

„Und," ergänzte der Vater, „von schönen Stunden, die er bei uns verlebt!"

„Es ist empörend!" machte die Matrone ihrem Herzen Luft.

„Aber ich habe," erklärte der Kommissionsrath stolz, „eine Energie entwickelt, die er nicht in mir gesucht!" (Forts. folgt.)

Die Lokomotive.

(Fortsetzung.)

Charlotte wollte etwas erwiedern, allein Manon kam ihr zuvor: „O ja, ja! Papa haßt die Deutschen erst seit dem Kriege und blos deßhalb, weil sie der militärischen Ehre Frankreichs den hohen Glanz geraubt. Ach, möchten Sie nur ein Paar Schlachten verlieren, er würde gleich weit besser auf Sie zu sprechen sein!"

Der Offizier strich seinen Schnurrbart: „Das wollen wir doch lieber nicht, eher mag der Papa recht schlecht auf uns zu sprechen bleiben!" Und gegen die Mama gewendet fuhr er fort: „Nach langer Spannung ermattet jedes Gefühl. Sobald die Waffen ruhen, wird das französische Volk gerechter in seinem Urtheil über uns werden. Auch Herrn Regnard's jetzige Stimmung, die so erklärlich wie verzeihlich ist, wird dann eine wohlthuende Umwandlung erfahren."

„Ich zweifle!" sprach die Gattin des Genannten ihre Ansicht aus.

„Wir wollen es abwarten," sagte Urban. „Vertrauen Sie mir ein wenig, theure Frau, daß ich die rechten Worte finde, den Vater Manon's zu gewinnen!"

Die Mutter hob das gesunkene Haupt. „Abwarten? Es soll ihm verheimlicht bleiben, in welches Verhältniß sein unüberlegtes Kind zu Ihnen getreten?"

„Ich bitte darum, bis das Geläute des Friedens versöhnend und leidenschaftstillend die Lande durchklingt," nickte Urban.

„Was denken Sie von mir, mein Herr?" versetzte sie mit Unmuth. „Ich bin nicht gewohnt, meinen wackeren Mann zu hintergehen."

„Mama!" rief Manon bittend, erhielt aber einen determinirten Wink, zu schweigen.

„Hintergehen?" wiederholte der Hauptmann fragend. „Doch ja, Sie haben Recht, Madame! Verzeihen Sie! Ich wünsche auch nicht, daß meine künftige Frau mir Etwas verbirgt." Und plötzlich in einen heiteren, aufgeräumten Ton übergehend, sah er das junge Mädchen an: „Also müssen wir hindurch, liebste Manon; es gilt einen kühnen Sturm!"

„Großer Gott!" bebte sie; denn diese Eventualität hatte sie sich bisher nicht vorgestellt.

„Du hast Dir Dein Schicksal selbst bereitet!" sagte die Mutter mit strafender Miene.

„Zittern Sie nicht!" suchte Urban zu beruhigen. „Wäre ich ein Mann, wenn ich Nichts für meine Liebe wagen wollte, wenn mir der Muth fehlte, mir mein Weib zu erobern? Ja, nun freut mich sogar die Aussicht auf einen kleinen Kampf, zumal der größere im offenen Felde mir seit einer Stunde ziemlich ferngerückt ist."

„Wie?" fragte Manon, durch seinen Zusatz abgelenkt, hastig: „haben Sie Kunde von Ihrem Regiment? Kommt es nicht mehr in's Feuer?"

„Mein General," gab der Hauptmann Aufschluß, „schickte mir eine Ordonnanz, ich übernehme das Etappen-Kommando in Ihrer Stadt."

Das Mädchen lief ihm näher, noch halb ungläubig: „Sie gehen nicht fort?"

„Einige Zeit müssen Sie mich schon noch bei sich dulden," scherzte er.

„Mama, er bleibt, er bleibt!" frohlockte Manon, alles Andere vergessend, und klatschte in die kleinen Hände.

„Und die Ordre meines Chefs," vervollständigte Urban seine Mittheilung „gibt mir ein Mittel — ich hoffe es wenigstens — Herrn Regnard meiner Werbung geneigt zu machen."

„Wie das?" verlangte die Mutter zu wissen.

„Ich ziehe," sagte der neue Etappen-Kommandant, „seine Natur dabei in Betracht, die mehr zu Handelsgeschäften neigt, als zu heroischen Thaten."

Madame war nicht Willens, sich durch dunkle Andeutungen abspeisen zu lassen; ehe sie jedoch wieder zu Worte kam, flog die Thüre auf, und herein stürmte Regnard, ein Blatt Papier in der Linken, mit der rechten den Hut schwenkend: „Wir haben gesiegt, wir haben gesiegt!"

Frau und Tochter kehrten sich stumm erschrocken nach ihm um, Urban aber bot seinem Wirth den Gruß, den Jener ihm hätte gönnen sollen: „Guten Morgen, Herr Regnard!"

„Ha, mein Herr Hauptmann!" Der Franzose blitzte mit triumphirendem Blick den Preußen an und trat einen Schritt vor: „Mein Herr, hundertundfünfzig tausend Mann Preußen sind von uns aufgerieben!"

Der Hauptmann fragte gelassen: „Wo hat die Aufreibung stattgefunden?"

„Das wissen wir noch nicht; genug, daß die Thatsache feststeht! Sie werden sich nun wohl beeilen, unsre Stadt zu räumen!"

„Ich gab mir kurz zuvor die Ehre, den Damen zu melden, daß ich vielmehr zum Etappen-Kommandanten hierselbst ernannt bin."

Mit gleicher Ironie erwiederte Regnard: „Die Damen werden das Vergnügen nicht lange genießen, Sie in der neuen Eigenschaft zu sehen. Ist Ihnen kein Blick in die Depesche gefällig?"

„Stammt sie aus derselben Fabrik wie ihre Vorläuferinnen? In dem Fall erlaube ich mir den Rath, Herr Regnard: warten Sie bis morgen auf die Bestätigung!"

Dem Franzosen stieg das Blut bis in den Scheitel: „Mein Herr, der Hochmuth, der in Ihrem Unglauben liegt —"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Leicht verwundet.) Folgenden rührenden Zug aus dem letzten Kriege erzählt die „Schlesische Zeitung": Durch die Brust geschossen lag in einem Lazareth vor Paris ein Grenadier vom 10. Infanterie-Regiment. Auf einem Patrouillengange zerriß eine feindliche Kugel seine jugendliche Brust. Doch vorwärts will er, — den Tod in der Brust, will er sich rächen an dem versteckten Feind. Da — noch eine Kugel streift seine Seite, ein Blutstrom bricht aus seinem Munde — langsam zieht er sich zurück, umsaust von den Kugeln des Feindes. Das Gewehr fest umklammernd, bricht er endlich zusammen. Im Lazareth wird seine Wunde untersucht. Mehrere Rippen waren zerschmettert die Leber verletzt, das Brustbein durchbohrt. Bang hing das matte Auge des Tapfern an den Lippen des Arztes, der zuckt stumm die Achseln, sein Auge sagt nur deutlich: Du bist verloren! — „Eine Bitte, Herr Oberarzt — wollen Sie mir dieselbe gewähren?" — „Was wünschen Sie?" — „Bitte, schreiben Sie nicht in die Verlustliste: Schwer verwundet; schreiben Sie: Leicht verwundet. Wie würden meine guten Eltern sich bekümmern, wenn sie diese Schreckensworte läsen! Bin ich todt, dann mögen sie erfahren, daß ich nicht mehr leide. Warum soll ich ihren Kummer mehren, da mir ihre Liebe doch keine Hilfe bringen kann?" — Der Wunsch des Schwerverwundeten wurde erfüllt und in der Verlustliste erschien folgende Meldung: „Schlesisches 10. Grenadier-Regiment. Patrouillengang am 15. Nov. 1870. Grenadier Gustav Sauermann, Tscheschenheide, Kreis Guhrau. L. V., Schuß durch die rechte Brust." Ob die bekümmerten Eltern diese Widersprüche wohl erkannt? — Wider Erwarten genas der tapfere Krieger, obwohl er furchtbar litt. Täglich wurde ein Guttapercha-Schlauch durch seine Brust gezogen, doch in allen seinen Briefen, die er in die Heimath senden ließ, stand das Wort: „Ich habe keine Schmerzen." Geschmückt mit dem eisernen Kreuze ward er nach Breslau in's Kloster der barmherzigen Brüder gebracht, wo er seiner völligen Heilung entgegensieht. Was ziert den jungen Krieger mehr: das Ehrenkreuz — oder jenes schlichte Wort: „Ich habe keine Schmerzen?"

Im Münchener Residenztheater wurde jüngst das Lustspiel „Der zerbrochene Krug" von Kleist gegeben. Bei der Stelle, wo Frau Martha den Verlust des Kruges bedauert, hervorhebt, welch schönes Kunstwerk derselbe gewesen, und u. a. unter Thränen sagt: „Da steht ein Erzbischof, und dem fehlt jetzt der Kopf!" erhob sich im Hause ein stürmischer Applaus und schallendes Gelächter. Aus welchem Grund, mag der geneigte Leser selbst zu ergründen suchen.

Räthsel.

Ich kenne ein Geschwisterpaar,
So ungleich, wie noch keines war:
Stets hell des Bruders Angesicht,
Sein Auge strahlend Glanz und Licht.
Die Schwester zeigt nur düstre Miene;
Bedeckt mit einem dunkeln Flor,
Naht sie sich schwarz gleich einem Mohr.
Auch sind sie nie vereint erschienen;
Wenn sie sich zeigt, dann fliehet er,
Und wenn er nahet, flieht sie wieder,
Denn niemals waren zwei Gemüther
So ungleich sich, wie sie und er.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 56. Freitag, 12. Mai 1871.

Am andern Tage.

(Fortsetzung.)

Sein Ehegespons fuhr eifrig fort: „Doch Eins verstehen wir Beide nicht: er wollte mir einen Ring aufdringen —“

Flora erschrack: „Einen Ring?“

„Dort liegt er auf dem Tisch!“

Das Mädchen flog an den Ort und rief beim Anblick des Kleinods: „Himmel, es ist derselbe, durch den er sich gestern verlobt!“

„Was sagt das Kind?“ rief der Vater.

„Nein, nein,“ vibrirte das Mädchen, „ich täusche mich nicht, den Reif hier zog er von Flora Salzmann's Finger und steckte ihn an seine eigene Hand. Das war der fürchterliche Augenblick, in dem Flora's Augen mich, die fern saß, suchten. O, wie sie triumphirend lächelte! Ich that, als hätt' ich nichts von Allem gewahrt, stand auf und verließ durch die Seitenthüre den Saal. Ich hörte nur noch eine scharfe Stimme dem Brautpaar gratuliren, dann stürzt' ich zum Wagen.“

„Und diesen Ring,“ begann die Mutter zögernd, „läßt er bei uns zurück? Was soll das heißen?“

„Und von mir verlangt er,“ gab der Vater dazu, „daß ich der Mutter den Grund sage?“

„Räthselhaft!“ sprach Flora leise, den Kopf schüttelnd.

Da wurde die Korridorglocke von Neuem gezogen. „Er kommt am Ende gar noch einmal wieder,“ meinte der Kommissionsrath.

„Dann gäbe die Glocke einen andern Ton,“ lispelte Flora.

„Das ist nicht seine Stimme,“ entdeckte die lauschende Mutter. „Es scheint eine Dame, die mit der Köchin spricht.“

„Flora Salzmann!“ rief die Tochter überrascht.

„Nicht möglich!“ stutzte die Mutter.

Aber es war trotzdem möglich; denn als sie die Thüre öffnete, um sich zu überzeugen, trat ihr die Genannte fröhlich entgegen: „Guten Morgen, Frau Kommissionsräthin! Erkennen Sie den Vogel schon am Zwitschern?“ Und lachend sprang sie herein: „Guten Morgen, guten Morgen! Da find' ich die ganze Familie traulich beisammen, das ist prächtig! Darf ich meinen Hut ablegen?“ Dabei that sie es bereits und schüttelte die Locken: „Herrschaften, die Geschichte ist göttlich!“

„Welche Geschichte?“ forschte die Hausfrau. „Wir wissen von keiner!“

Der Gast eilte auf die Namensschwester zu: „Das ist Deine Schuld. Warum verschwandest Du spurlos von der Hochzeit? Wie eine Stecknadel hab' ich Dich gesucht und heut' prickelte mir's in beiden Füßen, bis ich mit meinem Anzug fertig war, um herzufliegen. Nun bin ich endlich da! O Flora, Flora!“ Sie unterbrach sich selbst durch klingendes Lachen.

„Sie sind zu einer Heiterkeit aufgelegt, —“ hob die alte Dame etwas verletzt an.

„In die Ihr Trio herzhaft einstimmen wird, sobald ich meine Geschichte vom Stapel lasse. Aber nehmen Sie Stühle, sonst fallen Sie um! Hier, hier!“ Und rasch rollte sie zwei Fauteuils hinter die Damen, dann einen dritten hinter den Hausherrn: „Der Herr Kommissionsrath muß ebenfalls sitzen!“

Dieser glitt auf den Sessel: „Aber mein gutes Fräulein —“

„Halten Sie sich auch fest, und nun Achtung! Oder so: Haben Sie schon von vertauschten Kindern gehört?“

Halb stotternd fragte der alte Herr, der nicht wußte, worauf das hinaus sollte: „Wie sie in Zigeunergeschichten vorkommen?“

„Zigeuner," rief das lustige Mädchen, „vertauschen nur kleine, ganz kleine Kinder. Gestern hingegen sind zwei große Kinder vertauscht worden. Ach, entschuldigen Sie, Frau Kommissionsräthin, daß ich Ihre Flora auch ein großes Kind nenne!"

„Unsere Flora?" fragte die Mutter.

„Ja, Ihre Flora, der heut' das Mündchen zugewachsen scheint — nun, dafür ist meine Plappermühle um so wasserreicher — also Ihre Flora ist mit Der, die das Vergnügen hat, vor Ihnen zu gestikuliren, gestern auf der Hochzeit vertauscht worden."

„Wie so?" wünschte der Kommissionsrath zu wissen.

„Das ist eine tiefsinnige Frage, Herr Kommissionsrath!"

Die Dame des Hauses stand halb auf: „Will das Mädchen sich lustig machen über meinen Mann?"

„Ach," lehnte Flora Salzmann ernst ab, „welcher Verdacht! Die Frage ist in der That so schwer zu lösen, daß unsere medizinischen und naturwissenschaftlichen Koryphäen vielleicht daran scheitern würden. Denken Sie sich: es kommt Jemand auf mich zu, redet mich konsequent als Fräulein Flora Brieg an, spricht von heißen Gefühlen, die er lange im Stillen für mich genährt, bemächtigt sich endlich meiner Hand und raubt mir einen Ring."

„Und Sie ließen es geschehen?" fragte die Mutter der andern Flora mißbilligend.

„Natürlich! Wen hätte das Quiproquo nicht höchlich ergötzt? Die unechte Flora suchte die echte durch einen Wink über die Tafel hinweg heranzuziehen, aber die echte ließ sich zu meinem Leidwesen auf keinen telegraphischen Rapport ein. So kam denn das ganze épanchement, wie der Pariser für Herzensergießung sagt, an die falsche Adresse, und zu guter Letzt spielte ich Braut und Bräutigam mit einem Seladon, der dies Dämchen da liebt!"

Der Kommissionsrath schlug sich auf die Kniee: „Mutter!"

Leise erwiederte diese Blick und Wort: „Vater!"

Die Erzählerin ergriff die Schulter der Namensschwester: „Und Du rührst Dich noch nicht, sitzest wie eine Sphynx!"

„Wenn Dir," entgegnete die Sphynx eiskalt, „Jemand von heißen Gefühlen gesprochen, was geht es mich an?"

„O Du Heuchlerin, jetzt hab' ich Dich; jetzt weiß ich, Du hast den ganzen Vorgang beobachtet und deßhalb wurdest Du plötzlich unsichtbar!"

„Was denkst Du von mir?" schnellte Jene glühenden Blicks empor.

„Daß Du Dich getroffen fühlst, Stehauf! Sei so gütig, versenge mich nicht, ich erstatte Dir Deinen Assessor hochachtungsvoll mit ergebenstem Dank zurück, mein Herz bleibt meinem Apotheker verschrieben, aber hieroglyphisch; denn läse mein Herr Papa einen Pharmaceuten heraus —" sie drehte sich leichtfüßig um, duckte sich und hielt die Hände wie zum Schutz über den Kopf, dabei streifte ihr Blick zufällig den Tisch. Ein „Ha!" der Ueberraschung entrang sich ihr.

Das kommissionsräthliche Paar erhob sich a tempo und die alte Dame fragte: „Was erschreckt Sie?"

Flora Salzmann streckte beide Arme vor sich aus und nahm ein tragisches Pathos an: „Ein Gespenst, ein Gespenst! Vor Zeiten gingen nur erschlagene Menschen als Geister um, heutzutage erscheinen auch irrthümliche Verlobungsringe!" Hell auflachend sprang sie auf die Stelle zu: „Wie kommst du hierher, reizender kleiner Kerl?" Sie nahm ohne Weiteres ihr Eigenthum an sich und gab ihm den Platz, der ihm zukam: „Nimm deinen gewohnten Finger wieder ein, dir ist gewiß recht bange nach mir gewesen! Nun, Herrschaften," sah sie sich um, „darf man um freundliche Auskunft ersuchen?"

Unsicheren Tons begann der Kommissionsrath: „Es scheint wirklich, Mutter, als wäre der junge Mann noch heut' der Ansicht, daß unser Kind ihm den Ring gegeben!"

„Wie konnte er," versetzte die Mutter, „nur gestern dem Wahn verfallen?"

„Wenn die Damen," sagte Flora Salzmann schnell, „die Taschentücher vor die Augen halten, will ich's Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit — wie unser Geschlecht das Meiste erzählt — offenbaren. Der Herr Assessor war — verstehen Sie mich?" Sie machte eine bezeichnende Geberde.

„O pfui!" äußerte die Matrone ihre Entrüstung.

„Ich bitte sehr," ergriff das launige Mädchen die Vertheidigung des Abwesenden, „er war dabei so liebenswürdig, so zärtlich —"

Die Tochter des Hauses kehrte sich ab.

„Sehen Sie, Frau Kommissionsräthin, wie Flora mich um seine Zärtlichkeit beneidet!"

Die alte Dame zürnte fort: „Einen solchen Rausch zu haben, daß er die Personen verwechselt —"

„Ist nur ein Beweis," fiel der weibliche Defensor ein, „wie wenig seine Natur vertragen kann! Er lallte so süß: „Gro—grollen Sie mit nicht, himmlisches Mädchen —"

(Fortsetzung folgt.)

Die Lokomotive.

(Fortsetzung.)

„Regnard!" rief es in dem Moment hinter ihm. Ein Bürger der Stadt hatte die Thür, ohne anzuklopfen, aufgerissen und stutzte beim Anblick der vier Personen. Mit rascher Verbeugung entschuldigte er sich: „Pardon, mille pardons mes dames! (Bitte tausendmal um Verzeihung, meine Damen)" und winkte dem Hausherrn, sich ihm zu nähern, wobei er noch ein Mal, aber leiser, rief: „Regnard!"

Dieser folgte mit dem einzigen Froschlaut: „Quoi?" (Wie?)

Der Andere zischelte ihm unter demonstrirenden Gesten etwas in's Ohr, was für die Uebrigen unhörbar blieb. Sie gewahrten nur, daß Regnard ein paar Mal zuckte und der Fremde ihm das Papier aus den Händen drehte. So schnell, wie er sich eingefunden, verschwand der mysteriöse Mann wieder mit einem lauten „j'ai l'honneur, j'ai l'honneur" (ich hab' die Ehre) gegen das schöne Geschlecht.

Auf Regnard's Zügen ging ein verzweifeltes Muskelspiel vor. „Diantre!" (Teufel) stöhnte er.

Urban wandte sich an Manon und ihre Mutter: „Es kommt mir vor, als hätte der flüchtige, räthselhafte Besuch etwas niederschlagend auf Herrn Regnard gewirkt. Scheint es Ihnen nicht auch so?"

„Es war ein Präfektur-Beamter," belehrte Madame.

„Ich glaubte beinahe, ein Taschenspieler," versetzte der Hauptmann, „solche Fingerfertigkeit entwickelte er. Sehen Sie, sehen Sie: er hat das Sieges-Bülletin eskamotirt!"

„Wahrscheinlich aus guten Gründen," flüsterte Manon, während ihre Mama zum Papa ging und ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Mein Freund," sprach sie sanft, „hat man wieder einen Sieg erdichtet?"

„Man hat!" gab er, die Faust ballend, zu.

„Diese poetische Kraft ist wahrlich kein Segen für Frankreich!" bemerkte der Deutsche ernst.

Regnard richtete den Kopf auf und sagte mit Würde: „Mein Herr, verschonen Sie mich mit Spott!"

„Es wäre unedel und verbietet sich von selbst," betonte Urban; „denn ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen."

Der Preuße machte den weiblichen Anwesenden eine kleine Verbeugung: „Ich würde den Damen dankbar sein, wenn Sie vielleicht einige wirthschaftliche Anordnungen zu treffen hätten, während ich mit Herrn Regnard verhandle."

„Nein, ihr bleibt!" befahl der Hausvater und hielt seine Lebensgefährtin am Arme fest. „Diese Art kennen wir in Frankreich nicht!"

Urban lächelte: „Ich meinte gerade, Rendezvous zwischen Männern seien hier häufiger, als in Deutschland."

Regnard's Augen sprangen halb aus dem Kopf: „Rendezvous? Ich soll mich mit Ihnen schlagen? Warum?"

„Das wüßte ich auch nicht, mein lieber Herr Regnard! Doch wenn Sie auf der Anwesenheit der Damen beharren.... so sei es! Sie sind mir zu werth, als daß ich Ihnen nicht bereitwillig nachgäbe."

„Ich Ihnen werth?" stieß der auf Kohlen Stehende heraus.

„Gewiß," versicherte der Hauptmann, „ich achte in Ihnen den ehrlichen Gegner, der keine erheuchelte Höflichkeit zeigt, der seine Sympathien wie seine Antipathieen freimüthig zu erkennen gibt. Um so eher darf ich von Ihnen erwarten, daß Sie nach dem Friedensschluß einer der Ersten sind, die in die dargebotene Hand des Feindes einschlagen: „„Jetzt sind wir wieder Freunde!""

Regnard räusperte sich. Das Vertrauen, welches der Deutsche in ihn setzte, schmeichelte ihm, aber er hütete sich, es durch eine Silbe zu verrathen. Er schwieg, bis der Sprecher von Neuem anhob: „Glauben Sie mir, das deutsche Volk und auch seine Soldaten sehnen den Tag herbei, der uns erlaubt, das Schwert niederzulegen! Ich male mir manchmal den ersten Morgen aus, an dem ich wieder, meinen Cicero und Sophokles unter'm Arm, zu meinen Primanern und Sekundanern gehe. Und seit mich das Schicksal in dies Haus geführt, glänzt mir noch ein andres Zukunftsbild.... Wissen Sie, wie es mir vorschwebt?" fragte Urban.

„Nein," erklärte sein verwirrter Zuhörer mit schluckendem Ton.

„So, Papa Regnard!" Und in der nächsten Sekunde stand der Offizier den Arm um Manon's Nacken geschlungen, zwei Schritte vor ihm.

Der Ueberraschte stieß einen unartikulirten Laut aus und fuhr mit beiden Armen in die

Luft, als fände er auf dem Erdboden keinen Halt mehr. Manon aber fiel ihm mit gefalteten Händen zu Füßen: „Papa, mein guter, lieber Papa!“

„Steh' auf!“ gebot der Vater wild und rollte die Augen gegen seine Frau: „Charlotte, wie ist das gekommen?“

Madame legte die Hand auf's Herz: „Ich bin schuldlos, frage Deine Tochter!“

Manon gehorchte der indirekten Aufforderung, zu sprechen: „Wie es gekommen? Ich weiß es nicht, Papa!“

Regnard, der jetzt Oberwasser gewonnen, versuchte ironisch zu lachen: „Ah, das ist kindlich!“

Das Mädchen fuhr fort: „Du hast mir von klein auf jede Lüge verboten. Als mich der Herr Hauptmann daher gestern fragte, ob ich ihn lieben könne, mußte ich nicht die Wahrheit gestehen?“

„Natürlich!“ zischte der Vater.

„Du zürnst mir, Papa!“

„Nein, ich bin entzückt, daß so viel echt französisches Blut in Dir fließt!“

„O, laß Dich erinnern, wie oft Du uns vom Jahre 14 und 15 erzählt, wo manche Französin einen Deutschen gefreit!“

„Was gehen uns heut unsre Großväter an?“ sprudelte Regnard. „Mein Herr, ich fordere, daß Sie mein Haus verlassen!“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Von zwei Uebeln das Schlimmste.) Ein Edelmann wollte sich einem gegebenen Heiraths-Versprechen entziehen. Er verließ also den Ort, wo die Dame wohnte. Unterwegs, noch ehe er seine Heimath erreicht hatte, holten ihn aber die Brüder der verlassenen Dame ein und einer von ihnen stellte ihm die verfängliche Frage:

„Haben Sie nichts in dem Orte, den Sie verließen, vergessen?“

Der Flüchtling that, als ob er sich besänne, stützte die Hand unter's Kinn und sah an die Decke; dann rief er plötzlich:

„Wahrhaftig, jetzt fällt mir's ein! Ich vergaß, Ihr Fräulein Schwester zu heirathen.“ Und sogleich kehrte er um und heirathete die Verlassene.

Dieser Geschichte ist eine andere an die Seite zu setzen. Ein junger Mann wollte sich seinem Versprechen durch die Flucht entziehen; ein Vetter der Verlassenen verfolgte und erreichte ihn.

„Sie werden nicht weiter reisen“, redete dieser den Mann an, „Sie hätten denn erst ein wichtiges Geschäft in's Reine gebracht. Verstehen Sie mich?“

„So ziemlich.“

„Ich erwarte Sie also morgen an einem zu bestimmenden Orte oder am Altar mit meiner Cousine; wählen Sie!“

Ich bin immer ein origineller Mensch gewesen.“

„Haben Sie entschieden?“

„Zwischen zwei Uebeln wählte ich immer — nicht wie Andere, das kleinste — sondern das größte.“

„Sie werden sich also mit mir schlagen?“

„Nein — sondern ich will Ihre Cousine nehmen.“

Landwirthschaftliches.

Die Kalidüngmittel kommen immer mehr in Aufnahme. Sie bewähren sich besonders zur Kräftigung alter Spargelbeete, beim Anbau aller Kohlsorten, bei Gurken-, Hack- und Hülsenfrüchten, zur Erhaltung von Rosenanlagen, sowie beim Obst- und Weinbau. Bei Spargelbeeten wendet man gewöhnlich im neuen Jahre verrotteten Pferdedünger an, der im Herbst aufgebracht und im Frühjahr untergegraben wird, im andern Jahre aber das rothe schwefelsaure Kali, im Verhältniß von 2 Centnern per Morgen, welches im Frühjahr einige Wochen vor dem Umgraben aufgestreut wird. Die Stärke und Zartheit der Spargelstangen auf den mit Kali gedüngten Flächen, gegen die ungedüngten, ist auffallend. Es werden Stengel gezogen, von denen 3 ein Pfund wiegen. Zu Gurken rechnet man auf die Quadratruthe 1½ Pfund dreifach konzentrirtes Kalisalz; dasselbe wird im Mai auf die Reihen, wo die Gurken gelegt werden sollen, aufgestreut und untergehackt.

Lebensphilosophie.

Nur ein fester Charakter ist der Fels, an welchem Freundschaft und Liebe vertrauend Anker werfen können.

Wir spielen mit dem Leben, nie das Leben mit uns.

Auflösung des Räthsels in № 55:

Tag und Nacht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 57. Montag, 15. Mai 1871.

Am andern Tage.

(Fortsetzung.)

Wieder machte die andere Flora eine Bewegung des Mißvergnügens.

„Aber gib Dich doch zufrieden,“ rief die Erste, „Du warst ja das himmlische Mädchen, das er meinte! Und er fuhr fort: „We—wenn ich Ihnen nicht ganz taktfest erscheine, so schreiben Sie es dem Verdru—dru—druß zu, daß ich nicht an Ihrer Seite placirt war!“ Kann Jemand sich delikater entschuldigen und gleichzeitig deutlicher die Stärke seiner Empfindung darthun?“

Nun wurde endlich Flora Brieg regsam: „Gesetzt, bis dahin wäre Alles wahr —“

„O, ich bitte mir's aus, es ist wahr!“ unterbrach die Berichterstatterin beleidigt.

„So zeigt er doch heut', wie geringer Ernst es ihm mit seiner gestrigen Erklärung gewesen.“

„Weil er den Ring zurückgeschickt?“

„Er brachte ihn persönlich,“ verbesserte die Hausfrau.

„Und sprach von meinem Zorn,“ setzte der Kommissionsrath hinzu.

Hier klatschte Flora Salzmann in die Hände: „Was gäb' ich darum, hätt' ich ihn hier gesehen! Die Geschichte wird immer lustiger!“

„Das find' ich eben nicht,“ meinte die alte Dame.

„Doch, doch!“ behauptete das lebhafte Mädchen. „Nehmen Sie noch einmal Platz, hochzuverehrendes Publikum! Fortsetzung folgt!“

„Nun, nun?“ drängte die Vorige, ohne daß die Familie sich wieder der Sessel bediente.

Geschwind setzte die Erzählerin sich in Pose: „Sie Alle kennen meinen hitzigen Papa. Heut' früh beim Kaffee geb' ich das Mißgeschick des guten Assessors ganz vergnügt zum Besten. Papa jedoch faßt den Spaß unrecht auf, verleiht mir das Prädikat eines albernen Mädchens — ich sinnige deutsche Jungfrau ein albernes Mädchen! — das gar nicht ermesse, wie fatale Folgen die Begebenheit für mich haben könne, und Knall und Fall taucht er die Feder ein, dem armen Weinhold einen geharnischten Lesebrief zu schreiben und sich peremptorisch — was das besagen will, weiß ich nicht — meinen Ring wieder auszubitten. Entweder hat mon cher père nun im Eifer die Epistel mit keiner Unterschrift versehen, was ihm öfter passirt, wenn die Milch überkocht, oder er hat seinen ehrlichen Namen so leserlich zu Papier gebracht wie ein Postsekretär. Da haben Sie die Erklärung der Bescheerung!“ schloß sie heiter mit einem Knix.

„Vater!“ rief die Kommissionsräthin, ihren Gatten fixirend.

Mit etwas zitternder Stimme deutete dieser auf den Boden: „Dort stand der junge Mann und versicherte, wie unendlich theuer ihm die Stelle gewesen.“

„Vater, wir haben ihm Unrecht gethan!“ bekannte seine Hälfte.

Er schien es nicht zu hören; dann sagte er: „Leben Sie wohl!“ in einem Ton —

„Zieh' Dich an, Vater!“ klang ihm die leise Mahnung in's Ohr.

„Meinst Du, Mutter?“

„Er liebt mich wirklich?“ fragte die Tochter plötzlich mit leidenschaftlicher Bewegung und ergriff beide Hände der andern Flora.

„Au, au!“ klagte diese, sich loswindend. „Nun Du nicht mehr gedrückt bist, drückst Du Andere! So sind die Menschen!“ Sie rieb sich das Handgelenk.

„Vergib, vergib!“ flehte Jene. „Was hat er Dir Alles gesagt?“

„Ihre Augen gleichen Raketen, hat er gesagt. Ihre Stimme ist eine Ziehharmonika, hat er ge-

sagt. Ihre Fingerchen glänzen wie Klaviertasten, hat er gesagt."

„O geh', Du verspottest mich!"

„Frag' ihn doch selber, was er mir gesagt hat! Wenn er noch ein Sterbenswort davon weiß, soll mir der Braten verbrennen, den wir Mittag haben! Himmel, die Bosheit begeht er am Ende schon, und wenn der Braten ungenießbar ist, ist auch Papa ungenießbar. Adieu, adieu!" Im Nu hatte sie ihre Doppelgängerin umarmt und geküßt, ihren Hut aufgerafft und war hinaus.

Flora Brieg fiel der Matrone um den Hals: „Er liebt mich, Mutter, er liebt mich!"

„Der Vater wird ihn zu Tische einladen gehen," schluchzte die alte Frau gerührt und wischte sich die Augen.

„Das Kind!" sagte der Kommissionsrath, gleichfalls von Rührung bewältigt. „Mutter, sieh nur das Kind!" Er legte seine Hand auf das Haar der Tochter und alle Drei, Vater, Mutter und Kind, weinten gemeinschaftlich, in ihrer Körperstellung eine Parodie auf die Gruppe der drei Grazien bildend.

III.

Im Hause des Verlagsbuchhändlers Salzmann tobte ein starkes Gewitter. „Frau!" donnerte es, „Frau!" bis diese erschien und bestürzt fragte: „Mann, was hast Du wieder?"

„Was ich habe? Einen Brief hab' ich!" Dabei zerknitterte er denselben zwischen den Fingern. „Wo ist Flora?"

„Auf einen Sprung zu Flora Brieg," gab Frau Salzmann ruhig zur Auskunft.

„Wer's glaubt! Aber laß sie mir nur nach Hause kommen!"

„Plagt Dich denn der Böse, Mann?" klang die halb klagende, halb mißbilligende Erwiederung.

„Lies!" rief er kurz und hielt ihr das offene Schreiben hin.

Sie nahm es gelassen und las: „Geliebte Flora! Die Nachricht, die ich soeben erhalte, trifft mich wie ein Donnerschlag."

Hier unterbrach Salzmann seine Frau mit der Erläuterung: „Mein Brief."

Sie verfolgte den Inhalt des Papiers weiter: „Ich sollte Sie verloren geben? Eher wär' ich im Stande, einen Mord zu begehen!"

„An mir!" kommentirte der Zuhörende wieder.

Die Frau las: „Ich kann —"

„Halt!" zerschnitt der Gatte den Faden. „Das will ein Jurist sein, der über Verbrechen zu Gericht sitzen soll!"

Immer gleichmüthig bleibend, fragte die Frau: „Darf ich weiter lesen?"

„Lies!"

Sie that es: „Ich kann nicht an mein Unglück glauben, bis Ihr eigener Mund es mir bestätigt. Sie müssen mir eine Zusammenkunft gewähren."

„Muß sie?" betonte Salzmann.

Seine Lebensgefährtin fuhr fort zu lesen: „Heut' nach Tische, wenn Ihr Vater schläft —"

„Ja, er wird schlafen!" warf der Bezeichnete dazwischen und ballte die Faust.

„Erwarte ich Sie auf dem Platze, der Ihren Namen trägt."

„Sehr angenehm, die Ortsangabe!" knirschte der Verlagsbuchhändler.

„Dort wo —" las die Frau.

Wiederum fiel er ein: „Jetzt kommt es, was dem Ganzen die Krone aufsetzt!"

„Dort wo ich Ihren ersten Schwur empfangen —"

Die Leserin hielt zögernd inne.

„Nun, wie gefällt Dir Dein Sprößling, Frau?" ironisirte der Mann.

Die Frau las langsam, mit Bedacht den Schluß: „Sollen Sie mir sagen, ob Sie die Treue gebrochen. Bleiben Sie aus, so geschieht etwas Schreckliches. Eduard."

„Geschieht etwas Schreckliches," wiederholte Salzmann, seiner Frau den Brief wegreißend. „Zweimalige Drohung mit Mord? Darauf hin könnt' ich den Biedermann verhaften lassen. Doch ich fürchte mich nicht, mit solchem Urian werde ich noch fertig!"

„Wie kommt der Brief an Dich?" fragte die Gattin ernst.

„Sähst Du vielleicht lieber, ich hätte ihn uneröffnet an Dein Prachtexemplar von Tochter ausgeliefert? Das Mädchen verdiente wirklich einen rothen Marokin-Einband mit Goldschnitt! Als ich die Mannshand auf dem Couvert zu Gesicht bekam, schoß mir sofort das Blatt: „Das ist die Antwort auf mein Schreiben." Ich habe den Ring von dem Suitier zurückverlangt, den Ring erwähnt er gar nicht. Aber natürlich, da Flora ihn freiwillig damit beschenkt! O, dumm war's nicht angefangen, im Gegentheil leidlich gerieben: uns lachenden Mundes zu erzählen, auf welche außerordentlich spaßhafte Art der Herr Assessor sich mit ihr verlobt! Biß Papa an, so folgte die ganz ergebenste Bitte um seinen Segen und die Erörterung, wie lange man schon mit Eduard einig sei. Nun Papa sich obstinat zeigte, hat man die Mutter belogen und gesagt:

„ich gehe zu meiner Freundin!" während man den geschätzten Freund auf einem Schleichwege unterrichtet, daß die Aktien schlecht stehen. Aber bisweilen vereitelt die Nemesis die frevelhaften Berechnungen der Menschen!" schloß er mit Pathos.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lokomotive.

(Schluß.)

„Jetzt rücken wir in's Treffen," sprach der Landwehrmann halblaut.

Charlotte erschrack heftig: „Regnard, was thust Du? Die Stadt ist in feindlicher Gewalt!"

„Seien Sie unbesorgt, Madame," sagte Urban artig, „diese kritische Situation sah ich kommen, darum wünschte ich Sie und das Fräulein außerhalb der Gefechtslinie. Ihr Gemahl besitzt zwar nicht das Recht, mich auszuweisen; dennoch soll sein Wille geschehen: ich werde noch heut ein anderes Quartier beziehen, damit er nicht über deutsche Grobheit klagen kann."

Der Franzose legte das Zugeständniß falsch aus. „Sehr schön!" rief er. „Es freut mich, daß Sie Stolz zeigen und von Ihrer Werbung um meine Tochter zurücktreten."

„Himmel!" entfuhr es den Lippen des betroffenen Mädchens.

Urban sah die Geliebte an und sprach mit ruhiger Festigkeit: „Habe ich das gesagt?"

„Herr!" fuhr Regnard frappirt auf.

Der Offizier wandte sich auf's Neue zu ihm: „Was Sie gefordert, wird erfüllt, ich nehme eine andere Wohnung. Das Uebrige findet sich später. Sie zählen zu den Notabeln der Stadt, Herr Regnard, wer außerdem? Ich bitte um einige Namen." Dabei langte er ein Notizbuch hervor.

Die Mundwinkel höhnisch verziehend, entgegnete der Andere: „Als Etappen-Kommandant würden Sie am Passendsten bei Trimolet, unserem Maire, logiren."

„Trimolet, Maire," murmelte Urban und schrieb.

„Sonst wäre auch Tourel zu empfehlen, unser reichster Particulier."

Wieder murmelte Urban und schrieb: „Tourel, Particulier."

„Und da Sie gute Weine zu schätzen wissen," sagte Regnard mit Nachdruck, „ist Auclaire, der Weinhändler, ebenfalls beachtenswerth."

„Auclaire, Weinhändler," sprach und notirte der Hauptmann.

„Befehlen Sie noch mehr Namen zur Auswahl?"

„Ich danke, die Zahl genügt vor der Hand." Der Schreiber schloß das Buch.

Der Franzose hob die Stimme ein wenig: „Da die Wohnungsfrage also erledigt ist, darf der Vater wohl so unbescheiden sein, noch eine Erklärung zu begehren. Der Herr Hauptmann zweifelt durchaus nicht an der Fortsetzung seines Verhältnisses zu meiner Tochter?"

„Durchaus nicht!" bestätigte der junge Mann.

„Es ist mir unklar, wie Sie das Mädchen überhaupt noch sehen wollen; denn ich werde dafür sorgen, daß Manon keinen Fuß über die Schwelle setzt."

„Ich werde mir hin und wieder die Freiheit nehmen, den Damen meine Aufwartung zu machen."

„Alsdann werde regelmäßig ich mir die Freiheit nehmen, den Herrn Etappen-Kommandanten zu empfangen."

„Ich werde nur kommen, wenn Sie abwesend sind."

„Ich werde keine Stunde abwesend sein."

„Doch, doch, Herr Regnard, drei Tage in jeder Woche."

Mutter und Tochter machten eine Bewegung des Erstaunens, der Vater aber streckte den Kopf aus den Schultern vor: „Wie sagten Sie?"

Urban ließ nicht warten: „In Gesellschaft der Herren Trimolet, Tourel und Auclaire wird Herr Regnard drei Mal wöchentlich Tagesausflüge auf der Eisenbahn vornehmen."

„Mein Gott, wohin?" rief Madame betreten.

„Sie wissen," unterrichtete der Deutsche, „welche Strecke der Bahn unlängst durch eine Schaar Franctireurs zerstört worden. Unsere Leute haben die Route wieder fahrbar gemacht. Von morgen an wird sie benutzt. Damit die Schienen nun aber vor neuer Beschädigung geschützt bleiben, trägt mein General mir auf, jeden abgehenden Zug durch einige besonders geachtete Bürger begleiten zu lassen."

„Was?" krächzte Regnard, sich entfärbend, mit ganz heiserer Stimme.

Urban nahm keine Notiz davon, sondern vollendete seinen Rapport an Madame: „Herr Regnard erfreut sich einer vorzugsweisen Beliebtheit, folglich muß meine Wahl in erster Reihe mit auf ihn fallen. Die vier Herren erhalten, um jedem Franctireur schon von ferne sichtbar zu sein, ihren Platz auf der Lokomotive."

„Auf die Lokomotive soll ich mich stellen?" stotterte Regnard entsetzt.

„Herr Hauptmann," verwandte Madame sich für den Bedrohten, „mein Mann verträgt schon die Fahrt im Waggon schlecht —"

„Mir wird jedes Mal außerordentlich unwohl!" gab der Gatte selbst zu.

„Das macht der geschlossene Raum," meinte Urban. „In freier Luft hat es keine Gefahr damit."

„Keine Gefahr?" griff der Franzose das Wort auf. „Sind die Franctireurs verpflichtet, scharfe Augen zu haben, die ihre Landsleute von deutschen Gesichtern unterscheiden?"

„Es wird durch alle Organe der Tagespresse bekannt gemacht, welche Anstalt wir zur Sicherung unserer Transporte getroffen, und es ist nicht anzunehmen, daß den Bahnzügen auch dann noch Hindernisse in den Weg gelegt werden."

Diese Vorsichtsmaßregel beschwichtigte Regnard's Sorgen keineswegs. Er focht mit den Händen um sich: „Ich kenne die Franctireurs! Und gesetzt, sie zerstören nicht auf's Neue die Schienen, so werden sie doch, wo sich Gelegenheit bietet, auf die Züge feuern."

„Die Lokomotive bleibt jedenfalls unversehrt," warf der Offizier hin.

„Glauben Sie das nicht!" widersprach Regnard eifernd. „Diese Menschen sind erbärmlich schlechte Schützen, sie treffen am ersten, was sie nicht treffen wollen!"

„Wunderbar," lächelte Urban, „daß ein Franzose irgend Etwas in seinem Lande als erbärmlich schlecht anerkennt!"

Jetzt trat Charlotte wie Pallas Athene mit der Aegide vor ihren Mann und machte ihrer Empfindung Luft: „Mein Herr, ihre Liebe zu Manon ist Heuchelei, sonst könnten Sie den Vater nimmermehr mit Gleichmuth einer Lebensgefahr aussetzen."

„Allerdings," half Regnard nach, „Sie lieben unsere Tochter nicht, sonst erwiesen Sie dem Vater mehr Rücksicht."

Urban blickte seitwärts: „Fräulein Manon, zweifeln auch Sie an der Wahrhaftigkeit meines Gefühls?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf: „Nein, ich werde nie daran zweifeln; aber ich bitte Sie herzlich: nicht den Papa auf die Lokomotive!" Manon hatte die Hände so flehend zusammengelegt, daß der Liebende unmöglich widerstehen konnte.

Sein Auge traf die Eltern. „Um Ihnen darzuthun, was Ihre Tochter mir gilt, werde ich Herrn Regnard durch eine andere geschätzte Person, deren Nerven das Fahren nicht angreift, neben dem eisernen Schornstein vertreten lassen."

Der Hausherr stutzte: „Wie? Sie wollen —"

„Der Rache entsagen, die ich nehmen könnte," ergänzte Urban, „und den Mann bedauern, der nur Franzose, nicht Mensch zu sein vermag." Er verneigte sich, um zu gehen.

„Mein Herr," rief ihn Regnard an, „Herr Hauptmann," setzte er mit schwankender Stimme hinzu, „die Siege Ihrer Armeen muß ich dulden, aber den Triumph sollen Sie nicht haben, daß Ihre Großmuth mich beschämt! Bleiben Sie unter meinem Dach und — und Sie hoffen ja wohl auf baldigen Frieden?"

Die Anspielung war zu deutlich, als daß sie mißverstanden werden konnte. Urban hielt seine Hände denen des Fragenden entgegen: „Papa Regnard!"

Der Franzose trat abwehrend zurück: „Dieser Preuße ist die lebendige Lokomotive!" Das Lächeln, das ihm hierbei, vielleicht unwillkürlich, um die Lippen zuckte, nahm jede Scheu von Manon's Herzen, so daß die Tochter der großen Nation laut aufjauchzend den deutschen Geliebten mit beiden Armen umschlang.

Mannigfaltiges.

(Ein Stammgast) Aus Prag wird berichtet: Im Jahre 1841 kam ein Ausländer, Hr. K., nach Prag. Mit den hiesigen Verhältnissen ganz unbekannt, ließ er sich in ein Brauhaus weisen, wo er einen Abendtrunk einnehmen könnte. Seitdem ist er dort bis heute täglicher Stammgast geblieben. Vor einigen Tagen veranstalteten dort nun seine Tischgenossen und Freunde, etwa zwanzig Herren des Bürger- und Beamtenstandes, zu Ehren der seltenen Ausdauer dieses ehrenwerthen Stammgastes — es waren gerade 30 Jahre seit seinem Eintritte dahin vergangen — eine kleine Festtafel. Auf einem Tableau über dem Ehrensitze des Jubilars angebracht, sah man die Quantitäten des in den 30 Jahren von ihm vertilgten Bieres figürlich in 32 zweispännigen mit je 32 Eimern beladenen Wagen dargestellt. Die auf demselben Tableau angebrachte Berechnung ergab, daß Hr. K. in den 30 Jahren 1048 3/4 Eimer Bier in diesem Brauhause getrunken und hiefür, nach dem jeweiligen Preise berechnet, 8374 fl. bezahlt hat.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 58. Mittwoch, 17. Mai 1871.

Spichern.

Von Fritz Ohnesorge.

Er reitet über's Siegesfeld
Durch's blutgetränkte Thal;
Am frischen Grabeshügel hält
Der alte General. *)

Noch glänzt vom kühn erkämpften Sieg
Sein Auge sonnenhell;
Doch trübt der schreckenvolle Krieg
Den frohen Blick ihm schnell.

Rings zeigt sich seine grause Spur:
Weit ohne Zahl und Ziel
Sieht er auf grüner Gottesflur
Der Heldenleichen viel.

Still sind Soldaten nun bemüht,
Mit Schaufeln in der Hand,
Manch' Leben, das so frisch geblüht,
Zu scharren in den Sand.

Er ruft den nächsten Krieger an:
Ging's hier so heiß am Bühl? —
Unmenschlich heiß, versetzt der Mann,
Der Tag war schwer und schwül. —

Ruft mir doch euren Hauptmann her! —
Herr, das kann nicht gescheh'n;
Der sieht den hellen Tag nicht mehr,
Seit er den Sieg geseh'n. —

Die Augen aus? Barmherz'ger Gott!
Wie traf's ihn denn so hart? —
Nein, Herr, er starb den schönsten Tod
Nach rechter Helden Art. —

Wie ging das zu? Erzählt es mir! —
Mit sieggewisser Hand,
Von ihm geführt, erstürmten wir
Die steile Bergeswand.

Da pflückt ein köstlich Lorbeerreis
Er sich mit Heldenmuth;
Ein Adler ward sein Siegespreis,
Dann sank er hin im Blut. —

Führt mich zur Leiche! Will ihn seh'n,
Ihn seh'n zum letzten Mal! —
Die Augen wollen übergeh'n
Dem alten General. —

O Herr, er liegt im Hügel dort,
Die Erde deckt ihn schon. —
So schaufelt nur die Erde fort!
Er war, er ist mein Sohn. —

Da schimmert feucht der Tapfern Blick,
Sie schaufeln mit Bedacht.
Der Alte schickt zur Stadt zurück,
Ein Sarg wird hergebracht.

Zur Heimath soll des Helden Leib,
Zur stillen Ahnengruft;
Dort betten Mutter ihn und Weib
In Blumen, reich an Duft.

Hier liegt im bloßen Blattgezweig
Er in der Erde Schooß.
Jetzt legen sie sein Antlitz bleich
Des Vaters Blicken bloß.

Sie schütteln ihm die Erde ab
Von Kleidern und Gesicht,
Still heben sie ihn aus dem Grab
Empor an's Sonnenlicht.

Der Alte sucht die Todeswund';
Dann küßt den Heldensohn
Er nassen Aug's auf Stirn und Mund —
Und reitet still davon.

*) General v. Manstein, dessen Sohn bekanntlich bei Spichern gefallen ist. Die dem Gedichte zu Grund liegende Handlung ist bekannte Thatsache.

Am andern Tage.

(Fortsetzung.)

„Was wirst Du mit dem Brief beginnen, Mann?“ fragte die Gattin.

„Vorläufig in die Tasche —“ er steckte ihn ein — „und nach Tisch auf dem Floraplatz dem Schreiber vor die Augen!“

„Du kennst ja den Assessor Weinhold nicht,“ wandte sie ein.

„Darum eben wünsch' ich, ihn kennen zu lernen.“

„Wie denn nun,“ sagte sie rascher, „wenn Dir der junge Mann behagt?“

Salzmann gab ihr einen sprechenden Seitenblick: „Ach so! Weißt Du was? Geh' Du statt meiner auf den Floraplatz, Madame, sage dem Herrn: „wir wissen die Ehre zu schätzen, die in Ihrem heimlichen Verhältniß mit unserer Tochter für uns liegt,“ Du wirst die passenden Worte schon finden, Frau, und dann bring' ihn in's Haus, ich will unterdessen an einige Bekannte schreiben, daß sie heut' Abend der öffentlichen Verlobung beiwohnen.“

„Könnte ich nur verständig mit Dir sprechen, Mann!“ entgegnete sie unter leisem Seufzen.

„Wer soll Dir da helfen,“ spottete er, mit Fleiß mißverstehend, „wenn Du nicht verständig mit mir sprechen kannst?“

„Denke einmal,“ bat sie sanft, „an unsere Jugend zurück! Mußten wir unsere Liebe zuerst nicht auch geheim halten?“

„Wir mußten, sagst Du selbst. Waltet die Nothwendigkeit aber bei unserer Tochter ob? Nein, über die Logik der Weiber möchte man Rad schlagen!“ schloß er ingrimmig.

„Dein heftiges Auffahren heut' früh, als Flora erzählte —“

„War ganz an seiner Stelle! Wenn ein Mensch in der Trunkenheit —“ plötzlich brach er ab und ließ die Stimme sinken: „Uebrigens glaub' ich jetzt gar nicht mehr, daß er im Sturm gewesen.“

„Und hätte Flora berichtet, er war nüchtern,“ erwiederte die Mutter, „Du wärst nicht minder aufgebraust, sei ehrlich!“

Salzmann ging hierauf nicht näher ein, sondern versetzte: „Wie das Frauenvolk durch die Bank für einander Partei nimmt, wenn es sich um Liebesangelegenheiten handelt!“

„Wem gelten denn,“ lächelte sie, „diese Angelegenheiten als Euch?“

Er reflektirte auch darauf nicht, sondern rief: „Antworte mir, wie ich frage!“

„Das würde mir schlecht kleiden,“ bemerkte sie, „die stete Hitze läßt schon Dir nicht schön!“

„Ich werde künftig nur durch die Fistel wispern. Antworte, sag' ich: war unsere Tochter gezwungen, hinter unserem Rücken eine Liaison anzuknüpfen? Ich habe ihr schon vor Jahr und Tag erklärt: heirathe Du jeden anständigen Mann, nur komm' mir mit keinem Apotheker; gegen die Pillendreher hab' ich einen unauslöschbaren Haß; sie nehmen zweihundert Prozent bei ihrer Waare —“

„Nun,“ schaltete die Gattin ein, „Ihr Buchhändler nehmt oft noch größeren Profit!“

„Das müssen wir,“ behauptete er; „ein Buch geht, zehn andere liegen wie Mauersteine. Welche Portion Krebse kommt jedes Jahr von der Leipziger Messe!“ kratzte er sich hinter'm Ohr.

„Und den Apothekern verdirbt so und so viel von ihren Vorräthen,“ bemerkte die Mutter.

„Sie setzen Alles ab, das Verdorbene in erster Linie,“ eiferte Salzmann, „und schlagen sie je zu ermäßigten Preisen los! Sie halten ihre unverschämte Taxe, von dreiunddreißig ein Drittel Rabatt, wie bei uns, ist keine Rede. Es sind Halsabschneider! Darum hätt' ich nie zugegeben, daß unsere Tochter —“

„Aber, Mann, sie liebt ja den Assessor!“

„Weßwegen sagt sie's nicht?“ tobte der Vater.

„Wir wollen sie fragen, sobald sie nach Hause kommt!“

„Das lässest Du gefälligst bleiben, Frau! Ihr Herumgehen um den Brei beweist zur Genüge: es ist ein Haken bei der Sache. Den find' ich am besten, wenn ich den heimlichen Eduard eigenhändig an's Licht ziehe. Warte einen Moment!“

„Was hast Du vor?“

„Das sollst Du gleich sehen!“ Und er eilte in's Nebenzimmer.

Frau Salzmann stand allein und sprach bei sich: „Unrecht hat er nicht. Wäre Alles glatt und rein, so würde Flora sich wenigstens zu mir über ihre Neigung ausgesprochen haben.“

Der Verlagsbuchhändler kehrte mit einem Zettel und einem Bleistift zurück: „Hier schreibe, Frau!“

„Was soll ich schreiben?“

„Weiter nichts, als: Schlag drei Uhr am Floraplatz! F und vier Punkte!“

„Wie, Mann?“

„Ueberlege nicht lange, Deine Schrift kann nur ein Gott von Flora's Krähenfüßen unterscheiden. Den Zettel schick' ich offen an den Assessor, damit er sich pünktlich einstellt.“

„Es führt vielleicht zum Glück meines Kindes!“ Dieser Gedanke besiegte jede andere Scheu in

der Mutter und sie schrieb. Während deß sagte sie: „Weißt Du, was mir eingefallen ist?"

„Nein, denn Weiber-Einfälle sind meistens wunderlich," versetzte der ungalante Gemahl.

„Weinhold steckt möglicherweise in Schulden und deßhalb wagen die jungen Leute nicht, mit ihren Wünschen offen hervorzutreten."

„In Schulden?" faßte Salzmann das Wort rasch auf, „dann mach' ich Makulatur aus ihm! Gib her!" Er bemächtigte sich des Zettels.

„Wenn ich auch," begann seine Frau, „über Dein Vorhaben zu Flora schweige, Du selbst wirst es verrathen durch Deine Leidenschaftlichkeit!"

„Als ob ich mich," rief er mit verletztem Selbstbewußtsein, „nicht ausgezeichnet zu beherrschen wüßte, wenn es darauf ankommt!"

„Wir wollen sehen. Hörst Du sie draußen singen?"

„Sie singt?" Und Salzmann schoß auf die Thüre zu: „Wie kann sie sich unterstehen —"

Die Mutter vertrat ihm den Weg: „Ich mache Dir mein Kompliment."

Er wich zurück und faßte sich: „Geduld, Du sollst Dein Wunder an mir erleben!" Er rieb sich die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Desinfektion.

Bei den zur Zeit herrschenden epidemischen Krankheiten — Blattern, Typhus ꝛc. — dürfte es auch unsere Leser interessiren, wie die Desinfektion zur Verhütung und Vertilgung vorgenommen werden muß, wenn sie schützen soll, und theilen wir das Verfahren der Desinfektion, wie es von Professor Liebreich und andern Chemikern in Berlin im Auftrage des Vorstandes der deutschen chemischen Gesellschaft zu Berlin bearbeitet wurde, mit: 1) Desinfektion der Auswurfsstoffe und Abfälle. Steckbecken *): Lösung von übermangansaurem Kalium oder Carbolsäurewasser. Eiterbecken *): dito. Spucknäpfe: Carbolsäurepulver. Nachttöpfe *): Ausspülung mit Carbolsäurewasser. Nachtstühle: Carbolsäurepulver beim Stehen, Lösung von übermangansaurem Kalium bei sofortiger Entleerung. Closetts mit getrennten Auswurfsstoffen: Carbolsäurepulver (feste A.), Carbolsäurewasser (flüssige A.). Wasser-Closetts: Carbolsäurewasser. Abtritte mit Senkgruben ohne Stallmist oder mit Tonnen (auf die Umgebung noch besonders zu achten): Carbolsäurepulver; Chlormanganlauge; Eisenvitriol und andere Metallsalze. Abtritte mit Stallmist: Carbolsäurepulver oder Besprengen mit Carbolsäurewasser. Röhrenleitungen an Abtritten: Carbolsäurewasser. Latrinengruben an Etappenstraßen und Bivouaks: Kalk, Gyps oder mindestens Erde; häufiger Wechsel der Lage. Düngerhaufen: Carbolsäurepulver. Pissoirs mit Tonnen und deren Abflüsse (Urinwinkel): Carbolsäurewasser oder Chlorkalklösung. Gebrauchte Charpie, Bandagen, Eiterlappen ꝛc.: Zum Zwecke des Verbrennens oder Begrabens in Blechgefäßen zu sammeln, die übermangansaures Kalium oder Carbolsäure enthalten. Findet sich dergleichen in Senkgruben vor, so ist Chlorkalk anzuwenden. Lagerstroh, Heu u. dergl. von Verwundeten-Transporten, durchfeuchtete Matratzen: (Die wieder zu gebrauchenden Matratzen siehe Wäsche.) Chlorkalk; dann sobald als möglich zu verbrennen. Thierische Abfälle von Schlächtereien und anderem Betriebe sind tief zu vergraben und mit Aetzkalk oder Chlorkalk zu verschütten.

2) Desinfektion geschlossener Räume: Krankenräume. Eisenbahn-Waggons (ebenso zu behandeln sind Transportmittel aller Art). Viehställe (besonders zu berücksichtigen die Krippen). Arbeitssäle in Fabriken. Schulen. Gefängnißräume. Wachtlokale. Monturkammern. Waschräume. Kasernen. Apartements. Pissoirs. Operationszimmer. Leichenkammern. Speicher mit thierischen Vorräthen. Schlachthäuser. Zwischendecke von Schiffen.

Die Fußböden zu scheuern mit Carbolsäure oder Chlorkalklösung.

Die Wände und Decken mit Carbolsäure und Kalk zu tünchen.

Die Luft zu verbessern durch Lüften und Verdampfen von Holzessig oder Carbolsäure (aus Pulver).

Sind die Räume unbenutzt — und nur dann ist eine wirkliche Desinfektion der Luft möglich — so werden die Böden mit Chlorkalklösung oder Bleichflüssigkeit (Eau de Javelle u. s. w.) oder Chlormanganlauge gescheuert. In Schaalen aufgestellt wird: Chlorkalk mit Essigsäure oder konzentrirte Salpetersäure oder Salpetersäure mit Stanniol. Verbrannt wird Schwefel (am besten Schwefelfäden) auf Thongeschirren.

Nach diesen Räucherungen ist auszulüften und mit Carbolsäurewasser zu besprengen.

---

*) Nach dem Ausspülen ist von der genannten Lösung in den Gefäßen zu belassen.

3) Desinfektion offener Räume. Hofräume. Marktplätze. Feldschlächtereien. Begräbnißplätze. Schlachtfelder. Verlassene Verbandplätze.

Vor Allem die Ursachen der Schädlichkeit (faulende Reste, Leichen u. s. w.) zu entfernen, zu vergraben oder zu verschütten (mit Chlorkalk, Kalk oder Erde). Außerdem sind größere Flächen womöglich mit Sprengwagen, die Chlormanganlauge enthalten, zu befahren. Schnellwachsende Pflanzen einzusäen, ist sehr zu empfehlen.

4) Desinfektion des Wassers. 1) Trinkwasser wird am sichersten unschädlich gemacht durch vorheriges Abkochen. Sonst geringer Zusatz von übermangansaurem Kalium (so daß das Wasser kaum gefärbt erscheint).

Trübes oder beim Stehen sich trübendes Wasser kann durch etwas Alaun oder reine Soda geklärt werden.

Die Kohlenfilter bleiben nur wirksam, wenn sie häufig bei Luftabschluß ausgeglüht werden.

Im Uebrigen berücksichtige man die „Gesundheitsregeln für die Soldaten im Felde" des Berliner Hilfsvereins.

2) Fließende oder stehende Wasser (Rinnsteine, Straßenkanäle, Abflüsse aller Art, Tümpel u. s w.) sind mit möglichst viel Wasser im Fluß zu erhalten oder in Fluß zu bringen und werden mit Lösung eines der folgenden Mittel häufig versetzt: Carbolsäure — Aetzkalk, Chlormagnesium und Theer (Süvern'sche Masse) — Thonerdesalze, Chlormanganlauge oder andere Metallsalze.

5) Desinfektion von Leib- und Bettwäsche, Bekleidungsstücken u. s. w. Wäsche ist nach dem Gebrauche sofort mit Carbolsäurewasser zu besprengen, dann in kochendes Wasser zu bringen und einige Zeit darin zu belassen. Matratzen, Uniform- und Bekleidungsstücke werden am besten auf 100—120 ° C. (80—95 ° R.) erhitzt (in Backöfen) und nachher ausgeklopft. Wo dies nicht thunlich, sind besonders infizirte Stücke zu verbrennen die anderen mit Carbolsäurewasser zu durchtränken und nachher in warmen Räumen zu trocknen.

6) Desinfektion lebenden Viehes und der Menschen, die persönliche Berührung mit kranken Stoffen gehabt haben. Das Vieh ist mit Carbolsäurewasser überall und noch besonders an den Weichtheilen zu besprengen. Menschen haben Hände rc. mit Lösungen von übermangansaurem Kalium zu waschen.

Leichen, die transportirt werden sollen, sind mit Carbolsäurewasser zu besprengen und in Tücher zu wickeln, welche mit Chlorkalklösung (conc. 1 : 20) getränkt sind. Womöglich ist die Bauchhöhle, wenn auch nur wenig, zu öffnen und fester Chlorkalk hineinzubringen.

Wunden. Die Behandlung muß dem ärztlichen Ermessen überlassen bleiben. Es wird aber darauf aufmerksam gemacht, daß nur Lösungen von reinem übermangansaurem Kalium und reine Carbolsäure benutzt werden dürfen.

7) Vorschriften zur Herstellung der Desinfektionsmittel. Lösung von übermangansaurem Kali soll enthalten: 1 Theil des reinen Salzes in 100 Theilen Wasser; wenn nur rohes Salz vorhanden, sind 5 bis 10 Theile zu nehmen; wirkt desinfizirend auf Flüssigkeiten, bei festen Massen nur an der Oberfläche. Carbolsäurewasser wird erhalten durch Lösen von 1 Theil reiner krystallisirter Carbolsäure (die durch Einstellen des Gefäßes in warmes Wasser flüssig wird) in 100 Theilen Wasser. Rohe Carbolsäure — deren Werth sehr unbestimmt — ist in mindestens doppelter Menge zu nehmen. Carbolsäurepulver wird hergestellt durch Vermengen von 100 Theilen Torf, Gyps, Erde, Sand, Sägemehl, Kohlenpulver mit einem Theil Carbolsäure, die vorher mit Wasser angerührt wurde. Hiefür rohe Carbolsäure (mindestens doppelte Menge) zu empfehlen. Carbolsäuresalze sind in doppeltem Verhältniß der Säure anzuwenden. Tünchen mit Carbolsäure: 1 Theil Carbolsäure mit 100 Theilen Kalkmilch zu mischen. Chlorkalk-Lösung soll 1 Theil in 100 Theilen Wasser enthalten. Brom — das wegen seiner äußerst heftigen Wirkung nur in kleinen Mengen verschickt zu werden braucht und daher Chlorkalk und dergl. ersetzen kann, wo solche Mittel nicht hingeschafft werden können — wird beim Schütteln mit Wasser von letzterem aufgenommen. Dieses Bromwasser kann nur von Sachverständigen hergestellt werden. Lösungen von Eisenvitriol und anderen Metallsalzen werden durch Ansetzen von Wasser mit einem Ueberschuß des betreffenden Salzes und häufiges Umrühren gewonnen. Süvern'sche Masse: 100 Theile gelöschter Kalk, 15 Theile Steinkohlentheer und 15 Theile Chlormagnesium mit Wasser.

Lebensphilosophie.

Der Werth der Menschen ist nicht nach den Fehlern zu schätzen, von denen sie frei sind, sondern nach der Größe der Tugenden, die sie besitzen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 59. Freitag, 19. Mai 1871.

Des Kriegers Tod. *)

I.

Die Wunde schmerzt, die Lippen brennen,
Tragt mich in's dunkle Laubgezelt;
So frühe schon soll ich mich trennen
Von dir, o liebgeword'ne Welt!

Der Heimath fern muß ich verbluten,
Ein Fremdling, Allen unbekannt,
Verkühlt sind bald die heißen Gluthen,
Die ich geweiht dem Vaterland.

Mein Antlitz wendet mir nach Osten,
Wo meiner Liebe Frührothschein,
Dann kehrt zurück auf euren Posten
Und laßt zum Sterben mich allein.

Es ist nicht nöthig, zu beschauen,
Wie jetzt mein Herz im Tode bricht.
Lebt wohl, ihr trauten Heimathauen,
Mein letzter Hauch vergißt euch nicht!

II.

Bring' meinem Lieb das Ringlein blank,
Und wird es weinend nach mir fragen,
Sag' ihm für seine Treue Dank,
Denn ach! mein Herz hört auf zu schlagen.

Ihr Bild so süß, das sie mir gab
Zum steten, treuen Angedenken,
O leg' es doch zu mir in's Grab,
Wenn still die Freunde mich versenken.

Leg' mir auf's Herz der Liebsten Bild,
Daß es tief unten noch mag sehen,
Wie es die Wunde zärtlich stillt,
Bis beide welken und vergehen.

III.

Und als die Schlacht geschlagen,
Da lag der Brave todt.
Wir haben ihn gefunden,
Bedeckt mit vielen Wunden,
Am frühen Morgenroth.

Wir trugen ihn hinüber,
Wo stolz der Waldstrom rauscht,
Und betteten ihn kühle,
Wo nach des Tages Schwüle
Die Amsel Grüße tauscht.

Wir mußten weiter schreiten
Des Krieges rauhen Pfad.
Doch einst am jüngsten Tage
Wach' auf bei'm Trommelschlage,
Mein guter Kamerad!

*) Aus „Schwert und Harfe", Gedichte von Johannes Hüll. Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Am andern Tage.

(Fortsetzung.)

Jetzt öffnete Flora die Thüre: „Da bin ich wieder, habe flugs in der Küche nach dem Braten gesehen, er wird gut, Papa!"

Salzmann klopfte ihr die Wange: „Wenn er nur so gut wird wie Du!"

Flora sah die Mutter an: „Vergleicht mich der Papa mit einem Braten?"

„Er ist ja von einem jungen Reh," entschuldigte sich Salzmann, ihr Kinn fassend. „Bist Du nicht auch ein junges, leichtfüßiges Reh? Wo warst Du denn, mein behendes Töchterchen?"

„Bei Flora Brieg," rapportirte sie wahrheitsgemäß.

„Und sonst nirgends?" fragte er, immer in zärtlichem Ton.

Sie schüttelte den Kopf: „Direkt hin und her!"

„Es ist doch merkwürdig," fuhr er in sichtlichem Kampf mit sich fort, „daß mir der Herr Assessor

Weinhold noch immer nicht Deinen Ring zurückgesandt!"

Rasch entledigte sie sich des Handschuhs und zeigte ihm ihre Hand: „Was siehst Du hier, Papa?"

„Ha!" zuckte er auf, bezwang sich jedoch im Augenblick wieder und brach in erkünsteltes Lachen aus: „Schau an, das ist ja allerliebst!"

Auch die Mutter stutzte und trat näher. Flora zeigte ihr gleichfalls den Finger. „Du bist ihm wohl zufällig begegnet?" erkundigte sich der Vater.

„Leider nein!" entgegnete das Mädchen unbefangen.

„Leider?" schrie Salzmann.

Die Tochter trat zurück: „Laßt Euch nur erzählen —"

„Gleich, mein Hühnchen, gleich!" sagte er, wieder Liebe und Güte heuchelnd, „ich will nur einen — einen Bestellzettel expediren!" Rasch ging er hinaus.

Sofort nahm die bis dahin passive Mutter das Wort: „Flora, sieh' mich einmal an!"

„Was ist, Mama?"

„Kannst Du's?"

„Warum soll ich Dich nicht ansehen können?"

„Wirklich?" Der Ton des Vorwurfs durchklang das Wort. „Wenn Deines Vaters Jähzorn Dir die Zunge band, war doch Deine Verschlossenheit mir, der Mutter, gegenüber keineswegs gerechtfertigt. Du trägst ein Geheimniß, welches —"

„Mama!" erschrack Flora.

„Still jetzt!" gebot Jene halblaut; denn Salzmann trat wieder ein.

Sich abermals die Hände reibend, hob er an: „Das wäre besorgt! Nun, mein Täubchen, erzähle!"

„Ich kam —" begann Flora.

„Oder erzähle lieber nicht!" änderte der Vater seinen Willen. „Ich bin mißtrauisch gegen Erzählungen. Je gelungener sie sind, um so weniger merkt der Hörer, was wahr daran und was erfunden."

„Ich," vertheidigte sich Flora, „werde doch nichts erfinden, um meine Eltern zu täuschen?"

„Davon bin ich überzeugt!"

„Du sagst das so ironisch, Papa?"

„Da hättest Du erst Zeugin sein sollen, mit welcher Ironie ich Einen abgeführt, der während Deines Besuchs bei Flora Brieg mit einer Gratulation zu Deiner Verlobung anmarschirt kam!"

„Was Du sagst!" rief Flora lebhaft.

„Die Geschichte hat sich ausgesprochen," fuhr er fort, „wie ich fürchtete, und was das Schlimmste ist, Niemand zieht sie in Zweifel!"

„Ei, Papa, so laß die Leute doch daran glauben!" lachte Flora.

Salzmann machte abgewendet eine Wuthgeberde, dann kehrte er sich wieder dem Mädchen zu: „Versteht sich, so gescheidt bin ich bereits gewesen; ich habe dem Gratulanten herzlich gedankt —"

Flora umschlang ihn: „Papa, Du bist reizend!"

Der reizende Papa befreite sich mit den Worten: „Ich erklärte sogar, Dein Verhältniß zu Weinhold bestehe schon lange im Stillen."

Hier that die Tochter lachend einen kleinen Luftsprung: „Dafür muß ich Dich küssen, Papa!"

Er wehrte sie ab: „Ich fühle augenblicklich nicht das Bedürfniß. Ja, ich erlaubte mir den Scherz, mit der ernstesten Miene von der Welt zu behaupten, am Floraplatz — weißt Du, wo er liegt? Am Ende des Stadtparks, wohin selten etwas Lebendiges kommt — dort hättet Ihr Eure ersten Schwüre getauscht." Bei dem letzten Passus sah er sie scharf von der Seite an.

Sie stand betroffen: „Wie, Papa?"

Da kehrte der Verlagsbuchhändler ihr die Front zu und stemmte beide Hände in die Hüften: „Comment, Mademoiselle?"

Die Mutter, nichts Gutes ahnend, trat schützend vor ihr Kind: „Mann, Mann!"

„Geh' bei Seite, Frau!" kommandirte er. „Jetzt schmacht' ich nach einem Kusse von unserer Puppe. Warum fliegst Du mir nicht an den Hals, kleine Motte?" fragte er, die Erblassende mit den Augen suchend, wobei der Kopf der Mutter ein stetes Hinderniß bildete. „Steh' ihr doch nicht im Wege, Frau; Dein holdes Angesicht kenn' ich erstens länger, als das ihrige, und zweitens verweilt das menschliche Auge mit mehr Vergnügen auf blühenden, als auf verwelkten Blumen. Stelle die Lilie der Unschuld nicht in den Schatten!"

„Ist dies eine Art, mit Weib und Kind zu sprechen?" fragte die Mutter, ohne ihre Position aufzugeben.

„Vielleicht," erwiederte er, „gibt W. H. Riehl im neuesten unveränderten Abdruck seiner „Familie", Stuttgart, Cotta'scher Verlag, eine andere Methode an. Bis ich nachgelesen habe, Gott befohlen!" Er ging.

Kaum klang die Thüre im Schloß, so warf die geängstigte Flora sich an die Brust der Mutter: „Wer hat mich verrathen?"

Ruhig versetzte die Frau: „Geschieht Dir nicht Recht? Ich will des Vaters Zorn nur nicht höher reizen, aber nun wir allein sind, muß ich Dir

sagen, Flora, wie weh es mir thut, daß Du nicht offener gegen mich gewesen."

„Ach, beste Mama, ich hätte Dir ja nur Kummer auf's Herz gewälzt!"

„Ist mein Argwohn, den ich zum Vater geäußert, begründet? Hat der junge Mann größere Ausgaben gemacht, als sich verantworten läßt?"

„Gott, er lebt so eingezogen, wie irgend ein Mensch leben kann! Doch woher weiß Papa vom Floraplatz?" forschte sie hastig.

„Da er nicht geschwiegen, bin ich ebensowenig zur Siegelbewahrung verpflichtet. In Deiner Abwesenheit kam die Antwort des Assessors, an Dich adressirt. Der Vater schöpfte Verdacht, erbrach sie und schäumte anfangs."

„Aus Weinhold's Brief hat er Verdacht geschöpft?" fragte Flora überrascht.

„Wenn die ersten Worte lauten: „Geliebte Flora, die Nachricht, die ich soeben erhalte, trifft mich wie ein Donnerschlag!"

In athemloser Beklemmung forschte das junge Mädchen: „Und Weinhold steht unterzeichnet?"

„Nur Eduard."

„Gerechter Himmel!" Mit diesem Stoßseufzer sank Flora auf einen Stuhl.

Die Mutter konnte nicht anders, als den Schreckensausruf mißdeuten, und berichtete weiter: „Er will Dich nicht verloren geben und droht in vollster Verzweiflung mit Schrecklichem, wenn Du nicht nach Tische, während der Vater schläft, Dich an dem Platz einfindest, der Deinen Namen trägt. Nun will der Vater selbst ihn dort suchen."

Jäh sprang Flora auf: „Das gibt einen Mord!"

Die Mutter lächelte: „Oder eine Ausgleichung, die Deinen Wünschen entspricht; denn sagt des Assessors Persönlichkeit dem Vater zu —"

Mit gerungenen Händen unterbrach Flora: „Was kümmert mich der Assessor? Eduard ist Eduard Augustin und Apotheker!"

Die Mutter erstarrte: „Apotheker?"

Flora durchmaß das Zimmer wie gejagt: „Man hat ihm meine Verlobung zugetragen, er glaubt mich treulos, ich muß ihn sehen, sprechen, entstehe daraus, was will!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* **Richard Wagner** wurde bei seiner kürzlichen Anwesenheit in **Berlin** mit Huldigungen förmlich überschüttet. An der ihm zu Ehren veranstalteten Begrüßungsfeier betheiligten sich die meisten hervorragenden Berliner Schriftsteller und Künstler. Dohm, der Redakteur des Kladderadatsch, hatte nachstehenden Prolog gedichtet, der von einer Nichte des Gefeierten, Johanna Wagner, vorgetragen wurde:

Nicht Hymnenpomp, nicht prächt'ger Oden Klingen,
Nach deutscher Art ein schlicht Begrüßungswort
Dem deutschen Meister gilt es hier zu bringen,
Der in rastlosem Schaffen fort und fort,
In kühnem Streiten, unabläss'gem Ringen
Für deutsche Kunst, des Volkes Ehr und Hort,
Abwehrend stets die Mod' und das Gemeine,
Sie stets gewahrt in jungfräulicher Reine.

Was unser Volk seit grauer Urzeit Tagen
In treuem Herzen trug durch alle Zeit:
Der Minne Wonnelust und Weheklagen,
Gewappneter Recken kühnen Schwerterstreit,
Des Volkes Lied und seine Wundersagen
Und ihres Zaubers ganze Herrlichkeit —
Aus tiefster Brust, in der es ihm erklungen
In Zauberweisen hat er's uns gesungen.

Sucht Ihr den Boden und begehrt Ihr Kunde,
Wo er die Wurzeln seiner Kraft gewann,
Aus welchen Berg's geheimnißvollem Grunde
Ureignen Schaffens Quell ihm ewig rann,
So sag' ich euch: Er schloß zu jeder Stunde
An's Vaterland, an's theure, treu sich an;
Das hielt er fest mit seinem ganzen Herzen
Und hing an ihm in Wonnen wie in Schmerzen.

Und da zu diesem Vaterland die Schritte
Er jetzt gelenkt, das er in neuer Pracht
Erstanden schaut, in aller Völker Mitte —
Ein Hort der Zukunft und ein Thurm der Macht —
So sei von uns nach deutscher Künstlersitte
Dem Meister heut' ein Feiergruß gebracht!
Er sei von uns begrüßt mit allem Schönen,
Gegrüßt mit seines eignen Sanges Tönen!

* Von der allgemeinen Anerkennung, welche die ganze Welt dem Genius des **deutschen Bundeskanzlers** zollt, erzählt ein Reisender ein simples, aber sehr redendes Beispiel in folgender Weise: Vor Kurzem traf ich spät Abends in einem entlegenen Platze des fernen Westens zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen ein und war genöthigt, im einzigen Wirthshause der Gegend zu übernachten. Darin fand gerade eine Versammlung aller Umwohnenden statt, die gekommen waren, die Anlage und das Vermessen des Ortes zu einer Stadt zu berathen. Schon hatte man über die Hauptsachen sich geeinigt und ohne

Erregung waren verschiedene Punkte diskutirt worden, als plötzlich der Streit begann wärmer zu werden, um einer Bagatelle halber. Es galt, der Hauptstraße der projektirten Stadt einen würdigen Namen zu verleihen, so einen, der auch einen guten Klang habe und einen gewissen Eindruck machen würde. Ich verhielt mich durchaus passiv und zankte mich gerade selbst mit einem zähen Beefsteak am Nebentische herum, als die Versammlung sich bei der wichtigen Frage mehr und mehr erhitzte. Ein Jeder schien sich einen Lieblingsnamen erkoren zu haben, den er sich vorgenommen hatte für die Straße entlang des Flusses zu gewinnen, und mit Zähigkeit rühmte ein Jeder seine Auswahl. Washington, Lincoln, Grant, Humboldt, Napoleon, Luther, Franklin, Lafayette, Cäsar, Alexander und ein Dutzend anderer Größen figurirten darunter, aber keiner von allen schlug durch und man einigte sich nicht. Das ganze Projekt der neuen Stadt lief Gefahr zu zerfallen. Plötzlich rief Jemand mit schwacher Stimme: „Bismarckstraße!" Im Nu flogen Alle wie elektrisirt von den Sitzen auf, ein lautes Hurrah für die „Bismarckstraße!" rauschte mit Einstimmigkeit wie Donner durch das Blockhaus und ohne Opposition trug der Sekretär den Namen in's Protokoll. Als ich am andern Mittag weiterfuhr, hatte ich sogar noch die Satisfaktion, Zeuge zu sein, wie ein Pfahl in den Boden geschlagen ward, an den ein Brett genagelt war, worauf zierlich und nett „Bismarckstraße" zu lesen war. Von den Versammelten war kein einziger in Deutschland geboren.

(Aus dem Leben eines amerikanischen Seehelden.) Obgleich ein derber Seemann, war der alte David Glascon Farragut, der bekanntlich am 14. August 1870 zu Portsmouth im Staate New-Hampshire gestorben ist, doch gegen Hoch und Niedrig freundlich, und ganz besonders auch gegen seine Matrosen. Jeder konnte sich ihm ungenirt nahen; er haßte, obschon er der erste Seeheld der Vereinigten Staaten von Amerika war und bei seinem Aufenthalte in Europa von fast allen Fürsten und Regierungen der alten Welt mit hohen Ehren aufgenommen ward, alle Förmlichkeiten. Wiewohl er etwas auf Religion hielt und nicht selten dem Gottesdienste beiwohnte, so fluchte er doch wie ein ächter alter Matrose alle Donnerwetter und Herrgottssakramenter während seiner ruhmwürdigen Seeschlachten. Am ärgsten wurde sein Fluchen, wenn ihm der dichte Rauch des Pulvers die Aussicht auf die feindlichen Schiffe und Forts nahm, und erst mit dem Rauche verzogen sich seine Flüche. Sein junger und von ihm sehr geliebter Sohn Boyall Farragut war, als der Admiral auf seinem Flaggenschiffe „Hartford" so verwegen im März 1863 die Passage bei Port Hudson am Mississippi erzwang, bei ihm und hatte sich auf den Befehl des Vaters auf dem Hinterdeck postirt. Als die Bomben und Granaten der südlichen Rebellen hageldicht hart über dem Kopfe des jungen Mannes hinflogen und das Takelwerk des Schiffes in Fetzen und Stücke rissen und er daher auf die andere Seite des Decks treten wollte, da rief ihm der Alte unwillig zu: „Boyall, beim Teufel, bleib' stehen, wo Du bist! Gott verdamm' mich und Dich; es schickt sich nicht, dem allmächtigen Gotte auszukneifen!" —

Als Admiral Farragut einst gefragt wurde, ob er den Monitors (Panzerschiffen) vor den hölzernen Schiffen den Vorzug gäbe, war seine charakteristische Antwort: „Wir sind, verdamm' mich Gott! hölzerne Schiffe, in denen eiserne Herzen schlagen, die liebsten Monitors."

(Reise-Comfort.) Ein Deutscher, der über eine durch die Vereinigten Staaten gemachte Reise berichtet, schreibt unter Anderem: „An Bord eines amerikanischen Dampfbootes oder im Waggon eines Eisenbahnzuges befindest Du Dich mindestens so behaglich, wie im dritten Stock eines Hauses, in dessen Erdgeschoß sich ein Pulvermagazin befindet, während das Nachbarhaus in Flammen steht."

Selbstbekenntniß der französischen Regierung.

Was hab' ich im Krieg mit Depeschen gelogen,
Das Ausland beschwindelt, das Inland betrogen.
Was schickt ich für „Siege" in's Blaue hinein!
Doch wahr blieb das Eine: ich log nur allein.
Doch jetzt, da so blutig der Volkskrieg entbrannt,
Da schick' ich gedoppelt die Lügen in's Land.
Wir Regierungen beide, wir lügen zu Zwei'n:
's kann's eine nicht allein, 's müssen zwei dabei sein!

Lebensphilosophie.

Du sehnst dich, weit hinaus zu wandern,
Bereitest dich zu raschem Flug;
Dir selbst sei treu und treu den Andern,
Dann ist die Enge weit genug.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Montag, 22. Mai 1871.

Am andern Tage.

(Fortsetzung.)

Der Mutter fingen alle Glieder an zu fliegen: „Apotheker! Der einzige Stand, den der Vater verabscheut!"

„Und der einzige Stand, den ich liebe!" erklärte das Mädchen. „Man wird gesund vom bloßen Wohlgeruch, wenn man leidend in eine Apotheke tritt. Den Aktenstaub mögen Andere balsamisch finden! Flora Brieg ist ganz dazu geschaffen!"

„Mein Schöpfer, wie soll das enden!" stöhnte die Mutter.

„Das weiß ich nicht, nur wo es endet, weiß ich: am Floraplatz! Es wäre ein Leichtes, den Papa zu hintergehen; er kennt die jungen Leute beide nicht. Gäbe Augustin sich für Weinhold aus, ich wette, Papa wäre im Nu für ihn gewonnen; denn wer kann ihn sehen, ohne ihn zu lieben? Doch zu solcher List ist Eduard zu ehrlich."

„Sie würde auch schwerlich glücken," sagte die Mutter, sich allmälig von ihrer Bestürzung erholend; „denn der Assessor kommt voraussichtlich gleichfalls an den Platz. Der Zettel, den der Vater forttrug, enthielt die Einladung, die Weinhold von Dir ausgehend glauben muß, weil ich sie mit einem F und vier Punkten unterzeichnet."

„Dann räth er auf Flora Brieg," rief die Tochter hastig. „Immerhin! Er schuldet mir eine Genugthuung für gestern und Flora für heut' eine Gegengefälligkeit. Ich schreibe ihr ohne Verzug. Sie muß, womöglich mit ihren Eltern, an Ort und Stelle erscheinen. Mindestens kann in Gegenwart von Fremden Papa nicht wie ein Stoßvogel auf Eduard stürzen, und Weinhold, der ja in seinem Beruf Parteien versöhnen gelernt, mag seine Praxis auch einmal im Freien üben."

„Ja," stimmte die Mutter bei, „schreibe Du an Flora, ich aber will unsere Uhren eine Viertelstunde zurückstellen. Der Vater geht auf die Minute aus. Ich begebe mich vor ihm an den abgelegenen Platz, und kommt der Assessor, dessen Aeußeres Du mir genau beschreiben mußt, so entschuldige ich mich bei ihm für den Zettel und setze ihn in's Klare, daß ihn des Vaters Auftreten nicht frappirt."

Flora fiel ihr um den Hals: „Mama, wie engelsgut bist Du!"

Die Umarmte ließ sich in ihrer milden Weise auf die Eloge vernehmen: „Glaube nicht, ich sei nun auch schon für Deinen Eduard enthusiasmirt! Eh' ich mich mit dem geringsten Wort zu seinen Gunsten beim Vater verwende, muß ich bis in's Kleinste wissen, was für ein Mann er ist."

Unverzüglich erfolgte die Antwort: „Ein schöner Mann, Mama, ein guter Mann, ein junger Mann, ein tüchtiger Mann, nur — zur besitzenden Klasse gehört er nicht. Aber dies ist auch sein einziger Naturfehler!"

„Und woher rührt Eure Bekanntschaft?" wollte die Mutter wissen.

„Papa kommt," flüsterte Flora, rasch hinaus deutend. „Seinem Tritt nach hat er im Riehl gefunden, daß Verlagsbuchhändler am besten thun, mißrathene Töchter einzustampfen." Hurtig schlüpfte sie ins Nebenzimmer. Gleichzeitig öffnete sich die Mittelthüre, um Salzmann einzulassen.

„Hat sie gebeichtet, Frau?" war seine Introduktion.

Die Gefragte wußte, daß sie nicht frei mit der Sprache herausrücken dürfe, wenn sie nicht Alles verderben wolle, darum erwiederte sie behutsam: „Du wirst erstaunen, wenn ich Dir ein ganz anderes Bekenntniß mittheile, als Du zu vernehmen denkst."

„Nun?"

„Sie bleibt dabei, den Assessor nicht zu lieben."

„So lügt sie wie ein Traumbuch," erklärte der Vater.

„Ich sage Dir, Mann, er ist ihr gleichgiltig!"

„Aus bloßer Furcht vor mir! Wenn ich plötzlich einwilligte, würdest Du sehen, sie spränge deckenhoch."

„Ich weiß es besser," versetzte die Frau.

„Was wüßtet Ihr Weiber nicht regelmäßig besser, als der Mann? Aber wird der Wind sich drehen, wenn ich Dir in's Ohr raune, daß ich halb und halb entschlossen bin, mir den Assessor gefallen zu lassen? Der Mensch hat Eisen im Blut, ich habe seinen Brief noch einmal gelesen, er athmet Leidenschaft, Energie, das lieb' ich! Ein Anderer an seiner Stelle hätte mich vielleicht be- und wehmüthig angewinselt. Er läßt mich ganz links liegen und jammert nicht, sondern wüthet. Ich glaube, mit ihm kann man sich bei Gelegenheit vernünftig zanken, daß die Wände zittern."

„Willst Du nicht hören, Mann?" entgegnete die Frau mit leisem Nachdruck. „Flora ist durchaus frei von Neigung zu Weinhold!"

Salzmann hob den Zeigefinger: „Treibt es nicht auf die Spitze, rath' ich Euch! Ich müßte Euer verschmitztes Geschlecht nicht kennen! Folio-Ausgaben der Kunst, zu betrügen, seid Ihr, gedruckt auf Velinpapier. Den Kalkül durchschau' ich. Wenn Flora — so spintisirt Ihr — die Passion für den angehenden Justizdepartementschef einräumt, erhebt Papa Salzmann einen Mordspektakel; folglich wird Stein und Bein geleugnet, damit der Alte sich anführen läßt, aus Oppositionsgelüst von der Linken zur Rechten abschwenkt und für den Assessor stimmt. Auf diese Manier kommt man nach Geschmack unter die Haube. Hab' ich den Nagel auf den Kopf getroffen?" schrie er seine Hausehre an.

Gelassen versetzte diese: „Umgekehrt, der Nagel ist Dir in den Kopf gefahren!"

„Nun schlage der Hagel drein!" loderte der so leicht Erregbare. „Heraus mit dem Hamburger Nachdruck des weiblichen Tugendspiegels!"

Die Frau ging an die Nebenthüre und rief sanft hinein: „Flora!" Sogleich folgte das Mädchen der Vorladung.

Der Vater schoß ihr entgegen: „Du Titelkupfer zu Mariens Blüthenjahren, liebst Du den Assessor Weinhold oder nicht?"

Fest erwiederte Flora: „Ich liebe ihn nicht, Papa!"

„Schwöre!"

„Ich schwöre, Papa!"

„Meineid?" donnerte Salzmann. „Meineid aus Feigheit? Jetzt wasch' ich meine Hände. Hättest Du Ja gesagt, wär' er Dein Mann geworden. Nach diesem frevelhaften Spiel mit meiner väterlichen Güte aber kein Mitleid, kein Erbarmen mehr, und wenn Du Dich wie ein Wurm mir zu Füßen windest! Du hast geschworen, nun schwöre ich: ehe ich meinen Konsens zu der Heirath gebe, lasse ich mir den Kopf scheibenweis abschneiden! Frau, schaffe mir eine Flasche Selterserwasser!" So stürzte er hinaus.

Hastig ergriff Flora die Mutter bei den Händen: „Von Augustin's Fabrikat aus der Storch-Apotheke! Das Mädchen braucht nur zu sagen, es wäre für uns!" Unter den letzten Worten folgte sie geschwind der Mutter.

IV.

Einen großen Besen in der Hand, bewegte sich Katz aus dem Schlafzimmer des Assessors in den Wohnraum. Das borstige Instrument dokumentirte die Thätigkeit, der er zuletzt obgelegen. „Er bleibt lange am Fischmarkt Nummer Drei," murmelte der Alte vor sich hin. „Und der Andere ist auch noch nicht wiedergekommen. Fischmarkt Nummer Drei!" wiederholte er, um sich die Oertlichkeit einzuprägen. „Fischmarkt Nummer Drei!" Da flog die Flurthüre auf, Weinhold erschien und warf seinen Hut in die Ecke, als wäre der glänzende Cylinder ein altes Möbel. „Oho," sagte Katz leise, „also so steht's!" Er schielte den Assessor, der ihn gar nicht bemerkte, sondern, die Hände auf den Rücken schlagend, gesenkten Blickes auf und ab schritt, seitwärts an, räusperte sich und begann: „Herr Assessor!"

„Was?"

„Er hat sich nicht wieder sehen lassen."

„Wer?"

„Den ich festhalten sollte."

„Was liegt mir jetzt daran!" Ein kurzer Stoßseufzer begleitete melodramatisch die Worte des jungen Mannes.

„Nun hilft es nichts," versetzte der Stiefelputzer, „nun muß Katz auf den Fischmarkt!"

Weinhold blieb stehen: „Was wollen Sie?"

„Dem Kommissionsrath einen Marsch blasen; denn ich merke, mit der Versöhnung ist es Essig gewesen."

Der Jurist ballte die Fäuste: „Mich schüttelt ein Zorn, ich könnte, ich weiß nicht was! Eine Behandlung zu erdulden wie ein Schulknabe!"

„Warten Sie nur, Herr Assessor, der alte Katz wird's dem Mann heimgeben! Adjes unterweilen!" Er wollte fort.

„Unsinn!" rief Weinhold. „Es war schon von mir ein Narrenstreich, nach dem Briefe noch eine Annäherung zu versuchen."

„Der Herr Assessor verkennen mich," sprach Katz bedächtig, „auf Annäherung gehe ich nicht aus!"

Unwillig erklärte der Andere: „Was sollte die Familie davon denken, wenn ihr mein Stiefelputzer über den Hals käme?"

„Der Stiefelputzer ist zwar ein geringer Mensch, indessen gerade derowegen weiß er, wie unglückliche Liebe thut."

Weinhold kreuzte die Arme über die Brust: „Ich bin entschlossen, nicht lange daran zu leiden, ich werde sie mir aus dem Herzen reißen!"

„Das geht nicht so," erwiederte Katz ruhig und schüttelte den Kopf, „das kenne ich!"

„Sie?" fragte der junge Mann verwundert.

„Ich!" nickte der Alte.

„Woher?"

„Jettchen war Schneiderin außer dem Hause und besserte auch im Hause aus. Jeden Donnerstag kam sie zu Inspektor Flemmings, weil die Kinder schrecklich viel zerrissen. Ueber Flemmings wohnten Studenten, da putzte ich die Stiefel. Der Donnerstag war mein Sonntag; denn ich sah Jettchen. Ich paßte es immer so ab, daß ich die Treppe hinunterstieg, wenn Jettchen heraufschwebte. Die ersten drei Monate war meine Liebe stumm. Dabei magerte ich sichtlich ab. Im vierten Monat dachte ich: das hält kein Pferd länger aus, entweder — oder! Und derowegen kaufte ich eines schönen Donnerstags die ersten Veilchen, die es gab, und als Jettchen wiederum die Treppe heraufschwebte, stand ich da und hielt ihr meine Veilchen hin. Jettchen sah mich an, ich sah Jettchen an, und was sagte sie? Damals war die Welt noch nicht so verfeinert, daß Jeder den Andern siezte. „Er ist wohl verrückt?" sagte Jettchen und huschte vorbei. Ich nahm meine Veilchen und legte sie bei Flemmings vor die Stubenthür. Flemming's Kinder hatten ein Eichhörnchen. Dieses Thier saß eine Stunde nachher am Fenster und amüsirte sich mit meinen Blumen. Das war zuviel. Ich gab desselbigen Tags meine Stellung bei den Studenten auf, was ich schon früher gethan hätte, da die Herren immer das Bezahlen vergaßen, wenn Jettchen nicht gewesen wäre. Die Geschichte ist nahe an die vierzig Jahre her. Indessen glauben Sie, Herr Assessor, Jettchen's Bild ist in mir erloschen? Gott bewahre, ich bin ihr heute noch gut!" Der Alte strich mit dem Rockärmel über seine Augen.

Weinhold, der die Historie mit Ausdauer verfolgt, fragte in leiser Bewegung: „Wirklich, Alter? Und was ist aus dem lieblosen Jettchen geworden?"

„In der Vorstadt treibt sie ein Posamentiergeschäft. Es geht ihr wohl, und das ist meine Freude."

„Ihre Freude?"

„Ich wäre ja ein schlechter Mensch," entgegnete Katz aufrichtig, „wenn ich meinem Jettchen Unglück angewünscht hätte."

„So will ich," rief Weinhold, „auch dem Mädchen, das ich verloren, allen Segen wünschen! Katz, schließen Sie den Schrank im Kabinet auf, bringen Sie die Flasche Burgunder, die dort steht, und zwei Gläser! Die Erquickung wird uns Beiden wohlthun."

Katz stutzte: „Der Herr Assessor werden doch nicht mit ihrem Stiefelputzer —"

„Ei was!" unterbrach der Jurist. „Mit einem braven Mann kann Jeder den Becher leeren! Und Sie sind brav, nur ich bin's nicht!" schloß er knirschend.

„Oho!"

„Die Eltern meiner Geliebten betrachten mich, als wär' ich des höllischen Feuers würdig, weil ich gegen das Mäßigkeitsgesetz gefehlt."

„Den Eltern," bemerkte Katz, „möchte ich sagen, Herr Assessor, was Jettchen mir gesagt: „Sie sind wohl verrückt?" Indessen über das Mädchen muß ich mich wundern."

„Ja, Katz, auch mir haben sich unterwegs starke Zweifel aufgedrängt, ob die Kleine mir aufrichtig zugethan gewesen. Liebte sie mich, dann hätte sie mir verziehen und daheim nicht so entsetzt Alarm geschlagen. Holen Sie uns die Flasche, lieber Katz! Wer weiß, wozu es gut war, daß wir Zwei den heiligen Stand der Ehe nicht kennen gelernt! Denn nun," sprach er düster, „verzicht' ich auf dies Glück für immer!" Der junge und der alte Mann seufzten unisono, und der Alte begab sich in das Kabinet. Kaum war er darin, als es heftig an die Flurthüre pochte, so daß Weinhold's Kopf fast erschrocken herumfuhr. „Das ist mein Gratulant. Hol' ihn der Satan!" Er ging rasch und stieß die Thüre auf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein trichinöser Schinken.) Einem höheren Beamten in Berlin war vor kurzer Zeit aus einem pommer'schen Städtchen ein prächtiger Schweineschinkeu übersandt worden. Ein so schönes Aussehen derselbe auch hatte, so wurde ihm doch seitens der Hausfrau nicht sofort die volle Anerkennung gezollt; diese hatte kurz vorher von Trichinen gelesen und die Lektüre hatte Zweifel in ihr wachgerufen, ob nicht auch dieser Schinken, so gleißnerisch er aussah, möglicherweise jene schädlichen Infusorien in seinem Innern berge. Der Herr Gemahl, dem sie ihr Bedenken mittheilte, war gleichfalls der Meinung, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit sei, und beauftragte das Dienstmädchen, den Schinken in der nächsten Apotheke auf Trichinen untersuchen zu lassen. Also geschah es. Die Herren Provisoren nahmen den Schinken in Empfang und versprachen, sofort die Probe anzustellen. Als das Mädchen die Apotheke verlassen, zerschnitten die, wie es scheint, zu heiteren Scherzen gerade aufgelegten Herren den Schinken, und das Resultat ihrer Untersuchung wird wohl eine vollständige Ehrenrettung des verdächtigen Fleisches gewesen sein, denn während des Frühstücks legten sie — wie die „Trib." erzählt — vermöge ihres guten Appetits eine sehr starke Bresche in den Schinken, wiederholten auch am Abend den Angriff auf denselben. Als das Mädchen wiederkam, um Bescheid zu holen, erklärten sie, der Schinken wimmle von Trichinen, und wer davon äße, sei ein Kind des Todes. Diese Nachricht war für den Beamten eine sehr unerfreuliche, er war aber mit jener Antwort nicht zugleich zufriedengestellt und verlangte den untersuchten Schinken zurück, um wenigstens zu sehen, wie trichinöses Fleisch aussähe. Als er ihn nicht zurückerhielt, wandte er sich an die Revierpolizei, und so kam die Sache zu Ohren des Apothekenbesitzers. Dieser befragte die Provisoren, welche sogleich zugaben, daß sie sich in übermüthiger Laune einen unzeitigen Scherz gemacht und eine so starke Untersuchung des Schinkens mittels ihrer Verdauungsorgane vorgenommen hätten, daß von demselben nichts übrig geblieben sei. Sie erklärten sich sofort zum Schadenersatz bereit, und die ganze Geschichte löste sich in allgemeine Heiterkeit auf.

(Eine Saphir'sche Anekdote.) Wer hat nicht von dem witzigen M. G. Saphir etwas gelesen oder Anekdoten erzählen hören, der in den 1820er und 1830er Jahren in Wien, Berlin und München seinen Aufenthalt genommen, aber — seiner bösen Zunge wegen — besonders bei der damaligen Polizeiwirthschaft überall die Ausweisung erfahren hatte! Derselbe war in Ungarn von jüdischen Eltern geboren und soll ursprünglich den Namen Moses Gabriel Sapher (oder Sepher, was im Hebräischen „Buch" bedeutet) geführt haben, worauf er aber später sich Moritz Gabriel Saphir nannte, sohin den Namen eines Edelsteins annahm. Im Jahre 1830 ließ er sich in München in die protestantische Kirche aufnehmen und war von da an ein getaufter Jude. Während seines zweiten Aufenthaltes in Wien hatte er einem Schauspieler einen Theil seines Miethlogis abgetreten, bekam aber nie einen Kreuzer Zins; er kündigte ihm daher auf, zugleich aber mit der Erklärung, daß er sein bischen Habseligkeiten nicht hinausbringen lasse, bis er bei Heller und Pfennig bezahlt habe. — Der Schauspieler konnte nicht zahlen, es war auch gegen seine Gewohnheit; darum sann er auf eine List, mit welcher er seine Schuld los bekäme, und dies gelang ihm auch glücklich. Er schlug nämlich dem Saphir vor, er solle ihn frei ziehen lassen, er werde ihm mit einem einzigen Worte aufkündigen. Saphir, der dies für unmöglich hielt, gab es zu, war aber höchlich überrascht, von seinem Miether eine Karte zu bekommen, worauf geschrieben stand: Judicium (Jud'—i—zieh'—um), also die Aufkündigung in einem Worte. — Voll Zornes über die gelungene List des Schauspielers mußte doch Saphir sein Wort halten, konnte aber nicht umhin, sich zu rächen, indem er die Aufkündigung in einem Worte annahm. Er schrieb nämlich seinem Miether eine Karte mit dem Worte: Officium (o—Vieh—zieh'—um). — Was lag dem Schauspieler dran, er zog frei aus und machte wieder andere Logisbesitzer glücklich.

Ein alter Soldat lag auf dem Todtenbette. Der Arzt fühlte ihm den Puls und zuckte bedenklich die Achseln. „Doktor", sagte der Kranke, „haben Sie einen technischen Ausdruck dafür, wie mein Puls schlägt?" „Nein, eigentlich nicht," erwiederte der Arzt. — „Wohl, so will ich die Wissenschaft damit bereichern: Mein Puls schlägt den Trauermarsch."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 62. Freitag, 26. Mai 1871.

Am andern Tage.

(Fortsetzung.)

Der Mann des aromatischen Geschäfts empfand geheimes Erbarmen mit dem Seelenzustande des Juristen; deßhalb antwortete er gemäßigt: „Wir sind Beide auf dem besten Wege, gleich unliebenswürdig zu werden."

„Im Gegentheil: gleich liebenswürdig!" warf der Gereizte zurück.

„Warum sollen wir im Zorn von einander scheiden?" fragte Jener versöhnlich.

Da hemmte Weinhold seinen Schritt und ironisirte: „Sie sind ein guter Mensch, ein weiches Gemüth, Sie werden einen vorzüglichen Ehemann liefern. Schade, daß Sie nicht statt der Tochter den Papa heirathen können! Sie gäben ein noch passenderes Paar! Der alte, gemüthliche Kommissionsrath —"

„Was?" trat Augustin zurück. „Wie kommt er denn zum Kommissionsrath?"

„Ja, fragen Sie, wie Jemand dazu kommt!"

„Aber Verlagsbuchhändler werden doch gewöhnlich zu Kommerzienräthen gemacht?"

Jetzt war es Weinhold, der zurücktrat: „Was mischen Sie da zusammen? Verlagsbuchhändler?"

„Nun ja, was sonst?"

„Sie sind konfus, Herr!"

„Ich?" Und Augustin tippte sich auf die Brust.

„Doch freilich," fuhr der Assessor rasch fort, „das sind die Apotheker bekanntermaßen alle mehr oder minder."

„Sie werden beleidigend, Herr!" wallte der an seiner Standesehre Gekränkte auf. „Der Alte ist Verlagsbuchhändler, Punktum!"

„Katz!" rief der Assessor, „Katz!"

Sofort schob der Stiefelputzer das Antlitz durch die Thüre: „Herr Assessor?"

„Geleiten Sie den Herrn in's Freie, Katz, er ist schwach im Kopf!"

„Das Donnerwetter!" brach Augustin los und stülpte rücksichtslos den Hut auf: „Wir sprechen uns wieder!" So stürmte er an Katz vorüber hinaus.

„Ich trage kein Verlangen!" rief Weinhold ihm nach. „Die Thüre zu, Katz!" Und vor sich hin brummte er: „Konfuser Apotheker! Und solches Individuum liebt sie? Glück zu!"

Indeß hatte Katz die Augen von der Thüre nach dem Tisch schweifen lassen. Befriedigt murmelte er: „Die Flasche steht unversehrt!" Darauf näherte er sich und hielt ein Papier hin: „Herr Assessor, es war ein Dienstmann da, er brachte den Zettel."

Weinhold nahm den zusammengelegten Streifen in Empfang, schlug auf und las leise, indeß der Stiefelputzer beständig nach der Bouteille schielte: „Schlag drei Uhr am Floraplatz! F— vier Punkte? L, O, R, A. Das ist stark!" zuckte er jäh auf. „Mich an den Ort zu bestellen, wo sie mit ihm — das ist stark!" wiederholte er abbrechend und begann nochmals eine Zimmerpromenade. „Gesunken war sie schon in meiner Achtung, doch diese Unfeinheit — o, Unfeinheit ist ein viel zu schwaches Wort! Wer hätte in der so bescheidenen Natur die Seele gesucht? Schien sie nicht eine Mimose, verletzbar durch die leiseste Berührung? Unfaßlich, daß Jemand sich so verstellen kann, so verstellen und Anstand, Sitte, Zartheit, Würde heucheln, bis endlich der wahre Charakter die Hülle sprengt!" Er sistirte einen Augenblick seine Wanderung. „Lass' ich die schmachvolle, schamlose Aufforderung ganz unbeachtet? Es wäre das Geziemendste. Aber ein Wesen, das dieses Benehmens fähig, versteht eine schweigende Abfertigung zu wenig. Da müssen derbe Trümpfe geboten werden. O warte,

kleines Ungeheuer, ich komme! Katz!" rief er laut.

Der Alte schrack heftig zusammen, denn er hatte sich während des Monologs seines Assessors Schritt vor Schritt dem Tisch näher gebracht und den Gegenstand seiner Sehnsucht, die Flasche, nicht blos beliebäugelt, sondern stellenweis mit dem Finger betastet und das Glas gerieben. Jetzt glaubte er, der Anruf des jungen Mannes solle ein Vorwurf für seine Dreistigkeit sein. Der Finger fuhr wie verbannt zurück. „Herr Assessor!" stotterte er.

„Trinken Sie die Flasche Burgunder allein!" befahl Jener.

„O Herr Assessor!" weigerte sich der Graukopf bescheiden, aber seine Mienen glänzten lüstern.

„Zu Ihrer Stärkung trinken Sie, Alter!" ermahnte Weinhold. „Mich duldet's hier nicht mehr, auch brauch' ich kein künstliches Mittel, mein Blut in Wallung zu setzen."

„Man sieht es," bestätigte Katz, „der Herr Assessor haben bereits den Siedepunkt erreicht. Wenn es nicht gegen meine Gewohnheit wäre, zu fragen —"

„Morgen," unterbrach der Ungestüme, „will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die heut' um drei Uhr am Floraplatz spielen wird!" Damit ergriff er seinen Hut. „Jetzt könnte mir der Kommissionsrath seinen Engel von Tochter auf ein Präsentirbrett setzen, ich schlüge sie aus! Das schöne Geschlecht hat Beelzebub erschaffen! Ich wette, Zoroaster lebte in der Wüste zwanzig Jahre von Käse, nur um keine Weiberlarve mehr zu sehen!" Zornig schlug er die Thüre hinter sich zu.

Der Stiefelputzer sah ihm kopfschüttelnd nach: „Zwanzig Jahre von Käse! Das wäre nun mein Fall nicht! Daß sich der Mann nie den Magen verdorben hat, verstehe ich nicht. Und morgen will mir mein Assessor eine Geschichte erzählen, die heut um drei Uhr am Floraplatz spielen wird? Kann Einer im Voraus sagen, was er die nächste Minute erleben wird? Das verstehe ich abermals nicht. Es gibt doch recht viel Unverständliches auf Erden! Indessen —" wandte er sich der Flasche zu — „jetzt wollen wir Beide uns unterhalten. Du bist mir verständlich, Buddel!" Er hob sie vom Tisch und hielt sie gegen das Licht. „Die Berechtigung, dich zu mir zu nehmen, hab' ich. Indessen, ob ich dich vertragen kann?" Er zog den Kork. „Ihr durchsichtigen Sappermenter habt's in euch. Mein Assessor weiß ein Liedchen davon zu singen. So mollig blinzelt ihr Einen an, daß man euch gut sein muß." Er goß sich ein Glas voll und führte es an die Nase. „Das nennt man Blume!" sagte er, den Duft einathmend. „Sie reden auch von Bouquet beim Wein. Bouquet ist ein französischer Blumenstrauß, also wird es wohl den Geruch bedeuten, wenn der Geschmack dazu kommt." Er trank. „Hu, das Feuer! Der reine geheizte Ofen! Solche Wärme passirt Dir nicht alle Tage, alter Katz!" Er trank wieder. „Jetzt könnte der Landesvater kommen und mit mir reden, ich hätte keine Furcht, das gibt Courage!" Da klopfte es. Er horcht! „Es klopft? Wenn das der Herr ist, den ich festhalten soll, los kommt er mir nimmer!" Es pochte zum zweiten Mal. „Herein!" rief Katz mit Kraft.

Aber es war weder der Gratulant noch der Landesvater, sondern der Kommissionsrath Brieg, der etwas befangen eintrat: „Guten Morgen!"

„Morgen!" klang es stark zurück. „Nein, wieder ein Stockfremder," setzte der Alte für sich hinzu. „Sehr sauber gebürstet!" schloß er mit kritischem Blick auf die Kleidung des Ankömmlings und leerte dabei unbefangen sein Glas.

„Kann ich wohl das Vergnügen haben," fragte Brieg sanft, „den Herrn Assessor Weinhold zu sprechen?"

„Nein, das Vergnügen können Sie nicht haben, sintemal und alldieweil er fort ist!" versetzte der Stiefelputzer, bei dem der ungewohnte Trank schon leise wirkte.

„Ich beklage unendlich," erwiederte der Kommissionsrath. „Wissen Sie vielleicht, wo ich ihn zur Zeit finden könnte?"

„O ja, in der Stadt!"

„Macht er irgendwo einen Besuch, so sagen Sie mir freundlichst, bei wem!" drängte Jener mit unverkennbarer Hast.

„Bei wem? Da müßte ich einen Namen nennen und Namen mag der Geier behalten! Wenn Sie Ihren werthen hinterlassen wollen, schreiben Sie ihn ergebenst auf!"

„Ich bin der Kommissionsrath Brieg."

„Wer?" fragte Katz gedehnt und riß die Augen auf.

„Der Kommissionsrath Brieg. Der Herr Assessor war heut' bei mir —"

„Der Kommissionsrath mit der Tochter?" unterbrach Katz.

„Sie wissen?"

„Ob ich weiß!" versetzte der Stiefelputzer, geschwind sein Glas neu füllend und einen tüchtigen Schluck nehmend. „Sie kommen mir ge-

rade recht, ich wollte schon zu Ihnen, mein Assessor litt es blos nicht."

„Was wollten Sie bei mir?" erkundigte sich Brieg gespannt.

„Ihnen sagen, daß Sie ein gräulicher Philister sind!"

„Wer sind Sie?" fuhr Jener zurück.

„Das Faktotum meines Assessors," stellte Katz sich vor, indem er das Glas nochmals an den Mund setzte.

„Mein lieber Mann, was ficht Sie an, mir Injurien entgegen zu werfen?"

„Verklagen Sie mich, Herr Kommis — Kommissionsrath! Indessen Sie sind ein Philister, dabei bleibt es. Kennen Sie Luthern?" Und unversehens stimmte der Stiefelputzer, nicht sonderlich melodisch, an: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!" Sprechend fügte er hinzu: „Sie sind kein braver Mann, kein Lutheraner!" Wieder trank er.

„Was muß ich sehen und hören?" rief der Entsetzte.

„Burgunder sehen Sie und die Wahrheit hören Sie!"

„Sie trinken Wein, der dem Herrn Assessor gehört?"

„Das kann ich," behauptete Katz. „Mein Assessor ist mein Freund, wir sind ein Herz und eine Seele. Ich putze ihm die Stiefel und koche Kaffee. Indessen, wenn Sie uns jetzt auch Ihre Tochter auf's Präsentirbrett setzen, wir nehmen sie nicht! Wir trinken, wenn wir etwas zu trinken haben, und fragen den Kukuk mehr nach solchem Philister!"

Brieg stand zitternd und suchte sein Taschentuch. „Das sagt mir ein Stiefelputzer?"

„Das hat er gesagt! Indessen jetzt straft er Sie blos noch mit stiller Verachtung!" Unsichern Tritts ging er auf den Gast zu.

Der Kommissionsrath schlug die Hände zusammen: „Das ist ja beispiellos!" und eilte hinaus.

Katz lachte seelenvergnügt: „Hihi, wenn mein Assessor die Geschichte hört! Ob ich am Ende auf den Floraplatz gehe?" Er nickte schlau vor sich hin, als ob der erwachte Gedanke zum Entschluß reifte, und nahm einen schwankenden Ansatz, über die Schwelle zu kommen, wobei er sich am Thürschloß festhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(„Die belagerte Köchin.") Eine Pariser Hausfrau hat sich veranlaßt gesehen, unter dem Titel: „Die belagerte Köchin" eine Anleitung zu veröffentlichen über „die Kunst, in Belagerungszeiten zu leben", und darin eine Anzahl von Speiserezepten mitzutheilen, wie sie wohl noch in keinem Kochbuche gestanden haben. Die „Presse" entnimmt diesem interessanten Kochbuche folgende Einzelheiten: Der Esel — L'âne — eignet sich durch die Zartheit seines Fleisches zu einem Festgerichte für die reichste Tafel. Das Eselfleisch ist nach der Verfasserin „weit feiner, als das des Rindes und verträgt gleich dem des Maulthieres, das ebenfalls in permanentem Gebrauche zu bleiben verdient, jedwede Art von Behandlung." — Von der Katze wird gesagt: „Dieses Hausthier, die Zierde und der Trost der Dachstube und der glückliche Liebling des eleganten Salons, ist eines der gesuchtesten und darum seltenen Belagerungs-Gerichte geworden. Das Fleisch der Katze ist weiß, fein und zart, nur muß es, bevor es auf die Tafel kommt, achtundvierzig Stunden lang gebeizt werden. Man kann es wie den Hasen als Ragout oder Pfefferfleisch oder als Braten zubereiten." — Das Pferdefleisch „sieht aus und schmeckt völlig wie Rindfleisch; gut gekocht, ist es von dem letztern nicht nur kaum zu unterscheiden, sondern demselben sogar vorzuziehen. Nur muß es gleich dem der Katze vorher gebeizt, am besten sechsunddreißig Stunden lang in Essig, Oel, Salz und Pfeffer gelegt werden." Nun folgt eine ganze Speisekarte voller Pferdegerichte: Pferde-pot-au-feu, gekochtes Pferdefleisch, Pferdeschmorbraten, Cheval à la Parisienne, Cheval à la Mode, Pferderagout, Pferdehaché, Pferd-Beefsteak, Pferdegehirn u. m. a., zu welchen appetitlichen Speisen unsere „belagerte Köchin" die detaillirtesten Rezepte enthüllt. — Das Hundefleisch, wenn es zuvor achtundvierzig Stunden hindurch gebrüht worden ist, ähnelt in Aussehen und Geschmack dem Hammelfleische ungemein; eben so lange marinirt kann es als Reh passiren. Von den verschiedenen Hundefleisch-Zubereitungen, welche die „Belagerte" aufzählt, erwähnen wir blos Hundecotelettes, Hundefilet mit Gemüse, Hundemilz und Hundeschnitzel. — Endlich wird auch die Ratte nicht vergessen, indeß bemerkt, daß man sich derselben nur mit großer Vorsicht bedienen dürfe, obwohl ihr Fleisch höchst wohlschmeckend sei. Sie enthalte eine Menge Würmer,

welche die Gesundheit des Menschen in hohem Grade gefährden können. Ob die Verfasserin des Werkchens ihre Absicht erreichen wird: „die Küche durch eine Anzahl von Gerichten dauernd zu bereichern, welche die Noth improvisiren ließ," vermögen wir nicht zu entscheiden. Sonder Zweifel aber hat das Schriftchen als ein bezeichnendes Andenken an eine bedeutsame Zeit auch jenseits der Kochherd- und Bratöfenkreise Anspruch auf Interesse.

(Schwäbische Kriegsanekdote.) Dem Baltimorer „Wecker" theilt ein Schwabe nachstehende, einem Briefe aus der Heimath entnommene Kriegsanekdote mit: „Robert Scheufele aus Ulm, ein robuster Landwehrmann, wurde in der heißen und ruhmvollen Schwabenschlacht bei Villiers vor Paris in der Wade leicht verwundet. Da es ihm im Lazareth zu langweilig war, so theilte man ihn dem Sanitätskorps zu, wobei ihm seine Körperkraft sehr zu Statten kam, indem er stets einen Verwundeten allein trug. Einen ächzend daliegenden Preußen frug er, ehe er ihn auf seine breiten Schultern packte: „Wo fehlt Dir's?" — „Eine Kugel im Fuß!" war die Antwort. Scheufele eilte mit ihm dem sicher gelegenen Verbandplatze zu. Unterwegs saus'te eine Granate an ihm vorüber. Er bückt sich und eilt rasch weiter. Als er beim Verbandplatz ankommt, ruft ihm der Arzt zu: „Aber um's Himmels willen, Sie bringen ja da einen Mann ohne Kopf!" — Scheufele legt seine Bürde ab, betrachtet sie und bemerkte dabei: „Des haun i aber nit denkt, daß dia Preußa so lüget; sait mer der Kerle no selber, daß er im Fuaß gschossa sei!"

(Amerikanisch.) Das „Milwaukeer Journ." kündigt an, daß ein großartiges Concert nebst „Ehelotterie", ein wahrhaftig „noch nie dagewesenes Ereigniß", am 1. Juni 1871 in der Belle City Halle in Racine stattfinden wird. Ausgeloost werden fünf junge Männer, Muster von körperlicher Schönheit und Moralität, sowie von höchster Intelligenz und Bildung. 50,000 Tickets werden ausgegeben à 2 Dollars. Das gibt 100,000 Doll., welche Summe zu gleichen Theilen unter die fünf jungen Männer vertheilt werden soll, so daß jeder von ihnen der Gewinnerin ein hübsches Vermögen zubringt. Die Verloosung findet in der Weise statt, daß die 50,000 Tickets in eine und die fünf jungen Männer in eine andere Trommel gethan werden. Die Trommeln werden eine halbe Stunde lang heftig umgedreht. Dann treten kleine Waisenmädchen vor, von denen das eine ein Loos aus der einen und das andere einen jungen Mann aus der zweiten Trommel zieht. Die Nummer des Looses gewinnt den jungen Mann u. s. w. Loose werden blos an junge Damen verkauft. Ausgeschlossen sind alle Weiber, die mehr als zwei Männer gehabt haben, alle Weiber über 30 und alle Mädchen unter 17 Jahren, alle Brünetten, die so dunkel sind, daß man mit Kohle einen weißen Strich auf ihrer Haut machen kann, alle weiblichen Vorleser über „Weiberrechte" und ganz besonders Susan B. Anthony. Briefe sind zu adressiren an die Young Ladies Relief Society, Racine, Wis.

Eine köstliche Scene spielte kürzlich in einem Circus in Louisville. Der Clown (Spaßmacher) verkaufte einen Maulesel an einen „Irishman". Pat nahm denselben am Zügel, um ihn mit sich zu nehmen, aber das Thier wehrte sich hartnäckig mit ihm zu gehen. Pat liebkoste und streichelte es, vergebens; er fing nun an zu fluchen und zuletzt nahm er zur Peitsche seine Zuflucht; aber weder Ueberredung noch Gewalt vermochten das halsstarrige Thier vom Fleck zu bringen. Da kommt Pat plötzlich ein gescheidter Gedanke. Er fragt den Clown, was für ein Landsmann der Maulesel sei. Er erhält zur Antwort, ein „Frenchman." Dann wollen wir ihn schon kriegen, ruft Pat, nimmt ein Sprachrohr und ruft dem Maulesel ins Ohr: „The Prussians are coming" (Die Preußen kommen), und kaum sind die Worte gefallen, als der Maulesel Reißaus nimmt und einen Galopp anschlägt, daß Pat kaum zu folgen vermag. Ein unbändiges Gelächter belohnte den Witz.

Die Bevölkerung des Deutschen Reichs beträgt in runder Zahl 40 Millionen. Die konfessionellen Verhältnisse stellen sich nach einer, wie es scheint, wenigstens annähernd richtigen statistischen Angabe also: 24,253,000 Protestanten, 14,551,000 Katholiken, 1,327,000 Israeliten, Dissidenten ꝛc. Deutsche im Ausland (Amerika, Schweiz, Oesterreich, Rußland u. s. w.) gibt es 20 Millionen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Mittwoch, 31. Mai 1871.

Am andern Tage.

(Fortsetzung.)

V.

Der Floraplatz war ein mit Bänken eingefaßtes Rondel, in dessen Mitte eine Statue prangte, die ebenso gut für einen Pan oder Satyr, wie für die Blüthengöttin gelten konnte, in solchem Zustande befand sich das Kunstwerk. Zum Glück fiel der Blick des Vorübergehenden unwillkürlich mehr auf die wohlgepflegte Blumenperipherie, als auf den verwitterten Mittelpunkt des Kreises.

Aber die Dame, welche um zwei dreiviertel Uhr den Platz betrat, würdigte auch die Blumen keiner Betrachtung; ihr Auge spähte in die beiden Parkwege, welche außer dem von ihr selbst gewählten an dem Platz mündeten. Jetzt schien sie eine Entdeckung zu machen. „Dort bewegt sich eine Mannesgestalt! „Das kann wohl der Assessor sein," begann sie leise. „So eilige Schritte nimmt Niemand, der ohne Zweck spazieren geht. Ich will einen Platz suchen, um ihn genauer in's Auge zu fassen." Sie führte den Vorsatz aus, indem sie sich auf eine der an Buschwerk gelehnten Bänke niederließ. „Ja, ja," setzte sie ihr Selbstgespräch fort, „nach Flora's Beschreibung muß es Weinhold sein." Sie zog das Taschentuch, fächelte sich Luft zu und seufzte, während der junge Mann durch die Bäume heraustrat, ein paarmal, als fühlte sie sich schwer erschöpft. Er sah anscheinend nur flüchtig nach ihr hin und umwanderte das ganze Rund, wobei er in die übrigen Seitenpfade blickte. Auf der Hälfte des Weges blinzelte er wieder nach der Dame und gab seinem Groll Ausdruck.

„Da sitzt Etwas, was auch zu dem Geschlecht gehört. Und zwar sitzt die Gute wie angegossen. Ich muß sie wegbringen." Er trat beschleunigten Schrittes grüßend auf sie zu: „Verzeihung, meine Dame, Sie rasten hier arg- und ahnungslos, während am Horizont ein ungeheures Gewitter aufsteigt."

Sie wandte den Kopf: „Ich sehe noch kein Gewölk, mein Herr!"

Rasch versetzte er: „Das Unterholz steht zu dicht um diesen Platz; doch kaum zweihundert Schritte weiter, an der Apollostatue, wo der Park sich lichtet, macht das Firmament einen haarsträubenden Eindruck. Aschfarbene Massen ballen sich in der Luft; die Vögel flattern ängstlich um ihre Nester; wo der Hagelschauer sich entladet, wird ohne Gnade Mensch und Thier zerschmettert und er nimmt seine Richtung direkt hierher; es gibt einen Wolkenbruch, wie die ältesten Leute sich kaum entsinnen werden, ihn erlebt zu haben. Glauben Sie mir: ich verstehe mich auf Naturerscheinungen! Sie sollten eilen, die Stadt zu erreichen. Dort rasselt ein leeres Lohnfuhrwerk auf der Chaussee; soll ich es requiriren?"

„Ueberaus große Zuvorkommenheit, mein Herr!" sagte sie aufstehend.

„Ich übe nur Menschenpflicht!" erwiederte er und wollte sich der Landstraße zuwenden, um den Wagen anzuhalten.

„Wenn das Unwetter schnell heraufzieht —" hemmte sie seinen Fuß.

„Mit Couriergeschwindigkeit!" übertrieb er.

„So gelangen auch Sie," entgegnete sie artig, „nicht mehr trockenen Fußes unter Dach und Fach; ich kann daher Ihre Fürsorge nur annehmen, wenn wir den Wagen gemeinschaftlich benützen."

„Sorgen Sie nicht um mich, meine Dame," lehnte er hastig ab, „ich liebe Gewitter im Freien über Alles und habe den Park absichtlich bis an's Ende durchstreift."

„Ich deßgleichen, mein Herr!"

Er stutzte. „Sie sind ja aber nicht einmal mit einem Regenschirm versehen!"

„Sie ja auch nicht!"

„Mein Hut ist wasserdicht mit Kork gefüttert, und, wie gesagt, ich schwärme für Blitz und Donner."

„Daß er Sie nur nicht früher in anderer Gestalt ereilt, als vom Himmel her!" Dabei hob sie warnend den Finger.

„Wie soll ich das verstehen?" forschte er befremdet.

„Wenn ich, wie mir dünkt, Herrn Assessor Weinhold sehe —"

Sein Erstaunen wuchs immer mehr, er rückte den Hut: „Ich habe die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein?"

„Ich denke," lächelte sie, „wir warten ab, ob Ihre Furcht in Betreff des Wolkenbruchs sich erfüllt, und nehmen die Zeit bis dahin wahr, Herr Assessor!" Rasch sah sie sich um, dann fuhr sie fort: „Sie haben sich gestern verlobt —"

Er stutzte auf's Neue: „Meine Mitbürger legen merkwürdiges Interesse für meine Lebensschicksale an den Tag."

„Daß ich es thue, wird Sie nicht Wunder nehmen, wenn ich mich Ihnen als Flora's Mutter decouvrire."

Jetzt prallte er förmlich zurück: „Madame! Wie gern ich auch sagen möchte: „Ihr Wort in Ehren!" hier steht die Galanterie an ihrer Grenze. Die Dame, deren Vertretung Sie übernehmen, kenne ich denn doch zu genau, um Sie dafür passiren zu lassen."

„Und vor einer Minute kannten Sie mich noch gar nicht?" fragte sie mit aller Ruhe.

„Ich bin auch noch nicht so weit vorgeschritten, allein jetzt werden Sie den Platz nicht verlassen, ohne sich vollständig legitimirt zu haben; denn obgleich ich heut' nicht die freundlichste Aufnahme von der Frau Kommissionsräthin erfahren, bleib' ich ihr doch für frühere Wohlthaten zu tief verpflichtet, um zu dulden, daß Jemand anders sich ihren Namen beilegt."

Ohne irgend aus der Fassung zu gerathen, sagte sie: „Will ich mich für die Kommissionsräthin Brieg ausgeben, an die Sie unbedingt denken."

„Was thun Sie sonst, Madame?" replizirte er.

„Sie sind noch immer der Meinung, Herr Assessor, Ihren Antrag an Fräulein Brieg gerichtet zu haben?"

Da erstarrte er vor Schreck und fühlte seine Zunge so gelähmt, daß er anfangs nur stammeln konnte: „An Fräu — ich hätte — ich wäre — ? O Isis und Osiris!" stieß er plötzlich heraus und schlug die Hände zusammen, „mir fällt ein ganzer Schuppenpanzer vom Auge!"

Auf's Neue sah sie sich besorgt um: „Wenn nur mein Mann noch nicht kommt!"

Sofort fragte Weinhold: „War er etwa mit dem Donner und Blitz gemeint, der mir drohen könnte?"

„So ist es, Herr Assessor! Einen Brief des Apothekers Augustin an unsere Flora wähnt er von Ihnen verfaßt als indirekte Entgegnung auf den seinen, der Ihnen heut' Morgen zugegangen ist. Und mich nöthigte er, an Sie den Zettel zu schreiben, dessen kurzer Inhalt Sie jetzt hierher zitirt."

Weinhold zog sein Taschentuch, nahm den Hut ab und fuhr sich über die Stirne: „Verehrungswürdige Frau, im Allgemeinen besitze ich Nerven von Stahl, doch in diesem besondern Fall ist der Schwindel, dem ich mich nahe fühle, verzeihlich. Ihr Herr Gemahl, sein Brief, Ihr Fräulein Tochter, Ihr Zettel, der Apotheker Augustin mit seinem Verlagsbuchhändler —"

„Das ist mein Mann!" fiel sie belehrend ein. „O Himmel, da kommt er!" setzte sie erschreckend hinzu. „Verrathen Sie mich nicht!" Und hurtig schlüpfte sie in das Gebüsch hinter den Bänken.

„Verrathen Sie mir," flüsterte er ihr nach, „nur noch ein einziges Wort: „Ihren mir unbeschreiblich werthvollen Namen!"

„Salzmann!" klang es leise zurück.

„Salzmann!" spielte er das Echo und athmete auf: „Ich danke Ihnen!" Er glitt erschöpft auf die Bank nieder: „Jetzt gilt es schnelle Sammlung. Der Narr des tückischen Schicksals konnt' ich sein, doch schließlich gar der Narr eines Buchhändlers? O, der Mann gedulde sich, bis ich Schriftsteller werde!" Er lauschte: „Ich höre ihn kommen. Er tritt persönlich so zart wie brieflich auf: die Erde dröhnt unter seinen ehernen Sohlen. Wie er bläst und pustet, als gäb' er sich Mühe, nach allgemeinem Brauch in die Reklamentrompete zu stoßen, und fände sie verstopft!" Trotz dieser Wahrnehmungen stellte sich Weinhold, als bemerkte er den Ankömmling nicht, und fing an, die bekannte Weise zu summen: „Ein Kukuk auf dem Zaune saß, Simsalabimbamba, Saladu, Saladim!"

„Sehr guten Muths in Hoffnung naher Freuden, wenn er es nämlich ist!" brummte der aus dem zweiten der drei Wege auftauchende Verlagsbuchhändler. „Elegant kartonnirt, das muß ich anerkennen! Sieht er mich nicht oder will er

mich nicht sehen?" Weinhold rührte sich nicht, sondern starrte in die Luft. Da strich Salzmann hart an seinen Fußspitzen vorüber, bohrte ihn mit einem Seitenblick an und legte einen bedeutsamen Accent auf den Eigennamen: „Eduard!" Der Assessor senkte ein wenig die Wimper und sah ihm stumm in's Gesicht, als begriffe er nicht, was Jener wolle. „Eduard!" doublirte der Alte.

„Meinen Sie mich?" hörte er sich kaltblütig gefragt.

„Ja, Eduard!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Londoner Markt für Menschenhaar.

„Das Angebot von menschlichem Haar war heute ziemlich gering. Norddeutsches Hellroth und Flachsfarben wurden am meisten begehrt, eine kleine Quantität reines Grau holte volle Preise, aber für ordinäres gescheckters Grau war die Nachfrage matt. Langes italienisches Blauschwarzes konnte gut begeben werden; einige Ballen aus Rumänien fanden gleichfalls Nehmer. Japanesisches Haar flau. Für todtes Haar haben die Preise etwas angezogen."

So ungefähr wird vielleicht nach einigen Jahren der Artikel Menschenhaar im Londoner Waaren-Preiscourant notirt werden, wenn die noch immer herrschende Manie der Damen, dicke Haarwülste auf dem Kopf zu tragen, andauert. Jetzt schon ist der Bedarf Londons für diese seltsame Waare so groß, daß sich die jährliche Einfuhr nach tausenden von Zentnern beziffert — eine Thatsache, die sich schwer begreifen läßt, selbst wenn man sich in einem Menschenhaar-Lager der englischen Hauptstadt befindet, mitten unter gewaltigen Massen von pferdeschweifartig zusammengebundenen Strähnen Haar von allen erdenklichen Farben.

Solches Lager hatten wir kürzlich Gelegenheit zu besuchen, und zwar war es dasjenige einer Firma, die in diesem Artikel das Hauptgeschäft macht. Leider fiel unser Besuch gerade in eine Zeit, zu welcher der Vorrath nicht eben sehr groß war — indessen befanden wir uns immerhin noch zwischen langen, bis an die Decke reichenden Riolen, von denen Hunderte und aber Hunderte der erwähnten „Schweife" herabhingen, während eine Menge Ballen umherlagen, zum Theil von riesiger Größe, aus denen der Lageraufseher mit seinen derben nackten Armen Massen von fest zusammengepackten Haaren holte und sie auf Breitern sortirte.

Wie unendlich viel mag über menschliches Haar geschrieben sein, besonders von Liebhabern und Dichtern, die über eine einzige liebliche Flechte Bogen füllen können; wer indessen so ein Londoner Haarlager besucht, dem wird durchaus nicht poetisch zu Muth, so prachtvoll zum Theil auch die hier lagernden Haare sind. Drei bis vier Fuß lang, weich wie Seide, die seltensten Farbenschattirungen, als da sind reines Kastanienbraun, licht Aschfarben, Flachsweiß, glänzendes Gold — aber alle diese Strähne gerade in demselben Zustande, wie sie die erbarmungslose Scheere vom weiblichen Kopfe trennte, das verdarb die Romantik. Puh! Man hört wohl manchmal von den widerlichen Substanzen, aus denen die das Niedrigste zum Edelsten verklärende Chemie die köstlichen Parfüms zu bereiten weiß — aber Rosen und Lilien gleich erscheinen jene Substanzen gegenüber dem Rohmaterial, aus welchem die prächtigen Kopfzierden unserer Damen fabrizirt werden. Erspare man uns weitere Andeutungen!

Das Ansehen erregte Grausen, uns überlief eine Gänsehaut; der freundliche Inhaber des Magazins erklärte jedoch, unsere Empfindungen falsch auslegend, daß die hübschen deutschen Mädchen, denen die Hauptzierden ursprünglich gehört hätten, keineswegs ihr gesammtes Haar verkauft hätten. „Gewöhnlich," sagte er, „verhandeln sie nur ihre Zöpfe, aber das Haar am Vorderkopf bleibt unberührt." Tröstliche Mittheilung! Jetzt konnten wir aber den Gedanken nicht unterdrücken, daß viele der Mädchen aus Reinlichkeitsrücksichten besser gethan hätten, gleich ihr ganzes Haar rattenkahl abschneiden zu lassen und gewisse Salben zu brauchen.

„Ist alles Haar in ähnlichem Zustand, wenn Sie es empfangen?" fragten wir.

„So ziemlich Alles," war die aufrichtige Antwort.

Uebrigens wird das Haar von den größeren Friseuren mittelst besonderer Maschinen einer so gründlichen Reinigung unterworfen, daß auch nicht der Schatten seiner dereinstigen Bevölkerung zurückbleibt.

Deutsches Haar ist in letzter Zeit bedeutend im Preise gestiegen, denn blond ist „Modefarbe" für Chignons und Touren geworden. Mit dem Auskaufen befassen sich wandernde Händler, die übrigens selten gegen baar kaufen. Talmi-vergoldete Schmucksachen, bunte Bänder, Schuhschnallen und dergleichen Tand sind die Gegen-

stände, für welche die Hausirer die schönen Zöpfe einzutauschen suchen. Die Mädchen machen sich gewöhnlich so wenig daraus, ihr Haar loszuschlagen, als ihre selbstgewebten Spitzen zu verkaufen. Von den Hausirern kaufen wiederum die Exporteurs in den größeren Städten, erst diese schicken die Waare nach London, wo sich der Hauptmarkt namentlich für den überseeischen Export befindet.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Oskar von Redwitz hat für sein neuestes poetisches Werk „Das Lied vom neuen deutschen Reiche" von Bismarck und Moltke Anerkennungsschreiben erhalten, welche lauten:

Schreiben des Fürsten v. Bismarck. (Nach Weglassung des minder allgemein wichtigen Eingangs.) „.... Indem ich Ihnen diesen Dank ausspreche, sehe ich über Alles hinweg, was Ihre Worte Freundliches für mich enthalten; aber ich reiche Ihnen freudig die Hand als einem Mitarbeiter an dem Aufbau dieses Reiches. Sie sind das schon lange gewesen; denn jedes ächte Dichterwort, in Nord und Süd gleich erklingend, fördert das Gemeingefühl des deutschen Volkes. Jetzt aber klingt aus dem Liede, das der süddeutsche Sänger dem alten norddeutschen Freiheitskämpfer in den Mund legt, die Stimme der ganzen Nation voll und kräftig mir entgegen; und wie es des Dichters doppelte Aufgabe ist, der Mund seines Volkes zu sein und seine eigene Begeisterung ihm zu leihen, so sehe ich in dem „Liede vom neuen deutschen Reich" nicht nur ein schönes Zeugniß von der in Nord und Süd gleich tief empfundenen Einheit dieses Reichs, sondern zugleich eine frische kräftige Geistesthat, um die lebendige Einheit in der reichen Mannigfaltigkeit des deutschen Geisteslebens verwirklichen zu helfen. Die Nation wird die Worte des Dichters, der ihren Schmerzen wie ihrer Begeisterung, und vor Allem ihrer deutschen Pietät für Kaiser und Reich, so lebenswahren Ausdruck leiht, freudig vernehmen und sich daran erbauen; und sie wird das, was in Ihrem Liede noch prophetisch ist, zur Erfüllung bringen. Daran lassen Sie uns, jeder an seiner Stelle, mitarbeiten und nicht müde werden im Dienste des Vaterlandes. v. Bismarck."

Schreiben des Grafen v. Moltke: „.... Der Dichter darf verschwenderisch sein; er gibt mit vollen Händen Diamanten und Perlen, die Sterne des Himmels und die Blüthen der Erde — so auch spendet er das Lob. In diesem Sinne fasse ich es auf, wenn Ihr Lied mich mit den großen Männern der Vergangenheit vergleicht. Denn diese waren groß auch im Unglück, und vorzugsweise eben da; wir haben nur Erfolge gehabt. Mag man das nun Zufall, Glück, Verhängniß oder Fügung Gottes nennen — die Menschen allein machten es nicht, und so riesenhafte Errungenschaften sind wesentlich das Ergebniß von Verhältnissen, welche wir weder schaffen, noch beherrschen. Der treffliche, aber unglückliche Papst Hadrian ließ auf sein Grab die Worte setzen: „Welch ein Unterschied, der Zeitabschnitt, in den das Wirken auch des besten Mannes fällt!" An der unüberwindlichen Gewalt der Verhältnisse ist schon oft der Tüchtigste gescheitert, von ihr der minder Tüchtige getragen worden. Wenn ich so, nicht aus falscher oder eitler Bescheidenheit, ein gutes Theil des mir gespendeten Lobes für unverdient halten muß, bin ich deßhalb nicht minder empfänglich für dasselbe, denn Verse wie die Ihrigen mögen leicht manches Denkmal aus Erz oder Marmor überdauern. Genehmigen Sie meinen herzlichen Dank und die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu unterzeichnen ergebenst G. Moltke."

(Plausible Gründe.) Rossini führte einst — zur Rede gestellt wegen seiner großen Vorliebe für das „süße Nichtsthun" — zu seinen Gunsten an: „Man arbeitet nur aus drei Gründen: für Ruhm, für Geld oder zum Vergnügen. Ruhm habe ich so viel, als ich nur erlangen konnte; Geld brauche ich nicht, und Vergnügen — das Vergnügen langweilt mich zu Tode."

Pomade oder Wurst.

(An der Spree.)

Kellner: „Is Ihnen Cervelat- oder Jöttinger Wurst jefällig?" — Gast: „Janz Pomade."

(Am Rhein.)

Provisor: Wünschen Sie rothe oder weiße Pomade?" — Pfälzer: „Des is mer Worscht."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Freitag, 2. Juni 1871.

Am andern Tage.

(Fortsetzung.)

Der Jurist erhob sich und maß ihn von der Kopfbedeckung bis zu den Stiefeln: „Welche Vertraulichkeit erlaubt sich ein Fremder?"

Statt der Erwiederung zog Salzmann das Erzeugniß der Verzweiflung des Apothekers aus der Tasche und hielt dem Assessor das Couvert vor die Augen: „Er ist in die unrechten Hände gekommen, Eduard!"

„Was geht mich das an? Was soll das Geschreibsel? Die Handschrift kenn' ich nicht!"

Nun platzte der Verlagsbuchhändler wie eine gefüllte Granate: „Die Keckheit ist kolossal!"

„Herr," entgegnete Weinhold scharf, aber nicht laut, „ich sage Ihnen, die Handschrift kenn' ich nicht! Ich führe die Feder sauberer, ich bin der Assessor Weinhold."

„Das weiß ich," sprudelte Salzmann heraus, „und wissen Sie, wer ich bin?"

„Nein; es ist mir auch höchst gleichgiltig. Entfernen Sie sich!"

„Ich mich entfernen?" rief der Verschmähte grimmig.

„Allerdings, Pulverthurm! Explodiren Sie, wo Sie wollen, nur nicht hier, wo ich ein Rendezvous mit einer Dame habe!"

„Mit meiner Tochter?" schrie Salzmann kirschroth.

Ganz gemächlich versetzte der Assessor: „Lieber Herr, wenn Sie davon benachrichtigt sind, ist es sehr unzart, junge Leute zu stören!"

Das hieß dem Brausekopf zu viel bieten. Nach einem dumpfen Gutturalton wankte er und töhnte: „Ich muß mich setzen!"

Seiner vorigen Manier treu bleibend, sagte Weinhold: „Unser Magistrat hat die Aufmerksamkeit gehabt, durch Herrichtung dieser Ruheplätze Ihrem Bedürfniß zu genügen."

Der Verlagsbuchhändler war mehr auf die Bank gefallen, als daß er sich gesetzt. Der Sarkasmus des jungen Mannes reizte ihn jedoch dergestalt, daß er sich sogleich wieder aufraffte: „Nein, Herr, das geht mir über den Kerbstock!"

„Was?"

„Ihre Ruhe!"

Schnell ließ sich Weinhold vernehmen: „Warum haben Sie sich um die Ihre gebracht? Sie sind an ein Nachmittagsschläfchen gewöhnt —"

Der Andere machte ihm eine Geberde, zu schweigen, und begann, da Weinhold gehorsam innehielt, mit zornheiserer Stimme: „Wir wollen unsern Handel kurz abmachen: vor meinem Tode wird um keinen Preis meine Tochter Ihre Frau!"

„Wollen Sie nicht," entgegnete der ewige Gleichmuth, „testamentarisch verfügen, daß diese Bestimmung auch nach Ihrem — so Gott will, noch fernen — Ableben in Kraft bleibt?"

Salzmann blickte ihn eine Sekunde starr an, dann erwachte die alte Flamme wieder. „Nein, das will ich nicht!" schäumte er.

„Sie würden aber dem Fräulein den erheblichsten Gefallen erweisen."

Der Vulkan dämpfte seine Lava: „Hüten Sie sich, mich zu reizen! Ich könnte sonst etwas thun —"

„Was könnten Sie thun?"

„Meine Tochter zu einer andern Heirath zwingen!"

„Ueberlassen Sie ihr dabei nur die Wahl des Gatten, so werden alle Parteien zufriedengestellt!"

Der Buchhändler stieß beide Fäuste in die Hüften: „Auch Sie?"

„Insofern ich Ihrem Fräulein Tochter das beste Wohlergehen wünsche, ja!"

„Und Sie wollen das Mädchen geliebt haben?"

„Nie!"

„Ich muß mich setzen!" erklärte Salzmann noch einmal.

„Bitte!" sagte Weinhold und wollte ihm den Arm zur Stütze bieten.

Jener wies ihn mit unwirscher Handbewegung zurück: „Lassen Sie mich!"

„Wer hat Ihnen denn gesagt," fragte der Jurist naiv, „daß ich Ihre Tochter liebe?"

„Wenn Sie ein Rendezvous mit ihr haben?"

„Das behaupteten Sie, nicht ich!"

Des Alten Ton schwoll wieder an, indem er den verrätherischen Brief zerknitterte: „Was ich Schwarz auf Weiß von Ihnen besitze —"

„Von mir? Ich fand mich schon zweimal zu der Erklärung bewogen, daß diese Schrift mir fremd ist. Solch' Geschmier sieht eher einem Apotheker ähnlich."

„Apotheker?" entfuhr's der Kehle des Buchhändlers wild und rauh.

„Ja, Apotheker!" rief es in dem Augenblick in der Nähe, und Augustin trat auf den Platz, die tiefste Erbitterung in Miene und Haltung zur Schau tragend, so daß Salzmann von der Bank in die Höhe schnellte. „Nun biegt es oder bricht!" fuhr er fort und endete, die Rechte gegen Weinhold vorgestreckt: „Sie bring' ich um!"

„Ich hoffe, Sie bändigen Ihre Sehnsucht nach den Assisen noch ein wenig," erwiederte dieser gelassen.

„Sie bring' ich um!" wiederholte dessen ungeachtet der Pharmaceut seine Drohung. „Das Mädchen erst eine Kokette nennen, dann mir den Vorrang hier ablaufen und zuletzt den Vater gegen mich aufhetzen? Ist er —" damit that er einen Schritt näher auf Weinhold zu — „noch nicht Verlagsbuchhändler?"

„Der Vater meiner Flora," lächelte Weinhold, „an deren Seele ich Sünder grausam gefrevelt, muß nun schon einmal Kommissionsrath bleiben!"

„Der Vater Ihrer —" begann Augustin überrascht.

Weiter kam er nicht, denn der verblüffte Buchhändler hatte sich inzwischen gefaßt. Den ersten Athem, den er fand, benutzte er zu der Frage: „Herr, Sie sind Eduard?"

„Ja, und Apotheker!"

Der Hörer drehte ihm den Rücken: „O Du lieber Augustin!"

„Herr Salzmann, das verbitt' ich mir!" brauste der Genannte auf.

„He, was?" fuhr der Angeherrschte wieder herum.

„Der Herr ist nämlich ein Namensvetter des Lieben," erläuterte Weinhold, „und wünscht sein Familienwappen nicht geschmäht."

Die heftige Stimmung des Apothekers übertrug sich auch noch auf das jetzt folgende Geständniß, das dadurch eine seltsame Färbung erhielt. Er stampfte auf: „Ich liebe Ihre Flora wie kein Anderer!"

„Sie haben meine Tochter nicht zu lieben!" gab der Papa ebenso energisch zurück.

„Eduard, Eduard!" schluchzte es in dem Moment durch's Gesträuch, welches sich theilte. Die in Rede stehende Flora flog heraus und umschlang, ohne Rücksicht auf die übrigen Anwesenden, ihren Pharmaceuten, der sich vor Erstaunen über die Kühnheit des Mädchens die Akkolade wie ein Steinbild gefallen ließ.

Aber der Vater rief: „Meine Tochter!" und warf beide Hände hinter sich.

Da theilte sich das Gesträuch wiederum und die Gattin ward sichtbar mit dem einzigen mahnenden Wort: „Mann!"

„Frau!" empfing er sie, fast an den Boden gewurzelt.

Jetzt ließ Flora ihren Geliebten los und faltete die Hände flehend dem Juristen entgegen: „Herr Assessor, ich habe heut' in der Familie Brieg für Sie gesprochen, auch an Flora geschrieben, daß sie mit den Eltern hierherkommt; nun helfen Sie mir deßgleichen!"

Weinhold verbeugte sich galant: „Ich bin bereits Ihr Anwalt gewesen, mein Fräulein, will aber mit Lust noch einmal für Sie plaidiren, da ich Ihnen mehrfach Revanche schulde. Nicht wahr, Sie sind nicht böse, wenn ich vor all' diesen ehrenwerthen Zeugen zu Protokoll gebe, daß ich Sie nie geliebt?"

„Gott bewahre!" schüttelte sie den schönen Kopf.

„Nun wohl! Herr Salzmann, demnach rath' ich Ihnen: mystifiziren Sie künftig Niemand mehr —" der Buchhändler gab sich betroffen einen kurzen Ruck — „um sich nicht an dem Gliede gestraft zu sehen, mit dem Sie gesündigt! Dieser Herr —" er zeigte auf Augustin — „ist dem Fräulein in tiefster Seele gewogen und macht sich Ihrer Familie durchaus würdig; denn steht er nicht schon wie ein ganzer Salzmann da?"

(Schluß folgt.)

Der Londoner Markt für Menschenhaar.

(Schluß.)

Neben Süddeutschland liefert Italien den größten Theil der nach London kommenden Haare, und kürzlich ist auch Rumänien auf dem Markt vertreten gewesen. Man hat Versuche gemacht, in Japan eine Bezugsquelle für den Artikel zu eröffnen, und die Japanesinnen wären gar nicht abgeneigt, ihre Flechten den „weißen Barbaren“ gegen ziemlich niedrige Preise zu überlassen, aber das Material ist, wenn auch von beträchtlicher Länge, doch für die europäischen Friseure kaum brauchbar, da es beinahe so dick wie Pferdehaar zu sein pflegt.

Haar von allen nur auf menschlichen Köpfen gefundenen Farben lag vor uns und hing von den Wänden herunter — selbst graues! Eine Quantität von dieser Farbe holte der Lageraufseher aus der Mitte des soeben geöffneten Ballens heraus. Wir glaubten nicht anders, als daß hier ein Versehen stattfinden müsse, vielleicht Schwindel eines schlauen Hausirers, der diese werthlose Waare mitten zwischen die guten Sorten gepackt hätte. Als wir unsere Zweifel dieserhalb äußerten, lächelte der Inhaber des Magazins ob solcher Unwissenheit.

„Graues Haar,“ belehrte er uns, „ist gerade eine der seltensten und theuersten Sorten; auch ältere Damen wollen ihren Chignon tragen.“

O weibliche Eitelkeit! Man bewundert das ehrwürdige Aussehen einer bejahrten Matrone, deren Haar „in Ehren grau geworden“ und trotz der Jahre Last „nichts von seiner Fülle verloren hat“ — Alles Schwindel! Der „Schnee des Alters“ ist beim Friseur gekauft, die Lady würde weit lieber eine schwarze, blonde oder braune Tour tragen, aber solche paßt nicht zu ihren Runzeln, und seufzend bezahlt sie den höheren Preis für die „seltene Couleur“, welche Kinder und Enkel mit besonderem Respekt erfüllt.

Noch waren wir aber nicht in die absonderlichste Branche dieses seltsamen Geschäfts eingeführt worden; alles Haar, was wir bis jetzt besichtigt hatten, stammt von Frauen und Mädchen, die sich zur Zeit des Schnittes ihres Lebens freuten. Schließlich zeigte uns jedoch der Magazin-Inhaber einen mächtigen Ballen „todtes Haar.“

Unwillkürlich traten wir einen Schritt von dem Loch in der Leinewand des Ballens zurück: „Also das ist todtes Haar — Haar, das bereits ....“

„Beerdigt und wieder ausgegraben ist? Nicht doch!“ lachte der Magazin-Inhaber. „Der Artikel wird nur deßhalb todtes Haar genannt, weil er nicht abgeschnitten, sondern mit den Wurzeln ausgerissen wird.

„Nicht möglich!“

„In allem Ernst. Sehen Sie, oben an jedem einzelnen Haar finden Sie noch die Reste der Wurzel, der Haarzwiebel. All' dieses Haar stammt aus Italien und ist solches, das beim Frisiren ausgeht. Die Lumpensammler achten beim Durchwühlen von Kehrichthaufen sorgfältig auf solche Büschel Haare, wie sie beim Reinigen der Kämme und Bürsten in den Schmutz geworfen sind; dies Material wird aus der Gosse gezogen, oberflächlich gewaschen, vorsichtig entwirrt, sortirt und dann gründlich gereinigt.“

„Und solche mühevolle Arbeit kann lohnend sein?“

„Bedenken Sie die Armuth der untersten Volksklassen in Italien; zudem ist die Arbeit freilich schmutzig, aber durchaus nicht anstrengend, gerade wie sie der Italiener am liebsten verrichtet. Solches Haar ist um ein Drittel billiger, als das abgeschnittene.“

Wir hatten jetzt so ziemlich „genug des grausamen Spiels.“ Also die schönen Chignons haben zum Theil ihren Weg erst durch die Rinnsteine einer italienischen Stadt nehmen müssen, ehe sie auf die Köpfe der fashionablen Ladies des West-Ends gelangten? Shocking!

„Kommt auch Haar von gestorbenen Personen, nach dem Tode abgeschnitten, auf den Markt?“ fragten wir schließlich.

„Nein. Todtes Haar dieser Art ist für den Friseur ganz unbrauchbar, es läßt sich nicht verarbeiten und ist beim Anfühlen sofort zu erkennen.“

Nun, das war doch wenigstens ein Trost. Wir schieden von unserm freundlichen Führer mit dem herzlichsten Danke für seine Bemühungen, aber mit innerlichem Entsetzen und Grauen. „Man soll vor dem Essen in keine Küche gucken“, lautet ein altes Sprichwort; wir sind überzeugt, daß manche Damen, wenn sie ein Haarlager en gros besucht hätten, der Mode trotzen und sich mit ihrem eigenen Haar begnügen würden. Manche Damen, sagen wir, und fügen zum Trost für die Friseure hinzu, gewiß nicht alle. Weibliche Eitelkeit ist gewöhnlich stärker, als ästhetische Gefühle, und seit der Zeit, da die Patrizierinnen des alten Rom sich mit den goldenen Flechten der germanischen Weiber schmückten, wird falsches Haar von der Damenwelt getragen, und so wird es bleiben „bis an's Ende aller Dinge.“

Mannigfaltiges.

(Der bischöfliche Segen.) Dr. Wilhelm Lions, welcher zu Ende der Regierung der Königin Elisabeth von England das Bisthum Cork bekleidete, war vordem Schiffs-Kapitän und hatte sich im Kriege gegen Spanien bei verschiedenen Gelegenheiten so ruhmvoll hervorgethan, daß ihm die Königin, da er ihr vorgestellt wurde, den ersten Posten versprach, welcher vakant werden würde.

Der ehrliche Kriegsmann, der das Versprechen der Königin nach dem Buchstaben nahm, hörte bald hernach von einer Vakanz des Bisthums Cork, erschien alsbald bei Hofe und mahnte die Monarchin an ihr Versprechen. Elisabeth, über den Antrag erstaunt, stellte sich Anfangs entgegen und hielt ihm vor, wie wenig dieses Amt zu seinem bisherigen Berufe paßte — aber umsonst: er bestand auf der Erfüllung ihres königlichen Wortes. Die Königin nahm sich nun einige Tage Bedenkzeit, ließ seine Aufführung untersuchen, und da man ihn als einen mäßigen, rechtschaffenen Mann schilderte, so übertrug sie ihm das Bisthum mit dem Beifügen: sie hoffe, daß er seiner Gemeinde eben so gut, wie ehedem seinen Soldaten, vorstehen würde.

Lions nahm sogleich Besitz von seinem Posten, dem er über zwanzig Jahre lang sehr ehrenvoll vorstand, ohne sich jedoch mit Predigen zu befassen, außer einmal beim Todesfall der Königin. Hier achtete er es für seine Pflicht, seiner Gebieterin die letzte Ehre zu erzeigen; er hielt eine kräftige Rede über die Gebrechlichkeit des menschlichen Lebens, über die großen und liebenswürdigen Eigenschaften der Verstorbenen, und schloß auf folgende Art: „Mögen Diejenigen, die ihren Werth fühlen, diesen traurigen Todesfall mit mir beweinen! Sollten aber — wie leicht möglich — unter meinen Zuhörern welche sein, die diesen Tod im Stillen wünschten, so mögen sie bedenken, daß nun ihr Wunsch erfüllt ist, und der Teufel mag sein Gedeihen dazu geben! Amen."

(Das strenge Examen.) Friedrich Wilhelm der Erste besuchte öfter sein Kammergut Wusterhausen, und zwar nicht selten zu Fuße. Der dasige Pächter hielt seinen Kindern einen Hauslehrer, den der König einmal persönlich zu sprechen wünschte und deßhalb rufen ließ. Der Kandidat erschien und der Monarch legte ihm sogleich die sonderbare Frage vor: „Welches ist der mittelste Buchstabe im ABC?" Der junge Mann, darauf nicht vorbereitet, stockte in der Antwort, weßhalb ihn der jähzornige Monarch nicht nur derb ausschalt, sondern ihm auch mit dem spanischen Rohr einige Streiche versetzte. Starr von Schreck über eine so harte Behandlung und noch mehr vor Furcht wegen anderweitiger böser Folgen, verfiel der arme Kandidat in ein hitziges Fieber und gerieth in Todesgefahr. Friedrich Wilhelm erfuhr dieses bei einem neuen Besuch, den er seinem Pächter abstattete, verfügte sich sogleich selbst zu dem Kranken, sprach ihm Trost ein und bat ihn sogar wegen seiner Uebereilung um Verzeihung. Das wirkte kräftiger als alle Arzneimittel; der Kandidat genas und erhielt einige Monate darauf ein königliches Handschreiben, worin ihm die erste einträgliche Pfarrstelle versprochen wurde. Als bald darauf eine solche frei war, meldete der König dem Ober-Konsistorium mittelst Reskript, daß dieser Kandidat ohne weiteres Examen in's Amt einzuführen sei, indem er denselben bereits selbst geprüft und für tauglich befunden habe.

Aus London wird einem amerikanischen Blatte folgende merkwürdige Geschichte erzählt. Vor etwa zehn Jahren sprach ein junger Amerikaner aus New-York, Namens Walter Hastings, während er in Gesellschaft von Lord C. in London dinirte, die Ansicht aus, daß Einzelhaft in einer dunklen Zelle nicht eine so fürchterliche Strafe sei, als dargestellt worden. Der Lord bot Hastings die Summe von 10,000 Pfd. Sterl. an, wenn er sich einer zehnjährigen gänzlichen Abgeschiedenheit unterziehen würde. Nachdem Hastings auf den Vorschlag eingegangen, wurde in Lords C. Stadtwohnung eine Zelle für ihn hergerichtet. Sie war viereckig von 12 Fuß Breite und 15 Fuß Länge. Dem freiwilligen Gefangenen wurden Lichter, einige Bücher, Schreibmaterial und einfache Kost gestattet. Letztere wurde ihm von unsichtbarer Hand gereicht. In dieser Weise hat Hastings ein Jahrzehnt verbracht. Am 1. Mai endigte seine freiwillige Gefangenschaft und er nahm sein schwerverdientes Geld in Empfang; aber er verließ seine Zelle in einem beklagenswerthen Zustande. Obwohl er erst 35 Jahre alt, sieht er wie ein Greis von 65 Jahren aus, sein Haar und Bart sind weiß, seine Gestalt ist zusammengebrochen, sein Gang schlotternd, sein Gesicht bleich und eingefallen, seine Stimme zittert und seine Zunge versagt ihm oft den Dienst.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 65. Montag, 5. Juni 1871.

* Vergangenheit.

Des fernen Städtchens Bild verschwimmt in grauen Duft,
Am falben Busche weht der Abendhauch;
Die Vögel taumeln träg' durch feuchte Luft
Und durch die Bäume dringt der Hütten Rauch.

Der Tag, der durch der Dünste weißen Flor
Mit trübem Aug' der öden Flur gelacht,
Berührt der dunkeln Göttin graues Thor
Und senkt sich schweigend in den Schooß der Nacht.

Wo seid ihr hin, ihr Stunden? wohin trug
So schnell, so rastlos euch der Strom der Zeit?
Ihr weht und woget, und an eurem Flug
Hängt oft des Menschen stille Seligkeit!

Wo ist der Sonnenblick, der durch der Büsche Nacht
Hier goldne Flecken auf den Rasen wob
Und meinen Geist mit zauberischer Macht
Zu lichten Himmelsahndungen erhob?

Wo blüh'n die Blumen, die Gefühl und Lust
Mir hier zum lieblichsten der Kränze wand?
Ich sinke still an der Erinn'rung Brust,
Und ach! er liegt verwelkt in ihrer Hand.

Verweht, wie Zephyr, ist die Harmonie,
Die sonst mit heil'gem, himmlisch-reinem Klang
Aus allen Wesen quoll mit holder Sympathie,
Wenn Freude mir durch alle Nerven drang!

Im Nachtwind, der mit traurigem Gestöhn
Im Schilfe seufzt, das an des Teiches Moor
Noch einsam wachet, klagt ein säuselndes Getön
Mir leise diesen bangen Zuruf vor:

„Was suchst du hier? Die Stunden sind verweht,
„Vergangenheit nahm sie in ihren Schooß.
„Die Blume stirbt — ein neu Gebild entsteht,
„Und keine Stunde reißt sich wieder los!"

Aulenbach.

Am andern Tage.

(Schluß.)

Auf's Neue winkte ihm der Buchhändler, still zu sein, und hob an: „Genug! Ich muß mit meinen Weibern reden! Die Uhren habt Ihr mir zurückgestellt — doch das bei Seite, Frauenzimmern traue ich nicht mehr vom Umschlag bis zum Titelblatt! Du Westentaschenformat," kehrte er sich gegen die Tochter, „bist Du nicht werth, von der Censurbehörde konfiszirt zu werden? Hinter meinem Rücken —"

„Papa," fiel das Mädchen herzhaft ein, „nur Du zwangst uns zur Heimlichkeit! Ich habe oft unsäglich darunter gelitten. Auch Eduard empfand, wir begingen ein Unrecht, doch durfte er's denn wagen, sich offen und ehrlich bei Dir einzuführen?"

„Eingeführt," unterbrach Salzmann, den Pharmaceuten musternd, „hat er sich im Ganzen nicht schlecht bei mir. Choterisch ist er, Menschen dieses Geblüts sind gut, das weiß ich von mir. Aber Apotheker? Das stößt dem Faß den Boden aus!" Dabei stieß er durch einen gewaltigen Schlag mit der flachen Hand fast seinem Hut den Boden aus und marschirte, ohne sich umzusehen, davon.

„Mann!" rief ihm seine Frau vergebens nach.

„Da haben wir's!" Mit den Worten ließ Flora die Arme sinken.

„Und ich lasse doch nicht von Dir!" betheuerte Augustin, die schlanke Gestalt umschlingend.

„Jetzt ermannt er sich, da die Kanonen nicht mehr speien!" warf ihm Weinhold satyrisch in den Bart. „Weßhalb sagen Sie ihm nicht, er soll Gott danken, wenn er für sein Theil die Apotheker nicht braucht? Vertheidigen Sie doch Ihre Standesehre!"

„Das will ich auch!" erklärte sich Augustin entschlossen.

„Und da," fuhr der Themisjünger ermunternd fort, „der wackere Mann die Choleriker schätzt, so hindert Sie Nichts, wie der schönste Champagner zu sprudeln!"

„Herr Assessor, Herr Assessor!" lachte es auf einmal lallend hinter ihm. Alle sahen sich um. Aus dem zweiten der drei Zugänge zum Platz wiegte sich Katz heran.

„Was gibt's? Katz, wo kommen Sie her?" rief der verwunderte Jurist.

Der Stiefelputzer blieb stehen und winkte immerfort, kreuzvergnügt lachend.

„Verzeihen Sie einen Moment!" bat Weinhold die Andern, die ein leises Gespräch anknüpften, während er auf den augenscheinlich noch weinseligen Alten zuschritt. „Wo kommen Sie her?" wiederholte er seine Frage.

„Aus der Stadt, Herr Assessor!"

„Das kann ich mir ungefähr denken. Aber Sie taumeln ja?"

„Das macht nur der Burgunder. Schmeckst du prächtig!"

„Still!" gebot Weinhold etwas ungehalten. „Warum sind Sie nicht zu Hause geblieben? Wer hieß Sie mich hier aufsuchen?"

„Der Herr Assessor haben mir eine Freude gemacht, da wollt' ich dem Herrn Assessor wieder eine machen."

Weinhold änderte seinen Ton: „Eine Freude? Das ist etwas Anderes, alter Freund!"

Katz lachte schlau: „Hihi, ich war schon wieder nahe am alten Narren!"

„Nur heraus mit der Freude!" begehrte der Erwartungsvolle. „Der Gratulant war wieder da. Nicht so? Und meine Anstellung im Ministerium ist doch gegründet?"

„Das nun weniger!" schüttelte Katz den Kopf. „Der Kommissionsrath vom Fischmarkt Nummer Drei mit der Tochter war bei uns."

„Mit der Tochter?" äußerte Weinhold sein Befremden.

„Ich meine nur, der die Tochter hat."

„Ah so!"

„Sie sind an ihm hinlänglich gerochen, Herr Assessor!"

„Wie?" fragte Weinhold frappirt.

„Durch mich!" setzte Katz mit Selbstbewußtsein hinzu. „Er wand sich wie ein Ohrwurm, der Kommissionsrath, indessen Katz hat ihm den Staar gestochen. Wenn er noch nicht glaubt, daß er ein Philister ist, dann ist er nicht davon zu überzeugen."

Weinhold stand versteinert: „Katz!"

Dieser fuhr in der besten Meinung fort: „Ja, der Stiefelputzer hat Deutsch mit ihm geredet: wir wollen Ihre Tochter jetzt nicht mehr!"

„Unseliger Mensch, was haben Sie gethan?" rief der junge Mann verzweiflungsvoll.

Der Alte öffnete seine Gesichtsfenster weit: „Jetzt soll ich ein unseliger Mensch sein?"

„Ja! Ich bin ruinirt durch Ihre Unvernunft! Fort, kommen Sie mir nie mehr vor die Augen!"

Im Tiefsten beleidigt, reckte Katz sich ernüchtert empor: „Also derowegen riskir' ich eine Lungenentzündung! Gott lohn's, Herr Assessor!" Energisch schlug er die Hände auf's Kreuz und trollte sich.

Die Uebrigen, gegen das Ende des Zwiegesprächs aufmerksam geworden, kamen nun näher. „In welcher Aufregung sind Sie?" fragte Flora theilnehmend.

Weinhold zeigte dem Stiefelputzer nach: „Das alte Kind hat den Kommissionsrath Brieg in einer Weise verletzt, daß seine Schuld auf mich zurückfällt und der würdige Herr mir nie vergeben kann. Meine Hoffnung, meine Zukunft ist zerschlagen!"

„Ob Ihr Unglück so feststeht, wie Sie glauben!" lächelte Flora und winkte ihm, das Auge zu wenden. Da stand der gute Kommissionsrath, seine Gemahlin am einen, das Kind am andern Arm. Alle Drei schienen innerlichst gerührt.

„Ewige Gnade!" rief Weinhold bei dem Anblick.

„Bei meiner Gnade bedanken Sie sich, Herr Assessor!" korrigirte Flora Salzmann.

„Willst Du sprechen, Mutter?" begann der Kommissionsrath sehr weich.

„Ich kann nicht, Vater!" versetzte die Matrone ebenso.

„Ich auch nicht!" erklärte er seinen Bankerott.

„Aber ich!" rief der junge Mann, sich rasch in die Situation findend, und sank auf ein Knie vor dem Dreiblatt nieder. „Es steht geschrieben: über einen Sünder, der Buße thut, wird mehr Freude sein, als über zehn Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Ich thue Buße im Sande. Gern will ich sie lebenslang fortsetzen, wenn die Erlaubniß der besten Eltern mir statt des Floraplatzes den Platz an Flora's Herzen dafür gönnt!" Er ergriff die zierliche Hand des Mädchens und drückte sie an seine Lippen.

Da beugte die ätherische Erscheinung sich lächelnd zu ihm nieder und ertheilte ihm indirekt Absolution durch die Worte: „Sie sollen nicht blos diesen, sondern in Zukunft auch stets den Platz an meiner Seite haben, damit ein Irrthum, wie der gestrige, nie wieder möglich wird."

Mit Ernst und Feinheit entgegnete er: „Ich bin durch eigenen Entschluß davor geschützt; doch," fuhr er fröhlich fort, „wenigstens durfte mein bitterster Gegner nicht sagen: „Der Assessor Weinhold hat nicht das Geringste im Kopf!"

„Mein Geliebter!" flüsterte Flora glückselig.

„Unser Sohn!" sprach die Mutter mit Empfindung.

„Unser zweites Kind!" gab der Vater in Moll dazu.

„Bevor ich Ihnen danke," sagte Weinhold aufstehend, „muß noch Einer auf diesen Kieselsteinen Abbitte leisten. Katz!" rief er laut, „Katz!" und verfolgte spornstreichs den Davongegangenen.

„Da sind nun," hob Flora Salzmann an, „drei frohe und hier drei arme Menschen, die, wie die gefangenen Juden in Babylon, ihre Harfen an die Weiden hängen können und weinen!"

Die Worte belebten das Mitgefühl der Namensschwester, welche ihre Eltern verließ und auf die Freundin zuging: „Du unglücklich, Flora, die mich so glücklich gemacht? O sage, sage, kann ich Nichts für Dich thun?"

„Ja, gute Seele, Dir in meinem Nachbar den Mann vorstellen lassen, den ich liebe, aber nicht lieben soll, weil Papa den Apothekern zugethan ist, wie der Eisbär den Wallfischfängern."

„Welche eigenthümliche Antipathie!" mischte Brieg sich ein.

„Die Sie nicht zu kümmern hat, Herr Kommissionsrath!" dröhnte Salzmann's Durton, und das Dickicht knisterte, als zerträte es ein Eber, unter den Füßen des Verlagsbuchhändlers, der auf einem Umweg zurückgekehrt war. Er rückte zur Begrüßung sehr kurz den Hut.

„Mann!" klang wieder der klagende Vorwurf seiner Frau.

„Glaubst Du," zischte er, „Du allein kannst aus Gewächsen zum Vorschein kommen, wie Thea im Ballet „Die Blumenfee"?"

Jetzt trat ihm Augustin beherzt in den Weg: „Herr Salzmann, ich gebe Ihre Tochter nicht auf!"

„Ich auch nicht, da das Mädchen kerngesund ist!" spottete der Giftige.

„Wenn Sie meinen Stand hassen —"

„Unüberwindlich!" pflichtete Jener verstärkend bei.

„So wünschte ich Ihnen nur einmal eine gründliche Krankheit!"

„Herr!"

„Ja, Herr!"

„Damit Sie mich vergiften könnten?"

„Nun, wir vergiften wenigstens nicht Herzen, wie manche Buchhändlerwaare!"

„Die Anmerkung ist impertinent, aber richtig!" erklärte Salzmann.

„Sehen Sie!" triumphirte Augustin.

„Schweigen Sie!" wies ihn der barsche Mann zurecht. „Ich ärgere mich schon von selbst genug über Vieles, was aus der Presse kommt."

„Worüber ärgerst Du Dich nicht, Papa?" fragte Flora ebenso naiv wie traurig.

„Ueber Dich, Du illustrirter Reinecke Fuchs," sagte er spitz, „sonst über Alles!"

„Darum geben Sie mir das liebe Mädchen, Herr Salzmann!" bat Augustin.

Der Aufgeforderte sah ihn sonderbar an, streckte den Kopf vor und betonte: „Darum geben Sie mir —?"

„Aus Rücksicht auf Ihr eigenes Wohlbefinden!" demonstrirte der Apotheker. „Denn Aerger treibt Galle, Galle hilft zur Verdauung, und ohne gute Verdauung kein Lebensgenuß!"

„Hören Sie," versetzte Salzmann trocken, „Ihre Großmuth, mich von dem Einzigen befreien zu wollen, was störend auf meine Verdauung wirken kann —" er deutete mit dem Daumen über den Handrücken nach seiner Flora — „hat etwas so Rührendes, daß wir unter vier Augen weiter davon sprechen wollen."

„Papa! Mann!" riefen Mutter und Tochter zugleich.

Salzmann überhörte scheinbar die Freuden-Exklamationen. „Unter vier Augen," kommentirte er, „heißt bei mir: im Hause. Bis dahin nehm' ich keine Notiz von Ihnen, auch Reinecke ist für mich nicht auf der Welt. Dir, Frau, erlaub' ich, an meinem Arm zu wandeln. Herr Kommissionsrath nebst Gemahlin und Kind, die Firma Salzmann's selige Erben hat die Ehre, sich Ihnen allerseits zu empfehlen." Er grüßte, reichte seiner Frau den Arm, ungesäumt steckten auch Flora und Augustin ihre Arme ineinander, aber der beabsichtigte Aufbruch der Familie wurde verzögert durch Weinhold's Wiedererscheinen, der den Stiefelputzer auf den Platz zog und dicht vor den Kommissionsrath führte.

„Hier widerrufen Sie, Katz!" beanspruchte der junge Mann.

„Wenn Sie befehlen!" ergab sich der Alte verbissen in sein Loos, richtete den gebückten Scheitel auf und sprach mit gravitätischem Anstrich: „Herr Kommissionsrath, wir nehmen Ihre Tochter!"

Die Tuilerien.

Die Tuilerien liegen in Asche — diese fünf Worte bergen eine Welt von Schmach für Diejenigen, welche in unerhört ruchloser Weise einen Bau, an dem Jahrhunderte gearbeitet, vernichtet haben. Der Grundstein zu dem Schlosse wurde von Katharina von Medici, der Blutgenossin König Karl's IX., gelegt. Von dem alten Gebäude, welches sie von Philibert Delorme und Jean Bullant auf dem Platze la Sablonnière, wo später Ziegeleien (tuileries) betrieben wurden, beginnen ließ, war freilich in unsern Tagen nicht viel mehr zu bemerken; Veränderungen und Anbau mögen schon in früherer Zeit den ursprünglichen Plan, der der Neuzeit nicht erhalten worden, vielfach umgestaltet haben. Im Jahr 1564 wurde der Bau in Angriff genommen, aber schon 1572, einer Unglück verkündenden Weissagung wegen, eingestellt. Verschiedene Architekten und mehrere Jahrhunderte waren nöthig, das Werk zu vollenden, das erst 1856 vollkommen abgeschlossen dastand.

Nicht von jeher war der Tuilerienpalast eine Residenz der Herrscher von Frankreich; Ludwig XV. war der erste, der während seiner Minderjährigkeit darin wohnte, und Ludwig XVI. bezog ihn erst vom 6. Oktober 1789 an, als das Volk ihm in Versailles den verhängnißvollen Besuch machte. Von diesem Zeitpunkte an werden die Tuilerien nicht nur für die Geschicke Frankreichs, sondern der ganzen Welt von Bedeutung. Am 20. Juni 1792 mußte Ludwig XVI. zum ersten Male in den Tuilerien offen anerkennen, daß seine königliche Macht zu Ende sei. Von dem Sturze des „Ludwig Capet" an blieben die Tuilerien sieben Jahre unbewohnt; sie wurden, da nebenan im Pavillon Marsan der Convent seinen Sitz aufschlug, der Centralpunkt aller jener Stürme von 1794 bis 1796. Am 19. Febr. 1800 bezog der erste Consul die Räume und von diesem Tage an blieben sie die ständige Residenz der Herrscher Frankreichs. Hier feierte Napoleon I. seine Hochzeit mit Marie Louise, hier wurde ihm der König von Rom geboren und von hier aus empfing Europa die Gesetze des Corsen.

Die Bourbonen waren nicht lange Bewohner des Palastes. Am 29. Juli 1830 brach ihre Macht zusammen, und wenige Tage später stimmte der Bürgerkönig Louis Philipp vom Gartenbalkon herab die Marseillaise an; achtzehn Jahre darauf mußte auch er vor dem „souverainen Volke" entfliehen, und dieses hauste gar arg in dem alten Schlosse. Die provisorische Regierung der zweiten Republik dekretirte, daß dasselbe in ein Asyl für arbeitsunfähige Arbeiter umgewandelt werden sollte, aber dieser Plan kam nicht zur Ausführung, und das Gebäude diente mehrere Monate als Lazareth für die in den Straßenkämpfen Verwundeten. Der zweite Dezember führte Louis Bonaparte an die Spitze Frankreichs und bald in die Tuilerien, und an die Stelle der steifen Herzoginnen und gichtbrüchigen Marquis des ancien régime traten die Demimonde und die Glücksritter des zweiten Kaiserreiches, das im September vorigen Jahres vor den wilden Volkshaufen auseinander stob. Die Tuilerien wurden abermals zum Lazareth, theilweise auch der Sitz von Beamten der republikanischen Regierung — seit dem 24. v. M. endlich sind sie ein Schutthaufen.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Kirschflecke aus leinenen oder baumwollenen Zeugen zu entfernen.) Das Zeug, welches mit Kirschflecken behaftet ist, wird so bald als möglich, nachdem es beschmutzt ist, in kalter Milch 8—12 Stunden geweicht, nach dieser Zeit in und mit der Milch tüchtig durchgerieben, in kaltem Wasser ausgespült, und sobald die Wäsche wie gewöhnlich gewaschen und gebleicht ist, werden die Flecke verschwunden sein.

Räthsel.

Es ist ein Riese, große Thaten
Bracht er auf dieser Welt hervor;
Es ist ein Zwerg, den unbeachtet
Der ärmste Bettler oft verlor;
Es ist ein Balsam für die Wunden,
Ein Gift, das oft getödtet schon;
Es dient zur Züchtigung dem Bösen,
Es ist dem Treuen süßer Lohn.
Es ist ein Bild, mit Kunst gemalet,
Es ist ein wunderbar Gewand,
Es ist 'ne Waffe, fein geschmiedet,
Es ist ein heilig' Unterpfand;
Es ist ein Pfeil, der nur sehr selten
Das, was er treffen will, verfehlt;
Es ist ein Ding, das mit dem Körper
Den Geist auf's Innigste vermählt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Mittwoch, 7. Juni 1871.

* Von dem vaterländischen Dichter Karl Gerok, k. württemb. Prälat und Oberhofprediger, sind auf den letzten deutsch-französischen Krieg bezügliche Gedichte unter dem Titel „Deutsche Ostern", Zeitgedichte, erschienen, welche zu den besten gehören, was dieser beliebte Dichter bis jetzt veröffentlicht hat. Wir entnehmen denselben folgenden

„Nachruf an Ernst v. Luck":

Wie bist du, o Held, gefallen im Streit,
Wie blutig, wie herrlich und schön!
Zum Dank wird die Klage, es löset das Leid
In Lob sich und Siegesgetön.

Ruh' sanft, du bleiches, du blutiges Haupt,
Mit dem blassen, noch freundlichen Mund,
Mit Palmen bedeckt, mit Lorbeern umlaubt,
Ruh' sanft im heimischen Grund!

Zwar thust du, o Bruder Jonathan,
Unsre Freude und Wonne, — uns weh,
Doch fielst du so schön und der Herr hat's gethan:
Sein heiliger Wille gescheh'!

Gott tröste dich, blutendes Mutterherz!
Eine Mutter von Helden wie du
Steht fest im Glauben und stark im Schmerz,
Gott gebe dir Gnade dazu!

Sechs Söhne hast du dem König gestellt:
Er kennt seine Ritter von Luck;
Noch viere stehen dir draußen im Feld,
Ein jeder dem Heere zum Schmuck.

Ein jeder folgte dem Bruder gern,
Wir aber beten: O nein!
Den einen, das Herzblatt, als Opfer dem Herrn,
Die andern, Gott walte es, dein!

Und nun Kameraden, so sei's, weil's muß:
Achtung! Seid fertig! Schlagt an!
Der Sarg versinkt, nachdonnert der Gruß:
Fahr' wohl, Bruder Jonathan!

Wie sind sie gefallen, die Helden im Streit,
Wie blutig, wie herrlich und schön!
Hier unten der Kampf und der Tod und das Leid —
Dort oben das Siegesgetön'

Der Gefundene.

Es war an einem herrlichen, klaren Frühlingsmorgen, als der Schooner „Phönix" an Boston-Island vorüber in die schöne weite Bay von Port Lincoln einlief. Die See, glatt wie ein Spiegel, glühte im Purpur der Morgensonne, während am Strande die Frühnebel wie verspätete Träume der Nacht eiligst vor dem Lichte des Tages zu fliehen schienen.

Nahe der kleinen Kajüte, welche auf dem Verdecke des „Phönix" angebracht war, stand ein junger Mann, dessen Alter noch nicht weit in den zwanziger Jahren vorgerückt zu sein schien, und der, seiner Kleidung nach, ein Passagier des „Phönix" sein mußte. Mit sinnigem, bewunderndem Blicke schaute er in die Schönheit des Morgens und auf die sich vor ihm enthüllende Scenerie. Wer nur einmal einen Blick in sein Gesicht gethan, mußte denselben wiederholen, da es einen Reiz enthielt, dessen Ursprung keineswegs allein in der männlichen Schönheit seiner Züge bestand. Seine freie Stirne, sein dunkelbraunes Auge, ein fein gebildeter Mund waren allerdings Vorzüge, die einem Jeden in die Augen fallen mußten; allein diese wurden überschattet durch den geistigen Ausdruck, der so einfach in seinem Gesichte zu lesen war. Entschlossenheit und männliche Offenheit waren die vorherrschenden Charakterzüge darin, die um so mehr hervortraten, da die Blüthe der Jugend sie in solchem Maße noch nicht vermuthen ließ.

Im gegenwärtigen Augenblicke war der Ausdruck der Freude unverkennbar in seinen Zügen zu lesen, obgleich dieselbe mit Ungeduld gemischt zu sein schien. Er sandte den Blick weit hinein in die blaue Bay, ohne auf die Gegenstände am unfernen Ufer zu achten, an welchem der Schooner entlang fuhr.

„Nun, Mr. Parker, wir sind am Ziel unserer Reise!“ rief plötzlich eine Stimme neben ihm.

„Ah, Mr. Colbert!“ rief der junge Mann seinerseits, den Hinzugetretenen begrüßend, welcher ein Sergeant der Polizei war. „Ein herrlicher Morgen zur Einfahrt!“

„Wie gefällt Ihnen das Bild, welches Sie vor sich sehen?“ fragte der Sergeant.

„Es ist nicht reizend, wie überhaupt alle australischen Panoramas an der Küste, den Sydney-Hafen ausgenommen.“

„Sie haben nicht Unrecht, am allerwenigsten als ein Nordamerikaner. Die Natur hat Australien nicht so reich ausgestattet; dennoch ist es aber ein recht glückliches Land; — wir werden sogleich Anker werfen; man sendet schon die Böte.“

In der That stießen zwei Böte vom Ufer ab und ruderten auf den Schooner zu.

Mr. Parker, Mr. Colbert, der Kapitän und drei den Sergeanten begleitende Polizeibeamten fuhren nach dem Lande ab.

Der „Phönix“ hatte den Sergeanten und seine drei Begleiter nach Port Lincoln gebracht, um einen Eingeborenen, der einen Schäfer ermordet hatte, nach Adelaide abzuholen, woselbst die Untersuchung beginnen sollte. Mr. Parker, den wir kennen gelernt haben, war als Passagier mitgegangen, und selbst Mr. Colbert, welcher sich während der kurzen Reise mit ihm auf einen guten Fuß zu setzen gewußt hatte, kannte nicht die Angelegenheiten, welche denselben hierher führten. Alles, was er von ihm erfahren, war: daß er ein geborener Amerikaner und kürzlich erst in Australien angekommen sei. Dennoch mußte der junge Mann weit gereist sein; denn Europa, und, wie es schien, darin besonders Deutschland, war demselben nicht unbekannt. Besonders auffallend war es ihm gewesen, daß der junge Fremde mit sichtbarer Besorgniß und Unruhe nach dem Namen und Vaterlande des Gemordeten gefragt hatte; jedoch schien ihn die Antwort, daß derselbe ein Irländer sei, vollkommen zu beruhigen. Ebenso hatte er den Sergeanten nach einem Stationer, mit Namen Mr. Hamilton, gefragt, und als derselbe ihm mitgetheilt, daß er ihn kenne, hatte er nie wieder davon gesprochen. Es schien daher eine ausgemachte Sache, daß der junge und allem Anscheine nach wohlhabende Fremde, von irgend einem persönlichen Interesse getrieben, diese Reise unternommen hatte.

Da die Böte nur einige 100 Ellen bis zu dem Ufer zurückzulegen hatten, so war die Zeit zu kurz, um ein Gespräch über den letzterwähnten Gegenstand zu beginnen, und Mr. Colbert zog es daher vor, ruhig zu warten, bis man sich auf festem Boden befinde. Kaum war dies geschehen, als der junge Mann sich selbst an den Sergeanten wandte.

„Ich glaube, wir müssen vorläufig hier scheiden,“ sagte er. „Ihre Geschäfte werden Ihnen nicht erlauben, mich nach der Station des Mr. Hamilton zu begleiten; aber bitten möchte ich Sie, mir wenigstens die Richtung wie die Entfernung bis dahin anzugeben.“

„Sie scheinen große Eile zu haben,“ bemerkte der Sergeant lächelnd, ohne wahrscheinlich zu wissen, daß er seine spionirende Amtsmiene zur Schau stellte.

„Ich habe Eile!“ war die kurze Antwort.

„Und gehen Sie etwa mit uns wieder zurück nach Adelaide?“

„Das kann ich jetzt noch nicht beantworten. Es wäre möglich!“

„Wissen Sie, was?“ sagte der Sergeant. „Sie gehen hier in das Publikhaus und genießen vorerst Etwas. In einer Viertelstunde spätestens bin ich meiner Geschäfte entledigt, die nur in der Anmeldung bestehen, und dann gehen wir zusammen nach der Station.“

„Gut, ich warte eine halbe Stunde.“

Während dieses kurzen Gesprächs hatten sich mehrere der Einwohner, sowie der Eingeborenen am Ufer versammelt; Mr. Colbert war von einigen Polizisten freundschaftlich in Beschlag genommen, und Parker watete durch den tiefen Sand nach dem Publikhause, um auf den Sergeanten zu warten. Er trat in die kleine Nebenstube, welche als Parol diente, und war erstaunt, dieselbe von zwei Personen bereits besetzt zu finden. Die eine derselben war ein Herr von mittleren Jahren, ziemlich korpulent und, wie fast alle korpulenten Personen, von gemüthlichem und gutmüthigem Aussehen. Die andere der beiden Personen war eine junge Dame, im Alter von 17 bis 18 Jahren. Parker's plötzliches Staunen und halbes Zurückziehen konnte diesem reizenden Mädchen als ein Kompliment gelten; denn wirklich war sie eine vollendete Schönheit. Es ist ein zu undankbares Amt, eine wirkliche Schönheit zu be-

schreiben, und schwarz auf weiß sind nicht die geeignetsten Farben, ein so kühnes und doch liebliches, so stolzes und doch rein mädchenhaftes Antlitz zu malen. Glauben wir daher, daß sie schön war.

Sie trug ein langes dunkles Reitkleid, das ihre herrlichen Formen um so edler hervorhob, und das kleine graue Hütchen mit einer schwarzen Schwanenfeder, welches auf dem Tische lag, mußte zu den dunklen natürlichen Locken, die ungenirt auf ihre Schultern fielen, im schönsten Verhältnisse stehen.

„Come in, Sir!" sagte der Gentleman, indem er höflich vom Stuhle aufstand.

Der junge Fremde verbeugte sich und trat näher.

„Sind Sie soeben mit dem „Phönix" angekommen?" fragte der Unbekannte weiter.

„Ja. Ich bin hier vollkommen fremd," erwiederte Parker, indem er seinen Blick an die junge Dame richtete.

Er begegnete dem ihrigen, der aus einem dunklen, feurigen Auge strahlte, welches von den herrlichsten Wimpern beschattet wurde.

„Verzeihen Sie!" begann der unbekannte Herr von Neuem, „es ist nicht Neugierde, wenn ich mir erlaube, Sie zu fragen, ob Sie hier Ihren Wohnort für kurz oder lang aufzuschlagen gedenken?"

„Wohl nicht gerade hier," antwortete Parker. „Mein Besuch gilt einer Station, deren Entfernung ich noch nicht kenne."

„Das ist genug, um zu hoffen, daß Sie uns das Vergnügen machen werden, unser Gast zu sein, bis Sie Weiteres beschlossen haben. Mein Name ist Hamilton; dies ist meine Tochter Constance. Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Mein Name ist Edward Parker!" antwortete derselbe erstaunt und setzte hinzu: „Habe ich recht gehört?" Der junge Mann schien höchst betroffen. „Ihr Name ist Mr. Hamilton?"

„Sie haben recht gehört!"

„Sie besitzen Stationen hier in Port Lincoln?"

„Ja," erwiederte Mr. Hamilton, jetzt ebenso erstaunt.

„Dann, mein Herr, gilt mein Besuch allerdings Ihnen."

„In der That?" rief derselbe noch erstaunter. „Gut," setzte er dann hinzu, „dies Zusammentreffen macht mir viel Vergnügen!" Und er reichte Parker freundlich die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tuilerien.

(Schluß.)

Denken wir, der Prachtpalast stände noch wie zur Zeit seiner höchsten Vollendung und schauen wir uns ein Wenig in ihm um. Wir betreten das Schloß durch den mittelsten Pavillon de l'Horloge und sehen links vom Eintritt im Erdgeschoß die für die kaiserliche Familie bestimmten Gemächer (die Kaiserin wohnte im oberen Stockwerk), rechts die Schloßwache und einen Saal, der früher zu Konferenzen des Staatsrathes diente, dahinter den Schauspiel-Saal. Die durch den ersten Napoleon errichtete Kapelle nimmt die Höhe von zwei Etagen ein; das Hauptplafond-Bild stellt den Einzug Heinrich's VI. in Paris dar. Der Schauspielsaal, von ovaler Form, hat Raum für 600 Zuschauer und ist mit jonischen Säulen verziert. In den vier Saalecken schauen wir die Büsten von Corneille, Racine, Molière und Voltaire. Die Kapelle, der Schauspielsaal und der Saal des Staatsrathes bildeten früher zusammen die grande salle des machines, in welcher Voltaire nach der dritten Aufführung seiner „Irene" von der enthusiastischen Menge gekrönt und Ludwig XVI. zum Tode verurtheilt wurde.

Im mittleren Pavillon de l'Horloge besuchen wir die Salle des maréchaux, in welcher am 28. Januar 1853 die Civilehe Louis Napoleon's mit Eugenie vollzogen wurde. Mehr als die lebensgroßen Portraits der Marschälle von Frankreich und die Waffentrophäen interessirt uns die schöne Aussicht auf den Tuileriengarten. Im salon de la paix, der als Ballsaal benutzt wurde, sehen wir ein Gemälde von Nic. Loir, Apollo als Gott des Tages; im Thronsaal Flamaël's „Religion, welche Frankreich beschirmt", und den berühmten Kronleuchter. Die Salle de Conseil, welche wir alsdann betrachten, ist ganz im Geschmacke Ludwig's XIV. dekorirt, die Galerie de Diane bietet uns Gobelinstapeten mit Darstellungen aus dem Leben Ludwigs XIV. und XV. Unter den Appartements particuliers ist uns besonders das Kabinet des Kaisers interessant, das gleiche, in welchem Louis Philipp seine Abdankung unterzeichnete. Im Bibliothekzimmer erließ Karl X. die verhängnißvollen Juliordonnanzen.

Durch die Vereinigung des Louvre mit den Tuilerien entstand ein großer, umschlossener Raum, die heutige Place du Carousse1, auf welcher

seinerzeit Louis XVI. das berühmte Ringelstechen und Reitspiel aufführen ließ. Napoleon I. ließ als Konsul den den Tuilerien zunächst gelegenen Theil des Platzes von den im Laufe der Zeit entstandenen Gebäuden räumen und durch ein Eisengeländer absperren, das bis heute bestand. Dicht vor diesem Geländer steht der Arc du Triomphe de Carroussel, eine Nachbildung des arcus Severi in Rom. Die vier Façaden sind mit Marmorreliefs geschmückt, welche Siegesmomente aus dem Feldzuge von 1805 darstellen. Früher stand auf der Plattform eine Quadriga aus Bronce, die der erste Napoleon dem Marcusplatze in Venedig „entliehen" hatte, die aber 1814 wieder zurückgegeben wurde und jetzt durch ein anderes Viergespann ersetzt ist.

Westlich von den Tuilerien dehnt sich der Jardin des Tuileries aus, in einer Größe von 702 Meter Länge und 317 M. Breite. Er wurde 1665 von Le Notre angelegt, erfuhr aber mehrfache Umgestaltungen, die letzte 1858. Vom Place de la Concorde aus ist der Haupteingang, dessen Pforten mit geflügelten Pferden geschmückt sind, auf denen Mercur und Fama sitzen. Der Garten zerfällt in drei Partien: Die obere, dem Schlosse zunächst gelegene hat den französischen Gartencharakter, ist frei und reich mit Statuen und Springbrunnen geziert. Die Partie ist durch ein hohes Gitter in zwei Theile getheilt, von denen der dem Schlosse zunächst liegende während der Anwesenheit der kaiserlichen Familie dem Publikum nicht zugänglich war. Längs des Gitters ist eine Reihe prachtvoller Skulpturwerke aufgestellt, meist Nachbildungen berühmter Antiken, in Bronce und Marmor, darunter ein Perikles, Themistokles, Theseus, Spartacus, Laocoon u. s. w. — Im reservirten Garten befindet sich gleichfalls eine Anzahl kostbarer Kunstwerke, u. a. zwei Marmorne Sphinxe, eine Beute von Sebastopol, Broncenachbildungen der mediceischen Venus, des Apollo von Belvedere und der Diana, Aeneas, den Anchises tragend, Lucretia, Collatinus u. s. w.

Alle drei Partieen des Gartens werden auf den beiden ganzen Längeseiten von zwei Terrassen flankirt; auf der nördlichen stand früher ein Benediktinerkloster in welchem 1791 die gemäßigten Republikaner ihre Klubsitzungen hielten. Später wurde dasselbe abgebrochen und durch ein Ballspielhaus für den kaiserlichen Prinzen ersetzt. Die südliche Terrasse (du bord de l'au) war einst der Spielplatz des Königs von Rom, dann des Grafen Chambord und später des Grafen von Paris; am Ende derselben erhebt sich ein Orangeriegebäude und in diesem eine Herkules- und Meleager-Statue.

Die zweite Partie des Gartens bildet ein überaus lieblicher Hain von Kastanien und Linden; mitten hindurch führt eine breite Avenue, durch welche man vom Concordeplatze aus das Tuilerienschloß sehen kann. Unter den Bäumen bemerkt man zwei halbrunde Steinbänke, die nach Zeichnungen von Robespierre gefertigt sind und bei den Blumenspielen der Jugend den Alten als Censorensitze dienen sollten. Die dritte Partie endlich ist die am Ende des Haines, in dessen Mitte sich das große Bassin (300 Schritte Umfang) befindet. Vier große Marmorgruppen umstehen das Wasserbecken, Flüsse repräsentirend: der Tiber, nach einem antiken Original; die Rhône und Saône; der Rhein und die Mosel; der Nil, die bekannte Gruppe mit den 16 um ihn her spielenden Kindern.

Mannigfaltiges.

Pastor: Aber, Berger, was muß ich sehen: Ihr sagtet mir ja, Ihr tränkt nur einen Schnaps?

Berger: Jo, Herr Pastuhr, dat es och wohr. Wenn ich einen gedronken han, dann sinn ich en ander Minsch; on waröm soll en ander Minsch nit och enen drinken?

Lebensphilosophie.

Erinn'rung ist der treue Spiegel,
Der uns so, wie wir sind, uns zeigt,
Wenn viel zu hoch mit uns der Flügel
Der immer raschen Hoffnung fleucht.
Das Herz, das nur zu gern am Riegel
Der dunkeln Zukunft hoffend steht,
Geht sich'rer, wenn es an dem Zügel
Der warnenden Erinn'rung geht.
Wie schön der Hoffnung Bilder lachen:
Sie stellen Truggestalten dar;
Nur die Erinn'rung redet wahr,
Die Hoffnung ist ein Traum im Wachen.

Tiedge.

Auflösung des Räthsels in № 65:

Das Wort.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Freitag, 9. Juni 1871.

Ständchen.

Wenn du im Traum wirst fragen:
Wer pocht an's Fensterlein?
Dann wird der Wind dir sagen:
Ich bin's! — o laß mich ein!
Dem Liebsten ist nach dir so bang,
Ich bring' dir Gruß und Kuß und Sang —
Schlummre süß!

Wenn du im Traum wirst fragen:
Was will so heller Schein?
Dann wird der Mond dir sagen:
Ich bin's! — o laß mich ein!
Ich komm' von Einem, der noch wacht,
Der für dich betet jede Nacht:
Schlummre süß!

Wenn du im Traum wirst fragen:
Woher so süßer Schall? —
Wird dir ein Vöglein sagen:
Ich bin's, die Nachtigall!
Von Lieb' und Sehnsucht sing' ich laut,
Bis daß dein Aug' den Morgen schaut —
Schlummre süß!

Der Gefundene.

(Fortsetzung.)

Auf Verlangen des Mr. Hamilton brachte der Wirth eine Flasche Sherry-Wein, und Parker mußte es sich gefallen lassen, von jetzt an als ein willkommener Gast betrachtet zu werden. Mr. Hamilton theilte ihm mit, daß er die Ankunft des Schooners von seiner Station aus beobachtet habe, und war daher mit seiner Tochter in der Hoffnung, Briefe zu erhalten, nach Port Lincoln heruntergeritten.

„Und nun, da wir noch das Vergnügen haben, einen Gast mit heim zu nehmen, sind wir doppelt belohnt für unsern kurzen Ritt; nicht wahr, Constance?"

Die Gefragte bejahte es, indem ein flüchtiges Roth ihre lieblichen Züge durchglühte, und den Blick von Parker abwendend, ging sie nach dem Fenster, welches die Aussicht auf das Inland-Gebirge darbot.

„O Papa!" rief sie plötzlich. „Komm' und sieh! Die Eingeborenen telegraphiren die Ankunft der Polizei!"

„Was?" rief Parker erstaunt und lächelnd. Mr. Hamilton dagegen lachte laut auf, indem er dem Rufe folgte.

„Ja, ja!" rief er. „Meine Tochter hat Recht. Kommen Sie selbst und sehen Sie es mit eigenen Augen!"

Parker ging nach dem Fenster und trat hinter Constance.

„Sehen Sie jene gerade aufsteigende Rauchsäule?" fragte Mr. Hamilton, mit dem Finger die Gegend bezeichnend.

Parker hatte sie schnell entdeckt. Auf einem hohen Punkte des hinter Port Lincoln sich erhebenden Gebirges wirbelte eine Rauchsäule empor, die wie ein mächtiger Baumstamm geradeaus in die Höhe schoß.

„Und jetzt erblicken Sie hier rechtsum eine zweite! Nehmen Sie hier meinen Platz ein," setzte er hinzu, indem er zurücktrat; „für mich ist dies nichts Neues mehr."

Parker trat an das Fenster und befand sich an der Seite Constance's.

„Das sind die Telegraphen der Wildniß!" fuhr Mr. Hamilton fort. „Von den bestgelegenen Punkten werden diese Zeichen gegeben und in undenklicher Schnelligkeit sind alle Eingeborenen von der Ankunft oder auch von dem Abgange der Polizei benachrichtigt."

„Aber wie wissen die Eingeborenen im Innern, was dieses Zeichen bedeuten soll?“ fragte Parker.

„Well, Mr. Parker!“ lachte der Stationer. „Unsere Eingeborenen haben zu wenig Intelligenz, um einer großen Korrespondenz benöthigt zu sein. „Polizei“ ist eines der schwärzesten Worte in ihrem Wörterbuch, und hierauf konzentrirt sich ihr Interesse mit den Weißen. Diese Rauchsäulen verdolmetschen daher hinlänglich die Begebenheit, und warnen Solche, welche die Bekanntschaft der Polizei nicht zu machen wünschen, sich den Ansiedelungen gegenwärtig zu nähern.“

Parker, als Nordamerikaner mit den Sitten und Gebräuchen der Indianer wohl vertraut, zog während des Gesprächs eine Parallele zwischen diesen beiden wilden Menschenracen, wobei natürlich die australischen „Blacks“ den Kürzesten zogen; dennoch freute ihn dieses Zeichen von Einverständniß unter ihnen.

„Und mit welchen Augen, darf ich fragen, betrachten Sie diese Rauchsäulen?“ Er sprach zu Constance. „Fühlen Sie Theilnahme oder Verachtung gegen diese Menschenklasse?“

Constance wandte ihr volles Antlitz, in welchem eine reizende Offenheit lag, Parker zu und entgegnete: „Ich fühle Theilnahme, tiefe, innige Theilnahme.“

„Und Ehre dem Herzen, das so fühlt und seine Empfindung gesteht!“ rief Parker ernst; dann setzte er hinzu: „Miß Hamilton, Sie haben einen innigen Freund mehr gewonnen; es ist Edward Parker!“

Constance kehrte sich erglühend nach dem Tische um, ohne zu antworten. Ihr Vater ersparte ihr dies.

„Das muß man Euch Amerikanern lassen,“ rief er lachend, „Ihr seid schnell in Euren Handlungen! Und Eure Freundschaftsbündnisse gehören wohl auch dazu?“

„Gewiß! Jedoch zu den besten, edelsten, deren wir fähig sind!“ war des jungen Mannes entschiedene Antwort.

Jetzt trat der Sergeant ein, nicht wenig erstaunt, Parker schon in vertrauter Gesellschaft mit Mr. Hamilton zu sehen.

„Sie haben Glück, Mr. Parker!“ rief er. „Man scheint Ihnen hier entgegen zu kommen!“

„Ja!“ rief Mr. Hamilton, wie es schien, in der heitersten Stimmung. „Und Ihr habt Unglück! Fünfhundert Meilen von hier weiß man jetzt schon Eure Ankunft, Mr. Colbert!“

Der Sergeant verstand ihn nicht, bis ihn der Stationer nach dem Fenster führte und ihm die Rauchwolken zeigte.

„Könnt Ihr lesen?“ fragte er lachend. „Das heißt gut verdolmetscht: Sergeant Colbert von Adelaide und drei Polizeibeamte sind gelandet! — Diese hohe Rauchsäule bildet das nöthige riesige Ausrufungszeichen.“

Colbert lachte herzlich.

„Die Schurken!“ rief er. „Ich wünschte, ein starker Nordwest vereitelte ihre Absicht!“

Mr. Hamilton sah nach der Uhr und bat um Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, um nach der Postoffice zu gehen. Parker wünschte ihn zu begleiten, um den Ort näher in Augenschein zu nehmen, und nach einer kleinen Debatte traten Alle, Constance am Arme ihres Vaters, aus der niedrigen Thüre des einfachen Wirthshauses.

Es war am Abend desselben Tages. Auf einer Art Plateau, unweit der Wohnung des Mr. Hamilton, standen drei Personen und schauten von der Höhe des Gebirges in die vor ihnen ruhende und von der dunklen Gluth des Abends beleuchtete Landschaft. Es waren die uns bereits bekannten Personen, Mr. Colbert ausgenommen. Keine von ihnen sprach ein Wort. Es war ein Moment, wo die Lippe geschlossen bleibt, während die Seele betet! —

Unterdessen wurden die Farben dunkler. Das brennende Meer schien gelöscht zu sein und nur die höheren Punkte der Inseln glühten noch. Endlich starb der letzte grünlich-blaue Streif im Westen und die Nacht warf ihren braunen Schleier über die Erde.

Das ist ein australischer Sonnenuntergang, von ungeübter Hand gemalt! — —

„Es wird kalt, Kind!“ sagte Mr. Hamilton, bei dem selbst die ergreifende Schönheit der Natur nicht die Sorge um das Wohl seiner geliebten Tochter verdrängen konnte.

„Nur noch einen Augenblick, Papa!“ bat Constance. „Ich will den Gruß der Nacht noch hören!“

Und als hätte die Nacht ihren Wunsch vernommen und beeilte sich, ihn zu erfüllen, so zog plötzlich von der See her ein kühles, würziges Wehen, und durch die Casuarinen zog ein melodisches Säuseln, welches wie eine ersterbende Musik erklang.

„Ich bin zufrieden!“ rief Constance, ihren Arm auf den ihres Vaters legend, und Alle gingen dem Hause zu.

Das Feuer prasselte im Kamin und die Bowle auf dem Tische dampfte noch. Mr. Hamilton und Parker waren allein. Mr. Hamilton war Wittwer und seine ganze Liebe gehörte seiner

einzigen Tochter Constance. Und sie war der Liebe ihres Vaters gewiß würdig. In England unter gebildeten Ständen auferzogen, war sie nach dem Tode ihrer geliebten Mutter ihrem trauernden Vater nach Australien gefolgt, und seit der Zeit vermochte die Beiden Nichts mehr zu trennen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rigi-Eisenbahn.

Seit Jahren beschäftigten sich die schweizerischen Ingenieure mit der Aufgabe, die Ueberschienung der Alpenpässe möglich zu machen. Der geniale Werkführer der schweizerischen Zentralbahn, Herr N. Riggenbach, schlug zu diesem Zwecke eine Zahnstange mit entsprechendem Zahnrade an der Lokomotive und den Eisenbahnwagen vor. Die Idee fand in Nordamerika am Mount Washington in einer Berg-Eisenbahn gelungene Ausführung. Nun vereinigte sich Hr. Riggenbach mit den beiden schweizerischen Ingenieuren Hrn. Oberst Stöff von St. Gallen und Hrn. Olivier Zschokke in Aarau, um im Bereiche der Weltstraße von Basel nach Italien über den Gotthard, gleichsam als Vorstudie größerer Unternehmungen, auf den König der Berge, den weltberühmten Rigi, nach Riggenbach's Modell eine Berg-Eisenbahn zu erbauen. Sie hatten zu diesem Zwecke den Berg von allen Seiten vermessen und fanden endlich, daß das bisher so abgelegene Dörfchen Vitznau der günstigste Punkt sei, um das kühne Werk in Angriff zu nehmen. Am 18. April 1869 erschienen sie im Arbeitszimmer des Regierungsrathes Jost Weber in Luzern, des Vorstandes des Bauwesens, und erklärten: „Wir wollen eine Eisenbahn auf den Rigi bauen.“ Herr Weber sah die Männer verwundert an und glaubte anfänglich, sie seien nicht recht bei Trost. Sie erklärten ihm jedoch ruhig den Plan des Unternehmens und sprachen sich dahin aus, daß sie sich die Ausführung desselben zur Lebensaufgabe gemacht hätten. Durch die Erklärung von der Ausführbarkeit desselben überzeugt, sagte Hr. Weber freudig den drei kühnen Männern seine Unterstützung zu. Er hat sein Wort gehalten. Innerhalb weniger Wochen erfolgte die Ertheilung der Konzession von Seite der kantonalen und Bundesbehörden, und im September war durch thatkräftiges Zusammenwirken der Finanzmänner von Basel und der Bank von Luzern das Unternehmen finanziell gesichert. Im Herbste noch geschah der erste Spatenstich. Rastlos wurde den ganzen Winter über gearbeitet. Der Bau hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dieselben bestanden besonders in den Felsen-Einschnitten und Steindämmen oberhalb des Dorfes Vitznau, in dem zweihundert Fuß langen Tunnel vor dem Schnurtobel, in der Eisenbrücke über dasselbe und in dem tiefen Einschnitte bei Eichberg. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland verhinderte die Vollendung des Baues im Jahre 1870, indem die Abfuhr der letzten Laufschienen aus den Werken von Ars-sur-Moselle durch die Kriegführenden verhindert wurde. Erst am 21. Januar 1871 konnten dieselben mit großen Kosten herbeigeschaft werden. Genau am Jahrestage der ersten Probefahrt auf kurzer Bahnstrecke, am 21. Mai 1871, am 54. Geburtstage des Erfinders des genialen, kühnen Werkes, konnte die Inauguration desselben vorgenommen werden.

Die Bahn führt vom Ufer des Vierwaldstättersees einstweilen bis an die Schwyzer Grenze zum sogenannten „Gätterli“ auf der Staffelhöhe hinan. Die Linie derselben bewegt sich möglichst direkt zwischen diesen zwei gegebenen Punkten. Sie hat eine Länge von 17,140 Schweizer Fuß oder 5.14 Kilometres. Der vertikale Abstand zwischen der Station Vitznau und der Station Staffelhöhe beträgt 3710 Schweizer Fuß oder 1118 Metres. Außer einer Horizontalen von 150 Fuß Länge in der Station Vitznau und einer solchen von 130 Fuß auf der Staffelhöhe liegt die Bahn fortwährend in Steigungen, deren Maximum 25%, deren Minimum 6.6% beträgt. Die durchschnittliche Steigung ist 22%.

Die Bahn hat einen Schienenstrang mit der allgemein bei Thalbahnen angewendeten Spurweite. In der Mitte zwischen den beiden gewöhnlichen Schienen ist auf den Querschwellen eine dritte Schiene oder eine Zahnstange angebracht. Diese ist bestimmt, das Zahn- oder Triebrad der Lokomotive, sowie die Eisenbahnwagen aufzunehmen, denselben die beständig sicheren Stützpunkte zu bieten, um sich bergwärts emporzuarbeiten oder auf der Thalfahrt mit mäßiger Geschwindigkeit den Zug hinabzuleiten.

Die Lokomotive hat einen aufrechtstehenden, nach vorne geneigten Kessel, damit bei dem starken Gefäll der Bahn die Abweichung des Wasserstandes möglichst beschränkt werde. Das Zahnrad der Treibachse, welches der Zahnstange entspricht, ist aus Gußstahl. Seine Zähne greifen mit der Genauigkeit eines Uhrwerkes in die Zahn-

stange ein, und durch die Dampfkraft in Bewegung gesetzt, bringen sie in der Geschwindigkeit einer Zeitstunde trotz eines Aufenthaltes von 10 Minuten in Freiberg zur Speisung des Dampfkessels den Lastzug auf der Berg- und Thalfahrt von einer Endstation zur anderen. Eine weitere Vorrichtung, um bei der Thalfahrt durch im Zylinder komprimirte Luft die Bewegung zu reguliren, gestattet zugleich durch gänzlichen Luftabschluß, den Zug in jeder Steigung zum Halten bringen zu können. Außerdem hat die zweite Lokomotiv-Achse Bremsrollen und gezahnte Räder, vermittelst deren allein schon das sofortige Stillstehen der Lokomotive bewirkt werden kann. Eine entsprechende Vorrichtung, welche mit Klammern unter der Zahnschiene durchgreift, macht das Entgleisen der Lokomotive unmöglich. Dieselbe wiegt im betriebsfähigen Stande 140 Zentner und hat 120 Pferdekräfte. Sie arbeitet immer hinter dem Zuge her, mit dem sie nicht zusammengekoppelt, sondern nur mit Puffern verbunden ist. Sie ist im Stande, zwei kleine oder einen großen, mit 54 Personen besetzten Wagen berg- und thalwärts zu befördern. Die Personenwagen sind sehr leicht und geschmackvoll gefertigt. Die kleineren fassen nur 30 Personen. Jeder hat seine Bremsen und sein Zahnrad, zufolge dessen es möglich ist, denselben unabhängig von der Lokomotive zu Thal zu führen und selbstständig jeden Augenblick die Bewegung zu hemmen. Güterwagen dienen zum Befördern von Baumaterialien und Gepäck. Die Fortsetzung der Bahn bis auf die Kulm ist nur eine Frage der Zeit.

Zur feierlichen Einweihung der Rigi-Eisenbahn am 24. Mai hatte der Verwaltungsrath derselben den Bundesrath, die abtretende und neugewählte Regierung des Kantons Luzern, die Vorstände der schweizerischen Eisenbahnen und mehrerer mit dem Unternehmen in Beziehung stehender Korporationen eingeladen, und mehr als hundert Gäste hatten sich trotz des umwölkten Himmels eingefunden. Zwei mit den Wappen der 22 Kantone, der eidgenössischen und Luzerner Fahne geschmückte Dampfschiffe, auf einem derselben die treffliche Kapelle Bär von Zürich, brachten die Festtheilnehmer nach dem idyllischen, in lieblicher Rigibucht gelegenen Dörfchen Vitznau, das sein schönstes Festkleid angezogen hatte. Die Gäste mußten auf zwei Züge vertheilt werden. Bald fanden sie sich in den bequemen Wagen zurecht. Die Sitze sind amphitheatralisch gebaut und haben bei einer 25prozentigen Steigung eine horizontale Lage. Sie gewähren, rückwärts gerichtet, bei der Thal- wie Bergfahrt in ungestörtem Behagen den Hochgenuß der sich immer anders gestaltenden herrlichen Aussicht auf das fruchtbare Umgelände, den See und die Hochalpen, die sich von Stufe zu Stufe dem entzückten Blick erschließt. Es ist dieses ein Hochgenuß, der über jede Beschreibung erhaben ist. Erst wendet sich die Bahn steil ansteigend vom Dörfchen Vitznau westwärts am Fuß der jähstolzigen Rothen Wand nach Westen, nachher in gerader Linie wie durch eine Leiter hinauf, durch grüne Kastanien- und Buchenwälder zu dem durch Nagelfluhgestein getriebenen, 200 Fuß langen Tunnel zum wildromantischen Schnurtobel, über dessen 150 Fuß tiefem Abgrund die leichte, steil ansteigende, reichgeschmückte Eisenbahnbrücke sicher hinaufführt. Hier feiert die Bergromantik ihren höchsten Triumph. Ostwärts stürzen Wasserfälle über himmelhohe Felsen in die schauerliche Tiefe; westwärts öffnet sich der Blick auf das schöne Gelände am See, den Kreuzrichter, den Pilatus und die Berner Alpen. Bei der Wasserstation Freiberg befindet sich eine sehr sinnreiche Ausweichstelle für auf- und absteigende Bahnzüge. Dem fremden Reisenden bietet sich auf der Staffelhöhe plötzlich, wenige Schritte vom dortigen Restaurations-Gebäude weg, ein überraschender Ausblick dar. Rechts oben auf der Höhe Staffel und Kulm, unten im Thal Küßnacht und der Zugersee, das weite schöne Schweizer-Land bis hin zum blauen Jura. Im Kaltbad erwartete die Gäste ein treffliches Mal, welches Musik und hochbegeisterter Redefluß würzten.

Mannigfaltiges.

Der Jäger im Dienst eines reichen Herrn kam etwas angetrunken nach Hause. „Wo hast Du Deinen Hirschfänger gelassen," fragte ihn sein Herr. — „Ach, gnädiger Herr!" — „Nun heraus!" — „Ich," stammelte der Jäger, „war so verdrießlich, so giftig, so unzufrieden mit mir, daß ich mir den Hirschfänger durch den Leib gejagt habe."

Und so war's. Er hatte den Hirschfänger verkauft und das Geld vertrunken.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Montag, 12. Juni 1871.

Der Gefundene.

(Fortsetzung.)

Es war schon spät, die Uhr mochte zwölf sein; doch die beiden Männer schienen noch keinen Schlaf zu spüren. Jeder schien tief in sich selbst versunken zu sein.

Mr. Hamilton führte sein Glas nach den Lippen, setzte es aber sogleich wieder nieder.

„Mr. Parker," rief er, dem jungen Manne auf die Schultern klopfend, „Mr. Parker, füllen Sie Ihr Glas; ich muß auf Ihr Wohlsein trinken! Sie haben meine volle Liebe und Hochachtung gewonnen!"

Parker that, wie ihm geheißen; doch waren seine Bewegungen sehr mechanisch.

„Nun kommen Sie, und hier ist: Glücklicher Ausgang Ihres edlen Unternehmens und reiche Vergeltung Ihnen dafür!" Und er leerte sein Glas bis auf die Nagelprobe.

„Wenn ich mir noch Etwas wünschte," sagte er, indem er das Glas mit einer gewissen Kraft hinsetzte, „so wäre es, daß mir der Himmel neben meiner Tochter noch solch' einen Sohn bescheert hätte!"

Und er reichte Parker seine Rechte, während er mit der Linken nach seinen Augen fuhr, die — wahrscheinlich durch den aufsteigenden Grogdampf feucht waren.

„Gut," sagte endlich Mr. Parker. „Ich glaube Recht gethan zu haben, indem ich Ihnen dies Geheimniß mittheilte. Sie sehen die heilige Verpflichtung ein, deren ich mich zu entledigen habe, und ich bitte um Ihren Beistand, wenn ich dessen benöthigt bin."

„Zählen Sie auf mich! Zählen Sie ganz auf mich, junger Mann!" rief Mr. Hamilton und setzte hinzu: „Es ist gut, daß Constance zu Bett ist, oder sie sähe ihren Vater kindisch!"

„So nehmen Sie denn meinen Dank, Mr. Hamilton!" sagte Parker, indem er vom Stuhle aufstand. „Morgen mit dem Frühesten werde ich fortreiten."

„Nur Geduld und erst Breakfast!" entgegnete der Stationer. „Man reitet nicht ungestraft mit hungrigem Magen 20 Meilen in frischer Morgenluft. Glauben Sie mir!"

„Sei es so!" erwiederte Parker. „Und jetzt gute Nacht!"

„Gute Nacht!" rief Mr. Hamilton, die dargereichte Hand herzlich drückend und dem Gaste nach seinem Schlafgemache leuchtend.

* * *

Es war nahe an Mittag, als Parker auf einem leichten Traber auf der in das Innere führenden Weststraße dahin ritt. Er hatte die Gebirgskette bereits hinter sich und nun bot die Gegend wenig Interessantes dar. Dicker Scrub und Casuarinen-Gehölze wechselten monoton mit einander ab und gaben der Gegend jenen düstern Charakter, dessen der australische Wanderer oft müde wird. Plötzlich hielt er sein Pferd an, denn vor sich gewahrte er eine von dichtem Dorngesträuch undurchdringliche Umzäunung, die gegen das Heranschleichen der Eingeborenen den darin befindlichen Hütten als eine Art Wall dient. Parker wußte, er war am Ziele und sich im Sattel erhebend, blickte er rings um sich, als suche er Jemanden. Hundegebell leitete ihn, und statt nach den Hütten zu reiten, wendete er sein Pferd und ritt nach der Richtung, von woher er das Anschlagen des Hundes vernommen. Bald gewahrte er eine Heerde Schafe und den dazu gehörigen Schäfer mit seinen Hunden. Langsam, fast zögernd, ritt er auf ihn zu, und ein Beobachter konnte wahrnehmen, mit welcher auffallenden Theilnahme er schon von Weitem den Schäfer zu prüfen schien. Endlich war er ihm nahe.

„Seid Ihr der Schäfer auf dieser Station?" fragte Parker, wie es schien, in seiner Erwartung getäuscht.

„Ich bin der Hutkeeper!" war die Antwort.

„Und wo ist der Schäfer?"

„In der Hütte."

„Ist das Mr. Hamilton's Station?"

„Ja."

„Und in welcher Hütte ist der Schäfer? Ich sehe zwei in der Umzäunung."

„In der zunächst hier."

„Dank Euch!" — Damit ritt Parker wieder davon, diesmal aber gerade auf den Eingang in der Umzäunung zu.

Vor der Umzäunung stieg er ab und band sein Pferd an den den Eingang versperrenden Querriegel; dann schritt er langsam auf die Hütte zu. Auf halbem Wege dahin blieb er stehen — er wurde bleich und seine Stirne feucht; aber mit Gewalt weiter schreitend, nahte er sich der Hütte. Er wollte klopfen und zog die Hand noch einmal zurück, als die Thüre der Hütte plötzlich von innen geöffnet wurde und eine hohe ernste Gestalt daraus hervortrat.

Parker prallte zurück, doch ebenso schnell faßte er sich wieder.

„Verzeihung!" sagte er. „Ist dies Mr. Hamilton's Station?"

„Ja. Treten Sie näher!"

Der Mann, welchem Parker so plötzlich gegenüber gestellt wurde, mochte einige dreißig Jahre alt sein. Ein dunkler krauser Bart bedeckte den größten Theil seines Gesichts und die festgeschlossenen Lippen wurden dadurch fast unsichtbar. Starke gewölbte Augenbrauen beschatteten ein Auge, dessen Glanz mild, dessen Blick fest und sicher war. Auf seine Stirne, die, hoch und edel geformt, sich über den Brauen erhob, hatte die Hand des Schicksals jene Linien eingeprägt, durch welche sie den Menschen kennzeichnet, den sie zu einem ernsten Kampfe mit dem Leben sich erkoren hat.

Die Hütte war geräumig und man sah, daß eine ordnende Hand darinnen waltete. Einige Bücher standen auf einem rohen Gestelle und auf dem einzigen plumpen Tische lagen Papiere und Schreibmaterialien. Parker gewahrte, daß er den Mann in dieser Beschäftigung gestört habe.

Der Schäfer — denn das war er ja — lud Parker ein, sich zu setzen, und schien eine Erklärung seines Besuches zu erwarten, denn er selbst schwieg und heftete fragend seinen Blick auf den jungen Amerikaner.

Parker war genöthigt, das Schweigen zu brechen.

„Ich komme mit Erlaubniß Mr. Hamilton's und möchte einen oder ein Paar Tage Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen."

„Sie sind herzlich willkommen zu Allem, was ich bieten kann," erwiederte der Fremde, und in seiner Haltung lag eine Würde, die sonderbar von der groben Buschkleidung, die er trug, abstach; mindestens schien es Parker so.

„Ich sehe, ich habe Sie gestört," begann derselbe, nachdem er ihm gedankt hatte. „Sie waren wahrscheinlich mit Schreiben beschäftigt?"

„Ich schrieb Briefe, um sie mit der nächsten Gelegenheit zur Post zu besorgen," antwortete der Schäfer, seine Papiere weglegend.

„Lassen Sie Sich nicht stören! Vielleicht haben diese Briefe einen so großen Werth für den Empfänger, daß er mir zürnen würde, wenn ich die Ursache der Verzögerung wäre."

„Gleichviel, ob früher oder später," sagte der Schäfer mit einem trüben Lächeln, das aus seinem dunklen Gesichte wie ein Sonnenstrahl aus Wetterwolken leuchtete. „Die Briefe gehen nach Europa."

„Glücklicher Mann!" rief Parker. „Sie scheinen noch liebende Herzen daheim zu haben?"

„Ja, eins, ein Schwesterherz! Und diese Briefe sind dahin gerichtet." Diese Worte wurden mit besonderer Wärme gesprochen.

Auf Parker's Gesicht flammte eine tiefe Gluth; doch der Schäfer hatte ihm den Rücken zugewendet.

„An — an — Ihre Schwester, sagten Sie?" rief er mit einer Hast, die er aber sogleich wieder zu bereuen schien.

Der Schäfer wandte sich erstaunt nach ihm um, ohne jedoch eine Bemerkung zu machen.

„Hätte mir das Geschick doch auch eine liebende Schwester vergönnt!" fuhr Parker gleichsam zur Entschuldigung fort. „So aber bin ich frühzeitig aller meiner Lieben beraubt worden und stehe gänzlich einsam im Leben!"

„Das ist ein hartes Loos," sagte der Schäfer, indem er diesmal seinen Blick theilnehmend auf Parker richtete. „Die Herzen unserer Eltern sind die treuesten, die wir im Leben finden. Aber was uns der Tod einmal entzogen, kann uns nie wieder gegeben werden."

„Würde ich des Trostes bedürfen, so würde dieser wohl nicht der geeignetste sein, meinen Kummer zu lindern," erwiederte Parker und setzte dann, wahrscheinlich um das Gespräch zu ändern, hinzu: „Da wir doch eine kleine Zeit zusammen sein werden, so würde es wohl angenehmer sein, wenn wir gegenseitig unsere Namen kennen lernen. Der meinige ist Edward Parker."

„Ich heiße Ernst Manford," sagte der Schäfer seinerseits.

Bei der Nennung dieses Namens wechselten Gluth und Blässe schnell in dem Gesichte Parker's, und wie aus einer beklommenen Brust stieg ein schwerer und halb unterdrückter Seufzer empor. Ernst Manford, der Schäfer, gewahrte Nichts von Alledem; er war beschäftigt, Vorbereitungen zu einem Imbiß für den Gast zu treffen.

Ernst Manford konnte in der Folge nicht umhin, Manches sehr seltsam an seinem Gast zu finden; doch er entschuldigte dies mit seiner eigenen hart gewordenen Stimmung und seinem gänzlichen Abgeschiedensein von der Menschheit.

Parker hatte ihm mitgetheilt, daß er des andern Tages einen Ritt nach dem Marble-Gebirge machen wolle, und daß der einzige Zweck seines Besuches in Port Lincoln in Zerstreuung und dem Wunsch nach Abwechslung bestehe. Und Manford glaubte dies ebenso gern, als irgend etwas Anderes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Der deutsche Kaiser hat an den Dichter Frhrn. Oskar v. Redwitz nachstehendes allerhöchste Handschreiben zu richten geruht: „Ich habe Ihr Gedicht: „Das Lied vom neuen deutschen Reiche", worin Sie, anknüpfend an die Zeiten der Freiheitskriege und die damaligen Hoffnungen, mit patriotisch-freimüthigem Sinne und poetischem Schwunge die gewaltigen Ereignisse der Gegenwart besingen, mit dem wärmsten Interesse entgegengenommen. Die hochgeachtete Dichterstimme, welche in diesem Liede die Großthaten der vereinten deutschen Heere in erhebender Weise verherrlicht, und die lang ersehnten Errungenschaften mit inniger Freudigkeit und eingehendem Verständnisse begrüßt, wird nicht verfehlen, den in den Herzen der Nation tönenden Widerhall kräftig und nachhaltig zu bewahren. Möge es ihr vergönnt sein, in den deutschen Stämmen, welche in der Abwehr des stärksten Widersachers deutscher Einigung einen unvergeßlichen Wetteifer bethätigt haben, die Einmüthigkeit auch gegenüber den nunmehr sich ergebenden, friedlichen Zielen zu stärken und zu befestigen! Ich hege die Zuversicht, daß bei Lösung dieser Aufgaben, bei der gemeinschaftlichen Arbeit am Ausbau des wieder aufgerichteten deutschen Reiches, das in den Fürsten und Völkern Deutschlands gleich stark ausgeprägte Pflichtbewußtsein sich in demselben Maße wirksam erweisen wird, wie es uns jüngst mit Gottes Hilfe auf dem Schlachtfelde zum Siege verholfen hat. In gegenseitigem Vertrauen, in treuer Hingabe an die gemeinsamen Zwecke, in freier Thätigkeit zum Heile und Segen des gesammten Vaterlandes werden sich hinfort die deutschen Fürsten und Völker verbunden fühlen, und so dürfen wir hoffen, daß in Erfüllung gehe, was Sie in Ihrer Dichtung ersehnen: das neue deutsche Reich, mächtig nach außen hin und einig im Innern, es möge das Reich der dauernden Versöhnung sein! Das walte Gott. Berlin, 14. Mai 1871. Wilhelm."

Bei der Annexion des Elsasses an Frankreich hatte Ludwig XIV. die Stadt Colmar zum Sitz des Obergerichts dieser Provinz bestimmt und daher die Assisen, die Archive und andere öffentliche Beamte dorthin verpflanzt, so daß die Stadt eine französische Kolonie von Beamten wurde, welche aus dem Innern Frankreichs dorthin verpflanzt waren, wie es beinahe in allen kleineren Städten vorkam, und Colmar ist dadurch eine der französischesten Städte des Elsasses geworden. General Rapp nun war aus Colmar gebürtig und hing an seiner Vaterstadt in einer Weise, von der man sich einen hübschen Zug erzählt. Bei irgend einer feierlichen Gelegenheit hielt Napoleon I. ein großes Lever in Straßburg, und die angesehensten Persönlichkeiten der Garnison, der Civilverwaltung, der Geistlichkeit und der Akademie defilirten vor ihm. Am Schluß des Zugs wandte sich der Kaiser plötzlich an Rapp mit der Frage: He, Rapp, was ist denn das? Mir ist, als hätt' ich keine rothen Talare gesehen! Wo sind denn die Richter?" — „Die sind in Colmar, Majestät, wo die Gerichtshöfe ihren Sitz haben und nicht vorgeladen worden zu sein scheinen." — „Wie," rief der Kaiser, „die Gerichtshöfe sind in Colmar? Wie kommt das? das ist ja abgeschmackt! Colmar ist ein Nest; die Armee, der Bischof, die Akademie sind in Straßburg; die Gerichtshöfe müssen ebenfalls hierher. Notiren Sie sich das, Rapp, und erinnern Sie mich von Zeit zu Zeit daran!" — „Ganz wohl, Sire!" sagte Rapp, holte seine Brieftasche heraus und schrieb: „Notabene: Nie wieder vor dem Kaiser über Colmar und seine Gerichtshöfe zu sprechen und, wenn die Unterhaltung jemals auf dieses Thema kommt, deren Standpunkt zu verrücken." — Hierdurch behielt Colmar seine Gerichtshöfe erster und zweiter

Instanz und kein Handelsgericht, und die Colmarer haben zum Dank dafür ihrem Landsmann ein Standbild errichtet.

Wie ruhmvoll sich die drei letzten preußisch-deutschen Kriege von 1864, 66 und 70—71 im Vergleich zu den andern großen neueren Kriegen in Betreff der Siegesbeute gestellt haben, dürfte aus folgender Zusammenstellung hervorgehen. In der Schlacht an der Alma wurden nach französisch-englischen Berichten erbeutet 2 Fahnen, 2 Geschütze. Die Schlacht bei Inkerman hatte außer dem beiderseitigen großen Menschenverlust das Ergebniß, daß die Sieger, ohne eine eigene Siegesbeute an Trophäen, dem Besiegten 3 Geschütze hatten überlassen müssen. Der Sturm des Malakoff ergab an Trophäen die Standflagge dieses schließlich allein genommenen und behaupteten russischen Werks und 31 Positionsgeschütze. Die Zahl der den Besiegten abgenommenen Gefangenen in jedem dieser drei Hauptkämpfe des Krimkrieges hat die Ziffer von wenigen Hundert nicht überschritten und betrug für den ganzen Krieg kaum 6000. Bei Magenta erbeuteten die Franzosen 1 Fahne, 2 Kanonen und machten 4000 Gefangene; bei Solferino fielen 2 Fahnen, 13 Kanonen und 9000 Gefangene in ihre Hände. Die Gesammtsiegesbeute des Krieges betrug 3 Fahnen, 26 Geschütze und etwa 16,000 Gefangene. Bei Custozza im italienischen Feldzuge von 1866 wurden beiderseits Trophäen weder genommen, noch verloren, doch büßten die Italiener 3000 Gefangene ein. Dagegen stellen sich die Ergebnisse der letzten drei preußisch-deutschen Feldzüge: Düppel 19 im Gefecht genommene Kompagniefähnlein, 119 Geschütze, 3400 Gefangene. Alsen 13 im Gefecht erbeutete Kompagniefähnlein, 99 Geschütze, 2494 Gefangene; Königgrätz 5 Fahnen, 2 Fahnenbänder, 161 Geschütze, 19,800 Gefangene. Die Gesammtsiegesbeute des Feldzuges von 1866 aber bestand ohne das Ergebniß der Kapitulation von Langensalza in 13 Fahnen und Standarten, 208 Geschützen und gegen 49,000 Gefangenen. In dem letzten Kriege haben außer einer größeren oder geringeren Zahl von den Gefangenen die heißen Kämpfe bei Spicheren, Pange, die Hauptschlacht bei Gravelotte und die Schlachten bei Vionville, an der l'Hallu und bei Bapaume keine Ausbeute an Trophäen ergeben. Dagegen stellt sich die Siegesbeute für Weißenburg auf 2 Bataillonsfähnlein, 1 Kanone, 800 Gefangene; Wörth 2 Adler, 34 Geschütze, 6 Mitrailleusen, 4000 Gefangene; Mars la Tours 2 Adler, 7 Geschütze, 2000 Gefangene. In den Schlachten bei Beaumont und Sedan sind 8 Adler und Fahnen, mehr als 50 Geschütze und über 20,000 Gefangene erbeutet worden. Die Kapitulation von Sedan ergab an Trophäen die gesammten Feldzeichen der Armee von Mac Mahon, soweit dieselben nicht zuvor vernichtet worden waren, gegen 400 Geschütze und Mitrailleusen und 80,000 Gefangene. Bei der Kapitulation von Metz sind 56 Adler, gegen 600 Geschütze und Mitrailleusen und 170,000 Mann übergeben worden. In der ersten Schlacht bei Orleans wurden 3, in der dritten 77 Geschütze erobert. In der Schlacht bei Amiens betrug die Siegesbeute 2 Fahnen, 13 Geschütze und 10,000 Gefangene, in der bei St. Quentin 12 Geschütze und 10,000 Gefangene. In der siebentägigen Schlacht bei Le Mans wurden 2 Fahnen, 1 Fahnenflagge, 19 Geschütze erbeutet und gegen 24,000 Gefangene gemacht. Die Siegesbeute der Kämpfe von Belfort bestand in 4 Adlern, 37 Geschützen und 15,000 Gefangenen. Insgesammt aber wird offiziell, ohne das Ergebniß der Kapitulation von Paris, die Siegesbeute des letzten Krieges auf mehr als 120 Adler, Fahnen und Standarten, 2400 Feldgeschütze, über 4000 Festungsgeschütze angegeben, und sind in Deutschland nach den offiziellen Angaben 11,669 Offiziere, 363,326 Mann an Gefangenen aufbewahrt gewesen, wozu die nicht nach Deutschland abgeführte gefangene Besatzung von Paris mit 170,000 Mann noch hinzugerechnet werden muß, während außerdem noch 84,000 Franzosen in der Schweiz und gegen 6000 in Belgien internirt gewesen sind.

Lebensphilosophie.

Der Hölle tiefstes Brandmal trifft das Herz:
Dem Dieb sind alle Menschen Diebe; Mörder
Dem Mörder alle. So färbt das Gewissen
Das Augenglas, wodurch die Seele sieht!
Wer nicht an Tugend glaubt, hat selber keine.

Halte in steter Ordnung das Haus und das Herz, daß du gerne,
Müd' und enttäuscht von der Welt, wieder zurückkehrst zu dir.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Mittwoch, 14. Juni 1871.

Ein zeitgemäßes Gedicht.

Der Sekretär Goethe's, J. P. Eckermann, welcher 1815 in Hannover lebte, richtete damals eine poetische Mahnung „An alle braven Deutschen bei der siegreichen Rückkehr ihrer Krieger in's Vaterland", der wir die nachstehenden Verse entnehmen:

Friede sinkt auf uns're Gauen nieder,
Und mein deutsches Volk steht ruhmgekrönt;
Glück der alten Zeiten kehrt uns wieder,
Unser Genius ist ausgesöhnt; —
Uns're Zukunft lächelt wieder milde,
Künste und Gewerbe blüh'n empor,
Neues Leben strömt durch die Gefilde,
Und der Handel wächst zum alten Flor.

Doch solch' Gut will schwer errungen werden:
Denn der Freiheit Weg geht über Tod!
Und des Ruhmes Kränze zu erwerben,
Strömt's aus mancher Wunde blutigroth;
Drum, mein Volk, drum ehre deine Krieger,
Führe sie mit lautem Jubel ein,
Baue Ehrenpforten für die Sieger,
Lass' den Einzug ihrer würdig sein! — —

Und auch deine Todten sollst du preisen,
Die noch sterbend ihre Treu' bewährt! —
Sorge für die Wittwen und die Waisen,
Und so zeige dich des Blutes werth,
Das in schwerem Kampfe sie vergossen,
Für die Freiheit bürgend mit dem Blut,
Das für Vaterland und Recht geflossen
Und zum Untergang der Lügenbrut!

Der Gefundene.

(Fortsetzung.)

Als es Abend geworden war, saßen die beiden Männer an der Seite des Kamins, in welchem ein lustiges Feuer loderte; denn die Nächte waren noch immer kalt. Es ist doch eigenthümlich, was solch' ein Feuer für einen Zauber auf den Menschen ausübt. Wenn die prasselnde Flamme ihn wärmt und beleuchtet, während die Nacht schweigend die Natur in Schlummer lullt, fühlt er sich so wohl, so heimisch, wo immer er sei, und das Herz öffnet sich und zeigt dem Vertrauen den Weg zur Lippe. —

„Und was thun Sie, wenn Sie Abends so allein bei der Flamme sitzen, da Sie diese Hütte allein bewohnen?" fragte Parker.

Manford lächelte. „Hier wiederhole ich mir immer das, was ich nicht vergessen will!" antwortete er.

„Und träumen Sie nicht von einer besseren Zukunft?"

Der Schäfer schüttelte mit dem Kopfe. „Die Zeiten der Träume sind vorüber und bei mir waren diese Zeiten nur kurz!" sagte er.

„Ich weiß es wohl," erwiederte Parker, „daß wohl Keiner in Australien ist, der nicht eine Geschichte zu erzählen hätte: eine dunkler als die andere. Und Sie, Manford, verrathen durch Ihr Wesen, durch Alles, was Ihnen eigen ist, daß Sie frühe und herbe Erfahrungen gemacht haben."

Manford wandte sich nach dem Sprecher um. „Und was weiter?" fragte er, da Parker schwieg.

„Was weiter, Manford?" wiederholte Parker und legte seine Hand auf dessen Knie.

„Sprechen Sie, fassen Sie Vertrauen zu mir und erzählen Sie mir Ihre Geschichte. Auch ich habe herbe Erfahrungen gemacht und stehe allein im Leben. Sie sollen auch meine Geschichte hören,

aber ich wünschte erst die Ihrige zu vernehmen; vielleicht ruht darin eine Weisheit, ein Trost für mich! Sprechen Sie, wir sind allein, und ich bin nicht ganz unwürdig, die Geschichte eines Mannes zu hören, dessen Stolz der Kummer nicht zu beugen vermocht hat."

Parker's Worte wurden so eindringend gesprochen, schienen so recht aus seinem Herzen zu kommen, daß sie ihren Eindruck auf Manford nicht verfehlten.

Ueber Manford's Gesicht flog ein düsterer Schatten und er strich mit der Hand über die Stirne. „Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme," sagte er, „aber ich glaube nicht, daß die Erzählung meines Lebens Dem Trost bringt, der noch gläubig dem Menschen vertraut und Freunde sucht."

„Aber Weisheit!" rief Parker.

„Vielleicht — vielleicht auch nicht!" war die Antwort.

„Dennoch lassen Sie mich nicht umsonst gebeten haben, Manford. Es ist, bei Gott, keine Neugier, die mich bitten läßt, sondern Theilnahme, innige Theilnahme, und der Wunsch, Ihnen zu helfen!"

„Das Letztere steht in keines Menschen Macht! Doch ich gebe Ihren Bitten nach. Sie sind müde; vielleicht schlafen Sie dabei ein."

„Manford!" rief Parker vorwurfsvoll.

Der Angerufene lächelte und warf ein frisches Stück Holz auf das Feuer. Dann rückte er seinen Sitz in die dunkle Ecke neben den Kamin und begann hierauf:

„Zur Zeit meiner Geburt (ich bin der Erstgeborene) befanden sich meine Eltern in sehr wohlhabenden Verhältnissen. Mein Vater war Compagnon eines bedeutenden ...... Geschäfts in einer der größeren Städte Deutschlands. Wenn ich sage, Compagnon, so muß ich dabei erwähnen, daß mindestens drei Viertheile des Geschäfts sein Eigenthum waren, da sein Partner nur wenig Kapital eingezahlt hatte. Dieser Mitbesitzer des Geschäfts war ein intimer Freund meines Vaters, und ich habe genügende Gründe, zu glauben, daß er ihn nur ihrer Freundschaft wegen in das Geschäft mit einführte.

„Alles, woran ich mich bis zu meinem zehnten Jahre erinnern kann, ist ein Bild der Freude und ungetrübten Glückes. Nach mir wurde noch ein Sohn geboren, der drei Jahre jünger war als ich, und wir beiden Kinder waren der Eltern größte Freude.

„Ich verweile gern bei dem Gedanken an jene Zeit und will Ihnen meine Eltern in dieser Periode schildern. Mein Vater war die Güte selbst. Härte oder Hitze, Vorurtheil oder Launen waren ihm fremd. Alle seine Handlungen waren die rechtschaffensten von der Welt und seine Ehre hielt er heilig wie seinen Gott. Meine Mutter war ein Wesen, aus der reinsten Liebe hervorgegangen. Sie liebte und achtete ihren Gatten, und auf uns Kinder floß dann Beider Liebe vereint. O wie glücklich waren wir Alle!"

Manford hielt einen Augenblick inne, als könne er sich nicht so schnell von dieser Erinnerung trennen. Dann fuhr er fort:

„Doch dieses Glück sollte bald fürchterlich gestört werden! — Gestört? nein — vernichtet! — Der Freund und Compagnon meines Vaters war unverheirathet und gehörte nicht zu unserm Familienkreis. Ich erinnere mich seiner noch sehr gut. Er war ein freundlicher, angenehmer Mann, und ich, als das älteste Kind, schien sein Liebling zu sein. Dieser Mann hatte die Geschäftsreisen übernommen und war zwei Drittheile des Jahres auf Reisen. Mein Vater vertraute ihm ganz und gar; ja, ich bin überzeugt, daß er die geringste Warnung vor ihm als eine Verleumdung würde zurückgewiesen haben. Als Geschäftsmann rechtfertigte derselbe vollkommen die Erwartungen meines Vaters; das Geschäft wurde von Jahr zu Jahr blühender. Ich muß bemerken, daß das, was ich Ihnen eben mittheile, mir später gewordene Eröffnungen meines Vaters sind. Zu jener Zeit nun, wo das Geschäft in vollem Schwunge war, unternahmen mein Vater und sein Compagnon eine Spekulation, deren Mißglücken allerdings Beide dem Ruine nahe bringen mußte. Dies gestand mir mein Vater selbst; doch war er zu ruhig und zu sicher bei derartigen Unternehmungen, als daß er ein Mißglücken für möglich hielt. Diese Spekulation bedurfte einer großen Summe baaren Geldes, und es wurde dazu nicht nur alles irgend entbehrliche Geld aus dem Geschäft gezogen, sondern auch noch mehrere nicht unbedeutende Summen auf Wechsel von Geschäftsfreunden geliehen. Der Compagnon und Freund meines Vaters wurde mit dem Abschluß des Geschäfts betraut und die ganze Summe ging in seine Hände über. Er reiste ab.

„Tage vergingen, mein Vater erhielt keine Nachricht. Er ward unruhig. Bange Sorgen, Befürchtungen verfolgten ihn und doch suchte er sie vor dem Auge seiner Gattin geheim zu halten. Umsonst! Der furchtbare Donnerschlag mußte gehört werden, er dröhnte ja zu furchtbar! —

„Ahnen Sie noch Nichts?“ fragte Manford seinen Zuhörer.

„Ja, ja! O mein Gott! Doch weiter — weiter!“ tönte es bebend aus Parker's Munde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einzugsfeierlichkeiten in Berlin.

Das für den am 15. ds. stattfindenden feierlichen Einzug deutscher Truppen in Berlin von der städtischen Festdeputation festgestellte Programm lautet, wie folgt:

I. Für den Einzug selbst: Läuten mit sämmtlichen Kirchenglocken beim Beginne des Einzuges am Halle'schen Thore. A. Die Triumphstraße vom Halle'schen Thor bis zum Brandenburger Thor wird in folgender Weise ausgeschmückt sein: 1. Am Halle'schen Thor empfängt hinter der erweiterten Brücke die plastische Kolossalgestalt der Berolina, welche rechts und links neben sich reich geschmückte Tribünen hat, das siegreiche Heer und ladet zum Einzug in die Residenz ein. — In diesem Theile der Siegesstraße, so weit der Bau der Tribünen dies zuläßt, bilden die Gewerke und gewerblichen Vereine mit ihren Fahnen und Emblemen in der Mitte der Straße ein zusammenhängendes Spalier, mit der Front nach der Südseite der Straße, in welcher der Einzug stattfindet. 2. Am Ascanischen Platze erheben sich in architektonischer Verbindung mit geschmückten Tribünen große Trophäengruppen für die ersten Schlachten und Siege von Weißenburg, Wörth und Spicheren. — Schüler aller Lehranstalten Berlins sind auf Tribünen, als die Repräsentanten der männlichen Schuljugend, aufgestellt. 3. Der Potsdamer Platz gilt der Feier der drei großen Resultate des ersten Abschnittes des Sieges. Ein sich in der Mitte erhebender Aufbau, dessen untere Terrassen mit Kanonen besetzt sind, gilt dem Siege über die kaiserliche Armee, dem denkwürdigen Tage von Sedan. Zwei plastische Kolossal-Frauengestalten versinnbildlichen Straßburg und Metz, die Repräsentantinnen der Belagerungsgefechte — letztere werden durch große Banner und Masten, welche die Namen der Schlachten bezeichnen, kenntlich gemacht: Gravelotte, Mars la Tour, Sedan, Beaumont 2c. Die Häuser dieser Straße werden reich mit Kränzen, Fahnen und Teppichen geschmückt sein. 4. Auf dem Platze vor dem Brandenburger Thore wird dem Siege über Paris und die Republik Ausdruck gegeben durch sechs Siegesmasten, an denen sich beziehen: a. und b. auf Paris und seine Forts, c. auf die Kämpfe um Orleans, die den Sieg über die Loire-Armee entschieden, d. auf Le Mans, welches der West-Armee ein Ende machte, e. auf St. Quentin (Amiens), welches des Nordheeres Auflösung zur Folge hatte, f. auf Pontarlier (Belfort), welches die Ost-Armee über die Schweizer Grenze trieb. B. Die Triumphstraße vom Brandenburger Thor bis zum Schloß wird in folgender Weise dekorirt sein: 1) Der Pariser Platz ist mit zwei amphitheatralischen Tribünen zur rechten und linken Seite des Thores ausgeschmückt für diejenigen Personen, welche Seitens der Stadt zur Theilnahme eingeladen werden. 2) Dem Thore zunächst befindet sich eine Tribüne für die Ehrenjungfrauen und Ehrendamen. Anrede bei Ueberreichung eines Lorbeerkranzes. 3) Vor dem Eingange der Linden werden auf der einen Seite Podien für die Mitglieder der städtischen Behörden, auf der anderen Seite für die Bezirksvorsteher 2c. errichtet. Beide Podien werden mit einem gürtelartigen Baldachin, von vier Säulen getragen, überdeckt sein. Ansprache Seitens der Stadt. — Unter einem hängenden großen eisernen Kreuze betreten die siegreichen Truppen die Linden. 4) An den fünf Straßenübergängen der Linden werden je zwei hohe Säulen aufgerichtet, zwischen denen große Bilder (auf Segeltuch) herabhangen, welche die ideale Seite der großen Ereignisse und Erfolge versinnbildlichen und die kriegerischen Tugenden feiern, durch welche jene erzielt wurden. — Authentische Aussprüche Sr. Majestät, welche schriftlich angebracht werden, geben den Stoff zu den Bildern. 5) Zwischen den Bäumen, innerhalb der Barrièren, werden Trophäen, Kandelaber, Kanonen 2c. aufgestellt. Außerhalb der Barrièren, auf dem Reitwege, werden zunächst auf kleinen Podien die Verwundeten und deren Pfleger und Pflegerinnen placirt. Auf beiden Seiten dahinter, zum Schutze der Verwundeten, bilden wiederum die Gewerke und gewerblichen Vereine Spalier. 6) Die Bewohner der Linden werden ihre Häuser reich mit Teppichen, Fahnen und Guirlanden zieren. 7) An der Schloßbrücke Aufstellung von Schiffen mit Flaggen, Laubgewinden, Booten, Matrosen 2c. 8) Im Lustgarten soll eine sitzende Kolossalstatue der Germania, mit den Figuren von Elsaß und Lothringen neben sich, zur Aufstellung gelangen. 9) Beim Halle'schen und Brandenburger Thore, deßgleichen am Ascanischen Platze, werden Musikkorps aufgestellt. — II. Erleuchtung. Auf Kosten

der Stadt werden das Brandenburger Thor, die Denkmäler unter den Linden, an der Bau-Akademie, auf dem Wilhelmsplatze mit bengalischem Lichte beleuchtet werden. Die via triumphalis wird in ihrer ganzen Ausdehnung durch Becken und Ballons erhellt sein. Erleuchtung des Rathhauses und sämmtlicher städtischer Schulen. — III. Geschenke der Stadt an die Truppen. Jedem Soldaten der einziehenden Truppentheile werden 1 Thlr., jedem Unteroffizier 2 Thlr. verabreicht; deßgleichen ein kleines Büchelchen, enthaltend die amtlichen Kriegsdepeschen. — IV. Speisung der Truppen. Am 17. Juni wird ein großer Theil der Truppen von den Bewohnern Berlins gespeist werden. Am 15. Juni findet bereits in den höheren Schulen ein feierlicher Schulakt statt, bei welcher Gelegenheit an einzelne Schüler angemessene Prämien verabreicht werden. — Die Ehrenjungfrauen, welche zur Begrüßung der einziehenden Truppen am Brandenburger Thore aufgestellt sein werden, sollen diesmal in — altdeutscher Tracht (nach Art des Gretchen-Kostüms) erscheinen, und zwar in weißen Cachemir-Kleidern, welche mit blauer Garnitur geschmückt sind, da Blau die Lieblingsfarbe des Kaisers ist.

Mannigfaltiges.

(Die besungene Liebesgabe.) Ein Frl. Struppler lieferte u. A. ein Paar Strümpfe zu den nach Frankreich abgehenden Liebesgaben und begleitete dieselben mit einem Zettelchen des Inhalts, daß der Empfänger sie gesund zerreißen möge. Der Soldat Karl Schiller, der sich seines großen Namensvetters erinnern mochte, schickte aus dem Felde folgende Antwort:

Meine liebe Barbara Strupplerin,
Du bist ein Mädchen von feinem Sinn,
Sah' ich's doch gleich den Socken an,
Daß etwas Apartes war daran.
Die Wolle so stark und doch so weich
Und eine Masche der andern gleich.
Wie war's dem Fuße so wohl und warm,
Gleich einem Kinde in Mutter-Arm,
Denn ganz wie angegossen liegt
Und weich sich um die Knöchel schmiegt
Das wunderschöne Sockenpaar.
Du glaubst nicht, wie vergnügt ich war.
Doch sieh, was steckt denn noch darin?
Fürwahr, es ist ein Zettel drin!
Er hofft, daß, wer sie sein wird nennen,
Die Socken gesund mög' zerreißen können.
Das walte Gott! Auch dir sei beschert,
Was du von ihm für Andre begehrt;
Er mög' dich beschützen auf deinen Wegen
Und Glück und Segen auf's Haupt dir legen.
Was du thatest dem Aermsten der Brüder dein,
Soll tausendfältig vergolten sein.

Auf der letzten Rückreise von Frankfurt passirte dem Fürsten Bismarck in Apolda das Unglück, lateinisch angeredet zu werden. Man schreibt der Berliner „Post" darüber: Der Reichskanzler wurde auf dem Bahnhof vom zahlreich versammelten Publikum mit enthusiastischen Hochs begrüßt, worauf er aus seinem Wagen heraustrat und freundlichst dankte. Nachdem ihm von dem Töchterchen eines dortigen Fabrikanten ein Blumenstrauß überreicht worden war, hielt Rechtsanwalt Holbein folgende kurze Ansprache: „Princeps Bismarck, orbis terrae clarissimus vir, tam gladii quam ingenii acie maxime insignis, germanici imperii gloriosus constructor, hic princeps principum vivat in aeternum!" (Fürst Bismarck, der berühmteste Mann des Erdkreises, ebenso tüchtig im Schwerter- wie im Geisteskampf, der ruhmreiche Erbauer des deutschen Reiches, dieser Fürst aller Fürsten lebe in Ewigkeit!) worauf das Publikum abermals in enthusiastische Hochs ausbrach und der Reichskanzler in der Unterhaltung mit dem Rechtsanwalt Holbein u. A. äußerte, daß man die Gegend von Jena spüre.

(Poetisches.) Eine Nummer des in Berlin von dem Abgeordneten Parisius herausgegebenen „Volksfreund" enthält den ersten Theil eines Aufsatzes unter der Ueberschrift: „Des Herrn Referendarius Heinrich v. Mühler Gedichte oder ein preußischer Cultusminister, der seinen Beruf verfehlt hat." Die darin mitgetheilten Proben Mühler'scher Gedichte sind überraschend. Besonders erfreulich klingt der Vers:

Wollt' man zum Minister wählen
Mich beim Wein,
Ha, dann könnt' es mir nicht fehlen
Bei dem Wein;
Welche Reden wollt' ich halten,
Wie würd' ich das Land verwalten,
Trunken müßten Alle sein —
Voll von Wein!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Freitag, 16. Juni 1871.

Der Bayer und der Zuave.

(Aus den „Fliegenden Blättern".)

In einem Wagen eingesperrt
Mit einem Zuaven, den bei Wörth
Man zum Gefangenen gemacht,
Fuhr auch ein Bayer mit, als Wacht.
Am Boden, leicht mit Stroh bedeckt,
Lag matt der Zuave hingestreckt.
Die abgespannten Züge deuten
Verbiss'ne Wuth und physisch' Leiden;
Der Bayer, mit vergnügtem Schmunzeln,
Blickt nach des Zuaven finstern Runzeln.
„Gel', Schatzerl," sagt er, „jetzt is 'rum!
Mir Deutsche san grad' nit so dumm.
Habt's g'moant, Ihr habt's 'n schon, 'n Rhein,
Ihr dürft's nur grad' nach Deutschland 'nein?
Habt's g'moant, mir lauf'n glei' davon
Vor Enkerm Lump Napoleon?" —
Bei diesem wohlbekannten Laut
Der Zuave wild und zornig schaut:
„Qu'il soit maudit!" „Was hat er g'sagt?
Is des Französisch so vertrakt!
Wenn i a Wörtl nur verstund,
Daß man a bisl ratschen kunnt.
Der Weg is weit, mir kimmt der Schlaf,
Geh! red' a wengerl, dummer Zuav!"
Der Zuave stöhnt: „De l'eau, j'ai soif!"
„Was hat er g'sagt? er möcht' a Soaf!
Geh', Manderl, laß die Sachen sein,
Mir Deutsche soaf'n Enk scho' ein."
„Cet imbécille ne comprend guère."
„Des glaub' i scho, Du möcht'st Dein G'wehr!
Ja schau, des kannst halt jetzt nit krieg'n,
Des wird schon no bei Wörth drob'n lieg'n.
No, wenn Dir's gar a so d'rum is,
Na' schreib' halt eini nach Paris."
„Maudit Paris, maudit l'empire!"
„Herr Jegerl, Schatz, Du möcht'st — a Bier!"
Ruft jetzt der Bayer laut voll Glück
Mit gut bezeichnender Mimik.
„O mein, hätt'st Du nur bälder g'schwätzt,
Na wart' Du nur, man halt' ja jetzt.
Se, Fräul'n, zapfen S' an des Faß!" —
Man reicht ihm rasch vom braunen Naß;
Noch eh' er selber es berührt,
Gibt er's dem Zuaven, der gerührt
Des blauen Teufels Hand erfaßt
Und gierig trinkt mit wilder Hast. —
Aus der Eskorte breiten Zügen
Blickt unverhohlenes Vergnügen.
Er sieht den Trinker freundlich an;
„Weil i jetzt nur französisch kann
Und ihn verstanden hab' so glei',
Des is mei' größte Freud' derbei.
Des Welsch is nit so schwer, o mein,
Des ging' no in mein Schädel 'nein.
Die reden grad' a so wie mir:
„A Bier" is überall „a Bier!"

Der Gefundene.

(Fortsetzung.)

Maford schien es nicht zu bemerken, er war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, und nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich will mit kurzen Worten der Handlung jenes Elenden gedenken, der sich Freund und Compagnon meines Vaters nannte. Er war ein Spieler. Jahre lang schon hatte er diesem Laster gefröhnt; doch theils war er nicht unglücklich darin gewesen, theils auch hatte er durch Zahlungen für das Geschäft seine Spielschulden gedeckt und durch geschickte Manöver dem Geschäft wieder zufließen lassen, — genug, er hatte es so einzurichten gesucht, daß mein Vater von der Leidenschaft seines Partners nicht das Geringste ahnte.

Bei dieser Gelegenheit nun hatte er die gewöhnlichen Grenzen überschritten. Er mußte entweder sich sofort meinem Vater entdecken und der fehlenden Summe halber die vorhabende Spekulation außer Augen lassen, oder er mußte mehr wagen, um zu versuchen, das Verlorene zurück zu gewinnen.

„Er that nach Spielerregel — er spielte fort und fort, und als er fast Alles verloren, war er zu feig, sich das Leben zu nehmen, sondern erkaufte sich mit dem Rest des anvertrauten Geldes seine Ueberfahrt nach Amerika, um sein Schurkenleben auf günstigeren Boden zu verpflanzen."

Ein langer, schwerer Seufzer, wie von körperlichen Schmerzen erzeugt, drang zu Manford's Ohren.

„So ward mit einem Schlage der Wohlstand, das Glück und die Ehre eines Hauses und einer rechtschaffenen Familie zerschmettert! Kaum erhielt mein Vater Kunde, so mußte er sich bankerott erklären. Bankerott! Ein Ehrenmann durch und durch! Ich vergesse lebenslang jenen Abend nicht, an welchem die Schreckenskunde ihn erreichte. Ich habe meinen Vater nie vorher weinen sehen; aber jenen Abend hielt er seinen Kopf in beide Hände gestützt und weinte wie ein Kind. Umsonst suchte meine gute Mutter ihn zu trösten; umsonst baten und flehten wir; — er hatte nur einen Gedanken: Bankerott! Er nahm uns Kinder in seine Arme und rief: „Kinder, Euer Vater ist bankerott!" Er zog meine Mutter zu sich und weinte: „Agnes, ich bin bankerott!" Wir blieben die ganze Nacht um ihn; denn meine Mutter befürchtete, er werde sich das Leben nehmen. O, jene Nacht war schrecklich!"

Manford stand auf und schürte das Feuer im Kamin neu auf, daß die Flamme sprühend und zischend hoch emporschlug. Parker blieb unbeweglich. Nachdem der Erstere einige Male in der kleinen Hütte auf- und abgegangen war, kehrte er zu seinem Sitze zurück.

„Wollen Sie noch mehr wissen?" frage er.

„Ja, ja! Enden Sie!"

Es schien Manford, als ob Parker's Stimme völlig verändert klinge. Er ging daher auf ihn zu und blickte ihm, von der hellen Flamme unterstützt, in das Gesicht.

„Mann, Sie weinen?!" rief er.

„Lassen wir das! Erzählen Sie!" war Parker's Antwort.

„Gut!" sagte Manford. „Sie haben den Schlüssel, womit man in die Gefühle Anderer Einlaß findet. So hören Sie das Uebrige:

„Als mein Vater den ersten Schreck überwunden hatte, kehrte seine Besonnenheit zurück, aber auch seine Rechtlichkeit. Er übergab, was er besaß, seinen Gläubigern und versetzte dadurch sich und seine Familie in die bitterste Armuth. Mein Vater wurde tief bedauert, da man seine Unschuld kannte; aber ob ihm auch Hilfe angeboten wurde, der Verlust war zu groß, er mußte den Gedanken an einen Wiederaufbau des Geschäfts von fremdem Gelde aus seinem Herzen bannen. Wir verließen die Stadt, wo meine Eltern glücklich und geehrt so lange Jahre gelebt hatten. Geehrt waren sie noch! — Wir gingen zu Verwandten von Vaters Seite und hier beginnt jene traurige Periode des nagenden Kummers, der meine Eltern zu früh in's Grab gebracht. Mein Vater war zu stolz, von seinen Verwandten Opfer zu fordern, und er nahm deßhalb eine Stelle als Buchhalter an. Lieber Gott! der Gehalt reichte kaum aus, das Nothdürftigste herbeizuschaffen. Endlich erlag mein Vater diesen Schicksalsschlägen; er ward sehr krank. Meine theure Mutter verzweifelte nicht. Sie saß an seinem Bette, wachte und arbeitete für ihn, und die Frau, die noch ein Jahr vorher ihre Dienerschaft besaß, nähte jetzt für fremde Leute, um ihre unglückliche Familie aufrecht zu erhalteu. O, was vermag nicht ein Frauen- und Mutterherz!

„Endlich genas mein Vater wieder, und kurz darauf wurde meine Schwester geboren und erhielt den Namen meiner Mutter, dessen sie sich auch würdig zeigt. Mein Vater unterstützte jetzt seine Familie mit Abschreiben. Welch' ein Dasein! — Doch will ich mich beeilen, um zu Ende zu kommen. Ein Jahr später starb mein Bruder. Meine Mutter kränkelte seit der Geburt meiner Schwester und ein und ein halbes Jahr nach dem Tode meines Bruders legten wir auch unsere gute Mutter in das Grab!"

Manford schwieg und sein Haupt sank auf seine Brust hernieder.

„So war denn der früher so glückliche Kreis gelichtet," fuhr er nach einer langen Pause wieder fort. „Kummer und Sorge hatten das Dasein unserer theuren, liebevollen Mutter gekürzt und die Gesundheit unseres Vaters war ebenfalls untergraben. Dazu das anhaltende Sitzen seiner Beschäftigung und anstrengende Nachtarbeit. Was Wunder, wenn er fühlte, daß auch seine Kräfte schwanden! — Ich arbeitete mit ihm; dennoch war meine Hilfe doch nur gering. Endlich bekam mein Vater eine Anstellung in einer Steuer-Expedition und ich widmete mich demselben Fache.

Hier machte mein Vater die Bekanntschaft eines hohen Steuerbeamten, welcher zufällig mit seinen Verhältnissen bekannt geworden war. Diese Bekanntschaft war in Folge nutzenbringend für meine Schwester; denn drei Jahre darauf schlug auch die letzte Stunde für meinen Vater, und wir beiden Kinder, ich im Alter von 17 und meine Schwester von 6—7 Jahren, waren Waisen. Jener Vorgesetzte meines Vaters, welcher verheirathet, aber kinderlos war, nahm meine Schwester zu sich, und in diesem Kreise lebte sie an Kindesstatt. Möge Gott und die Dankbarkeit meiner Schwester diesen Wohlthätern vergelten! Sie haben das Kind aufgezogen, als sei es ihr eigenes, und liebten es auch so. Und sie ist es werth. Sie ist, wie ihre Mutter, ein Engel!"

„Ja, Manford, das ist sie!" rief Parker plötzlich mit Heftigkeit.

„Wie?" fragte Manford erstaunt. „Was meinen Sie damit?"

„Daß ich Ihren Worten glaube!" war die ruhigere Antwort. „Doch erzählen Sie weiter."

„Ich bin fertig!" erwiederte derselbe. „Ich kann noch hinzufügen, daß ich mich nicht mit der gewählten Lebensbeschäftigung versöhnen konnte. Todte Zahlen und staubige Folianten konnten nie meine Freude werden; daher verließ ich sie. Was ich jetzt bin, wissen Sie!"

„Und haben Sie oder Ihre Eltern nie wieder Etwas von jenem — — Leichtsinnigen gehört?" fragte Parker zaudernd.

„Von jenem Elenden, wollen Sie sagen!" rief Manford. „Nein! Obgleich Nachforschungen geschehen sind, so waren sie doch erfolglos. Jedenfalls hat er seinen beschimpften Namen geändert und den Schimpf auf einen neuen übertragen. Doch" — fuhr er heftiger fort — „wenn es eine Gerechtigkeit Gottes gibt, so müssen alle die Thränen, die meine armen Eltern geweint, schwer in die ewige Waage fallen, und alle die Seufzer, die er verschuldet, müssen zu Flüchen werden, wozu ich noch den meinen schleudere!"

„Manford! o Manford! Um Gotteswillen!" rief, schrie fast Parker, indem er auf denselben zusprang. Sein Gesicht war bleich wie das einer Leiche und seine Lippen bebten sichtbar.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Manford, bestürzt über die Veränderung seines Gastes.

„Sie sollen ihm nicht fluchen, Manford! Sie wissen nicht, was dieser Mann gelitten haben mag, und ob sein Leben vielleicht nicht trauriger und öder war, als das der Ihrigen. Wir können Niemandem in das Herz blicken und die verschlossenen Qualen sehen, die ein nicht reines Gewissen mit sich führt. Nein, Manford, nehmen Sie Ihren Fluch zurück!"

„Und nehmen Sie mehr Interesse an dem Urheber des Unglücks, als an dessen Opfer?" fragte Manford streng und bitter.

„Nein! Aber Sie stehen reiner und besser da ohne jenen Fluch. Ihr Unglück wird geheiligt ohne denselben, während es mit demselben die Theilnahme schwächt. Hat Ihr Vater — hat Ihre Mutter ihm geflucht?"

„Das weiß Gott! Ich kann diese Frage nicht beantworten," sagte Manford ruhiger.

„Nein, gestehen Sie es, Manford! Ihr Herz sagt Ihnen, sie haben es nicht gethan. Konnte ein Fluch über die Lippen einer Mutter gehen, wie die Ihrige war? — O, Manford, die Rache ist Gottes — er wird vergelten!"

„Genug!" sagte Manford, indem er sich wieder mit dem Feuer beschäftigte. „Sie haben nun meine Geschichte gehört."

„Und Sie haben meine Theilnahme gesehen," antwortete Parker. „O glauben Sie mir, ich nehme innigere Theilnahme an Ihren Erlebnissen, als Sie wohl denken, und ich habe versprochen, Ihnen auch die meinigen mitzutheilen. Ich werde mein Versprechen halten und Sie werden finden, daß, so verschieden sie auch sind, sie doch Hand in Hand mit den Ihrigen gehen."

Manford blickte etwas ungeduldig auf seinen Gast, doch in dessen Gesicht war ein tiefer Ernst ausgedrückt.

„Sie glauben mir nicht?" fuhr er fort, „und es ist doch so! Heute ist es zu spät; doch werde ich Ihnen einige Schriften zurücklassen, welche Sie vollkommen in mein Leben einführen sollen. Während meiner Abwesenheit können Sie dieselben lesen. — Und Manford," setzte er hinzu, indem er an ihn herantrat und seine Hand auf dessen Schulter legte, „darf ich glauben, daß Ihr Herz gleicher Theilnahme für Andere fähig ist, wie das meinige?"

„Dessen versichere ich Sie!" erwiederte Manford mit größerer Wärme als zuvor.

Kurze Zeit darauf begaben sich Beide zur Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* **Die Kaiser-Nummer von „Ueber Land und Meer".** „Ueber Land und Meer" bringt zum Frieden und zum Einzug der Truppen

in Deutschland eine Fest-Nummer, die eine wirkliche Pracht-Nummer dieses an sich schon so schönen und eleganten Journales genannt zu werden verdient. Es schließt damit gewissermaßen die große, an gewaltigen Ereignissen so reiche Zeit, der es mit dem ganzen Aufwand seiner artistischen und literarischen Kräfte zur Seite gegangen, auf eine überaus würdige Weise ab, indem es aus der Feder Wilhelm Jensen's einen Gesammtüberblick über alle Ereignisse des Krieges gibt, wie er nicht gedrängter, nicht wärmer geschrieben sein könnte, und daran die sämmtlichen telegraphischen Depeschen aus dem Felde reiht — die kürzeste Geschichte des Krieges, die wir kennen. Ein schwungvolles Gedicht Emanuel Geibel's, das die Stirnseite des Blattes schmückt, feiert den Kaiser und das neue Reich, Stillfried von Alcandara die Hohenzollernburg. Die ganze Nummer aber wird durch den glänzendsten Bilderschmuck illustrirt: sie bringt die Porträts des Kaisers und der Kaiserin, des Kronprinzen und der Kronprinzessin, der Kaiser vor Paris mit großem Erfolge, den Einzug in Paris, das erste Parlament, die Hohenzollernburg, die allegorischen Bilder der Wacht am Rhein und des Friedens. Dies herrliche Blatt ist vom Verleger unter dem Titel „Die Kaiser-Nummer von Ueber Land und Meer“ in besonderem Umschlag ausgegeben und dieser Separatdruck noch durch eine Karte von Paris und Umgebung, der genauesten und vollständigsten, die erschienen, mit allen Belagerungsarbeiten und einem erklärenden Rahmen bereichert. Wahrlich, das schönste Gedenkblatt des glorreichen Krieges, das in keinem deutschen Hause fehlen sollte!

Mannigfaltiges.

* Der Viktoria-National-Invalidenstiftung ist mit dem Betrage von $1^1/_4$ Thlr. als Beitrag für die Invaliden des Krieges gegen Frankreich das nachfolgende Schreiben von einem armen Lokomotivheizer zugegangen. Die Gesinnung, die aus den Versen spricht, verdient es, daß sie in weitern Kreisen bekannt werde, wobei ausdrücklich bemerkt sein mag, daß der Einsender weder die Veröffentlichung gewünscht, noch eine Ahnung davon hat.

Ein Geschenk Napoleon's.

Man rief mich kürzlich, denkt euch mein Erstaunen,
Für mich ein Trinkgeld da, — von einem Mann,
Der sicher prüfen wollt' der Deutschen Launen,
Drum bot er mir auch das Geschenk wohl an.

Ich hör' zwar auch zu jenen armen Teufeln,
Die leider selbst nicht viel entbehren können,
Ich schein' bestimmt, nur Kohlen einzuschäufeln,
Die leider ach! zu schnell nur all' verbrennen.

Per Dampfkraft brachten wir den großen Prahler,
Den Kaiser der Franzosen nach dem Rhein,
An Trinkgeld trug's für mich fünf Viertel-Thaler
Bei seiner Rückfahrt netto für mich ein.

Das Geld ist rar, jedoch vom Bonapart
Da nehm' ich nie und nimmermehr Geschenke;
Verfolgt das Schicksal mich auch noch so hart,
Ich wählt' statt Bier das Wasser zum Getränke.

Ich nahm es zwar, doch sei es euch beschieden,
Denn euch allein kommt es von Rechten zu,
Euch Streitern sei's, die ihr nun Invaliden,
Doch mich, mich lasse Bonapart in Ruh'.

An die deutsche Invalidenstiftung. Das erst vor einigen Tagen von meinen Vorgesetzten ausgezahlte Geld brennt in meinen Händen; legen Sie, verehrter Verein, es Ihrer Stiftung bei.

C. B., Heizer.

* Ein bekannter elsässischer Dichter, der jetzt als Professor in Odessa wirkt, veröffentlicht in der „Straßburger Zeitung“, das folgende Gedicht:

„Heimlichi Heimeth“.

Am schwarzen Meere ward mir kund,
Straßburg sei nicht mehr „wälsch“ zur Stund',
Da wurde mir so wohl, so frei,
So spaßhaft und doch so ernst dabei!
„Jetzt simmer ditsch“ — für alle Zeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

Mir war wie einer jungen Braut,
Bald lacht' ich heimlich und bald laut.
In deiner Waffen stolzer Zier,
Mein Volk! mein Volk! wie dank ich dir?
„Des Glick isch doppelt! Heidebritsch!“
Wir werden deutsch „un bliwe ditsch!“

Daß deutsch wir werden, das ist gut;
Daß „ditsch mehr sin“, noch wohler thut.
Was Deutschland ist und hat und kann,
Weiß ich, wie manch' ein and'rer Mann,
Und freut solch Vaterland schon sehr,
„Heimlichi Heimeth“ freut noch mehr.

Odessa. Karl Candidus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Montag, 19. Juni 1871.

Der Gefundene.

(Fortsetzung.)

Als Parker früh Morgens erwachte, war Manford bereits mit seinen Schafen hinaus in's Freie gezogen. Der Hutkeeper lud ihn zum Frühstück ein und brachte ihm den Gruß, sowie die Entschuldigung Manford's. Der Letztere wünschte ihn vor seiner Abreise noch einmal zu sprechen, was Parker zu erfüllen versprach. Dann bat er um Feder und Tinte, brachte ein kleines, in Maroquin gebundenes Buch aus der Tasche und begann zu schreiben. Der Hutkeeper ließ ihn allein.

Es mochte gegen Mittag sein, als er in die Hütte des Hutkeepers trat, wie es schien, reisefertig. Er hatte ein kleines zugebundenes Päckchen in der Hand.

„Uebergebt dies Manford, sobald er heimkommt, und sagt ihm: sollte ich ihn nicht finden können, so würde ich doch morgen wieder hier sein."

Mit diesen Worten ließ er ein Geldstück mit dem Päckchen zugleich in die Hand des Hutkeepers gleiten, welcher dankend Alles bestens zu besorgen versprach. Dann brachte ihm derselbe das Pferd, und nach kurzem Gruße ritt Parker aus der Station und schlug den Weg, statt nach dem Marble-Gebirge, nach Port Lincoln ein.

Abends kehrte Manford mit seinen Schafen heim und seine Frage war nach seinem Gaste. Er bedauerte aufrichtig, ihn nicht noch einmal gesprochen zu haben, und empfing das Päckchen aus des Hutkeepers Hand.

„Dies sind seine Papiere, von welchen er sprach," sagte Manford für sich, als er das Päckchen bei Seite legte, um sein Abendbrod einzunehmen. „Was für eine Art Kreuz hat er zu tragen bekommen? Es sind sehr Wenige, die ohne dasselbe wandern!"

Manford hatte Recht. Wir tragen Jeder unser Kreuz! Als er sein Abendbrod beendet, ging er in seine Hütte zurück, in welcher das Feuer schon lustig brannte, zündete sich eine Pfeife an, rückte seinen Sitz an den Kamin und nahm das Päckchen zur Hand. Er hatte dem Hutkeeper bereits eine gute Nacht gewünscht und wußte, daß er nun nicht gestört würde.

„Es ist nicht meine Sache, in die Geheimnisse Anderer zu dringen," sprach er wieder für sich, da er durch stetes Alleinsein sich angewöhnt hatte, laut zu denken; „allein es scheint, als ob der junge Mann wünsche, mir sein Vertrauen zu eröffnen. Sein Benehmen gestern war oftmals auffallend, und seine innige Theilnahme, welche er bewies, war mindestens nicht erkünstelt. Er scheint noch weichen Gemüths zu sein; seine Prüfungen sind gewiß noch nicht die schwersten gewesen!"

Bei diesen Worten hatte er bereits das Päckchen geöffnet und fand darin das früher schon angedeutete Buch. Er öffnete es, und die ersten Worte, die seine Augen auf dem ersten Blatte erblickten, waren:

„Theure, treugeliebte Agnes!"

Er fuhr empor. „Agnes?" rief er. „Meiner Mutter und meiner Schwester Name?" Doch wie? Dies sind Kopieen von Briefen; vielleicht sind diese gar nicht für meine Augen bestimmt!"

Er schlug das Buch weiter in der Mitte auf und blätterte nach hinten; doch es war unbeschrieben, und er nahm daher keinen Anstand, diese Briefe zu lesen, welche in der That auch für ihn sein sollten.

Wir wollen den Haupttheil der Briefe ohne weitere Unterbrechung mittheilen, und der Leser möge sich selbst an Ernst Manford's Stelle denken, um etwas von dem Gefühl zu ahnen, welches die Brust desselben zu sprengen drohte.

Adelaide, den 13. Aug. 18...

„Theure, treugeliebte Agnes!

„Endlich, endlich bin ich gelandet! Ich stehe auf australischem Boden, auf jener Erde, wo Der weilen soll, dessen Auffindung Du als Bedingung unserer Vereinigung mir gestellt hast. — O möge Gott meine Schritte leiten!

„Ich will Dir Nichts von meiner Reise erzählen; derartige Reisen bleiben sich immer gleich. Aber sagen muß ich Dir, daß die Sorge um Dich und die Ungeduld nach meinem Ziele grenzenlos war, und daß ich, der ich doch manche Seereise schon hinter mir habe, doch zagte, wenn der Sturm daherbrauste auf der öden Wasserwüste; denn ich fürchte den Tod jetzt, weil er mich Dir entreißen würde!

„Wo nun beginnen? Wo den ersten leitenden Faden erfassen, der mich Deinen Bruder finden läßt? Hier stehe ich inmitten eines Volksgewühls, — weiter hinaus liegt der Busch mit seinen einsamen Stationen, — Schiffe kommen, Schiffe gehen, — wie soll ich in diesem Wirrwarr mich zurecht finden? O Agnes, welch' eine Aufgabe hast Du mir gestellt! Du konntest kaum eine schwerere wählen! Und doch kann ich Dir nicht zürnen. Zürnen? Nein, ich bete Dich an! Diese Bedingung gehört meinem Eide noch an und zeigt mir zugleich Dein großes, edles Herz! Wie könntest Du glücklich sein und Deinen Bruder unglücklich wissen? Hat nicht ein Mensch Unglück über Euch Beide gebracht, und war dieser Eine nicht mein Vater? — Du hast Recht: der Sohn muß um die Liebe Beider werben, um ganz glücklich in der Liebe des einen Wesens zu werden!

„Doch vor Allem Geduld und einen ruhigen Kopf! Morgen schon werde ich die ersten Nachforschungen anstellen, denn ich habe keine Ruhe; und ist Dein theurer Bruder, der auch der meinige werden soll, in dieser Kolonie, so werde ich ihn auch auffinden. Keine Buschhütte will ich undurchsucht lassen, und läge sie noch so fern in der Wildniß. Aber wenn ich ihn nun nicht finde? —

„Agnes, theure Agnes, der Gedanke drückt mich zu Boden!

Den 15. Aug. 18...

„Ich werde fortfahren, Dir zu schreiben, meine theure Agnes, bis ein Schiff von hier nach Europa geht, welches diese Zeilen Dir zuführt. —

„Noch habe ich keine Spur von Deinem Bruder! Morgen reise ich nach der fernen Burra-Mine; vielleicht daß er unter den dortigen Deutschen zu finden oder zu erfragen ist. Und wenn ich ihn finde — wie wird er den Sohn seines, Eures Feindes begrüßen? Wird durch mein Erscheinen nicht all der Kummer, all das Leiden, das über Eure Familie hereingebrochen ist, in seiner Erinnerung neu auftauchen? Wird er meine Hand annehmen oder zurückweisen? Doch ich trage ja keine Schuld, und wenn nur ein Theil von Deiner Güte ihn beseelt, so wird er mich nicht von sich stoßen.

„Sieh, wie schwer meine Mission ist! Ich schwelge in der Hoffnung, ihn zu finden, und sehe doch mit Bangen dem glücklichen Augenblicke entgegen."

Den 25. Aug. 18...

„Ich bin zurückgekehrt und — ohne Erfolg! Die Reise war eine beschwerliche, das Wetter, jetzt Winter hier, schlecht, die Straße bodenlos! Einen einzigen Deutschen traf ich, der sich Deines Bruders genau erinnerte, da er mit ihm auf demselben Schiffe herüber gekommen. Doch seine Mittheilung war völlig nutzlos. Er hat Deinen Bruder nicht wieder gesehen und glaubt, daß er die Kolonie verlassen oder irgendwo tief im Busch vergraben sei. So muß ich denn auf's Gerathewohl in den Busch hinein!

„Agnes, bete Du für eine glückliche Lösung meiner Aufgabe!

„Heute einen Tag Rast und morgen wieder auf's Pferd!"

Adelaide, 18. Sept. 18...

„Meine theure, theure Agnes!

„Wo soll ich beginnen, mit welchen Worten soll ich Dir eröffnen, daß ich nach dreimonatlicher Durchsuchung des Busches müde, betrübt und erfolglos zurückgekehrt bin!? Von Hütte zu Hütte, von Station zu Station trug mich mein Pferd, — aber Alles vergeblich! Vor jeder Hütte, an die ich klopfte, schwoll mir das Herz! Wie, wenn er darin ist — wenn er mir plötzlich entgegentritt? —

„Ich muß Dir gestehen, daß ich oft ermattete, oft Willens war, mein Pferd zurück nach der Stadt zu lenken und die fernere Untersuchung aufzugeben. Doch wenn solche schwache Minuten über mich kamen, da gedachte ich, wie Alles so wunderbar gekommen und daß ich ein Werkzeug in Gottes Hand zu sein scheine, durch welches die jenseitige Vergebung der Sünden meines Vaters erkämpft werden kann. Ich dachte zurück an meine Heimath, an das Kranken- und Sterbelager meines armen Vaters, dem all' die Lieben voran gegangen, und der nun von seinem letzten, einzigen Kinde, von mir, die Gewährung einer Bitte erfleht hat, deren Mittheilung ihn seinem

einzigen Sohne gegenüber zum einstigen Verbrecher stempelte. O Gott! nie wird sein Kampf aus meinem Gedächtnisse weichen! Es war Abends gegen 8 Uhr, als er die Aerzte und sämmtliche Dienerschaft entfernen ließ und mich zu bleiben bat. Ich weiß es nicht, ob es eine Ahnung war, aber eine fürchterliche Angst befiel mich, so daß ich neben seinem Lager umzusinken drohte. Er mochte es wohl bemerken, denn er sah mich lange schweigend an. „Mein Sohn, mein Edward," begann er dann, „nimm alle Deine Kraft zusammen, um eine Eröffnung Deines sterbenden Vaters zu vernehmen, welche Du nicht ahnen wirst!" Ich reichte ihm auf seine Bitten eine stärkende Arznei und kniete dann an seinem Bette nieder, um seine Mittheilung entgegen zu nehmen.

„O! Agnes, was mußte ich vernehmen, Kannst Du ahnen, was ich fühlte? Einen Vater, den man immer geliebt, der von Allen geachtet wurde, dem Tode so nahe zu sehen und zu wissen, daß man zurückbleibt als einsame Waise, ist gewiß genügend, um auch ein Manneshèrz zu erschüttern; aber von solch' einem Vater in seinen letzten Augenblicken das Geständniß zu vernehmen, daß er all' seinen Reichthum mit dem völligen Ruin einer geachteten Familie, deren Oberhaupt sein Freund, sein Wohlthäter war, erkauft, daß er dessen Glück untergraben, dessen Ehre gebrandmarkt hat: solch' ein Geständniß und in dem Moment zu vernehmen, wo man mit heiliger Andacht um den Segen des Sterbenden flehen will, — das, Agnes, geht über die Kraft eines Menschen. Ich sank bewußtlos zusammen.

„Mein Vater mochte wohl die Glocke gezogen haben; denn als ich wieder zu Sinnen kam, befand ich mich unter der Behandlung eines Arztes. Ich erholte mich schnell und jetzt trat wieder das Geschehene vor meine Sinne. Ich dankte dem Arzt und bat ihn, uns zu verlassen. Mein Vater unterstützte meine Bitte und wir waren allein. Mit Zögern trat ich an sein Bett. War das mein Vater auch noch? O Gott! wenn das Herz des Kindes seinen Vater, schon im Sterben, noch verdammen soll! — Mein Vater schien genau zu verstehen, was in mir vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Pariser Rothen.

Als ich aus dem Krimkriege von meiner Reporterschaft wieder nach England zurückkehrte, ward mir die Steinkohlen-Atmosphäre und der Straßenlärm Londons geradezu unerträglich. Nach den gewaltigen Eindrücken, die ich während jenes denkwürdigen Feldzuges bei Eupatoria, Inkerman, Balaklawa und vor Sebastopol empfangen, sehnte ich mich nach Ruhe und Erholung, die mir nur ein ländliches Stillleben, nicht aber das geräuschvolle Getriebe der britischen Großstadt zu bieten vermochte. Noch von der Reise ermüdet und nicht in der rosigsten Laune flanirte ich wenige Tage nach meiner Ankunft in London in Regent Street, wo ich zufällig vor dem Café Verry einen meiner Bekannten, den ungarischen Grafen S., traf. Er bestürmte mich mehr, als mir lieb war, um meine Erlebnisse während des Feldzuges, dem ich nur durch das Versprechen auszuweichen vermochte, ich beabsichtige über jenen Krieg ein Buch zu schreiben, das ich ihm gerne schicken wolle. Das war indeß nur eine kleine Kriegslist von mir; das Buch ist, Dank meiner Faulheit, niemals erschienen. „Rathen Sie mir doch, Verehrtester," fuhr ich zu meinem ungarischen Freunde fort, „wo ich den Rest des Sommers in ländlicher Ruhe und Stille verbringen könnte, um — mein Buch zu schreiben." — „Ah, sehen Sie," erwiederte Graf S., „da kann ich Ihnen wirklich einen vortrefflichen Rath ertheilen. Fahren Sie nach der Insel Jersey, die voll landschaftlicher Schönheiten, ja, ein britisches Italien ist. Ich war selbst vierzehn Tage dort, lernte Viktor Hugo und mehrere andere französische Proscrits kennen, von denen Manche in politischer Beziehung zwar ziemlich übergeschnappt, aber im Grunde doch nicht uninteressante Erscheinungen sind." — „Wenn Sie wollen," schloß mein ungarischer Freund, „gebe ich Ihnen gerne ein Schreiben an Viktor Hugo mit."

Zwei Tage später bestieg ich am Customhouse-Quai den mächtigen Dampfer „Foyle", der mich die Themse hinab durch die größere Hälfte des englischen Kanals nach Jersey bringen sollte. Als ich sechsunddreißig Stunden später im Hafen von St. Hellier — der Hauptstadt Jersey's — an's Land stieg, hatte ich keinerlei Ursache, die rasche Wahl meines Sommer-Aufenthaltes zu bereuen. Die Stadt liegt überaus malerisch am Meeresufer, die Straßen derselben sind freundlich und belebt, während die Umgebung voll der nettesten Cottages inmitten der schönsten Gärten und Baumgruppen ist. Bald hatte auch ich eine recht niedliche Wohnung in „Wyville Cottage" am Ende von George Town gefunden. Der Zufall fügte es, daß die Cottage Viktor Hugo's, „Marine Terrace" genannt, nur wenige hundert

Schritte von der meinen an der Straße nach St. Clement entfernt lag, was mich veranlaßte, früher, als es sonst geschehen wäre, an die Abgabe des Briefes zu denken, den ich für den Dichter von dem Grafen S. in London erhalten hatte.

Bevor ich meinen freundlichen Leser mit dem grand poète français und seinen Exilgenossen auf Jersey bekannt mache, möchte ich hier vorausschicken, daß damals der Staatsstreich Louis Napoleon's vom 2. Dezember noch in frischer Erinnerung stand und unter den nach Englands Küste geworfenen flüchtigen Franzosen den wildesten Haß und das grimmigste Rachegefühl gegen den Imperialismus zurückgelassen hatte. Wir Deutsche vermögen einen solchen fanatischen Haß wenigstens auf die Dauer gar nicht zu begreifen; dazu muß man eben Romane oder Slave sein.

Von meinem mittheilsamen Hauswirth, einem englischen, auf Halbsold gesetzten Offizier, erfuhr ich bald, daß bei Viktor Hugo jeden Mittwoch und Samstag „jour fixe" sei, an dem sich gewöhnlich viele der auf Jersey lebenden französischen Proscrits einzufinden pflegten. Ich wählte also den nächsten Samstag zur Abgabe meines in London an die Adresse Hugo's erhaltenen Briefes. Als ich an „Marine Terrace Cottage", das ein höchst einfaches Gebäude, klingelte, öffnete mir ein junger hübscher Mann in rother Blouse, dessen Gesicht unverkennbar den südlichen Typus trug. Es war der ältere Sohn Hugo's, Charles, der bekanntlich zu Ende des jüngsten deutsch-französischen Krieges zu Bordeaux einem Schlagflusse erlag. Nachdem ich mein Schreiben übergeben und dabei bemerkt, es komme von dem ungarischen Grafen S., ward Charles Hugo sofort sehr freundlich und führte mich im Erdgeschoß durch einen schmalen Korridor in den Empfangssalon. Dieser bestand indeß nur aus einem großen, schmucklosen Gemache, das überdies ganz einfach, ja fast nothdürftig möblirt war. Als ich mir später die versammelte „Gesellschaft" näher besah, da begriff ich freilich, daß dieser gegenüber von einem eleganten Salon nicht die Rede sein konnte.

Viktor Hugo, das Gesicht damals glatt rasirt — à la mode des Romains, des penseurs et des savants (nach Art der Römer, der Denker und der Weisen) — das halblange Haar, theilweise ergraut, in den Nacken zurückgeworfen, empfing mich mit jener freundlichen und doch zugleich feinen Zuvorkommenheit, welche zumal der Umgangsform der Franzosen eigen ist. Madame Hugo, deren auffallend dunkler Teint und schwarzes Kraushaar sofort die Creolin von St. Martinique verriethen, saß in einem scharlachrothen Hauskleide von ziemlich theatralischem Zuschnitte in einer Sopha-Ecke, wo sie meine Vorstellung mit einem leichten Kopfnicken erwiederte. Später trat noch Fräulein Hugo mit dem jüngern Bruder Viktor und dem dramatischen Dichter Vaquerie, einem Verwandten des Hauses, ein, welcher der Familie freiwillig in's Exil gefolgt war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Unfehlbare Menschen.) In jüngster Zeit, wo die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit die Spaltung unter den Katholiken hervorgebracht hat, wird natürlich viel erzählt von Aeußerungen einzelner Geistlichen als Lehrer oder Prediger, welche, in unserer Pfalz wohl ohne Ausnahme, die Kirche zwar als unfehlbar erklärten, niemals aber den Papst, während zum Theil dieselben Männer heute ihre frühere Lehre umstoßen und die wichtige Entdeckung des 19. Jahrhunderts als uralte, von Gott selbst geoffenbarte Wahrheit ausgeben. Da lob' ich mir doch den Kapuziner, welcher einst über die entsetzlichen Qualen, die die Seelen in der Hölle auszustehen haben, indem sie (was die Jesuiten ganz genau wissen) in siedendes Oel geworfen, mit glühenden Zangen gezwickt werden ꝛc., predigte. Die ganze Zuhörerschaft zerfloß in Thränen und schluchzte krampfhaft, so daß es erbärmlich anzuhören war. Den Kapuziner, der ein gutes Herz hatte, dauerten die armen Schelme und er tröstete sie mit den Worten: „Weint nicht, meine Lieben; wer weiß, ob's wahr ist!" — War das nicht ein ehrlicher Mann?

Lebensphilosophie.

Es gibt Menschen, die zu weit höheren Dingen fähig sind, als sie verrichten, wie auch Leute wiederum viel Größeres gethan, als ihre ursprüngliche Anlage erwarten ließ. Die Ersteren haben ihren Kreditbrief nicht völlig eingelöst, mit dem sie in die Welt geschickt wurden, die Letzteren verschmähten es nicht, noch Anleihen zu machen, und gerade diese Verwegenheit sichert ihren Ruhm.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Mittwoch, 21. Juni 1871.

Der Gefundene.

(Fortsetzung.)

„Edward!“ sagte er und ergriff meine Hand. „Edward! Ich hoffe Vergebung von Gott, — will mich mein eigenes Kind verdammen? Habe ich je unrecht an Deiner guten Mutter, an Deinen Geschwistern oder an Dir gehandelt?“ Was sollte ich sagen? Es war mein Vater! All' meine Liebe zu ihm kehrte zurück; ich küßte weinend seine Hand.

„Gott segne Dich, mein Sohn!“ begann er auf's Neue. „Du kannst nicht mein Richter sein, denn Dein mildester Spruch wäre zu streng für den Vater! Nein, Du vergibst mir, ohne mir im Grabe zu fluchen. Gott der Barmherzige kennt die Folterqualen meines Lebens und meines Gewissens, und wenn Du mir die letzte Bitte erfüllst, so hoffe ich jetzt noch, Gottes Verzeihung zu erhalten!“

„Er schwieg und hielt meine Hand krampfhaft gefaßt. „Vater! Sprechen Sie! sprechen Sie!“ rief ich im Uebermaße des Schmerzes, den seine Worte in mir hervorriefen.

„Ich mußte ihm wiederum eine Stärkung reichen.

„Vernimm denn, mein Sohn!“ begann er mit sichtbarer Anstrengung, „vernimm denn meinen letzten Wunsch, von dessen Erfüllung, wie ich glaube, mein ewiges Wohl oder Wehe abhängt. — Auf meiner Brust trage ich einen Schlüssel, welcher ein kleines Ebenholzkästchen in meiner Kasse öffnet. In diesem Kästchen findest Du die Auskunft über die durch mich unglücklich gewordene Familie. Du bist reich! Ich hinterlasse Dir ein bedeutendes Vermögen und außerdem ein Geschäft, welches ein zweites Vermögen ist. Du bist jung! Mit weiser Führung mußt du Reichthümer sammeln, die mehr als alle Deine Wünsche befriedigen. So versprich, nein, so gelobe, so schwöre mir denn: vom Tage meines Begräbnißes an Dir keine Ruhe zu gönnen, bis Du die unglückliche, verarmte Familie meines einstigen Wohlthäters gefunden und ihr das Geraubte mit doppelten und dreifachen Zinsen zurückerstattet hast.“

„Hier hielt er inne und seine Hand zermalmte fast die meinige. O meine Agnes, wie soll ich ausdrücken, was ich da empfand! Wie eine heilige Botschaft durchdrang es mein Inneres. Der Gedanke, die Sünden meines Vaters aus dem Schuldbuche des Ewigen zu löschen, indem ich die Thränen wieder trocknete, welche durch ihn geflossen, erfüllte meine ganze Seele. Dieser Wunsch, diese Bitte meines sterbenden Vaters schien mir der schönste Theil seines Vermächtnisses!

„Vater!“ rief ich, „theurer, geliebter Vater! Wie gern, o wie gern erfülle ich dies!“ Und mit einem heiligen, freiwilligen Eide, dessen Worte aus meinem Lebensmarke zu dringen schienen, gelobte ich es.

„Mein Vater ließ meine Hand los und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht. Ich glaube, in dieser Minute kämpfte er seinen schwersten Kampf. Er — ein Sünder, sein Sohn — sein Erlöser! Doch dieser Gedanke kam mir erst lange nachher.

„Nach einer für mich peinlichen Pause, da ich sein Schweigen nicht zu deuten vermochte, enthüllte er wieder sein Gesicht. O, hättest Du den Wechsel sehen können, der in so kurzer Zeit stattgefunden! Nie zuvor, so lange ich mich des Gesichts meines Vaters erinnern kann, habe ich einen solchen Ausdruck in ihm wahrgenommen. Er war stets etwas finster, oft sogar lag eine gewisse Härte in seinen Zügen, obgleich sein Charakter stets gütig war; jetzt, in diesem Augenblicke aber schien eine dunkle Maske von ihm

genommen. Es war, als wenn die Sorgen der Erde ihren verhüllenden Schleier gelüftet und der ewige Friede ihm den Versöhnungskuß gegeben hätte, so mild, so fromm und lächelnd blickte er nach mir.

„Mein Sohn!" rief er. — Ich ahnte, was er wollte, und kniete vor seinem Bette nieder.

„Ich fühle schon jetzt die Wohlthat Deines Versprechens, und durch Dich von meinem Versprechen erlöst, wird mir Gott den Segen in Gnaden gewähren, den ich nicht zögere, Dir zu geben. Edward, der Segen der Eltern bauet den Kindern Häuser! Erfülle meine Bitte und Deinen Eid, und Gott wird Deine Schritte lenken, daß Du Freude findest, wo Du solche zu geben gedenkst!"

„Ich warf mich über ihn, von einem wahnsinnigen Schmerze ergriffen. Sein Wort brachte mich wieder zu Sinnen.

„Mein Sohn, laß uns das Gebet unseres Herrn beten," bat er. „Aber sprich es laut, damit ich Deine Stimme höre."

„Wir beteten.

„Langsam, doch mit einer Kraft, die seiner Krankheit zu spotten schien, tönte das „Vater-Unser" von seinen Lippen, bis wir an die Worte kamen: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir —" Hier hielt mein Vater inne.

„Ich wartete, daß er weiter spreche, und blickte durch meine Thränen in sein Antlitz. Es war fast noch milder, aber sein Auge war starr — ein Schlag hatte ihn gerührt, er war todt! Bei den Worten um Vergebung war er im Glauben an dieselbe vom Leben geschieden. Ich stand allein in der Welt!" —

„Wozu diese Scenen in das Gedächtniß zurückrufen, da ich sie ja schon vernommen?" wirst Du fragen, theure Agnes. Aber laß, o laß mich gewähren! Laß mich die Wendungen des Geschickes oder die Leitung der Hand Gottes verfolgen, damit ich aus dem Vergangenen Vertrauen und Hoffnung für die Zukunft schöpfe. Schritt für Schritt ist mir der Segen meines Vaters gefolgt, und er wird auch jetzt sich kräftig zeigen, wo mit der vollkommenen Lösung meines Eides mein höchstes Lebensglück verknüpft ist.

„Gott wird Deine Schritte lenken, daß Du Freude findest, wo Du solche zu geben gedenkst!"

„O sage mir, kann je ein Segen wörtlicher in Erfüllung gehen? — Ich will noch einmal die Vergangenheit durchleben, und indem ich mir in's Gedächtniß zurückrufe, wie ich Dich fand, wird sich mein Glaube stählen, auch Deinen Bruder zu finden.

„Als ich meines Vaters Augen geschlossen, war es mein Erstes, den Schlüssel von ihm zu nehmen und das besagte Kästchen zu öffnen. Ich hatte mich eingeschlossen. Der Schmerz um meinen Vater, der Gedanke, nun allein zu stehen in der Welt, ohne ein Herz, das ich liebte, oder wo ich Liebe erwarten durfte, — Alles das drängte mit nie gefühltem Bangen auf mich ein. Und unter diesen Eindrücken las ich die mir unbekannten Papiere, welche mir Eure früheren Verhältnisse und die Schuld meines Vaters enthüllten.

„Mein Vater hatte ein eigenhändiges Bekenntniß derselben beigelegt, welches zugleich dieselbe Bitte an seine Hinterlassenen enthielt, deren Erfüllung ich mit einem heiligen Eide gelobt hatte. Der Name Eurer Familie, deren einzelne Glieder, Euer Wohnort zu jener Zeit, als mein Vater Euch heimlich verließ, und eine spätere Niederschrift, die Mittheilung von dem Tode Deiner armen Mutter enthaltend, sowie die genaue Summe, die mein Vater dem Deinen entzog, und die Veränderung seines Namens nach seiner Ankunft in Amerika war Alles, was ich fand. Aber wohin ich ging, was ich auch that, ob ich wachte oder schlief — der Name „Manford" klang ununterbrochen in meinen Ohren.

„Nachdem ich meinen Vater zu Grabe geleitet hatte und sein Testament eröffnet worden war, welches mich, außer einigen Legaten an unsere Dienerschaft, zum alleinigen Erben seines Vermögens ernannte, ordnete ich mit Hilfe unseres treuen alten Geschäftsführers die nöthigen Angelegenheiten und übergab seinen Händen die Führung meines Geschäfts. Der alte Mann, ich möchte sagen, mein zweiter Vater, war tief betrübt, als er von einer Abreise nach Europa hörte, und nur die Mittheilung, daß es mir eine heilige Pflicht sei, da es die letzten Wünsche meines Vaters beträfe, konnte ihn beruhigen.

„Und so reiste ich denn ab. Ich verließ Amerika, um nach dem mir unbekannten Europa zu gehen und in Deutschland die Familie aufzusuchen, aus deren Kreise einst mein Vater das Glück und den Frieden genommen.

„Doch meine Aufgabe war nicht leicht! Einige zwanzig Jahre waren entflohen seit jener unglücklichen Begebenheit und Ihr hattet den früheren Wohnort kurz nach derselben verlassen. Wo Euch suchen? Wo Euch finden? Und finden mußte ich Euch ja!

„Ich möchte glauben, daß der ruhelose Geist meines Vaters immer um mich war und unge-

sehen meine Schritte leitete, damit sie zum Ziele führten; denn wie wäre dies ein Zufall zu nennen, auf welche Weise ich Dich fand! In jenem Badeorte, welchen ich einer Unpäßlichkeit halber besuchte, lernte ich Dich kennen, Dich lieben! — O Du Engel! Wie kann ich jene Tage wieder erzählen, in denen ich zum ersten Male mir meines eigenen Selbsts bewußt wurde; — aber das weiß ich, daß ich unaussprechlich glücklich war, als ich das erste schwache Zeichen Deiner Gegenliebe erfuhr. Noch kannte ich Deinen wahren Namen nicht, denn man hielt Dich für die Tochter jener gütigen Dame, die Deine Freundin war. Doch als ich nicht länger die quälende Ungewißheit ertragen konnte, als ich ermuthigt Dich um Deine Hand bat, Dir meine selbstständige Lage mittheilte und Deinen Einwendungen kein Gehör geben wollte: da, als Du endlich, schüchtern wie eine Taube, mir Deine Verhältnisse, wie Deine eigene Liebe gestandest — da, im Uebermaße meines Glückes, schallte mir Dein bisher unbekannter Name, der Name „Manford", wie ein Donnerschlag in mein Ohr!

„Meine arme Agnes, Du mußtest meinen Schrecken wohl falsch deuten; denn Du verließest mich zweifelnd unter Thränen; aber auf meinem Herzen lag eine Doppellast. Wie, wenn sie Dich verschmäht, nachdem sie weiß, daß Du der Sohn Desjenigen bist, der alles Unglück über ihre Familie gebracht?! Mit diesem verzweiflungsvollen Gedanken suchte ich die nächste Unterredung mit Dir und entdeckte Dir Alles.

„Das ist Gottes Hand!" riefst Du, und Du hattest Recht. Ja, es war Gottes Hand, aber auch Gottes Wille, daß wir uns erst lieben sollten, ehe sich das Geheimniß enthüllte, damit meines sterbenden Vaters Segen wörtlich in Erfüllung gehe und mich zur weiteren Ausführung meines Gelübdes kräftige.

„Und so bist Du mein, meine theure, meine geliebte Agnes! Und obgleich Du mir Deine Hand versagtest, bis ich meine Aufgabe vollkommen gelöst — und obgleich meine ängstlichen Nachforschungen bis jetzt noch nicht vom Glücke gekrönt wurden, — dennoch weiß ich, daß die Zeit kommt, ja, daß sie nahe ist, wo ich Dich als mein theures Weib an mein Herz drücke.

„Darum will ich muthig und getrost, Gott und Deiner Liebe vertrauend, meine Nachforschungen fortsetzen und nicht müde werden, bis ich mein Wort gelöst und Deiner Liebe Besitz mir verdient habe. Dann wenn wir Alle glücklich vereint sind, dann wollen wir einen Kreis der Liebe bilden, in welchem auch das Andenken meines armen Vaters geheiligt sein soll!"

Den 20. Sept.

„Uebermorgen geht ein Schiff von hier nach England ab und soll diese Zeilen mit sich nehmen. O könnte ich doch selbst mitgehen, dürfte ich die Wellen zählen, die das Schiff durchschneidet und deren jede einzelne mich Dir ja näher brächte! Doch ich muß noch bleiben — noch ist meine Aufgabe nicht erfüllt.

„Lebe wohl denn und Gott schütze Dich! Hätte ich nie beten gelernt, ich würde es jetzt in meiner Liebe lernen, da mein Herz voll von frommen Wünschen ist, die alle zu Gebeten werden. Lebe wohl, meine Agnes! Hoffen wir ein fröhliches Wiedersehen!

Dein
treu liebender
Edward."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Pariser Rothen.

(Fortsetzung.)

Unter den ziemlich zahlreich anwesenden Gästen ging es bereits lebhaft genug zu. Wie ich später erfuhr, befanden sich darunter der ehemalige Quästor der französischen Nationalversammlung, General Leflo, der damals zur legitimistischen Partei hielt, die gemäßigten Republikaner Duverbier, Keßler, Guérin, Laurent, Alliz, und von den rothen: Schölcher, Durand, Ryberolles, Cahaigne und — Felix Pyat! Das Gespräch der verschiedenen Gruppen war selbstverständlich ein vorwiegend politisches, das zumal auf den Staatsstreich vom 2. Dezember und Louis Napoleon Bezug hatte. Indeß ward dieser Name von der versammelten Gesellschaft nicht genannt. Man paraphrasirte ihn vielmehr in ganz eigenthümlicher Weise. So sagte Hugo stets: „ce brigand" (dieser Straßenräuber), Schölcher „cet assassin" (dieser Mörder), und Pyat „ce monstre" (dieses Ungeheuer)! Nur der feine schon, diplomatisch gewandte General Leflo bediente sich der Bezeichnung: „Monsieur Bonaparte". Ueberhaupt war die äußere Erscheinung Leflo's im Vergleiche zu der der übrigen republikanischen „Gesellschaft" eine sehr vortheilhafte. Der General ist ein hoher, schlanker Mann mit intelligenten, einnehmenden Gesichtszügen; er war zur Zeit der Republik, kurz vor dem Staatsstreiche des 2. Dezember, mit einer diplo-

matischen Sendung nach Berlin und Petersburg beauftragt worden, weßhalb er auch über die Verhältnisse Deutschlands, Rußlands und die übrige auswärtige Politik ziemlich gut orientirt war, was bekanntlich bei Franzosen nicht immer vorzukommen pflegt.

Was soll ich nun über die anderen republikanischen Gäste Hugo's sagen? Ihr herabgekommenes, verlumptes Aeußere konnte kaum abstoßender sein, als es war. Zumal machten Cahaigne und Pyat einen höchst widerlichen Eindruck. Ihre schnarrenden, vom übermäßigen Absynthgenuß heiseren Stimmen waren fortwährend bestrebt, die der anderen Gäste zu überschreien, während die Arme Pyat's gelegentlich seiner Stoßreden stets in der Luft umherfuhren. Nach 10 Uhr Abends zog sich Madame Hugo mit ihrer Tochter zurück, worauf die „Gäste" ihre kurzen Thonpfeifen hervorlangten, um daraus einen Tabaksqualm zu entwickeln, dessen Aroma gerade nicht sehr lieblich war. Auf einen Wink Charles Hugo's ward nochmals Thee servirt; diesmal konnte sich Jeder nach Belieben „Kirschwasser" dazu gießen — „du Kirch", wie die Franzosen diesen bei ihnen beliebten germanischen Schnaps zu bezeichnen pflegen. Während einer Ausführung Pyat's „sur la vraie souveraineté du peuple" (auf die wahre Gesundheit des Volkes), fand es Leflô angezeigt, sich geräuschlos zu entfernen; ich folgte ihm nach. Im Corridor, wo wir unsere Hüte und Stöcke in Empfang nahmen, trafen wir uns wieder. „Ah, vous partez aussi, Monsieur", bemerkte er mir mit feinem Lächeln: „eh bien, nous pouvons aller ensemble, notre chemin est à peu près le même" (Ah, mein Herr, Sie brechen auch schon auf! Nun wohl, wir können zusammen gehen, unser Weg ist fast der gleiche). Der General vermied es indeß, während des Weges von Politik zu sprechen. Wir unterhielten uns vielmehr über gleichgiltige Dinge, über die Lebensweise auf Jersey, die englischen Sitten u. dgl. An der Ecke des „Don Road", der zur Cottage des Generals führte, empfahlen wir uns.

So endete mein erster Besuch bei Viktor Hugo . . .

Der Hauptsitz der französischen Rothen, die nach dem Staatsstreiche vom 2. Dezember sich nach England geflüchtet, war indeß nicht Jersey, sondern London. Dort stand die Partei unter dem Namen „la Marianne" mit allen extremrevolutionären Elementen Europa's in Verbindung, ja verschiedene gegen Louis Napoleon versuchte Attentate — zumal das Orsini's — sowie mehrere Aufstandsversuche in Paris und in anderen Städten Frankreichs standen, wie unsere Leser sich erinnern dürften, mit den Umtrieben der in London befindlichen Rothen im direkten Zusammenhange. Felix Pyat und seine Kollegen auf Jersey waren nur ein von dem Central-Comité in London gegen Frankreich vorgeschobener Vorposten. Von Jersey war nämlich der französische Hafen St. Malo in einer Stunde — andere Küstenorte noch rascher — zu erreichen.

Das war den Rothen bezüglich ihre Propaganda, zumal aber zur Einschmuggelung revolutionärer Flugschriften und geheimer Korrespondenzen nach Frankreich sehr gelegen. Da nun einmal überall, wo es drunter und drüber geht und politische Wahnsinnsausbrüche losplatzen, „edle Polen" dabei sein müssen, so fand sich auch ein solcher auf Jersey, der mit den Rothen, wie ein landläufiger französischer Ausdruck besagt, als „Frère et cochon" zusammenging. Zeno Swentoslawski hieß der Mann. Er war schon von Hause aus halb verrückt, denn er schrieb beispielsweise ein Buch in polnischer Sprache „Lud polski" (das polnische Volk), worin es unter Anderm hieß: „Die Infanterie der zukünftigen revolutionären Armee Polens müsse auf — Stelzen marschiren, um so über den Feind eine raschere Manövrirfähigkeit zu erlangen!" Man muß den Blödsinn selbst gelesen haben, um an sein gedrucktes Vorhandensein glauben zu können.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Frömmigkeit — sie, die Tochter des Himmels, verbirgt ihre Schönheit
Hold-verschämt in der That, die sie der Vater gelehrt.
Frömmelei, die Kokette, stolzirt in der Maske und äugelt
Träg' mit Himmel und Welt, wenn sie nichts Schlimmeres thut.

Schönheit kleidet Mädchen sehr,
Doch Bescheidenheit noch mehr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73. Freitag, 23. Juni 1871.

Am Tage der Friedensfeier. *)

Flammt auf von allen Spitzen,
Ihr Feuer deutscher Lust,
Und weckt mit euren Blitzen
Ein Danklied jeder Brust!
Das grause Spiel der Waffen
Mit Gott ist's abgethan,
Und die das Schwert geschaffen
Die Palmenzeit bricht an.
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rath
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säuseln naht!

Nun ward in Eins geschmiedet,
Was eitel Stückwerk war,
Nun liegt das Reich umfriedet
Vor Arglist und Gefahr.
Vom Alpenglüh'n zum Meere,
Vom Haff zur Mosel weht
Das Banner deutscher Ehre
In junger Majestät.
Preis dem Herrn, dem starken Retter, u. s. w.

Wie braust von Stamm zu Stamme
Ein Leben reich und stolz,
Seit der Begeistrung Flamme,
Was starr sich mied, verschmolz
Und am vereinten Werke
Des Südens Flügelkraft,
Des Nordens klare Stärke
Wetteifernd ringt und schafft!
Preis dem Herrn, dem starken Retter, u. s. w.

Der in der Feuerwolke
Voran uns zog im Krieg,
Nun send' er unsrem Volke
Die Kraft zum letzten Sieg:
Die Kraft, auch aus dem Herzen
Der Lüge finstre Saat,
Das Wälschthum auszumerzen
In Glauben, Wort und That.
Preis dem Herrn, dem starken Retter, u. s. w.

Zieh ein zu allen Thoren,
Du starker deutscher Geist,
Der, aus dem Licht geboren,
Den Pfad in's Licht uns weist,
Und gründ' in uns'rer Mitte,
Wehrhaft und fromm zugleich,
In Freiheit, Zucht und Sitte
Dein tausendjährig Reich!
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rath
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säuseln naht!

Emanuel Geibel.

*) Bringen wir dieses in der „Köln. Ztg." etwas verspätet enthaltene Gedicht auch post festum, so wird es seines herrlichen Inhaltes wegen doch willkommen sein.

Der Gefundene.

(Fortsetzung.)

Selbigen Tages, spät.

„Meine theuere, theuere Agnes! Noch einmal öffne ich diesen Brief, um einige trostverheißende, hoffnungsvolle Worte beizufügen. Wie glücklich, daß es mir noch möglich ist, dies zu thun, damit Dein besorgtes, liebendes Herz nicht ohne den Schimmer der Hoffnung bleibt. Ich habe endlich den Faden erfaßt, der mich aus dem Labyrinthe der Muthmaßungen, Hoffnungen und Zweifel glücklich führen soll. Höre, wie Alles gekommen.

„Um diesen Brief nach der Post zu bringen, ging ich aus, und auf dem Wege traf ich einen jener deutschen Gentlemen, an welchen ich mich, hinsichtlich meiner Forschungen, gewendet hatte. Er war erfreut, mich zu sehen, und theilte mir mit, daß es ihm gelungen sei, eine allerdings der früheren Zeit angehörende Nachricht über Deinen Bruder zu erhalten. Gegenwärtig sei er im Stande, mich mit jener Person, welche ihm dieselbe mitgetheilt, bekannt zu machen, da sie sich seit einigen Tagen in der Stadt bei ihm aufhalte. Voll Hoffnung eilte ich ihm nach zu seiner Wohnung und fand einen jungen Deutschen, einen Schiffsgenossen Deines Bruders. Von ihm erfuhr ich, daß er und Dein Bruder bei ihrer Ankunft in Australien vergeblich Arbeit gesucht hatten, und nach einer nutzlosen Reise in's Innere waren Beide nach der Stadt zurückgekehrt. Des Herumwanderns müde, hatte Dein Bruder sich entschlossen, irgendwie ein sicheres Unterkommen zu suchen und sich selbst zum Härtesten zu bequemen. Hier wurde ihm eine Schäferstelle im Port Lincoln vorgeschlagen, in jenem Theile der Kolonie, wohin zu gehen sich ein Jeder scheut, da die dortigen Eingebornen in steten Konflikten mit den Weißen leben und die scheußlichsten Mordthaten von den ersteren verübt werden. Doch Dein Bruder hatte diese Stelle angenommen und war wenige Tage nachher zu Schiffe dahin abgereist. Seit dieser Zeit habe er nie Etwas von demselben erfahren.

„So weit der junge Mann.

„Ich fragte ihn, ob jene Arbeiter-Office noch bestehe, und er bejahte es, erbot sich auch, mit mir dahin zu gehen und nachschlagen zu lassen, um den Namen des Stationers zu erfahren, an welchen Dein Bruder gesendet worden war. Von Herzen dankend, nahm ich dies an und wir gingen zusammen nach der Office. In Zeit von einer Viertelstunde war ich im Besitz folgender mir unschätzbaren Zeilen:

Arbeiter-Office,

Nro. Adelaide, 12. Okt. 18...

Ernst Manford, Schäfer. Mr. Hamilton,

Stationer, Port Lincoln.

„Meine geliebte Agnes, gebe Gott, daß ich nun glücklicher bin! In wenigen Tagen reise ich nach Port Lincoln. Vor nahe an zwei Jahren ist Dein Bruder dahin abgereist, und es ist möglich, daß ich ihn noch auf derselben Stelle antreffe. O, vielleicht kehren wir schon mit dem nächsten Schiffe zurück; dann magst Du uns an Dein Herz schließen, von welchem ich mich nie wieder trennen will.

„Liebe und hoffe, meine theure Agnes, wie ich es thue.

Dein

Edward."

Ernst Manford legte das Notizbuch von sich und die Hand auf das Herz. Seine Stirn glühte, seine Brust hob sich, schweigend trat er hinaus in die milde australische Frühlingsnacht und blickte zu dem sternenbesäeten Himmel empor. Er brauchte Ruhe, Frieden — denn in seinem Innern tobte es.

„O mein Vater! Meine theure Mutter!" unterbrach er plötzlich das Schweigen; aber das war auch Alles, was aus seiner bedrängten Brust sich loswand. Die milde Abendluft kühlte seine Stirn, und mit einer gewaltsamen Anstrengung sich aus seinem stummen Sinnen losreißend, trat er wieder in die Hütte, nahm das Buch wieder zur Hand und las weiter.

Port Lincoln, 26. Sept. 18...

„Meine theure Agnes! Mein geliebtes Weib!

„Geliebtes Weib?!" — Ja, so nenne ich Dich jetzt! Die Schranke ist gebrochen — ich habe Deinen Bruder, ich habe meinen Bruder, ich habe Ernst Manford gefunden! — O daß ich die Freude meines Herzens Dir doch mittheilen könnte! Aber Worte sind zu arm und entstellen nur das tiefe, heilige Gefühl, das wie ein Lebensstrom mein ganzes Sein erfüllt! Ich habe ihn gesehen, gesprochen; aber ach! noch weiß er nicht, wer der Fremde war, der so sichtbaren Antheil an seinem Geschicke nahm.

„Doch ich muß zusammenhängender Dir mittheilen, was bis zu dieser Stunde Dein Edward Parker erlebt und gefühlt hat.

„Wie ich in meinem letzten Schreiben erwähnte, welches, wie ich hoffe, glücklich in Deine Hände kommen mag, reiste ich voll Hoffnungen und Befürchtungen nach Port Lincoln ab. Eine kleine Eskorte Polizei ging mit hinüber, um einen Eingebornen, welcher kürzlich einen Europäer auf einer Station ermordet hatte, nach Adelaide zurück zu transportiren und seine Untersuchung daselbst vorzunehmen. Der Sergeant, ein angenehmer Mann, theilte mir manche derartige Begebenheit mit, und mir schauderte im Herzen bei dem Gedanken, daß vielleicht Dein Bruder ein ähnliches Loos erfahren habe. Doch beruhigte mich die Aussage des Sergeanten, den ich ganz besonders darum befragte — daß bisher kein Deutscher unter den Getödteten gewesen sei und auch der

gegenwärtige Fall einen Irländer betroffen habe. Ich landete, machte die Bekanntschaft Mr. Hamilton's und erfuhr, daß Ernst Manford sich noch jetzt auf einer ungefähr 20 Meilen tiefer im Innern gelegenen Station als Schäfer befinde. Ahnst Du, was ich in diesem Augenblicke fühlte? Ich hätte dem Mann um den Hals fallen und ihn meinen Wohlthäter nennen mögen, wäre ich zur Zeit mit ihm allein gewesen. Gestern ritt ich nach der Station.

„Da lag sie endlich vor mir, die kleine unansehnliche Hütte, welche Den barg, um dessenwillen ich bisher keine Mühen, keine Anstrengungen gescheut hatte. Ich mußte halten, ich konnte nicht weiter, denn namenlose Empfindungen tobten in meinem Innern. Wie wird unsere Begegnung sein? Welchen Mann werde ich in ihm finden? Wird er dem Fremden noch die Hand reichen, wenn er erfahren hat, daß er der Sohn des ärgsten Feindes seiner Familie ist?! — Doch da trat Dein Bildniß wieder als beruhigender Engel zwischen mich und meine Sorgen. „Ist er nicht der Bruder Derjenigen, die mein Herz am heißesten liebt, und kann er die Hand zurückstoßen, die seine eigene Schwester durch das Leben zu führen gedenkt?" Ohne diese Thatsache hätte ich kaum vermocht, an seine Hütte zu pochen.

„Muth also — es galt das Höchste und Letzte!

„Ich ließ mein Pferd vor der Umzäunung, welche die Hütte umgab, und ging mit festem Schritte, so gefaßt als möglich, auf dieselbe zu. Die Thüre öffnete sich und Dein Bruder stand vor mir.

„Der erste Blick reichte hin, ihn zu erkennen. Sein Auge, seine Gestalt, seine Haltung ist edel, trotz der einfachen, ja groben Buschkleidung. Er ist so, wie ich mir den Bruder meiner Agnes gedacht habe, und gern wäre ich an sein Herz gesunken und hätte ihn „meinen Bruder" genannt.

„Ich blieb den gestrigen Tag wie auch die folgende Nacht bei ihm. Wir saßen Abends am Feuer, und da wir schnell bekannt geworden waren, so bat ich ihn um seine Geschichte. Er gewährte meinen Wunsch.

„Agnes! Könntest Du ahnen, was ich litt! Das schwere Unrecht meines Vaters trat in furchtbarer, nackter Gestalt vor meine Augen! Dein Bruder erzählte ohne Schonung alle die Leiden, all den Kummer, welchen mein Vater über Euch gebracht, und schloß mit einem schweren Verdammungsurtheil.

„Ich hätte nie geglaubt, daß ich solcher Kraft fähig wäre, und doch, ich ließ ihn gewähren, ohne ihn ahnen zu lassen, wer ich sei. Hätte Dein Bruder gewußt, daß der Sohn Dessen, den er verdammte, friedlich neben ihm an seinem Kamine saß und daß dieser Sohn — der Geliebte seiner Schwester — gekommen war, ihn mit gleicher Liebe als seinen Bruder anzuerkennen: er hätte es wahrlich nicht gethan!"

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Pariser Rothen.

(Schluß.)

Dieser Swentoslawski gründete nun auf Jersey eine sogenannte „Imprimerie universelle" (Weltdruckerei), die sich ausschließlich mit der Drucklegung revolutionärer Flugschriften in französischer, italienischer und polnischer Sprache befaßte. Swentoslawski gab auch ein rothes Wochenblatt unter dem Titel „L'Homme" heraus, dessen Redacteur der früher genannte Rybérolles, seinerzeit Chef-Redacteur der Pariser „Reforme", war. Als seine Hauptmitarbeiter fungirten: Pyat, Schölcher, Cahaigne, und als Korrespondenten viele Proscrits in London, Belgien und der Schweiz. Viktor Hugo ließ im „L'Homme" nur zeitweise eine rothe poetische Rakete steigen, sonst veröffentlichte er in dieser Wochenschrift vor dem Erscheinen seines „Napoléon le petit" nur einige Bruchstücke dieses Pamphlets. Ueber Charles Rybérolles sei hier noch bemerkt, daß er im Grunde ein recht talentvoller, geistreicher Journalist gewesen, der zwar den Rothen sich überliefert, aber innerlich an die politische Berechtigung dieser Partei selbst nicht recht zu glauben schien. Etwa zwei Jahre später zog er sich auch wirklich von der Partei gänzlich zurück und wanderte nach den Vereinigten Staaten, wo er im Jahre 1864 starb.

Ich sollte indeß auf Jersey noch Gelegenheit haben, die Rothen — um mich des Goethe'schen Ausdrucks zu bedienen — „in ihrer ganzen Bestialität" kennen zu lernen. Unter den „Proscrits" war es nämlich gebräuchlich, ihre Geburtsfeste zu feiern, weil ein Namensfest gewissermaßen als Erinnerung an einen Heiligen ein religiöser Akt gewesen wäre, der selbstverständlich von den Anhängern der „République universelle" (Weltrepublik) strenge verpönt war. Eines Morgens trat also „Citoyen" Durand zu mir in den Garten und lud mich ein, an seinem „Geburtsfeste" theilzunehmen, das er am Abend des nächsten Tages im „Phalanstère" begehen wolle.

muß nun dem freundlichen Leser erklären, wie es gekommen, daß „Citoyen“ Durand mich dieser Einladung gewürdigt, und was es für eine Bewandtniß mit dem „Phalanstère“ hatte. Durand, ein vierschrötiger Bauer aus der Pariser Umgebung, war nämlich dort, bevor er sich mit rother Politik beschäftigte, ein einfacher Fermier (Pächter) einer kleinen Landwirthschaft gewesen, deren Bodenprodukte er in Paris verkaufte und dafür nebst dem Gelde auch sozialistische Narretheien heimbrachte, welche dem Manne mit sehr geringer Schulbildung schließlich den Kopf völlig verdrehten. Auf Jersey setzte Durand sein Fermiergeschäft im kleineren Maßstabe fort, und so kam es, daß er, in meiner nächsten Nachbarschaft wohnend, meine Küche mit Milch, Butter und Gemüse versorgte. Unter „Phalanstère“ verstand man eine ziemlich geräumige Kneipe, welche die französischen Flüchtlinge als eine Art Kasino in Don Street eröffnet und unter die Regie eines Komités gestellt hatten, welches Getränke, Mittag- und Abendbrod zum Kostenpreis lieferte. Vorstand dieses „Phalanstère“ war ein gewisser „Citoyen“ Beauvais, ein Rother vom reinsten Wasser, was ihn aber nicht hinderte, auch den rothen Wein zu lieben, den er sich massenhaft in die Kehle goß, was für Beauvais noch mit der Annehmlichkeit verbunden war, daß er den aus dem Keller der „Commune“ gelieferten Wein nicht zu bezahlen brauchte. Ich vermochte also die Einladung des „Citoyen“ Durand nicht gut abzulehnen, ja, offen gestanden, trieb mich auch ein Bischen Neugierde in's „Phalanstère“.

In vier großen Zimmern des ersten Stockwerks fand ich fast die gesammte rothe Gesellschaft vereinigt, welche damals auf Jersey lebte. Etwa aus 70—80 Köpfen bestehend, befanden sich darunter Leute aus allen Ständen: Schriftsteller, Journalisten, Advokaten, Industrielle, Kaufleute, bis zum einfachen Ouvrier und Landmann herab. Manche darunter hatten einen wirklich verzweifelten Gesichtsausdruck, der unverkennbar Hunger, Elend und den grimmigsten Haß gegen den Besitz abspiegelte. Das „Comite“ gewährte den Mittellosen freies Abendbrod und jedem Einzelnen eine Flasche Wein nebst Tabak. Während des Abendbrodes, das auf zwei langen Tafeln ohne Tischtuch und Servietten servirt ward, wurden Toaste ausgebracht, deren politische Wildheit man sich kaum vorzustellen vermag. Nach dem Essen war ein Theil der „Gesellschaft“ bereits tüchtig angetrunken, zumal Pyat, Cahaigne und ein gewisser Vincent. Diese gaben nun rothe „Chansonnettes“ zum Besten, die Alles übertrafen, was ich bis damals im röthesten Genre gehört. So vociferirte Felix Pyat ein „Lied“ seiner Fabrikation, dessen Refrain mir noch heute erinnerlich ist:

A ton tour, *)
Rouge tambour:
Plan! Plan! Plan!
Il faut du sang! . . .

Wie konnte ich damals denken, daß dieser Mann seine grausigen Verse viele Jahre später zum Entsetzen Europa's in die Wirklichkeit übersetzen werde!

Mannigfaltiges.

Die Sonntagsnummer der Chicago-Tribune soll nach amerikanischen Angaben eine der bedeutendsten Journalleistungen der Welt sein. Die Nummer vom 16. April beispielsweise enthielt 15 Spalten Inserate von Gesuchen, Anerbietungen und dergleichen, keins länger als 10 Zeilen, welche 3000 Dollars eintragen; 6 Spalten Schaustellungen auf der ersten Seite, die 900 Dollars, 7 Spalten auf den innern Seiten, die 910 Dollars erzielten; zusammen 28 Spalten aus denen 4810 Dollars gelöst wurden. Außerdem wurden 32 Spalten Lesestoff geliefert. Von den Angestellten beziehen vier Gehalte von 5200 Dollars, zwei von 4160 u. s. w. Der jährliche Gewinn wird auf 180,000 Dollars geschätzt.

Er ist so bekannt wie Schiller in Ronneburg, sagt man ironisch von Jemand der wenig bekannt ist. Diese Redensart ist neuen Ursprungs und verdankt ihre Entstehung der Polizeibehörde in Ronneburg (Sachsen-Altenburg), welche sich gegen eine öffentliche Schillerfeier aus dem Grunde erklärt haben soll, „weil Schiller hierorts erst seit wenigen Jahren bekannt geworden sei.“ Der Volkswitz hat dies nun sofort zu der angegebenen Redensart benutzt.

*) Auf zur Tour,
Rother Tambour:
Plang, plang, plang,
Blut röthe deinen Gang!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 74. Montag, 26. Juni 1871.

Der Gefundene.

(Fortsetzung.)

Ernst Manford sprang bei dieser Stelle von seinem Stuhle auf und ein schweres: „O mein Gott!“ rang sich von seinem Herzen. Er ging mehrere Male bewegt und hastig in der engen Hütte auf und ab, bis er sich wieder so weit gefaßt hatte, um weiter lesen zu können. Als er aber das Buch wieder zur Hand nahm, erkannte er die Schrift nicht mehr; eine schwere Thräne fiel von seiner Wange darauf und unter derselben glänzte, wie durch einen Diamant, das Wort „Agnes,“ welches die Thräne bedeckte. Er küßte sie von dem Namen seiner Schwester und las weiter.

„Und doch kann ich ihm nicht zürnen! Er stand ja vor mir in einer Kleidung, die seinen Körper nie bedeckt haben würde, hätte mein Vater nicht so schweres Unrecht gethan. Er stand vor mir als ein Vereinsamter, ein Heimathloser, ein dem Schicksal Preisgegebener, — er, der würdig ist, eine ehrenvolle Stellung in der gebildeten Welt einzunehmen. Wem sollte ich meine Theilnahme zunächst widmen? Meinem verstorbenen Vater, dessen Erinnerung eine Verdammung hervorrief? — oder Deinem Bruder, dessen schweres Geschick eine Folge der Verblendung meines Vaters war? — O laß' mich schweigen, denn noch jetzt, wo ich dies schreibe, habe ich ein Gefühl, als wenn ein Wurm die zartesten Fäden meines Herzens zernagte.

„Heute Morgen schreibe ich diesen Brief an Dich! Dein Bruder ist aus. Ich habe versprochen, bei ihm vorzukommen. Noch heute soll er Alles erfahren, aber nicht durch meinen Mund. Ich kopire jeden Brief, den ich an Dich sende, und so auch diesen. Diese Abschrift lasse ich ihm zurück, nebst einigen Worten an ihn selbst, wenn er diese Entdeckung gemacht hat. Seine stürmischen Gefühle muß er erst bekämpfen, muß erst wieder Ruhe errungen haben, ehe ich ihn wiedersehen darf. Nicht das schnelle Wort der Leidenschaft soll die Entscheidung bringen, — er muß Zeit haben, zu denken, zu überlegen und sich zu fassen.

„Er ahnt noch Nichts! — So wechseln die Geschicke im Leben. Er folgt schweigend seinen Schafen und hier in seiner Hütte klopft ein Herz für ihn — ein Bruderherz! Gott kräftige ihn, wenn das Unverhoffte so plötzlich vor seine Seele tritt!

„Agnes! Morgen, nachdem ich Deinen Bruder gesprochen, schreibe ich Dir mehr. Vielleicht, daß wir Beide Dir diesen Brief selbst bringen. — Gott schütze Dich!“

Heftiger und schneller rannen während des Lesens die Thränen aus Ernst Manford's Augen, und oft mußte er innehalten, unfähig, die vor ihm liegende Schrift zu erkennen. Er hatte geendet; er war im vollen Besitze eines unverhofft entschleierten Geheimnisses, in welches er so tief mit verflochten war. — Ernst Manford — was fühltest Du? —

Das Haupt in die linke Hand gestützt und seiner Thränen sich nicht schämend, starrte er gedankenvoll auf das Buch. Mechanisch wandte er ein Blatt um, und ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr ihm. Er hatte jetzt noch nicht geendet und begann von Neuem zu lesen:

„Worte an Ernst Manford“

Ernst Manford!

Nachdem Sie dies gelesen, wissen Sie, wer der Fremde ist, der so innigen Antheil bei der Erzählung Ihrer Erlebnisse an den Tag legte, — Sie wissen, daß Sie den Sohn Dessen in Ihrer Hütte willkommen geheißen, der einst ein

Verſündiger an Ihrer Familie war. In Ihrer Hand liegt die Entſcheidung, und in dieſer Entſcheidung ruht mein, Ihr und Ihrer Schweſter Glück! Sie ſind nicht der Mann, der ſich durch Ausſicht auf Glück beſtechen ließe, einen durch dargebrachte Opfer geheiligten Zorn leichthin aufzugeben; aber ich hoffe zu Gott, daß jahrelanger Kummer und Sorge Ihr Herz nicht ſo verhärtet haben, um nicht einem Manne zu vergeben, der, von Reue gefoltert, auf ſeinem Sterbebette ſein Unrecht gut zu machen ſuchte. Dies that mein Vater! Und wie immer ſeine frühere Handlungsweiſe war, — ſein Andenken bleibt mir heilig, heiliger jetzt noch, nachdem ich ſeinen letzten Wunſch und meinen Eid mit Gottes Hilfe erfüllt habe.

Vergeben auch Sie ihm, wie unſere theure Agnes bereits gethan! Laſſen Sie die Stimme meines Herzens in Ihrer Bruſt Eingang finden und ſtoßen Sie die Hand nicht ſtolz zurück, die Ihnen ein Bruder bietet!

Ja, nennen Sie mich „Bruder"! Es iſt ein heiliger Name und er hat ernſte Verpflichtungen zur Folge; aber ich bin bereit, ſie alle von Herzen zu erfüllen, ſobald Sie mir die Hand reichen und meinem Vater vergeben.

Ernſt Manford! Gott erleuchte Ihr Herz und lege Worte der Liebe auf Ihre Lippen, wenn wir uns morgen wiederſehen!.

Edward Parker."

Ernſt Manford hatte geendet. Sein Haupt ſank auf das Buch und er ſchluchzte laut. Wir übergehen den Kampf der ſtreitenden Gefühle in ſeiner Bruſt; er kämpfte ihn durch in dieſer einen Nacht, und ſeine Augen fanden keinen Schlaf. Als der Morgen dämmerte, konnte man ihn vor ſeiner Hütte auf- und abgehen ſehen. Seine Züge trugen die unverkennbaren Zeichen der Erſchöpfung, aber ſie waren wieder geregelt und ſein Schritt war feſt. Der Quell ſeiner Thränen war vielleicht auf lange wieder verſchloſſen, und in ſeinem Innern war jene Ruhe eingetreten, welche die Folge eines wohlüberlegten, durchgekämpften und feſtgeſetzten Entſchluſſes iſt. Er bereitete ſich vor, Edward Parker zu empfangen.

Die Sonne hatte ſchon drei Viertheile ihrer Laufbahn zurückgelegt und noch war Parker nicht erſchienen. Ernſt Manford hatte einen kleinen Hügel erſtiegen, vor dem ſeine Heerde ruhig weidete und von wo aus er nicht nur dieſelbe, ſondern auch eine weite Strecke der Gegend überſehen konnte, von welcher der Erwartete kommen mußte. Er hatte deſſen Notizbuch mit ſich und oft nahm er es während des Tags aus ſeiner Taſche und las wieder und wieder die Briefe darin, um ſich zu überzeugen, daß nicht Alles ein lebhafter Traum geweſen ſei. Ohne dieſen ſichtbaren Zeugen hätte er nicht an die Wahrheit des Erlebten geglaubt. Seit der früheſten Morgenſtunde hatte er Edward Parker von Minute zu Minute erwartet und dieſe fortwährende Aufregung, ſowie die Vorgänge der letzten ſchlafloſen Nacht hatten ihn endlich ermattet und ſein Geſicht nahm einen leidenden Ausdruck an.

Endlich! — Er fühlte eine Beklemmung, als ob ihm die Luft abgeſchnitten wäre. Ein Reiter kam im vollen Galopp des Wegs daher; er erkannte ihn — es war Parker. Die Hunde ſchlugen an und wollten ihm entgegeneilen; aber der laute Ruf ihres Herrn brachte ſie zurück. Parker hielt am Fuße des Hügels ſein Pferd an, ſtieg ab und ſchien unſchlüſſig zu ſein, ob er weiter gehen ſollte oder nicht. Auch er hatte bereits Ernſt Manford erkannt. Der Letztere bemerkte das Zögern Parker's und mochte wohl den Grund dazu ahnen; er ging daher mit gemeſſenen Schritten den Hügel hinab, und dieſe Bewegung hatte zur Folge, daß auch Parker ihm entgegenkam. So näherten ſich langſam die beiden Männer, deren Herzen ſo verſchiedene Gefühle bargen, die doch bei Beiden edlen Grundſätzen entſprangen. Es ſchien, als ob ihre Schritte kürzer und langſamer würden, je mehr der Raum ſich verringerte, der ſie trennte. Parker's Muth und Hoffnung ſanken, als er den Ernſt und die Bläſſe in dem Geſichte Manford's entdeckte; doch er faßte Muth, zuerſt zu ſprechen.

„Ernſt Manford!" begann er mit ſichtlicher Anſtrengung und indem er ihm die Hand entgegenſtreckte. „Was haben Sie beſchloſſen? Wollen Sie meine Hand annehmen?"

Manford nahm ſchweigend die Hand und drückte ſie mit Wärme.

„Edward Parker", begann er ſeinerſeits nach einer Pauſe, in welcher er noch einmal ſeine Kraft geſammelt zu haben ſchien, „ich ehre Ihre Handlung und achte Sie hoch! Ich wünſche meiner theuren Schweſter Glück, einen Mann wie Sie zu ihrem künftigen Gatten gewählt zu haben, und ſo lange, als ich lebe, werde ich mich glücklich ſchätzen, Sie Freund zu nennen!"

„Nein, nein! Nenne mich Bruder!" rief Parker leidenſchaftlich, indem er ſich an ſeine Bruſt warf und ſeine Arme um ihn ſchlang. „Man-

ford, nenne mich Deinen Bruder!" wiederholte er.

Manford's Züge veränderten sich; sie wurden überaus milde, ja weich. Er ließ Parker ruhig gewähren, und erst als derselbe sein Haupt wieder emporrichtete und er in dessen nasse Augen blickte, suchte er schonend sich von dieser Umarmung zu befreien.

„Parker! Nicht diesen Ausbruch des Gefühls! Wir sind ja Männer, — beruhigen Sie Sich!" sagte er bittend.

„Nun, ist das Alles, Manford, was Sie mir zu sagen haben?" rief Parker noch immer leidenschaftlich. „Fühlt Ihr Herz kein Vertrauen, keine Liebe zu mir und keine Vergebung für meinen armen Vater?"

„Hören Sie mich, Parker, ehe Sie ein Urtheil fällen," erwiederte Manford mit voller Ruhe. Bei ihm war ja der Kampf ausgekämpft. So sehr es in letzter Nacht auch in seinem Innern gestürmt hatte, — die tobenden Wogen waren eingelullt und der Spiegel seines Herzens war glatt und rein.

„Hören Sie mich", wiederholte er, „und gewähren Sie mir die Bitte, mich nicht zu unterbrechen." Er führte Parker nach einem Felsblock, der eine Art Sitz bildete, und bat ihn, sich zu setzen; und hier, von der stillen Einsamkeit umgeben und während die Sonne dem Horizonte sich näherte, öffnete Ernst Manford sein Herz und ließ die Gefühle sprechen, die den Sieg im Streite davon getragen hatten und die er selbst für unerschütterlich hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lied vom neuen Deutschen Reich.

Eines ehemaligen Lützow'schen Jägers Vermächtniß an's Vaterland.

Von Oskar v. Redwitz.

Redwitz hat eine merkwürdige und interessante Entwicklung durchgemacht. Als er mit seiner „Amaranth" auftrat, die heute vergessen ist, aber in vielen tausend Exemplaren und einer Menge von Auflagen verbreitet ward, war seine Dichtung verzuckertes Weihwasser. Man erkannte an vielen Stellen des Buches das ächte poetische Talent, aber vor lauter Süße und Frömmigkeit kam es nicht recht zum Durchbruch. Was er in den nächsten Jahren schuf, war noch schlimmer. Das „Märchen" sowie die Tragödien „Sieglinde" und „Thomas Morus" waren ultramontane Tendenzdichtungen, deren dichterische Vorzüge kaum auf Anerkennung rechnen konnten, weil der Autor förmlich als Missionsprediger auftrat. Man gab Redwitz bald hernach förmlich auf und erwartete Nichts mehr von ihm.

Aber der fränkische Freiherr wuchs mit den Jahren geistig heran und reifte. Mit „Philippine Welser" und dem „Zunftmeister von Nürnberg" überraschte er bereits alle Jene, die ihn zu den Todten geworfen hatten. Schon in diesen beiden Stücken streifte er die frömmelnde Richtung ab und gewann einen rein menschlichen Boden für seine Gestalten. Einen noch größeren Fortschritt zeigte sein Roman „Hermann Stark", der vor einigen Jahren erschien und bei manchen Längen und Schwächen ein wunderbar treues und sorgfältig gezeichnetes Bild des deutschen kleinbürgerlichen Familienlebens bildet. Aber erst jetzt, erst in dem „Lied vom neuen Deutschen Reich" hat Redwitz vollständig mit seiner Vergangenheit gebrochen, erst jetzt steht er auf der Höhe, zu der ihn seine Anlagen berufen. Die große Zeit hat ihn von kleinen Vorurtheilen befreit, er hat klaren Blick, gesunden Patriotismus gewonnen und die Virtuosität in Vers und Reim nicht verloren. Aus dem einstigen Römling ist ein deutscher Mann geworden, der in glühender Begeisterung die Siege seines Volkes feiert.

Das „Lied vom neuen Deutschen Reich" ist ein Epos in Sonetten, in der deutschen Literatur, so viel wir uns erinnern, der erste Fall; in der slavischen bietet Kollar in der „Tochter der Slava" ein Beispiel. Redwitz' Buch enthält weit über fünfhundert Sonette; dennoch ist kaum ein Hinkvers, kaum ein überflüssiges Wort oder eine gezwungene Satzbildung zu finden. Den Leser überkömmt, weil die Sonette so meisterhaft gebaut sind, keine Ermüdung, sondern er folgt dem Gange der Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit und achtet fast nicht darauf, welche Kunst der Dichter an die Form gewendet hat. Auch die Einkleidung des Ganzen ist vortrefflich. Der Dichter führt uns im ersten Abschnitte die Kindheit des alten Lützowers vor, wie er mit dem Vater im Wald umherschweift, den Rehbock beschleichen und Hüfthorn blasen lernt. Der Vater wird von Wilddieben erschossen, der Junge kommt zum Onkel Pfarrer und lernt von ihm Latein und Franzosenhaß. Er ist auf der Universität, da braust der Sturm von 1813 durch das deutsche Land und den Studenten leidet es nicht länger bei den Büchern, er reitet mit Lützow's wilder,

verwegener Jagd und streitet auf Leipzig's Feldern mit. Verwundet und geheilt, kehrt er zu seinen Studien zurück, aber die Ideale der Jugend sind den Machthabern verdächtig geworden; gleich vielen anderen Burschenschaftern, die für Deutschlands Macht und Größe schwärmen, wird auch er eingekerkert und schmachtet fünf Jahre hinter Festungswällen. Damit schließt der erste Theil des Gedichtes.

Der zweite spielt in unseren Tagen. Der einstige Lützower ist ein hochbetagter Greis geworden, dessen Herz noch jugendlich-feurig für sein Vaterland schlägt. Als der heilige Krieg ausbricht, leidet es seinen einzigen Sohn so wenig daheim wie einst den Alten, es reißt ihn fort in die Reihen der Streiter. Und nun beginnt eine lebensvolle, fesselnde Schilderung des Krieges, der Stimmungen, Gefühle und Bewegungen, die Deutschland während desselben durchzuckten. Bewunderung für Bismarck, für die deutschen Heerführer mischt sich in den kraftvollen, manchmal wahrhaft geharnischten Sonetten dieser Abschnitte mit flehenden Ermahnungen zur Eintracht zwischen Nord und Süd, mit vernichtenden Angriffen gegen die verbissenen Preußenfeinde, die einer Parteigrille wegen das Vaterland preisgeben wollten.

In die Betrachtungen und Wünsche des Alten mischen sich die Briefe des Sohnes, der schlicht und doch prächtig anschaulich von seinen Thaten und Erlebnissen erzählt. Vor Paris ereilt den jungen Mann die tödtliche Kugel; der Vater, von der Schreckenskunde aus seiner Liebesthätigkeit an den verwundeten Kriegern aufgescheucht, eilt durch Eis und Schnee nach Frankreich; sein Sohn stirbt in seinen Armen. Kaum ist er gestorben, so erscheint der Kronprinz von Preußen an dem Bette und tröstet den Alten. Die Scene ist ergreifend und hat keinen Zug von höfischem Schranzenthum. Mit der Leiche des gefallenen jungen Helden kehrt der greise Lützower in das nun geeinigte und siegreiche Vaterland zurück und legt sich dann selbst hin zur letzten Rast. Auf dem Sterbelager übergibt er dem Dichter sein Vermächtniß und dieser knüpft noch einen rauschenden Friedenshymnus daran, aus dem wir ein Sonett als Probe geben:

„Und hörst auch Du jetzt uns're Jubellieder,
Deß Lied vom Deutschen Reich ich fertig sang?
Du einst von uns'rer Einheit Sehnsuchtsdrang
Verkörperter Gedanke — schaue nieder!
Der Frühling naht; zu knospen drängt's den Flieder,
In's Blau sich schon die erste Lerche schwang;
Doch uns des Völkerfrühlings Rose sprang;
In sonn'gen Lüften rauscht des Aars Gefieder.

Gesprengt, gelichtet ist der Felsenschacht!
Des Deutschen Reichs versunk'ne Märchenpracht
Stieg d'raus hervor in lenziger Enthüllung.

Du Lützowjäger mit dem Heldensohn,
Nun lausche Deines eignen Liedes Ton
Und fei'r mit das Ostern der Erfüllung!"

Der Dichter hat für sein Werk Handschreiben von Kaiser Wilhelm und König Ludwig II., Dankbriefe von Bismarck und Moltke erhalten, aber er hat viel mehr damit erreicht: eine Stelle im Herzen des deutschen Volkes.

Mannigfaltiges.

Der Kronprinz des deutschen Reiches hat sein Bildniß dem Dichter Oskar v. Redwitz mit folgendem eigenhändigen Schreiben zu übersenden geruht: „Mit aufrichtiger Freude habe ich das „Lied vom neuen deutschen Reich" entgegengenommen. In echt poetischem Sinne geschrieben und warm und innig empfunden — zeigt Ihre Dichtung ein edles Herz für die große Zeit, die wir eben erlebten, und der wir verdanken, was frühere Generationen vergeblich erstrebten — das Wiedererstehen von Kaiser und Reich und, so Gott will, dauernde Einigung aller deutschen Stämme. Ihr Lied spiegelt die gewaltigen Empfindungen in aller Treue wieder, welche unser Volk während dieses furchtbaren Krieges bis in's Innerste berührten. Der Beifall, der ihm zu Theil geworden, möge Ihnen ein Zeugniß sein, daß Sie den rechten Weg zu den deutschen Herzen gefunden haben. Ich bitte Sie, das beifolgende Bild als ein Zeichen meiner dankbaren Anerkennung und als eine Erinnerung an die in der rheinischen Musenstadt (Bonn) gemeinsam verlebten Tage freundlich von mir anzunehmen, indem ich bin Ihr wohlgeneigter Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 75. Mittwoch, 28. Juni 1871.

Der Gefundene.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Ihre Briefe gelesen," sagte Manford, Parker's Buch demselben zurückgebend, „und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was ich bei dieser Entdeckung gefühlt. Erstaunen, Hochachtung, nein! Bewunderung ergriff mich, als Ihre Handlungsweise mir bekannt wurde. Ich wüßte keinen Menschen auf der ganzen Welt, dem ich so gern und herzlich die Hand drückte, als Ihnen; Sie haben als guter Sohn gehandelt; Sie haben Ihr Versprechen mehr als erfüllt! Sie lieben meine Schwester, die mir immer theuer war und bleiben wird, und da auch Sie von ihr geliebt werden, so bitte ich Gott, daß auf dieser Liebe sein Segen ruhe, wie ich den meinigen aus vollstem Herzen gebe. — Ja, Parker! machen Sie meine Schwester glücklich, und Sie haben Alles gethan, was Sie an mir thun konnten und wodurch Sie meine volle Dankbarkeit Sich für immer sichern! — Und jetzt, Eduard Parker, wissen Sie Alles, und es ist besser für uns Beide, wir scheiden nun. Wir scheiden in Frieden und in der Liebe! Machen Sie meine Schwester glücklich und Gott möge Euch Beide segnen!"

Die letzten Worte wurden nicht mehr mit der früheren Festigkeit gesprochen, und indem er die Hand zum Abschiede darreichte, wandte er sein Gesicht ab. Parker bemerkte es, und obgleich tief ergriffen, nahm er doch die dargereichte Hand nicht an.

„Ich nehme Deine Hand nicht, Manford, wenn der Abschiedsdruck in ihr ruhen soll!" sagte er, indem er aufstand. „So können, so dürfen wir nicht scheiden!"

„Und was wollen Sie noch?" fragte Manford mit erzwungener Festigkeit.

„Du sollst — Du mußt mein Bruder sein! Du sollst mit mir heimgehen zu unserer geliebten Agnes, die Deiner sehnlichst harrt, — Du sollst theilen, was wir besitzen, sollst Friede und Freude in unserm Kreise finden und einem Leben entsagen, das Deiner unwürdig ist! Das Alles sollst Du, Ernst Manford! Und wenn Du es nicht thust, so baue ich meine Hütte neben Dir und vom Morgen bis zum Abend sollst Du dieselben Worte hören. Ich kehre nicht ohne Dich zurück! Weder ich, noch meine Agnes könnten uns des Lebens freuen, wenn wir Dich hier wüßten. Sieh', Manford, dann, wenn ein geselliges Leben Dich wieder umgibt, — wenn wieder Liebe Dein Herz wärmt, das jetzt Grausamkeit für Männlichkeit hält, — dann werden auch Deine Gefühle wieder weicher werden, und was Du jetzt schweigend mir versagst, wirst Du dann mit Freuden thun: Du wirst meinem todten Vater vergeben!"

Parker hatte bei diesen Worten Manford's Hand erfaßt, während er die andere auf dessen Schulter legte, und so hielt er ihn fest und gestattete nicht, daß er sich abwende. Als er geendet, schüttelte Manford verneinend mit dem Kopfe und suchte sich zu befreien, denn seine Kraft ging zu Ende. Die fremd gewordenen Worte der Liebe stürmten heftig gegen ihn an.

„Nein, nein!" rief er, „fordern Sie nichts Unmögliches! Vater und Mutter hat der Kummer in das Grab gebracht, und bei dem Andenken derselben würde ich eine Sünde begehen, wenn ich, eines Glückes wegen, dem Urheber solch' namenlosen Elends meine Verzeihung gewährte. Ich wollte Ihnen diese Worte ersparen, aber Sie zwingen sie aus mir hervor."

„Du bist verblendet, Manford!" rief Parker leidenschaftlich. „Glaubst Du das Andenken an Deine theuren Eltern zu ehren, wenn Du gegen

das Gebot der höchsten Liebe sündigest? Sie, die Du betrauerst, leben jetzt in einer Sphäre, wo der reuige Sünder mit Jubel empfangen wird, und vielleicht waren die Geister Deiner Eltern die ersten, welche für meinen reuigen Vater um Gnade flehten! Und Du — ein Mensch auf Erden — willst den Fluch mit Dir durch's Leben tragen, um selbst Gnade zu empfangen?!" Manford starrte vor sich hin, ohne zu antworten.

„Greife in Dein eigenes Herz," begann Parker auf's Neue, „und siehe, ob Du keinen Raum für Vergebung hast, und ob Du keiner Vergebung bedarfst, wenn Du jetzt von dem Leben scheiden solltest. Fühlst Du, daß der Gedanke, der letzten Hoffnung eines Sterbenden Trotz geboten zu haben, Dich ruhiger einschlummern läßt, so verfolge Deine Theorie, so weise mich von Dir ohne ein Wort des Trostes und der Liebe! —

Er schwieg und Manford umarmte ihn.

„Manford! Manford!" rief Parker, ihn an sein Herz drückend.

„Mein Bruder!" erscholl es gebrochen von dessen Lippen.

Das Wort war gesprochen, eben als die Sonne unterging. Die fromme Bitte: „Lasset die Sonne nicht über eurem Zorne untergehen!" war erfüllt, und wir wollen die Herzen Beider schweigend an einander schlagen lassen, ohne sie zu stören.

Es war Abend. Kein Laut unterbrach die feierliche Stille der Einsamkeit, in welcher die Hütte Ernst Manford's stand. Jahre lang hatte er an solchen Abenden schweigend vor seinem Kamin gesessen und der Flamme zugeschaut, die lustig und lüstern auf seinem Herde brannte. Dabei hatte er vergangener Zeiten gedacht, seiner verstorbenen Eltern, seiner lebenden verlassenen Schwester. Und um allein zu sein und ungestört solchen Gedanken sich hingeben zu können, hatte er sich mit eigener Hand seine kleine Hütte gebaut und diese Hütte auf einem fremden Erdtheile war sein Alles, was er besaß, und auch diese mußte er lassen, wenn er seine Schritte wo anders hin wendete. Gewiß, er war sehr arm! — doch nicht ärmer als Tausende im gleichen Falle.

Und hier in dieser Hütte und vor deren Feuerplatze hatte er seinen Kummer und Schmerz bändigen gelernt; hier war er geworden, was er war: ein fester, wenn auch ein trüber Charakter; denn das Letztere sagte er sich selbst, und hier hatte er so oft dem Manne geflucht, der alles Unglück über seine Familie, also auch über ihn gebracht hatte.

Und hier saß Ernst Manford auch heute, als die Nacht sich dunkel auf die Erde legte, und das Feuer brannte wie ehedem. Aber es war nicht Alles so, wie früher. Ihm gegenüber saß Edward Parker und seine Hand hielt die des Sohnes seines Feindes gefaßt.

O Ernst Manford! Deine Theorie war ein Gebilde, welches von Krystall zu sein schien und doch nur von Eis war und vor der Wärme der Liebe in tausend Tropfen zerfloß. Dein eigenes Herz ward an Dir zum Verräther und die kampfgerüsteten Vorsätze gingen zum Feinde über!

(Fortsetzung folgt.)

Die Thräne

ist ein weit verbreitetes Naturprodukt. Sie findet sich in allen Theilen der Welt, auf großen und kleinen, auf schwarzen und braunen, grauen und blauen Augen. Sie ist überall zu Hause, die ganze Welt ist ihr Vaterland, wenn sie auch nicht sagen kann: Ubi bene ibi patria!

Die Thräne ist heute noch, wie sie vor Jahrtausenden war. Und doch ist sie so verschieden in Qualität und Quantität, nach Alter und Geschlecht und anderen berechtigten Eigenthümlichkeiten.

Wie ganz anders ist die Thräne des Knaben, der in der Klasse nachbleiben muß, als die Thräne der Jungfrau, die den zögernden Geliebten erwartet, wie verschieden ist die Thräne der hysterischen Frau, die an Thränenüberfluß leidet, von der Thräne des im Feuer gehärteten Mannes, die einsam am Auge glänzt und bei der sich das Schicksal der Erpressung schuldig macht!

Mit der Thräne geht der Schmerz nach außen, er wird centrifugal. Er entladet sich und entlastet das Herz; er wird leichter; er kühlt sich ab, wie Wiese und Flur nach einem Sprühregen im Sommer.

Nur dem Schmerz ist von der Natur das Monopol eines derartigen Aeußerungsmittels zu Theil geworden. Die Freude hat kein solches sinnliches Zeichen zur Bestätigung und Illustration der Thatsache: der Mensch ist nicht zur Freude gemacht! Ist die Freude zu groß, um in der Herzkammer Raum zu finden, dann muß sie bei dem Schmerz eine kleine Thränenanleihe machen, die einen hohen Cours hat an der Börse der Empfindungen. Auch das Große, die Em-

pfindung Ueberwältigende, krystallisirt die Thränen. „Das Schöne, Erhabene, Vollkommene ist immer rührend,“ sagt Schiller.

Die Thräne ist der Spiegel der Wahrheit und das Werkzeug der Lüge. Sie ist das Quecksilber im Thermometer der Empfindung. Sie ist der Thau der Unschuld, der Diamant der Tugend, die Beichte der Liebe und der Blitz der Leidenschaft. Sie ist das Fleckwasser der Reue, bestimmt, manchen alten Fleck der Seele auszuwaschen.

Sie ist die Silbermünze der Dankbarkeit, die Scheidemünze der Trennung, sie ist Scheingeld aus der Falschmünzerei der Heuchelei. Sie ist die Quittung über eine moralische oder unmoraliche Schuld, die Liquidation für eine erhaltene Verbal- oder Realinjurie, eine Anweisung an die Firma „Nemesis & Co.“

Eine chemisch-moralische Untersuchung lehrt, daß die Thränen nicht nur salzig sind. Sie sind süß, sie enthalten eine gewisse Bitterkeit, ja sie sind von giftiger Beschaffenheit.

Mich hat das unglücksel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen!

Wie verschieden bei den Menschen die Empfindungen, so verschieden ist auch der Ausdruck ihrer Empfindungen. Leicht und schwer weinen, viel und wenig weinen ist rein individuell. Es gibt Menschen, die immer weinen können. Die Thränen stehen ihnen jeden Augenblick zur Disposition, sie können, wie ein reicher Mann seine Geldmittel, ihre Gefühle jederzeit flüssig machen. Es rührt sie Alles, und kaum hat sie Etwas gerührt, kaum hat der leiseste Schmerz in ihr Herz gebohrt, so sieht man auch schon die Fontaine springen. So glücklich und so thränenreich sind nicht alle Menschen. Gar Manchem muß der Schmerz tief in's Herz schneiden, ehe eine harzige Thräne hervorquillt. Aber wehe Dem, der das Weinen vollständig verlernt hat, dessen Thränendrüsen Strike machen und die ganze Arbeit des Schmerzes, das Wühlen und Klopfen und Hämmern, dem armen Herzen zuwälzen.

Am wenigsten sind einem solchen Strike die Frauen ausgesetzt. Die Frauen haben ein Patent auf die Thränen bekommen, die sie für alle möglichen Gefühle und zu den verschiedensten Zwecken verwenden. Es ist ihnen keine Medizin, die sie tropfenweise genießen. Wenn sie weinen, so weinen sie sich gleich aus, und — weinen sich doch niemals aus. Die Frauen sind leicht in den Wolken und fallen leicht aus den Wolken, und von den Wolken zum Regen ist nur ein Schritt. Sie fangen schnell Feuer und haben ebenso schnell das Wasser, um zu löschen.

Es ist merkwürdig, was manche Frau weinen kann. Sie weint nicht nur, wenn sie muß, sie weint auch, wenn sie will. Sie weint nicht nur, wenn ihr Etwas fehlt, es fehlt ihr Etwas, wenn sie nicht weinen kann. Das Weinen ist ihr zur zweiten, ja zur dritten und vierten Natur geworden. Schmerz und Freude, Kummer und Eigensinn, Zank und Eifersucht, Mutterliebe und Gattenärger werden leicht unter Wasser gesetzt, gewissermaßen marinirt, selbst ihre erfüllten Hoffnungen werden — zu Wasser. Weß das Herz voll ist, geht ihr Auge über. Das Auge ist der gefährlichste Konkurrent ihres Mundes. Wenn die Zunge versagt und die Lunge verstummt, da bleibt der Frau immer noch die Thräne als treuer Bundesgenosse, als sichere Waffe, als ultima ratio. Wo die Zunge das Gewehr streckt und die Logik Fiasko macht mit ihren Versuchen, das unabweisliche Bedürfniß eines Kleides, eines Kragens oder Spitzentuchs nachzuweisen, da tritt die Thräne als Staatsanwalt auf, und der liebende Gatte ist zu den Kosten verurtheilt.

Ja das Weinen ist die schwache Seite des schwachen Geschlechts, aber auch seine Stärke und Größe. Wie schön, wie überwältigend ist die Frauenthräne, die volle Amnestie ertheilt, die, von der Sonne der Zärtlichkeit durchstrahlt, wie der Regenbogen es verkündet, daß die Sündfluth des Streites verlaufen und der Friede hergestellt in Haus und Familie.

Und was gibt es Schöneres, Erhabeneres, Heiligeres, als die einsame Thräne an der Wimper einer liebenden Jungfrau, in der sich die ganze Seele spiegelt, wie die Morgensonne im Thautropfen einer Rosenknospe? Sie hat sich nur schüchtern hervorgewagt aus der Tiefe des Herzens, um gleichsam in einem Transparent die Empfindung zu illustriren: Ich bin so glücklich wie kein Zweiter auf dieser weiten, weiten Erde!

Ja, was wäre die Welt ohne Frauen, und was wären die Frauen ohne Thränen?

Die Frau ist die Perle der Schöpfung, und — Perlen bedeuten Thränen.

A. Löwenstein.

Literarisches.

Vom 1. Juli dſs. Js. ab erſcheint die ehemalige Niendorf'ſche Zeitung in Berlin für Landwirthe und Grundbeſitzer **täglich** als politiſche Morgenzeitung unter dem Titel „**Deutſche Landeszeitung**". Sie iſt zu einem umfaſſenden Organ des geſammten Grundbeſitzes beſtimmt und wird dieſen in allen politiſchen, Rechts- und Wirthſchaftsfragen vorzugsweiſe vertreten. Sie ſteht auf dem Standpunkt der neueren Beſtrebungen der Landwirthe, die bereits vielfältig in den norddeutſchen Kongreſſen, im Breslauer Programm, in den freien Vereinigungen der Abgeordneten-Häuſer und der früheren Fraktion der Freihändler im Zollparlament ihren Ausdruck gefunden haben. Ohne jeden prononcirten Parteiſtandpunkt wird ſie ſich lediglich der wirthſchaftlichen Seite des deutſchen Gewerbslebens widmen. Die Redaktion bleibt in den bisherigen Händen des bewährten Schriftſtellers M. Ant. **Niendorf**.

Mannigfaltiges.

Unſere Leſer und mehr noch unſere Leſerinnen wird eine detaillirte Beſchreibung des Koſtüms intereſſiren, in welchen die **Berliner Ehrenjungfrauen** gelegentlich des Siegeseinzugs erſchienen. Man kann, ſchreibt der Feſtberichterſtatter der „Voſſ. Ztg.", dem Jungfrauen-Wahlkollegium unſerer Stadt die Anerkennung nicht verſagen: es hat ſein Amt mit hoher Weisheit und ächtem Sachverſtande geübt. Kaum ein halb Dutzend darunter, welches nicht in der ſeltenen Lieblichkeit oder dem reinen Adel des Geſichtsſchnitts, nicht in der Tadelloſigkeit des Wuchſes, nicht in der Ortsangehörigkeit eines reichen Locken- oder Flechtenſchmucks ſein volles Anrecht auf dieſe ſchmeichelhafte Mädchenwürde erwieſe. Die Gretchenuniform ſteht dabei den Meiſten nicht ſo übel, wie ich gefürchtet hatte. Weißes Cachemirleibchen mit viereckigem, blaugeſäumtem Ausſchnitt, auch was der etwa freiläßt, von duftigem Tüll bedeckt, kurzer Schooß, Aermel mit zwei Puffen, durch lichtblaue Streifen abgethellt, mit großen blauen Schleifen an der linken Schulter, der enge Unterärmel mit 8 blauen Knöpfen garnirt, blau geſäumter Doppelrock, der obere durch ein zur Seite niedergehendes blaues Gurtband aufgenommen, das ſtatt der „Gretchentaſche" eine große blaue Schleife hält, die Schleppe des untern nicht eben lang. Das Ganze ſieht zart und jugendlich aus und bringt ohne Koketterie die geſunde Anmuth der Jugend wohl zur Geltung. Die Damen trugen einfache Blumenbouquets, Frl. J. Bläſer, die Sprecherin, auf weißem, mit Goldſchnur geſäumtem und leicht bequaſtetem Kiſſen den mit weißer Atlasſchleife gebundenen Lorbeerkranz. Die Ehrenmütter erſchienen in perlgrauer oder licht-malvenfarbiger Seide.

Aus **Newark** (Nordamerika) wird geſchrieben: Herr Dr. Bruck war von einigen ſeiner Freunde erſucht worden, den „Füſilier Kutſchke" gelegentlich unſerer Friedensfeier poetiſch zu verherrlichen, und hat folgenden Toaſt zu Papier gebracht:

Wie die Sonn' am Firmament
Dem Bauer auf den Klatſchpelz brennt,
So brannten uns in's Herz hinein
Die Kutſchke'ſchen Poeſelei'n.
Stand Kutſchke in der Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht,
Da „kraucht" ihm was im Kopf herum:
Ich glaub', man heißt's „praeludium".
Und in die Leyer griff er dann
Und hub ein fröhlich Liedlein an.
Zwar ſang er nicht, wie Schiller ſung',
Auch nicht korrekt nach Adelung,
Doch immerhin, wenn man's verſteht —
Geſteht man gern: Er iſt Poet,
Beſiegt im Witz den Helmerding,
Im Reim den Freiligrath und Lingg,
Die Wiener Dichter und Berliner,
Ja, ſelbſt den „Bruck" und „Ulrich Schiener",
Der kritiſchſte der krit'ſchen Richter
Erklärt ihn für 'nen „Erbswurſchtdichter".
D. h. Ragout aus Hülſenfrüchten,
Fleiſch, Salz und Pfeffer iſt ſein Dichten.
Das aber nährt und reizt den „Durſcht"
G'rad wie 'ne preuß'ſche „Erbſenwurſcht".
Indeß ich hier mich rede heiſer,
Schreibt mir Germania's „juter" Kaiſer:
„Herr Doktor wollen exkuſiren,
Es thut kein Kutſchke exiſtiren.
Kenn jeden Wehrmann von's Jeſicht,
Doch einen Kutſchke kenn ick nicht!"
Ach, Wilhelm! Du kannſt ruhig ſein,
Ich ſteh' Dir für den Kutſchke ein.
Der Kutſchke iſt des Volkes Witz:
Der hat all' Wegen ſeinen Sitz,
So weit die deutſche Zunge klingt,
So weit man „Bock" und „Lager" trinkt;
Drum bleib' ich feſt und rufe doch:
Der deutſche Kutſchke lebe hoch!

Redaktion, Druck und Verlag von A. **Kranzbühler** in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Freitag, 30. Juni 1871.

Der Gefundene.

(Fortsetzung.)

Lauschen wir dem Gespräche.

„Mein Vater" — erzählte Parker — „verheirathete sich ein Jahr nach seiner Ankunft in Amerika. Wenigstens kommt bei der Berechnung diese Zeit heraus. Ich hörte ihn selbst darüber sprechen. Meine Mutter war nicht unvermögend und mit ihrem Vermögen begann er das Geschäft, welches er durch Glück und Ausdauer zu solcher Größe emporbrachte. Ach, Manford! Du darfst mir glauben, daß mein Vater Nachfragen nach Deiner Familie halten ließ, um so viel als möglich sein großes Unrecht wieder gut zu machen; wie käme sonst die Bemerkung des Todes Deiner Mutter in seine Papiere? Gewiß konnte er Euch nicht auffinden und diese Nachricht ward ihm zufällig aus dritter Hand."

„Lassen wir das auf sich beruhen!" sagte Manford. Erzähle mir lieber von meiner theuren Schwester."

„Recht so, Manford! Ach, von ihr möchte ich ja Tag und Nacht sprechen! Sie ist ein Engel!" Und Parker begann mit steigendem Feuer von seiner Agnes zu sprechen.

„Und meine Schwester wollte durchaus keine Verbindung mit Dir eingehen, ehe Du mich gefunden?" fragte endlich Manford, ihn unterbrechend.

„Nein! — Obgleich der Abschied bitter und schmerzlich für uns Beide war, so hielt sie doch ihre Kraft aufrecht und versicherte mich eines Gelingens. „Edward," sagte sie oft, „obgleich ich Dich innig liebe, so würden doch Stunden kommen, wo mein Glück mir sündhaft erschiene, wüßte ich meinen Bruder als einen Einsamen auf fremder Erde. Und diese Stunden, diese Gedanken würden wie Nachtgespenster zwischen unsere Liebe schleichen und Deine Agnes würde keinen Frieden finden. Geh', erfülle Deinen Eid vollkommen, mache auch meinen Bruder glücklich, und mein ganzes Leben soll in treuer Liebe Dir gewidmet sein!" Sieh', Manford, das sind fast ihre eigenen Worte."

„Gott segne sie!" rief Manford aus tiefster Brust. „O Parker, Agnes wird Dich sicher glücklich machen, und Niemand verdient sie mehr, als Du!"

„Das wage ich nicht, mir selbst zu sagen!" erwiederte Parker lächelnd. „Ich habe manchen Fehler, den Du jetzt noch nicht kennst, lieber Ernst; aber ich glaube, daß Agnes einen recht guten Menschen aus mir machen wird."

Manford lächelte auch seinerseits. „Du hast die Kindesliebe in einem Grade bewiesen, wie Wenige vor Dir; Du wirst in Deiner Liebe zu einem guten Weibe nicht minder standhaft sein."

„Bei Gott, das werde ich!" rief Parker lebhaft. „Agnes als meine Gattin, — Dich, Ernst, als meinen Bruder, — so ist mein Glück gesichert! — Und nun, Ernst, wann reisen wir ab?"

„Noch einmal in die Welt zurückkehren, von der ich glaubte, auf immer geschieden zu sein?" sagte Manford halblaut für sich, doch hörbar. „Du hast Eile, lieber Edward," wandte er sich laut an diesen, „und jede Stunde, die ich verzögere, raube ich Deinem und meiner Schwester Glück. Da es so sein soll, da diese Hütte doch nicht meine Heimath ist, so bin ich zu jeder Stunde bereit, ihr Lebewohl zu sagen."

Parker umarmte ihn mit einer Heftigkeit, deren sich Manford umsonst erwehrte. „So fahren wir mit dem Schiffe ab, das mich gebracht hat, und suchen in Adelaide die erste Gelegenheit nach Europa!" rief er.

„Und dieses Schiff nimmt Munoro mit?" sagte Manford. „Armer Sohn der Wildniß! Ich habe ihn oft gespeist und getränkt und er war dankbar dafür. Jetzt soll er hängen!"

„Aber er ist ein Mörder!" erwiederte Parker.

„Ein Mörder — ja! Aber er mordete Einen, der nicht werth war, auf Gottes Erde zu leben, vor dessen thierischer Lust kein weibliches Wesen sicher war, und dieser Mann, obgleich ein Wilder, hatte die Gefühle eines Vaters!"

„Ist das der Grund?" fragte Parker entsetzt. „Aber dieß muß ihn freisprechen!"

Manford lächelte bitter. „Er wird hängen," sagte er dann, „trotz aller Proteste der Eingebornen! Nach englischen Gesetzen hätte er das Unthier verklagen müssen, und die hiesigen Eingebornen genießen ja die Wohlthat, unter solchen Gesetzen zu stehen, wie er bald erfahren wird."

Parker war still geworden; er fühlte Theilnahme für den Unglücklichen. „Und können wir Nichts für ihn thun?" fragte er.

„Ja!" erwiederte Manford. „Wir können uns während der kurzen Reise menschlich und freundlich gegen ihn beweisen und auf diese Weise ihm zeigen, daß wir ihn wohl verstehen. Das wird ihm Trost bringen!"

„Bei Gott!" rief Parker, „ich gäbe tausend Pfund Sterling, wenn ich ihn retten könnte!"

Manford erwiederte Nichts darauf, sondern machte Anstalten zur nächtlichen Ruhe.

Das Feuer brannte nieder und zum ersten Male schlief Ernst Manford an der Seite eines Bruders.

* *

„Now then, you blac rascal"! (Nun denn, du schwarzer Spitzbube) rief einer von der Polizei dem schwarzen Verbrecher zu, „nimm Abschied von Deiner schwarzen Gevatterschaft, die Du schwerlich wieder siehst!"

Am Strande hatten sich viele der Eingeborenen, Männer, Frauen und Kinder, versammelt, um noch einen Blick auf ihren unglücklichen Genossen zu werfen. Als der Gefangene, mit beiden Händen zusammengeschlossen, aus der Polizei-Station geführt wurde, um nach dem segelfertigen Schiffe transportirt zu werden, verdüsterten sich die Gesichter der Eingebornen und die Weiber und Kinder begannen ihr lautes, herzzerreißendes Weinen. Aber ruhig und stolz ging der Verbrecher an ihnen vorüber und keine Muskel seines Gesichtes bebte.

„Wir fertig!" erwiederte er dem Polizisten. Und indem er sich mit königlicher Würde an seine Freunde wandte, rief er einfach: „Good bye!" —

In diesem Augenblick trat Sergeant Colbert zu der Gruppe und rief mit freudigem Erstaunen: „Ah, Mr. Parker! Sie gehen wieder mit uns zurück?"

„Ja, und ebenfalls mit einem Gefangenen!" antwortete Parker auf Manford deutend.

„Ich habe davon gehört," bemerkte Mr. Colbert. „Und ich kann sagen, daß ich mich herzlich freue, mit Ihnen im Leben zusammengetroffen zu sein!"

„Well, Mr. Colbert! Unter Ihrer Polizei-Jacke scheint ein braves Herz zu schlagen, — wollen Sie mir eine Freundschaft erzeigen?"

„Von Herzen gern! Was ist's?"

„Lassen Sie den armen Teufel von einem Schwarzen nicht merken, daß er zur Schlachtbank geführt wird. Zeigen Sie Sich freundlich und tröstend!"

„Mein lieber Mr. Parker," rief der Sergeant, „es ist durchaus nicht meine Sache, barsch gegen mir anvertraute Schuldige zu sein, wenn sie mich nicht dazu zwingen! Und was Sie mit der Schlachtbank meinen, so ist es noch lange nicht gewiß, daß er für schuldig befunden wird; es spricht Manches für ihn."

„Ich bin zufrieden!" sagte Parker. „Und wann segeln wir?"

„In einer Stunde," war die Antwort.

„In einer Stunde! Ernst Manford, in einer Stunde!" Das waren die Worte, die Parker ausrief, als er zu seinem Bruder zurückkehrte — denn Bruder nannte er ihn jetzt — und was lag nicht in diesen drei Worten! Zwei Jahre waren hingegangen, schleichend Stunde um Stunde nach sich ziehend, und er, Manford, hatte sie durchgelebt in tiefer Einsamkeit, in tödtender Gleichförmigkeit. Zwischen Bergen, seinen Schafen folgend, hatte er nicht mehr gewagt, den Blick nach „Vorwärts" zu richten, sondern hatte von der Vergangenheit und ihren Erinnerungen gezehrt, — und welche Erinnerungen waren das!

In einer Stunde — und Alles war anders! Neu war die Welt für ihn geschaffen und eine andere Rolle ihm zugetheilt. Sein Blick schweifte vorwärts und keine engen Grenzen hinderten ihn mehr. Die Zukunft war sein und das Bild derselben war ein friedliches, glückverheißendes!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein richtiges Duell.) In ein stark besuchtes Gastlokal des Städtchens G. in Mecklenburg kam ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft und fand unter anderen Gästen dort auch einen braven Schulmann, dessen Gewand nach einer seit etwas langer Zeit vergangenen Mode geschnitten war und den sich ein junger Offizier zur Zielscheibe seiner billigen Witze machte. Der Philologe ließ das in aller Gemüthsruhe über sich ergehen, dem Landmanne aber stieg allmälig die Galle in's Blut, er versetzte sich gewisser Maßen an Stelle des Gefoppten und kanzelte vor allen Gästen den jungen Krieger herunter wie einen Schulbuben. Darob kollerte dieser auf wie ein Puthahn, erklärte, er werde solche Schmach nimmer auf sich sitzen lassen, und forderte schließlich den Gutsbesitzer zu einem Pistolenduell heraus, welches am nächsten Morgen 8 Uhr in einem nahen Gehölz stattfinden sollte. „Einer von uns muß auf dem Platze bleiben!" erklärte der Blutdürstige. Mehr als eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit kam der Geforderte auf den Kampfplatz gefahren und hatte nicht lange auf seinen Gegner zu warten. Die Waffen wurden geladen, die Distanz abgemessen, alle Vorbereitungen getroffen: die „Ehrensache" konnte ausgefochten werden. Aber der Gutsbesitzer sieht nun nach der Uhr und sagt ruhig: „Ich bün'n Fründ van Pünktlichkeit. Noch is't nicht vull 8! Tum Doodtscheeten ist noch Tid! — Jehann" — wendet er sich an seinen Kutscher — „fat mal in de Tasch, wat hest du da? — „'ne Breestasch." — „Nee, wat Klenners!" — „'n Portmonaie, Herr." — „Nee, wat noch Klenners!" — „Twe Plummen, Herr." — „De sünd good, Jehann! Paß Acht, Jehann, schmiet mal een' in die Luft!" Johann wirft eine Pflaume hoch und im Fluge zerschießt sie sein Herr in Stücke. „Jehann, nu de anner Plumm!" Dasselbe Schauspiel. Aber der Schütze ist mit Pistolen reichlich versehen, krächzend kommt eine Krähe angeflogen: ein Schuß und sie liegt am Boden. Der blutdürstige Krieger ist auffallend bleich geworden; nun schlägt es 8 Uhr. Da kommt der Gutsbesitzer auf ihn zu: „Daß ich schießen kann, haben Sie nun wohl gesehen. Gröter as Plummen und Kreien sünd Se doch, un son Ziel ist mi to groot, tum Doodtscheeten sind Se mi uck noch nich riep, noch to grön. Wenn partout Einer auf dem Platze bliewen soll, denn bliewen Se nu in Gottes Jesu Namen, so lange als Se Lust hebben. Jehann, up'n Buck! wi föhren nach Muttern."

(General Wolf.) Es zirkulirt gegenwärtig ein artiges Geschichtchen in den Blättern, wonach Fürst Bismarck dem Reichtagsabgeordneten Lasker nach einem fesselnden Gespräch, in welchem der scharfsinnige und kenntnißreiche jüdische Rechtsanwalt eingehend seine Auffassung über verschiedene brennende Tagesfragen auseinander gesetzt hatte, seine Befriedigung mit den Worten zu erkennen gab: „Wir müssen doch noch einmal Kollegen werden." „Wollen Ew. Durchlaucht denn Rechtsanwalt werden?" war die urplötzlich herausgesprudelte Entgegnung des Abgeordneten, der mit derselben augenscheinlich die Kluft bezeichnen wollte, die ihn als Juden in Preußen von jedem höheren Staatsposten entfernt hält. — In Frankreich, wo der Kultus der Gleichheit — freilich auf Kosten aller Freiheit — seit der großen Revolution aufrecht erhalten worden und die Juden eben so gut wie Christen zu allen Ehrenstellen gelangen können, herrschen bekanntlich so engherzige Grundsätze nicht, und Juden haben dort zu jeder Zeit im Heere sowohl als in der Civilverwaltung die höchsten Stellen bekleidet. Es machte dort nicht das geringste Aufsehen und wurde durchaus nicht besonders betont, als der Jude Cremieux am 4. September 1870 in die provisorische Regierung eintrat und das Justizministerium übernahm. Er hatte dieselben Funktionen bereits in der provisorischen Regierung der Februarrepublik bekleidet. Bemerkt wurde dies — nur in deutschen Zeitungen. — Im charakteristischen Gegensatz zu der Eingangs erzählten Geschichte steht daher die nachstehende, die König Ludwig Philipp selbst einem alten Freunde erzählt hat: „Ich wollte alle Berühmtheiten aller Berufsarten und Konfessionen zu Pairs ernennen. Auch ein Jude sollte Pair von Frankreich werden. Ich dachte sofort an General Wolf, der sich ehrenvoll im Kriege ausgezeichnet hatte und im Heere in Ansehen stand. Ich schlug ihn den Ministern vor, es wurde mir aber mitgetheilt, daß General Wolf zur Zeit, als er mehrmals wöchentlich eine Whistpartie mit der Herzogin von Berry spielte, Christ geworden war. Eh bien! Ich konnte den General Wolf nicht zum Pair ernennen, weil er — kein Jude war."

(Auber und die Revolution.) Vor einiger Zeit brachte ein illustrirtes Blatt aus berufener Feder eine charakteristische Biographie und das Porträt des liebenswürdigen Komponisten des „Maurer“ und „Fra Diavolo“, des neunundachtzigjährigen Greises, dessen Tod mitten in dem Schrecken der rothen Republik, in dem Wüthen eines verthierten Pöbels vorher gemeldet worden. So viel Grazie, so viel Geist und Humor mußte untergehen, nachdem er alle Schicksale Frankreichs, vom letzten Viertheil des vorigen Jahrhunderts an bis auf die neueste Zeit, die Schrecken der ersten Revolution, den Sturz der Lilien, den Ruhm des ersten, die Schmach des zweiten Kaiserreichs und endlich den wahnsinnigen Karneval der Kommune, dieser Ausartung des französischen Nationalcharakters, an sich vorüberziehen gesehen. Die neuesten Pariser Schreckenstage haben jedenfalls das Ende des Greises beschleunigt. Und doch hat auch Auber einmal mit der Revolution gewaltig kokettirt, und vielleicht findet man darin eine Art Nemesis, daß der Meister der komischen Oper der Franzosen auch nach den Lorbeeren des ernsten musikalischen Drama's gestrebt hat. „Die Stumme von Portici“, welche im Jahre 1828 zum ersten Male in der großen Oper zu Paris unter dem allgemeinen Enthusiasmus der Pariser gegeben wurde, um von da den Triumphzug durch die Welt anzutreten, war recht eigentlich eine Verherrlichung der Revolution, der Vorläufer der Julitage, welche den Thron der Bourbons umstürzten. Dies erkannte Ludwig Philipp wohl, der eines Abends den Komponisten mit den Worten anredete: „Sie sind uns nützlicher gewesen, als Sie vielleicht glauben.“ — „Wieso, Sire?“ — „Alle Revolutionen, Herr Auber, ähneln einander: die eine singen, heißt die andere hervorrufen. Ich will Sie zum Direktor meiner Hofconcerte ernennen, aber von dem Tage an, das begreifen Sie, möchte ich die „Stumme von Portici“ etwas weniger häufig aufgeführt sehen.“

(Urtheil eines Hindu über die Frauen europäischer Völker.) Garcin de Tassy, Professor der orientalischen Sprachen in Paris, veröffentlicht alljährlich eine Uebersicht der Fortschritte, welche die Literatur der Hindu macht. In dem Berichte, welchen er jüngst zu Caen in der Normandie hat drucken lassen, gibt er Auszüge aus der in Hindustan gedruckten Zeitschrift „Akbar i Alam,“ welche zu Mirat in Bengalen erscheint. Wir lesen darin Folgendes: „Die Französinnen heirathen am liebsten einen Mann mit offener Stirn und lächelndem Angesicht. Die Deutsche zieht einen Mann vor, der angenehm im Umgang ist und vor allen Dingen treulich sein Wort hält. Die Holländerin einen, der sich friedlich verhält und von Streit und Krieg Nichts wissen mag. Die Spanierin einen, der ihre und seine eigene Ehre zu rächen versteht. Die Italienerin einen, der träumerisch nachsinnt. Die Russinnen heirathen am liebsten einen ihrer eigenen Landsleute; von diesen letzteren werden alle westlichen Völker als Barbaren betrachtet. Die Däninnen bleiben gern daheim und mögen vom Reisen nicht viel wissen. Die Engländerinnen lieben Gentlemen, welche sich bei den Hochstehenden und Mächtigen Aufmerksamkeit ertanzen können und sich bei ihnen einschmeicheln. Die amerikanischen Ladies heirathen den ersten Besten, der sie eben heirathen will, kümmern sich nicht um dessen Rang und gesellschaftliche Stellung; es ist ihnen einerlei, ob er verstümmelt oder ein Krüppel, taub oder blind ist, — wenn er nur viel Geld hat.“ So sieht sich ein Hindu die „westlichen Damen“ an.

Lebensphilosophie.

„Was fehlt mir noch? — Eine Frage für Thoren und Weise, für Heuchler und für redliche Freunde Gottes und der Tugend. Der Thor überdenkt die Summe seiner Güter, seiner Einsichten, seiner schönen, glänzenden Thaten; er staunt über die Größe seiner Verdienste und fragt in seinem Herzen, stolz, so weit über Andere erhaben zu sein: „Was fehlt mir noch?“

Der Heuchler hüllt sich in den Mantel der Religion, singt seine Lieder, besucht seine Kirche, hält seine Andachten, wäscht seine Hände und Schüsseln, gibt sein Almosen und fragt, ohne sein Herz gereinigt zu haben: „Was fehlt mir noch?“

Der Weise und Tugendhafte fühlt die Mängel seiner Erkenntniß, sieht die Flecken seiner Tugend, merkt seinen Abstand von Gott und fragt in einer heiligen Unruhe seiner Seele: „Was fehlt mir noch?“ Welche Irrthümer muß ich noch ablegen? Welche Sünden noch überwinden? Welche Pflichten noch ausüben? Welche Lust noch verleugnen? Von welchen Erdengütern mein Herz noch abziehen?

Lavater.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Montag, 3. Juli **1871.**

Der Gefundene.

(Schluß.)

Parker hatte Recht, als er schrieb: „So wechseln die Geschicke im Leben!“ — aber nicht aller Menschen!

Mr. Hamilton und Miß Constance hatten die beiden Freunde begleitet und warteten jetzt ihrer in der zu Eingang dieser Geschichte erwähnten Stube jenes Wirthshauses in Port Lincoln. Eben hörten sie ihn rufen.

„Aber, liebe Freunde, die Zeit drängt und wir wollen sie noch zusammen verleben!“

„Das wollen wir!“ riefen Beide und gingen in das Wirthshaus zurück.

„Wann müssen Sie an Bord?“ fragte Mr. Hamilton.

„In einer Stunde.“

„In einer Stunde!“ wiederholte Mr. Hamilton betrübt. „Die Zeit ist kurz,“ setzte er hinzu, „und ein Wiedersehen wohl kaum möglich. Darum lassen Sie uns den Abschied würdig feiern. Wenn Sie auch fern sind, so bleibt uns wenigstens der Trost, zwei brave Menschen mehr im Leben angetroffen zu haben. Nicht wahr, Constance?“

Constance neigte den Kopf zur Bejahung, und wenn auch ihre Augen feucht waren, so waren sie darum nicht minder schön. Ja, Constance war schön und schöner noch jetzt, da das Gefühl des nahenden Abschieds ihr Antlitz unbeschreiblich sanft erscheinen ließ.

Beide, Manford wie Parker, betrachteten sie mit großer Theilnahme.

„Und nehmen Sie auch meine Versicherung entgegen,“ antwortete der Erstere, „daß wir Sie — nie im Leben vergessen werden, und daß ich auch ferner, unter andern Verhältnissen, Ihnen die Hochachtung zugestehen werde, welche ich Ihnen schuldig bin.“

„Das ist brav, Mr. Manford, das freut mich!“ rief Mr. Hamilton. „Möge der liebe Gott für die hier verlebte Zeit Sie entschädigen!“

„Darf ich mich mit einer Frage an Miß Hamilton wenden?“ fragte Parker dieselbe.

„Was wünschen Sie zu wissen?“

„Wir kehren nach der Heimath, und ich, wie Ihnen bekannt, in die Arme einer theuern Braut zurück. Natürlich werden unsere Erlebnisse manchen Abend mit Erzählungen ausfüllen. Da werde ich denn meiner Agnes das Bild einer Miß Hamilton malen und sie wird mit schwesterlicher Liebe für dieselbe die frömmsten Wünsche hegen. — Dürfen wir dahingegen dann auch hoffen, daß Miß Hamilton einen gewissen australischen Schäfer nebst seinem unwürdigen Bruder in freundlichem Andenken halte?“

So sehr auch der Ton der Worte berechnet war, das Ernste der Frage zu mildern, so sah man doch die Wirkung, welche sie auf Constance ausübten, in ihren Zügen ausgedrückt. „Sie dürfen es!“ sagte sie mit Anstrengung und reichte Parker die Hand.

„Ja, Sie dürfen es! Ich stehe für die Wahrheit dieser Worte,“ bestätigte Mr. Hamilton, der während der Zeit die Gläser gefüllt hatte. „Aber jetzt einen Trunk, damit Ihre Nerven nicht schwach werden, wenn der entscheidende Augenblick naht,“ setzte er scherzend hinzu.

Eben wollte Parker sein Glas nach dem Munde führen, als ihn Mr. Hamilton daran verhinderte.

„Alles in Ordnung, zu jedem Glas ein Toast!“ rief er. „Meine Tochter, bringe Du den ersten aus!“

Constance weigerte sich nicht, sondern ergriff das Glas. „Ihnen Allen eine recht glückliche

Reise und frohes Wiedersehen der Ihrigen!" sagte sie.

Manford und Parker dankten herzlich und ließen die Gläser klingen.

„Recht so, Constance!" rief Mr. Hamilton, indem er sein leeres Glas wieder auf den Tisch setzte. „Trinke das Glas aus, meine Tochter! Es war Dein Toast und der Wein schadet Dir nicht. Mr. Manford, füllen Sie die Gläser! Jetzt kommt Ihr Toast."

Manford erhob das Glas:

„Allen australischen Schäfern einen Mr. Hamilton als Herrn und allen braven, würdigen Männern die Bekanntschaft einer Miß Constance Hamilton!"

„Danke, danke!" rief Mr. Hamilton lachend. „Aber um Gotteswillen, da würde mein Haus zu voll werden! Wo sollte ich mit allen Bekanntschaften hin?"

Dieser Toast verursachte eine kleine scherzhafte Debatte, die wiederum Mr. Hamilton unterbrach.

„Jetzt kommt mein Toast. Und wohl aufgepaßt!"

Alle waren still. Mr. Hamilton räusperte sich, hustete, schien verlegen, und seinen Blick endlich auf Parker richtend, rief er:

„Das Wohlsein Ihrer Braut!"

Hell und glockenrein klangen die Gläser, und selbst Constance wiederholte die Worte, als sie mit Parker anstieß.

Da trat der Sergeant Colbert in die Stube. Sein Erscheinen wirkte wie ein kaltes Sturzbad auf die Anwesenden. Man wußte, es war Zeit, zu scheiden, und trotz aller gezeigten Heiterkeit schien doch jetzt der Ernst sein Recht zu fordern.

Parker hatte die Gläser wieder gefüllt und gab Mr. Colbert eins derselben.

„Mein Toast — laßt die Gläser klingen!" rief er. „Ende gut — Alles gut! Das heißt: Auf ein nochmaliges Wiedersehen unter recht glücklichen Verhältnissen!"

„Das gebe Gott!" rief Mr. Hamilton. „Bravo, Mr. Parker! Das war in der That der Schlußtoast! Und jetzt kommt der Schlußakt und den machen wir recht kurz!" Mit diesen Worten umarmte er Parker.

„Fare-well!" „Good bye!" Das waren jetzt die ernsten, bedeutungsvollen Worte, die von denselben Lippen kamen, welche noch eben gescherzt und gelacht. Der Abschied war schwer, aber kurz, wie Mr. Hamilton es gewünscht. Constance ward sehr bleich, als Parker ihre Hand nach seinen Lippen führte; doch sie war gefaßt.

Vor der Thüre des Wirthshauses trennte man sich, da Mr. Hamilton eine Scene vor fremder Leute Augen scheute, und zärtlich nahm er seine Tochter bei der Hand und führte sie in die Stube zurück, die in ihrer plötzlichen Stille einer Todtenkammer glich. Vom Fenster aus beobachteten sie, wie die Gondel die beiden Freunde nach dem Schooner brachte und derselbe darauf sofort unter Segel ging.

Mr. Hamilton ließ die Pferde bringen.

„Es wird Zeit, daß wir nach Hause reiten, meine Tochter," sagte er, Constance auf die Stirne küssend. „In unsern eigenen Mauern werden wir wieder die Alten!"

Constance war seit dem Abschiede sehr wortkarg. Wie gern wäre sie allein gewesen! —

Beide ritten schweigend neben einander. Als sie auf der Höhe angekommen, hielten plötzlich, wie von einem Gedanken ergriffen, Beide ihre Pferde an und wandten den Blick nach dem Schooner, der mit vollen Segeln an der Küste von Kap Donnington entlang fuhr.

„Wenn unsere Wünsche in Erfüllung gehen, dann müssen Beide recht glücklich werden; nicht wahr, Constance?" fragte Mr. Hamilton.

Constance bejahte es schweigend und beugte sich tief auf den Hals ihres Pferdes nieder, indem sie es liebkosend klopfte.

„Höre mich, Constance," begann ihr Vater wieder. „Solltest Du je mir einen Sohn zuführen, dem ich Dich anvertrauen soll, so wünschte ich, es wäre ein Edward Parker!"

Das Mädchen erwiederte Nichts. Sie wandte ihr Pferd und nach einem Schlage mit der Gerte sprengte sie im Galopp dahin.

„Arme Constance!" sagte Mr. Hamilton für sich und ritt ihr nach.

Im gleichen Augenblick verschwand der Schooner hinter Boston-Island.

Die Petroleusen.

Nicht mit Unrecht ist es kürzlich von einem Zuschauer der Gräuelscenen in Paris bemerkt worden, daß die französische Nation eine entsetzliche Nation sein würde, wenn sie nur aus — Französinnen bestünde! In der That spielt das schöne Geschlecht zu allen Zeiten eine hervorragende Rolle in Frankreich. Im Frieden liegt ihm der größte Theil der Arbeit ob. Während die Männer in Cafés und Cabarets Absynth

trinken und rauchend umherlungern, hacken und graben ihre Frauen auf den Feldern, oder bedienen die Kunden in den Läden. Selten nur sieht man in den Verkaufsgeschäften ein bärtiges Individuum. Im Kriege aber tritt die Frau noch mehr hervor. Jedes Regiment hat seine Marketenderinnen, die sich von den unsern sehr wesentlich unterscheiden. Aber auch die zurückbleibenden Frauen zeigen Muth und Entschlossenheit in oft höherem Grade, als die Männer. Vielleicht hätte Trochu mit einem Weiberausfall mehr Glück gehabt, als mit den Ausfällen der Soldaten. In der Revolution der Kommune haben sie nachgeholt, was ihnen unter Trochu versagt war. Der Name „Petroleuse" ist ein Schreckensname geworden: nach allen Aussagen sind die unter ihm auftretenden Weiber weit grauenerregender gewesen, als die tollsten Männer von der rothen Fahne.

Die Gräuel der Petroleusen sind aus den Zeitungen nur allzu bekannt. Aber wie ist eine solche Erscheinung zu erklären? Sicherlich haben sie nicht alle zu dem weiblichen Abschaum von Paris gehört. Vielleicht war noch kurz vor der Belagerung gar manche von ihnen eine fleißige, ordentliche Frau, Gattin uud Mutter. Da verlor mit der Zernirung von Paris ihr Mann sein Brod, — trat in die Reihe der Nationalgarde, — wurde allmälig ein Müßiggänger und ein Bummler. Das arme Weib mußte täglich im Schnee und Eis stundenlang auf ihre ärmlichen Speiserationen warten; ein Kind nach dem andern starb ihr unter den Händen, weil die Nahrung nicht ausreichte! Da kam die Kommune mit ihren trügerischen Versprechungen eines goldenen Zeitalters. Ist es zu verwundern, daß ein Weib, durch Arbeitsmangel demoralisirt, durch Hunger überreizt, außer sich gerieth, als die Regierung, von der sie so viel erwartete, zu unterliegen drohte? Und wer kennt die Mittel, die ehrgeizige Schurken angewendet, um die Weiber vollends toll zu machen? So wurden die Weiber zu — Petroleusen, zu Hyänen, die, mit wild geschwungener Fahne und die Marseillaise singend, ihr feuernährendes Oel in die Flammen gossen und solche entzündeten, wo sie noch nicht loderten. So zeigten sie wüsten Trotz und Widerstand, wenn sie ergriffen wurden, und starben mit einer wilden Todesverachtung unter den Schüssen und Kolbenstößen ihrer Landsleute.

Wehe dem Lande, in dem das weibliche Geschlecht solche Erscheinungen hervorbringen kann!

Auf einer Seite der blutigen Tageschronik lesen wir, daß Damen von imponirender Haltung und im vollen Glanze der feinsten Toilette aus Fenstern auf die anrückenden Versailler gefeuert oder auf der That ertappt wurden, als sie Petroleum aus Gießkannen, mit denen sie sonst ihre zierlichen Blumenbeete tränkten, in die Keller der Häuser gossen und dann den eigenen Kindern brennende Zündhölzer oder Kerzen reichten, um, von Haus zu Haus eilend, einen Prachtbau nach dem andern der Verheerung zu überliefern. Eine andere Seite schildert als „in ausgezeichnetem Maße" blutdürstig jene Cantinières, die zur Zeit, wo von den Männern nur noch die mit einem Strick um den gebrandmarkten Nacken fechtenden ehemaligen Galeerensklaven die Lücken, die Mac Mahon's Zwanzigpfünder rissen, ausfüllten, unablässig versengten Hyänen gleich kämpften, bis sie in Stücke zerhackt wurden — ohne mehr als einen Seufzer auszustoßen. In Reihen lagen diese Weiber gestreckt, das noch im Tode von Haß verzerrte Antlitz gegen das Mondlicht, sonst den Vertrauten der Liebe, gewendet! In der Rue du Bac wurde eine junge schöne Frau standrechtlich erschossen, die neben den Medaillons ihres Gatten und ihrer Kinder kleine, mit Petroleum und Pikrat von Potasche gefüllte Glaskugeln trug, einen Schmuck, von dem eine Perle genügte, um zehn Leben zu „pulverisiren". Sie hatte mehrere dieser „Rosenkränze" schon abgelöst und bei jeder verschleuderten Perle einen Fluch statt eines Gebetes ausgestoßen. Ein Trupp Gendarmen eskortirte, wie ein Brief es schildert, „ein Bündel von zerlumpter Seide", das stolperte und fiel und sich wieder aufraffte, und von Neuem stolperte und fiel unter den Stößen der Flintenkolben. Es war eine „Pétroleuse", die zur Füsilade geschleppt wurde, und als man sie gegen die Wand stellte, begann sie ein volksthümliches Wiegenlied zu singen, das in deutscher Uebersetzung lautet:

> Schlafe, süß Kindlein, schlaf' ein!
> Schlafe im Mondenschein!
> Küche und Keller sind leer!
> 's rührt sich kein Mäuselein mehr!

Und dann kommandirte sie: „Feuer!" — Man liest von hundert Weibern in Nationalgarden-Uniformen, die in Booten die Seine hinabgeführt wurden — wohin? — Sie landeten nirgendwo. Ein Bericht sagt, sie überwältigten ihre Eskorte und sprangen in die Fluthen! Auf zahllosen Barrikaden hat man todte Kommunalisten gefunden, davon die meisten mit Schußwunden im

Rücken, obenauf aber lagen junge Mädchen mit Offiziers-Epauletten auf Schultern, die so schön, um in Gedichten besungen zu werden, mit Wunden mitten auf der Brust. Sie hatten, als Alle vom „starken Geschlecht" flohen, sich wie Löwinnen, denen der Rückzug abgeschnitten, mit der rothen Fahne in der beringten Faust den „hustenden" Mitrailleusen entgegen geworfen. „Der Husten der Mitrailleuse", so nannte sich ein Volkslied, das, in jeder Taverne zwischen dem Montmartre und Bellevue gesungen, jedem Kinde vertraut geworden war, sowie ein anderes, beginnend: „Montmartre, das heißt: Mont-Meurtre!" In der That, es war ein Berg des Mordes, dem Andenken des ersten dort gemordeten Prälaten von Paris, des hl. Dionysius, gewidmet. Wie der Kriminalist die Giftmorde in überwiegendem Maße als Spezialverbrechen des Weibes verzeichnet, so wählte das Weib von Paris die Brandstiftung! Woher die Freude am Feuer beim Weibe? Aerzte versichern, daß Frauen im Delirium des Milchfiebers enthusiastische Schilderungen von Feuersbrünsten entwerfen, und die Kriminalakten aller Länder enthalten Notizen über junge Mädchen, die im Hause, wo sie wohnten, Brand anlegten, nur weil „ein geheimnißvoller, unbändiger Trieb sie dazu nöthigte." Erkläre man, wie es gekommen, daß Mädchen im zartesten Alter, keuchend unter der Last, die Flinte auf bärtige Männer anlegten, mit dem schwachen, zitternden Händchen abdrückten und sich dann zu der daneben stehenden Mutter mit der Frage wandten: „War das gut, Mama?"

(Sp. Anz.)

Mannigfaltiges.

Bei dem feierlichen Truppen-Einzuge in Berlin waren die an der Akademie der Künste angebrachten Porträts sämmtlicher deutschen Heerführer u. A. mit folgenden Distichen versehen:

Fürst Bismarck:
Eisengeschmückt erwuchs, mit Blut gekittet, die Einheit,
Trotzend den Stürmen der Zeit! Meister, Du hieltest Dein Wort.

Großherzog von Mecklenburg-Schwerin:
Herrschend durch eigenes Recht, gehorchend aus eigenem Willen,
Fürst und Feldherr zugleich, zogst Du das tapfere Schwert.

Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen:
Erbe des Purpurs, geschmückt mit erblicher Tugend der Ahnen,
Bürgst Du, Sieger im Kampf, Siege des Friedens dem Reich.

Prinz Friedrich Karl:
Feldherr, markig in Kraft, von vorwärts stürmender Kühnheit,
Dir folgt, treu bis zum Tod, freudig zum Siege die Schaar.

Kronprinz von Sachsen:
Männer aus jeglichem Gau Germaniens kämpften verbrüdert,
Helden dem Throne zunächst führten die Starken zum Sieg.

Graf v. Moltke:
Dir vertraute das Volk der Deutschen, geeinigt in Waffen,
Lenker des schneidigen Schwerts, Denker der siegenden Schlacht.

(Eine patriotische Gabe.) Bei Gelegenheit der Einzugsfeier unserer siegreichen Truppen hatte das Haus Michels Söhne in Berlin und Essen Sr. K. K. Hoheit dem Kronprinzen von Preußen 800 Flaschen guten Rheinweins zur Disposition gestellt. Der Kronprinz acceptirte diese patriotische Gabe bestens und wurden die einziehenden Truppen damit erfreut. Jede Flasche war mit folgendem Verse etiquettirt:

Die Ihr am Rhein gehalten so treu die deutsche Wacht,
Von jenem Wein, dem alten, sei Euch ein Trunk gebracht.
Die Ihr aus Deutschlands Grenze zu Deutschlands Strom gemacht
Den Rhein — in seinem Tranke sei Euch ein Hoch gebracht.
Die Ihr heut' zieht als Sieger in Eure Hauptstadt ein,
Euch grüßt, Alldeutschlands Krieger, der alte Vater Rhein.

Lebensphilosophie.

Dunkel ist der Menschen Pfad;
Der nur wird ihn sicher wandeln,
Der's versteht, in Wort und That
Weise und gerecht zu handeln.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Mittwoch, 5. Juli 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

Am Ende eines Nachbardorfes der Residenz, das durch die überhandnehmende Vergrößerung längst zu einer Art Vorstadt derselben geworden, lag ein einzeln stehendes kleines Gartenhaus. Es war von Fachwerk aufgerichtet, hatte nur einen Stock und schien zu Sommerwohnungen für die während der heißen Jahreszeit aus der Stadt flüchtenden Residenzbewohner eingerichtet zu sein. Jetzt aber beherbergte das kleine Dachstübchen eine Familie, die nicht der Sommer, sondern die Armuth hinausgetrieben hatte und die auch den ganzen Winter über in der luftigen Sommerwohnung aushalten mußte, weil hier wenigstens die Miethe bedeutend billiger war.

Es sah sehr ärmlich aus in dem auf die Landstraße gehenden Dachstübchen, die Möbel waren auf das bescheidenste Maß beschränkt; sie mußten einst sehr kostbar gewesen sein, jetzt waren sie aber durch das Alter, vielleicht auch durch öftere Umzüge sehr unansehnlich geworden. Vergeblich hatten hier sorgsame Hände die Spuren zahlreicher Zerstörungen zu verdecken gesucht. Dort auf dem Mahagonischrank befand sich ein kleiner Epheutopf und suchte mit seinen Blättern die abgeschlagene obere Ecke des Schrankes zu verhüllen. Ueber die kleine zierliche Kommode breitete sich schützend eine gehäkelte Decke, der es ebenfalls nicht völlig gelang, die gänzliche Zerstörung der polirten Platte zu verbergen. Nur der Tisch legte seine bedeutenden Schäden bloß, denn an demselben saßen zwei junge Mädchen, mit ihren Schularbeiten beschäftigt, und die um ihre Tischdecke besorgte Mutter hatte während des Schreibens der Kinder den Tisch abgedeckt. Die Mutter selbst war am vordersten kleinen Fenster mit einer Näharbeit beschäftigt. Sie sah bleich und angegriffen aus und beugte sich emsig über ihre Arbeit. Noch ein junger Mann befand sich im Zimmer; er saß am zweiten Fenster, vor einem kleinen Tischchen, blickte von Zeit zu Zeit träumerisch zum Fenster hinaus und warf dann hastig einige Zeilen auf das Papier.

Es war still in dem Stübchen, man konnte das Kritzeln der Stahlfedern hören, die in den ungeübten Händen der Kinder geräuschvoll über das Papier hinzogen; da mochte der jüngsten der beiden Schwestern Etwas bei ihren Schularbeiten bedenklich werden, sie stand leise auf und trat an den Schreibtisch ihres Bruders heran, sie verhielt sich längere Zeit ganz ruhig und wollte abwarten, bis er einmal aufblickte; aber der schrieb rastlos weiter und seine Augen glühten dabei, — er schien völlig der Außenwelt entrückt. Endlich verlor das Schwesterchen die Geduld, es wagte den Bruder leise am Aermel zu zupfen, der bei dieser Berührung aufschrack. Anfangs wollte er die Kleine heftig zurückweisen, die ihn sehr zur Unzeit in seinem poetischen Schaffen gestört hatte. Da sah er die großen, lieben Kinderaugen ängstlich und bittend auf sich gerichtet und er war entwaffnet. „Was willst Du, Klärchen?" frug er ganz mild und freundlich.

„Ich wollte Dich nur fragen, lieber Rudolph, ob das Wort Schloß mit Doppel- oder mit ß geschrieben wird?" begann die Kleine. Der Bruder gab die gewünschte Auskunft und streichelte dabei die Wange des lieblichen, lockenköpfigen Schwesterchens, das erleichterten Herzens zu seiner Arbeit zurückging.

„Ihr sollt ja nicht immer Rudolph stören," begann die Mutter, „und wenn Du was wissen willst, Klärchen, kannst Du Dich an mich wenden."

„Aber Rudolph hat studirt und der Lehrer sagt', ich soll ihn immer fragen, weil er so gelehrt ist," entgegnete die Kleine.

Rudolph hörte bereits nicht mehr auf das Geplauder der Schwester; seine Augen ruhten sinnend auf den hohen Bäumen des gegenüber liegenden Gartens. Leise wiegten sich ihre Wipfel im Morgenwind, während die Strahlen der Frühlingssonne die hellen, zarten Blätter förmlich vergoldeten. Es war, als ob die ganze Natur eine gute Nacht gehabt hätte und nun fröhlich die feuchten Augen aufschlüge. Förmlich ruhig und regelmäßig schien sie zu athmen und bildete einen um so tieferen Gegensatz für das stürmisch bewegte Innere des jungen Mannes. Es war nicht allein der glühende Drang, große poetische Schöpfungen hervorzubringen, der Rudolph verzehrte, auch die Einsicht nagte an seinem Herzen, daß die Wirklichkeit seinem idealen Ringen und Streben fast unübersteigliche Hindernisse entgegenstellte.

Rudolph Stahl war der Sohn eines Gymnasiallehrers. Sein Vater hatte kein Opfer gescheut, sich sogar eine kleine Schuldenlast aufgebürdet, um ihn studiren zu lassen. Der unglückliche Mann starb, als Rudolph eben die Universität beziehen sollte. Die Mutter mußte von ihrem kärglichen Wittwengelde noch Abschlagszahlungen leisten, um allmälig ihren Sohn zu unterstützen. Doch der junge Mann verlor nicht den Muth; er wußte sich durch Privatunterricht seinen Unterhalt und die ersten Kollegiengelder zu verschaffen und absolvirte mit Ehren die Universität. Bald darauf wurde ihm eine Stelle als Hauslehrer beim Baron von Huldenberg angeboten und er durfte nicht lange zögern, sie anzunehmen. Schon frühzeitig hatte sich in ihm der Drang zu poetischem Schaffen geregt. In den während seiner Schulzeit entstandenen Gedichten hatten selbst die solchem Treiben meist sehr abholden Lehrer Spuren von Talent gefunden, und auf der Universität wurden seine Lieder sogar bei vorkommenden Commersen nach bekannten Melodieen gesungen.

Im Hause des Baron von Huldenberg kamen seine dichterischen Neigungen vollends zum Durchbruch. Der Baron war ein Freund der Musen und interessirte sich für den jungen Mann. Seine bereits halb erwachsene Tochter Helene, die noch zuweilen an dem Unterricht ihrer jüngeren Brüder Theil nahm, horchte mit der warmen Begeisterung der Jugend und eines edlen Frauenherzens auf das Evangelium der Poesie, das ihr Rudolph verkündete. Indem er seiner Schülerin den Blick in eine ideale Welt öffnete, ihr Herz für die höchsten Gedanken und Träume entflammte, schürte er in seinem Herzen selbst das Feuer poetischen Schaffens. Anfangs schwärmte er nur für seine poetische Schülerin; aber noch niemals hat ein Dichter ein junges Mädchen besungen, ohne daß nicht die Liebe selbst in sein Herz eingezogen wäre. Die immer glühender werdende Leidenschaft für Helene hatte Rudolph erst zum Dichter gemacht; er glaubte zu bemerken, daß auch in Helenens Herzen ein zärtlicheres Gefühl für ihn zu keimen beginne, und verließ nach heftigem inneren Kampfe das freundliche Haus des Barons und übernahm eine Lehrerstelle an einem Privatinstitut. Rudolph hörte noch, daß sich Helene ein Jahr später mit dem Grafen von Dornhoff vermählt habe, dann erfuhr er Nichts mehr über sie. Erst vor einiger Zeit war er an sie erinnert worden. Graf Dornhoff auf Wallwitz hatte ihn ersucht, die Informatorstelle bei seinen Söhnen zu übernehmen. So mußte Helene die zweite Gemahlin des Grafen geworden sein. Obwohl für den jungen Mann die gute Stelle sehr verlockend war, lehnte er doch ab; — er wagte es nicht, Helene wiederzusehen, weil er nicht die Ruhe seines Herzens von Neuem auf das Spiel setzen wollte.

Frau Stahl hatte auch während dieser Zeit ihre eigenen Gedanken gehabt; durch die Frage Klärchens, wie „Schloß" geschrieben würde, war sie durch eine natürliche Gedankenverbindung daran erinnert worden, daß ihr Sohn jetzt auch in einem Schloß sich aufhalten könne, wenn er nicht die schöne Stelle ausgeschlagen hätte. Da Rudolph einmal von der Kleinen gestört worden, glaubte sie ebenfalls die Unterhaltung fortsetzen zu können, und ohne weiter von ihrer Näharbeit aufzusehen, wiederholte sie ihre schon mehrfach geäußerte Meinung: „Du hättest doch das Anerbieten des Grafen Dornhoff annehmen sollen!"

Der junge Mann erwachte aus seinem Hinbrüten und erwiederte mit einer gewissen nervösen Erregtheit: „Liebe Mutter, ich muß Dir immer wiederholen, daß ich mir auf einem andern, schöneren Gebiet eine Zukunft schaffen will und deßhalb nicht eine Stelle annehmen darf, die mir alle Flugkraft lähmen würde. Warum kannst Du nicht glauben, daß ich doch an mein Ziel gelangen muß?!"

„Weil Du mir nicht den geringsten Erfolg nachweisen kannst!" bemerkte sie und beugte sich wieder emsig über ihre Arbeit.

„Wurde nicht meine Sammlung Gedichte von der Kritik sehr günstig aufgenommen?" fragte er lebhaft.

„Du hast aber damit Nichts verdient,“ war Frau Stahl's nüchterne Antwort, „und Deine Stücke bekommst Du doch von allen Direktoren zurück!“

„Ja, meine ersten Versuche!“ — entgegnete er, „aber mein jetzt eingereichtes Drama haben bereits sehr gewichtige Stimmen für bühnengerecht und wirksam anerkannt, es wird und muß gegeben werden, und wenn es gefällt, bin ich mit einem Schlage reich und berühmt,“ setzte der junge Dichter lebhaft hinzu und seine Augen glänzten. Er sprang auf und durchwanderte wie im Vorgefühl des nahenden Glückes mit seligem Lächeln das kleine Zimmer. — „Wenn es gefällt!“ — wiederholte Frau Stahl. Doch Rudolph beachtete diesen bedenklichen Einwurf nicht. „Dann soll es mein höchstes Glück sein, Licht und Sonnenschein um Dich zu breiten,“ fuhr Rudolph lebhafter fort. „Du sollst wieder eine prächtige Wohnung haben, auf Teppichen gehen, die Du so liebst, und die Kleinen besuchen dann das beste Institut, anstatt in die — er brachte das Wort „Armenschule“ nicht über seine Lippen. Die kleinen Schwestern hatten schon bei des Bruders ersten Entwürfen von der prächtigen Zukunft die Federn weggelegt und hörten andächtig den Worten ihres Bruders zu.

Es liegt etwas Berauschendes in den Träumereien der Jugend. Auch Frau Stahl konnte diesem Zauber nicht widerstehen. Sie richtete sich auf, ihre blassen Wangen färbten sich ein wenig, sie ließ ihre Arbeit ruhen und sagte leise und schüchtern, als traue sie sich noch nicht, die Schwelle des von ihrem Sohne errichteten Traumpalastes zu überschreiten: „Zuerst müssen wir unsere letzten kleinen Schulden bezahlen!“

(Fortsetzung folgt.)

Gräberschändung in Frankreich.

Der Frankfurter Friede enthält in Artikel 16 ausdrücklich die gegenseitige Verpflichtung, die Gräber der auf beiden Territorien beerdigten Soldaten zu respektiren und unterhalten zu lassen. Daß diese ausdrückliche Aufnahme einer uns Deutschen so selbstverständlich erscheinenden und von uns seit Anfang geübten Pflicht der Pietät in den Friedensvertrag ihren guten Grund hatte, beweist folgende Erzählung, welche einem Stuttgarter Einwohner von einem k. bayer. Hauptmann zugegangen ist. Wir nehmen um so tieferes Interesse daran, als sie jene für Württemberg denkwürdige Stätte von Villiers betrifft. „Charsamstag rückte eine Kompagnie Bayern in dem denkwürdigen Villiers sur Marne ein, fand dieses aber von Einwohnern fast ganz verlassen, nur das schauerlichste Gesindel begaffte den Einmarsch. Ein wahrer Pesthauch von verwesten Kadavern machte in der ersten Nacht den Schlaf unmöglich; die Offiziere quartierten sich in ein arg zerstörtes Schloß ein, das nur noch Spuren einstiger comfortabler Ausstattung und Einrichtung zeigte; dessen Façade hatten mindestens 20 Granaten von den Ostforts zerbröckelt, das Dach war von solchen geradezu durchsiebt, der Boden in zwei Etagen mit Granatsplittern besäet. Der Garten war ein großer Misthaufen von verfaultem Stroh 2c. zu nennen; da lagen blutige Fetzen, zerbrochene Waffen, Geschirre, Uniformen, Scherben, Reste von Skeleten, Trümmer von demontirten Geschützen, zentnerschwere Eisenstücke, das halbe Hausdach und Geräthe. Von Quartier, Bett oder Stroh war hier keine Rede; im Garten und in den Gassen ließ der kommandirende Offizier große Feuer zur Desinfizirung anzünden. Als am darauf folgenden Morgen die Ortschaft näher besichtigt wurde, fand sich bald die Ursache der schrecklichen Verpestung. Im Garten der Wittwe Gerard am westlichen Ausgange von Villiers gegen Paris waren mehrere hundert verweste Kadaver ausgegraben worden, einige noch an den Uniformen erkenntlich, darunter 127 Württemberger, etwa 150 Sachsen, meist vom 108. Regiment, und 2 französische Soldaten, welche die Hyänen des Ortes, so lange dasselbe nicht von Truppen belegt war, vollständig geplündert hatten. Unter dem Vorwande, dieselben tiefer zu betten, wozu die abwesende Besitzerin ihren Gärtner brieflich beauftragt hatte, haben diese Unmenschen zum Theil noch unter den Augen der Bayern die Leichen durchsucht, deren Papiere und Brieftaschen gewöhnlich dem Winde preisgegeben, so daß die Konstatirung der Eigenthümer unmöglich wurde, dann aber Geld, Uhren, Ringe 2c. unter sich getheilt. Ein Soldat sah noch Abends, wie ein Todtengräber triumphirend einem Kadaver den Ring, der fest anlag, mitsammt dem Finger abriß, die Stiefel auszog, um sie gleich selbst zu benützen, und dergleichen Scheußlichkeiten mehr. Von seiner empörten Mannschaft in Kenntniß gesetzt, hatte der Kommandant bald die Unmenschen ermittelt, hielt ihnen auf offener Straße ein Strafgericht und ließ sie zunächst verhaften, forderte dann die geraub-

ten Gegenstände (die aber leider schon meist nach Paris verkauft waren) zurück, um deren Eigenthümer darnach zu ermitteln, und überlieferte das Gesindel der zuständigen Justizbehörde. Es kamen hiebei mehrere Uhren und Ringe zu Tage, wovon 2 silberne Cylinderuhren und 3 Ringe sichtlich von deutschen Soldaten herrührten; darunter ein Ehering mit der Inschrift: „Den 4. April 1869" (arme junge Wittwe!), ein schmaler Goldring mit gothischer Fassung für einen (seither ausgebrochenen) Stein, ein massiver goldener Siegelring mit den deutsch gravirten Initialen N. P., ein Goldstück mit dem Bildniß des Papstes Pius IX., welches ein Unteroffizier auf der Brust trug ꝛc. Sofort haben nun die Bayern ihren braven Waffenbrüdern, den Helden, welche für die gemeinsame Sache den ehrenvollen Tod gefunden, die Ruhe in einem würdigen Grabe gesichert. Die Ortseinwohner mußten ein großes Massengrab im Garten der Wittwe Gerard graben, worin alle Tapfern, die von verschiedenen Plätzen zusammengetragen waren, auch gemeinschaftlich beerdigt wurden; es wurde Sorge getragen, daß das neue Grab unter schattigen Bäumen nun eingefriedigt, mit Blumen und Kränzen geschmückt, mit Kreuzen und Aufschriften versehen wurde, und die Besitzerin des Anwesens, eine sehr ehrenwerthe alte Dame, verpflichtet, die Grabesruhe der Helden zu garantiren, wozu sie sich gerne bereit erklärte, indem sie überdies in die Umfassungsmauer ihres Schlosses nach der Nordseite eine eigene Eingangsthüre herstellen ließ, um den trauernden Hinterbliebenen ungehinderten Besuch des jetzt würdig hergestellten Grabes, das nun einen abgeschlossenen Parktheil bildet, zu ermöglichen.

Mannigfaltiges.

(Engel und Teufel.) Minister von Manteufel, ein im gesellschaftlichen Umgange äußerst gemüthlicher Mann, hörte einmal den Superintendenten Wettengel predigen. Die Predigt gefiel ihm so, daß er darauf folgende Verse machte:

„Wenn wir auf Erden Engel hätten,
So wollt' ich mit ihnen wetten:
Wer schöner Gottes Lob erhebt:
Sie oder Du? deß Wort belebt.

Darauf erwiederte ihm der Prediger:

„O, wäre jeder Mann ein Teufel
Dem Namen nach, wie Du es bist,
So wär' ein jeder ohne Zweifel
Ein guter Engel und ein Christ."

Manteufel erwiederte zuletzt:

„Wollt' ich das Wortspiel weiter treiben,
Würd' mir zuletzt nur Schande bleiben;
Drum will ich mich in meiner Schwachheit beugen,
Denn wo ein Engel spricht, da muß der Teufel schweigen."

Das Beispiel eines französischen Seeoffiziers, des Grafen Forbin, zur Zeit Ludwigs XIV., empfiehlt sich noch immer. Als sein Schiff einst mit Wasser angefüllt wurde, weil ein Windstoß die Wellen hineinwarf, rief er den Matrosen, welche in großer Angst die Heiligen um Hilfe anflehten, zu: „Frisch, meine Kinder; alle diese Gelübde sind gut; aber die heilige Pumpe, die heilige Pumpe, an die müssen wir uns wenden, glaubt mir, die wird Euch retten." — Er ging mit gutem Beispiel voran und das Schiff wurde erhalten.

(Circus Thiers.) Heute Extra-Galavorstellung. Der Hengst „France" in Freiheit dressirt vom Direktor. Wettrennen der Apportirpferde „Bourbon", „Bonaparte" und „Republik." Die Dame „Reaktion" wird auf abgesatteltem Pferde die schwierigsten Exerzitien machen. Der berühmte Schwertschlucker Mac Mahon. Zum Schluß: Quadrille à la Commune.

(Deutsches Nationaltheater.) „Die Einzugsfeier in Berlin." Große Oper in 3 Akten, aus dem Französischen frei übertragen von König Wilhelm. Musik vom Grafen Moltke. Die Garderobe ist in Frankreich gefertigt, die Dekorationen und Maschinen nach Angabe des Obermaschinenmeisters Bismarck arrangirt. Große Preise.

Lebensphilosophie.

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.
Schiller.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Freitag, 7. Juli **1871.**

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Wenn auch diese Bemerkung wieder die Nüchternheit der Mutter bewies, so fühlte sich Rudolph doch schon glücklich, daß sie bereits an seine künftigen Erfolge und Pläne für die Zukunft anknüpfte, und er entgegnete eifrig: „Gewiß, liebe Mutter, das ist meine erste Sorge. Ich erwarte täglich den Bescheid. Der Theatersekretär hat mir schon Hoffnungen gemacht, und wenn mein Stück gefällt, dann habe ich Alles: Geld, Ehre, Ruhm, dann kann ich in völliger Freiheit Größeres, Bedeutenderes schaffen, und eine schöne, glänzende Zukunft gehört uns Allen."

Der junge Mann ging in hastiger Erregung auf und ab; seine Augen glühten und er hielt die Hand auf die Brust gedrückt, als müsse er das wilde Schlagen seines Herzens dämpfen. Die beiden Mädchen blickten verwundert zu ihrem Bruder auf; sie hatten ihn noch nie in Erwartung eines nahen Glückes so freudestrahlend gesehen. Selbst in die trüben Augen der Mutter kam ein höherer Glanz und sie sagte leise: „Das gebe Gott!"

Rudolph wollte in seinen Träumereien fortfahren und mit der reichen, blühenden Phantasie eines jungen Dichters die Zukunft weiter ausmalen, da ließ sich ein Klopfen an der Thüre hören. Im nächsten Augenblick reichte schon der Briefträger ein kleines, dickes Packet durch die halb geöffnete Thüre. „An Herrn Rudolph Stahl, es kostet Nichts," und kaum hatte Rudolph seine zitternde Hand darnach ausgestreckt, war der Briefträger wieder verschwunden. Der junge Dichter hätte nicht erst nöthig gehabt, das Packet zu öffnen; schon seine Form mußte ihm sagen, daß sein Stück abgelehnt worden; dennoch riß er mit fliegender Hast die Hülle auf und fand neben seinem Manuskript einen Brief, der in der kühlsten, aber höflichsten Form die Ablehnung des Drama's enthielt. — Nicht einmal die Gründe waren angegeben. Sein Gesicht war todtenblaß geworden, ein tiefer innerer Schmerz prägte sich darin aus; aber kein Laut kam über seine Lippen. Er legte leise das Packet auf den Tisch, trat an seine Mutter heran, die jeder seiner Bewegungen mit ängstlicher Spannung gefolgt war, und sagte mit schmerzlich zuckenden Lippen: „Ich werde jetzt die nächste Hauslehrerstelle annehmen, die mir geboten wird," und ohne ihre Antwort abzuwarten, stürmte er hinaus; er mußte jetzt in's Freie, um seinem Schmerz Luft zu machen. Er sah nicht den blauen Himmel, nicht den hellen Sonnenschein, der das noch etwas fadenscheinige Grün der Wiesen dunkler zu färben schien; sein Blick ruhte finster am Boden und er eilte rasch seinem Lieblingsaufenthalte, einem kleinen, unfern gelegenen Wäldchen, zu, das den Rand eines kleinen See's malerisch einrahmte.

Der leise rauschende Frühlingswind trieb die letzten dürren Blätter zur Erde, die dem Sturm des Winters so lange getrotzt und jetzt dem Lächeln des Frühlings nicht widerstehen konnten. Dem jungen Dichter war es, als sänke auch sein Glück, seine Lebenshoffnung welk und dürr dahin. Er warf sich jetzt unter einen der Bäume und hörte finster brütend auf das Herabrieseln der welken Blätter.

Der junge Dichter war nahe daran, seinem Leben in den Fluthen des durch die Bäume schimmernden See's ein Ende zu machen; aber er dachte an seine Mutter, seine kleinen Schwestern, denen er gelobt, eine Stütze zu werden, und sein Entschluß war gefaßt. Er wollte seinen Dichterträumen auf ewig Valet sagen und Alles daran setzen, aus dem Schiffbruch seiner Hoffnungen

wenigstens eine ehrenwerthe Existenz zu retten. Als er sich jetzt auf den Heimweg machte, war sein Gesicht ein anderes geworden; alle Weichheit und Träumerei war daraus verschwunden, mit fest geschlossenen Lippen und ernst gefurchter Stirne trat er wieder in das kleine, enge Stübchen.

Die Mutter sah ihrem Sohn, als er zurückkam, besorgt in die Augen; sie ließ sich von seinem ruhigen Wesen täuschen und athmete förmlich auf. „Du hast Besuch bekommen,“ sagte sie freundlich und wies auf einen jungen Mann, der in der Livrée eines herrschaftlichen Leibjägers am Fenster saß; dann verließ sie leise das Zimmer. Rudolph blickte verwundert auf den Fremden, der ihm bekannt vorkam. „Hermann Wolf?“ sagte er, noch unsicher.

„Gewiß, der tolle Hermann Wolf, es ist mir lieb, daß ich noch erkannt worden,“ sagte der Leibjäger und schüttelte Rudolph die Hand. Obwohl Beide bis Tertia auf einer Bank mit einander gesessen hatten, vermied Hermann doch das trauliche „Du“, weil er abwarten wollte, welchen Ton Rudolph, der ehemalige Schulfreund, anschlagen würde.

„Du bist es wirklich?“ rief dieser herzlich. „Ich freue mich, Dich nach so vielen Jahren wiederzusehen; wie ist es Dir ergangen?“ setzte er lebhaft hinzu, um allen Fragen nach seinem eigenen Geschick zuvorzukommen. Als Hermann sah, daß der junge Stahl die frühere Kameradschaft festhielt und sich an seiner Livrée nicht stieß, richtete er sich höher auf und entgegnete lachend: „Seitdem ich wegen meiner tollen Streiche vom Gymnasium gejagt wurde, habe ich manche Abenteuer erlebt, bis mich endlich das Schicksal in diesen Bedientenrock steckte.“

„Das Schicksal?!“ wiederholte Rudolph nachdenklich.

„Jawohl,“ betheuerte Wolf; „glaube mir nur, das Schicksal macht Alles, — den Einen zum Minister, den Andern zum Lakaien, was zuweilen auf Eines hinausläuft.“

Rudolph mußte lächeln. Er hatte bisher sein erfolgloses Ringen in eigener Schuld gesucht, seinen schwachen Talenten zugeschrieben und sich darüber höchst unglücklich gefühlt. Wie leicht fand sich dagegen dieser Mensch in seine ebenfalls verfehlte Laufbahn! Bisher hatte nur seine Keckheit, seine Lust zu übermüthigen Streichen den aufgeweckten und begabten Menschen aus besseren Lebensstellungen hinausgetrieben und jetzt warf er sein selbst verschuldetes Mißgeschick dem Schicksale auf die Schultern.

„Wer sich doch diese bequeme Lebensphilosophie aneignen könnte!“ — sagte Rudolph mit traurigem Lächeln.

„Das sollst Du auch, deßhalb komm' ich nur her!“ rief Hermann lachend. „Deine Mutter hat mir schon gesagt, daß Du jetzt anderen Sinnes geworden bist und die Stelle annimmst.“

„Welche Stelle?“ fragte Rudolph verwundert.

„Ach so, Du weißt noch nicht, daß ich jetzt im Dienst und Auftrage des Grafen v. Dornhoff komme,“ bemerkte Hermann.

Der Dichter schrack bei Nennung dieses Namens zusammen, er wollte Etwas entgegnen, aber Hermann fuhr lebhaft fort: „Die junge Gräfin hatte Dich als Erzieher ihrer Stiefkinder vorgeschlagen und ich sagte ihr, daß ich Dich kenne.“ Der Leibjäger stockte; er mochte Rudolph nicht gestehen, daß er etwas mit seiner Bekanntschaft geprahlt und sich vermessen hatte, seinen Jugendfreund zur Annahme der Stelle zu bewegen.

Der junge Stahl beachtete nicht Hermann's Verlegenheit, er fühlte nur eine tiefe, bittere Kränkung, daß Helene selbst ihn als Erzieher ihrer Stiefkinder vorgeschlagen habe. Damals hatte er auf das glänzende Anerbieten des Grafen v. Dornhoff verzichtet, weil er nicht die Ruhe seines Herzens und ihren Seelenfrieden auf's Spiel setzen wollte, und ihr dagegen war er so gleichgiltig geworden, daß sie in ihm nur den brauchbaren Erzieher ihrer Stiefkinder sah, und dieser seine Eitelkeit tief verletzende Gedanke entschied über sein Geschick. „Ich nehme die Stelle an,“ sagte er rasch und seine Lippen bebten. — „Das freut mich,“ entgegnete Wolf und schüttelte dem Jugendfreunde die Hand. „Nun hab' ich doch einen Kameraden! Nicht wahr, Du wirst Dich auch meiner im Schlosse nicht schämen?“ Der Leibjäger richtete seine dunkel blitzenden Augen forschend auf Rudolph's bleiches Gesicht. Der junge Stahl legte vertraulich seine feinen, schmalen Hände auf die breiten Schultern des Jugendfreundes und sagte herzlich: „Du sollst dort mein einziger Freund und meine Stütze sein!“

„Das will ich gern!“ rief Hermann lebhaft. „Stütz' Dich immer auf mich, Herzensjunge; Du siehst, ich bin groß und stark, und wenn Du einmal meinen Arm brauchst, dann zähle auf mich,“ und er streckte seine kräftige muskulöse Rechte aus, als wollte er schon jetzt jeden Gegner seines Freundes niederschmettern.

Der junge Dichter fühlte wohl, daß er bei seinem Jugendfreunde nie ein Verständniß für

seine seelischen Leiden finden würde; er hatte schon bei den ersten Worten Wolf's seine Hände zurückgezogen und entgegnete in einem Tone, durch den eine leichte Verstimmung hindurch klang: „Du bist der Alte geblieben und kannst noch jetzt Deine Landsknechtnatur nicht verleugnen."

„Darum pass' ich zum Grafen," erwiederte Wolf lachend; „er ist wild und toll wie ich. Nicht wahr, ich bin doch wirklich nicht so leicht wegzublasen?" und der Leibjäger richtete sich in die Höhe; „aber wenn ich neben dem Grafen stehe, sehe ich aus wie eine junge Tanne, die eine alte hundertjährige Eiche zum Nachbarn hat. Ich hoffe, der Graf wird Dir gefallen," plauderte Wolf weiter, „und wenn Du vollends Etwas von der Jagd verstehst, werdet Ihr bald gute Freunde sein. Ich glaube, es ist überhaupt gut, wenn ich Dich vorher mit den Schloßleuten bekannt mache," und der Leibjäger blickte seinen Freund fragend an.

Der junge Stahl war an's Fenster getreten und hatte die brennende Stirne an die kalten Scheiben gelehnt. Mit zerstreuter Miene hörte er auf das Geplauder seines Freundes, und erst bei der letzten Frage schreckte er auf und nickte nur mit dem Kopfe.

Hermann warf sich nachlässig in einen Stuhl und begann, zierlich seinen etwas röthlich schimmernden Schnurrbart drehend: „Den Grafen habe ich Dir schon beschrieben; er ist aufbrausend und heftig und verträgt keinen Widerspruch; aber wer ihn zu behandeln weiß, kann ihn um den Finger wickeln. — Die Gräfin ist — doch die mußt Du ja kennen," unterbrach er sich selbst und richtete sein volles ehrliches Gesicht dem Freunde zu.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus den Reihen der in Berlin einziehenden Soldaten.

Ein Korrespondent der Wiener „Neuen Freien Presse" hat sich deren einige abkonterfeit, die man noch lange nachher mit inniger Theilnahme betrachten wird. Lassen wir ihn schildern: — — Hier hatte sich „Lowise" hoch geröthet und im besten Sonntagsputze glückstrahlend an den Arm ihres endlich, endlich wieder eroberten Alexandriners (vom Kaiser Alexander-Regiment) gehängt, dort hatte „Mutter" sich mit dem kleinen Fritze durch die Kanonen und das Spalier der Gewerbe gedrängt und ihrem Reservisten-Gatten mit dem wilden Kriegsbart und dem Eisernen Kreuz auf der Brust eine Käseschrippe und eine kleine Weiße gebracht — und keine Macht der Erde hätte Fritze's Hand wieder aus der seines Vaters gelöst. Zwischen Vater und Mutter ging er stolz sogar am Kaiser vorüber. Und auch manch rührendes Wiedersehen fand auf der grünen Triumphstraße unter den Linden statt — dort, wo die 6000 kranken, wunden jungen Kameraden saßen und in ihren Rollstühlen lagen. „August, August Lehmann — kennst Du mich denn nicht mehr?" ruft ein bleicher Krüppel in den Siegeszug hinein und richtet sich mühsam mit Hilfe einer alten Frau, die neben ihm sitzt, von der Bank auf. Ihm fehlen beide Arme. Und die arme alte Frau ist seine Mutter — seine arme, alte, gebrechliche Mutter, die jene beiden Arme, jetzt längst draußen in der Erde vor Metz modernd, einst so frisch und fröhlich ernährt haben. Und August Lehmann, ein stattlicher Unteroffizier vom 2. Garderegiment, tritt schnell vom rechten Flügel seiner Sektion auf eine Sekunde an den jungen Kameraden heran. Er kennt ihn ja gut. Seite an Seite sind sie vor elf Monaten fröhlich nach Frankreich gezogen, und bei Gravelotte haben sie neben einander gekämpft, und der arme Krüppel wäre heute auch dort eingescharrt, wo seine beiden Arme liegen, wenn sein liebster Kamerad ihn nicht nach der schweren Verwundung vor den Hufen der Pferde, vor den Rädern der Kanonen an den Waldesrand auf den Nothverbandplatz getragen hätte. „Armer Junge!" und der lebensfrische Unteroffizier streckt dem Kameraden die Rechte entgegen. Er hat ihm ja nur in's Auge gesehen und darüber ganz vergessen, daß dieser keine Hand hat, die seine zu drücken. Und dann legt er seinen Arm um den Hals des Krüppels, und eine Thräne fällt auf seine zitternde Hand. Während des ganzen übrigen Jubeltages brennt diese Thräne dort so weh, und unter all dem Festglanze sieht der Unteroffizier immer wieder und wieder nur den armen jungen, bleichen Kameraden, dessen beide Arme in Frankreich begraben liegen.

„Sind die Füsiliere von Königin Elisabeth schon vorüber? Sagt mir's doch ja, wenn sie kommen!" Der Füsilier in der Uniform von Königin Elisabeth auf der Bank der Verwundeten wird nicht müde, dies immer auf's Neue zu fragen und zu bitten. Aber er wird doch sein eigen Regiment erkennen? Ja, wenn er es nur — sehen könnte. Bei Le Bourget hat ihm eine

französische Streifkugel beide Augen zerstört. „Jetzt kommen die Elisabether — und jetzt marschiren die Füsiliere vorbei!“ Da richtet sich der Blinde hoch auf und reißt den Eichenkranz von seiner Mütze und wirft ihn dorthin, wo er den taktmäßigen Schritt vorbeimarschirender Soldaten hört, und schwenkt die Mütze und ruft: „Hurrah! Königin Elisabeth! Hurrah! Füsiliere! Ich war auch mit dabei in Le Bourget. Jungens, ich bin Karl Altmann von der 7. Kompagnie — gebt mir doch eine Hand!“

In einem Rollstuhle sitzt ein blauweißer Gardehusar. Die Trompeten schmettern und die Gardehusaren reiten vorüber, so schmuck und frisch und fröhlich. Der Husar schaut ihnen nach, so lange er eine Uniform blitzen, ein Pferd wiehern hört. Erst dann steigt ihm eine Thräne in's Auge. Er darf ja mit den Kameraden heute nicht reiten, nie — nie wieder auf's Pferd steigen! Schon bei Wörth hat ihm eine Granate beide Beine fortgerissen. Beim Vorübermarsche der Gardeschützen, dieser stolzen, düster-ernsten Gestalten, will der Jubel und das Kränzewerfen gar kein Ende nehmen. Das sind die Tapferen, die Tapfersten von Gravelotte. Aber auch manche Hand greift an's Herz, dort thut's plötzlich so weh, und manch' Auge blickt durch Thränen nieder auf die Gardeschützen. — Das Herz und das Auge vermissen in diesen Reihen ja so Viele, so furchtbar Viele, die heute nicht mit vorüberziehen, die längst schlafen in den Riesengräbern von Gravelotte.

Der lauteste, reinste Jubel empfängt überall die 81 stolzen, prächtigen Unteroffiziere, die ausgezeichnet sind, die eroberten französischen Fahnen und Adler zu tragen, sowie die aus der ganzen deutschen Armee kombinirten Bataillone und Eskadronen, wo bunt durcheinander die Uniformen und Helme von Bayern und Württembergern, Hessen und Sachsen, Badensern und Preußen leuchten und auf keiner Brust das Eiserne Kreuz fehlt. Hurrah! Das wackere Bataillon vom Königs-Grenadier-Regiment! Nein, da läßt es den jungen Grenadier, der auch die berühmte Nummer 7 auf seiner rothen Achselklappe und das Eiserne Kreuz auf der Brust trägt, nicht länger still auf der Bank der Verwundeten sitzen. Er greift zu den beiden Krücken an seiner Seite — ein schmerzlicher Ruck und er hüpft neben seinen alten Kameraden von Weißenburg her, mit beiden kugelwunden Füßen in den weichen Tuchschuhen stets zugleich die Erde berührend. So marschirt er bei seinem Könige mit vorbei, der neben der Kaiserin und Kronprinzessin Stunde auf Stunde still und militärisch auf seinem Schlachtenrosse vor der Statue des alten Blücher hält und für unsere Krüppel ganz besonders seine königlichen Honneurs macht. Und so marschirt noch Mancher auf Krücken oder mit Stock und Stelzfuß mit den Kameraden und gar mancher, mancher junge Offizier trägt den Degen in der linken oder hält die Zügel seines Pferdes in der rechten Hand, weil der andere Aermel leer niederbaumelt.

Mannigfaltiges.

(Ein sinniges Transparent.) Beim Empfang der hanseatischen Truppen in Hamburg am 17. Juni prangte die Stadt von Lichtern und Transparenten. Stets von einer undurchdringlichen Zuschauermenge umgeben war ein großes Leuchtbild im Hause des Nähmaschinenhändlers C. Regenhardt in der Nähe der glänzend dekorirten via triumphalis. Dort sah man in künstlerisch schöner Ausführung Fürst Bismarck mit der ernstesten Staatsmiene an einer Nähmaschine sitzen und mit unnachahmlicher Geschicklichkeit die zerrissenen Theile der Landkarte Germaniens: Nord und Süddeutschland, Elsaß und Lothringen, zum neuen deutschen Reich vereinigen. Darunter stand der Vers:

Während Frauen und Jungfrauen nähen und sticken,
Muß Bismarck das zerrissene Deutschland flicken.

Lebensphilosophie.

Die Fröhlichkeit ist ein liebenswürdiges Mädchen und ist sehr glücklich, wenn sie mit dem Ernste sich vermählet. Aber heirathet sie den Herrn Lustig oder gar den Trunk, einen sehr verrufenen Burschen, so erlebt sie an ihren Kindern keine Freude. Denn drei Töchter werden ihr geboren und ein sauberer Herr Sohn. Die Lustigkeit ist die älteste, die Ausgelassenheit die zweite und die Schamlosigkeit die dritte. Ihr Sohn aber ist unter dem Namen Bruder Lüderlich bekannt genug.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Montag, 10. Juli 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Rudolph fühlte die dunkle Röthe, die sein Gesicht überzog; vergeblich suchte er sie niederzukämpfen, nur seiner Stimme war er noch Herr und er entgegnete ziemlich fest und ruhig: „Erzähle immer — es liegen Jahre zwischen unserer Bekanntschaft.“ Dem Leibjäger war völlig die Bewegung seines Freundes entgangen. „Nun, von der Gräfin ist nicht viel zu sagen,“ fuhr er fort und lehnte sich noch bequemer im Stuhl zurück; „sie ist sanft und gutmüthig und verwirrt Nichts. An ihr wirst Du freilich keinen großen Rückhalt haben. Mit den beiden Jungen mußt Du sehen, wie Du fertig wirst; der älteste ist ein stiller Junge — „die Schlafmütze“ — nennt ihn der Graf, der jüngste aber ist ganz der Vater und auch dessen Liebling; aber er ist noch eigensinniger wie der Graf. Wenn Du dem Jüngsten etwas durch die Finger stehst, dann hast Du vollends beim Grafen gewonnen Spiel!“

„Nein, das werde ich nicht!“ entgegnete Rudolph fest, indem sich der Erzieher zu regen begann. — Wenn er seinen Dichterträumen nun einmal Lebewohl sagen mußte, dann wollte er sich auch seiner neuen Aufgabe mit aller Entschlossenheit weihen. Wolf blickte seinen Freund verwundert an und sagte mit bedenklicher Miene: „Ja, lieber Freund, dann sag' ich Dir im Voraus —“ er stockte und wußte nicht, wie er schonend seine Gedanken ausdrücken solle.

Rudolph verstand ihn schon; er trommelte leise mit den Fingern auf der Fensterscheibe herum und entgegnete ruhig: „Daß ich nicht lange Hauslehrer des Grafen v. Dornhoff sein werde, willst Du sagen; aber ich werde dennoch den Eigensinn dieses Knaben brechen.“ Aus dem Gesicht des jungen Dichters war jeder träumerische Ausdruck verschwunden — es zeigte jetzt beinahe eine gewisse Härte. Der Leibjäger schüttelte den Kopf, aber er wollte das ihm unangenehme Gespräch abbrechen und sagte aufstehend: „Komm', lieber Freund, laß uns heut' noch eine Wanderung durch die Hauptstadt machen. Ich will die paar Stunden benutzen; morgen Abend hocke ich schon wieder auf unserem stillen Dorfe.“

Die Freunde wollten mit einander das Zimmer verlassen, da trat die Mutter wieder herein. Sie richtete einen ängstlich fragenden Blick auf ihren Sohn, aber ehe dieser antworten konnte, begann schon der Leibjäger mit seiner kräftigen, etwas lauten Stimme: „Fangen Sie immer an zu packen, liebe Frau Stahl, morgen geht es fort.“

„Wirklich?“ rief sie erfreut, die bis zum letzten Augenblick gezweifelt hatte.

Gerade diese Freude schnitt dem jungen Dichter in's Herz; es klang fast bitter, als er jetzt sagte: „Ich habe wirklich die Stelle angenommen und nun wirst Du gewiß mit mir zufrieden sein.“ Er sah seine Mutter mit einem traurigen Blick an und ohne ihre Antwort abzuwarten, eilte er hinaus.

Wolf steckte seinen Arm unter den des Freundes und schlenderte mit ihm die Dorfstraße entlang. Er achtete nicht auf die Schweigsamkeit seines Begleiters, in ihm tobte die Freude, die Residenz wiederzusehen, und in seiner glücklichen, übermüthigen Stimmung erschien ihm selbst das ernste, düstere Antlitz des Freundes heiter und fröhlich. Es gibt Menschen, die nur immer die Welt in demjenigen Lichte sehen, das ihre eigene Seele ausgestrahlt hat.

Nach einer kurzen Wanderung bemerkte der Leibjäger einen Omnibus, der eben von seinem Stationsorte fortfahren wollte. Er rief ihm schon von Weitem ein kräftiges „Halt“ zu und machte

so lange Schritte, daß ihm der Freund kaum zu folgen vermochte. Einige Augenblicke später rollten die Freunde der Residenz zu.

Jetzt erst entfaltete sich die ganze Naturfrische des wilden, lustigen Gesellen. Je großartiger sich das Wogen und Treiben der Hauptstadt vor ihnen aufthat, je heiterer wurde Wolf. Die Luft der großen Stadt schien förmlich berauschend auf ihn zu wirken. Er hatte für Alles Augen, freute sich über die großartige Veränderung, die seine Vaterstadt während seiner langen Abwesenheit erfahren, und war noch glücklicher, wenn er auf alte bekannte Dinge stieß, an denen die Zeit spurlos vorübergegangen war. Selbst die plumpen Anschlagesäulen fanden in seiner Begeisterung für die Vaterstadt die vollste Anerkennung.

Der Omnibus war inzwischen bis in den Mittelpunkt der Stadt gerollt, wenigstens soll dies der auf dem großen Platze errichtete kleine Obelisk andeuten. „Wir wollen hier aussteigen," bemerkte der Leibjäger — „ich habe noch einige Einkäufe zu machen;" und mit der Sicherheit eines Mannes, der hier Bescheid weiß, lenkte er in eine Seitenstraße ein. „Ich muß meiner Geliebten Etwas mitbringen," plauderte Wolf; „Du sollst sie nur kennen lernen, es ist ein prächtiges Mädchen!" — Nun entwarf er mit lauter, lebhafter Stimme eine Schilderung von seiner Wanda, die Rudolph mit völliger Theilnahmlosigkeit anhörte. „Was meinst Du, was ich ihr kaufen soll?" und ohne die Antwort des Freundes abzuwarten, fuhr er fort: „Das Beste ist, ich kaufe ihr ein rothes Tuch, roth ist meine Leibfarbe," und er zog jetzt seinen Freund in den großartigsten Laden der Residenz hinein. „Ich hab' es ihr gleich gesagt, daß ich ihr von hier Etwas mitbringe." Bald hatte Wolf sein Kaufgeschäft beendigt und ein prächtig rothes Tuch ausgewählt. „Nun mußt Du mir noch rathen, was ich für ein Buch kaufen soll," begann der Leibjäger wieder, „sie hat gern Gedichte."

(Fortsetzung folgt.)

Eine französische Stimme über Frankreich.

Eine Pariser Vierteljahrsschrift, welche vorwiegend wissenschaftlich-geschichtliche Aufsätze — vielfach mit etwas ultramontaner Tendenz — enthält, die Revue des questions historiques, bringt in dem ersten seit dem Ende des Krieges erschienenen Hefte (Lieferung 18, Seite 495) eine Chronique von Leon Gautier, worin folgende Geständnisse vorkommen:

„Unser gegenwärtiges Unglück kommt nicht von dem Glück unserer Feinde, sondern von unserer innern Fäulniß. Unsere Laster sind es, die uns tödten. Wenn Preußen gesiegt hat, so hat es das allerdings dem unbestreitbaren Talent des Herrn Moltke, aber vor Allem der unbeschreiblichen Unwissenheit aller unserer Generale und aller unserer Offiziere zu danken. Ganz kürzlich sagte mir A. Cochin mit seiner gewohnten Feinheit: „Wir sind ein geistvolles Volk (un peuple d'esprit), welches nicht gearbeitet hat, und wir sind geschlagen von einem Volke, welches keinen Geist besitzt, aber gearbeitet hat." O Franzosen, o Athener, o ihr ganz geistvollen und bezaubernden Leute, beachtet wohl diese letzten Worte, die den Schlüssel zu unserm Unglück enthalten! Wir sind das liebenswürdigste und das — trägste aller Völker.

„Die Revue des questions historiques hat ihre Pflicht nicht versäumt. Seit vier oder fünf Jahren haben wir unsere Leser unaufhörlich auf die Gefahren der Unwissenheit und der Trägheit aufmerksam gemacht, ihnen die Deutschen als Vorbild vorgehalten und ihnen in allen Tonarten zugerufen: „Arbeitet, arbeitet!" Wir haben namentlich auf die Nothwendigkeit einer Hebung der geographischen und historischen Studien hingewiesen. Unsere Stimme muß die eines Predigers in der Wüste gewesen sein; die Revue kann nicht viele Leser in unserer Armee gehabt haben.

„Ich werde hier einen sehr empfindlichen Punkt berühren, eine schlecht geheilte Wunde wieder aufreißen, aber es geht nicht anders. Um Alles in wenigen Worten zu sagen: Die Unwissenheit des französischen Offiziers war unbeschreiblich groß. Aus der polytechnischen Schule oder aus Saint Cyr kommen unsere jungen Leute voll Feuer und Licht; das Garnisonleben löscht sie in wenigen Monaten aus. Ein Unterlieutenant von 25 Jahren war in kurzer Zeit eben so verbraucht (usé) wie der älteste Kapitän seines Regiments, und das will viel sagen. Fast überall brachten unsere Offiziere sieben Achtel des Tages im Café des Theaters zu: vor dem Frühstück Absinth, nach jedem Mahle Kaffee und was dazu gehört, zwischen dem Frühstück und Diner Spazierengehen, Billard und Langeweile, des Abends das Theater. Das sind — mit glänzenden Ausnahmen, die man sich so zahlreich denken mag, wie man will — die Offiziere, die wir den Preußen entgegengestellt haben.

„In der polytechnischen Schule wurden die jungen Leute noch durch die Hoffnung gehalten, eine gute Note beim Examen zu bekommen. So war es dort noch Sitte, zu arbeiten. Aber in der Ecole d'application zu Metz war es anders; der alte Eifer erkaltete dort in merkwürdiger Weise. Ich glaube die Wahrheit nicht zu verletzen, wenn ich sage, daß gewisse deutsche Offiziere, die man nach Metz sandte, um dem Unterrichte beizuwohnen, die fleißigsten waren. Saint-Cyr bot kein tröstlicheres Schauspiel: man arbeitete freilich fleißig, um dort einen Platz zu bekommen; aber hatte man diesen erlangt, so erlosch der Eifer. Einige gute Köpfe, welche den Generalstab im Auge hatten, suchten freilich ihren Platz unter den 30 besten Schülern zu behaupten; aber das war auch ungefähr Alles. Namentlich wurden in Saint-Cyr Geographie und Literatur verachtet und gehaßt. Ein ausgezeichneter Professor, Herr Broutta, hat sich dort viele Mühe gegeben, mit sehr geringem Erfolg. Es ist derselbe Gelehrte, den ich im Cercle catholique ganz vortreffliche Vorlesungen über die Geographie halten hörte — vor 5 Zuhörern, während 200 bis 300 junge Leute ganz in der Nähe waren und — Billard spielten.

„Die höchsten Militärs geben in dieser Beziehung das schlechteste Beispiel. Der Exkaiser gehörte zu Denjenigen, welche sich durch die skandalöseste Unwissenheit in der Geographie auszeichneten. Ein Beispiel, für das ich einstehen kann: Einige Zeit nach Beginn des Krieges in Mexiko ließ sich Napoleon III. auf der Karte zeigen, wo Vera-Cruz und Puebla liegen! Unter den Generalen gab es nur zu viele, die die Wissenschaft förmlich verachteten. Als General Frossard in seiner Eigenschaft als Präsident des Generalrathes die Archive der Haute-Marne besuchte, sprach er in meiner Gegenwart die denkwürdigen Worte: „Warum verbrennt man nicht die Hälfte dieser alten Papiere?" Die Archive von Chaumont enthalten aber gerade die reichsten Materialien für die alte Geschichte und Geographie von Frankreich. Und General Frossard gehört zu den Genie-Offizieren und wurde später Gouverneur des kaiserlichen Prinzen! Jene Worte, die ich selbst gehört (ich war Archivar des Departements), erinnern mich an die Aeußerung eines anderen Generals, welcher Inspektor der Militärschulen war: „Es ist sehr hübsch von euch, daß ihr arbeitet, meine Kinder; ich für meinen Theil bin ohne das so weit gekommen." Die Regimentsschulen existiren fast nur auf dem Papiere. Auf die Offiziere, welche arbeiteten, zeigte man mit Fingern und behandelte sie als Sonderlinge.

„Der Krieg von 1870 hat diesen Generalen eine furchtbare Lektion ertheilt, welche freilich eben so tapfer wie unwissend waren, aber darum doch geschlagen worden sind. Es stand uns ein Volk gegenüber, welches den Krieg wissenschaftlich führt. Der Preuße schlägt sich in derselben Weise, wie er einen Text kritisirt, mit derselben Präzision und Methode. „Bah, haben wir gesagt, wir haben unsere Mitrailleusen und unsere Zuaven und wir werden am 15. August in Berlin sein!" Das Uebrige weiß man.

„Am 4. August starb der unglückliche General Douay den Heldentod bei Weißenburg; erst am Tage vorher hatte er sich dazu verstanden, eine Karte anzusehen. Kurze Zeit vor Sedan spazirte einer unserer Generale mit einem meiner Freunde, der mir die Sache erzählt hat, am Ufer eines großen Flusses und fragte: „Wie heißt dieses Wasser?" Es war die Maas. Er wußte Nichts davon. Ein Anderer fragte um dieselbe Zeit, wie weit Metz von der Grenze entfernt sei; ein Anderer, ob Thionville am Rhein liege. Ein Anderer fragte bei Neuville seine Soldaten nach dem Namen eines Ortes, wo er den ganzen Tag dem Feinde einen heldenmüthigen Widerstand geleistet hatte.

„In der Nähe von Paris herrschte dieselbe Unwissenheit. Ein Generalstabs-Offizier (freilich von der Nationalgarde) führte ein Marschbataillon, ohne es zu wissen, mitten in die Preußen hinein. Eben zur rechten Zeit machte ihn noch Jemand darauf aufmerksam, der zum Glück eine Generalstabskarte bei sich hatte. Sofort kehrte man um; aber in der Verwirrung hatte man beinahe die Avantgarde vergessen, welche einige Minuten später ohne Zweifel in Gefangenschaft gerathen wäre.

„Die Preußen dagegen kennen die Geographie. Sie haben die Karten nicht nur in der Tasche, sondern im Kopfe. Einer meiner Freunde erzählte mir Folgendes: Die Preußen rücken eines Tages in der Nähe von Amiens in ein ganz kleines Dorf ein, welches nur Eine Straße hat. Sie suchen überall herum. Endlich sagt ihr Anführer zu einem der Einwohner: „Es muß hier einen Querpfad geben, der uns einen Umweg ersparen würde. Ihr habt ihn unkenntlich gemacht; wir müssen ihn wissen." Er hatte ganz Recht: der Pfad war da, die Bauern hatten den Eingang desselben unkenntlich gemacht. Während der großen Kämpfe des Generals Faidherbe gegen

die preußische Armee zeichneten die in Amiens zurückgebliebenen deutschen Offiziere mit merkwürdigem Geschick alle Positionen, welche ihre Truppen und welche die Franzosen innehatten. Kein Hügel, keine Unebenheit des Bodens, kein Bach entging ihnen. Sie wußten Alles, und sie sagten den ganzen Verlauf der Schlacht vorher, die am folgenden Tage geliefert werden sollte, und Alles traf zu. Wird man nun noch behaupten, die Geographie und die Karten dienten zu Nichts?

„Ich weiß nicht, wie es zu Brüssel bei den Friedensverhandlungen zugegangen ist, aber ich zittere, wenn ich an die Demarkation der Grenze denke. Ich bin überzeugt, die Preußen haben sich in den Vogesen die Bergspitzen und Hochebenen ausgesucht, welche die besten militärischen Positionen bilden, und unsere skandalöse Unwissenheit wird ihren Prätentionen zu Hilfe kommen. Diese Leute kennen die Vogesen, als hätten sie ihnen seit tausend Jahren gehört, und sie haben längst ihren Blick auf die natürlichen Festungen geworfen, die sie für die uneinnehmbarsten halten. Caveant consules!

„Wie ist zu helfen? Nur durch Ein Mittel: Arbeiten! In jedem College und Lyzeum muß fortan gründlicher Unterricht in der physischen und politischen Geographie ertheilt werden, und zwar von einem Fachmanne, nicht von einem Grammatiker oder Literaten. In den Ferien müssen die jungen Leute Exkursionen nach Deutschland, Italien, Spanien, nach den Alpen, nach den Pyrenäen, überall hin machen. In unseren Militärschulen muß man sich nicht damit amüsiren, die schrecklichen Festungspläne vorzulegen, die fast immer die nämlichen sind; man muß mit eigenen Augen sehen, in den Schulen und Lagern anderer Völker lernen. — Kurz, wir müssen ordentlich Geographie lernen und nicht mehr so thöricht sein, über den Namen Geographie zu erröthen, weil die alten Soldaten Bonaparte's darüber ihre Witze machten."

Im Verlaufe des Aufsatzes spricht Leon Gautier von der Nothwendigkeit einer Reform des höheren Unterrichts in Frankreich überhaupt. Er sagt u. A.: „Im Unterrichtswesen haben wir Alles neu zu schaffen oder umzugestalten. Man spricht seit einigen Monaten viel von Dezentralisation und man kann nicht zu viel davon sprechen. Vor Allem ist der Unterricht zu dezentralisiren. Wenn wir nicht das Universitätswesen umgestalten, sind wir verloren. In den Universitäten liegt Deutschlands Stärke und das Geheimniß seiner Triumphe. Wir müssen in Frankreich 20 Universitäten haben, und zwar bald. — Dann müssen wir uns von mehreren Mißbräuchen frei machen. Der gefährlichste darunter ist die Rhetorik, die Schönrednerei, welche im College de France, in der Sorbonne, in allen unseren Fakultäten so sehr in Mode ist. Die Vorlesungen sind in Frankreich nur Schaustellungen der Beredtsamkeit. Der Professor will einen brillanten Kreis von Zuhörern und Zuhörerinnen haben und richtet seinen Vortrag darnach ein. Er ist geistreich, wortreich, fesselnd. Wenn er nicht das Glück hat, Damen zu seinen Füßen sitzen zu sehen, wendet er sich an die politischen Meinungen der jungen Leute, die ihn hören. Er sieht es auf feine Wendungen, Malicen, Esprit und Anspielungen ab. Das ist delizios, aber es nützt Nichts. Man geht ebenso unwissend wie entzückt aus dem Hörsaal. Das muß anders werden. Die Thore der Universitäten müssen die Inschrift erhalten: „Verbotener Eingang für Schönredner!" Sonst geht Alles schlecht."

Zum Schlusse zeigt aber Herr Leon Gautier, daß er doch weder von den deutschen Universitäten, noch von Dem, was Frankreich in dieser Beziehung noththut, eine rechte Vorstellung hat und daß seine ultramontanen Gesinnungen ihn hier irreführen. Er proponirt die Gründung von vier katholischen Universitäten und fügt bei: „Ich kenne einen Bischof, welcher in diesem Augenblicke den Plan zu einer vollständigen Universität entwirft. Viele meiner Leser werden wahrscheinlich sich wundern, wenn ich ihnen sage, daß er fast alle nöthigen Lehrkräfte in seiner bischöflichen Stadt findet. In der That brauchen wir nicht so sehr viele Professoren in jeder Fakultät; vier oder fünf sind reichlich genug. Vier oder fünf tüchtige Aerzte genügen für eine medizinische, vier oder fünf tüchtige Advokaten für eine juristische Fakultät, und ähnlich ist es mit den andern Fakultäten. Nur ist von allen diesen Gelehrten zu verlangen, daß sie vor Allem Christen seien. Wir müssen von Allen, welche den Auftrag erhalten sollen, Männer, Franzosen und Christen zu bilden, eine aufrichtige Zustimmung zu allen Lehren der Kirche fordern, namentlich zu denjenigen, welche der Papst jüngst promulgirt hat." (O weh!)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Mittwoch, 12. Juli 1871.

* Hochzeitlied.

Wie im Bach mit süßer Lust
Ich Pomonen's schönsten Hügel
Oefters sah im klaren Spiegel
Ruhen an des Himmels Brust; —

Also weilet froh mein Blick
Heute, da zwei Bräut' im Kranze,
In der Schönheit mildem Glanze
Spiegeln ihrer Lieben Glück.

Zu der Rose Purpurgluth,
Welche prangt, den Blick zu weiden,
Wendet sich hinauf mit Freuden
Himmelsklarheit aus der Fluth.

Und der Blume lieblich Bild
Scheint zur Quelle sich zu neigen;
Und sich liebreich zu bezeigen,
Strahlt sie wieder rein und mild.

Will die Rose, sich bewußt
Holden Sieg's, am Himmel blinken?
Will die Quelle Nektar trinken?
Welche Fülle süßer Lust!

Fröhlich, wie der Mädchen Schaar,
Wie der Nymphen leichte Tänze,
Bringet Lieder, bringet Kränze,
Freunde, diesem Feste dar!

Rufet Wachsthum und Gedeih'n,
Fleht um Sonne, Thau und Regen!
Doch — bei Frommen kehrt der Segen
Billig schon von selber ein.

Weicht, ihr Sorgen, weit zurück,
Laßt ihr Eden frei und offen;
Also wünsch' ich, und mit Hoffen
Hängt mein Herz an Ihrem Glück.

Wie der Becher überschwillt!
Liebe lohnet süß Vertrauen;
Ja — ein liebend Paar zu schauen
In der Schönheit mildem Glanze,
Gar, wie hier, im Schwesterkranze,
Bleibt des Lebens schönstes Bild!

Blieskastel, 4. Juli 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Diese letzten Worte weckten Rudolph aus seiner Träumerei, sie erinnerten ihn wieder an seine eigene poetische Thätigkeit, der er jetzt den Rücken zukehren sollte.

„Gedichte!?" fragte er ganz erstaunt.

„Gewiß," war die Antwort; „aber sie müssen in Goldschnitt eingebunden sein — da ist schon eine Buchhandlung," und Hermann zog den Freund mit fort.

Der Buchhändler legte den Freunden eine Menge Bücher vor und Wolf prüfte mit scharfen Augen den Einband. Da fiel sein Blick auf ein kleines, zierliches Bändchen: „Gedichte von Rudolph Stahl." Hermann wollte anfangs seinen Augen nicht trauen und wiederholte halblaut den Titel; dann sah er seinen Freund mit einem so langen, verwunderten und fragenden Blicke an, daß der junge Dichter trotz seiner trüben Stimmung unwillkürlich lächeln mußte.

„Diese Gedichte kann ich Ihnen besonders empfehlen," sagte der Buchhändler, „ich habe viel Gutes darüber gelesen und finde sie selbst sehr schön."

Wolf hatte das kleine Buch in die Hand genommen und damit in der Luft herumfechtend, fragte er lebhaft: „Herzensjunge, sind die Gedichte wirklich von Dir?"

„Mache doch nicht diesen Lärm!“ flüsterte Rudolph, — „ich gestehe ja schon mein jugendliches Verbrechen ein und habe es schwer genug büßen müssen.“

„Du hast sie also wirklich gemacht?“ begann Hermann Wolf wieder ganz laut, der sich durchaus nicht stören ließ. „Nein, was wird die Wanda für Augen machen! Was kostet das Buch?“ wandte er sich hastig zu dem Buchhändler, der sich beeilte, dem Fremden sein Kompliment zu machen und mit einer gewissen Theilnahme den jungen Dichter betrachtete.

„Was kostet das Buch?“ wiederholte Wolf rasch, zahlte den verlangten Preis und das Buch wanderte in seine große Tasche.

„Nun, was wird erst die Gräfin für Augen machen!“ begann Hermann, als sie wieder auf die Straße hinaustraten, „die schwärmt für Dichter und Wanda hat es wohl von ihr gelernt.“

„Hermann, ich habe eine Bitte,“ sagte jetzt der junge Stahl sehr ernst. „Sage Niemand, daß ich der Verfasser dieser Gedichte bin, hörst Du?“

„Aber ich begreife nicht!“ —

„Nicht wahr, Du erfüllst mir die Bitte?“ wiederholte Rudolph eindringlich.

„Dein Name steht ja oben, da wird mein Schweigen nicht viel helfen,“ meinte Wolf.

„Sag', daß es ein komischer Zufall sei,“ entgegnete Rudolph hastig, „ich könnte nicht der Dichter sein, denn mir sei alle Poesie verhaßt.“

„Siehst Du, das ist alles Schicksal,“ erklärte der Leibjäger; „das Schicksal führte mir Dein Buch in die Hände und ich glaub', das Schicksal hat Dir so lange mitgespielt, bis Du das Dichten satt bekommen hast; nicht wahr?“

Wolf sah die schmerzlich zuckenden Lippen seines Freundes und besaß trotz seiner lustigen Laune so viel Herzenstakt, um jetzt zu schweigen. Erst als der Leibjäger vor seinem Gasthof angekommen war und sich für heute von seinem Freunde verabschieden wollte, sagte er herzlich: „Es bleibt also dabei, die Bedingungen hat Dir der Graf schon früher geschrieben und mit dem Morgenzuge segeln wir ab.“

Rudolph trat, in schmerzliche Gedanken versunken, den Heimweg an. Das kleine Ereigniß in der Buchhandlung hatte alle Saiten seines Innern berührt. Ihm war es gewesen, als ob seine eigenen Lieder ihn zurückhalten, wie Sirenen wieder an ein anderes Gestade locken wollten. Noch niemals waren ihm seine Gedichte so fremd erschienen, wie in jenem Augenblick. — „Die bunten, schillernden Geschöpfe meiner Phantasieen führen noch ein klingend freundlich Dasein weiter, während die Brust, der sie entsprungen, still und todt —“ murmelte er vor sich hin. „Und sind es denn noch meine Gedichte, wenn ich sie selbst nicht mehr verstehen werde?“ — „Du kannst ja noch weiter dichten und träumen“ — flüsterte ihm die Hoffnung zu, während ihm sein Verstand sagte, daß der Frühling in seinem Herzen abgeblüht und seine poetische Kraft nicht mehr stark und kräftig genug sei, um noch inmitten einer anstrengenden Lehrthätigkeit neue Knospen anzusetzen. Er war entschlossen, mit der Vergangenheit völlig zu brechen und fortan all sein Augenmerk darauf zu richten, seiner neuen, vielleicht sehr schwierigen Aufgabe sich gewachsen zu zeigen.

Als Rudolph nach Hause kam, hatte die Mutter schon Alles vorsorglich zur Reise eingepackt und in ihrer geflissentlichen Geschäftigkeit suchte sie ihren Schmerz zu betäuben. Wenn sie auch jetzt ihren Sohn eine Richtung einschlagen sah, die ihr eine größere Bürgschaft für die Zukunft bot, so galt es doch eine längere Trennung, und die bleibt für ein Mutterherz eine schwere Aufgabe. Rudolph ging still und schweigsam umher; die Geschwister weinten, als sie von der Abreise des Bruders hörten, und wurden erst durch sein Versprechen beruhigt, daß er ihnen die hübschesten Sachen schicken wolle. —

Nach einer von Rudolph schlaflos zugebrachten Nacht schlug die Stunde der Trennung. Die kleinen Schwestern schliefen noch und die jüngste lächelte im Traum, als sich der Bruder über sie hinwegbeugte. Die Mutter geleitete ihren Sohn auf den Bahnhof. Der Morgen begann erst zu grauen und ehe die Kinder erwachten, war sie schon wieder zurück.

Auf dem Perron des Bahnhofes lief bereits Hermann ungeduldig hin und her. Trotz der Dämmerung erkannte sein scharfes Auge die Ankommenden. „Es ist Zeit,“ sagte er hastig, „ich hatte schon die Billets gelöst und wenn Du nicht kamst, hätte ich ein hübsches Stück Geld mit trockenem Munde verfrühstückt.“ Während der Hinfahrt hatten Mutter und Sohn nur von den alltäglichen Dingen gesprochen. Erst jetzt, als sie ihren Sohn an die Brust drückte, fragte sie leise und besorgt: „Du gehst doch gern dahin?“ —

Einen Augenblick schwankte Rudolph, ob er seiner Mutter die Wahrheit bekennen sollte, dann

sagte er mit leiser, tonloser Stimme: „Dir zu Liebe gehe ich hin. — Stände ich ganz allein, dann hätte ich den Kampf noch nicht aufgegeben und ich würde mich an mein Ziel gerungen haben oder untergegangen sein.“ Die Augen des jungen Mannes leuchteten noch einmal prächtig auf. Fast gereute es Frau Stahl, daß sie ihren Sohn so hartnäckig in eine bürgerliche Stellung hineingedrängt habe, und ihre Augen ruhten in schmerzlicher Sorge auf dem geliebten Sohne. Er stand jetzt am Scheidewege — ein Wort von ihr und er wäre jubelnd an ihre Brust geflogen, hätte die schlimmsten Entbehrungen ertragen, nur um seinen poetischen Träumen nachzuhängen.

Rudolph glaubte in dem bekümmerten Blick der Mutter nur die Besorgniß zu finden, daß er mit seiner idealen Richtung sich in die realen Weltverhältnisse nicht finden würde, und er entgegnete mit zuckenden Lippen: „Fürchte Nichts, ich habe für immer mit der Vergangenheit abgeschlossen und werde meiner Stellung gewachsen sein!“

Die Eisenbahnglocke schrillte durch die feuchte, kühle Morgenluft. Die Reisenden mußten ihre Plätze einnehmen, ein letztes Lebewohl, ein Druck der Hand, und der Eisenbahnzug setzte sich in Bewegung und fuhr in die Dämmerung hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Zipfelmütze.

Von Hans Wachenhusen.

Die Raben krächzen nicht mehr um den Kyffhäuser, das deutsche Reich ist wieder erstanden, wir, die germanische Nation, machten, als wir plötzlich aus unserer politischen Lethargie aufgerüttelt wurden, die Entdeckung, daß gerade die Nation die Schlafmütze trug, welche uns um dieselbe am meisten verhöhnt hatte. Deutschland, als es nach Frankreich hinein rückte, fand, daß gerade dieses Volk, das äußerlich von Lack und Firniß troff und von Goldschaum glänzte, in allen politischen und kommunalen Institutionen am weitesten zurückgeblieben, daß dieses Volk, welches die ganze Welt mit Pomaden, Perücken, mit Chignons, Parfümerien und Confiserieen überschwemmte, dessen Talent und Genie von allen Nationen mit blinder Ergebenheit anerkannt wurde, daß dieses Volk noch beim ABC elementarer Bildung zurückgeblieben und, während es in Hand- und Maschinenarbeit durch unbestreitbaren Vorrang exzellirte, in seiner Erziehung hinter der des gewöhnlichsten preußischen Bauerburschen stand. Das Volk konnte noch nicht lesen, nicht schreiben, und die Armee war faktisch verwahrlost. Es bedurfte eines so furchtbaren Geschickes, wie es über diese Nation gekommen, um sie erst in die Schule zu schicken. Und so soll denn jetzt plötzlich die Nation Alles nachholen, was sie an Schulunterricht versäumt; ja, noch mehr, sie soll die Waffen tragen lernen und mit Chassepots exerziren. Thiers macht es mit Frankreich, wie Saul mit David. Er gibt ihm Kleider, setzt ihm einen ehernen Helm auf und legt ihm einen Panzer an. Frankreich aber wird wie David zu Saul sprechen: Ich kann nicht also gehen, denn ich bin es nicht gewohnt. War man doch schon einmal im Zuge, die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich einzuführen, und wer garantirt denn, daß nicht auch diesmal der Widerspruch durchdringt, daß man die allgemeine Wehrpflicht und zugleich das Stellvertretungs-System dekretirt?

Wer viel Geschrei macht, wird wenig schaffen. So war's bisher in politischer Hinsicht mit unsern gallischen Nachbarn, die noch heute dieselben politischen Seiltänzer und Histrionen sind, wie sie es zu Zeiten des Vercingetorix gewesen. Eine Million von Deutschen hatte bei diesem Kriege Gelegenheit, das Innere Frankreichs kennen zu lernen; die Kenntniß dieses Landes ist also eine allgemeinere geworden, als sie früher durch literarische und geschichtliche Touristen sein konnte. Ein Jeder hat jetzt das Recht, nach eigenem Augenschein über die Zustände Frankreichs zu sprechen, wie der Krieg sie fand. Es sei deßhalb erlaubt, einen Blick auf die bürgerliche Physiognomie dieses Landes zu thun.

Deutschland hatte stets ein offenes Auge für sich selbst; es sah aber mehr seine Schwächen, als seine Stärke. Man verzeihe mir die Anwendung des trivialen Sprüchworts: Der Stier hat seine Hörner erst kennen gelernt. Wir Alle waren der Ueberzeugung, daß die Spießbürgerei nirgendwo größer sein könne, als bei uns, und doch überzeugt uns die oberflächlichste Kenntniß der französischen Provinzen, daß dort nicht nur das Gevatterthum, die Fraubaserei bei Weitem mehr in Blüthe steht, sondern noch durch die unbegreiflichste Ignoranz unterstützt wird, welche bei uns doch durch den Schulzwang und die größere Lernbegier der Deutschen verhindert wird.

Die größere Lebendigkeit und Elastizität der wälschen Natur unterdrückt keineswegs den Hang

zur Klatscherei, sondern fördert denselben nur. Wir sehen dies selbst in den Pariser Zeitungen, die täglich eine Sündfluth von Klatsch aus der Conciergeloge bis zu den Salons der Aristokratie und den Tuilerieen hinauf produzirten, deren die deutsche Presse nicht fähig wäre. Es würde der letzteren einerseits das Talent dazu fehlen, andererseits bietet das deutsche Volks- und Gesellschaftsleben nicht diesen unerschöpflichen Stoff von Skandälern, welchen die Lüderlichkeit des Pariser Lebens wie Kehricht auf die Straße wirft und der hier von den literarischen Chiffonniers so sorgsam aufgelesen wird. Dabei blüht der Klatsch selbst in Paris in weit größerem Maße, als in anderen Weltstädten. Die Conciergelogen sind der Herd desselben, die Brutnester, in welchen die compères und comères die Cancans, die Skandäler der ganzen Nachbarschaft aushecken, während die Tausende und aber Tausende von invalid gewordenen Cocotten, die als Garderobièren, Logenschließerinnen oder als Verwalterinnen der cabinets d'aisance wenigstens Schutz vor dem Elende gefunden, die Verkäuferinnen in den Tabaks-Boutiquen, ausrangirte Paradepferde des Bois de Boulogne, immer die geschäftigsten Zungen sind, um den Klatsch zu brodiren und an den Mann zu bringen. Auch die Stellung der Conciergen, der Hausmeister und Hausmeisterinnen zu den Eigenthümern einer- und zu den Inwohnern andererseits macht ihnen den Klatsch zur Nothwendigkeit. Sie sind die Wächter und Spione der ersteren und die Vertrauten oder Aufwärter der andern, wie dies auch in Wien der Fall ist. Dahinzu kommt, daß in einem Pariser Hause viel mehr Interessantes passirt, als in dem einer anderen großen Stadt, selbst wenn auch die freiere Sitte oder Unsitte Vieles als in der Ordnung erscheinen läßt, was bei uns schon für skandalös gilt. Alles, was sich mit dem Concierge auf gutem Fuß erhalten will, was seine Miethe nicht pünktlich bezahlen kann, setzt sich in die Hausmeisterloge und bringt Klatsch, an dem niemals Mangel, weil das Maitressenwesen für denselben eine unerschöpfliche Quelle ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine höchst pikante auf der Pacific-Centralbahn vorgekommene Reise-Episode berichtet man dem „Westboten", welche unseres Erachtens wohl der Veröffentlichung werth ist. „Ist das Palentine Bridge?" fragte ein schläfriger Passagier den Kondukteur, als der Zug auf der ersten Station östlich von der Stadt anhielt. — „Nein," antwortete der Kondukteur. Der Zug sauste fort, doch als er auf der nächsten Station anhielt, rief derselbe neugierige Passagier etwas lauter, als das erste Mal: „Ist dies Palentine Bridge?" — „Nein," antwortete der Kondukteur in etwas abstoßender Weise. Der Zug setzte sich abermals in Bewegung, und als er bei der dritten Station anhielt, warf unser Passagier in etwas nachdrücklicher Weise abermals die Frage auf: „Ist dies Palentine Bridge?" Dem Kondukteur schien das Ding langweilig zu werden und er antwortete: „Nun, mein Herr, hören Sie zu: wenn Sie ruhig sein wollen, dann werde ich Ihnen sagen, wenn wir nach Palentine Bridge kommen." Mit dieser Versicherung zufrieden, fiel der Passagier in Schlummer. Endlich erreichte der Zug Palentine Bridge und hielt an, doch erinnerte sich der Kondukteur erst seines Versprechens, als der Zug wieder in Bewegung war. Er zog sogleich die Glocke, die Bremsen werden angelegt und still standen die Waggons. — „Hier ist Palentine Bridge," rief der Kondukteur dem noch immer schlafenden Passagier in's Ohr, „kommen Sie schnell und steigen Sie aus." — „Ist dies Palentine Bridge?" fragte gähnend nochmals der Passagier. — „Jawohl, beeilen Sie Sich, ich kann nicht länger warten!" Da entgegnete ganz trocken der Passagier: „O, ich will hier nicht aussteigen; mein Doktor sagte mir nur, wenn ich nach Palentine Bridge käme, sollte ich die zweite Pille einnehmen!" — Ein schneller Glockenzug — und fort brauste der Zug.

Die französische Revue.

Was habt Ihr's nur so dringlich
Mit Euerer Revue,
Die immer Euch verregnet?
Erspart Euch doch die Müh'!

Europa hat nach Allem,
Was in der Zeit gescheh'n,
Doch längst schon Alles gründlich,
Was an Euch ist, geseh'n.

Berichtigung. Im vorigen Unterhaltungsblatte hieß es in „Eine französische Stimme über Frankreich" irrthümlich St. Cyr statt St. Cyr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Freitag, 14. Juli 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Die mehrstündige Eisenbahnfahrt legten die beiden Freunde im tiefsten Schweigen zurück. Rudolph war noch von zu schmerzlichen Gedanken erfüllt, um für die Außenwelt Auge und Sinn zu haben; er schloß die Augen und versank in eine Art Halbschlummer. Auch der Leibjäger hatte sich gleich beim Eintritt in das Coupé in eine Ecke gedrückt und war eingeschlafen; nur bei jedem Anhaltepunkte wachte er auf und horchte schlaftrunken auf den Namen der Station, um nicht etwa im Schlafe an seinem Bestimmungsort vorbeigeführt zu werden. Das übernächtige Gesicht des lustigen Wolf verrieth nur zu deutlich eine durchschwärmte Nacht.

Die Reisenden waren jetzt an dem letzten Stationsorte angelangt, der dem Schlosse am nächsten lag, und der wohlbekannte Name des Halteplatzes brachte wenigstens den Leibjäger so weit zur Besinnung, daß er seinem Begleiter sagen konnte: „Hier steigen wir aus," und nun eilte er aus dem Coupé und ordnete das Reisegepäck. Rudolph hatte kaum den Fuß auf den Perron gesetzt, da kam Hermann schon wieder in freudiger Aufregung zurück: „Der Graf hat den Wagen geschickt; nun ist Dein Schicksal entschieden."

„Was willst Du damit sagen?" fragte Rudolph ein wenig verwundert. — „Ich will damit gar Nichts sagen," entgegnete Hermann, „aber der Graf will damit sagen, daß er Dich ästimirt, sogar schätzt!"

Bald darauf saßen beide Freunde im Wagen. Der Weg ging anfangs an frischen Saatfeldern hin, die im Frühlingssonnenschein noch röthlich schimmerten. Jetzt bog der Wagen in einen hohen Eichenwald ein, der, kaum von Blättergrün angehaucht, einen eigenthümlichen Anblick gewährte. Man sah förmlich, wie schwer es dem Frühling wurde, in diesen alten Bäumen neue Triebkraft zu wecken. „So geht es mit jedem starken Herzen, das sich endlich der Hoffnung verschließt," dachte Rudolph.

In geradester Linie war der Fahrweg durch den Wald geleitet worden. Ein Haus schimmerte von ferne. „Da siehst Du schon das Schloß!" rief Hermann, der im Wagen noch einmal eingeschlafen war und jetzt erwachte. Dem jungen Manne schlug das Herz. Nun erst trat ihm das Schwere und Verhängnißvolle seines Schrittes entgegen. Er sollte Diejenige wiedersehen, deren Andenken aus seinem Herzen noch nicht erloschen war.

Der Wald ging jetzt zu Ende und nun erst zeigte sich das Schloß in seinem ganzen Umfange. Es war ein mächtiges, in gothischem Style errichtetes Gebäude, und trotz der großen Veränderung, die spätere Besitzer an dem alten Bau vorgenommen, ließ sich noch immer erkennen, daß derselbe einst zum Schutz und Trutz errichtet worden. Ein paar Eckthürme schienen noch immer drohend in die Höhe zu ragen, und der sich rings um das Schloß ziehende Graben bewies, daß die ersten Bewohner des Schlosses sich nach Kräften vor jeder unbefugten Annäherung zu schützen gesucht. Die letzten Besitzer dagegen schienen Alles angewandt zu haben, um dem Schlosse und seiner Umgebung einen freundlichen Anstrich zu verleihen. Die schönsten Blumenanlagen zogen sich um das Schloß, eine elegante eiserne Brücke führte hinüber und überall zeigte sich jener Comfort der neueren Zeit, den nur ein bedeutender Reichthum um sich verbreiten kann.

Der Leibjäger hatte jetzt alle Schläfrigkeit abgestreift, als der Wagen in den Schloßhof einfuhr. „Ich bringe ihn!" rief er schon von

Weitem dem alten Schloßdiener zu, der, ohne den ankommenden Fremden nur eines Blickes zu würdigen, in einem Seitenflügel des Schlosses verschwand. „Der alte Grobian!“ brummte Wolf, „er soll Dich schon respektiren lernen. Komm' nur erst auf mein Zimmer und kleide Dich rasch um, inzwischen melde ich Dich beim Grafen.“

Rudolph folgte seinem Freunde mit einer gewissen Beklemmung. Das Benehmen des alten Dieners sprach gerade nicht dafür, daß die Stellung eines Hauslehrers hier geachtet sei.

Hermann kam rascher zurück, als Rudolph erwartet hatte. „Der Graf will Dich noch vor der Tafel sehen,“ sagte er sehr erfreut; „Du machst hier Dein Glück, verlaß Dich darauf. Nun, ich habe Dich auch ordentlich herausgestrichen.“

Ohne Zögern schickte nun Rudolph sich an, seine Aufwartung zu machen. Mit freiem, edlem Anstand trat er vor den Grafen. Der junge Stahl gehörte zu jenen Aristokraten des Geistes, die sich niemals Leuten höherer gesellschaftlicher Stellung unterwürfig zeigen und die den Vorzügen der Geburt die des Geistes mit starkem Selbstbewußtsein gegenüberstellen.

Der Graf war allein; er saß in einem großen eichenen Lehnstuhl, hatte ein Pistolenkästchen vor sich stehen und hielt prüfend eine neue, kostbar ausgelegte Pistole in der Hand. Eine mächtige Blutdogge ruhte zu seinen Füßen, die augenblicklich aufsprang und zähnefletschend dem Eintretenden entgegenstürzte.

„Still, Hektor!“ rief der Graf und drehte den Kopf herum. Seine grauen Augen ruhten stechend auf dem jungen Manne, der in ruhiger, entschlossener Haltung dastand und bereits die Faust ballte, um sich gegen die Dogge zur Wehr zu setzen. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über das Antlitz des Grafen. „Sie sind muthiger, als Ihr Vorgänger,“ sagte er freundlich, „der ergriff bei solchen Angriffen regelmäßig die Flucht.“

„Ich habe immer gefunden, daß man solche Feinde stets besiegt, wenn man ihnen nur Stand zu halten wagt,“ entgegnete Rudolph und blickte dem Grafen ruhig in das große, forschende Auge.

Dieser legte die Pistole bei Seite und stand auf. Er schlug die Arme unter und betrachtete den Ankömmling vom Kopfe bis zu den Füßen, und diese Prüfung schien vollends zu Gunsten Rudolph's auszufallen.

„Sie gefallen mir, junger Mann, gerade so habe ich immer gewünscht, daß der Lehrer meiner Kinder sein sollte.“

Es lag in dem Benehmen des Grafen eine gewisse ritterliche Geradheit, die Rudolph selbst damit versöhnte, daß er ihn gemustert, wie etwa ein zu kaufendes Pferd, und deßhalb entgegnete er mit feinem Lächeln: „Dann muß ich Ihrer Dogge sehr dankbar sein, die mir den besten Empfehlungsbrief entgegengebellt.“

Der Graf mußte lachen und rief Hektor zu sich heran, der bereits ungeduldig an der Thüre stand und nur ungern dem Rufe seines Herrn zu folgen schien. „Ach, du meinst, daß es Essenszeit ist,“ sagte er und legte seine starke, fleischige Hand auf den Kopf des Thieres.

Die Dogge bellte laut und freudig, als wollte sie die Frage bejahen.

„Kommen Sie, lieber Stahl,“ wandte er sich zu Rudolph. „Hektor weiß besser die Stunde des Diners, als ich.“ Mit einer artigen Handbewegung lud er ihn ein, zu folgen.

Rudolph mußte gestehen, daß sein Freund den Grafen ziemlich richtig geschildert hatte. Graf Dornhoff mochte ein Fünfziger sein, aber sein Gesicht sah noch frisch und munter aus, und wenn sich auch in den langen blonden Bart einige weiße Haare bereits eingeschlichen hatten, so zeigte doch seine ganze Haltung, sein kräftiger, ungebrochener Körper nicht die leiseste Spur des Alters. In den grauen, tief liegenden Augen schien früher ein unheimliches Feuer gelodert zu haben, und noch jetzt zeigte sich eine wilde Unruhe, eine unersättliche Lebenslust. Auch die rothen, etwas aufgeworfenen Lippen verriethen einen stark sinnlichen Zug. Jedenfalls hatte der Graf die größere Hälfte seines Lebens im Freien oder auf der Jagd zugebracht, denn Etwas wie Waldluft schien sich um seine ganze Erscheinung zu breiten.

Es waren nur einige Personen in dem kleinen Speisesaal versammelt, der alte Rentmeister, ein kleines dürres Männchen, der wahrscheinlich noch als Erbstück im Dienste geduldet wurde und wenig nach dem Geschmack des Grafen sein mochte, während der neben ihm stehende junge Mann gewiß nur seiner hübschen Persönlichkeit seine jetzige glänzende Stellung zu danken hatte. Der hochgewachsene, schlanke Mann bekleidete beim Grafen den Posten eines Oberförsters. Vor einigen Jahren war der junge Mensch als Hilfsjäger in die Dienste des Grafen gekommen, der Gefallen an ihm gefunden hatte und ihm die größten Gunstbezeugungen erwies. Als vor Kurzem der alte Oberförster starb, ernannte der Graf den jungen Meinhardt zum Oberförster. Die Leute

des Grafen Dornhoff waren außer sich darüber. Während der Herrschaft seines Vaters hatte Alles seinen regelrechten Lauf genommen und Jeder war nach Alter und Verdienst in die Höhe gerückt. Seitdem der jetzige Graf regierte, waren schon manche Unregelmäßigkeiten vorgekommen; aber eine solche willkürliche Gunstbezeugung war dennoch unerhört. Man flüsterte sich über diesen raschen Sprung vom Hilfsjäger zum Oberförster die wunderlichsten Vermuthungen zu. Die alten Diener meinten, der Meinhardt müsse einen Zauber besitzen und es dem Grafen angethan haben; die jüngeren Diener lächelten zu solchen Reden verschmitzt und deuteten auf die hübsche Schwester Meinhardt's, die wohl den besten Zauber geübt haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Zipfelmütze.

Von Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Mit einer wirklich rührenden Uneigennützigkeit haben wir Deutschen also seit Generationen die Schlafmütze als nationales Attribut angenommen; wir wurden es gewohnt, mit derselben einen Kultus zu treiben, um unsere groß- und kleinstaatlichen Regierungen zu persifliren nach der Anschauung jenes Gassenjungen, dessen Hände erfroren waren und der da meinte, es sei seinem Vater schon Recht, warum kaufe er ihm keine Handschuhe. Unser alter Volksgötze Vetter Michel ließ sich die Haare über die Augen wachsen, lief in Holzpantoffeln umher; nur der Landesherr, irgend ein Landgraf oder sonst ein größerer Rittergutsbesitzer war so gnädig, ihn eigenhändig am Ohrläppchen zu zupfen, wenn er ihm nicht aus dem Wege ging oder die Mütze vor ihm zog, weil der gute Michel sich den Landesherrn nicht ohne eine Krone auf dem Kopfe denken konnte.

Alles, was unsere Demokratie durch die Revolution zu erreichen suchte und durch ihre parlamentarische Schwatzhaftigkeit wieder verdarb, alles, was wir in pomphaften nationalen Schützenfesten feierten und doch nicht errangen, weil wir immer in den Rand schossen, die ganze deutsche Einigung hat jetzt Bismarck durch Napoleon's kopflose Mitwirkung verwirklicht, denn die Initiative liegt einmal nicht im deutschen Charakter. Wir haben die Schlafmütze schon seit Jahren abgeschafft, und als wir in Frankreich einrückten, siehe, da kam sie uns überall entgegen, und so viele erwachsene männliche Einwohner ein Dorf, eine Stadt zählte, so viel Schlafmützen waren sicher vorhanden, nicht gerechnet die Vorräthe, welche wir in den Baumwollen-Magazinen fanden. Frankreich hatte immer nur unsere deutsche Trägheit, aber nie die Schlafmütze auf seinem eigenen Haupte gesehen; ja, Frankreich mußte es erleben, daß die unvermeidliche Zipfelmütze, die uns überall entgegenwackelte, ein Gegenstand des Muthwillens, des Spottes für den ungebildetsten, in preußischer Uniform steckenden Bauernsohn ward, der übrigens gegen den gebildetsten französischen Bauer noch ein Professor an Gelehrsamkeit erschien.

Ich will nicht spotten, denn die Kahlköpfigkeit ist, wenn auch kein Unglück, doch keine Zierde, ein Lebensresultat, das Jeden treffen kann. Gesundheits-Rücksichten nöthigen so Manchen, sich des Nachts der Schlafmütze zu bedienen; ich spreche aber von derselben hier nur als von einer nationalen Sitte. In den größeren Städten Frankreichs, in Paris und in den Departements zieht sich so mancher alte Junggeselle Nachts die baumwollene Schlafmütze über's Ohr und ersetzt damit die Perücke. Nichts natürlicher und ehrenhafter als das, mag nun das Haar mit Ehren oder Unehren verloren gegangen sein! In Frankreich aber grassirt das bonnet de coton unter der ganzen Bevölkerung, und wo wir in ein Quartier kamen, das in Eile verlassen worden, da fanden wir eine zurückgelassene Schlafmütze; ja, es fielen deren nach und nach solche Massen in die Hände unserer Armee, daß beim Hereinbrechen des Winters fast Jeder seine Schlafmütze hatte, die er sich gegen die Kälte über die Ohren ziehen konnte. So lange der Sommer und der Herbst dauerte, trieb man seinen Scherz damit; kaum aber war die Kälte da, als Jeder einsah, wie praktisch das Ding zu verwenden sei. Während des Sommers sah ich im Bivouak ganze Kompagnieen, die sich aus Scherz die hohe weiße Zipfelmütze aufgesetzt hatten; während des Winters aber war sie der Ohrenwärmer geworden und so mancher dankte dem Himmel und dem feindlichen Gevatter dafür, daß er ihm ein so kostbares Bekleidungsstück zurückgelassen.

Man muß gesehen haben, welche Rolle die eroberte Schlafmütze in der französischen Campagne bei unseren Soldaten spielte, wie dieselbe gleichsam als ein Symbol des Sieges über eine geistig nicht ebenbürtige Nation betrachtet wurde.

Wäre man in China eingedrungen, man würde es mit Zöpfen so getrieb,n haben, wie hier mit den Schlafmützen. Dahinzu kam übrigens bald noch ein zweites Attribut, die Sabots, die französischen Holzschuhe, die, als der Winter kam, nicht minder gute Dienste leisteten und von unseren Leuten bereitwillig adoptirt wurden.

Das Bonnet und der Sabot sind die beiden unentbehrlichen Extreme, in denen sich der französische Provinzialismus bewegt. Im Süden, Westen und Norden Frankreichs sieht man in den Dörfern wie in den Städten auch die bessere Bevölkerung, die Honoratioren bei irgend feuchtem Wetter in den Sabots umhersteigen, während in den Dörfern der Bauer kaum ein anderes Schuhwerk besitzt als diese kleinen Holzkähne. Sabot und Bonnet — man möchte von ihnen sagen: das eine hemmt den Fortschritt, das andere befördert den Rückschritt. Ist es nicht erklärlich, wenn die französische Landbevölkerung, wenn sämmtliche Departements mit einer solchen Physiognomie, die doch unfehlbar der Ausdruck ihres wenigstens politisch trägen inneren Lebens ist, unter die autokratische Gewalt der Pariser, unter ein Zentralisationssystem geriethen, das sie zu willenlosen Steuerzahlern machte? Ist es auf der andern Seite denkbar, daß Frankreich seine angemaßte Superiorität oder auch nur die berechtigte Höhe unter den zivilisirten Nationen hätte behaupten können, wäre es der Kommune gelungen, Paris zu zerstören, und welchen Eindruck würde jeder fremde Reisende aus den französischen Provinzen mitnehmen, wenn ihn der Bürgermeister in den Städten in Holzpantoffeln empfangen würde? Paris ward Frankreich vermöge der Zentralisation und wird es vorläufig wieder werden müssen, denn ohne Paris gibt es kein Frankreich und Paris selbst ohne seine glänzende Toilette erscheint uns wie eine Kokette, der wir im Negligé begegnen. Nur in Einem ist Paris den Provinzen deßhalb gleich: zieht dem Pariser das Bonnet und die Sabots an und er wird uns wissenschaftlich auch nicht um eine Linie weiter vorgerückt erscheinen, wie der von ihm über die Achsel angesehene Provinziale, der allerdings seinen Dialekt spricht, während in Paris auf dem Katheder kein Professor einen lateinischen Vortrag zu halten im Stande, bei dem die Verhunzung der Vokale nicht einem deutschen Quartaner die Haare zu Berge sträubte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Verwechslung.) Die Königin von Hannover kehrte auf einer Reise nach Norderney in einem Wirthshause ein, die „goldene Gans“ genannt, wo sie für zwei Tage dreihundert Thaler zahlen mußte. Der Wirth bat sie beim Einsteigen in den Wagen unterthänigst, ihm bei der Rückkehr doch wieder die Gnade ihres Besuches zu gönnen. „Wenn Er das will, mein lieber Mann, so muß Er mich wenigstens nicht wieder für seinen Schild halten,“ antwortete die Königin.

(Immer nur praktisch.) Ein Engländer, dem der Wind während einer Eisenbahnfahrt den Hut vom Kopfe entführte, warf gelassen auch die Hutschachtel durch das Waggonfenster. Alles lachte. „Ist der Hut zum Kukuk,“ sagte ein deutscher Jüngling, „mag auch das Futteral mitgehen.“ — „Im Gegentheil,“ erwiederte der Engländer, „die Schachtel soll mir meinen Hut wieder bringen, denn in ihr steht mein Name; nun findet der Bahnwächter diese auch wieder und ich erhalte meinen Hut unzerdrückt in der Schachtel zurück.“ Und so geschah es auch.

(Liebe wirkt Wunder.) Eine berühmte französische gefallsüchtige Dame warf einem ihrer Liebhaber seine Liebe zur Veränderung vor. „Leider,“ erwiederte der junge Mann, „kann ich dies nicht leugnen, Sie selbst haben den Beweis davon in Händen; denn fast alles Das, was sonst in meiner Wohnung war, befindet sich jetzt bei Ihnen.“

Die beste Anekdote aus wirklichem Leben im jüngsten Kriege ist im „Siècle“ erzählt von einem alten Mütterchen in Versailles, welche an den Preußen nichts Anderes auszusetzen hatte, als ihren Mangel an Höflichkeit, indem dieselben sich weder in üblicher Form von ihr verabschiedet, noch auch nur „auf Wiedersehen“ zu ihr gesagt hätten.

(Kutschke's Epilog.) Die „Berliner Börsenzeitung“ bringt Folgendes:

„Des Kriegers That wird anerkannt,
Un niemals bitter is sein Lohn:
Süß ist der Dot for's Vaterland
Un ooch sehr süß die Dotation!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Montag, 17. Juli 1871.

* Das folgende Gedicht Tiedge's, des frommen Sängers — vielleicht ein Jahrhundert alt — bezeichnet so treffend das Treiben in dieser Zeit auf dem Gebiete der nach dem göttlichen Heilande genannten Kirche, daß es wohl angemessen ist, wenn diese durch ihre Wahrheit ergreifenden Worte in Erinnerung gebracht und zur Beherzigung empfohlen werden. Sie lauten also:

Ach! solltest Du aus Deinem Grabe,
Du großer Dulder auferstehn,
Und lehrend noch einmal am Stabe
Der Pilgerschaft durch's Leben geh'n,
Und solltest Du den Unfug seh'n:
Wie sie die Wahrheit, diese Gabe
Der Weisheit, die so einfach schön
Von Deinen Lippen floß, verdreh'n,
Wie sie den Liebessinn verschmäh'n,
Verfolgung aus der Lehre pressen,
Die Liebe lehrt und Segen gibt, —
Wie sie die Duldung ganz vergessen,
Die Mängel trägt, nur Gutes liebt,
Und die Du, ach! durch Hohn betrübt,
Bis zu den blutigsten Cypressen
An Deinen Mördern hast geübt —
Du würdest eine Thräne weinen,
So bitter, wie sie in den Hainen
Des Oelbergs Deinem Aug' entschlich.
Und solltest Du dann Deine Lehren
Uns selbst enthüllen, würden Dich
Die Pseudoexegeten hören,
Die Niemand hören, außer sich;
Ja, solltest Du Dir's gar erlauben,
Nicht, wie's ihr stolzer Wahn befahl,
Nicht so, wie sie, an Dich zu glauben,
Sie kreuzigten Dich noch einmal!

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin stand in einer Fensternische, hatte den Kopf auf den Arm gestützt und blickte zum Fenster hinaus. Beim Eintreten ihres Mannes drehte sie sich um. Nicht die leiseste Bewegung zeigte sich in ihrem schönen, regelmäßigen Antlitz. „Da bringe ich Dir unsern neuen Hauslehrer," begann der Graf; „doch wo sind die Knaben?"

Rudolph verbeugte sich und konnte nur mit Mühe seine Verwirrung verbergen. Ein einziger Blick genügte ihm, um zu bemerken, welch' mächtige Veränderungen mit Helene vorgegangen waren. Das heitere, harmlose Kind war eine ernste, stille Frau geworden. In den früher lachenden Augen schimmerte jetzt eine leichte Schwermuth; ein Zug des Schmerzes, der sich bereits um ihre feinen Lippen eingegraben, stand in eigenthümlichem Widerspruch mit dem glücklichen Lächeln, das sie zur Schau trug.

„Ich freue mich, daß Sie nun doch der Einladung meines Gatten gefolgt sind, und heiße Sie in unserem Hause willkommen," sagte die Gräfin artig. Der Inhalt dieser Worte war kühl und fremd, aber der Ton, in dem sie gesprochen wurden, klang Rudolph doch wie ein Gruß aus früherer Zeit. Er hörte wieder die klangvolle, weiche Stimme Helenens, mit der sie auf ihn einen solchen Zauber ausgeübt hatte.

Vor der Thüre ließ sich ein Geräusch vernehmen; ein Knabe stürzte herein und flüchtete hastig zur Gräfin. „Mama, hilf mir!" rief er ängstlich und sah sich jetzt erst scheu im Saale und nach seinem Verfolger um. Der Knabe mochte dreizehn Jahre zählen und war ein hoch aufgeschossener, schwächlicher Bursche. Die schmale Brust, der lange Hals und die krankhaft gerö-

theten Backen schienen ihn bereits zu einem Kandidaten der Schwindsucht gestempelt zu haben. Die blauen wässerigen Augen zeigten eine große Furchtsamkeit, und dieser allein verdankte er den Hang zur Lüge und Verstellung.

„Warum verkriechst Du Dich wieder, Schlafmütze?" fragte der Graf und seine grauen Augen ruhten verächtlich auf seinem Erstgebornen.

„Heinrich will mich schlagen," entgegnete der Knabe ängstlich. In diesem Augenblicke trat schon der Verfolger herein.

Es konnte keinen größeren Gegensatz geben, als zwischen den beiden Brüdern. Der jüngste Sohn des Grafen mochte kaum zehn Jahre zählen und war wohl einen Kopf kleiner, als der Bruder; aber seine ganze Gestalt war gedrungen, kräftig und strotzte von Gesundheit und Frische. Das Gesicht des Knaben war geröthet, seine dunklen Augen blitzten; er hielt eine mächtige Reitpeitsche in seiner Hand und schien nicht übel Lust zu haben, seinen Bruder damit gehörig zu bearbeiten, als ihm der Graf den Weg vertrat. „Halt, Junker, was unterstehst Du Dich?" rief der Vater mit mächtiger Stimme. Heinrich ließ sich davon nicht einschüchtern, er warf den Kopf trotzig in den Nacken und die Reitpeitsche schwingend, sagte er keck: „Ich will dem heimtückischen Schlingel einen tüchtigen Denkzettel geben!" Der junge Bursche nahm dabei ganz die Miene eines vornehmen Herrn an, der etwa gegen einen widerspenstigen Reitknecht die Peitsche schwingt.

„Ich habe ihm Nichts gethan," entgegnete der Aelteste ängstlich und suchte noch mehr hinter dem Rücken der Gräfin Schutz zu finden.

„Arthur hat mir heimlich eine Schnalle am Sattelgurt herausgezogen, damit ich heut' herunterfallen sollte," begann Heinrich seine Anklage.

„Ich bin es ja nicht gewesen," erwiederte der Aelteste mit weinerlicher Stimme.

„Es sieht Dir ähnlich," bemerkte der Graf; „aber jetzt seid Ihr still alle Beide und präsentirt Euch dem Herrn Stahl, Eurem neuen Informator. Ich verlange, daß Ihr ihm unbedingten Gehorsam leistet." Der Graf sah dabei sehr streng aus.

Arthur gehorchte augenblicklich der Aufforderung des Grafen, er verbeugte sich tief vor Stahl, sah ihn dann mit seinen furchtsamen Augen an, als wollte er ihn bitten, nicht zu streng mit ihm zu verfahren; Heinrich dagegen sagte keck: „Ach, unser neuer Lehrer, von dem mir Wolf schon so viel erzählt!" und mit einer an Unverschämtheit grenzenden Dreistigkeit trat er an Rudolph heran und streckte ihm seine rechte Hand, in der er noch die Reitpeitsche hielt, entgegen.

„Bevor wir unsere nähere Bekanntschaft machen, bitte ich, die Reitpeitsche wegzulegen," entgegnete Rudolph mit sarkastischem Lächeln und blickte dabei dem jungen übermüthigen Herrn fest und ruhig in's Auge. Anfangs suchte der Knabe den Blick auszuhalten und ihm zu trotzen, aber die Augen Rudolph's schienen eine zwingende Gewalt zu haben, der junge Bursche verlor seine kecke Haltung, jetzt ließ er die Reitpeitsche fallen und reichte ihm halb trotzig, halb gutmüthig die Hand.

Der Graf hatte aufmerksam den kleinen Auftritt verfolgt und nicht erwartet, daß der Trotzkopf nachgeben würde. Wieder glitt ein zufriedenes Lächeln um seine Lippen. „Setzen wir uns zu Tische," sagte er jetzt in behaglicher Stimmung; „Sie, lieber Stahl, mögen an meiner Seite Platz nehmen, damit Sie Ihre Schüler im Auge behalten können." Der kleine Rentmeister blickte nun erst den jungen Hauslehrer verwundert an. Eine solche Ehre war unerhört, bisher hatte der Hauslehrer stets den untersten Platz am Tische eingenommen.

„Wie geht es Ihnen?" wandte sich dann der Graf mit großer Freundlichkeit an seinen Oberförster. „Was macht Ihre Schwester?" fragte er rasch weiter, ohne eine Antwort auf die erste Frage abzuwarten.

„Ich danke, Herr Graf. Wanda ist noch leidend, der Arzt sagt, sie müsse in's Bad reisen."

„Unsinn! Die Quacksalber verstehen gar Nichts," entgegnete der Graf mit leichtem Stirnrunzeln. „Sie soll nur viel im Walde herumschwärmen und keine Romane mehr lesen. Dann — ich muß Ihnen auch meine neuen Pistolen zeigen," fuhr der Graf fort, mit seiner gewöhnlichen Unruhe auf ein anderes Thema überspringend. „Meinhardt, daran sollen Sie Ihre Freude haben, ich habe deßhalb allein Hermann nach der Residenz geschickt."

Rudolph fühlte sich von dieser Mittheilung gedemüthigt. Hermann hatte ihm versichert, der Graf habe ihn aus dem einzigen Grunde in die Residenz gesandt, seinen Freund zur Annahme der Stelle zu bewegen, und jetzt plauderte der Graf davon, daß die Reise nicht ihm, sondern dem Ankauf von ein paar Pistolen gegolten hatte. Dennoch hatte Rudolph seine Empfindlichkeit bald unterdrückt; der Graf war so außerordentlich liebenswürdig gegen ihn, plauderte so harmlos gutmüthig und an der Tafel herrschte ein solch'

ungezwungener Ton, daß auch er sich recht behaglich fühlte.

Die Gräfin blieb zwar ein wenig still und zurückhaltend, dennoch nahm sie an dem Gespräch Antheil und schien es geflissentlich auf Dinge überzuleiten, die dem Grafen ganz besonders interessant waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Zipfelmütze.

Von Hans Wachenhusen.

(Schluß.)

Wie der Bevölkerung, so ist auch dem Militär in Frankreich die Schlafmütze ein unentbehrlicher Gegenstand. Man begegnet ihr in den Sälen aller Kasernen, und selbst in den äußersten algerischen Forts der kleinen Sahara zieht sich der Fantassin seine baumwollene Mütze über die Ohren, wenn sich der Araber in seinen Haik wickelt.

Auch in den französischen Feldlazarethen darf die Schlafmütze natürlich nicht fehlen. Das Erste, was dem Kranken gereicht wird, ist diese Mütze. Als ich gegen Ende September in Versailles im Hotel de la Chasse zum Fenster hinaus auf das mir gegenüber liegende französische Militärhospital blickte, sah ich sämmtliche Fenster mit steil aufstrebenden weißen Zipfelmützen garnirt, unter denen die braunen Gesichter der Soldaten ingrimmig auf die einmarschirenden Preußen herabblickten, und als später einmal ein französisches Feldlazareth evakuirt wurde, begegneten mir die Rekonvaleszenten auf dem Marsch, einen Knüttel in der Hand und die unerläßliche Schlafmütze anstatt des Käppis auf dem Kopf.

Ich bin kein Feind von Frankreich, habe im Gegentheil dieses Land stets sehr gern gehabt trotz und wegen aller seiner Schwächen; und wenn heute die Pariser Presse um die Wette tagtäglich schwört: „Wir hassen die Preußen über Alles in der Welt“, so stört mir das die Unbefangenheit nicht, mit der ich Frankreich stets beurtheilt. Mögen meine geschwätzigen Pariser Herren Kollegen die Versicherung hinnehmen, daß dieser Haß Niemanden so gleichgiltig, wie gerade den Preußen, und die Ansicht, daß mir dieser Haß nach so vielen Gemüthsbewegungen als eine Gefühlsverschwendung erscheint, die sie sich immerhin ersparen können, zumal die Oekonomie doch die erste und nothwendigste Disziplin ist, welche dem an allen Kräften erschöpften Frankreich zu rathen.

Der Einmarsch der deutschen Truppen in Frankreich und ihr langer Aufenthalt in diesem Lande hat überhaupt der Blague der französischen Presse für lange die Spitze abgebrochen. Die Volkserziehung und der Bildungsgrad, welche der größte Theil unserer Truppen aus dem väterlichen Hause davongetragen, machten es unseren Soldaten sehr leicht, Land und Leute zu erkennen, und da die Eindringlinge großentheils die Sprache derselben kannten und redeten, so ist jeder einzelne Soldat zum mehr oder minder berechtigten Kritiker dieser Nation geworden. Frankreich kann ihm keinen Sand in die Augen streuen. Man hörte schon währnd der Campagne in den Mannschaften Urtheile über das französische Volk, die überraschend und treffend waren, und selbst die schonendsten, wohlwollendsten Urtheile fallen bei aller Anerkennung der guten Seiten zum Nachtheile dieser Nation aus. Erklärte doch selbst jener polnische Soldat auf des Hauptmanns Frage, was er von den Franzosen halte: „Is sich das ganz dummes Nation. Red't sich nix Polnisch, nix Deutsch.“

Es ist wohl begründet, daß eine Schlafmütze den Kopf vor unzufriebenen Gedanken und Wallungen behüte, aber eben so richtig, daß sie denselben nur träge und unempfänglich macht. Die französischen Provinzen geben uns hiefür den Beweis. Unterhielt man sich während der Campagne in den Departements mit den Eingebornen, so fand man in allen Ständen eine blutige Unwissenheit und aus allen ihren Fähigkeiten stach nur der Geschäfts- und Erwerbstrieb unverkennbar hervor. Gerade dieser Trieb ist aber ein Motiv zur Weckung aller Fakultäten, die durch mangelnden Schulunterricht in Schlummer bleiben, oder durch eine eben so ignorante Presse mit lauter Dummheiten und Lügen gesäugt werden. Doppelt unverantwortlich, weil es in der That kein talentvolleres und anstelligeres Volk gibt, als gerade das französische. Rechnen und immer wieder Rechnen ist dem Franzosen die liebste Beschäftigung, über die er alles Andere vernachlässigt, und dennoch mußte er sich so furchtbar verrechnen, als er sich mit Deutschland in diese eiserne Geschäftsverbindung wegen des Rheinufers einließ. Man sagte von Paris aus den Provinzen: „Wir ziehen gegen Preußen, das den Kaiser so schwer beleidigt.“ Ja wohl, ziehen wir! riefen die Provinzen, denn da Frankreich schon so viele Völker gezüchtigt, warum nicht auch den Roi de Prusse?! — Großer Jubel! Die Truppen setzten sich in Marsch

gegen die Grenze; alle Lager, alle Bivouaks waren Volksfeste, die vornehmsten Damen stiegen zwischen den Turkos umher, die Regimentskapellen musizirten den ganzen Tag bis in die Nacht; man tanzte, man lag sich in den Armen. Die Provinzialen, die so glücklich waren, die stolzen Kolonnen durchziehen zu sehen, waren außer sich vor Freude. Die Zipfelmütze feierte ihre glorioseſten Tage.

Plötzlich (ich erzähle das der „Chronique sur la guerre de 1870“ nach, deren Verfasser schon früher das Tagebuch von Sebastopol schrieb), plötzlich, während Alles noch vor Freude taumelte, fuhr die Nachricht von den Niederlagen bei Weißenburg, Wörth und Spichern wie ein Keulenschlag auf die Trunkenen. Es war Sonntag, die Festlichkeiten verstummten, die Ballsäle wurden geschlossen. Fünfzigtausend Mann waren bei Reichshofen, einem zweiten Waterloo, unter Mac Mahon gefallen; es lebe kein Mann mehr von der stolzen Armee, die man vor einigen Tagen erst so freudig empfing; einzelne armselige Reste sollten sich unter den Mauern von Straßburg gesammelt haben. „Die Ulanen, die Kosaken kommen!“ schrie man überall, denn die Preußen und die Kosaken waren ihnen ein und dasselbe. Die Sturmglocken läuteten, bis einzelne versprengte Reiter daherjagten und Alles mit ihnen die wildeste Flucht ergriff.

Man denke sich diese in vollständiger Unwissenheit von Allem gehaltenen Provinzen von einem Feinde überfallen, der an ihrer Grenze wohnte und von dem sie dennoch so wenig wußten, daß sie vor den „Kosaken“ flohen, um nicht ihre Weiber entehrt, ihre Kinder gespießt und gebraten zu sehen! Ein still in seinen Wäldern lebender Indianerstamm konnte nicht jäher von eindringenden Europäern überrascht werden, nicht weniger Kenntniß von denselben haben, als die französischen Provinzialen von ihren Nachbarn. Man möchte der letzten Regierung den Vorwurf für so schmachvolle geistige Verwahrlosung ihres Volkes machen, wenn dieses Volk nicht unter allen Regierungen dasselbe gewesen wäre.

Es war die Schlafmütze, die leidige Schlafmütze, unter der sie sich in den französischen Provinzen so wohl befinden, wenn die Regierung nur dafür sorgt, daß Jeder sein Huhn im Topfe hat; die Schlafmütze, unter der ein durch bezahlte Zeitungen und Unterdrückung des Volksunterrichts umdüstertes Gehirn durch Generationen sich schmeicheln konnte, es wandle ja mit seinen schweren Holzschuhen an der Spitze der Zivilisation! — Und was thut er jetzt, der Bauer, der Epicier, nachdem er in seine verwüsteten Stätten zurückgekehrt ist? Er schiebt seine Schlafmütze zurück, kraut sich hinter dem Ohr und denkt: sac à papier, es ist am Ende doch wahr, daß wir geschlagen worden sind, und der Bismarck hat uns nicht einmal eine Entschädigung dafür zu zahlen, daß er uns Alles ruinirt! Aber wir werden uns rächen, denn wir haben ja noch für Waterloo und für Sadowa Revanche zu fordern! Und in den Kaffeehäusern sitzen sie noch heute und schwören sich gegenseitig, sie seien nur verrathen und verkauft worden und würden unfehlbar Mainz und Koblenz genommen haben, wenn sie mit einigen Hunderttausend Mann mehr nach Deutschland einmarschirt wären.

Inzwischen sitzt im lieben Deutschland der Sohn, der Gatte, der Vater wieder am häuslichen Herd, und sie erzählen den lauschenden Ihrigen von den Märschen und Siegen in dem stolzen, in seiner Anmaßung so tief gedemüthigten Frankreich. Und fragt die Schwester den Bruder: Was hast du mir mitgebracht? so zieht er aus seinem Tornister, aus seinem Koffer die eine Erinnerung, die fast Jeder als humoristisches Andenken an den Feldzug mitgebracht — die weiße, langzipfelige französische Schlafmütze!

Die Pariser Zeitungen, die so viel von Kostbarkeiten erzählen, welche die deutschen Offiziere mit nach Hause geschleppt, mögen von mir im Namen derselben das Eingeständniß annehmen: Eins haben sie fast sämmtlich aus Frankreich mit sich genommen: das seltsame Panier, unter welchem das französische Volk uns Allen voraus an der Spitze der Zivilisation marschirte!

Mannigfaltiges.

Der am besten gekannte und vorzüglichste Theil der Damentracht zur Zeit der Königin Elisabeth von England war die Krause, die man in einem so ungeheuren Umfange trug, daß eine Dame in vollem Staate nicht anders als mit einem Löffel von wenigstens zwei Fuß Länge essen konnte. Im Jahre 1580 wurde der Umfang dieser Krägen durch ein Gesetz beschränkt und ein Ueberschreiten desselben mit schwerer Strafe belegt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 84. Mittwoch, 19. Juli 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Man lachte, plauderte, und als jetzt nach beendigter Tafel ein prächtiger alter Bordeaux herumgereicht wurde und der Graf mit dem jungen Stahl auf ein langes, fröhliches Zusammensein anstieß, fühlte sich Rudolph in diesem Kreise so heimisch, als habe er schon immer darin geweilt.

Die Knaben verhielten sich bei Tische ziemlich ruhig; auch der kleine Rentmeister lachte nur von Zeit zu Zeit vor sich hin und mischte sich wenig in das Gespräch. Der Graf hatte anfangs einige scharfe Seitenblicke auf Rudolph geworfen; als er aber bemerkte, wie sein neuer Hauslehrer auch während des Essens die Manieren eines Mannes der vornehmen Welt zeigte, stieg der junge Mann noch höher in seiner Achtung. Die früheren Hauslehrer hatten gerade durch ein linkisches, ungeschicktes Auftreten sich lächerlich und zuletzt unmöglich gemacht. Obwohl der Graf sich gern gehen ließ und ein ungezwungenes Benehmen an den Tag legte, forderte er doch von den Andern die sorgfältigste Beobachtung der gesellschaftlichen Formen. Er hatte sich oft über die Vorgänger Rudolph's lustig gemacht und dadurch ihr ohnehin nicht bedeutendes Ansehen vollends untergraben.

Die Dogge hatte sich unter den Tisch zu den Füßen des Grafen gestreckt und den Kopf auf eine Kniee gelegt. In seiner behaglichen Stimmung wollte Rudolph das hübsche Thier streichen; aber die Dogge schnappte heimtückisch nach einer Hand und würde ihn gebissen haben, wenn er nicht rasch seine Hand zurückgezogen hätte.

„Ja, Hektor macht nicht so rasch Bekanntschaft mit Fremden," sagte der Graf lachend, und eine gewisse Schadenfreude prägte sich auf seinem Antlitze aus.

„Um so ehrlicher wird seine spätere Freundschaft sein," entgegnete Rudolph.

Bald nach beendigter Tafel zog sich die Gräfin zurück; sie klagte, daß sie nicht ganz wohl sei, und ihr Gemahl zeigte sich außerordentlich liebenswürdig und besorgt.

„Die gestrige Spazierfahrt wird Dich angegriffen haben, Du bist unsere Waldluft noch immer nicht gewöhnt." Auch die Knaben mußten sich auf seinen Wink entfernen. Er sah mit recht besorgten Blicken seiner Gattin nach, als fürchte er für ihr zartes Leben; im nächsten Augenblick aber befahl er schon seinem Diener, Champagner heraufzubringen, und sich behaglicher in seinem Sessel streckend, als sei er nun von einem lästigen Zwange befreit, begann er jetzt eine weit lebhaftere Unterhaltung, trank einige Gläser Champagner, und je mehr der Wein in ihm zu wirken begann, je mehr kehrte er seine innere Natur heraus. Er leitete jetzt das Gespräch ganz allein, und wenn er kaum Rudolph nach dem Leben und Treiben der Residenz gefragt hatte, wandte er sich schon, ohne eine Antwort abzuwarten, an den Oberförster und erkundigte sich nach dem Zustande irgend einer Schonung. Zuletzt wurde die Unterhaltung des Grafen wilder und zügelloser.

Rudolph, davon angewidert, erhob sich rasch: „Gestatten Sie mir, Herr Graf, daß ich mich entferne. Ich habe noch meine Sachen und meine Bücher in Ordnung zu bringen und möchte schon morgen meine Thätigkeit beginnen."

Der Graf sah ihn überrascht und verdrießlich an, er schien ein heftiges Wort auf den Lippen zu haben, besann sich aber und sagte mit einem höhnischen Lächeln: „Nehmen Sie dann bald den Rentmeister mit, damit er Ihnen Ihr Zimmer anweisen kann. Meinhardt, Sie bleiben mir

doch treu?" wandte er sich an den Oberförster, der sich geschmeichelt verbeugte und, um ihm gefällig zu sein, mehr als vorher der Flasche zusprach, bis er zum höchsten Triumphe seines Herrn völlig betrunken wurde. In später Abendstunde fuhr er dann sein Opfer selbst nach Hause.

Graf Dornhoff hatte nicht umsonst jahrelang mit polnischen Edelleuten verkehrt; er setzte auch, wie diese, seinen Stolz darein, daß seine Gäste betrunken von der Tafel aufstanden, und noch besser war es, wenn sie selbst dies nicht mehr konnten. So oft der Oberförster zum Essen eingeladen worden, hatte ihn auch stets ein solches Schicksal erreicht.

Der kleine Rentmeister schien die ihm widerfahrene Beleidigung nicht beachtet zu haben, er war jetzt weit redseliger und freundlicher gegen Rudolph und sagte mit der Plauderhaftigkeit des Alters: „Ich hab' Sie anfangs für einen Windbeutel gehalten, junger Herr; ich freue mich, daß Sie nicht dableiben, denn nun geht die tolle Wirthschaft los." Dem jungen Stahl wurde ein sehr hübsches, freundlich eingerichtetes Zimmer angewiesen, und der alte Mann empfahl sich endlich, nachdem er noch eine Menge guter Rathschläge zurückgelassen hatte.

Am andern Tage begann schon Rudolph den Unterricht. Er fand das Wissen der Knaben noch dürftiger, als er von vornherein erwartet hatte. Arthur zeigte geringe Fähigkeiten, aber den besten Willen; Heinrich dagegen war ein offener Kopf, ein verschlagener, früh gereifter Bursche, der die völlig bewußte Absicht zu haben schien, sich seinem neuen Lehrer feindlich gegenüberzustellen und ihm das Leben durch allerlei Eulenspiegelstreiche sauer zu machen. Als der Liebling seines Vaters zeigte der Knabe bereits eine Herrschsucht und einen boshaften Eigenwillen, der ihn im ganzen Schlosse gefürchtet machte. Heinrich hatte mit der ersten Begegnung einen Widerwillen gegen seinen neuen Lehrer gefaßt und machte daraus kein Hehl. Trotzig saß der verwöhnte Bursche da, seine dunklen Augen rollten unruhig, als erwarte er einen Angriff.

Rudolph schien für den förmlich herausfordernden Trotz Heinrich's keine Augen zu haben; er wandte sich ausschließlich an Arthur, sprach mit ihm freundlich und liebevoll, und der eingeschüchterte Knabe verlor allmälig seine Furchtsamkeit. Selbst der scheue, falsche Ausdruck aus seinem Gesichte verschwand; ruhig, beinahe zärtlich hing sein Blick an dem Antlitz eines Mannes, der Nachsicht mit seiner geistigen Schwäche hatte und freundlich, schonend immer wieder Nichtverstandenes zu erklären suchte. Arthur war ein zartes, schwächliches Kind und der Liebling seiner Mama gewesen; sie hatte ihn mit der ganzen zärtlichen Liebe einer Mutter überschüttet, ihn vielleicht auch ein wenig verhätschelt, und es war oft darüber zu argen Konflikten mit dem Grafen gekommen. Je mehr die erste Frau an ihrem Erstgeborenen hing, desto mehr wandte sich die Liebe des Vaters dem jüngsten Knaben zu, der ohnehin sein Ebenbild zu werden versprach.

Als die Gräfin starb, suchte er den vermeintlichen Erziehungsfehler seiner Frau zu verbessern; Arthur wurde jetzt mit Strenge behandelt, man begegnete ihm von allen Seiten auf den ausdrücklichen Wunsch des Grafen hart und rücksichtslos, und der feinfühlige, zarte Knabe wurde dadurch eingeschüchtert und verlor allen Halt. Anfangs weinte er die bittersten Thränen, wenn ihm rücksichtslos begegnet wurde, zuletzt wurde er stumpfsinnig und gleichgiltig. Für das geringste Versehen bekam er die härtesten Strafen, während seinem Bruder die nichtswürdigsten Streiche lachend nachgesehen wurden. Sein jüngerer Bruder begann ihn zu tyrannisiren, die Dienerschaft nahm gegen ihn Partei und bei jedem Streit zwischen den Brüdern Heinrich in Schutz; Arthur sah sich überall verfolgt und gehetzt und begann Jeden zu fürchten. Sobald er die Wahrheit bekannte, war er streng bestraft worden und zuletzt kam er darauf, sich durch allerhand Lügen und Ausflüchte vor einer schonungslosen Behandlung zu schützen. Er wagte Niemand frei und offen entgegen zu treten und versuchte dann wenigstens durch kleine heimliche Angriffe seinem sehr erbitterten Herzen Luft zu machen.

Zum ersten Male fand jetzt Arthur einen Mann, der ihm liebevoll begegnete, aus dessen Wesen ein reines, edles Wohlwollen sprach, und wie eine von Frost halb erstarrte Pflanze wandte er sich freudig aufathmend diesem hellen Sonnenscheine zu.

Während Rudolph an Heinrich nur einige oberflächliche Fragen richtete und es ganz ruhig aufnahm, wenn dieser sie nur widerwillig beantwortete, wandte er Arthur die größte Aufmerksamkeit zu und mit einem Eifer, den der junge Graf noch niemals gezeigt hatte, suchte er dem Vortrage seines neuen Lehrers zu folgen. Rudolph hatte sein Lehrbuch auf ein kleines Tischchen gelegt; als er einen Augenblick an das Fenster trat und wieder zurückkam, lag es am Boden.

„Arthur hat es herunter geworfen," sagte Heinrich und blickte ganz unbefangen drein.

Arthur zeigte die alte Furchtsamkeit, aber er wagte nicht, seinem Bruder zu widersprechen. „Und ich verbitte mir ein- für allemal diese Späße," sagte Rudolph und legte seine Hand auf Heinrich's Schulter. „Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich es nicht war," entgegnete der Knabe mit finsterem Trotz. „Sehen Sie doch meinen Bruder an, wie er zittert, er allein warf das Buch herunter!"

„Ich sehe nur, wie vortrefflich Du lügen kannst," erwiederte Rudolph mit ruhigem Lächeln. „Für heut' ist übrigens unser Unterricht beendigt. Kommen Sie, Arthur, wir wollen noch ein wenig im Park herumwandern." Und ohne Heinrich eines Blickes zu würdigen, verließ der Hauslehrer mit Arthur das Zimmer.

Heinrich weinte über diese Zurücksetzung Thränen der Wuth; er wollte augenblicklich zu seinem Vater eilen, um sich über das Auftreten des neuen Hauslehrers zu beschweren, aber der Graf war ausgefahren und kam erst am Abend zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Flüchtlinge in den Katakomben.

Man hat die letzten Kämpfer der Kommune aus den Katakomben und Kanälen von Paris endlich an das Tageslicht gezogen! Welch' ein Elend, welche Bilder des menschlichen Jammers boten sie den Augen! Sechs kleinere Trupps hat man in den letzten Tagen durch die Straßen und nach Versailles dirigirt; mehrere kleinere Gruppen konnten den Transport nicht ertragen und mußten in die Spitäler und Ambulanzen gebracht werden. Die Zahl der Leichen, welche man in dem unterirdischen Paris aufgefunden hat, beläuft sich nach offizieller Mittheilung auf 150, und man hofft, daß jetzt keine mehr in den Irrgängen unter der Stadt vorhanden seien.

Die Anlage der Pariser Katakomben und Kloaken ist bekannt. Es ist ein großes, zusammenhängendes System von engeren und weiteren gewölbten Gängen, die meistens gegen das tief liegende Bett der Seine ihren Ausgang finden. Nur wenigen Personen, die mit der Anlage der neueren Kanäle betraut waren, und einigen Aufsehern und Beamten ist das Geheimniß ihres Zusammenhanges bekannt; aber mit den Gängen der älteren Katakomben soll kein Mensch in Paris völlig vertraut sein. Die meisten Forts, namentlich aber die Südforts, stehen mit den Gewölben in Verbindung. Ein Theil der Besatzung von Bicetre, fahnenflüchtige Soldaten, welche die Kugel fürchteten, stiegen noch am letzten Tage des Kampfes hinab und verloren sich in die dunklen Irrgänge. Es waren ihrer etwa 300 und 250 wurden in den letzten Tagen aufgefunden. Die Uebrigen waren todt, ihren Wunden erlegen, Hungers gestorben oder in der furchtbaren Atmosphäre erstickt.

Es hatte sich eine besondere Truppe gebildet, bestimmt, die Katakomben zu durchstöbern. Es waren Sergeants de Ville, harte und entschlossene Männer, die mit den Gängen nicht unbekannt waren; sie wurden geführt von den Kanalwächtern und Bauleuten, und die Expedition nahm nicht weniger als drei Wochen in Anspruch. Einen vorzüglichen Dienst leisteten ihnen dabei die Hunde, welche sonst verwendet werden, um die Ratten, die bekanntlich zu Tausenden in den Kloaken hausen, aus ihren Verstecken heraus und in die Seine zu treiben. Die Annahme, daß durch die Hungersnoth während der deutschen Belagerung die Zahl dieser unheimlichen Thiere abgenommen hätte, hat sich nicht als ganz richtig erwiesen. Vor wie nach wanderten dieselben schaarenweise durch die Gänge. Die Jagd während der Belagerung hat ihre Zahl weniger vermindert als die Hungersnoth, die unter ihnen auftrat, weil die Abfälle nicht mehr so reichlich kamen, wie in den gewöhnlichen Zeiten. Diese zwang sie auch zur Auswanderung und nicht die fortgesetzte Jagd einzelner Liebhaber. Mit dem gewöhnlichen Leben in Paris kehrten auch, zu Ende der Belagerung, die Ratten zurück.

Sie waren es, die den unglücklichen Flüchtlingen in den Gewölben, in den Grüften, in den furchtbaren unterirdischen Schlupfwinkeln die angstvollen Stunden und Tage mehr vergällten, als der Hunger, die Furcht vor den Verfolgern und die wahnsinnigen Qualen der Verirrung. Nach ihren eigenen Aussagen haben sie sich nur mit Noth gegen die schrecklichen Thiere vertheidigen können, und sie sind von denselben förmlich in den Katakomben verfolgt und gehetzt worden. Wo Einer von ihnen erschöpft von Elend, Schrecken und Hunger liegen blieb, fielen die gefräßigen Ratten über ihn her und griffen ihn an vor den Augen seiner Kameraden. Schaarenweise zogen sie hinter ihnen her und wo irgend in einem Winkel am feuchten, schauerlichen Boden sie liegen blieben und Licht anzündeten, da sahen sie sich von dem

Heere der schrecklichen Bestien umlagert. Tausendmal wünschten sie die Verfolger herbei, und in der Bemühung, dieselben oder einen Ausweg aufzufinden, wandten sie sich nur tiefer hinein in die viel verschlungenen Fäden des Labyrinths. Es ist nicht zu verwundern, daß Viele einen Freudenruf ausstießen, als sie in der Ferne das Gebell der spürenden Hunde vernahmen und endlich, endlich in der Nacht einen erlösenden Lichtstrahl erblickten.

Es nimmt sich wie wüste, tolle Phantasie aus, wenn man Dergleichen nacherzählt; aber man hat die leibhaftigen Zeugen gesehen, die Männer der Justiz und die halbentseelten, verunstalteten Menschen, die zusammenbrachen in der frischen Luft beim Anblick der Sonne und beim Ton theilnehmender Stimmen.

Sie schienen ganz vergessen zu haben, daß sie einer neuen Gefahr entgegen gingen, und insbesondere die Soldaten schienen die Furcht vor dem jüngst noch so gefürchteten Kriegsgerichte ganz verloren zu haben. Es waren aber Einige von ihnen so stumpf, abgespannt und geistesabwesend, daß man nicht wußte, was mit ihnen zu machen sei. Die Leute, die ihnen zuerst in den Weg kamen, in den Straßen von Montmartre, wandten entsetzt die Blicke ab. Es waren keine menschlichen Gestalten mehr. Beschmutzt, zerlumpt, abgerissen wankten sie einher, mit hohlen Wangen und einer Leichenblässe, die abstoßender, schrecklicher war, als die gewöhnliche Gesichtsfarbe eines Todten. Elend, Entbehrung und Hunger mit fortgesetzten Schrecken im Bunde schienen diesen entsetzlichen Grundton geschaffen zu haben.

Ob wohl Jemand verneinen wird, daß diese Jammermenschen schwerer gebüßt haben, als die ihnen zur Last gelegten Verbrechen oder Verirrungen forderten?!

Mannigfaltiges.

(Kollege Bismarck.) Der „Berliner Architektenverein" hat bei Gelegenheit der Friedensfeier eine „Architekten-Fest-Zeitung" herausgegeben, die über den „Kollegen Bismarck" folgenden Bericht bringt: „In der letzten Zeit ist vielfach an die Redaktion die Anfrage ergangen, ob Fürst Bismarck sich bereits früher mit bauwissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt, da er in Angelegenheiten des Reichstagsgebäudes der technischen Kommission so entschieden entgegengetreten. Wir geben in Folgendem kurz die Resultate unserer Forschung, welche allerdings darthun, daß Bismarck längst „Einer von unsre Leut'", d. h. ein bisher nur verkannter Kollege ist. Wie aus den uns vorliegenden Akten hervorgeht, ist derselbe bereits seit mehreren Jahren bei den Erweiterungsbauten des deutschen Reichs angestellt und hatte zu gleicher Zeit die spezielle Leitung von Wilhelmshöhe in Händen. Die Mainüberbrückung gehört zu seinen Werken, die um so mehr hervorzuheben ist, da es sich um eine einzige, aber sehr bedeutende Spannung handelte. Dieselbe beschäftigte ihn volle vier Jahre, ließ ihm aber Muße genug, für die seitens der französischen Regierung längst beabsichtigte Rheinregulirung die nöthigen Vorarbeiten zu machen. Daß er bei dieser offenbaren Lust und Liebe zur Sache das Portefeuille nicht mit dem Baumeister-Titel vertauschte, läßt auf eine leicht erklärliche Abneigung gegen Staats-Examina schließen, die er übrigens mit vielen Fachgenossen theilt. Vielen dürfte es ganz interessant sein, Etwas über seine Manier zu erfahren. Er ist sehr thätig, und fast jeden Tag gehen aus seinem Atelier, das aus zwei Kammern besteht, eine oder mehrere ausgearbeitete Ansichten hervor, die an Deutlichkeit der Darstellung Nichts zu wünschen übrig lassen. Es sind meistens Federzeichnungen im großen Style; denn, sagt er, Bleistifte sind nur für nervenschwache Gummigemüther und ebenso matt wie Bleisoldaten. Zum Blei greift er nur, wenn er mit der Feder die gewünschte Wirkung nicht erzielt. Uebrigens weiß er auch mit Farben wohl umzugehen, namentlich scheinbare Kontraste so geschickt zu vermitteln, daß schließlich Alles harmonirt. Neutral ist ihm in der Seele verhaßt, „Russisch-grün" wird mit Vorsicht verwandt und „ächte Chinesische" zum Vertuschen massenhaft gebraucht. Sein Reißzeug ist sehr einfach und besteht außer einer Feder, die immer zieht, aus einem eleganten Zirkel, dessen er sich zur Durcharbeitung von Entwürfen alle 14 Tage einmal bedient. Den Schlüssel zu demselben hat merkwürdigerweise sein Kellermeister in Verwahr." Diese humoristische Schilderung hat viel Heiterkeit erregt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 85. Freitag, 21. Juli 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Hinter dem Schlosse dehnte sich ein weiter Wiesenplan aus, dann erst begann der Park. Der von hohen Eichen eingefaßte Weg wurde immer steiler und bot dadurch die schönste Abwechslung, daß er sich an dem Ufer eines Flusses hinzog und sich bald von seinem rasch dahin eilenden Gefährten neckisch zu entfernen, bald ihn geflissentlich aufzusuchen schien. Einzelne Aussichten über das wild-romantische Flußthal waren von großer Schönheit, und Rudolph genoß in vollen Zügen den unvergänglichen Zauber dieses Frühlingstages. An jedem keimenden Blatte, das er sah, an jedem Wurm, den er fand, bewies er seinem Zögling die Wunder der Schöpfung, die sich im Staubatom wie in Sternenwelten gleich mächtig offenbaren.

Arthur zeigte anfangs für die neuen Aufschlüsse rege Theilnahme, zuletzt ermüdete aber sowohl seine Seele wie sein Körper. Rudolph bemerkte die Ermattung seines Schülers, und als sie wieder bei einer Aussicht angekommen waren, sagte er freundlich: „Lassen Sie mich noch eine halbe Stunde im Park herumschweifen und erwarten Sie mich hier. Sie haben hier den hellsten Sonnenschein, sogar eine bequeme Bank und können Sich ein wenig ausruhen.“ Arthur wischte sich den Schweiß von der Stirne und nahm mit allen Zeichen der Ermüdung auf der Bank Platz. „Wenn Sie auch später zurückkommen, ich will schon auf Sie warten,“ sagte er gutmüthig.

„Armer Knabe,“ dachte Rudolph; „es war Zeit, daß Dich ein aufmerksames Auge fand. So habe ich doch schon eine menschlich schöne Aufgabe, eine halb verkommene Pflanze aufzurichten und dem Leben wieder zu gewinnen. Ich werde um Deinetwillen selbst das Schwerste hier ertragen; nun ist meine Stellung nicht mehr unbedeutend, und wenn ich gewußt hätte, daß hier ein armes, reiches Kind verkümmerte, würde ich mich rascher entschieden haben.“

Ganz von den Gedanken erfüllt, Arthur's Seelen- und Körperkräfte durch liebevolle Sorgfalt zur schönsten Entfaltung zu bringen, wanderte er weiter, ohne auf den Weg zu achten. Bei einer Biegung desselben traten die Ufer des Flusses wieder in ihrer ganzen malerischen Schönheit hervor. Weiße Säulen schimmerten schon von ferne durch das frische Blättergrün. Ein kleiner Tempel zeigte sich jetzt seinen Blicken, der in dieser Waldeinsamkeit einen interessanten Anblick gewährte.

Erst als Rudolph näher trat, gewahrte er, daß eine Frauengestalt in einem der Säulengänge des Tempels saß. Ihre lichten Gewänder stachen zu wenig von den weißen jonischen Säulen ab, die mit ihren zierlichen Häuptern über die Sinnende hinwegragten.

Die Frau, deren schlanke Gestalt durch das Anlehnen an die griechischen Säulen noch mehr hervortrat, hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte träumerisch auf den Fluß. Sie schien das Kommen eines Fremden nicht bemerkt zu haben.

Rudolph, der jetzt erst die Gräfin erkannte, wollte sich eben entfernen, da mochte sie das Geräusch seiner Tritte aus ihrem Hinbrüten wecken und sie erhob das Haupt. „Rudolph!“ rief sie aufspringend und richtete in höchster Ueberraschung ihre noch thränenfeuchten Augen auf den Jugendgeliebten. Plötzlich schien sie sich zu besinnen, sie preßte die Hand auf die Brust, als könne sie damit alle stürmischen Gefühle niederkämpfen und sagte mit einem halb schmerzlichen, halb

gezwungenen Lächeln: „Hätten Sie mich doch bald erschreckt, Herr Stahl!"

Dem jungen Manne war es bei dem ersten Ausruf Helenens, als sei die jüngste Vergangenheit ein wüster Traum und als stehe allein die Jugendgeliebte vor ihm da. Er wollte die Hände erheben und auf sie zueilen, da sah er schon den raschen Wechsel in ihrem Antlitze und auch ihm kehrte die Besinnung zurück. „Verzeihen Sie die unangenehme Störung, Frau Gräfin," sagte er leise, „und gestatten Sie mir, daß ich mich entferne." Er verbeugte sich tief und wollte zurücktreten.

Sie hatte wieder auf der Bank Platz genommen, schien völlig die Herrschaft über sich selbst wieder gewonnen zu haben und entgegnete ruhig: „O bleiben Sie immer! Jahre liegen dazwischen, seitdem wir uns nicht mehr gesehen — Sie sollen mir von Ihren Schicksalen erzählen," und sie machte eine einladende Bewegung, daß Rudolph neben ihr Platz nehmen solle. Der Ton ihrer Stimme war kühl und vornehm und stand in seltsamem Widerspruch mit ihren Augen, die noch feucht und glänzend und liebevoll forschend auf seinem Antlitze ruhten.

„Ich theile das Schicksal aller Alltagsmenschen, von keinen Schicksalen berichten zu können," erwiederte Rudolph ausweichend.

Die Gräfin blickte prüfend in sein Antlitz, als wolle sie dennoch daraus seine letzte Vergangenheit entziffern. Sie hatte gestern nicht gewagt, ihren Jugendgeliebten aufmerksam zu betrachten, und staunte nun doch über die Veränderungen, die mit ihm vorgegangen waren. In den tief liegenden dunklen Augen sprühte nicht mehr das alte Feuer, die ideale Begeisterung war daraus verschwunden und hatte einem sinnigen Ernst Platz gemacht. Die frühere glatte Stirne war jetzt durchfurcht und um den Mund spielte ein sarkastischer Zug. Das Gesicht war schärfer, magerer geworden und zeigte eine tüchtige Entschlossenheit, den Kampf mit der Welt aufzunehmen. Die Gräfin sah den weichen, schwärmerischen Jüngling als gereiften Mann wieder und staunte über die Veränderung, aber sie schwieg.

„Nicht wahr, Sie suchen den jungen Träumer und Poeten und finden einen Greis?" fragte er und strich mit der Hand über die umwölkte Stirne.

„Suchen?!" wiederholte die Gräfin, „ich suche gar Nichts mehr;" und auf ihrem Antlitz prägte sich eine unendlich lebensmüde Stimmung aus. Der Inhalt dieser Worte hätte ihn beleidigen müssen, aber er blickte die Gräfin aufmerksam an und jetzt erst bemerkte er, welche Veränderungen mit ihr vorgegangen waren. Diese Frau hoffte — fürchtete Nichts mehr, sie hatte abgeschlossen mit dem Leben und ertrug es nur noch, weil sie nicht mit einem Eclat aus der Welt gehen wollte.

Das und noch weit mehr las er auf ihrem bleichen Antlitz, in ihren jetzt halb erloschenen Augen. „Helene, Sie sind nicht glücklich!" sagte er mit bebenden Lippen und ergriff ihre Hand. Die Gräfin zuckte zusammen, sie mochte bereuen, ihm unwillkürlich einen Einblick in ihr innerstes Seelenleben gestattet zu haben, und leise die Hand aus der seinen ziehend, entgegnete sie ruhig: „Sie irren Sich, Rudolph. Ich bin eine glückliche und zufriedene Frau." Sie hatte ihre alte Sicherheit und vornehme Ruhe wieder gewonnen, sogar ein heiteres Lächeln spielte um ihre Lippen.

Rudolph ließ sich davon nicht täuschen. Wenn wir einmal auf der Bühne eine Versenkung erblickt, dann mag sich die Oeffnung noch so rasch verschließen, wir wissen doch, daß sie da war. Mochte ihm Helene nie wieder ein solch' lebensmüdes Antlitz zeigen, ihm war es dennoch nicht entgangen, daß sich in jenem Augenblicke ihr eigentlicher Seelenzustand enthüllt hatte und daß sie ihr ganzes Leben über eine Maske trug, die nur eine starke, heroische Seele vornehmen kann.

„Entsprang Ihr Glück aus Ihrer Zufriedenheit oder Ihre Zufriedenheit aus Ihrem Glück?" fragte er und seine klugen Augen ruhten forschend auf der Jugendgeliebten und schienen zu sagen: „Du kannst mich über die Nacht, die in Deiner Seele ruht, nicht täuschen."

Die Gräfin verstand diesen Blick, sie sann einen Augenblick nach, dann sagte sie zögernd: „Zuerst war ich zufrieden und dann glücklich." Er wollte Etwas erwiedern, aber sie setzte rasch und lebhaft hinzu: „Glauben Sie mir, so nur finden wir alles irdische Glück. Wir müssen erst lernen, uns zu bescheiden, — zu resigniren. Sie wissen, daß ich meine Jugendzeit am goldenen Rhein verlebte, und dennoch finde ich jetzt aus dieser schlichten, einfachen Landschaft viele Schönheiten heraus," und sie wies auf den im Sonnenschein glänzenden Fluß.

„Ich bin überrascht worden von den reizenden Aussichten, die mir der Weg bot," entgegnete er lebhaft, der recht gut bemerkte, daß sie dem Gespräch eine andere Wendung geben wollte.

„Sind Sie mit Ihren Schülern zufrieden?" fragte sie aufathmend. Jeder Andere würde sich

über eine solche Querfrage gewundert haben; Rudolph erkannte nur darin, daß sich Helene dennoch ihre alte geistige Lebhaftigkeit bewahrt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reisebericht des Kreis-Wiesenbaumeisters Jox.

(Den landw. Blättern entnommen.)

Im Spätherbste 1869 war ich schon zwei Mal jenseits der Berge bis Zweibrücken und Hornbach vorgerückt, leider war es aber jedes Mal so anhaltend stürmisches Regenwetter, daß es mir unmöglich war, mich in der dortigen reichen Wiesengegend näher umzusehen. Nur auf dem Monbijouhof bei Dietrichingen konnte ich eine Drainage projektiren, mit welcher der Pächter Herr Stalter, wie er mir vor einigen Tagen sagte, sehr zufrieden ist. Noch später im Jahr 1869 habe ich auf der dem königl. Landesgestüt gehörigen 65 Tagwerk haltenden Strintwiese im Bann von Vogelbach ein Nivellement aufgenommen und der königlichen Regierung über die mögliche Verbesserung Bericht erstattet.

Auf den 21. Mai 1870 wurde ich durch den Vorstand des landwirthschaftlichen Bezirkskomités Homburg, Herrn Bürgermeister Pallmann in Landstuhl, zu einer Bezirksversammlung nach Bruchmühlbach eingeladen, um einen Vortrag über Wiesenverbesserung zu halten, welcher Einladung ich entsprochen habe. Es wurde hauptsächlich verhandelt über Moorbruchwiesen, über Wasserverschwendung bei schlecht angelegten Wiesen über Vertilgung der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) 2c.

Am Sonntag den 22. Mai, des Vormittags, wurde ich dann von dem Sohn des Herrn Bürgermeisters Pallmann nach einer Dorfbruchwiese in der Nähe der Eisenbahn geführt, deren Kultivirung ganz mit meinem am Tage vorher in Bruchmühlbach gehaltenen und aus langjähriger Erfahrung geschöpften Vortrag übereinstimmte.

In der Nähe halbversumpfter Flächen mit schlechten Gräsern bestockt, rundherum andere bucklige Stellen, welche nur Bocksbart tragen, eine üppige Wiese mit den besten Gräsern und Kleearten zu sehen, das ist für einen Kulturtechniker ein hoher Genuß, da glaubt ein alter Mensch wieder jung geworden zu sein, und sein Puls fängt wieder höher zu gehen an.

Fragen wir uns nun: wodurch ist denn die Grasfläche des Herrn Bürgermeisters so gut geworden? so ist die einfache Antwort die: daß die Oberfläche nicht zu hoch und nicht zu tief über dem Grundwasser angelegt worden ist und eine den süßen Gräsern und Kleearten günstige Bodenmischung stattgefunden hat. Ein Kulturtechniker sieht es der Anlage auf den ersten Blick an, daß hier ein Sachverständiger die Hand im Spiel gehabt haben muß. Und richtig, es ist auch hier so! Ein Mann, Namens Reckenwald, gebürtig aus St. Wendel und jetzt ansässig in Landstuhl, hat sich in der Trierer Wiesenbauschule zum tüchtigen Wiesenbauer theoretisch und praktisch ausgebildet, hat in seinem Vaterland viele Wiesen bauen helfen und selbst gebaut und auch den Pallmann'schen Meliorationsplan entworfen. Dieser Mann kommt in die Pfalz und glaubt da in seinem Fach sich ein bescheidenes Brod zu verdienen; allein er hat sich getäuscht, denn nachdem er einige gute Anlagen gemacht hatte, ist seine Erwerbsquelle versiegt und hat er, um leben zu können, in der Drahtstiftfabrik zu Landstuhl ständigen Verdienst gefunden. Mir scheint es fast, daß es im Westrich eine große Anzahl Wiesenbaupfuscher gibt, neben welchen ein geschulter und ein wenig besser bezahlter Wiesenbauer nicht gut aufkommen kann. Ich bin noch zu wenig im Kreise herumgekommen, um in dieser Beziehung ein bestimmtes Urtheil abgeben zu können, allein so viel steht fest, daß ein praktisch und theoretisch geschulter Wiesenbauer bedeutend mehr Nutzen schaffen wird, als ein solcher, welcher blos die Handgriffe und allenfalls das Einvisiren mit dem Visirkreuze von seinem Vater oder Großvater erlernt hat. Er vergräbt den guten Boden und läßt da, wo abgehoben werden muß, sterile Flächen zurück.

Der Herr Bürgermeister Pallmann führt über alle seine Meliorationen ganz speziell genau Buch und Rechnung, sowohl über die erste Anlage, als auch über die Unterhaltung und etwaige Düngung, und hat bei seinen Meliorationen allemal die freudige Ueberraschung, daß sich dieselben reich bezahlt machen — eine sehr reiche Rente abwerfen.

Der landwirthschaftliche Bezirksverein von Zweibrücken hatte auf den 30. April d. J. eine landwirthschaftliche Versammlung nach Einöd anberaumt und mich zu derselben eingeladen, welcher Einladung ich mit Vergnügen entsprochen habe. Die Versammlung war sehr stark von Mitgliedern des landw. Vereins sowohl, als

auch von Nichtmitgliedern besucht. Von Seiten des Vereins will ich nur namhaft machen die Herren: von Hofenfels, Vorstand des Bezirks-komités, Kirchenbauschaffner Arnold, Vorstand des landw. Kränzchens und Sekretär des Bezirks-komités, Rektor der Gewerbschule Marzall, Bürgermeister Hemmer, Mitglied des Bezirks-Vereins.

Es wurden nun zuerst die Bliesthalwiesen auf der Strecke von Einöd-Ingweiler thalabwärts bis gegen Bierbach begangen und konstatirt, daß dieses Wiesenthal von da an, wo sich der Schwarz- und Hornbach mit der Blies vereinigt haben, durch das Hochwasser fürchterliche Verwüstungen erlitten hat.

Die gewaltigen Wassermassen haben dann auch bei dem milden, leichten Boden die Sohle des Bliesbettes so tief aufgewühlt und das Material fortgeschwemmt, daß eine Befeuchtung, wie sie früher zum reichen Segen des Bliesthales bestanden hat und jetzt nicht mehr möglich ist, da der Wasserspiegel der Blies gegen früher sich bedeutend gesenkt hat, die Wiesen daher zu hoch über dem Grundwasser liegen. Bei einem so milden und durchlassenden Boden, wie ihn die Blieswiesen haben, findet eine fortwährende Kommunikation mit den Seitenthälern, gewissermaßen eine unterirdische Befeuchtung statt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Meisterhaft dumm erfunden.) Der „Figaro“ erzählt folgende ungemein wahrscheinliche Geschichte: „In St. Denis hat man soeben einen jungen preußischen Offizier begraben, Herrn v. d. H..., welcher einer sehr vornehmen Familie angehörte und daher auf den höchsten Grad in der preußischen Armee Aussicht hatte. Sein Tod war durch folgende romantische Umstände herbeigeführt worden: „Als Hr. v. d. H... im letzten Winter mit einer kleinen Kavallerie-Abtheilung ein Schloß in der Nähe von St. Quentin besetzte, fand er daselbst unter anderen kleinen Gegenständen ein parfümirtes Notizbuch. Er las darin: „Ein Walzer für Herrn v. H., eine Polka für Herrn v. G.“ u. s. w. Es war eine Tanzordnung. Herr v. d. H... aber, der, wie seine Landsleute, Alles gründlich betrachtet, las die Noten bis zu Ende und fand schließlich nicht ohne Ueberraschung folgende Worte: „Niemals werde ich einen Preußen heirathen. Margarethe v. S...,“ wozu dann die Pariser Adresse der jungen Dame beigefügt war. Kaum waren die Friedenspräliminarien abgeschlossen und kaum hatte Herr v. d. H... erfahren, daß die Familie v. S... nach Paris zurückgekehrt war, so sandte er sofort dem Fräulein das Notizbuch und ließ gleichzeitig dem Vater seinen Besuch anmelden. Ein vollendeter Gentleman wurde Hr. v. d. H... im Hause des Hrn. v. S... höflich empfangen. Er sah die junge Margarethe, ein reizendes Geschöpf von 17 Jahren, verliebte sich in sie und hatte auch das Glück, ihr zu gefallen; kurz, die Sache sollte mit einer Hochzeit endigen und man erwartete nur noch Nachrichten von dem Sohne des Hauses, der bei Beginn des Krieges unter den päpstlichen Zuaven eingetreten und bei Patay gefangen genommen worden war. Vor etwa drei Wochen erhielt Herr v. S... endlich Nachrichten von seinem Sohne durch einen Waffenbruder des Letzteren: aber welche Nachrichten! Er war wegen eines leichten Vergehens gegen das Reglement von seinen Häschern in der Festung Spandau mit Stockprügeln getödtet worden! Man erräth das Weitere. Herrn v. d. H... wurde von Herrn v. S... ohne Erbarmen die Thüre gewiesen und in seiner Verzweiflung verurtheilte sich der unglückliche Liebhaber freiwillig zu einem langsamen Hungertode.“ — Heiliger Figaro, wie rührend!

(Sprüche.) Den Berliner Rathhauskeller zieren folgende, nach Beginn des Krieges dort angebrachte Sprüche:

Wollt' mir der Himmel an Geld und Gut
Ein wenig mehr, als ich brauche, bescheeren,
Dann will ich recht gerne mit frohem Muth
Die größten Strapazen des Lebens entbehren.

Daß bayrisch Bier auch Helden nährt,
Das haben die Bayern in Frankreich gelehrt.

Ein fein Plätzchen, ein fein Schätzchen,
Ein fein Späßchen, ein fein Gläschen,
Ein fein Weinchen oder Bierchen,
Dieses ist so mein Pläsirchen.

Des Durstes Gluth verschließt kein Trank noch Zauberwort:
Je mehr man sie begießt, je toller brennt sie fort.

Bayrisch Bier aus Bayerns Malz,
Wein und Mädel aus Bayerns Pfalz,
Sind drei schöne Dinge, dächt' ich.
Schon wer eins hat, — schmeckst du prächtig!

Alt werden — steht in Himmels Gunst,
Jung bleiben — das ist Lebenskunst.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 86. Montag, 24. Juli **1871.**

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

„Heinrich ist ein Trotzkopf, mit dem ich harte Kämpfe haben werde," erklärte er nach kurzem Nachdenken offen und rückhaltslos.

„Er ist der Liebling des Grafen und wird Ihnen deßhalb ein wenig eigenwillig erscheinen," bemerkte sie gleichmüthig.

„Nicht nur eigenwillig, sondern falsch und boshaft," erklärte Rudolph.

„Sie sehen zu schwarz," entgegnete sie ruhig, „wir Alle haben uns an seine Eigenheiten gewöhnt!"

Rudolph schüttelte das Haupt; er kannte jetzt die Quelle, aus der ihr mildes Urtheil stammte; sie war auf jenem Punkt geistiger Ermüdung angelangt, auf dem man sich in Alles findet, gegen Nichts mehr ankämpft. „Als Erzieher darf ich nicht Ihre stille Resignation theilen," entgegnete er fest und bestimmt; „es ist vielmehr meine heiligste Pflicht, die schlimmen Neigungen dieses Knaben zu unterdrücken, so weit es überhaupt noch möglich ist."

„Ich rathe Ihnen, von jedem Versuch abzustehen," erklärte sie. „Der Graf findet besonderes Gefallen an der Keckheit und dem Trotz seines Lieblings, und er würde es sehr ungern sehen, wenn Sie gerade diese Charakter-Eigenschaften zu beseitigen suchten."

„Comtesse Helene hätte mir eine solche Antwort nicht ertheilt," entgegnete er und blickte die Gräfin verwundert an. „Die würde mir gesagt haben: Ihre Aufgabe ist, aus diesen Knaben edle und gute Menschen zu machen, selbst wider den Willen ihres Vaters," und seine Augen leuchteten im alten Feuer.

Die Gräfin blickte sinnend in das glühende Antlitz des jungen Mannes. Ihr war es, als wecke die Berührung mit dem Jugendfreunde in ihrer müden, halb erstorbenen Seele neues Leben, als wollten alle verdorrten Blüthen ihres Herzens sich wieder dem Lichte erschließen. Sie wollte ihm die Hand entgegenstrecken, ihm in früherer Traulichkeit mittheilen, was auf ihrer Seele lastete, aber sie besann sich rasch und entgegnete zögernd: „Comtesse Helene finden Sie auch nicht wieder — sie ist todt."

„Ich weiß, sie ist die Gattin des Grafen Dornhoff geworden," erwiederte er.

Helene blickte auf und forschend in das Antlitz ihres Jugendgeliebten. Beider Blicke begegneten sich. Hatte er damit sagen wollen: ich weiß, daß Du mir verloren bist, oder hatte er anzudeuten versucht, daß ihr Seelenleben erstorben, weil sie gerade die Gattin dieses Mannes geworden? Eine peinliche Pause trat ein, und um ihr ein Ende zu machen, begann jetzt Rudolph: „Ach, da vergesse ich ganz meinen Schüler! Den guten Arthur lasse ich sehr lange auf mich warten."

„Der gute Arthur?!" wiederholte die Gräfin; „im Schloß gilt der älteste Sohn des Grafen für falsch und heimtückisch."

„Und haben Sie dieselbe Meinung?" fragte er rasch.

Die Gräfin zuckte die Achsel und schwieg. Ihre Augen hatten wieder den müden und gleichgiltigen Ausdruck, der an Nichts Interesse nehmen wollte; dennoch wurde sie allmälig aufmerksamer, als er von seinen heutigen Beobachtungen erzählte und seine Behauptungen über die beiden Knaben psychologisch zu begründen wußte. Lebhafter als gewöhnlich sagte sie: „Das ist doch seltsam und mir neu. Ich war zu jung und unerfahren, als ich herkam, und schenkte anfangs den Knaben wenig Aufmerksamkeit; später —"

sie vollendete den Satz nicht und setzte rasch hinzu: „Lassen Sie uns den armen Arthur aufsuchen!"

Rudolph war sichtlich erfreut über die Wirkung, die seine Mittheilung auf die Gräfin ausgeübt, und auf dem Rückwege setzte er seiner Begleiterin noch weiter auseinander, wie er auf Arthur wirken und seine zu weiche Seele nach und nach härten wolle.

Der Platz war jetzt erreicht, auf dem Arthur zurückgelassen worden war. Sie fanden ihn auf der Bank eingeschlafen. Rudolph blickte aufmerksam in das Antlitz des Schlummernden. Das weiche, vom warmen Sonnenlicht sanft geröthete Gesicht drückte die kindlichste Gutmüthigkeit aus: ein glückliches Lächeln spielte um die halb geöffneten Lippen. „Im Schlafe fällt jede Maske ab, da zeigen uns die Menschen ihr wahres Antlitz," wandte er sich leise zur Gräfin.

„Sie haben Recht, Arthur ist gutmüthig," sagte sie ebenso leise; „dies weiche, liebliche Antlitz kann nicht lügen." Sie beugte sich tiefer über den Knaben hinweg und prüfte sorgsam die leisen Athemzüge des Schlummernden.

Die Lippen Arthur's bewegten sich: „Mama," flüsterte er kaum hörbar und schlug die Augen auf. Noch schlaftrunken streckte er die Arme aus und blickte dann ganz überrascht in das Antlitz der über ihn hinweg gebeugten Gräfin. Sein Blick schien förmlich noch das entschwundene Traumbild zu suchen. „Ich werde fortan Deine Mutter sein," sagte sie mit thränenfeuchten Augen.

So zärtlich und theilnehmend hatte seine Stiefmutter noch nie mit ihm gesprochen, er schlang seine Arme um ihren Nacken und sagte mit überglücklichem Lächeln: „Mir träumte von meiner Mama, sie küßte mich und versprach mir, nicht mehr fortzugehen. Und wie ich erwachte, da standest Du vor mir und sahst so lieb und freundlich aus. Und nicht wahr, Du wirst mich nun immer ein wenig lieb haben und nicht mehr glauben, daß ich boshaft und heimtückisch bin, wie Heinrich sagt?"

„Nein, denn ich weiß jetzt, daß Du ein gutes, weiches Herz hast," erwiederte sie gerührt.

„Ach, das hat Dir gewiß Herr Stahl gesagt!" rief Arthur lebhaft; er sah sich um und jetzt erst bemerkte er seinen Lehrer. Mit einem Jubelruf warf er sich an seine Brust: „Wie gut Sie sind! Ihnen dank' ich, daß ich nun wieder eine Mama habe!"

Der Knabe war wie verwandelt. Die Liebe einer Mutter schien ihm nur noch gefehlt zu haben, um ein neues, frisches Leben in ihm zu wecken. Im harmlosesten Geplauder traten alle Drei den Rückweg an.

Auch die Gräfin zeigte sich verändert; die stumpfe Gleichgiltigkeit war verschwunden, ihre Augen verloren den matten, leblosen Ausdruck und ruhten zuweilen mit Wohlgefallen auf Arthur, der seine ganze harmlose Kindlichkeit wieder gewonnen zu haben schien und seinem Lehrer eine wahrhaft rührende Verehrung bewies. Scherzend und unter lustigem Gespräch wanderte man durch den Park; jetzt zeigte sich bereits das Schloß und nun wurden Arthur sowohl wie die Gräfin plötzlich still. Das Lächeln um ihre Lippen verschwand, ihre Augen nahmen die alte Starrheit an und langsam, fast zögernd setzte sie den Fuß vorwärts. Auch Arthur hatte all' seine Harmlosigkeit abgestreift, er senkte wieder den Kopf und schlich in gewohnter Trübsinnigkeit dahin.

„Ist denn Buchwald ein bezaubertes Schloß, dessen Nähe schon unheimlich wirkt?" fragte Rudolph und blickte die Gräfin forschend an. Sie schlug die Augen nieder und schwieg.

„Ich fürchte mich, lieber Herr Stahl," sagte Arthur und ein Zittern ging durch seinen Körper.

„Das ist eben gefährlich," bemerkte Rudolph. „Despoten werden um so grausamer, je mehr Furcht man ihnen zeigt. Sei nur ohne Sorge, ich werde dem Sturme schon trotzen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reisebericht des Kreis-Wiesenbaumeisters Jor.

(Den landw. Blättern entnommen.)

(Schluß.)

Von dieser Exkursion in den Saal des Bürgermeisters von Einöd zurückgekehrt, fand man noch eine größere Anzahl Theilnehmer, welche die Tour nicht mitgemacht hatten. Hier wurden nun zunächst von dem Unterzeichneten

1) die Ursachen der Verschlechterung der Blieswiesen nochmals rekapitulirt, wie sie vorher auf der Wiese selbst besprochen worden waren, dann
2) die möglichen Verbesserungen der Versammlung klar zu machen gesucht und endlich auch
3) der Kostenpunkt berührt. Was diesen kitzeligen Punkt anbelangt, so wurde den Besitzern klar zu machen gesucht, daß sie dabei gar nicht zu ängstlich zu sein brauchten, denn

es stehe nach der festen Ueberzeugung des Unterzeichneten fest, daß das Anlagekapital sich nicht nur reichlich verzinsen, sondern auch noch ein nicht unerhebliches Amortisationsprozent abwerfen werde. In Ermangelung eigener Mittel könnten die Besitzer, wenn sich eine förmliche Genossenschaft auf Grund des Gesetzes vom 28. Mai 1852 gebildet habe, bei solidarischer Verbindlichkeit die nöthigen Gelder gegen mäßigen Zins geliehen bekommen.

An einer Schultafel wurden dann noch die verschiedenen Systeme des rationellen Wiesenbaues erklärt und zum Schluß in etwas humoristischer Weise angeführt, daß den wilden Wassern, welche sich seit Jahrzehnten an den guten Blieswiesen so arg versündigten hätten, auch einmal das Handwerk gelegt werden müsse, wie den Franzosen das Gelüste nach dem linken Rheinufer durch das vereinigte Deutschland gründlich gelegt worden sei, das vereinigte Bliesthal könne dieses Ziel ohne Blutvergießen erreichen 2c. 2c., wenn alle Besitzer sich genossenschaftlich gegen den gemeinsamen Feind einigen würden.

Hierauf hielt Herr Kirchenbauschaffner Arnold aus Zweibrücken einen Vortrag, und lautete derselbe im Wesentlichen, wie folgt: „Ich bin mit den Ausführungen und Vorschlägen des Vorredners vollkommen einverstanden. Die Bachkorrektionen, welche im Laufe der vierziger und fünfziger Jahre an dem Schwarz- und Hornbach vorgenommen worden sind, haben den Werth der Wiesen im Zweibrücker Bezirk um mehr als eine Million Gulden herunter gedrückt, was durch Zahlen bis zur Evidenz erwiesen werden kann, da sie jetzt kaum die Hälfte des früheren Ertrags liefern. Die Ursache dieser fortwährenden Ertragsverminderung liegt, wie der Herr Wiesenbaumeister ganz richtig bemerkt hat, in dem zu tiefen Wasserspiegel der Bäche und den großen Krümmungen der Blies. Der Horn- und Schwarzbach senden ihre Gewässer seit der Korrektion mit größerer Geschwindigkeit und bei Fluthzeiten schneller der Blies zu, und aus diesem Grunde sind die Blieswiesen den fortwährenden Uferbrüchen ausgesetzt" 2c.

Von Herrn Arnold aufgefordert, sprachen noch einige Herren für die Sache. Nur ein einziger Herr äußerte seine Zweifel über die Möglichkeit und Rentabilität des Unterwassers. Das Resultat der Besprechung war denn, daß sämmtliche anwesenden Besitzer, bis auf einen, durch Akklamation beschlossen, daß es erwünscht sei, durch den Kreis-Wiesenbaumeister Jox ein allgemeines Nivellement aufnehmen und einen vorläufigen Kostenanschlag anfertigen zu lassen, die Kosten dieser Vorarbeiten aber aus disponibeln Mitteln des landw. Bezirks zu bestreiten und in Ermangelung derselben das Kreiskomité des landw. Vereins um einen Beitrag zu ersuchen.

Am Montag, den 1. Mai, regnete es am Vormittag stark, am Nachmittag wurde eine nochmalige Begehung der Blieswiesen von der Abt'schen Papierfabrik abwärts in Begleitung der Herren von Hofenfels, des Kirchenbauschaffners Arnold, des Gutsverwalters Lehmann und des Rentners Lilier vorgenommen. Auch diese Wiesen können noch viel verbessert werden, wenn erst einmal die Verbesserungen überhaupt in Gang gekommen sind. Spezielles hierüber läßt sich vorderhand nicht sagen.

Die Wiesen oberhalb der Abt'schen Papiermühle konnten nicht begangen werden, da sie durch den Aufstau des Mühlwehres unter Wasser gestellt waren.

Dienstag den 2. Mai, Vormittags, Besichtigung der Wiesen an dem Hornbach von Ixheim thalabwärts an Zweibrücken vorbei bis zur Brücke zwischen Bubenhausen und Ernstweiler in Begleitung der Herren Hofenfels, Kirchenbauschaffner Arnold und Gutsverwalter Lehmann.

Hier tauchten verschiedene Verbesserungsvorschläge von Seiten der anwesenden Herren auf, über welche ich mir aber vor Aufnahme eines allgemeinen Nivellements kein Urtheil erlauben konnte.

Nachmittags Besichtigung der Wiesen bei Dellfeld. Hier waren durch den Hrn. Kirchenbauschaffner Arnold, welcher sich, nebenbei bemerkt, für Wiesenverbesserung besonders interessirt, schon Einleitungen für die Bildung einer Genossenschaft getroffen worden. Herr Arnold hatte dann in Folge dessen die Wiesenbesitzer auf diesen Nachmittag zu einer Versammlung eingeladen und waren die meisten derselben erschienen. Nach Besichtigung der Wiesen hielt dann der Unterzeichnete einen Vortrag über die Möglichkeit und Nützlichkeit einer kunstgerechten Berieselung, und führte besonders aus, wie Lage, Wasser und Boden für eine solche Melioration ganz vorzüglich geeignet seien und eine hohe Rentabilität unzweifelhaft zu erwarten sei, das ginge aber nur im Wege der Genossenschaft.

Die sämmtlichen Wiesenbesitzer beschlossen dann einstimmig, daß sie gewillt seien, vorderhand eine provisorische Genossenschaft zu bilden und sich

verbindlich machten, die Kosten der Vorarbeiten pro rata des Flächeninhalts zu bestreiten.

Hierauf wurde ein provisorischer Ausschuß und ein Kassier gewählt. Auch die Wiesenbesitzer aus Nünschweiler waren bei der Versammlung erschienen und ist bei dem guten Willen der Leute zu hoffen, daß in diesem Jahre noch eine definitive Genossenschaft zu Stande kommt.

Mittwoch den 3. Mai, Vor- und Nachmittags, unternahmen wir mit dem Herrn Kirchenbauschaffner Arnold, dem Herrn Verwalter Lehmann eine größere Exkursion nach dem Kirschbacher Hof, der Kirschbacher Mühle über Monbijou, Dietrichingen, Mauschbach und Hornbach.

Bei einer zum Kirschbacher Hof gehörigen Waldwiese wurde eine bessere Wasservertheilung angerathen. Auf der Kirschbacher Mühle fand man recht gut unterhaltene Wiesen, welche durch den Pächter dieser Mühle, Herrn Hauter, nach verbesserten Systemen angelegt worden sind. Der Mann ist sehr rührig und hat ein richtiges Verständniß für Wiesenverbesserung aus deren Rentabilität. Ueber einige untergeordnete Fragen wurde ihm Auskunft ertheilt.

In Hornbach besuchten wir den Herrn Bürgermeister Dr. Hannitz, welcher uns thalabwärts ein Stück über die Wiesen begleitete, wobei ich mit großer Befriedigung gewahrte, daß man mit Schaaren von Weibsleuten bemüht war, zwei schädliche Wiesenunkräuter, die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) durch Ausziehen und den Huflattich durch Ausstechen zu vertilgen suchte.

Vorher schon hatte ich oberhalb Hornbach ein sehr üppiges Kleegrasfeld des Herrn Oberlinger von Hornbach eingesehen. Eine früher an schädlicher Untergrundsnässe leidende Fläche ist mittelst Steindolen drainirt, hierauf umgebrochen, zwei Jahre hintereinander mit Hafer, im dritten Jahr mit einer gedüngten Hackfrucht bebaut und endlich im vierten Jahr mit Klee- und Grassamen angesäet worden. Es ist das eine Melioration, welche für passende Lokalitäten auf das Angelegentlichste empfohlen werden kann und von dem Unterzeichneten seit seiner achtunddreißigjährigen Praxis überall mit dem besten Erfolg empfohlen worden ist. Der Eindruck, welchen diese viertägige Exkursion auf mich gemacht hat, war ein recht befriedigender, überall gewahrte ich freundliches Entgegenkommen und den besten Willen für Verbesserungen. Möge dem guten Willen auch bald die That folgen!

Am 4., 5. und 6. Mai habe ich dann noch in Begleitung des Herrn Gestütsdirektors von Rad die Wiesen des königlichen Landesgestüts Zweibrücken, welche in verschiedenen Gemarkungen liegen, in Augenschein genommen und über den sehr befriedigenden Befund der königlichen Regierung speziell berichtet. Es würde zu weit führen, wenn ich mich über diese dreitägige Exkursion speziell verbreiten wollte, und will ich daher nur anführen, daß die Verwaltung in guter Hand ist und es derselben an den nöthigen Mitteln, namentlich den Düngemitteln, nicht fehlt.

Bei dieser letzten Exkursion kamen wir über Homburg und habe ich dorten eine Wiesenbewässerung mittelst artesischer Brunnen gesehen, welche mir vollständig neu war. Ein ehemaliger Landrichter soll den ersten Bohrbrunnen mit günstigem Erfolg angelegt haben, und seitdem sind weiter 8 Stück mit glücklichem Erfolg erbohrt worden. Sie liefern ganz vorzügliches Wasser zur Bewässerung, und wächst da, wo sie über die Wiesen geleitet werden, der vortreffliche Wiesenfuchsschwanz in üppigster Fülle. Ueber die Kosten der Anlage gab mir Herr Dümmler dahin Auskunft, daß ihn der Fuß Tiefe mit den Nebenkosten auf einen Gulden zu stehen komme; sein Brunnen sei noch keine 180 Fuß tief, koste aber netto 180 Gulden.

Wie ich mich an Ort und Stelle von dem üppigen Graswuchs und der Größe der Fläche, welche durch das Wasser dieses Brunnens bewässert wird, überzeugt habe, so muß dieses Unternehmen mehr als 50 Prozent rentiren.

Jox, Kreis-Wiesenbaumeister.

Mannigfaltiges.

(Neue Krankheit.) „Meister, meinen Peter kann ich nicht länger bei Euch lassen; er beklagt sich, daß er die Hautkrankheit bei Euch kriegt." — „Warum nit gar, die Hautkrankheit! Ist das wahr, Spitzbubenpeter?" — „Ja wohl: wenn's Würst' gibt, krieg' ich die Haut, von den Erbsen krieg ich die Haut, und wenn ich die Haut nicht eff, so haut mich der Meister."

„Frankreich wird wieder die Leuchte der Welt sein!" sagt Gambetta.

Nur ohne Petroleum, wenn wir bitten dürfen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 87. Mittwoch, 26. Juli 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Der Sturm kam rascher, als man erwartet hatte. Im Schloßhof stand bereits der Graf und verfolgte mit finsterem Gesicht den Gang seines schaumbedeckten Pferdes, das ein Stallknecht im Hof herumführte. Er war eher zurückgekommen, als man erwartet hatte, und soeben vom Pferde gestiegen. An seiner Seite stand bereits sein jüngster Sohn und klagte ihm in den grellsten Farben seine ersten Schulleiden. „Da kommen sie schon," flüsterte Heinrich; „siehst Du, wie er ihn bevorzugt; das lasse ich mir nicht gefallen!"

Ein zufriedenes Lächeln glitt über das düstere Gesicht des Grafen; er streichelte Heinrich die Wange und sagte mit väterlichem Stolze: „Das ist brav, Du bist ein ächter Edelmann." Er wandte dabei den Ankommenden den Rücken zu.

„Guten Morgen, Papa," sagte Arthur mit bebenden Lippen und vermochte in namenloser Angst kaum den gewohnten Gruß hervorzustammeln. Der Graf drehte sich jetzt hastig um und blickte Arthur mit zornfunkelnden Augen an, ohne ein Wort zu sprechen. Der Knabe wurde todtenbleich, seine Augen irrten unruhig umher und bekamen wieder den alten Ausdruck von Falschheit; er faltete die Hände, als wolle er von vornherein um Verzeihung bitten.

„Was hast Du wieder gethan, feige, elende Canaille?" brauste der Graf auf, den diese Furchtsamkeit Arthur's vollends zur höchsten Wuth gebracht hatte.

„Nichts, Papa," jammerte Arthur, seine Augen irrten unruhig umher und ruhten dann bittend auf seinem Bruder, als fordere er von diesem Hilfe. Heinrich zeigte nur ein tückisches Lächeln.

„Schmidt!" rief der Graf mit weithin schallender Stimme. Der alte Diener des Grafen erschien, so rasch ihn seine steifen Beine tragen wollten. „Bring' Arthur in den Pavillon!" befahl er und lachte höhnisch.

„O nicht dorthin, Papa, ich fürchte mich," bat Arthur und sank vor seinem Vater auf die Kniee.

„Still, furchtsame Memme, ich will Dir eben die Furchtsamkeit abgewöhnen!"

Der Diener schickte sich an, Arthur mit sich fortzuziehen.

„Ich vermuthe, Herr Graf, daß Arthur Unrecht geschieht," ließ sich jetzt Rudolph vernehmen und trat dem Gefürchteten mit stolzer Ruhe gegenüber. Dieser blickte ganz erstaunt den Hauslehrer an, als sei ihm eine solche Keckheit unbegreiflich; aber noch ehe er antworten konnte, fuhr Jener fort: „Arthur ist heut' den ganzen Morgen in meiner Gesellschaft gewesen und hat sich nicht das Mindeste zu Schulden kommen lassen."

Schmidt zögerte jetzt, den Befehl seines Herrn zu vollstrecken.

„Heinrich hat mir bereits Alles gesagt," entgegnete der Graf mit finsterem Stirnrunzeln.

„Ich habe noch nie gesehen, daß Jemand verurtheilt wird, ehe nicht die Sache nach allen Seiten hin erörtert worden ist, und ich bin überzeugt, daß Heinrich seinen Bruder fälschlich angeschwärzt hat," entgegnete Rudolph und ein überlegenes Lächeln glitt um seine Lippen. Er hielt ruhig den drohenden Blick aus, der aus den zornfunkelnden Augen seines Gegners hervorschoß.

„Fort mit ihm, Schmidt!" befahl der Graf, als wolle er den Einspruch des Hauslehrers nicht weiter beachten.

Der Diener schickte sich an, Arthur wegzuführen, aber Rudolph trat ihm entgegen. „Ich

kann nicht dulden, daß meinem Zögling offenbares Unrecht geschieht!" rief er mit fester Stimme.

Das Antlitz des Grafen verzerrte sich in grenzenloser Wuth, er hob die Reitpeitsche in die Höhe und schien nicht übel Lust zu haben, sie auf den Rücken des frechen Menschen fallen zu lassen; da sah er, wie Stahl auch seinen Spazierstock fester in der Hand hielt und jeden Augenblick bereit schien, sich den Gegner damit abzuwehren, und mochte ihm diese unerwartete Kühnheit imponiren, oder wollte er es nicht zum Aeußersten kommen lassen, genug, er strich noch einmal heftig seinen Knebelbart und eine bezeichnende Handbewegung gegen seinen Diener machend, verließ er rasch den Hof und schritt seinem Zimmer zu.

Heinrich wollte ihm folgen, aber sein finsterer Blick scheuchte ihn zurück. Ganz bestürzt und verlegen schlich der Knabe hinweg.

Der alte Diener zeigte sich erfreut, seines unangenehmen Auftrages ledig zu sein; er ließ augenblicklich Arthur los, der jetzt unter überströmenden Thränen seinem Retter an die Brust stürzte.

Die Gräfin hatte zwar schweigend, aber in sichtlicher Spannung dem Auftritt beigewohnt. Zuweilen öffnete sie die Lippen, um für Arthur Partei zu nehmen, dann schien ihr jedoch das Vergebliche ihres Schrittes einzufallen und das bleiche Antlitz versank in die alte Regungslosigkeit. Erst als Rudolph so muthig für seinen Zögling eintrat, kehrte Leben und Bewegung in ihr starres Antlitz zurück. Ihre Augen ruhten voll Bewunderung auf dem jungen Manne und ihr Herz klopfte stürmischer. „Ich bewundere Sie," sagte die Gräfin mit leuchtenden Augen und reichte ihm die Hand. Ehe er eine Antwort geben konnte, war sie im Schlosse verschwunden.

Eine Viertelstunde später wurde zu Tische geläutet. Der Graf schien den Auftritt völlig vergessen zu haben und war so gesprächig wie am gestrigen Tage; ja er zeichnete Stahl durch besondere Freundlichkeit aus, sprach mit ihm über die Jagd und den Wildstand, erzählte einige Jagdgeschichten und vernahm mit großer Befriedigung, daß der junge Hauslehrer mit der Büchse umzugehen wisse.

„Sie müssen mich dann zuweilen begleiten," meinte er lebhaft. „Seit dem verwünschten tollen Jahre, wo jeder Bauer mit dem Schießprügel sich im Walde herumtrieb, anstatt seinen Kohl zu bauen, hat zwar mein Wildstand sehr gelitten, aber er ist noch immer der bedeutendste in der ganzen Umgegend."

Es lag in dem Benehmen des Grafen eine gewisse derbe Herzlichkeit; er schien wirklich an seinem neuen Hauslehrer Gefallen zu finden und die Absicht zu haben, ihn an sich zu fesseln. Vielleicht war er mit seinem kühnen Auftreten ausgesöhnt, vielleicht suchte er auch nur die ihm widerfahrene Kränkung geschickt zu verbergen, um später desto rücksichtsloser loszubrechen. Stahl nahm sich vor, auf seiner Hut zu sein, und blieb trotz der beinahe auffälligen Zutraulichkeit des Grafen in seinen Schranken.

Nach Beendigung der Tafel fragte der Graf, wie er seinen Stundenplan eingerichtet habe und ob er heut' Nachmittag auch Unterricht ertheilen wolle. Als dies Rudolph bejahte, fuhr er mit großer Höflichkeit fort: „Dann haben Sie wohl die Güte, für heut' noch meinen Jungens Dispens zu ertheilen; Heinrich soll auf seinem Zimmer bleiben und Arthur mag in seinem neuen Besitzthum, das ihm der Rentmeister anweisen wird, die ersten Anpflanzungen vornehmen."

Der Graf erhob sich, reichte seiner Gemahlin artig den Arm und ohne weiter ein Wort zu sprechen, verließ er mit ihr den Saal.

„Das ist noch nicht dagewesen," murmelte der alte Rentmeister; „junger Herr, Sie bringen ja hier eine wahre Revolution hervor!"

Heinrich stürzten anfangs vor Wuth und Beschämung die Thränen aus den Augen; er wollte seinem Vater nacheilen und ihn um Zurücknahme des unerwarteten Urtheils bitten; dann besann er sich plötzlich; trotzig und finster trat er an Stahl heran, und mit einem rachsüchtigen Ausdruck und einer Entschlossenheit, die weit über seine Jahre ging, sagte er: „Ich hasse Sie jetzt," und seine dunklen Augen ruhten wuthfunkelnd auf seinem Lehrer. Den ruhigen, fast mitleidigen Blick Rudolph's vermochte der Knabe nicht zu ertragen, mit einem ohnmächtigen Wuthgeheul stürzte er aus dem Zimmer.

Der Rentmeister konnte sich noch immer nicht von seinem Erstaunen erholen, auch Arthur machte mehr ein bestürztes, als ein erfreutes Gesicht.

„Worin besteht denn meine revolutionäre Thätigkeit?" fragte Rudolph.

„Sie fragen noch?" entgegnete der alte Rentmeister. „Der Graf ist noch mit keinem Hauslehrer so schonend umgegangen und dann, Arthur hatte schon immer um ein Fleckchen Land im Garten gebeten, wie es Heinrich längst erhalten, und vor Tisch kam der Graf zu mir und sagte, ich solle Arthur ein Stück Garten anweisen, denn Sie wären mit ihm zufrieden gewesen."

Im Schlosse machte das kleine Ereigniß das größte Aufsehen. Jeder nahm sich vor, dem neuen Günstling jetzt mit ganz anderer Höflichkeit zu begegnen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Siegesfest in Bayern.

* Wir haben es zwar im Hauptblatte an Mittheilungen über den Münchener Truppeneinzug und Das, was unmittelbar damit zusammenhängt, nicht fehlen lassen; nichtsdestoweniger denken wir dem Leser nicht zu mißfallen, wenn wir nachstehende Schilderung dem Unterhaltungsblatte einverleiben, welche, der „Neuen Freien Presse“ entnommen, das Beste ist, was uns über die denkwürdige Feier zu Gesicht gekommen, und die sich daher zur Aufbewahrung empfiehlt. Der Bericht des genannten Blattes lautet:

München, 16. Juli.

Heute vor einem Jahre flog die Nachricht durch die Welt, daß der König von Bayern den deutschen Kriegsfall anerkannt habe und daß Bayern mobilisire; heute rüsten wir uns, das Heer, welches damals mit so zauberhafter Schnelle schlagfertig dastand und welches vom ersten Zusammentreffen mit dem Feinde an von Sieg zu Sieg eilte, zu empfangen. Welch ein Jahr! Es soll nicht unsere Aufgabe sein, auf die Geschichte desselben hier, wo wir den begeisterten Jubel eines sein siegreiches Heer dankbar empfangenden Volkes schildern möchten, einen wenn auch noch so kurzen Rückblick zu werfen; aber sie steht geschrieben, diese Geschichte, in einem seltsamen und doch so deutlichen Style, sie steht geschrieben kurz, schlagend, glänzend an den Flaggenbäumen der Via triumphalis (Siegesstraße), die jeder einzelne ein Schild tragen, auf dem ein Name und ein Datum. Und diese Namen und diese Daten bilden nebeneinandergestellt die Geschichte eines Jahres, eine Geschichte, wie sie glänzender, ruhmreicher, berauschender kein Volk der Erde aufzuweisen hat. Und wir Alle haben sie nicht nur mitgelebt, sondern auch mitgeschrieben, einerlei ob im Kugelregen von Weißenburg, Wörth und Sedan bis Paris, oder in werkthätiger Sorge um unsere Kranken und Verwundeten daheim, mitgearbeitet haben wir Alle an dem großen Werke deutschen Ruhmes und deutscher Einigkeit, wenn auch das Maß und der Werth unserer Arbeit verschiedenartig sein mögen. Und weil wir Alle unsern Antheil an der Arbeit gehabt haben, vom armen Mütterchen an, das sein Brod auf das Rathhaus trug, als die Hungersnoth im Elsaß ausbrach, bis zum deutschen Fürsten hinauf, der wacker im großen Hauptquartier mit dinirte, so wollen wir heute Alle auch unsern Antheil an der allgemeinen Freude haben, und der selbstgewundene Kranz, den die Armuth in den entlegensten Gassen vor ihr blindes Fenster hängt, die selbstgeschnittene Papierfahne in den deutschen und bayerischen Farben, sie sollen uns gleich hoch gelten mit der prahlerischen Pracht, die der Reichthum heute an der Via triumphalis entfaltet.

Benützen wir den schönen Vorabend des Festes und machen wir einen Rundgang durch München, das wir kaum wieder erkennen in dem Feiertagsgewande, das es sich angezogen, um seine „blauen Missionäre“ würdig zu empfangen, die auszogen, um die Franzosen „deutsche Geographie“ zu lehren, und die jetzt einziehen, um unsern schwarzen Herren christliche Nächstenliebe und Duldung beizubringen, durch München, das, sonst so todt und still, jetzt ein wimmelndes Leben in seinen Straßen zeigt, das schier an Wien erinnert.

Die Via triumphalis beginnt eigentlich beim Siegesthor und endigt an der Feldherrnhalle, schließt somit lediglich die Ludwigsstraße ein. Aber schon eine halbe Stunde vor München, im Dorfe Schwabing, beginnen die Triumpfbogen, und das Dorf selbst hat festlich geschmückt, um seine heimkehrenden Krieger zu empfangen. Zwischen Schwabing und dem Siegesthore sind die billigen Tribünen, welche die Privatspekulation für Diejenigen erbaut, die nicht gerade Kapitalien bis zu zehn Gulden hinunter daranwenden wollen, um die Truppen zu sehen. Hier kann man seinen patriotischen Gefühlen schon mit zwei Gulden, ja bei Stehplätzen sogar bis zu Einem Gulden herunter Genüge thun.

Das Siegesthor, das König Ludwig I. zwar schon 1844 beginnen ließ und das jetzt endlich in Wahrheit seinen Namen verdient, prangt im Schmucke von verschiedenen kriegerischen Emblemen, die seinen Skulpturen und rein-schönen architektonischen Linien keinen Eintrag thun, vielmehr noch den Reiz derselben erhöhen. An unserer Seite sind es Armaturstücke der Kavallerie, Helme, Kürasse, Karabiner, Sättel, Säbel und Lanzen, auf der Stadtseite hat man Trophäen aus den Waffen der Infanterie und Artillerie errichtet. Unmittelbar hinter dem Siegesthore beginnt jene doppelte Reihe von Flaggenstöcken, die abwechselnd ein Schild mit den oben erwähnten historischen

Daten, das gut getroffene Porträt eines Feldherrn, einen kräftigen Sinnspruch und das Eiserne Kreuz, das rothe Kreuz im weißen Felde oder Wappen der beim Kriege betheiligten Lande und der eroberten Provinzen tragen.

Es sind ihrer zweihundert an der Zahl; von den Sinnsprüchen, die nicht gerade auf gleicher Höhe der Erfindung stehen, will ich hier einige mittheilen.

Gleich der erste, den wohl jeder Münchener mit innigster Dankbarkeit nachfühlt, lautet:

„Hieltet ihr den Feind nicht draus,
Wie säh's jetzt in München aus!"

Der zweite fängt schon an zu politisiren und bemerkt dabei höhnisch:

„Im europäischen Karpfenteich
Der Hecht — er hat den Todesstreich."

Die folgenden feiern einzelne Helden, wie z. B.:

„Prinz Friedrich Karl und Kronprinz Fritz
Fahren in den Feind wie Donner und Blitz."

Oder:

„Es mag ein Jahrhundert um's andre vergeh'n,
Der Name Bismarck wird fortbesteh'n."

Dann kommen sogar die Verse, die, was sonst gar unsere Art in Bayern nicht ist, den Mund etwas sehr voll nehmen; da sagt Einer:

„Macht Moltke den Plan, der greise Held,
Wir schlagen den Teufel aus der Welt."

Endlich sagt sogar ein Vers:

„Mit Bismarck, Moltke und von der Tann,
Probir's, Europa, fang' mit uns an!"

Damit wollen wir die poetische Blumenlese schließen; es sind zwar an den Tribünen und an den Häusern herum noch mancherlei Dichtungen verstreut, darunter Kinder berühmter Väter, allein es sind Schmerzenskinder, und wir können es uns füglich ersparen, sie mitzutheilen. Im Großen und Ganzen hat die sonst keine passende und unpassende Gelegenheit so leicht versäumende Münchener Klein-Dichterbewahr-Anstalt diesmal merkwürdig wenig Lebenszeichen von sich gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* Die bei Eduard Hallberger in Stuttgart erschienene große illustrirte Kriegszeitung „Vom Kriegsschauplatz" liegt jetzt abgeschlossen und vollendet vor uns. Wenn diese Zeitung bei ihrem Beginne versprach, ein getreues Bild des großen Völkerkampfes geben zu wollen, so ist sie diesem Versprechen im Verlaufe ihres Erscheinens und bis zur letzten Nummer in ganz vorzüglicher Weise nachgekommen. Indem wir die nunmehr als stattlicher Band vor uns liegenden Blätter nochmals durchgehen, erhalten wir den lebhaftesten und intressantesten Gesammteindruck über alle Ereignisse des Riesenkampfes, einen Eindruck, der auch in diesen Blättern auf Kind und Kindeskind vererbt zu werden verdient. Wir wüßten deßhalb auch für unsere heimkehrenden Krieger kein schöneres Erinnerungszeichen, als diese Kriegszeitung, welche durch die Fülle und Trefflichkeit der Illustrationen, durch die reiche Zahl der Einzelschilderungen und vorzüglich durch die fortlaufende Kriegsgeschichte von dem berühmten Geschichtschreiber Professor Müller, unter der Kregsliteratur einen der ersten Plätze einnimmt. Wie wir hören, ist noch eine kleine Anzahl kompleter Exemplare vorhanden, welche auch in **schönem Einbande** abgegeben werden.

Mannigfaltiges.

(Drei gute Kameraden.) Die heimgekehrten deutschen Saldaten wissen manche hübsche Anekdote aus Frankreich zu erzählen. So die nachfolgende: „Ici reposent trois bons camarades" (Hier ruhen drei gute Kameraden) war die Inschrift eines roh gezimmerten hölzernen Kreuzes auf einem frisch aufgeworfenen Grabhügel, welchen deutsche Soldaten bei einem Gehöfte in der Nähe bei Gravelotte fanden. Nach der blutigen Schlacht waren Massengräber nöthig, und das Grab wurde mit Inschrift von den Deutschen dazu ausersehen, gefallene Franzosen zu ihren „bons camarades" zu betten. Allein zur großen Ueberraschung der Todtengräber stellte es sich heraus, daß in der Gruft nicht die Leichen dreier Franzosen, sodern vielmehr drei große Stückfässer delikaten französischen Weines lagen, welche der Schlaukopf von früherem Besitzer unter jener Firma vor dem Durste der deutschen Soldaten zu retten suchte. Die „bons camarades" feierten nun das Fest ihrer Auferstehung, um bald wieder ihr Grab zu finden durch die Kehlen tapferer deutscher Zecher.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Freitag, 28. Juli 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Hermann suchte in freudigster Aufregung seinen Freund auf: „Du bist doch ein tüchtiger Kerl!“ rief er lachend; „ich fürchtete schon, Ihr würdet Euch gründlich in die Haare fallen, aber nun ist Alles gut, Du bist jetzt der Held des Tages!“ Ehe Rudolph dem Freunde Etwas erwiedern konnte, fuhr er lebhaft fort: „Der Graf hat mir heut' Urlaub gegeben, Du bist auch frei und nun komm', wir wollen lustig sein und ich will Dir auch meinen Schatz zeigen. Deine Gedichte habe ich ihr schon gegeben und nun ist sie sehr neugierig, Dich kennen zu lernen, und ich hab' ihr fest versprechen müssen, Dich das nächste Mal schon mitzubringen. O Bruderherz, das ist ein Mädel!“

„Du bist ja ganz außer Dir,“ entgegnete Rudolph lächelnd.

„Es ist das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe,“ betheuerte der Andere.

„So sprechen alle Männer von ihrer Geliebten,“ erwiederte Rudolph trocken.

„Aber ich habe ein Recht, so zu reden,“ war Hermann's eifrige Antwort; „wenn Du sie gesehen, dann würdest Du ganz anders urtheilen.“

„Und wenn ich mich dann in sie verliebe?“ scherzte der Freund.

„O sie ist schon seit Jahren meine Braut,“ entgegnete Hermann zuversichtlich.

„Vielleicht könnte ich noch im letzten Augenblicke Dir das Herz Deiner Schönen entwenden,“ rief Rudolph lachend.

Der Leibjäger stutzte und sah seinen Freund mit unruhigen Augen an.

Rudolph sah, daß er seinen Scherz zu weit getrieben hatte und entgegnete ernst: „Fürchte Nichts, mein Herz ist öde und todt, da blüht Nichts mehr auf!“

„Ich würde auch Den zermalmen, der mir meine Braut abspenstig machte,“ entgegnete der Leibjäger mit gerunzelter Stirne, und seine Augen nahmen einen drohenden, fast unheimlichen Ausdruck an. Da sein Freund völlig ruhig und unbefangen blieb, kehrte auch bald wieder seine heitere Laune zurück.

„Nein, vor Dir brauche ich mich nicht zu fürchten, Du bist viel zu gewissenhaft,“ bemerkte er; „aber nun komm', damit es nicht zu spät wird.“

„Und wohin willst Du mich führen?“ fragte Rudolph.

„Hab' ich Dir das noch nicht gesagt?“ rief der Andere lachend. „Meine Braut ist die Schwester des Oberförsters Meinhardt. Nicht wahr, Du wunderst Dich, daß ich mich so hoch verstiegen?“ fuhr er lebhaft fort; „aber als ich mich mit Wanda verlobte, war ihr Bruder nicht viel mehr als ich, und nun muß ich sehen, daß mich der Graf auch zu Etwas macht.“

Rudolph war nicht gerade gespannt, die Braut seines Freundes kennen zu lernen; Hermann bat jedoch so dringend und der herrlichste Frühlingshimmel schien förmlich in's Freie zu locken, so daß er sich leicht bewegen ließ, der Einladung seines Freundes zu folgen. Der Weg führte mitten durch den Wald, der heute schon grüner gefärbt war. Eine einzige Frühlingsnacht hatte hingereicht, um über die alten, ehrwürdigen Häupter der Eichen jenen zarten, duftigen Schleier zu weben, die durch ihr frisches Grün wie ein Gruß aus der Jugendzeit zu uns herabwinken. Immer mächtigere Baumriesen drängten sich an den Weg, ihn förmlich versperrend, und ein Stück Urwald schien sich vor Rudolph aufzuthun, der,

freudig überrascht, diese Waldeinsamkeit bewunderte.

„Da Du solche Freude an den alten Bäumen hast, will ich Dir noch ein hübsches Plätzchen zeigen," meinte der Leibjäger; „es ist zwar ein Umweg, aber es lohnt sich schon der Mühe." Ein schmaler Waldpfad führte von der Straße ab und zu einem Platz, auf dem sich eine Gruppe riesenhafter Eichen zum Dom wölbten. Wildes Gestrüpp und Strauchwerk zog sich rings um die gewaltigen Bäume, als wollten sie den Platz vor jeder Annäherung schützen. „Siehst Du, unser Wald birgt auch noch Geheimnisse," bemerkte Hermann. „Hier in diesem ganz verschwiegenen Winkel steht eine hübsche Mooshütte, sie ist nun freilich halb verfallen, der alte Schmidt sagte immer: „Ja, wenn die Eichen reden könnten!" Er lachte so herzhaft, daß eine Krähe, die auf einer alten Eiche saß, aus ihrem Nachmittagsschlummer aufgescheucht wurde und mit raschem, heftigem Flügelschlage davonflog. Er fuhr beinahe erschrocken zurück, hörte plötzlich zu lachen auf und sagte: „Ich fürchte, daß ich heut' noch Unglück habe. Komm' nur, Rudolph, Du siehst weiter Nichts, es ist ein altes, verfallenes Ding;" aber dieser hatte sich schon durch das Gesträuch hindurch gearbeitet und stand bereits vor der kleinen, zierlichen Mooshütte. Sie war aus leichtem Holz errichtet und ganz mit Birkenrinde überkleidet, und die Thüre so sorgfältig eingefügt, daß man sie kaum bemerken konnte. Ein weites Strohdach breitete sich schützend darüber und auf demselben prangte ein mächtiges Hirschgeweihe. Die kleinen, gothisch zugespitzten Fenster waren mit bunten Scheiben versehen, so daß sie kaum einen Blick in das Innere gestatteten. Von einem Verfall der Hütte konnte Rudolph nicht das Mindeste bemerken; er machte seinem Freunde diese Mittheilung, der nun in komischer Hast durch das Dickicht drang und einen erstaunten Blick auf die Hütte warf.

„Wahrhaftig, sie ist ausgebessert worden!" rief er ganz erstaunt; „was soll das bedeuten? Ich hab' kein Wort davon gewußt, seit Jahr und Tag bin ich nicht mehr hierher gekommen." Die Neugierde eines Bedienten, der die Geheimnisse seines Herrn auskundschaften will, erwachte in ihm. Er legte das Gesicht an eine gelbe Scheibe, die ihm am durchsichtigsten erschien, und strengte all' seine Sehkraft an, um das dunkle Innere der Hütte zu überblicken. „Hier ist Alles verändert," sagte er nach einer Weile; „früher waren blaue Divans drin, jetzt seh' ich rothe und die Fenster sind alle ganz. O, nun weiß ich Alles! Der Graf hat wieder ein neues Liebesabenteuer, aber ich werde schon der Sache auf die Spur kommen!"

„Wieder ein Abenteuer?" fragte Rudolph, „hat er deren auch nach seiner zweiten Ehe gehabt?"

„Wie kannst Du erst fragen!" entgegnete der Leibjäger. „Der Graf ist ein Lebemann und liebt die Abwechslung. Anfangs hielt er sich wohl ein wenig im Zaum, als seine neue, schöne Frau kam, aber bald ging es wieder so toll zu wie früher. Jetzt aber ist es ganz still im Schloß, man hört Nichts mehr von den alten Geschichten. Die Gräfin mag wohl endlich ein ernstes Wort mit drein geredet haben, und man munkelte damals schon, sie wolle ihn verlassen."

Rudolph erhielt jetzt den Schlüssel zu der stillen, lebensmüden Gemüthsstimmung der Gräfin. Ihr idealer, auf das Hohe und Schöne gerichteter Sinn war von dem wüsten Treiben ihres Mannes angewidert worden; sie hatte vergeblich dasselbe zu bekämpfen gesucht und sich dann mit dem ihr eigenen Heroismus in ihr freudloses Dasein gefunden. „Vielleicht ist es im Schloß nur still geworden, weil der Graf hier eine neue Zerstreuung gefunden," meinte er.

„Du kannst Recht haben," erwiederte Hermann. „Ich werde das Geheimniß schon ausforschen!"

„Und was hast Du davon?"

„Was ich davon habe?" entgegnete der Leibjäger lebhaft. „Dann muß mir der Graf auch eine bessere Stelle geben. O, das ist prächtig! Ich bin Dir zu Dank verpflichtet, daß Du mich hergelockt hast; doch nun laß uns wieder gehen, ich komme sonst zu spät zu meiner schönen Braut!"

Als die Freunde sich wieder durch das Gestrüpp hindurch arbeiteten, bemerkte Rudolph auf dem noch ziemlich niedrigen Waldgrase einen lichten Gegenstand. Er hob ihn auf; es war ein stahlgrüner Glacéhandschuh. „Was hast Du denn dort gefunden?" fragte Hermann und lachte hell auf. „Ei, da haben wir ja schon einen Leitfaden. Wie fein und zierlich das Ding ist!" Er warf einen prüfenden Blick auf den Handschuh. Plötzlich wurde er ganz ernst, sein Blick verfinsterte sich und er sagte nach einigem Nachsinnen: „Hm, das ist doch merkwürdig; gib mir den Handschuh, Rudolph!" Er bat so dringend, als sei ihm der Besitz des Handschuhes von größter Wichtigkeit.

„Liegt Dir daran so viel und warum bist Du so ernst geworden?" fragte Rudolph.

Hermann antwortete darauf nicht, betrachtete den Handschuh von allen Seiten und steckte ihn dann mit einem finstern Kopfschütteln in die Tasche.

Sein fröhlicher, übermüthiger Sinn kehrte nicht mehr zurück; einsilbig, beinahe schweigsam setzten die Freunde ihre Wanderung fort und hatten nach einer halben Stunde das Haus des Oberförsters erreicht.

Es war ein ganz neues, einfaches Gebäude. Nur das große Hirschgeweih vor der Hausthüre verrieth die Jägerwohnung. Als sich die Freunde jetzt dem Hause näherten, raffte sich der Leibjäger aus seinem Hinbrüten gewaltsam auf, strich mit der Hand über die Stirne und murmelte vor sich hin: „Dummes Zeug, sie kann es nicht sein!" Er fragte eine im Hausflur arbeitende Magd nach dem Oberförster.

„Er ist fortgegangen und kommt wohl vor Abend nicht zurück."

„Und Wanda?"

„Sie ist oben in ihrem Zimmer." Auf ein leises, fast schüchternes Klopfen des Leibjägers erfolgte keine Antwort. Erst auf ein stärkeres Pochen ließ sich ein verdrießliches „Herein!" hören.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Siegesfest in Bayern.

(Fortsetzung.)

Am Universitätsplatz hat man die bekannten beiden schönen Brunnen in äußerst glücklicher Weise als Mittelpunkte zweier durch Tribünen gebildeter Halbkreise benützt, an welchen unsere Künstler den ganzen Reichthum ihrer Phantasie verschwendet haben, um dieselben auf das Herrlichste auszuschmücken. Freilich, jetzt sehen wir nur die Anfänge von Dem, was werden soll, aber die lassen schon auf den großen und schönen Styl des Ganzen schließen. Die Herren dürfen sich sputen, wenn sie noch fertig werden wollen; aber die Aufopferung und die Geschicklichkeit unserer Künstlerschaft sind gleich groß, und wir sehen die Träger berühmter Namen, die oben auf Leitern herumklettern und mit Hammer und Nägeln ebenso wirthschaften, wie die geschicktesten Tapezierer, und Maler von europäischem Ruf arbeiten da mit Pinsel und Farbentöpfen, wie wenn sie stets nur Dekoration gemalt hätten. Zwei riesige Postamente erwarten noch die Kolossalbüsten, die sie tragen sollen; es sind die des Kaisers und seines Heldensohnes. Wie wir weitergehen, sehen wir in der Schellingsstraße, die auf unsere Via triumphalis ausmündet, etwas Ungeheueres heranziehen. Weiß, furchtbar gestaltet, räthselhaft, geheimnißvoll sich vorwärts bewegend naht es heran — es ist eine von den Kolossalbüsten, die des Kronprinzen. Man glaubt nicht, welchen Effekt dieses sonst ganz gut getroffene Kolossalbild macht, wie es da so schweigend heranrollt, vor seiner Größe verschwinden der Wagen, auf dem es ruht, und die Menschen, die ihn fortbewegen. Das Original des Bildes rollt auch zur Stunde vom fernen London her, um morgen unsere Truppen, die es in die heißen Schlachten geführt, auch zum Triumphzug zu führen.

Die schöne Ludwigskirche hat sich feierlichst geschmückt, um unsere Krieger zu begrüßen. Sie und ihre Beamten gelten zwar in München als die festesten Säulen einer Richtung, welche vor einem Jahre noch Alles gethan, um den morgenden Tag unmöglich zu machen; aber heute hat sie doch ihr Festgewand anziehen müssen, und die steinernen Apostel schauen verwundert herauf zu den Fahnen, die über ihnen flattern, und hinunter auf die grünen Guirlanden zu ihren Füßen.

Das nächste Haus ist das unseres Kriegsministers; es durfte sich wohl schön schmücken mit herrlichen Trophäen, denn sein Bewohner kann sich einen guten Theil des Erfolges des heutigen Tages zuschreiben. Haben die Preußen ihren Roon, so haben wir unsern Pranckh, der in zwölf Tagen unser Heer fertig marschiren ließ. Am 16. Juli 1870 erging die Mobilisirungs-Ordre, am 28. stand unsere Wacht am Rhein fertig da und eröffnete am 4. August bei Weißenburg den blutigen Siegestanz. Respekt vor dem tüchtigen Wirken dieses Mannes!

Die prächtige Front der Bibliothek wirkt schon durch ihre erhabene Einfachheit, deren herrliche Ruhe sich aber heute durch Guirlanden und Kränze unterbrechen lassen muß. Am schlimmsten ist es den alten Heiden gegangen, die oben am Eingange sitzen und aus ihrem verschiedenartigen Schmucke gar seltsam heraussehen. Der steinerne Homer schaut schier unwillig herab auf einen deutschen Reichsadler aus Pappe, den man ihm zu Füßen befestigt hat; auch Aristoteles und Hippokrates sehen gar grimmig drein.

Das dann folgende Kriegsministerium hat das ihm in reicher Fülle zu Gebote stehende Material auf würdige Weise verwerthet, die Trophäen aus Pionierwerkzeugen, die große Geschütztrophäe in der Mitte im Erdgeschosse, die von Bajonetten

und Säbeln wie von flammenden Heiligenscheinen umgebenen Schlachtenschilde nehmen sich imposant aus. Auch das Palais des Herzogs Max, aus dem sich bekanntlich Oesterreichs Kaiser seine Kaiserin holte, hat reichen Schmuck angelegt, der aber wahrscheinlich bei der Illumination erst recht zur Geltung kommen wird, ebenso das Palais des Prinzen Luitpold.

Auf dem ohnedies schönen und stylvollen Hofgartenthor erhebt sich eine herrliche Viktoria von Professor Widmann, die Jeden, der sie betrachtet, mit Bewunderung erfüllt und den Wunsch rege werden läßt, daß sie erhalten bleiben möge. Die Dekoration unserer, bekanntlich der florentinischen nachgebildeten Loggia ist prachtvoll, doch ein wenig gesucht. Es fordert unwillkürlich zu Betrachtungen eigener Art heraus, wenn man die hier befindlichen Büsten und Statuen und das Arrangement derselben näher in's Auge faßt. Die Dekoration des Hofgartenflügels der Residenz ist fast ärmlich zu nennen; der Ausschmückung der Straßenfront konnten wir auch nur wenig Geschmack abgewinnen, die Orangenbäume auf dem Dache des Königsbaues dagegen gaben diesem Theile der Residenz einen gewissen südlichen Anstrich, der zu der italienischen Hitze der letzten Tage nicht übel paßte. Auf unserem Notizzettel steht noch eine ganze Reihe von öffentlichen und Privatgebäuden, die, herrlich dekorirt, wohl Anspruch darauf hätten, besonders genannt zu werden; wir wollen aber, um nicht zu weitläufig zu werden, nur noch zwei kurz anführen.

Das Café Probst hatte die ebenso sinnige, als glückliche Idee gehabt, die errungene deutsche Einheit in ihren Symbolen: Kaiserkrone, Mantel und Schwert, plastisch darzustellen, und gar herrlich gleißte und glänzte die wuchtige Krone auf dem Brokat des Kaisermantels, der in schönen Falten den Balkon bedeckte.

Die Akademie mußte natürlich auch ihrem Namen Rechnung tragen; sie that dies weniger durch die prächtigen alten Gobelins, mit denen sie ihre Mauern geschmückt hatte, als durch eine mit großem Geschick gestellte Gruppe von erbeuteten Kriegsgeräthschaften. Da hing das zerschossene Geschütz noch an einem Rade, da gähnte der zerbrochene Trainwagen noch ebenso, wie ihn der Feind, der noch das Werthvollste daraus in eiliger Flucht retten wollte, verlassen. Wahrlich ein ergreifend Bild und an so manche ähnliche erinnernd, die wir mit eigenen Augen auf den blutgetränkten Wahlstätten jenseits des Rheins gesehen.

Daß natürlich selbst in den abgelegensten Gassen und Gäßchen, selbst bis in die fernsten Vorstädte hinaus jedes, aber auch jedes Haus dekorirt war, versteht sich von selbst. Man denke sich nun alle Straßen und Gassen erfüllt von einer fröhlichen, glücklichen Menschenmenge, aus der nur hin und wieder das sorgenvolle Gesicht eines Korrespondenten auftauchte, der in brennender Sonnengluth eifrig Notizen schreibt; man denke sich an allen Fenstern, vor allen Thüren die Eigenthümer der Häuser und ihre Miether noch auf's Eifrigste mit der Dekorationsarbeit beschäftigt — eine Arbeit, die nur frohe Mienen macht, die zum Singen und Pfeifen herausfordert; man denke sich von allen Thürmen, von allen Dächern die breiten stolzen Wimpel in den deutschen und bayerischen Fahnen majestätisch im lauen Winde spielend und über alles Dies einen das schönste bayerische Blau strahlenden Himmel — so hat man das Bild, das München am Vorabend des Festes bot.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ursprung der Oster-Eier.) Wenn es sich die Kinder einfallen ließen, zur Osterzeit zu fragen, warum man ihnen gefärbte Eier schenke, so würden sich viele Eltern sehr in Verlegenheit gesetzt finden, diese Frage beantworten zu sollen. Aelius Camprides, einer der sechs römischen Geschichtschreiber der Kaiser von Hadrian bis auf Valerian, erzählt, daß eine Henne der Mutter des Mantius Aurelius in der Stunde seiner Geburt ein rothes Ei gelegt habe. Ein Wahrsager, der um die Bedeutung dieses seltenen Falles gefragt wurde, prophezeite, daß dieser Knabe einst Kaiser werden und den Purpur tragen werde. Weil Dieses nun im Jahre 224 wirkich eintraf, so pflegte man bei der Geburt der Kinder oder andern frohen Ereignissen ein rothes Ei zu schenken. Diesen Gebrauch hatten nun auch die ersten Christen bei der Auferstehung Jesu angenommen, und von ihren Nachfolgern wurde er nachgeahmt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. Montag, 31. Juli 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Das kleine Stübchen, in das jetzt die Freunde eintraten, machte auf den ersten Blick den gefälligsten Eindruck. Man sah, daß hier ein junges Mädchen walten mochte, das sich mit feinstem Geschmack sein kleines Heiligthum auszuschmücken wußte. Alles verrieth die größte Sauberkeit und eine beinahe peinliche Ordnung.

Die Inhaberin der hübschen, zierlichen Wohnung saß am Fenster über ein Buch gebückt und sah bei dem Gruß Hermann's nicht einmal auf. „Guten Tag, Hermann, willst Du nicht Platz nehmen?" sagte sie leise und klanglos, und las eifrig weiter.

Das junge Mädchen saß in einer Art Blumengrotte, die von allerlei fremdländischen Pflanzen gebildet war. Ein Kastanienbaum stand dicht am Fenster, so daß die Leserin förmlich in Grün eingehüllt wurde. Es war eine kleine, zierliche Gestalt, ein zartes, rosig überhauchtes Gesicht, auf dem sich eine große Geistesbeweglichkeit abspiegelte.

Der Leibjäger war, sobald er das Zimmer Wanda's betreten hatte, ein ganz Anderer. Er hatte alle seine Sicherheit eingebüßt, die er sonst so keck zur Schau trug. Unschlüssig, was er thun sollte, blickte er bald seinen Freund, bald Wanda an und erwartete, daß seine Braut endlich ihre Augen aufschlagen und das Buch weglegen würde; aber sie las ruhig weiter, vielleicht war sie in ihr Buch so vertieft, daß sie schon sein Kommen wieder vergessen hatte, und als er jetzt ein Lächeln um die Lippen des Freundes spielen sah, faßte er sich ein Herz: „Liebe Wanda, ich habe Dir den Besuch mitgebracht, den ich Dir versprochen habe und der Dir angenehm sein wird," sagte er zwar laut, aber dennoch etwas schüchtern.

Wanda schlug jetzt die Augen auf, ein paar wunderbare, feucht glänzende blaue Augen. Es lag so viel jugendlich unschuldige Träumerei und doch auch wieder so viel sinnliche Gluth in diesen blauen Augen, sie schienen gewohnt, in unerreichbare Fernen zu schweifen und die Gegenwart nicht zu beachten. Eine Unmuthswolke über die Störung zeigte sich anfangs auf ihrer Stirne, dann aber versuchte sie zu lächeln und aufstehend verbeugte sie sich mit großer Anmuth vor Rudolph, während sie Hermann die Hand reichte. Ehe Rudolph seinen Freund vorstellen konnte, sagte sie mit großer Lebhaftigkeit: „Wie freue ich mich, daß Sie gekommen sind!" In ihren Blicken konnte man deutlich lesen: „So sieht also ein Dichter aus!"

„Ahnst Du schon, wen ich Dir mitgebracht habe?" fragte Hermann.

„O gewiß, den Dichter der „Veilchenblätter"!" entgegnete sie rasch, und sie betrachtete den Fremden mit großer Aufmerksamkeit. Plötzlich schien sie das Unpassende ihres Benehmens selbst zu fühlen. „Verzeihen Sie meine Unart," sagte sie erröthend, „aber ich habe noch niemals Gelegenheit gehabt, einen Dichter kennen zu lernen und mich sehr darnach gesehnt. Es ist doch etwas Wunderbares um die Poesie, und ich habe immer gemeint, daß ein Dichter ganz anders aussehen müsse, wie all' die übrigen Menschen."

„Obwohl ich mich kaum zu den Dichtern zählen darf, gilt es als allgemeiner Erfahrungssatz, daß die persönliche Bekanntschaft mit ihnen ernüchtert und erkältet und die früheren Bewunderer aus allen Himmeln reißt."

„Nein, nein, Enttäuschungen mögen vorkommen, aber Dichteraugen haben doch etwas ganz Besonderes —" und sie senkte nicht ohne Be-

wunderung ihre Blicke in seine ruhigen braunen Sterne.

„Wir haben Sie gewiß heute recht unsanft aus Ihrer idealen Welt aufgescheucht," bemerkte Rudolph, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Ich lese Auerbach's Frau Professorin," entgegnete sie, „und ich lerne daraus wieder, daß in unserer Zeit nicht mehr die Verschiedenheit des Standes, sondern die der Bildung die gefährlichsten Mesalliancen hervorruft. Ein schlichtes, ungebildetes Landmädchen wird sich an der Seite eines hochgebildeten Mannes weder selbst glücklich fühlen, noch ihren Gemahl glücklich machen."

Sie hatte die Worte ruhig und gleichgiltig geäußert, ihr Blick ruhte dabei auf dem Kastanienbaum, durch dessen lichtgrüne Blätter die Abendsonne ihre goldenen Fäden wob. Blendete sie das Sonnenlicht oder hatte sie dieser Gedanke schwermüthig gemacht? Ihre Augen begannen sich zu feuchten.

Für Rudolph hätte es dieser nur zu deutlichen Erklärung Wanda's nicht bedurft; ihm war es sofort klar geworden, daß zwischen den beiden Leuten eine Kluft lag, die sich durch Nichts mehr ausfüllen ließ. Hermann ahnte durchaus nicht, daß Wanda mit ihrer Aeußerung den tiefen Zwiespalt berührt hatte, der zwischen ihm und seiner Verlobten herrschte. Er war viel zu eitel und selbstgefällig, um nur einen Bildungsunterschied zu bemerken, und dann erschien ihm ihr Lesen, ihre außerordentliche Vorliebe für alles Schickliche, für aristokratisches Auftreten und Benehmen nur als eine krankhafte Richtung, die er freilich als Verlobter noch übersehen, aber als künftiger Ehemann bekämpfen müsse.

„Ich sehe gar nicht ein, warum eine Bauerndirne sich sehr unglücklich fühlen sollte, wenn sie Frau Professorin werden würde," bemerkte der Leibjäger, und als ihm Niemand sogleich Antwort gab, fuhr er fort: „Ihr könnt darauf Nichts entgegnen, folglich hab' ich Recht. Aber ich begreife gar nicht, Wanda, warum Du Dir solche Geschichten zu Herzen nimmst. Ueber die dummen Romane hat mir der alte Schmidt reinen Wein eingeschenkt. Wie der alte Graf noch lebte, sind viele Dichter und Schriftsteller zum Besuch in's Schloß gekommen, sie Alle haben dann immer ganze Bände von Dem geschrieben, was im Schloß passirt sein sollte, und es ist niemals ein wahres Wort daran gewesen. Der alte Graf hat selbst über die schrecklichen Lügen viel gelacht." Hermann lachte dabei so herzlich, daß sie aus ihrer schmerzlichen Träumerei aufgescheucht wurde.

„Lache nur," begann er wieder, „das macht Dich gesund; ich war ohnehin recht in Sorge um Dich, Du könntest noch krank sein."

„Ich war gestern noch sehr krank," erklärte Wanda.

Er wollte seiner Verlobten näher rücken und zärtlich seinen Arm um ihren Nacken legen, und zeigte sich dabei ebenso schüchtern wie unbeholfen. Noch ehe er seine Absicht ausführen konnte, sprang sie hastig auf. „Da kommt schon der Bruder!" und im nächsten Augenblicke flog sie an die Brust des Eintretenden.

Der Oberförster benahm sich in seinen vier Pfählen ganz anders als auf dem Schlosse. Dort trat er mit einer gewissen Bescheidenheit auf, hier zeigte er den unverschämtesten Hochmuth und bewies mit seinem ganzen Auftreten, daß ihm das Glück bereits zu Kopfe gestiegen war. Hermann wurde von ihm mit offenbarer Geringschätzung behandelt; man sah es dem Oberförster an, daß ihm die Bekanntschaft mit dem Leibjäger lästig war und er sie am liebsten abgebrochen hätte. Auch gegen den Hauslehrer zeigte er sich kühl und hochfahrend; nur gegen seine Schwester bewies der junge Mann eine wahrhaft ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit, und dieser einzige Charakterzug söhnte Rudolph mit ihm aus. Das Gespräch drehte sich in den geschraubtesten Höflichkeitsformen und die Freunde wollten sich bald darauf entfernen. Der Oberförster aber ließ das nicht zu. „Sie müssen zum Abendbrod hier bleiben;" und in seinem Munde klang die eindringliche Bitte wie ein Befehl.

Rudolph hatte durchaus keine Neigung, dem Oberförster länger Gesellschaft zu leisten; aber Hermann flüsterte seinem Freunde zu: „Bleibe hier, thu' mir's zu Liebe, er nimmt's sonst übel!"

Dem Oberförster war es nur darum zu thun, sich sehen zu lassen und seine jetzige glänzende Lage mit der Zudringlichkeit eines Emporkömmlings zur Schau zu legen. Das Abendbrod war sehr reichlich und konnte sogar einen Feinschmecker befriedigen. Selbst ein ausgezeichneter alter Ungarwein fehlte nicht, und die ehemaligen guten Kameraden sprachen fleißig der Flasche zu. Wanda verharrte anfangs im tiefsten Schweigen; erst als ihr Bruder sich mit ihrem Verlobten laut und lärmend unterhielt und beide Freunde die trefflichsten Proben von der Kraft ihrer Lungen an den Tag legten, wandte sie sich leise an Rudolph und spann mit ihm ein eifriges Gespräch weiter,

der aus dieser Unterhaltung immer mehr die Ueberzeugung gewann, daß in Wanda's Seele ein ganz anderes Ideal eines Mannes leben müsse und sie niemals mit seinem Freunde glücklich werden würde.

„Die Frau muß zu dem Manne hinaufsehen können," darauf kam sie immer wieder zurück. Eine gewisse träumerische Hast und Unruhe prägte sich jetzt in ihrem Wesen aus; mehr als einmal feuchteten sich ihre Augen, fuhr sie mit der Hand über die Stirne, und in Rudolph dämmerte die Ahnung auf, daß ihre Schwermuth noch einen tieferen Grund haben mußte, als das übereilte Verlöbniß mit einem Manne, der ihr gleichgiltig geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Siegesfest in Bayern.

(Fortsetzung.)

Noch lebhafter, noch farbenprächtiger gestaltete sich dies Bild am Festmorgen selbst. Schon vor Sonnenaufgang wurde es in den Straßen lebendig, es war, was bei dem furchtbaren Andrang von Fremden nicht gerade ganz unmöglich ist, als ob die Leute auf der Straße bivouakirt hätten. Gegen 6 Uhr früh sammelten sich auf dem großen Maximiliansplatze alle Gewerke, Gesellschaften und Vereine, die sich erboten hatten, die Spalierbildung beim Einzug zu übernehmen. Es mögen im Ganzen circa 8000 Mann gewesen sein, die sich um ihre Fahnen vereinigten, und als gegen 8 Uhr Alles abmarschirte, um sich längst der Via triumphalis aufzustellen, da gab es eine Prozession, wie sie München nicht leicht großartiger und schöner gesehen hat. Sämmtliche Gewerke ließen ihre meist prächtigen Innungsfahnen und Embleme voraustragen, die sonst selten das Licht des Tages erblicken; die Vereine hatten ihre Standarten, zumeist ihre eigenen Musiken, und das Alles war so guten Muthes, war so frisch und fröhlich, so farbenglühend, so lebendig, daß man nur bedauern konnte, daß die schönen Bilder gar so schnell dem Auge vorüberzogen.

Da sind die Schlosser. Vier rüstige Gesellen in schneeigweißen Hemdärmeln und Lederschurz tragen die Embleme, dann kommen die Tischler, die Drechsler, die Seifensieder, die Schmiede, die Maschinenarbeiter, die Schneider, die Schuster — ei was sind die fein alle mit Schürzen und hübschen Cylindern — die Cirkelschmiede, denen ein riesiger Cirkel, der bis an die ersten Stockwerke ragt, vorangetragen wird, die Bäcker, die Seiler, beiläufig das kleinste Gewerk an Zahl, die Geschmeidemacher, endlich die Schäffler, denen die acht Gesellen in ihren historischen Trachten mit den Guirlanden, mit denen sie alle sieben Jahre den berühmten Schäfflertanz tanzen, vorausgehen.

Schier endlos ist die Reihe der Gewerke; die sauber uniformirten Packträger bilden endlich den Schluß. Ein Korps von Landsknechten in der malerischen Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts scheidet die Gewerke von den Vereinen, die eben so zahlreich sind wie jene. Voran marschirt eine lustige Turnerschaar. Ei, wie gehen die Kerlchen so wacker nach ihren trefflich bearbeiteten Trommeln, manch' liebes, freudiges Bubengesicht nickt und grüßt herauf. Wahrlich, ist dieser Tag uns Allen ein hoher Festtag, so ist er's für die begeisterte Jugend wohl doppelt, und alle Die, welche da unten elastischen Schrittes vorbeimarschiren, werden, wenn wir längst in unsern Gräbern ruhen, Enkeln noch leuchtenden Auges von den großen, schönen, unvergeßlichen Tagen erzählen, und an ihren Erzählungen wird die Vaterlandsliebe und die Begeisterung Derer sich aufranken und erstarken, die nach uns kommen und denen wir ein starkes, einiges, herrliches Vaterland gaben, wir, die wir den größten Theil unseres Lebens dieses edelste Gut entbehren mußten.

Wer nennt, wer kennt die Namen aller der unzähligen Vereine, die jetzt da unten vorbeimarschiren und ihren Standarten folgen, um die sie sich geschaart haben, zumeist wohl um des Vergnügens geselliger Unterhaltung willen, vielfach aber auch bildender und belehrender Zwecke halber. Alle die Gesang-, Schützen-, Turn-, Stenographen- und wie sie alle heißen, -Vereine sind da vorhanden, keiner fehlt an diesem Ehrentage, und so manches Mitglied dieser angesehenen Verbindungen, das recht gut und viel bequemer den Triumphzug aus dem Fenster des eigenen Hauses ansehen könnte, opfert gern und freudig sein Behagen, steckt die blau-weiße Schleife an den Hut und sorgt mit für Ordnung und Recht, trotz der furchtbaren Sonnengluth.

Die Studenten und Polytechniker endlich bilden den Schluß dieser Prozession, die über eine Stunde unter unserem Fenster vorbeizieht, und jetzt wird es auch Zeit, daß wir unseren Tribünenplatz aufsuchen, um auch das Ausreiten des Königs zu sehen.

Zuerst erscheint, von lautem Zurufen begrüßt, die Königin-Mutter in offener vierspänniger Equi-

page. Die Züge der hohen Frau, die an den Verwundeten und Kranken nicht nur in Anregung, sondern auch im steten Beispiel die edelste Pflicht der Frau in rauher Kriegszeit erfüllte, leuchten heute von stolzem Glück. Ist ja doch ihr Geburtsland Preußen endlich mit Bayern auf das Innigste verbunden, und die traurigen Erinnerungen von 1866 sind gesühnt.

Da sprengt auch der König aus dem Hofgartenthor; aber seltsam, auf seinen Zügen scheint nicht die Begeisterung zu glänzen, die sonst überall strahlt. Er liebt bekanntlich die großen Aufzüge und Menschenmassen nicht, obwohl er ein Anrecht darauf hat, daß sein Volk ihm zujubelt, denn er hat doch die Initiative ergriffen zu Alledem, was so freudig sich seither gestaltet. Und gerade heute sollte er doch freudig sein, denn er sieht seine brave Armee nach Jahresfrist zum ersten Male wieder.

Der ihm folgt, den kennt jedweder Deutsche, wenn auch nicht von Person, so doch gewiß im Bilde. Wer aber in Frankreich selbst war, der kennt ihn auch vom Ansehen, den frischen, freudigen Helden und Kronprinzen Friedrich, den sie Alle jetzt „Fritz" heißen, nach dem Siegestelegramme des Königs von Wörth. Auch ihn habe ich fröhlicher gesehen als heute. Wenn er mit seiner kurzen Pfeife im Munde allein in den Gassen eroberter französischer Städte herumging und für jeden deutschen Soldaten ein freundlich Wort, für jeden bittenden Franzosen ein gütig Gehör hatte, oder wenn er, wie bei Weißenburg, vom eroberten Gaisberg herunter an der Front der sich eben nach heißem Gefechte in den Straßen der eroberten Stadt sammelnden pulvergeschwärzten Bayern entlang ritt und die denkwürdigen Worte rief: „Bayern, Ihr habt Euch wacker „jeschlagen," aber es hat auch ordentlich „jeleckt!"" — da war er auch fröhlicher als jetzt mit der eisernen Ruhe, mit dem unerschütterlichen Ernst auf Stirne und Antlitz. In seiner Faust glänzt der Marschallsstab, er hat ihn redlich verdient, und ich weiß nicht einen schöneren Anblick als die ritterliche Figur des jungen Helden mit dem herrlichen Stab in der Hand, dem höchsten Ehrgeiz des Kriegers.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Im Julihefte der Preußischen Jahrbücher hat ein pseudonymer Schriftsteller, dessen Feder indeß den Diplomaten und Weltmann verräth, recht interessante Skizzen von dem Treiben jener ehrwürdigen Versammlung niedergelegt, welche in der Julihitze des Jahres 1866 nach den „Drei Mohren" in Augsburg auswanderte und dort zerschmolz. Interessant sind die Skizzen insbesondere deßhalb, weil sie uns manche Züge aus dem Leben des merkwürdigen Mannes berichten, der vor dem Jahre 1851 Deichhauptmann von Genthin war, und der dann als Legationsrath an die Seite des Generals v. Rochow nach Frankfurt gesandt wurde, um bald darauf der Nachfolger des Gesandten zu werden. Es ist kein Geringerer als Herr v. **Bismarck**, von dem wir reden. Nicht ganz unbekannt ist die Geschichte von dem ersten Besuche, den er bei dem österreichischen Präsidial-Gesandten Grafen Thun machte, indeß da sie in sehr verschiedenen Weisen erzählt wird, so mag die Version, welche unser Diplomat berichtet, hier ihre Stelle finden. Graf Thun ließ den ihm angemeldeten Vertreter Preußens in sein Arbeitskabinet führen und empfing ihn, am Schreibtische sitzend, gemüthlich in Hemdärmeln. „Sie haben Recht," rief ihm noch auf der Schwelle Bismarck entgegen, „es ist in Ihrem Zimmer sehr heiß!" Und sofort begann er, sich seines Rockes zu entledigen. Erschrocken sprang der Oesterreicher auf, griff nach seinem Rocke und entschuldigte sich. Fortan aber wußte er, mit wem er es zu thun habe; die hochmüthigen Ungezogenheiten des kaiserlich-königlichen Präsidial-Beamten hörten auf und die beiden Herren standen von nun ab mit einander stets auf gutem Fuße. Es ist dies ein kleiner, aber bezeichnender Zug aus dem kleinen Kriege, der beständig zwischen den Diplomaten in Frankfurt geführt wurde. Einst kam ein Erzherzog nach Frankfurt und die kaiserlichen Truppen hatten vor ihm Parade. Auch der preußische Gesandte war, wie gewöhnlich, in seiner Landwehr-Lieutenants-Uniform erschienen, denn erst, als er in Petersburg war, gelang es Bismarck, den Majorsrang in der Landwehr zu erhalten. Er hatte mehrere Orden auf seiner Brust; der Erzherzog aber, sobald er den Lieutenant gewahr wurde, sprengte auf ihn zu und richtete die ironische Frage an ihn: „Verzeihen Exzellenz, haben S' alle diese Dekorationen vor dem Feinde erhalten?" „Jawohl, kaiserliche Hoheit!" lautete die blitzschnelle Antwort, „**alle vor dem Feinde**, alle hier in Frankfurt!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 90. Mittwoch, 2. August 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Rudolph mahnte wiederholt zum Aufbruch und endlich ließ sich auch Hermann dazu bewegen; er taumelte ein wenig, als er aufstand, und der Oberförster rief ganz erfreut: „Du bist ja betrunken!"

„Bitte, nicht kitzeln!" entgegnete der Leibjäger mit weinschwerer Zunge, „ich bin noch sehr nüchtern." Er trat an's Fenster, ließ sich den kühlen Abendwind um die Stirne fächeln und starrte auf den Wald, der sich an dieser Seite bis dicht an das Försterhaus herandrängte. Hermann sah den Wald in einen leichten Nebel gehüllt, allerhand Gestalten tauchten vor ihm auf. Er sah den Grafen um die Hütte schleichen, ein junges Mädchen schlüpfte durch das Gebüsch. — Der Leibjäger fuhr sich mit der derben Hand über die Augen, er ahnte nun selbst, daß er zu viel getrunken habe und griff in seine Tasche, um sich den Schweiß abzutrocknen; da fiel ihm der vor der Hütte gefundene Handschuh zu Füßen. Er hob ihn rasch auf und schlug sich vor die Stirne. „Das hätte ich bald vergessen!" murmelte er vor sich hin. Er schien plötzlich nüchtern geworden zu sein und schickte sich jetzt mit alter Sicherheit an, von dem Oberförster Abschied zu nehmen.

Meinhardt war den Bewegungen des Leibjägers mit den Augen aufmerksam gefolgt; auf seinem Gesichte prägte sich deutlich die Verachtung aus, die er gegen Hermann hegen mochte, und dennoch schüttelte er ihm jetzt die Hand und sagte beinahe freundlich: „Gute Nacht, Schwager!"

Wanda hatte mit Rudolph ruhig lebhaft weiter geplaudert; als sich Hermann zu ihr wandte, zog wieder eine Unmuthswolke über ihre Stirne.

„Hast Du vielleicht diesen Handschuh verloren?" fragte dieser rasch und hielt seiner Verlobten den Handschuh hin. Seine Augen ruhten dabei scharf und forschend auf dem Antlitz des jungen Mädchens. Trotz der Dämmerung würde er ihr leisestes Erröthen bemerkt haben.

Wanda warf nur einen flüchtigen Blick auf den Handschuh, sie zuckte nicht mit den Wimpern und entgegnete ruhig: „Du weißt, Hermann, daß ich nie Etwas verliere!"

„Aber ich habe ja erst vor Kurzem solche grüne Handschuhe bei Dir gesehen," war dessen rasche Antwort, den der genossene Wein in eine muthige Stimmung versetzt haben mochte. Seine Augen nahmen einen noch forschenderen Ausdruck an.

Wanda's Antlitz verrieth auch jetzt nicht die leiseste Bewegung, sie schüttelte nur das Haupt und wandte sich ab, als sei sie müde, weitere Aufschlüsse zu geben. Zu jeder andern Zeit würde Hermann durch ihr stolzes Schweigen eingeschüchtert worden sein, heute wagte er das Aeußerste und fuhr hartnäckig fort: „Du mußt mir darüber die Wahrheit bekennen, ich fordere es von Dir, mein Lebensglück hängt davon ab!" In größter Spannung ruhte sein Blick auf den Lippen Wanda's.

Ihre Augen schienen förmlich größer zu werden und schauten in stolzer Verwunderung auf den Verlobten, um ihre Lippen spielte ein finsteres Lächeln. „Hermann," rief sie entrüstet, „was erdreistest Du Dich?"

Er wollte Etwas entgegnen, aber der Oberförster rief jetzt lachend: „Nimm mir's nicht übel, mein Junge, Du bist ein Narr, daß Du wegen einer solch' albernen Kleinigkeit einen solchen Spektakel machst. Sieh in ihr Handschuhkästchen, da wirst Du jedes Paar vollzählig finden." Meinhardt sprang auf, holte das Handschuhkästchen herbei und warf die einzelnen Paare auf den Tisch.

Der Leibjäger hatte rasch die Handschuhe überblickt, es fehlte kein einziger, und das eine Paar hatte dieselbe grüne Farbe, wie der gefundene Handschuh. „Bist Du nun beruhigt?" fragte der Oberförster spöttisch. „Aber was treibt Dich denn, wegen eines albernen Handschuhs Lärm zu schlagen? Merke es Dir nur, Wanda ist zu stolz, um sich je vor Dir zu rechtfertigen, sobald Du drohst."

„Kannst Du mir verzeihen, Wanda?" bat Hermann, dessen Argwohn rasch verschwunden war und der nun mit allen Mitteln den Unmuth seiner Braut beschwichtigen wollte. Ihre Hände ergreifend und sie an seine Lippen pressend, fuhr er lebhaft fort: „Sieh, ich hab' Dich ja so lieb, nun bin ich wieder ruhig und glücklich. Ich fand den Handschuh bei der Mooshütte und ich dachte — ich glaubte —" er stockte und blickte verlegen vor sich hin; so entging ihm die flüchtige Röthe, die Wanda's Wangen bedeckte. Und nicht wahr, damit ich sehe, daß Du ganz versöhnt bist, gibst Du mir zum Abschied einen Kuß?"

Ein leiser, fast unhörbarer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Sie legte die Hand auf's Herz, als wolle sie ein aufwallendes Gefühl niederkämpfen, und nun ließ sie es ruhig geschehen, daß Hermann einen Kuß auf ihre Lippen preßte; aber eine Todtenblässe bedeckte ihr Antlitz, alles Leben schien aus ihr entflohen zu sein.

„Lebe wohl, meine süße, liebe Braut!" sagte Hermann und seine Augen ruhten mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit auf der anmuthigen Mädchengestalt.

„Lebe wohl!" flüsterte Wanda leise und stand unbeweglich da. Als ihr Rudolph die Hand zum Abschied reichte, fühlte er, daß die ihre kalt wie Marmor war. „Auf Wiedersehen!" sagte sie leise und zwang sich zu einem freundlichen Lächeln.

„Ich war wirklich ein Narr," begann Hermann auf dem Heimwege, „sie ist ein Engel!" — Rudolph wagte ihm nicht zu widersprechen.

* * *

Die alten celtischen Barden sagten: „Drei Dinge bedarf die Begeisterung: des äußerlichen Gedeihens, des liebenden Umgangs und des Lobes." Auch das verkümmerte Gemüth des jungen Arthur richtete sich wunderbar auf, seitdem ihm durch seinen neuen Lehrer diese lebenweckenden Gaben geboten wurden. Um den schwächlichen Körper seines Zöglings zu stählen, bat Rudolph den Grafen um Errichtung einiger Turngeräthschaften. Dieser mochte anfangs gar Nichts davon hören, nannte das Turnen „demokratischen Schwindel"; wenn die Jungen sich austummeln wollten, hätten sie dazu Gelegenheit genug; aber als sich Stahl davon nicht einschüchtern ließ und die Nothwendigkeit einer regelrechten Körpergymnastik noch weiter zu begründen wagte, entgegnete er kurz: „Nun denn meinetwegen!" und er wandte ihm, verdrießlicher als sonst, den Rücken.

Rudolph fühlte sich durch dies Benehmen nicht einmal verletzt. Wo es das Wohl seines Schülers galt, trat seine Person völlig zurück.

Rasch wurden alle Vorbereitungen getroffen und in wenigen Tagen war ein kleiner Turnplatz mit allen nothwendigen Geräthen hergerichtet, und er begann mit Arthur in den Freistunden seine ersten Uebungen. Heinrich hatte er dazu nicht eingeladen und dieser schien sich auch gar nicht darum zu kümmern, er ritt mit seinem Vater aus oder trieb sich sonst wo umher, den Turnplatz betrat er gar nicht. Rudolph hatte überhaupt mit dem arg verzogenen Knaben einen schweren Stand; all sein Bemühen, auf das Gemüth des Starrsinnigen zu wirken, war vergebens. Seiner Freundlichkeit und Güte setzte er finstern Trotz entgegen, und wenn er mit verbissenem Ingrimme dasaß und seine großen blitzenden Augen unruhig umherschweiften, da erinnerte sein Blick, sein ganzes Wesen unwillkürlich an einen jungen gefangenen Raubvogel, der aller Zähmung spottet und auch im Käfig seine Wildheit zu bewahren sucht.

An eine segensreiche Wirksamkeit war bei diesem Knaben, der ganz nach seinem Vater artete, nicht zu denken, darüber konnte sich Rudolph nicht täuschen, und er würde seine Stellung so bald als möglich aufgegeben haben, wenn ihn nicht Arthur gefesselt hätte. Dem Aermsten konnte er wirklich Etwas sein und deßhalb wagte er nicht, sich sofort zurückzuziehen. Beim Grafen mochte er sich nicht über den wilden, unbeugsamen Trotz Heinrich's beklagen, er hoffte noch immer, ihn endlich zu brechen — nicht mit Gewalt, sondern durch wandellose Güte. Endlich verfiel er auf ein Auskunftsmittel; er beschloß, den Knaben nicht mehr zusammen Unterricht zu geben, sondern jedem allein; denn er bemerkte wohl, daß sich Heinrich nur noch widerhaariger und wilder zeigte, um vor seinem Bruder mit diesen Eigenschaften zu glänzen. Aus einem früh sehr stark entwickelten Stolze entsprang zu gleicher Zeit seine kühne Sicherheit, wie sein wilder Trotz. Er war schon jetzt, wie sein Vater, unbekümmert darum, was man von ihm dachte, um die gute Meinung der Andern mochte er sich nicht

bewerben, verachtete sie sogar. Dieser neue Lehrer hatte ihn schon vom ersten Tage zu demüthigen gesucht, seinen Bruder ungerechter Weise bevorzugt — nun wollte er diesem auch beweisen, daß Lob und Tadel von einem solch' verhaßten Menschen ihm höchst gleichgiltig sei. Arthur dagegen war eitel, ihn stachelte ein aufmunterndes Wort zu größerer Thätigkeit auf.

Was hätte aus einem solch' stolzen, energischen Charakter, wie dem Heinrich's, werden müssen, wenn er in die rechte Bahn gelenkt worden! Rudolph mußte sich selbst sagen, daß hier das Material zu einem tüchtigen Menschen oder einem vollendeten Bösewicht vorlag, und wie ihn auch sein Herz zu dem weichen, durch unvernünftige Strenge eingeschüchterten Arthur zog — bei Heinrich erwachte in ihm die ganze Spannkraft und Theilnahme des Erziehers, der sich sagt: „Hier hast du aus ganzem Holze zu schnitzen!"

Wirklich zeigte sich der Jüngstgeborene des Grafen etwas zugänglicher, als er ihm allein Unterricht ertheilte, und wenn er auch eine gewisse finstere Zurückhaltung beibehielt, verrieth er doch für einzelne Lehrgegenstände, die Stahl anschaulicher als seine Vorgänger zu behandeln wußte, ein lebhafteres Interesse. Auch auf dem Turnplatz fand er sich plötzlich ein. Arthur war eines Tages beim Spiel zu seinem Erstaunen ebenso sicher über einen Graben gesprungen als er, und als der Bruder sich rühmte, daß er diese Fertigkeit dem Turnen zu verdanken habe und künftig noch ganz „andere Sprünge" machen werde, konnte es sein Ehrgeiz nicht länger dulden, hier zurückzustehen. Bald fand der kräftige, feurige Knabe an den Turnübungen den meisten Gefallen und entwickelte dabei einen solchen Eifer und eine solche Gewandtheit, mit der Arthur nicht Schritt zu halten vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Siegesfest in Bayern.

(Schluß.)

Wie sie so rasch dahinjagt, die glänzende Suite, kaum vermögen wir Blumenthal, den genialen Generalstabs-Chef, herauszufinden. Im Galopp sprengen sie hinaus zum Marsfelde, um die Revue über die Truppen abzunehmen.

Wir haben indeß eine gute Stunde Zeit und benützen diese, um uns die Tribünen und ihre Insassen anzuschauen. Da ist eine, welche die hohe Diplomatie, das blaue Blut und die Ministerien vereinigt. Sie interessirt uns weniger, obgleich wir so Manches davon erzählen könnten. Drüben wird die Königin mit ihrem Hofstaat Platz nehmen. Noch ist sie bei der Revue draußen. Gegenüber sitzen Die, die dem Vaterlande ihre Gesundheit und ihre geraden Glieder zum Opfer brachten. Respekt vor den verwundeten Kriegern! Wo aber vereinigt eine Tribüne Die, welche das Leben ihrer Angehörigen dem Vaterlande opferten, wo sind die Wittwen und Waisen, wo die weinenden Väter und Mütter, die Bräute — — Genug, genug, wollen wir uns selbst nicht die Thränen in die Augen treiben mit dem Gedanken an den namenlosen Jammer Derer, die einsam zu Hause weinen.

Weiter hinauf am Universitätsplatz ist die Tribüne des Magistrats. Die Väter der Stadt, die jetzt ihre Sache recht wohl machen und sie heute namentlich trefflich gemacht haben, sind zwar immer ein erfreulicher Anblick für das Auge des Bürgers, aber wir lassen unsere Blicke doch lieber auf jener Tribüne ruhen, die Das birgt, was München an hervorragendster Schönheit hat.

„Die Weißgewaschenen", wie sie Kronprinz Fritz einst genannt hatte (bekanntlich soll er beim Berliner Einzug zu Friedrich Karl seufzend gesagt haben: „Wenn wir nur erst die Weißgewaschenen überstanden hätten!"), nahmen sich wahrlich stattlich genug aus, und wir stehen in dem Punkte ebensowenig wie in manchem Anderen Berlin nach. Ueber Kostüm kann ich Nichts schreiben, denn sie haben kein Gretchenkostüm, und Weiß und Blau, unsere schönen bayerischen Farben, sind die vorherrschenden. Chignon ist nicht, aber herrliche Lockenköpfe.

Aber o weh, eben wie wir eingehendere Studien machen wollen, donnert der erste Kanonenschuß, und das sonore Geläute aller Glocken der Stadt fällt hundertstimmig ein. Geschwind auf unsere Tribüne zurück, denn die Sieger nahen!

Vor der Feldherrnhalle sind um die eroberten Geschütze die Kadetten postirt; wir lernen die Zukunftsgenerale hochschätzen als unermüdliche, begeisterte Hurrahrufer. An ihren verwüstlichen Stimmen richten sich unsere gesunkenen Kräfte wieder auf, wenn Heiserkeit und tödtliche Ermattung uns überfällt.

Jetzt donnert's schon heran; wie eine Lawine wälzt sich der brausende Hurrahruf durch die breite Gasse, und hinter ihm her kommt ein Ulanen-Piquet, und raschen Schrittes folgt diesem die Avantgarde, wettergebräunt, schwer bepackt, schweißtriefend, und doch sind die Schritte elastisch,

die Augen blitzend, die Gesichter freudig lachend. Prinz Luitpold, der Onkel des Königs, der den ganzen Feldzug im großen Hauptquartier mitmachte, folgt, die Truppen führend. Bei seinem Erscheinen zeigt sich zuerst die Lungenkraft unserer Kadetten. Dann folgt eine glänzende Suite von Generalen und hohen Offizieren, die nicht beim ersten bayerischen Armeekorps betheiligt, doch den Feldzug mitgemacht haben. Allen voran die alte Excellenz, General von Hartmann, der glorreiche Führer des zweiten Armeekorps. Ei, wie sprengt der 75jährige Held so frisch und freudig daher, gerade so wie er im Granatenregen von Wörth und Sedan herumritt. Wie rufen wir ihm begeistert zu und wie fliegen die Kränze!

Der Kronprinz führt das seiner dritten Armee zugetheilte erste bayerische Armeekorps nur bis zum König, der drüben am Monumente König Ludwig's I. hält. Dort sprengt er neben diesen und hält ehern, wie der steinerne Gouverneur im „Don Juan". Nur der Feldherrnstab in seiner Rechten bewegt sich grüßend auf und nieder.

Erneutes Hurrahrufen, donnernd wie noch nie, zeigt uns die Ankunft unseres gefeiertsten Helden, des Führers des ersten Armeekorps, des Generals v. d. Tann, an. Ach, was ist der Mann so alt geworden! Ihm, dem das Mißgeschick von 1866 mit allen Kränkungen, die er unverschuldet erlitten, Nichts anhaben konnte, ihm haben die Dezembertage an der Loire mit ihren furchtbaren Sorgen weiße Haare gebracht. Ehre ihm, ihm ward ein glücklich Loos. Anfang und Ende seiner Kriegerlaufbahn strahlen im Glanze des Ruhmes.

Wie soll ich sie schildern, alle die Wackeren, die da im Sturmschritt an uns vorübereilten, so zum Triumph wie zum Gefecht, wo Worte finden für die Begeisterung, mit der die Sieger, von denen oft fünf, sechs Mann in Einer Reihe neben einander mit dem Eisernen Kreuze geschmückt waren, mit der die zerschossenen bayerischen Fahnen, die alle, alle glorreich aus Frankreich zurückkamen, mit denen die eroberten französischen Adler und Fahnen, namentlich aber die des französischen 47. Regiments begrüßt ward, auf der mit großen goldenen Buchstaben stand: „Nous marchons pour vaincre."

Unsere wackeren Geschütze, die so heiße Arbeit verrichtet und ihre Lorbeern wahrlich verdient hatten, unsere Chevauxlegers, die gefürchteten preußischen Ulanen der Franzosen, die als Eclaireurs den gefährlichen Dienst hatten, sie Alle, Alle wurden mit nicht enden wollender Begeisterung begrüßt, bis herab auf den berühmten Hund, der den ganzen Feldzug mitgemacht und jetzt, reich bekränzt, ernsthaft wie nur Einer mit einzog.

Um 1 Uhr Mittags war der Triumphzug vorüber, und Alles eilte heim, um die Sieger bei sich als Gäste zu begrüßen, um mit ihnen neue Stärkung zu sammeln für Alles, was wir noch aufbieten, um sie zu ehren, für Festtheater und Illumination, für Musikaufführung und Festbankett morgen.

Mannigfaltiges.

Die alte Frage, ob es dem Menschen möglich sein könnte, sich mittelst künstlicher Flugapparate fliegend wie der Vogel fortzubewegen, wird neuerdings sehr gründlich und wissenschaftlich von dem Assistenten Kargel am Züricher Polytechnikum erörtert, aber in einer die Möglichkeit des Problems absprechenden Weise. Kargel hat dabei besonders die neuesten in Nordamerika und England gemachten Versuche im Auge, die Muskelkraft zur Bewegung der Flügel durch Dampfmotoren zu ersetzen. Aber das Gewicht der bisher konstruirten Flugapparate ist viel zu groß im Vergleiche mit der Arbeit, welche von ihnen geleistet wird, während beim Vogel dessen mechanische Arbeit während des Fluges außerordentlich groß ist im Vergleich zu seinem Gewichte. Aus den Untersuchungen, die Kargel angestellt hat, ergibt sich, daß z. B. der Adler bei einem Gewichte von nur wenig über 6 Pfund und bei einer Flügelfläche von $2{,}_3$ Quadratschuh mittelst $3{,}_2$ Flügelschlägen per Sekunde eine mechanische Arbeit ausführt, die mehr als einen halben Zentner werth ist. Die Taube ist $0{,}_5$ Pfund schwer, hat eine Flügelfläche von $0{,}_{26}$ Quadratfuß und übt mit $9{,}_2$ Flügelschlägen in der Sekunde eine Kraft von $4{,}_3$ Pfund aus; der gar nur $^5/_{100}$ Pfund leichte Spatz mit seinen Flügelchen, die nur ^{4}—$^5/_{100}$stel eines Quadratschuhes groß sind, vermag doch durch $11{,}_9$ Flügelschläge in der Sekunde eine Kraft von $^2/_{10}$—$^3/_{10}$ Pfund zu entwickeln. Im Vergleiche zu den Verhältnissen zwischen der Schwere, Flügelfläche und Leistungsfähigkeit des Adlers dürfte also ein Dampfflug-Apparat von einer Pferdekraft nicht einmal 16 Pfund wiegen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Freitag, 4. August 1871.

Zur Erinnerung an die Schlacht bei Weißenburg.

4. August 1870.

Gefallen war der Würfel, — der Deutsche griff zum Schwert,
Mit Blut und Stahl zu schirmen die traute deutsche Erd'; —
In blindem Siegestaumel schon naht der Franken Macht, —
Wer hält mit starken Armen am Rhein die treue Wacht?

Ha! schnell wie Gottes Wetter das deutsche Volk sich eint,
Bald steht es Aug' in Auge dem alten grimmen Feind;
In hellen Haufen wogt es zum alten Vater Rhein,
Seht, wie die Schwerter blitzen im Morgensonnenschein!

Bei Weißenburg entbrannte der wilde Schwertertanz,
Bald Deutschlands Mannen strahlten im alten Waffenglanz,
Schnell zwischen Süd' und Norden geebnet war die Kluft,
Nur kernig deutsche Hiebe durchsausten jetzt die Luft.

Und weiter, immer weiter das deutsche Banner wallt,
Vom eh'rnen Tritt der Krieger halb Frankreich widerhallt;
Im Staube liegt das Volk nun, das unbesiegt sich pries, —
Die siegumglänzten Fahnen bald flattern vor Paris.

O, nicht aus schnödem Ehrgeiz das deutsche Volk ja stritt,
Nicht eitle Ruhmsucht reißt es zu kühnen Thaten mit; —
Für's Vaterland, für Freiheit, für Recht, für Weib und Kind
Das Herzblut deutscher Söhne auf fremder Erde rinnt.

Doch Jener, die dort schlafen still in der kühlen Erd',
Die All' als Helden starben, des deutschen Namens werth,
O, Ihrer stets gedenket in Lebens Lust und Leid,
Daß nicht ihr Staub verwehet im wilden Sturm der Zeit.

Und ewig soll erloschen der Zwietracht Fackel sein,
Dann rauscht durch deutsche Gauen stets unser Vater Rhein,
Mag dann in Erz sich hüllen die ganze weite Welt,
Alldeutschland, treu geeinet, — in Trümmer sie zerschellt!

Zweibrücken. Carl Feyser.

Ein Jahr.

Ein Jahr vorbei! Welch' inhaltschwere Zeit
Schließt der zwölf Monde knapper Rahmen ein!
Vorher — ein tiefer Grenzspalt noch der Main
Und jetzt — ein schimmernd Band der Einigkeit!

Vor einem Jahr — wie weit vom Ziel, wie weit!
Wie schnitt in's Herz noch jeder Blick zum Rhein!
Und heute jauchzt Germania: „Du bist mein
Und sollst es bleiben bis in Ewigkeit!"

Wohl war es hart, wohl hat's mit eh'rner Faust
Manch Herz gepreßt, manch frisches Sein zerdrückt,
Wohl hat der Sturm manch blühend Glück zerzaust;

Doch hin den Blick zur Frucht, die wir gepflückt:
Wo schon im Geist der Feind wie einst gehaust,
Prangt unser Einheitsbau lorbeergeschmückt.

Zweibrücken, im Juli 1871. P. Reiselt.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Mitten in den Uebungen suchte Stahl allerlei Belehrungen einzuflechten, eine Menge Kenntnisse seinen Zöglingen beizubringen; wohl schwärmte er nicht für eine Lehrmethode, die den Kindern Alles spielend beizubringen sucht, er verlangte vielmehr, daß der junge Geist sich anstrenge und auch das Wissen sich erobere, aber in Heinrich mußte überhaupt erst die Theilnahme für diese

Gegenstände geweckt werden, dann war wohl Aussicht vorhanden, daß er sich auch auf diesem Gebiete tüchtig tummeln werde, und für den schwachen Kopf Arthur's war wirklich der müheloseste Erwerb geistiger Güter der geeignetste.

Trotzdem Rudolph auch in der Turnangelegenheit dem Grafen entgegengetreten war und Heinrich in den ersten Tagen sich wohl sehr oft über seinen Lehrer beklagt haben mochte, blieb sein Benehmen gegen den jungen Hauslehrer unverändert. Wie wild und unbändig auch zuweilen der Graf aufflammen konnte und von seiner Umgebung den unbedingtesten Gehorsam forderte, war ihm doch das entschlossene, männliche Auftreten Stahl's viel zu sympathetisch, als daß er nicht dafür hätte ein Verständniß haben sollen. Wohl hatte es bei jedem Zusammenprall mit dem jungen Mann heftig in ihm aufgelodert und er war versucht gewesen, die Reitpeitsche gegen ihn zu erheben, aber sobald die erste Wallung seines heißen Blutes vorüber, mußte er sich doch gestehen, daß ihm der Mensch gefiel, der so zart und schmächtig aussah und doch nicht mit den Wimpern zuckte, wenn er drohend den Arm erhob, während er gewöhnt war, daß alle Welt ihm scheu auswich, sobald nur sein mächtiger Schnurrbart in leidenschaftlicher Erregung zu zittern begann. Er unterhielt sich bei Tische gern und lebhaft mit dem Informator, lud ihn sogar mehrmals zu Jagdausflügen ein und zeigte ein zufriedenes Lächeln, wenn auf Rudolph's Schuß die Schnepfe nicht nur trügerisch herabfiel, sondern auch, wirklich getroffen, von dem Jagdhunde aufgefunden wurde. Vielleicht wäre ihm der junge Lehrer noch lieber und angenehmer geworden, wenn er auch bei der Flasche sich ebenso wacker erwiesen.

Der Graf brauchte stets einen Gesellschafter und in Ermangelung gleichgestellter Freunde nahm er gern, trotz seines Adelstolzes, mit Bürgerlichen vorlieb. Die Nachbarschaft sagte ihm wenig zu; die alten Genossen, mit denen er manch' lustig Gelag gefeiert, waren verstorben oder hatten ihre Besitzungen verkauft, und dem jungen Nachwuchs konnte er keinen Geschmack abgewinnen; so blieb ihm nichts Anderes übrig, als der Verkehr mit seinen eigenen Leuten. Der Oberförster Meinhardt mußte sehr oft an seiner Tafel erscheinen, den Zechkumpan abgeben und dann als Opfer der zweiten oder dritten Flasche fallen. Gern hätte der Graf für diese kleinen Gelage Rudolph gewonnen, aber alle Versuche scheiterten. Mochte auch sein Wirth noch so dringend und liebenswürdig zum Trinken nöthigen, Stahl wußte sich stets solch' bedenklichen Einladungen zu entziehen und der Graf meinte oft lachend: „Sie wären ein ganz erträglicher Mensch, wenn Sie nicht so philisterhaft nüchtern blieben!"

Mit der Gräfin kam Rudolph, außer bei Tafel, nicht weiter in Berührung. Sie war dann stets ruhig und schweigsam, und ihm schien es, als vermeide sie absichtlich eine lebhaftere Unterhaltung. Auf seinen Spaziergängen wich er sorgfältig dem kleinen Tempel aus, den sie zu ihrem Lieblingsaufenthalt erwählt und fast täglich besuchte, wie er von Arthur erfuhr, der jetzt mit Begeisterung von seiner guten Mama plauderte und manche Freistunde bei ihr zubrachte. Rudolph wagte den Mittheilungen des Knaben keine Grenzen zu ziehen, und doch brachten die Erzählungen desselben sein Herz in größere Wallung, als es vielleicht ein direkter Verkehr gethan haben würde. Arthur wußte nicht lebhaft genug die Milde und Herzensgüte seiner Mama zu schildern und lud dann immer seinen theuern Lehrer ein, das nächste Mal mit zum Tempel zu kommen; aber Stahl schützte immer dringende Arbeiten vor und blieb zu Hause. Dadurch schloß sich Heinrich mehr und mehr an ihn an, zwar Anfangs noch mit einer gewissen Scheu, die sich allmälig verlor, und wenn er mit dem sonst so trotzigen, wilden Knaben allein war, dann zeigte sich derselbe in einem weit besseren Lichte. Stahl wußte in die junge feurige Seele ganz andere Funken zu werfen, seinen Ehrgeiz auf etwas Höheres zu richten, als durch allerlei boshafte Knabenstreiche sich hervorzuthun, und bald machte Heinrich die außerordentlichsten Fortschritte.

Während Arthur jetzt bei der Gräfin eine Zuflucht fand, war Heinrich von jeher der erklärte Liebling Wanda's gewesen. Im Schlosse flüsterte man sich freilich zu, daß der Oberförster mit seiner Schwester den Knaben nur deßhalb so an sich fessele, um sich noch fester in die Gunst des Grafen zu setzen. Heinrich wandelte sehr oft in die Oberförsterei, denn dort konnte er seiner übermüthigen Laune völlig den Zügel schießen lassen, und was ihn noch mehr anlockte, er wurde von Meinhardt schon wie ein junger vornehmer Herr behandelt, ja dieser ordnete sich förmlich unter und nahm seine Wünsche wie Befehle auf.

Wanda bemerkte bald die Veränderung, die mit dem Jüngstgeborenen des Grafen vorging, der jetzt auch gern von dem neuen Lehrer plauderte und mit Stolz jedes Lob berichtete, das ihm ertheilt worden. Sie wurde nun immer be-

gieriger, den interessanten Menschen näher kennen zu lernen, der schon bei der ersten Begegnung auf sie einen tiefen Eindruck gemacht. Ein Dichter! Das hätte für ihre durch Romanlektüre aufgeregte Phantasie genügt, um den jungen Mann mit einem besonderen Zauber zu umkleiden; aber Rudolph Stahl besaß noch dazu eine stattliche, angenehme Persönlichkeit, und so würden ihre Gedanken sich sehr oft mit dem neuen Informator beschäftigt haben, selbst wenn Heinrich nicht so lebhaft von ihm gesprochen hätte.

Vergeblich fragte sie ihren Verlobten, warum er seinen Freund nicht mehr mitbringe; dieser zuckte nur mit den Achseln und erklärte einsilbig: „Er hat nicht Zeit!"

Wanda lächelte dann düster vor sich hin. Wie unerträglich war ihr schon seine beständige Eifersucht geworden, denn auf diese Grille führte sie das Ausbleiben Stahl's zurück. Diesmal war ihr Argwohn freilich nicht begründet. Hermann hatte Rudolph noch mehrfach zu einem Besuch Wanda's aufgefordert und er mochte seiner Verlobten nicht bekennen, wie hartnäckig der Freund selbst seinen dringendsten Bitten widerstanden hatte.

Durch diese Hindernisse wurde das leidenschaftliche junge Mädchen noch mehr aufgestachelt, sie wollte, Hermann zum Trotz, nun doch den Hauslehrer wiedersehen. Früher war sie sehr oft in's Schloß gekommen und in ihrer glatten, einschmeichelnden Weise hatte sie sogar die Gunst der Gräfin gewonnen, die viel und gern mit ihr verkehrte. Plötzlich war es zwischen den beiden Frauen zum Bruch gekommen, man wußte nicht, warum, und flüsterte sich nur zu, Gräfin Dornhoff sei auf das hübsche Mädchen eifersüchtig geworden. Thatsache war, daß Wanda seitdem nicht mehr im Schlosse erschien und sich förmlich in ihre Waldeinsamkeit vergrub. Man sah sie kaum außerhalb des Hauses und das Lesen von Romanen schien ihre einzige Zerstreuung zu sein.

In ihrem unruhigen, erhitzten Kopfe arbeitete nur der Gedanke, den jungen Dichter wiederzusehen — sie vertraute ihrem Talente, ihn dann für immer zu fesseln. Wer hatte ihr widerstanden, wenn sie es darauf abgesehen, ein Männerherz zu erobern? Sie horchte jetzt sehr eifrig auf die Schilderungen Heinrich's und zeigte besonders für seine gymnastischen Uebungen das lebhafteste Interesse. „Hier kann ich Dir gar nicht zeigen, was ich gelernt, Du mußt auf den Turnplatz kommen," bat der Knabe beständig, und seinem stürmischen Drängen konnte sie endlich nicht widerstehen. Eines Tages erschien sie ganz unerwartet in Begleitung ihres Bruders auf dem kleinen Turnplatze, als sich eben die jungen Grafen mit ihrem Lehrer darauf herumtummelten.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der bayerischen Unteroffiziere und Mannschaften, welchen in Folge ihrer vor dem Feinde bewiesenen Tapferkeit Geschenke von je 100 fl. aus der von dem Fabrikanten Lothar von Faber zu Stein bei Nürnberg gespendeten Ehrengabe von 1000 fl. zuerkannt worden sind:

1) Soldat Georg Hirsch von der 8. Kompagnie des 1. Infanterie-Regiments König, welcher, bereits in Anerkennung seiner hervorragenden während des letzten Feldzuges in 6 Gefechten und Schlachten bewiesenen Tapferkeit mit der goldenen Militär-Verdienst-Medaille, dem Militär-Verdienst-Kreuz und dem eisernen Kreuze belohnt, am zweiten Dezember 1870 in der Schlacht bei Loigny wiederholt die ausgezeichnetste Soldaten-Tugend bewies, indem er, obgleich verwundet, unbeirrt durch den äußerst heftigen Kugelregen, den von seiner Kompagnie unternommenen Bajonettangriff bis zu seiner gänzlichen Erschöpfung mitmachte.

2) Fahrkanonier Johann Pietz, von der 4. Batterie Zaila des 1. Artillerie-Regiments Prinz Luitpold, welchem es durch seine in dem Gefecht am 2. Dezember 1870 bei Loigny bewiesene außerordentliche Kaltblütigkeit und Entschlossenheit gelang, ein vom Feinde bedrohtes Geschütz in Sicherheit zu bringen.

3) Sergeant Jakob Hencko vom 6. Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm, König von Preußen. Derselbe munterte mit Bravour die Mannschaft im Gefechte auf, gab die Schuß-Distanz genau an, verhütete unnöthiges Feuern und setzte dies fort, nachdem er einen Schuß in die Brust erhalten hatte. Hencko wurde für sein Verhalten in der Schlacht bei Sedan am 1. September 1870 mit der goldenen Militär-Verdienst-Medaille dekorirt.

4) dem Korporal Karl Metzger,

5) dem Soldaten Joseph Pollety und

6) dem Soldaten Heinrich Dürr, sämmtliche drei vom 14. Infanterie-Regiment Hartmann, 2. Kompagnie. Dieselben waren die ersten, welche im Gefechte bei Plessis-Piquet am 19. September 1870 Nachmittags in die Schanze

auf Moulin de la Tour in der Eigenschaft einer Rekognoszirungspatrouille, die sich freiwillig gemeldet hatte, eindrangen, die aus der Schanze bereits weichenden Franzosen nach mehreren gewechselten Schüssen zu noch eiligerer Flucht drängten und unter Hurrahrufen sodann von den in der Schanze befindlichen 7 12 Pf.-Geschützen Besitz nahmen, bis die 5. Kompagnie in dieselbe nachgerückt kam. Jeder der 3 Genannten ist mit der goldenen Militär-Verdienst-Medaille, dem Militär-Verdienstkreuz und dem eisernen Kreuze dekorirt.

7) Landwehr-Korporal Richard Gruber von der 7. Kompagnie des 13. Infanterie-Regiments Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, welcher wegen seiner hervorragenden Tapferkeit im Gefechte bei Orleans das Militär-Verdienst-Kreuz und wegen gleichen Verhaltens in den Gefechten bei Coulmiers und Beaumont mit der goldenen Militär-Verdienst-Medaille dekorirt wurde.

8) Soldat Joseph Schaetz von der 2. Kompagnie des 2. Jäger-Bataillons. Derselbe zeichnete sich in der Schlacht von Wörth am 6. August 1870 dadurch aus, daß er einen feindlichen Offizier gefangen nahm. Bei dem Straßenkampfe in Bazeilles am 1. September 1870 war er einer der ersten bei Erstürmung eines hartnäckig vertheidigten Hauses und als bei diesem Sturme Oberlieutenant August Merkl tödtlich verwundet im stärksten Feuer liegen blieb, ohne daß Jemand wagte, denselben von da wegzutragen, versuchte es Soldat Schaetz, wurde jedoch hiebei selbst schwer verwundet.

9) Fahrbombardier Steingraber von der 6 6 Pf.-Batterie Metz des 3. Artillerie-Regiments Königin-Mutter, welcher am 9. November 1870 im Gefechte bei Coulmiers, freiwillig und nicht in der Gefechtslinie der Batterie verwendet, ein stehengebliebenes Geschütz einer andern Abtheilung bei Annäherung des Feindes und im Feuer desselben bespannte und in Sicherheit brachte.

10) Soldat Anton Stückl von der 4. Kompagnie des 4. Jäger-Bataillons, welcher im Gefechte bei Remilly mit drei französischen Soldaten kämpfte, hiebei 7 Bajonnetstiche und eine Schußwunde erhielt, dagegen einen der drei französischen Marine-Soldaten niederschoß, dem zweiten das Bajonnet durch den Leib rannte und dem dritten, welcher ihm bei dieser Gelegenheit das Gewehr entreißen wollte, mit dem Säbel die Hand abhieb, später aber vom Kampfplatze getragen werden mußte.

Mannigfaltiges.

Von unsern zurückgekehrten Truppen sind viele interessante, erst während der letzten Kriegsperiode geschlagene Medaillen aus Frankreich mitgebracht worden. Dieselben zeigen meist die Bildnisse deutscher Fürsten, Generale 2c. Die Spekulation hatte sich dieses Artikels mit großem Erfolge bemächtigt, denn jeder deutsche Soldat wollte ja gern eine solche in Frankreich geschlagene Medaille zum Andenken mit heimnehmen. Die originellste aber von all diesen Medaillen, die man bisher sah, ist von einem spekulativen Kopf, wie es heißt, in Rouen, angefertigt worden. Dieselbe zeigt auf der Aversseite das Bildniß des Grafen Moltke und auf der Reversseite den preußischen Adler. Nun versprach sich der Spekulant einen größeren Erfolg, wenn er diese Darstellungen statt der früheren französischen Umschrift „Empire d'Allemagne“ und Général de Moltke“ mit deutscher Schrift umgeben würde. Dies aber war für ihn mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, denn, in der deutschen Sprache nicht sehr bewandert, auch durch den Verkehr mit deutschen Soldaten nicht gelehrter geworden, mußte er zum Lexikon seine Zuflucht nehmen. Hier war er denn auch so glücklich, den gewünschten Aufschluß zu erhalten, und so entstand um den preußischen Adler die Umschrift: „Kaiserthum Deutschland“. In dem Général de Moltke ereilte ihn aber ein Mißgeschick, denn Général für ein rein französisches Wort haltend, wollte er auch dieses übersetzen. Er suchte, fand auch hier bei Freund Diktionär Rath und Hilfe, denn bald hatte er Général mit „allgemein“ verzeichnet gefunden. Hocherfreut machte er nun aus dem früheren Général de Moltke einen „Halgemein von Moltke“. Wir Deutsche kennen wohl Alle in unserm Moltke den größten Strategen seiner Zeit, daß er aber auch „Halgemein“ ist, das hat erst dieser Schlaukopf entdeckt. Photographieen von dieser Medaille sind auch schon in einigen Ateliers zur Ansicht ausgelegt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Montag, 7. August 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Man hatte ihre Annäherung nicht bemerkt, Stahl war im Begriff, seinen Schülern eine neue Uebung vorzuturnen, und die Augen Wanda's ruhten mit Bewunderung auf der schlanken Gestalt des jungen Mannes, der eine überraschende Kraft und Gewandtheit entfaltete. Sie hätte noch länger so dastehen und Rudolph heimlich beobachten wollen; aber Heinrich hatte jetzt schon die Ankömmlinge entdeckt, eilte jubelnd auf Wanda zu und zog sie ohne Weiteres in die Nähe der Turngeräthe, damit sie Alles in Augenschein nehmen könne. Sie verbeugte sich vor dem Hauslehrer und schien Anfangs nur den gymnastischen Uebungen ihres Lieblings die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Erst dann, als sie den Platz schon verlassen wollte, wandte sie sich Rudolph zu und wußte ihn geschickt in ein Gespräch zu ziehen. Sie machte ihm keine Vorwürfe, daß er nicht wiedergekommen sei, aber sie klagte über ihre tiefe geistige Vereinsamung und wie unglücklich sie sich fühle, daß sie von Niemand verstanden werde. Ihr Bruder wurde glücklicher Weise von den jungen Grafen ganz in Anspruch genommen, er konnte sie nicht hören. Verrieth auch manches Wort ihre Halbbildung, so zeigte sie doch eine sehr achtenswerthe geistige Beweglichkeit und den glühendsten Eifer, sich weiter zu entwickeln. Sie machte kein Hehl daraus, daß sie Vieles nicht wisse, und mit leuchtenden Augen sprach sie von dem Glück, ihre Kenntnisse zu bereichern und sich Alles anzueignen, was die Seele groß und frei mache. „O, wie beneide ich diese Knaben um den geistbildenden Vortheil Ihres Umganges!" und ihr Blick schweifte dabei zu den Söhnen des Grafen hinüber. „Warum kommen Sie mit Hermann gar nicht mehr zu uns?" setzte sie mit schüchternem Erröthen hinzu, „ich möchte auch gern aus Ihrem reichen Schatz des Wissens ein Almosen erhalten."

In ihrem Wesen lag Nichts, als die Sehnsucht nach einer Welt, die allein ihr ganzes Glück auszumachen schien, und ehe noch Stahl sich über die Folgen seines Entschlusses klar geworden, hatte er ihr zugesagt, sich mit seinem Freunde bei ihr einzufinden.

Sie schlug wie ein überglückliches Kind jauchzend in die Hände. „Dann erwarte ich Sie bald, recht bald," sagte sie, nun hatte sie schon den Bruder am Arm, grüßte noch einmal mit ihrem anmuthigen Lächeln zurück und eilte hinweg.

Schon in den nächsten Tagen forderte Hermann seinen Freund wieder auf, ihn zu begleiten. „Du hast es Wanda versprochen," und sein Blick ruhte dabei ein wenig forschend auf dem Antlitz Stahl's.

Ruhig erzählte dieser sein Begegniß, und der Leibjäger schüttelte mißmuthig den Kopf. „Ich begreife gar nicht, was sie will, für mich weiß sie genug," murmelte er; dennoch verlor sich bald seine üble Laune, als er sich bei seiner Verlobten befand und diese sich heute liebenswürdiger als sonst gegen ihn zeigte.

Seine leicht erregbare Eifersucht wurde vollends durch das Benehmen Wanda's beschwichtigt. Wohl plauderte sie lebhaft mit seinem Freunde, aber sie widersprach ihm auch, zuweilen sogar mit großer Heftigkeit, und mitten in der eifrigsten Unterhaltung wußte sie stets einen freundlichen Blick, ein Lächeln ihrem Verlobten zu schenken, der, glücklich über diese ungewohnte Liebenswürdigkeit, in die heiterste Laune gerieth und dann bei der Flasche, dem Zusprache seines künftigen Schwagers, heute weniger als je Widerstand entgegensetzte.

Als er endlich mit seinem Freunde den Heimweg antrat, mußte er sich zum ersten Male gestehen, daß er ein wenig angesäuselt sei, und in seinem Rausche verrieth er mehr, als sonst die glühende Leidenschaft, die er für Wanda im Herzen trug. „Sie liebt mich, wenn sie's auch nicht immer zeigt. Sag' ihr nur, die viele Bildung, das sei dummes Zeug. Ein gutes Amt, ein hübsches Auskommen, das ist die Hauptsache. Wer einen vollen Geldbeutel hat, der ist heutzutage sehr gebildet. Ja, Rudolph, das mußt Du ihr sagen, denn Du bist mein Freund. Du kannst auch dafür schwatzen mit ihr, so viel Du willst — ich bin gar nicht eifersüchtig auf Dich, wahrhaftig nicht, lieber Junge!" und er schlug sich zur Bekräftigung auf die breite Brust.

Dennoch ließ vielleicht diese letzte Versicherung einige Zweifel zu. Wenige Tage später reiste der Graf zum Provinziallandtag; Hermann mußte ihn wie immer begleiten. Kurz vor der Abfahrt suchte der Leibjäger Rudolph auf, um ihm Lebewohl zu sagen. Er schien in einer sehr gedrückten, unruhigen Stimmung. Schon hatte er sich zum Weggehen angeschickt, da drehte er sich noch ein Mal um: „Nicht wahr, Du wirst Dein Versprechen von damals halten?" preßte er mühsam hervor und seine Augen ruhten forschend auf dem Antlitz des Freundes.

Stahl wußte Anfangs nicht, auf was Hermann anspielte, und als dies der Letztere bemerkte, fuhr er lebhaft fort: „Ich kann ohne Wanda nicht leben, und wer mir da in den Weg tritt, den schieß' ich nieder, so wahr ich Wolf heiße!" Er hob drohend, mit wuthverzerrtem Gesicht die Hand in die Höhe; „aber Dir vertrau' ich," setzte er ein wenig ruhiger hinzu; „Du warst schon auf der Schule grundehrlich und Du wirst nicht vergessen, daß ich Dein Freund bin."

Zum ersten Male fühlte sich Rudolph wirklich angewidert von dem rohen Wesen des Leibjägers und mit einer gewissen Kälte entgegnete er: „Deine Drohungen würde ich freilich nicht fürchten; dennoch kannst Du ruhig sein, ich verspüre nicht die mindeste Neigung, während Deiner Abwesenheit meine Besuche im Försterhause zu wiederholen."

„Das sollst Du aber!" rief der Leibjäger fast befehlend; als er jedoch die flüchtige Unmuthswolke auf der Stirne des jungen Lehrers bemerkte, stimmte er seinen Ton herab: „Das heißt, ich wollte Dich sehr darum bitten, denn Wanda könnte sonst denken, ich hätte es aus Eifersucht nicht gewollt und da gäb' es wieder die schönsten Händel. Nein, Du mußt sie gerade fleißig besuchen, ich bitte Dich sehr, und dann sag' ihr, daß ich ein ehrlicher Kerl bin und es auch noch zu Etwas bringen würde. Versprichst Du es mir?" und er reichte ihm die derbe Hand entgegen.

Rudolph zuckte nur mit den Achseln, der Leibjäger achtete nicht darauf: „Leb' wohl, theurer Freund, ich verlass' mich ganz auf Dich! In spätestens vier Wochen sind wir wieder da."

Obwohl auf Stahl weder die Drohungen noch die Bitten Hermann's einigen Eindruck gemacht und er sich fest vorgenommen, den Verkehr mit Wanda auf immer abzubrechen, konnte er sein sich selbst gegebenes Wort nicht halten. Schon am andern Tage erschien der Oberförster und lud ihn zu einem Besuche ein. Es war unmöglich, ihm zu widerstehen. „Sie müssen mitkommen," und ohne Weiteres schob er seinen Arm in den des Hauslehrers. Der Oberförster suchte sich überhaupt so liebenswürdig wie möglich zu zeigen; es war nicht seine Schuld, wenn selbst seine Schmeicheleien so formlos ausfielen, daß sie etwas Beleidigendes hatten.

Wie stach das Benehmen Wanda's dagegen ab! Wenn ihr auch eine gründliche Bildung abging, besaß sie doch die feinsten, angenehmsten Formen, und sie verstand es wirklich, ihr Talent in das beste Licht zu setzen. Mit welcher Andacht lauschte sie jedem seiner Worte, wie trank sie das geistige Leben auf, das aus seiner Unterhaltung quoll! Sie war unermüdlich im Fragen, er sollte ihre Lektüre regeln, denn sie habe bisher nur gelesen, was ihr der blinde Zufall in die Hände gespielt. Stahl hätte nicht seit vielen Jahren Erzieher sein müssen, wenn ihn nicht die Aufgabe beschäftigte, die ihm hier zugefallen. Er fand ein Vergnügen darin, ihre Sehnsucht nach einer Welt zu befriedigen, in der er beständig gelebt und von der er wußte, wie glücklich sie machen konnte.

Wanda las jetzt eifrig die Bücher, die er ihr lieh, sprach dann über ihren Inhalt und er mußte die geistige Schmiegsamkeit bewundern, mit der sie dem kühnen Gedankenfluge unserer größten Dichter zu folgen verstand, und welch' kindliche Freude strahlten ihre Augen aus, wenn er ihre Urtheile zutreffend fand und mit ihr in seinen ästhetischen Ansichten übereinstimmte.

Rudolph war überrascht über die Veränderung, die mit Wanda in kurzer Zeit vorging. Ueberall zeigte sie ein feines Empfinden, ein tiefes Gefühl für das Schöne und Wahre; aber wie glücklich

sie auch sein mochte, daß ihr jetzt die Pforten einer Welt erschlossen wurden, nach der sie stets eine unnennbare Sehnsucht gehabt, auf dem Grunde ihrer Seele schien doch eine Schwermuth zu ruhen, die selbst das eifrigste Versenken in eine Idealwelt nicht völlig verscheuchen konnte.

Stahl mochte über die Ursache dieser Schwermuth nicht weiter nachgrübeln, vielleicht entsprang sie aus dem Mißmuth einer feinfühligen Seele, die in einer unpassenden Umgebung wund gedrückt wird. Wie auch ihr Bruder eine außerordentliche Zärtlichkeit für sie an den Tag legte, seine innere Rohheit mußte sie doch abstoßen, sogar beim besten Willen mannigfach verletzen. Und Hermann?

Schon am ersten Tage hatte Stahl die Ueberzeugung gewonnen, daß diese Beiden eine Kluft trenne, die jetzt nur noch tiefer geworden war. Der Name ihres Verlobten kam niemals über ihre Lippen, und wenn Rudolph, der Bitten des Leibjägers eingedenk, von Hermann zu sprechen und seine guten Eigenschaften in das beste Licht zu setzen suchte, starrte sie gleichgiltig vor sich hin und wußte dann dem Gespräch eine andere Richtung zu geben. Auch des Grafen erwähnte sie mit keinem Wort. — Der Leibjäger hatte geschrieben, daß er noch einige Wochen bleiben würde, und erst als diese zu Ende gingen, seine Ankunft für den andern Tag bevorstand, wich sie einer Unterhaltung nicht aus, die Hermann zum Gegenstand hatte. Rudolph suchte die tiefe, glühende Leidenschaft hervorzuheben, die Hermann für seine Verlobte empfand.

Um Wanda's feine Lippen zuckte ein schmerzliches Lächeln. Sie blickte lange vor sich hin, dann legte sie das Buch weg, über dessen Inhalt sie eben mit dem Hauslehrer gesprochen hatte, und sagte in gedämpftem Tone: „Sie sind sein Freund und ich schätze Sie noch höher, daß Sie ihm so warm das Wort reden; aber Sie wissen nicht, wie schwer mich dieser Mensch verfolgt. Seine beständige Eifersucht hat mich schon zu tief verwundet, mich völlig müde gehetzt!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Berlin.

(Aus dem französischen Blatte „Le Soir.")

Wir gingen mit einem Freunde, Dr. V., die Avenue der Champs Elysées hinauf, den durch Granaten zerlöcherten Mauern und den durch Kartätschen aufgerissenen Trottoirs die Geschichte der letzten Monate abfragend, als der Doktor plötzlich vor dem Arc de Triomphe stillestand und, auf eines der großen Gebäude zeigend, die den Bogen umrahmen, Folgendes erzählte:

Sehen Sie da oben die vier Balkonfenster? In den ersten Tagen des schrecklichen, von stürmischen Unglücksfällen heimgesuchten Monats vorigen Jahres wurde ich wegen eines Schlaganfalles dahin gerufen. Mein Kranker war der Oberst Jouve, Kürassier des ersten Kaiserreiches, ein alter Starrkopf für den Ruhm und Bonapartismus, der sich bei Beginn des Krieges in die Champs Elysées in einer Balkonwohnung eingemiethet hatte. Rathen Sie, warum? Um den Siegeseinzug unserer Truppen aus erster Hand zu haben. Armer Alter! Er erfuhr die Nachricht von Weißenburg, als er vom Mittagstische aufstand. Als er den Namen Napoleon's unter dem Bulletin von der Niederlage las, stürzte er wie vom Blitze getroffen zusammen.

Ich fand den alten Kürassier auf dem Teppich seines Gemaches liegen, das Gesicht blutig und ohne Lebenszeichen, als ob er einen Keulenschlag auf den Kopf erhalten hätte. Aufgerichtet mußte er sehr groß sein, zu Boden liegend sah er ungeheuer aus. Schöne Züge, prächtige Zähne, wohlgepflegtes weißes Haar; er war achtzig Jahre alt, man hätte ihm aber höchstens sechzig gegeben. Seine Enkelin kniete neben ihm und war in Thränen gebadet. Sie sah ihm ähnlich. Sie glichen zwei schönen griechischen Medaillen, die aus der nämlichen Stampiglie hervorgegangen; nur war die eine alt, fahl, in den Contouren verwischt, die andere glänzend und nett, in der ganzen Frische und Weichheit des neuen Gepräges.

Der Schmerz dieses Kindes rührte mich. Tochter und Enkelin eines Soldaten, hatte sie ihren Vater im Generalstabe Mac Mahon's, und der vor ihr liegende Greis erweckte in ihrem Geiste ein nicht minder schreckliches Bild. Ich suchte sie zu beruhigen; eigentlich aber hatte ich wenig Hoffnung. Es handelte sich um eine „schöne" halbseitige Lähmung, und mit achtzig Jahren kommt man darüber nicht so leicht hinweg. Durch drei Tage blieb auch der Kranke in dem nämlichen Zustande der Regungslosigkeit und Betäubung. Mittlerweile traf die Nachricht von Reichshofen in Paris ein. Sie erinnern Sich wohl, auf welche seltsame Weise. Bis zum Abend glaubten wir Alle an einen großen Sieg, man sprach von 20,000 getödteten Preußen, von der Gefangennahme des Kronprinzen. Wie

durch ein Wunder und durch einen magnetischen Strom traf ein Echo des nationalen Jubels unseren armen Taubstummen trotz seiner Lähmung; Thatsache ist, daß ich, als ich mich Abends seinem Bette näherte, ihn verwandelt fand. Das Auge war fast klar, die Zunge weniger schwerfällig. Er hatte die Kraft, mir zuzulächeln, und stammelte zwei Mal: „Sieg!“ — „Ja, Oberst, großer Sieg.“ Und je mehr ich in die Details über den schönen Erfolg Mac Mahon's einging, desto mehr glätteten sich seine Züge, verklärte sich sein ganzes Wesen.

Als ich fortging, erwartete mich das Mädchen vor der Thür und schluchzte. — „Er ist ja gerettet,“ sagte ich, ihre Hände fassend. Das unglückliche Kind hatte kaum den Muth, mir zu erwiedern. Man schlug die richtigen Nachrichten von Reichshofen, von der Flucht Mac Mahon's, von der ganzen vernichteten Armee an. Wir blickten uns bestürzt an. Sie war trostlos, wenn sie an ihren Vater dachte. Ich zitterte gleichfalls für das Leben des Alten. So viel stand fest, daß er diesen neuen Schlag nicht überdauern würde. Was war da zu thun? Ihm seine Freude, seine Illusionen lassen, die ihn wieder aufleben machten? Dann aber mußte man lügen. „Gut, ich werde lügen!“ sagte das heldenmüthige Mädchen zu mir, trocknete schnell die Thränen und trat freudestrahlend in das Zimmer ihres Großvaters.

Das war eine harte Aufgabe, die sie übernahm. Die ersten Tage ging es gut. Der arme Alte hatte noch einen schwachen Kopf und ließ sich täuschen wie ein Kind. Mit der Herstellung der Gesundheit stellten sich aber auch die Gedanken wieder her. Man mußte ihn über die Bewegung der Heere im Laufenden halten, militärische Bulletins redigiren. Es war ein wahrer Jammer, anzusehen, wie dieses schöne Kind Tag und Nacht über der Karte von Deutschland geneigt saß, sie mit weißen Fähnlein besteckte und sich alle Mühe gab, einen glorreichen Feldzug zu kombiniren: Bazaine gegen Berlin, Frossard in Bayern, Mac Mahon am baltischen Meere. Für all das berieth sie sich mit mir, und ich unterstützte sie so gut als möglich; vor Allem aber war es der Großvater, der uns bei dieser imaginären Invasion zu statten kam. Er hatte Deutschland so oft unter dem ersten Kaiserreiche erobert, er wußte alle Schläge voraus. „Jetzt werden sie dahin gehen! Jetzt wird man Das thun!“ Und seine Voraussagungen erfüllten sich stets, was ihn nicht wenig stolz machte. Wir hatten aber noch so schnell Städte zu nehmen und Schlachten zu gewinnen, wir gingen für ihn nie rasch genug vor. Er war unersättlich, dieser Alte! Jeden Tag, so oft ich kam, erfuhr ich eine neue Waffenthat. „Doktor, wir haben Mainz genommen!“ sagte das Mädchen, mir entgegenkommend, mit einem betrübten Lächeln, und ich hörte durch die offene Thüre eine fröhliche Stimme, die mir zurief: „Das geht! Das geht herrlich! In acht Tagen ziehen wir in Berlin ein!“ In diesem Augenblicke standen die Preußen nur mehr acht Tagemärsche von Paris. Wir fragten uns, ob es nicht besser wäre, ihn in die Provinz zu transportiren; draußen aber hätte ihn der Zustand Frankreichs bald in's Klare gesetzt, und ich fand ihn noch zu schwach, zu erschlafft von dem schweren Schlage, als daß ich ihm die Wahrheit eröffnen durfte. Man entschloß sich also, zu bleiben.

Am ersten Tage der Belagerung kam ich, wie ich mich erinnere, sehr bewegt zu ihnen; ich verleugne nicht meine Herzensangst, die damals die geschlossenen Thore von Paris, die Schlacht vor den Mauern verursachten. Ich fand den Alten jubelnd und stolz auf seinem Bette sitzen. „Nun,“ sagte er, „die Belagerung hat also begonnen!?“ — Ich blickte ihn bestürzt an. „Wie, Oberst, Sie wissen?“ — Seine Tochter wendete sich zu mir: „Ja, Doktor, er weiß die große Nachricht. Die Belagerung von Berlin hat begonnen.“ Sie sagte Das, dabei ihre Nadel ausziehend, mit der ruhigsten Miene. Er konnte den Geschützdonner der Forts nicht hören und nicht sehen das unselige verstörte Paris. Was er aus seinem Bette sehen konnte, war ein Stück des Triumphbogens und in seinem Zimmer einen Trödel von Dingen aus dem ersten Kaiserreiche, die seine Illusionen wachhielten: Porträts von Marschällen, Schlachtenbilder in Kupferstichen, den König von Rom im Kinderkleide, große Consolen, belastet mit kaiserlichen Reliquien, Medaillen, Bronzen, ein Felsstück von Sankt Helena unter Glassturz, Miniaturen, immer die nämliche Dame mit gekräuselten Haaren darstellend, im Ballkleide, in brauner Robe, mit Puffärmeln und klaren Augen. Armer Oberst! Diese Atmosphäre von Siegen aus dem Jahre 1806 mußte ihn ja kindisch an die Belagerung von Berlin glauben lassen.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Mittwoch, 9. August 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Wohl ahnte Rudolph, wie sehr diese stolze Seele darunter leiden mochte, dennoch suchte er den Gemüthszustand des Leibjägers zu entschuldigen und er entgegnete deßhalb: „Die Eifersucht ist nicht immer ein Mißtrauen in Den, welchen man liebt, sondern ein Mißtrauen gegen sich selbst."

„Nein, nein!" rief sie beinahe heftig, „eine Liebe, die nicht die Seele verschönert, ist keine wahre Liebe; die Eifersucht vermag Das nie, sie ist Nichts weiter, als eine elende Habsucht des Herzens. Der Eifersüchtige will sich mit Gewalt eines Herzens bemächtigen, er sucht es wie ein Tyrann durch unauflösliche Bande an sich zu fesseln, aber die wahre Liebe erträgt nicht diese Ketten und geht daran zu Grunde." Wanda war in tiefster Erregung an das Fenster getreten und schaute mit thränenfeuchten Augen in das dunkle Blättergrün des alten Baumes.

Hier war jeder weitere Zuspruch vergeblich, das fühlte Rudolph wohl, und als er jetzt zum Abschied ihr die Hand reichte, bat sie mit einem müden, traurigen Lächeln um Verzeihung und ihre Augen senkten sich dabei mit einem wunderbaren Ausdruck in die seinen. Niemals vorher hatte sie ihm einen solchen Einblick in ihr Inneres gestattet als heute. Er fühlte noch ihren warmen Händedruck und diese sehnsüchtigen, träumerischen Augen begleiteten ihn noch, wie er durch den Wald wanderte. Daß für die Ruhe ihres Herzens aus ihrem geistanregenden Verkehr eine Gefahr entstehen könne, dieser Gedanke war ihm niemals gekommen. Es fehlte ihm dazu die nöthige Eitelkeit und weil er sich selbst gegen solche Empfindungen für gewappnet hielt, glaubte er auch nicht, daß sie je in der Brust des jungen Mädchens Eingang finden könnten. Mochte die Gräfin immerhin auf immer für ihn verloren sein, ihr Bild allein lebte in seinem Herzen. Wohl hatte sie sich seit der Abwesenheit des Grafen noch geflissentlicher zurückgezogen und, wenn sie zufällig mit ihm zusammentraf, kaum einige höfliche Worte mit ihm gewechselt, aber brauchte es dieser äußeren Zeichen, wo ein heiliges, unauslöschliches Gefühl für immer in seiner Seele lebte?

In Sinnen verloren, hatte er nicht auf den Weg geachtet, erst jetzt blickte er auf und gewahrte, daß er sich in der Nähe des kleinen Tempels befand. Zauberte ihm seine aufgeregte Phantasie das Bild der Jugendgeliebten vor, oder war sie es wirklich? Die Gräfin stand wieder, wie an jenem sonnigen Tage, an eine Säule gelehnt und blickte mit einem Ausdruck unendlicher Schwermuth in das leise verglimmende Abendroth. Sie hielt ein Papier in der Hand, das sie eben gelesen haben mochte.

Rudolph wagte nicht weiter zu schreiten, kaum zu athmen, und doch war er entfernt und verborgen genug, um von ihr nicht bemerkt zu werden. Sie strich mit dem Taschentuch über die Augen, als müsse sie eine Thräne trocknen, und nun wandte sie sich zum Gehen. Wenige Athemzüge später hatte sie der dunkle, dämmernde Wald aufgenommen.

Erst lange nachdem ihr weißes Gewand hinter den Bäumen verschwunden war, eilte er zur Stelle. Er hätte den Boden küssen mögen, den ihr Fuß betreten. All' die stürmischen Gefühle, die er bereits in seinem Herzen eingesargt zu haben meinte, wachten von Neuem auf. Er wollte sich auf der Bank niederlassen, da streifte sein Blick die Erde und er bemerkte ein vergilbtes Stück Papier. Sicher war es dasselbe,

das kurz vorher Helene gelesen. Sie mußte es in ihrer schmerzlichen Aufregung verloren haben.

Von einem verzeihlichen Gefühl der Neugier getrieben, hob er es auf. Es war die Abschrift eines seiner Gedichte, das er einst auf die Bitten der Jugendgeliebten ihr eingehändigt. Sie hatte es so viele Jahre bewahrt und las es noch heute. — So war also auch sein Andenken in ihrem Herzen nicht erloschen. Ein Gefühl unnennbarer Seligkeit durchrauschte seine Brust. In tiefster Aufregung trat er den Heimweg an.

Seitdem der Graf von seiner Reise zurückgekehrt, war er sehr verändert. Er zeigte sich mürrisch, übler Laune, und nun traten freilich die Schattenseiten seines Charakters sehr scharf hervor. Wegen der geringsten Kleinigkeit brauste er auf und das unbedeutendste Versehen eines Dieners versetzte ihn in grenzenlose Wuth. Seit Jahren hatte man im Schlosse nicht so ängstlich vor ihm gezittert als jetzt. Die finstere Stimmung des Grafen schien sich allen übrigen Bewohnern mitzutheilen. Seine Gemahlin wurde noch stiller und schweigsamer, und selbst der Leibjäger, der sich den kecksten, übermüthigsten Humor zu bewahren gewußt, wanderte mit gerunzelter Stirne umher und sein sonst so frisches, fröhliches Gesicht sah ebenso finster und trotzig aus, wie das seines Herrn.

Niemand hatte eine Ahnung davon, was dem Grafen im Kopfe herumgehen mochte; nur der Oberförster lächelte zuweilen selbstgefällig vor sich hin, als kenne er sehr genau die Quelle dieser unseligen Verstimmung; aber trotz seiner Eitelkeit hütete er sorgfältig seine Zunge. Selbst gegen seinen Liebling zeigte sich der Graf launisch und nicht ohne Härte. Heinrich war eine solche Behandlung von seinem Vater gar nicht gewöhnt, er gerieth mehrmals ganz außer sich über die nach seiner Meinung ihm widerfahrene Ungerechtigkeit, und Rudolph hatte vollauf zu thun, den stolzen, reizbaren Knaben zu beschwichtigen.

Der Graf schien wohl sein Versehen zu bemerken und wie durch seine plötzliche Härte das Gemüth Heinrich's sich von ihm entfremden müsse; aber in seiner herrschsüchtigen, rücksichtslosen Weise vermochte er nicht einzulenken. Der Junge sollte, mußte ihn lieben, an den er ja bisher so viel Liebe verschwendet, er suchte sich jetzt diese Liebe förmlich zu erzwingen und erreichte nichts Anderes, als daß der trotzige, energische Knabe sich immer mehr von ihm abwandte und nun mit derselben leidenschaftlichen Gluth, mit der er seinen Lehrer gehaßt, sich an ihn anschloß.

Nicht ohne Groll betrachtete der Graf das innige Verhältniß, das sich zwischen dem Informator und seinem Jüngstgeborenen entwickelte. Er faßte jetzt eine heftige Abneigung gegen einen Menschen, der ihm, wenn auch nur auf Augenblicke, das Herz seines Lieblings entwenden konnte, und lauerte auf eine Gelegenheit, um loszubrechen.

Wie all' diese großen und kleinen Tyrannen liebte er es, mit seinem Opfer erst ein wenig zu spielen, das er zerfleischen wollte. Er zeigte sich gegen Stahl sehr höflich, wenn auch kühl, aber dem schärferen Beobachter entging es nicht, daß gerade unter dieser Höflichkeit eine Mine verborgen, die jeden Augenblick explodiren konnte. Rudolph war freilich zu arglos, um Dies zu beachten, er lebte jetzt mehr als je seinen Zöglingen. Wohl hatte ihn Wanda noch öfter eingeladen, er hatte auch mehrmals Hermann begleitet, aber er gewahrte bald die mißmuthige Miene des Freundes, die argwöhnischen Blicke, mit denen der Leibjäger ihr Benehmen überwachte, und er mochte seiner thörichten Eifersucht keine weitere Nahrung geben. Hermann zeigte sich überhaupt in letzter Zeit sehr unfreundlich gegen Rudolph und dieser fragte nicht viel darnach; er hatte seine Knaben, mit denen er nach dem Unterricht gern im großen Parke herumschweifte und deren geistige Weiterentwicklung ihm eine wahrhafte Befriedigung gewährte. Besonders zeigte Heinrich jetzt die ganze Tüchtigkeit seines Charakters und seiner Anlagen. Er machte in kurzer Zeit außerordentliche Fortschritte, und jedes Lob stachelte ihn nur zu größeren Anstrengungen an. Auf weiten Spaziergängen Stahl's war er sein unzertrennlicher Begleiter, während Arthur noch immer von einer langen Fußwanderung leicht ermüdet wurde und sich gern davon ausschloß.

Der Frühling war inzwischen abgeblüht, auch der Sommer hatte sein heißes Tagewerk vollendet, der Herbst war bereits gekommen und begann leise wieder die Erde ihres Schmuckes zu entkleiden. Rudolph wanderte an einem solchen Abend, nach alter Gewohnheit, mit seinem Zögling in den Park. Im eifrigen Gespräch hatte er nicht auf den Weg geachtet, und sie befanden sich plötzlich an der Stelle, wo jener schmale Waldpfad abbog und zu der Mooshütte führte.

Rudolph wollte bis zur Mooshütte vordringen, die heute gewiß in dieser märchenhaften Beleuchtung noch interessanter erscheinen mußte, aber Heinrich hielt ihn ängstlich zurück. „Papa hat es uns streng verboten, am Abend hierher zu kommen," sagte er ängstlich, „und wenn er uns

hier trifft, dann ist es gewiß Ihr Tod, denn er hat gesagt, daß er Jeden niederschießen wird, der sich hier nach Sonnenuntergang nur blicken läßt!"

Stahl schüttelte nachdenklich den Kopf; er hatte in der Abenddämmerung den Grafen schon mehrmals diesen Weg einschlagen sehen, der Handschuh fiel ihm wieder ein; gewiß barg sich hinter diesen alten verschwiegenen Bäumen ein häßliches Geheimniß, und die folgenden Worte des Knaben ließen ihm darüber keinen längeren Zweifel. Mechanisch hatte er sich von Heinrich hinwegziehen lassen, der ihm jetzt vertraulich zuflüsterte: „Aber ich hab's doch gewagt, es ist freilich schon lange, denn jetzt würde ich's nicht thun. Nun, meinem lieben Rudolph kann ich Alles sagen, der plaudert Nichts aus," fuhr er lebhaft fort und schmiegte sich zärtlich an den geliebten Lehrer: „Ich bin eines Abends doch hergeschlichen und hab' Alles gesehen, zuerst kam Papa und dann —"

Der Knabe hielt plötzlich erschrocken inne, denn er bemerkte seinen Vater, wie er über die kleine mondbeglänzte Wiese hinwegschritt und, einen Augenblick aufhorchend, stehen blieb und nun in der Richtung nach der Mooshütte zu im tiefen Waldesdickicht verschwand.

Hatte er noch die Worte seines Sohnes gehört oder waren sie ihm entgangen? Heinrich hatte zwar leise begonnen, aber zuletzt, von seinem lebhaften Temperament fortgerissen, ganz laut gesprochen. Er blickte mit ängstlich klopfendem Herzen dem Vater nach, dann erwachte seine alte Kühnheit und trotzig den Kopf in den Nacken werfend, sagte er mit raschen Athemzügen: „Mag er's immerhin gehört haben, ich fürchte mich nicht!"

Rudolph suchte die Aufregung des Knaben zu beschwichtigen und wußte bald seine Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu richten. Er mochte nicht weiter nach dem Geheimniß forschen, denn er wußte schon genug. Hatte die Gräfin eine Ahnung davon, was sich dort hinter den dunklen Eichen abspielte? Er hoffte es nicht; aber sie war so traurig und gestattete ihm oft wider Willen einen Einblick in ihr schmerzdurchwühltes Innere. Durch das aufgefundene Gedicht, das er ihr am nächsten Tage zurückgab, war er mit ihr wieder in nähere Berührung gekommen. Seitdem trafen sie sich zuweilen an jenem kleinen Tempel, der Helenens Lieblingsplatz. Sie trat allmälig aus ihrer Zurückhaltung heraus, und wenn auch keine Klage über ihre Lippen schlüpfte, zeigte sie doch die tiefe innere Befriedigung, mit einem Menschen zu verkehren, der ihrem Seelenleben noch immer sehr nahe stand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Berlin.

(Aus dem französischen Blatte „Le Soir.")

(Schluß.)

Von diesem Tage an wurden unsere militärischen Operationen sehr vereinfacht. Berlin nehmen, war nur mehr eine Sache der Geduld. Von Zeit zu Zeit, wenn der Alte sich zu sehr langweilte, las man ihm einen Brief von seinem Sohne vor, der gleichfalls imaginär war, da nämlich Nichts mehr nach Paris hereinkam und weil seit Sedan der Adjutant Mac Mahon's als Gefangener in eine deutsche Festung gebracht war. Man kann sich die Verzweiflung dieses armen Mädchens vorstellen, das ohne Nachricht von seinem Vater war, ihn gefangen wußte, Alles entbehrend, vielleicht krank, und das gezwungen war, ihn in lustigen und kurz gefaßten Briefen, wie sie der Soldat im Felde zu schreiben pflegt, stets vom Vormarsch im eroberten Lande erzählen zu lassen. Manchmal verließ sie die Kraft; man blieb wochenlang ohne Nachricht. Der Alte wurde unruhig und schlief nicht mehr. Schnell kam wieder ein Brief aus Deutschland an, den sie ihm, mühsam die Thränen zurückhaltend, fröhlich am Bette vorlas. Der Oberst lauschte andachtsvoll, lächelte mit verständnißinniger Miene, stimmte hier zu und kritisirte dort und erklärte uns die etwas unklaren Stellen. Wahrhaft prächtig aber war er in den Antworten, die er an seinen Sohn schickte: „Vergiß nie, daß Du Franzose bist. Sei großmüthig gegen diese armen Leute. Laßt sie die Invasion nicht zu hart empfinden!" Und so ging es fort mit Empfehlungen, mit Rathschlägen über die Achtung des Eigenthums, über die den Damen gebührende Höflichkeit; er diktirte einen eigentlichen Kodex der militärischen Ehre zum Gebrauche für Eroberer. Noch mengte er allgemeine Betrachtungen über die Politik und über die Friedensbedingungen ein, die man den Besiegten aufzuerlegen habe. In diesen Stücken war er nicht anspruchsvoll: „Die Kriegsentschädigung und Nichts weiter. Wozu ihnen Provinzen nehmen? Mit Deutschland ist für Frankreich Nichts zu machen." (Wie großmüthig diese Franzosen sind!) Das diktirte er mit fester Stimme, und es lag so viel patriotisches Vertrauen in seinen Worten, daß man unwillkürlich ergriffen wurde.

Während dieser Zeit ging es allerdings mit der Belagerung vorwärts, aber leider nicht mit der von Berlin. Es war die Zeit der strengen Kälte, des Bombardements, der Epidemien, der Hungersnoth. Doch durch unsere Sorge und Anstrengung und durch eine unermüdliche und verdoppelte Zärtlichkeit gelang es uns, daß die Heiterkeit des Greises nicht einen Augenblick gestört wurde. Bis zum Ende konnte ich ihm Weißbrod und frisches Fleisch verschaffen; aber das war nur für ihn. Es konnte nichts Ergreifenderes geben, als diese so unbewußt egoistischen Dejeuners des Großvaters, der Alte im Bette aufsitzend, frisch und lachend, die Serviette um das Kinn gebunden, daneben seine Enkelin, blaß durch Entbehrungen, seine Hände führend, ihm das Glas reichend und ihn bei dem Essen aller dieser ihr versagten Speisen unterstützend. Gestärkt durch das Mahl und in der Behaglichkeit seines warmen Zimmers, erinnerte sich der alte Kürassier, wenn der Nord draußen pfiff und die Schneeflocken an die Fenster wirbelten, an seine Feldzüge im Norden und erzählte zum hundertsten Male von jenem unglückseligen Rückzuge aus Rußland, auf dem man nur gefrornen Zwieback und Pferdefleisch zu essen hatte. — „Verstehst Du Das, Kleine? Wir aßen Pferdefleisch!" — Sie verstand Das nur zu gut. Seit zwei Monaten aß sie nichts Anderes. Von Tag zu Tag und je mehr die Genesung vorrückte, wurde unsere Aufgabe mit dem Kranken schwieriger. Die Betäubung seiner Sinne und Erschlaffung seiner Glieder, die uns bisher zu statten kam, wich nachgerade. Schon zwei oder drei Mal hatten ihn die schrecklichen Salven vor der Porte Maillot aufgeschreckt wie einen Jagdhund; man mußte einen letzten Sieg Bazaine's vor Berlin erfinden, um diese Salven als Siegesschüsse von den Invaliden her zu erklären. Eines Tages, als man sein Bett gegen das Fenster gerückt hatte (es war, wenn ich nicht irre, der Donnerstag von Buzenval), sah er deutlich die Nationalgarden, die sich in der Avenue de la Grande Armee drängten.

„Was soll es mit diesen Truppen?" fragte der Alte, und wir hörten ihn zwischen den Zähnen murmeln: „Schlechte Haltung!" Das war auch thatsächlich so, wir begriffen aber, daß nun die größte Vorsicht geboten war. Unglücklicher Weise verfehlte man es darin.

Als ich eines Abends ankam, trat mir das Kind ganz bestürzt entgegen. — „Morgen ziehen sie ein!" sagte sie. War das Zimmer des Großvaters offen? Thatsache ist, daß von diesem Abend an seine Physiognomie eine durchaus veränderte war. Wahrscheinlich hatte er uns gehört. Wir sprachen von den Preußen; aber er dachte an die Franzosen und an jenen Siegeseinzug, auf den er so lange wartete. Mac Mahon, die Avenue unter einem Blumenregen und mit Fanfaren herabziehend, sein Sohn zur Seite des Marschalls und er der Alte, auf seinem Balkon, in großer Gala, wie bei Lützen, begrüßend die durchlöcherte Fahne und die pulvergeschwärzten Adler. Armer Vater Jouve! Er meinte ohne Zweifel, man wollte ihn hindern, dem Defilé unserer Truppen beizuwohnen, um ihm eine zu große Aufregung zu ersparen. Darum sprach er mit Niemanden ein Sterbenswörtlein; aber am nächsten Tage, zur Zeit, da die preußischen Bataillone kriegsbereit die Straße herabkamen, welche von der Port Maillot zu den Tuilerien führt, öffnete sich geräuschlos das Fenster, und der Oberst erschien auf dem Balkon mit seinem Helm und in der vollen Uniform eines alten Kürassiers von Milland. Ich frage mich noch heute, welche Willenskraft und welcher Lebensschwung ihn gerüstet auf die Beine gebracht hatte. Sicher ist, daß er da war, aufrecht hinter der Rampe in Verwunderung, die Avenuen so breit und stille, die Jalousieen der Häuser geschlossen, Paris unheimlich wie ein großes Lazareth, überall Fahnen, aber seltsame, ganz weiße mit rothen Kreuzen, und Niemanden zu sehen, der unsern Soldaten entgegenkomme. Einen Moment mochte er glauben, daß er sich getäuscht habe. Doch nein! Da unten, hinter dem Arc de Triomphe, war ein dumpfes Brausen, eine schwarze Linie, die sich vorschob. Nach und nach blitzten die Adler auf den Helmen, die Trommeln wurden gerührt, und unter dem Triumphbogen zogen sie in Reih' und Glied mit Säbelgerassel heran, und es erscholl lauten und weithin tönenden Klanges der Siegesmarsch.

Nun vernahm man auf dem Platze, wo dumpfes Schweigen herrschte, den schreckhaften Schrei: „Zu den Waffen! zu den Waffen! die Preußen!" und die vier Ulanen der Vorhut sahen oben auf dem Balkon einen hochgebauten Greis wanken und, die Arme bewegend, zusammensinken. Diesmal war der Oberst Jouve todt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 94. Freitag, 11. August 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Auch am folgenden Tage lenkte er wieder seine Schritte hin. Die Gräfin hatte über Unwohlsein geklagt und war nicht an der Mittagstafel erschienen, und er durfte nicht hoffen, sie dort zu treffen, und doch mußte er wieder den kleinen Tempel aufsuchen, um wenigstens von ihr zu träumen.

Wie erstaunte er aber, als er sich näherte und Helene unter den schlanken Säulen sitzen sah. Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte mit einem Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit vor sich hin. Jetzt erhob sie den Blick und wie von einer mächtigen Empfindung fortgerissen, erhob sie sich und eilte ihm entgegen. „Dem Himmel sei Dank, daß Sie kommen!" stieß sie hastig hervor, „ich habe mit Ihnen zu sprechen, Sie zu warnen." Die Gräfin war sichtbar in einer ungewöhnlichen Aufregung, eine namenlose Unruhe prägte sich in ihren Augen, in ihrem ganzen Wesen aus.

„Was ist Ihnen?" fragte er besorgt und wollte ihre Hand ergreifen. „Sie zittern, sehen leidend aus; Sie sind ernstlich krank und sollten wirklich den Arzt kommen lassen!"

„Nein, nein, um mich handelt es sich nicht, nur um Sie, Rudolph. Sie müssen fort, auf der Stelle fort!"

Stahl blickte die Gräfin nur verwundert an. „Ja, fort," wiederholte sie, „wo möglich noch heut', eh' ein Unglück geschieht!"

„Aber ich begreife wirklich nicht —"

„Fragen, forschen Sie nicht weiter!" drängte sie mit steigender Seelenangst, „nur beherzigen Sie meine Warnung und reisen Sie auf der Stelle fort."

„Wie könnte ich Das?" entgegnete Stahl, der noch immer ihre Aufregung, ihre heftigen Reden nicht begreifen konnte. „Ich habe zu einem solchen Schritte nicht den mindesten vernünftigen Grund!"

Die Gräfin schien über diesen Widerstand vollends die Fassung zu verlieren. Sollte sie ihm das Geheimniß ganz enthüllen, das ihre reine Seele genug gemartert? Und doch gab es keinen andern Ausweg; wie vermochte sie sonst ihm den Abgrund zu zeigen, an dem der Arglose stand. Sie strich mit der Hand über die Stirne und begann nach einem tiefen Athemzuge: „Sie dürfen keinen Augenblick zögern, Ihr Leben steht auf dem Spiel. Der Graf haßt Sie, ich weiß es seit heute ganz genau, und vielleicht schon in der nächsten Stunde wird sein verhaltener Zorn losbrechen und Sie vernichten."

„Ich habe ihm zu diesem Hasse keine Veranlassung gegeben und ihn deßhalb nicht zu fürchten. Wohl weiß ich, daß der Graf heftig, aufbrausend, aber doch zugleich ein Edelmann im vollsten Sinne dieses Wortes, und wer seinen vorübergehenden Aufwallungen nur muthig Stand zu halten weiß, vermag leicht mit ihm fertig zu werden." In dem Antlitz der Gräfin zuckte es schmerzlich auf, sie wollte Etwas hastig entgegnen, öffnete schon den Mund und doch kam kein Ton über ihre Lippen; erst als Rudolph ruhig fortfuhr: „Ich habe wohl bemerkt, daß der Graf etwas mißmuthig mein herzliches Verhältniß zu seinem Liebling betrachtet, doch kann ich ihm nicht einmal verargen —" Helene unterbrach ihn: „Nein, nein, Das ist es nicht; sein Haß ist tiefer und hat einen ganz andern Grund. Rudolph, treiben Sie mich nicht weiter zur Verzweiflung!" setzte sie in steigender Angst hinzu; „ich kann es Ihnen nicht sagen, nur retten Sie Sich noch heute, und wenn Ihnen noch ein Gefühl von Freund-

schaft für mich geblieben, dann erfüllen Sie diese einzige und letzte Bitte!“

Jetzt ahnte er wohl, daß ihre Warnung einen gewichtigen Grund haben müsse; die gestrigen Mittheilungen Heinrich's kamen ihm in den Sinn, er wußte selbst nicht, wie es geschah; aber blitzartig zogen eine Menge Vorstellungen an ihm vorüber, vielleicht stand er nicht allein Hermann, sondern auch dem Grafen im Wege. Wie hatte es jedoch Helene erfahren? War es ihre sorgende Liebe gewesen, die rasch die Wolke erschaut, die über seinem Haupte schwebte, oder hatte sich der Graf durch ein Wort, eine Andeutung verrathen?

Sie gewahrte seine nachdenkliche Miene, daß ihre Worte auf ihn nicht ohne Eindruck geblieben, und athmete auf: „Ah, Sie glauben mir endlich, Sie wollen auf mich hören, nun ist Alles gut!“ und von ihren Empfindungen überwältigt, ergriff sie seine Hände und blickte ihm voll sorgender Zärtlichkeit in die Augen.

Stahl konnte nicht länger daran zweifeln, was in ihrem Herzen vorging, und so sorgfältig sie auch unter harten Seelenkämpfen ihr Fühlen und Denken verborgen, es trat in diesem entscheidenden Augenblicke doch wieder in alter Macht und Fülle hervor. Sie gehörte zu jenen tief angelegten Naturen, in denen nicht verwelkt, was einmal in berauschender Herrlichkeit aufgeblüht, und mochte sie immerhin mit unauflöslichen Banden an einen Andern gefesselt sein — ihr Herz hatte der Graf nicht mit gewonnen und sicher nicht einmal sich zu erobern gesucht. Nein, nicht ihrem Gemahl, ihm allein schlug es noch in alter Innigkeit entgegen, und Alles vergessend, wollte er sie an seine Brust ziehen, aber sie war schon wieder zurückgetreten, und wie sie jetzt mit einem wunderbaren Ausdruck von Verwirrung, Scham und Unruhe an der Säule lehnte, war sie doch von einer hinreißenden Schönheit. Von dem Zauber ihrer Erscheinung fortgerissen, rief er in leidenschaftlicher Erregung: „Ja, Helene, nun ist Alles gut! Ich weiß, daß Sie mir ein Andenken in Ihrem Herzen bewahrt, in Ihrem reinen, schönen Herzen, das ein anderes Loos verdient hätte. Warum mußte es gerade so kommen, Sie die Gattin eines Grafen Dornhoff werden!“

In ihrem blassen Antlitz zuckte es schmerzlich auf — das verhängnißvolle Wort war einmal ausgesprochen, nun gab es kein Zurück. Sie ließ sich, wie erschöpft, auf die kleine Bank nieder und sagte mit trübem Lächeln: „Gibt es überhaupt eine Antwort auf ein „Warum?“ — Werden wir nicht von unsichtbaren Fäden umwoben, aus denen kein Entrinnen möglich ist?“ Sie hatte die Hände dabei in den Schooß gelegt und starrte zu Boden. In ihrem ganzen Wesen lag wieder jener Zug von stiller, hoffnungsloser Resignation, der gegen Nichts mehr anzukämpfen wagt.

Hätte sie seine unbesonnene Aeußerung rasch zurückgewiesen, dann würde sie nur die Flammen seiner Brust noch höher geschürt haben; ihre Seelenmüdigkeit beschwichtigte am ehesten die Stürme seines Innern — nun hatte sie ihn auf ein Gedankengebiet gelockt, dem er unwillkürlich folgen mußte. „Nein, Helene, mit diesen Anschauungen ließe sich auch das Schlimmste entschuldigen!“ rief er lebhaft. „Unsere Lebensaufgabe ist nicht, zu leiden, sondern zu handeln. Wer hindert Sie, die Bande wieder zu zerreißen, die Sie namenlos unglücklich machen und Ihre edle, hohe Seele beständig wund drücken?“

Die Gräfin hatte Anfangs in großer Zerstreuung zugehört; bei den letzten Worten wurde sie aufmerksam. War ihr dieser rettende Gedanke niemals gekommen und warf ihn Rudolph zum ersten Male in ihre Brust? — Gerade in den höchsten Ständen ist es ja das Loos der Frau, das Leben hinzunehmen wie ein Fatum, gegen das jedes Ankämpfen doch vergebens; der kleine goldene Reif am Finger wird zur eisernen Fessel, die Nichts zu brechen vermag, und die Rücksicht auf das Urtheil der Welt nimmt dort zu mächtig Herz und Sinn gefangen. Auch Helene hatte bisher ihr Schicksal mit jener bewunderungswürdigen edlen Resignation hingenommen, mit der eine Frau von Bildung jedes Unglück erträgt. Wie viel und schwer hatte sie gelitten, seitdem sie das Elternhaus verlassen und an die Seite des Grafen Dornhoff getreten! Durch den belebenden Verkehr mit dem jungen Hauslehrer hatte ihre Seele einen höhern Flug genommen, eine ideale Weltanschauung erfüllte sie, die jetzt in der Berührung mit der rauhen Wirklichkeit sie namenlos unglücklich machen mußte. Dem Bitten und Drängen ihres Vaters hatte sie endlich nachgegeben und dem Grafen Dornhoff ihre Hand gereicht, der für sie in leidenschaftlicher Gluth entflammte. Rudolph war ohnehin für sie verloren, und der Graf zeigte so viel Ritterlichkeit, ein solch' edles Feuer! Mit großer Gewandtheit wußte er ihrem Ideenfluge zu folgen, mit ihr zu träumen und zu schwärmen; wohl war er nicht ihr Ideal eines Mannes, aber doch ein tüchtiger, groß angelegter Charakter. Sie

reichte ihm nach langem Schwanken ihre Hand und der Traum zerrann. Jetzt zeigte sich der Graf in seiner wahren Gestalt. Er war im Grunde Nichts weiter, als eine innerlich rohe Natur, die mit allen Sinnen jeden Becher des Lebensgenusses in wilder, unersättlicher Hast hinunterstürzen wollte. Welch' bittere Erfahrungen hatte sie gemacht, wie furchtbar gelitten!

(Fortsetzung folgt.)

Die Schulden Europa's.

Die ungeheuren Anleihen, die Frankreich zur Zahlung der Kriegsentschädigung und zur Deckung seiner eigenen Bedürfnisse aufzunehmen gezwungen sein wird, machen das Thema der Staatsschulden zu einem der interessantesten des Augenblickes. So kommt ein neues englisches Buch, das von einer finanziellen Autorität herrührt, zur gelegenen Zeit. Dudley Baxter's „National Debts" (London, Bush) spricht natürlich besonders von England, gibt indessen von allen europäischen Staaten die zuverlässigsten Zahlen und erörtert, wie viel die Welt seit Napoleon's III. Regierungsantritt mehr schuldet.

Ueber die verschiedenen Maße, mit denen man die Schulden mißt, haben wir einige Worte vorauszuschicken. Es gibt deren vier. Bald nimmt man die Größe der Schuld, bald die Höhe ihrer Verzinsung als Maßstab, oder man berechnet, wie groß der Kopfantheil der Belastung durch sie ist, oder endlich wie viel Prozent sie vom National-Einkommen worweg nimmt. Die letzte Berechnungsart ist offenbar die beste, doch wollen wir außer ihr auch die dritte berücksichtigen. Wie viele Abgaben die öffentliche Schuld im Jahre 1870 (ohne Berücksichtigung der Kriegsentschädigung) jedem Kopfe der Bevölkerung auferlegt hat, berechnet Baxter für die europäischen Hauptstaaten wie folgt: England 5 Thlr. 7 Ngr., Italien 3 Thlr. 20 Ngr., Frankreich 3 Thlr. 7 Ngr., Oesterreich 2 Thlr. 12 Ngr., deutsches Reich 1 Thlr., 7Ngr., Rußland 1 Thlr. 6 Ngr. Nach dieser Berechnungsart würde Rußland am leichtesten und England am schwersten belastet sein. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß England, da sein National-Einkommen im Verhältnisse weit größer ist, als das russische, sich in einer weit günstigeren Lage befinden muß, als sein alter Gegner vom Krimkriege her. Für Italien und Rußland fehlen zuverlässige Angaben über die Höhe des National-Einkommens. In den übrigen Hauptstaaten beansprucht die Verzinsung der Nationalschuld in Prozenten des National-Einkommens: England 2.8 Prozent, Frankreich 2.3 Prozent, Oesterreich 2.2 Prozent, deutsches Reich 1 Prozent.

Was die Zunahme der Nationalschulden in den letztvergangenen Jahren betrifft, so hat Frankreich in diesem Punkte das Außerordentlichste geleistet. Als Ludwig Philipp vom Throne gestürzt wurde, betrug die Nationalschuld 1820 Millionen österreichische Gulden (zu 20 Neugroschen). Unter der Republik nahm sie um 630 Millionen Gulden zu. Durch beständige Defizits und Kriege in der Krim, China, Cochinchina, Italien, Mexiko und schließlich in Frankreich selbst verdoppelte das Kaiserreich die Schuld, die sich nun im Dezember des vorigen Jahres mit 5500 Millionen Gulden beziffert. Stellt man auch die Kriegsentschädigung dem gestürzten Kaiser in Rechnung, so ergibt sich eine weitere Vermehrung um 2000 Millionen Gulden. Die Franzosen können nach diesen Angaben leicht berechnen, wie hoch ihnen ihre Lorbeern, die ihnen im letzten Kriege entrissen wurden, zu stehen gekommen sind. Sie haben die achtzehn Jahre des Kaiserreiches mit einer öffentlichen Last von 5100 Millionen Gulden bezahlt, und Deutsch-Lothringen und Elsaß helfen ihnen nicht mehr tragen. Wie schädlich der Krieg auf das National-Einkommen der nächsten Jahre zurückwirken muß, bedarf keiner besonderen Ausführung.

Zu der französischen Staatsschuld kommen noch bedeutende Lokalschulden. Die Stadt Paris allein hatte an Zinsen für ihre städtischen Schulden vor dem Kriege acht und eine halbe Million Gulden zu bezahlen, so daß auf jeden Kopf der Bevölkerung, die Erhebungskosten hinzugerechnet, drei Thaler kommen. Alle großen Städte haben ebenfalls Schulden, die vor vier Jahren zusammen auf 165 Millionen Gulden berechnet wurden. Für Paris werden die Schulden durch zwei Belagerungen und die sozialistischen Ausschreitungen entsetzlich wachsen. Vor einer Restauration des Kaiserreiches und einer zweiten Auflage der Kommune sind die Franzosen und Pariser eindringlich gewarnt worden.

Das Königreich Sardinien, aus dem inzwischen das Königreich Italien geworden ist, schuldete im Jahre 1847 blos 50 Millonen Gulden. Im Jahre 1858 waren daraus 400, im Jahre 1861 840 Millionen geworden, und vor dem deutsch-französischen Kriege hatte die Schuldenlast die

Summe von 2850 Millionen Gulden erreicht. Die Rüstungen des vorigen Jahres, die Kosten des römischen Feldzuges und die großen Ausgaben, die durch die Entschädigung des Papstes und die Einrichtung Roms zur Hauptstadt erwachsen, müssen eine neue und bedeutende Vermehrung der Staatsschuld zur Folge haben.

„Oesterreich ist das Land ununterbrochenen Defizits," bemerkt Baxter. „Von 1789 bis auf den heutigen Tag ist nicht ein einziges Jahr vergangen, in dem die Ausgaben des Staates seine Einnahmen nicht überstiegen hätten." Von 1820 bis 1848 vergrößerte sich die Staatsschuld langsam, nämlich im jährlichen Durchschnitte um zehn Millionen Gulden, und war im letztgenannten Jahre auf 1250 Millionen gestiegen. Verschiedene Kriege und ungeheure Ausgaben für das Militär haben seitdem so gewirkt, daß die österreichische Staatsschuld Ende 1869 mehr als 3000 Millionen Gulden betrug.

Rußland ist ebenfalls ein Land unaufhörlichen Defizits. Im Jahre 1853 betrug die Schuld 1250 Millionen Gulden, im Jahre 1858, nach dem Krimkriege, war sie auf 2400 Millionen gestiegen und 1869 hatte sie sich auf 3000 Millionen gehoben. Spanien und Griechenland sind vollständig zahlungsunfähig. Die Türkei machte 1854 ihre ersten Schulden und kam so rasch in Uebung, daß sie 1870 bereits 1040 Millionen Gulden schuldete. Vom Jahre 1850 bis jetzt hat es nur Defizite gegeben, die durch Anleihen, in je drei Jahren zwei, gedeckt worden sind. Die egyptische Schuld nahm 1862 ihren Anfang und vermehrte sich in jedem Jahre um vierzig Millionen Gulden.

Die Schulden der Welt sind von 1849 bis 1870 um 21,800 Millionen Gulden gestiegen, so daß auf jedes Jahr eine Schuldenvermehrung um mehr als Eine Milliarde Gulden kommt. Die Gesammtsumme aller Weltschulden einschließlich des kapitalisirten Werthes der Garantieen überschreitet gegenwärtig 41,000 Millionen Gulden. Wofür hat man dieses ungeheure Geld ausgegeben? Wie viel der ganzen Summe hat Eisenbahnen, Kanäle und andere Werke des öffentlichen Nutzens hervorgerufen? Nicht mehr als zwölf Prozent. „Achtundachtzig Prozent oder 36,000 Millionen Gulden sind auf Kriege und andere unproduktive Unternehmungen verwendet worden." Kein kleiner Theil der geführten Kriege ist auf Napoleon's Rechnung zu schreiben, und daß Europa seit seiner Thronbesteigung vom Kopf bis zu den Füßen gerüstet dasteht, ist nur seine Schuld. An großen Kämpfen haben wir seit 1852 zu verzeichnen: den Krimkrieg, den italienischen Krieg, den marokkanischen Feldzug Spaniens, den dänischen Krieg, den deutsch-österreichischen Krieg, den Kampf der Engländer gegen den Aufstand der Sepoys, die Kämpfe in Mexiko und Paraguay, den großen amerikanischen Bürgerkrieg, Deutschlands großen Krieg gegen Frankreich. Rechnen wir dazu noch den Zug Garibaldi's von 1860, mit dem sich die italienischen Einmärsche in den Kirchenstaat und das Königreich Neapel verbanden, den polnischen Aufstand von 1863, den Zug nach Syrien, die Unternehmungen der Russen in Central-Asien, die Feldzüge in China und Cochinchina, so erhalten wir das Bild einer eminent kriegerischen Zeit.

Die Vereinigten Staaten sind wegen der raschen Zu- und Abnahme ihrer Staatsschuld bemerkenswerth. Am 1. Juli 1861 betrug die Landesschuld 180 Millionen Gulden. Am 1. Juli 1865, also nach vierjährigem Bürgerkriege, war sie auf 5510 Millionen gestiegen. Rechnet man die Schulden der Südstaaten hinzu, so ist während des Bürgerkrieges eine jährliche Schuldvermehrung um 1390 Millionen Gulden eingetreten. Während der nächsten fünf Friedensjahre hat dagegen eine jährliche Verminderung der Schuld um 160 Millionen Gulden stattgefunden. Wie jenes Hinausschnellen der Schuld von 180 auf 5510 Millionen Gulden, so hat auch die Abtragung von 900 Millionen Gulden in fünf Jahren seines Gleichen in der Geschichte nicht. Wir in Europa haben manche Ursache, den riesigen Aufschwung der Vereinigten Staaten mit Besorgniß um unsere eigene Zukunft zu betrachten. Die Möglichkeit öffentliche Verbindlichkeiten in solchem Betrage zu erfüllen, gibt besonders zu denken. England hat in den fünfundfünfzig Jahren von 1815 bis 1870 blos 610 Millionen Gulden abtragen können.

Lebensphilosophie.

Aug' und Ohren sind die Fenster
Und der Mund die Thür im Haus,
Werden jene wohl verwahret,
Geht nichts Böses ein und aus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Montag, 14. August 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Der Graf hielt es nicht einmal der Mühe werth, vor seiner Gemahlin Etwas zu verschleiern. Wanda kam in der ersten Zeit ihrer Ehe sehr oft in das Schloß; sie hatte sich auch in die Gunst der Gräfin einzuschmeicheln gewußt, bis diese trotz aller Arglosigkeit erfahren mußte — da war sie doch mit der ganzen Hoheit ihrer Seele dem Grafen entgegengetreten und dieser hatte zum ersten Male seine junge sanfte Frau nicht wieder erkannt. Anfangs hatte er wohl höhnisch aufgelacht, aber er mochte dennoch vor einem öffentlichen Zerwürfniß zurückgescheut sein, und seitdem konnte sich Helene über seine Rücksichtslosigkeit nicht beklagen. Der Graf, der sich früher manche Rohheit erlaubt, wahrte jetzt im Verkehr mit seiner Gemahlin die feinsten äußeren Formen. Und doch war sie seitdem eine stille Frau geworden, in deren Herzensöde kein belebender Ton mehr drang. Da sah sie den Jugendgeliebten wieder — sie hielt Alles in ihrem Innern erstorben und abgeblüht, und glaubte deßhalb das Wiedersehen nicht fürchten zu dürfen. Aber das Menschen-, besonders das Frauenherz täuscht sich leicht, und geräuschlos beginnt es schon zu keimen und zu knospen unter der Schneedecke einer kalten, mit jeder Hoffnung abgeschlossenen Lebensanschauung. Gerade die Veränderung, die mit Rudolph vorgegangen, brachte ihr Herz in eine tiefere Bewegung; sie mußte sich heimlich viel mit ihm beschäftigen, der sich so viel Wärme bewahrt, so kühn und muthig für die Wahrheit in die Schranken trat. Vielleicht wäre es bei dieser stillen Bewunderung geblieben, wenn nicht Wanda auch hier dazwischen getreten wäre. Wanda wollte Rudolph in ihre Netze ziehen. Nun kam auch das Herz Helenens in eine stürmische Bewegung, nun wußte sie, daß sie ihn noch immer liebte, wärmer, inniger, als sie je für ihn empfunden.

Sie wollte ihn warnen, zurückhalten, aber ihr Stolz ließ es nicht zu. Wenn er noch Etwas für sie empfand, dann konnte er sich nicht verirren. Wohl hatte er sich in letzter Zeit ihr mehr als früher genähert, manch' schöne Stunde hatten sie seitdem verplaudert — doch Wanda war schön, ja sie verstand eine Art poetischen Zauber um sich zu verbreiten, warum sollte er nicht sein Herz an sie verlieren, auf deren Geist er einen solch' erziehenden Einfluß ausgeübt, und nur von diesem Gedanken erfüllt, sagte sie nach einer langen Pause: „Ich danke Ihnen für Ihre herzliche Theilnahme; aber sorgen Sie nicht weiter um mich, ich bin zu müde und muthlos geworden, um mein Schicksal noch ein Mal in die eigene Hand zu nehmen; doch Sie haben noch nicht verlernt, zu ringen und zu kämpfen. Ihnen winkt noch ein reiches, volles Glück; nur nehmen Sie sofort Ihren Abschied unter irgend einem Vorwand — schon um Wanda's willen müssen Sie Sich retten!" setzte sie nach einigem Zögern hinzu.

„Um Wanda's willen?" wiederholte er ganz verwundert, und seine Augen ruhten fragend auf den Lippen der Gräfin.

„Ja, um ihretwillen," entgegnete Helene und blickte dabei nicht auf. „Wanda liebt Sie ja, sie hat den Muth gehabt, es dem Grafen selbst zu bekennen, und nun —"

Stahl begriff jetzt Alles. „Helene!" rief er in heftiger Bewegung, „glauben Sie, daß mein Herz je hin und her zu schwanken vermöchte. Ich kann dem Ideal nicht untreu werden, das einmal in unvergänglicher Schönheit vor mich hingetreten." Sein Auge ruhte dabei mit dem

Ausdruck einer Schwärmerei auf ihr, der besser als seine Worte davon Zeugniß gab, wie trotz äußerer Gehaltenheit das Gefühl nicht erloschen war, das damals sein ganzes Innere erfüllte.

Die Gräfin lauschte auf seine Rede, wie verschmachtende Lippen einen Labetrunk schlürfen. Er sah ihre tiefe Bewegung, ihr rascheres Athemholen, er wollte, Alles vergessend, die Arme nach ihr ausstrecken, da hörte er schon von Weitem einen Angstruf: „Stahl, Stahl, kommen Sie Arthur zu Hilfe!“ Es war Heinrich, der jetzt in großer Aufregung herbeistürzte und auf die Frage Rudolph's in athemloser Hast fortfuhr: „Papa hat Arthur schlagen und einsperren lassen, und dies Mal hat er wirklich Nichts gethan. Papa hat befohlen, daß er alle drei Stunden hervorgeholt und wieder geschlagen werden soll, und deßhalb habe ich Sie überall gesucht; nicht wahr, Sie werden dem armen Jungen zu Hilfe kommen?“

In die Theilnahme für ihren Liebling mischte sich bei der Gräfin noch das Erstaunen über die gewaltige Veränderung, die mit Heinrich vorgegangen. Früher hatte er eine boshafte Freude darüber empfunden, wenn sein Bruder eine solch' harte Strafe erhielt, und jetzt zeigte er die glühendste Theilnahme. Ihr Blick ruhte unwillkürlich bewundernd auf Rudolph, der in dem wilden, trotzigen Knaben eine solche Wandlung hervorgebracht, die edelsten und schönsten Empfindungen in ihm geweckt.

Die Theilnahme für Arthur drängte jetzt alles Andere in den Hintergrund. Heinrich mußte erzählen und er that es mit einer Aufregung, die am besten bewies, wie es in dem jungen feurigen Gemüth noch schäumte und gährte.

„Wir waren auf dem Turnplatze, Arthur und ich, da kam Papa. Er ist jetzt immer so übler Laune, und als er an uns herantrat und sein Schnauzbart so zitterte, wußte ich schon, daß es einen Sturm geben würde; aber Sie wissen, ich fürchte mich gar nicht vor ihm und Arthur ist jetzt auch nicht mehr die feige Memme wie früher. Papa sah uns eine ganze Weile zu und sprach kein Wort. Plötzlich sagte er: „Hört auf, ich kann diesen modernen demokratischen Schwindel nicht leiden.“ „Papa,“ sagte Arthur, „das Turnen ist gar nicht modern, schon bei den alten Griechen bildete die Gymnastik einen Theil der Jugenderziehung, und Das war gut, denn, Papa, ich bin auch schon weit kräftiger geworden.“ Er zeigte seinen Arm und sah dabei Papa ganz ruhig in's Gesicht; „ich weiß selbst nicht, wo er die Courage hergenommen hat,“ setzte Heinrich hinzu, „denn Papa sah ja so finster aus wie ein Gewitter.“

Rudolph wurde sehr nachdenklich. So war gerade hier seine Erziehungsmethode für den Aermsten zum Verderben ausgeschlagen. Als er noch feige vor dem Zorn des Vaters sich zusammenkrümmte, hatte er den Grafen nicht zum Aeußersten getrieben; jetzt, wo sein Charakter gestählt war, kam es zu einem weit härtern Zusammenstoß. Da sein Lehrer ihn mit keinem Worte unterbrach, fuhr Heinrich lebhaft fort: „Papa strich seinen Schnurrbart und rief sogleich ganz wüthend: „Du wagst mir zu widersprechen, Du?!“ und er streckte die Hand nach ihm aus und wollte ihn gewiß zu Boden schleudern, aber Arthur mochte wohl Papa durchschaut haben, er machte eine blitzschnelle Seitenbewegung und war ihm entwischt, und Papa wäre beinahe vornüber gestürzt, weil er so hastig zugriff. Da siehst Du, Papa, wie nützlich das Turnen ist, sagte ich, weil ich Arthur zu Hilfe kommen wollte, aber er hörte nicht auf mich und rief ganz wüthend nach dem alten Schmidt, der Arthur schlagen und einsperren sollte. Du begehst ein unerhörtes Unrecht, sagte ich dem Papa, aber Das machte ihn noch wüthender und er befahl, daß Arthur noch ein Mal Strafe bekommen sollte, und wenn ich nicht gleich ruhig wäre, sollte er noch mehr erhalten. Ich konnt's nicht länger mit ansehen und stürzte fort.“

„Wenn Du auch ein wenig die Achtung bei Seite gesetzt, die Du Deinem Vater schuldig bist, so freue ich mich doch über Dein warmes, edles Herz. Nur wer sich für Andere aufzuopfern vermag, ist ein rechter, wackerer Mensch,“ bemerkte Stahl.

„Ich habe mich für mein großes Vorbild entschieden, ich werde den Weg ruhig weiter gehen, den Sie mir gezeigt.“ Die Augen des Knaben leuchteten und der Ernst seiner Worte stand in seltsamem Widerspruch mit seiner Jugend.

„Und Arthur hat sich wirklich keine Unart zu Schulden kommen lassen?“

„Ich habe wahrheitsgetreu berichtet.“

„Dann komm', Heinrich, ich werde mit dem Papa sprechen!“

„Rudolph, was wollen Sie thun?“ rief die Gräfin erschrocken, „es geschieht das Aeußerste, wenn Sie ihm heute gegenübertreten!“

„Hab' ich es nicht verschuldet? Ohne mein Zuthun würde sich Arthur nie zu einem solchen Widerspruch aufgerafft haben; nein, ich muß ihn retten!“

„Dann werde ich Sie begleiten," sagte die Gräfin rasch, und auf ihrem sonst so ruhigen Antlitz prägte sich eine ungewöhnliche Entschlossenheit aus. Stahl fühlte, daß jeder Widerspruch doch vergebens sei, und alle Drei traten ziemlich schweigsam den Heimweg an. Nur Heinrich plauderte bald mit jugendlicher Sorglosigkeit weiter und bestürmte seinen Lehrer so mit Fragen, daß dieser, von seinem Feuereifer fortgerissen, die nächste Wirklichkeit aus den Augen verlor. Als sie vor dem Schlosse ankamen, wurde das Reitpferd des Grafen auf- und abgeführt, der also einen Ausflug machen wollte. Und jetzt kam er schon aus der hohen Pforte, seine scharfen Augen erkannten bereits von großer Weite die Ankömmlinge, und die Spitzen seines langen Schnurrbartes begannen zu zittern. Er blieb einen Augenblick stehen, richtete den Kopf in die Höhe, als wolle er nach dem Wetter ausschauen; dann trat er auf sein Reitpferd zu, klopfte ihm die Mähne und nun wollte er sich schon in den Sattel schwingen; plötzlich besann er sich, drehte sich auf den Hacken um und trat mit langen Schritten auf die kleine Gesellschaft zu, die inzwischen in seine Nähe gekommen war. Er schien die Gräfin und seinen Sohn nicht zu bemerken, und sich an Rudolph wendend, sagte er in rauhem, kurzem Tone: „Ich bin durchaus nicht mit Ihnen zufrieden, Herr Stahl. Sie wiegeln meine Söhne auf, verleiten sie zum Ungehorsam; solche Subjekte kann ich nicht brauchen!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Pfälzer Potsdam.

(Aus der „Gartenlaube.")

Als im Jahre 1736 die elsässische Grafschaft Hanau-Lichtenberg an Hessen-Darmstadt gefallen war, übergab man die Regierung des Ländchens dem jungen Erbprinzen von dort, dem nachmaligen Landgraf Ludwig dem Neunten, dem Helden unseres Berichts. Da jedoch die zehn elsässischen Aemter mit der Hauptstadt Buchsweiler unter französischer Oberhoheit standen, von welcher sich unser Prinz als guter Deutscher belästigt fühlte, zog er sich in das Amt Lemberg zurück, wo er seine Residenz zu Pirmasens nahm, das, heute weit in Süddeutschland berühmt als der Mittelpunkt des Pfälzer Schuhhandels, damals zwar nur ein elender Ort auf rauhem Vogesenrücken war und auch lange nachher erst vierunddreißig Häuser zählte, jedoch der fremden Hoheit entzogen blieb. Von hier fuhr nun eines Sommertages der stattliche Prinz „auf die Freierei" durch die Wasgaufelsen hinaus nach Bergzabern, dem Römerstädtchen im Weinlande am Fuße der Vogesen. Im Schlosse daselbst wohnte nämlich mit ihren Kindern auf dem Wittwensitze die Herzogin Karolina von Zweibrücken, die Stammmutter der Könige von Bayern, eine Ahnfrau der Könige von Preußen.

Henriette, die älteste Tochter der vortrefflichen Fürstin, war berufen, eine der hervorragendsten Frauen des Jahrhunderts zu werden, und gleich ihrer Mutter von den Bewohnern des Städtchens schon damals verehrt ob ihres Geistes, ihrer Einfachheit und Herzensgüte. Hatte sie doch in der schönen Umgebung jenen tiefen Natursinn geschöpft, der ihr durch ein segensreiches Leben erhalten blieb und sich noch in der Wahl ihrer Grabstätte äußerte. Sie ward unseres Prinzen Gemahlin, die Mutter seiner Kinder, und ihr zu Liebe wohnte er ein Jahr im freundlichen Buchsweiler. Nach dem Beispiele all der kleinen Reichsfürsten an der Grenze Frankreichs nahm auch er französischen Militärdienst und machte als Oberst des Regiments Royal Allemand im österreichischen Erbfolgekrieg den Feldzug in Böhmen mit. Die Modesache, katholisch zu werden, welche damals in fürstlichen Familien und besonders auch bei den Verwandten seiner Frau stark in Schwang war, machte er jedoch nicht mit. Ja, seine Charakterfestigkeit duldete ihn nicht länger in einem Verhältniß, das blos die Politik angerathen; so folgte er seiner Neigung, indem er, die französische Uniform ausziehend, unter die preußischen Fahnen trat und als Generalmajor mit seinem Regimente den ersten schlesischen Krieg mitfocht. Als ihn sein gut kaiserlich gesinnter Vater zurückberufen wollte, blieb er trotzdem in der Garnison Prenzlow, wo seine Gemahlin bitter die rheinische Natur vermißte, aber im Verkehr mit dem großen Friedrich und dem geistreichen Prinzen Heinrich von Preußen Trost fand. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges jedoch mußte der „Pirmasenser" dem bestimmten Befehle seines Vaters folgen und den preußischen Dienst verlassen. Denn Frankreich, der gefährliche Nachbar und Oberherr im Elsaß, stand auf Seiten der Kaiserin, und der alte Landgraf ward nachher, wie Goethe erzählt, von Kaiser Franz ja sebst an der Fichte zu Heusenstamm als „bester Freund" begrüßt. Grollend fügte sich der Sohn, aber ohne seinen Vater zu sehen, zog er sich mit seiner Familie

nach Pirmasens zurück, in den Schmollwinkel, den er nicht wieder verließ. Niemals von da an durch sein ganzes Leben hindurch verweilte er auch nur eine Nacht in der Darmstädter Residenz, ein Umstand, dem man sehr geheimnißvolle Motive unterschob, wie wir später noch sehen werden.

Von Allem, was er im preußischen Dienste kennen gelernt hatte, machte ihm die Soldatenstadt Potsdam den imponirendsten Eindruck. Die Erinnerung daran ließ ihn nicht mehr ruhen. Und während die preußischen Heere den siebenjährigen Krieg durchkämpften, schwebten dem Pirmasenser immer nur die uniformirten Enakssöhne von Potsdam vor, die „langen Kerle“, welche unterm verstorbenen König aus allen Strichen der Windrose zusammen geworben oder gestohlen worden waren, die der alte Dessauer zu einer Riesengarde von Grenadieren abgedrillt hatte und die exakt wie eine Maschine exerzirten und marschirten. Der alte Dessauer und noch mehr der verstorbene Soldatenkönig Friedrich Wilhelm der Erste waren seine Ideale, die er möglichst zu erreichen strebte, — Potsdam, das aus einem ärmlichen Flecken im Sumpfe zum steinernen Soldatenlager geworden, war die Stadt nach seinem Sinne. Hatte Pirmasens auch nicht den Ueberfluß an Wasser, wie seine märkische Schwester, so lag es doch nicht weniger ungünstig auf dem hohen Sandsteingerippe der Vogesen, und es lohnte sich ebenso wie dort, aus dem elenden Neste trotz der scheinbaren Unmöglichkeit Etwas zu machen, das man ganz als seine eigene, der Ungunst der Natur abgerungene Schöpfung betrachten konnte.

Und der Pirmasenser ging an's Werk. Während seine Gemahlin, die Liebhaberei des Gatten beklagend, sich mit ihren Kindern wieder nach Buchsweiler zurückzog, begann er eifrigst zu werben, lange Kerle einfangen, drillen und zustutzen zu lassen, um sich eine Stadt von Grenadieren zu gründen. Kein Mittel, keine Kosten wurden gescheut, um die Kolonie mit großen Leuten zu bevölkern und so im Wasgenwald wieder eine Race von Riesen heranzuziehen. Türken und Zigeuner und alle Volksstämme Europa's trugen mit ihren wilden Schößlingen hierzu bei, bis zuletzt auf dem öden Rücken des Wasgaus eine ummauerte Stadt von neuntausend Einwohnern stand, in der Alles Soldat war. Den fünften Theil ihres Flächenraums nahm das weite Viereck des Exerzirplatzes ein, von drei Seiten mit Kasernen, auf der vierten durch Pappeln geschlossen, mit denen die Grenadiere an Wuchs und Steifigkeit wetteifern sollten. Das Exerzirhaus, nach dem Petersburger das größte, ein wahres Ungethüm von einem Bau, ward im Winter durch vierundzwanzig Oefen geheizt und nahm dann ein ganzes Regiment manövrirender Grenadiere in seinem weiten Bauche auf. Auch sonst war Alles in der Stadt der Soldaten wegen da, die der Prinz wie ein Vater liebte, denen er viel Gutes that und auch durch gehörige Prügel natürliche Fürsorge bewies. Seine Grenadiere waren ihm wirklich an's Herz gewachsen, und zu einer Zeit, wo so viele deutsche Fürsten, besonders seine Vettern zu Kassel, sich durch den Verkauf ihrer Truppen an die Engländer ein schmähliches Denkmal setzten, hielt der Pirmasenser seine Soldaten mit ängstlicher Vorsicht in der strengbewachten Stadt unter väterlicher Obhut beisammen. Denn zu eigner Lust hatte er sich die enge Soldatenwelt geschaffen, in der er lebte und webte, und aus welcher weder er selbst, noch sonst ein Glied der wunderlichen Gemeinschaft wieder in nähere Verbindung mit der Welt draußen kommen sollte. (Forts. folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein deutsch-amerikanisches Witzblatt.) In St. Louis, wo zahlreiche Deutsche — gegen 100,000 — wohnen, erscheint jetzt seit einiger Zeit eine deutsche vortrefflich illustrirte Wochenschrift „Puck.“ Sie ist in ihren Illustrationen durchaus selbständig, und einige derselben mögen hier kurz angeführt werden, um den gesunden Humor und Geist dieses Blattes zu kennzeichnen. Der „Traum des Sozialdemokraten“ ist gewiß zeitgemäß — wenn auch nur als Traum. Da sitzt ein solcher Rother an der wohlbestellten Tafel, auf der Champagner und tropische Früchte prangen. Die Potentaten Europa's sind seine Diener, Ludwig Napoleon wichst ihm die Stiefel, Viktor Emanuel zündet für ihn eine Cigarre an, der Papst wedelt ihm Kühlung zu u. s. w. Daß derlei Träume bei den Sozialisten eine große Rolle spielen, wer wollte es leugnen? Auch die Invasion der Erbswurst ist vortrefflich. Eine riesige Erbswurst schwimmt gleich einer Seeschlange durch den Ocean; ihr Kapitän ist eine Viktoria, Steuermann der gefürchtete Ulan. Am amerikanischen Gestade steht aber der Präsident Grant und ruft: „Hurrah, die Erbswurst kommt!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Mittwoch, 16. August 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Der Angriff kam so unerwartet, daß Rudolph doch ein wenig die ruhige Haltung verlor; aber mit der ihm eigenen Selbstbeherrschung gelang es ihm bald, seine Aufregung niederzukämpfen, nur sein Athem ging etwas rascher und seine Augen blitzten feuriger, als er jetzt entgegnete: „Sie mögen immerhin über Erziehung andere Ansichten hegen, dennoch haben Sie nicht das Recht, mich zu beleidigen!"

Das ohnehin zorngeröthete Antlitz des Grafen glühte in den dunkelsten Farben. „Unverschämter!" stieß er wuthschäumend heraus und schwang seine Reitpeitsche gegen Stahl; aber die Gräfin hatte seine Absicht schon bemerkt, blitzschnell fiel sie ihm in den erhobenen Arm: „Was willst Du thun, schämst Du Dich nicht, einen völlig Wehrlosen zu beschimpfen?"

Der Graf blickte Anfangs mit einem Ausdruck des seltsamsten Erstaunens auf seine Gemahlin, ein solches Auftreten der stillen, blassen Frau war ihm zu überraschend, und er schien Anfangs geneigt, es komisch aufzufassen, um seinen Mund zuckte sogar Etwas wie ein Lächeln; aber als er ihre leidenschaftliche Aufregung sah, den Blick tiefster Entrüstung gewahrte, den sie ihm zuwarf, stieß er ein kurzes boshaftes Lachen aus und sagte mit einer höhnischen Verbeugung: „Ach, Verzeihung, Madame, ich wußte nicht, daß dieser junge hübsche Abenteurer unter Ihrer hohen Protektion steht und —"

„Nicht weiter, Herr Graf, wenn ich Sie nicht lehren soll, wie man Frauen ehrt!" rief Stahl, dessen Blut nun doch stürmisch zum Kopfe drang.

Mit einem heftigen Ruck hatte der Graf den Arm von seiner Gemahlin frei gemacht und wollte sich jetzt in blinder Wuth auf den Hauslehrer stürzen, aber er hatte seinen Gegner unterschätzt, noch ehe er von seiner Reitpeitsche Gebrauch machen konnte, hatte Stahl mit außerordentlicher Gewandtheit seine Faust gefaßt und hielt sie mit einer Stärke fest, die Niemand von dem zart gebauten Menschen erwartet hätte.

„Wenn Sie wirklich ein ächter Edelmann, dann mögen Sie mit einer andern Waffe von mir Genugthuung fordern, nicht mit der Reitpeitsche."

Der Graf lachte ingrimmig auf: „Ich werde Dich lehren, Bube, wie man einen Edelmann hofmeistert, und er suchte seinen Arm loszumachen, doch es gelang ihm nicht, wie er sich auch anstrengte, Rudolph schien übermenschliche Kräfte zu besitzen und es war unmöglich, sich von seiner festhaltenden Rechten zu befreien.

„Da siehst Du, wozu das Turnen gut ist, Papa," sagte Heinrich triumphirend, der mit der ganzen Theilnahme seines stürmischen Knabenherzens dem Ringkampfe zugesehen. Rudolph blickte sich nach seinem Zögling um, er wollte ihn ermahnen, den Zorn des Vaters nicht noch höher aufzustacheln, und diesen günstigen Moment wußte der Graf zu benutzen, um seine Hand loszureißen. Eine wilde Freude flammte in seinem Antlitz, daß er nun doch im Stande war, den unverschämten Menschen zu züchtigen, er hob von Neuem den Arm, aber in einer Anwandlung von Ritterlichkeit, die immer wieder, trotz seines stürmischen Temperaments, die Oberhand gewann, fühlte er selbst, daß er jetzt nicht weiter gehen dürfe; er ließ den Arm sinken und grollte nur mit mächtiger Stimme hervor: „Mit Domestiken hat sich ein Graf Dornhoff niemals geschlagen; ich befehle Ihnen, das Schloß augenblicklich zu verlassen, treffe ich Sie noch bei meiner Rückkehr, dann lasse ich Sie hinausweisen!" Ehe Rudolph ein Wort entgegnen konnte, saß er im

Sattel und jagte wie ein Rasender die Rampe hinab.

Der ganze Vorfall war nicht ohne Zeugen geblieben. Der Diener, der das Reitpferd hielt, hatte, am ganzen Leibe zitternd, dem Auftritt beigewohnt, und auch der Leibjäger befand sich in der Nähe.

„Lieber Stahl, Sie dürfen nicht fort, Papa muß nachgeben, ich will keinen andern Lehrer haben als Sie!" rief Heinrich mit dem glühenden Eifer seines leidenschaftlichen Temperaments.

Die Gräfin blickte nur voll ängstlicher Sorge auf Rudolph; sie vermochte in ihrer Aufregung kein Wort hervorzubringen, aber ihre Augen baten inständigst: „Fliehe, Du mußt Dich retten, um jeden Preis!"

„Ich danke Dir, Heinrich, Du hast meine geringe Mühe reichlich belohnt," sagte Stahl mit bewegter Stimme; „selbst wenn wir uns für immer trennen sollten, ich weiß, daß Du den rechten Weg weiter gehen wirst" — er schüttelte ihm die Hand, verbeugte sich vor der Gräfin und wandte sich dann zum alten Schmidt: „Wo ist Arthur?" — „Er sitzt," sagte dieser einsilbig und zeigte auf jenen kleinen, dunklen Gartenpavillon, vor dem Arthur früher ein solches Entsetzen gezeigt.

„Wollen Sie mir aufschließen?"

„Darf ich nicht."

„Als Arthur's Lehrer habe ich das Recht, ihn aufzusuchen."

Der Alte schüttelte den Kopf, er begriff es nicht, daß der junge Mann sich noch um seinen Schüler kümmerte, während er alle Ursache hatte, so rasch als möglich das Schloß zu verlassen, denn kam der Graf zurück und traf noch Stahl, dann — nun er hatte Nichts zu verantworten, und in seiner schweigsamen Weise führte er ihn zu dem Gefangenen.

Arthur warf sich voll Zärtlichkeit an die Brust seines Lehrers. Stahl hatte gefürchtet, den jungen Grafen völlig geknickt und verzweifelnd anzutreffen, und er war nicht wenig erstaunt, mit welcher Ruhe Arthur sein Geschick ertrug. „Als mich Papa schlagen ließ, hab' ich nicht eine Thräne vergossen, denn ich sagte mir: Du darfst Herrn Stahl keine Schande machen, hat er Dich nicht stets gelehrt, daß die Tugend das höchste Gut und das Laster das einzige Uebel, und daß wir zwar nicht gefühllos, aber unverwundbar sind, wenn wir der Tugend nachgestrebt?!" Die sonst so matten Augen des jungen Grafen leuchteten in seltsamem Glanze.

Mochte Rudolph auch das Geschick bald hinwegschleudern, er mußte sich selbst sagen, die Saat, die er in die beiden jungen Herzen ausgestreut, war aufgegangen und konnte nicht mehr völlig vernichtet werden. Im ruhigsten Gespräche blieben Beide noch lange zusammen, aber als Stahl jetzt seinem Schüler Lebewohl sagte, bedurfte er all' seiner Selbstbeherrschung, um ihm nicht zu verrathen, daß es ein Abschied auf immer sei. Er war nicht im Stande, sogleich sein Zimmer aufzusuchen. Die Sonne war im Untergehen und ihre letzten Strahlen grüßten durch den im Abendschweigen ruhenden Park. Langsam wanderte Rudolph auf den alten, ihm lieb gewordenen Wegen dahin. Gelbe Blätter raschelten zu seinen Füßen — dieselben Blätter, die bei seiner Ankunft erst der Frühling hervorgezaubert. Jetzt hatten sie bereits den Kreislauf ihres Daseins beendet; er mußte an jenen sonnigen Lenztag denken, der damals die Entscheidung gebracht, und nun trieb ihn das Schicksal von dannen. — Der wunderbare Herbstabend nahm bald seine Sinne gefangen und löste den Gedankenknäuel seines Innern. In vollen Zügen athmete er den tiefen Frieden ein, der ihm aus dem Stillleben der Natur entgegendrang. Des Weges nicht achtend, wandelte er weiter.

In seiner Träumerei hatte er nicht bemerkt, daß ein Paar glänzende blaue Augen jede seiner Bewegungen verfolgten. Jetzt blickte er auf und eine klangvolle, weiche Stimme rief in nächster Nähe: „Rudolph!" Es war Wanda.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so unsanft aus Ihrer Traumwelt aufgeschreckt, aber ich muß Sie sprechen, mein ganzes Herz drängt mich zu Ihnen;" und wie jetzt Rudolph aufsah, bemerkte er wohl, in welcher Aufregung sich das junge Mädchen befand.

„Wie konnten Sie wissen, daß Sie mich hier treffen würden?" fragte er verwundert.

„Glauben Sie nicht an diesen Zug der Seele, der niemals täuscht? Ich mußte Sie sprechen, noch heute, um jeden Preis, und mir ahnte, daß ich Sie hier finden würde." Auf ihrem Antlitz zeigte sich jene Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit, die er in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft an ihr wahrgenommen und die ihn stets etwas gestört.

Sie beachtete nicht seine Zurückhaltung und fuhr in größter Erregung fort: „Ja, Alles drängt sich zur Entscheidung. O, wüßten Sie, was ich um Ihretwillen schon gekämpft, — gelitten! — Sie öffneten mir den Blick in eine andere Welt,

als ich bisher kennen gelernt, ich mußte Sie verehren und jetzt —“ sie vollendete nicht und hielt die Hand auf ihr klopfendes Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pfälzer Potsdam.

(Aus der „Gartenlaube.“)

(Fortsetzung.)

Schon beim Eintritt in die Stadt erinnern noch heute vor dem Landauerthor zwei mit platzenden Bomben gekrönte Obelisken an die martialischen Schrullen des alten Pirmasensers, wie der Landgraf bei seinen Zeitgenossen hieß. Sie wurden einem benachbarten Fürsten, dessen Besitzungen zum Theil hinter Pirmasens lagen, zur abweisenden Warnung gesetzt, damit er sich nicht beigehen lasse, seinen Weg durch die Stadt zu nehmen. Noch lebhafter mahnt aber der außerordentlich weite Exerzirplatz inmitten der sonst unregelmäßig gebauten Stadt an das kostspielige Soldatenspiel, das hier einmal geherrscht. Die großen Männergestalten, denen man begegnet, beweisen, daß die Grenadierrace noch nicht völlig degenerirt ist. Gilt doch noch heute in meiner Heimath für hochaufgeschossene Mädchen die Bezeichnung „lange Pirmasenserin“, obgleich in jüngster Zeit die Riesinnen zu Pirmasens etwas zusammengeschrumpft sein sollen. Uebrigens trägt auch die Kirche, in welcher der kuriose Soldatenfürst 1790 begraben wurde, keinerlei religiöse Symbole, sondern über'm Portal kriegerische Trophäen, militärische Embleme: Fahnen, Trommeln, Bomben und Helme.

Um auf den „alten Pirmasenser“ selbst wieder zurückzukommen, so überließ dieser, wenig bekümmert um Das, was vor den Mauern seiner Soldatenstadt vorging, seiner trefflichen Gemahlin auch die Erziehung seiner Kinder. Um diese besser leiten zu können, war sie einige Jahre nach dem Hubertusburger Frieden von dem idyllischen Buchsweiler, das Goethe in Wahrheit und Dichtung so anziehend schildert, nach Darmstadt gezogen, wo bald darauf der alte Landgraf der Achte im Opernhause verschied, während sein Sechsgespann von weißen Hirschen draußen wartete, um ihn nach dem Kranichstein zurückzubringen.

Landgraf war jetzt der „Pirmasenser“. Man erwartete ihn zu Darmstadt, jedoch er konnte sich nicht von seinem lieben Soldatennest im Wasgau trennen. Da ergriff die Landgräfin Henriette mit weiser Umsicht und vorsichtiger Schonung der Eigenthümlichkeiten ihres heftigen Gemahls das Staatsruder und führte es mit demselben segensreichen Erfolge, wie die Erziehung und Versorgung ihrer Töchter. Die älteste war bereits vermählt, um die zweite warb, aus Verehrung für die Mutter, Preußens großer Friedrich für seinen Neffen und Thronfolger, die dritte ward dem nachmaligen Kaiser von Rußland angetraut, und die vierte zu Buchsweiler geborene Tochter Louise mit dem unvergeßlichen Karl August von Weimar verlobt. Dabei übte die große Landgräfin einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung unserer klassischen Literaturperiode, trat durch den bekannten Kriegsrath Merk mit Herder und Goethe in Verbindung und veranstaltete sogar die erste Ausgabe der gesammelten Oden und Hymnen Klopstock's. Schon in Buchsweiler hatte sie den blinden Fabeldichter Pfeffel vielmal freundlich empfangen und hatte auf Wieland einen Eindruck gemacht, daß dieser wünschte, sie zur „Königin Europa's“ machen zu können. Dabei veranlaßte sie die Aufhebung der Tortur und vermochte ihren wiederstrebenden Gemahl dazu, die Leitung des Staatswesens dem genialen Karl Friedrich v. Moser anzuvertrauen, der Ordnung in die zerrütteten Finanzen brachte.

Unterdeß stack der Landgraf, eingesperrt und abgesperrt mit seiner Soldatenfamilie, in dem selbstgebauten Neste auf der Wasgauhöhe, exerzirte und manövrirte lustig drauf los, maß und setzte die Schnurrbärte regelrecht auf und freute sich seiner Flügelmänner, die aus den längsten Bengeln der Welt zu den steifesten Grenadieren eingedrillt, eingeschnürt, eingeschmiert und eingehauen worden waren. Sein Grenadierregiment war jetzt dreitausend Mann stark geworden, und Tag und Nacht beschäftigte er sich mit der Sorge um dasselbe, so daß er gar nicht begriff, warum dennoch so mancher, dem er alles Gute gethan und nach Noten Prügel verordnet hatte, undankbar zu entwischen suchte. Gar manche Geschichte ist darüber noch in Umlauf, und es war allerdings eine Art Heldenstück, einem Orte zu entrinnen, der auf das Sorgfältigste bewacht war; denn alle dreißig Schritte stand um denselben eine Schildwache, und eine Patrouille von den Husaren der „Landgräfin“ umritt allstündlich die Stadtmauern. Der Landgraf selbst aber hielt vorsichtige Späher, während die Zeit zu Pirmasens in monotoner Soldatenspielerei zwischen Exerzitien und Paraden verstrich. Da ward dem vielbeschäftigten Soldatenvater im Wasgau eines Tages ein Schreiben eingehändigt, folgenden Inhalts:

„Theuerster und liebster Gemahl! Meine letzte Stunde naht, und ich danke Gott, daß er mich nach so vielem erlebten Glücke auch noch des Glückes werth hält, sie mir anzukündigen. Das Diesseits liegt hinter mir und ich ahne die Seligkeit des Jenseits. Ich wünsche Ihnen und meinen Kindern ein frohes Leben und das größte denkbare Glück: ein ruhiges, seliges Ende. Meine Schatulle wird ihnen Baron Riedesel einhändigen. Ich weiß, daß sie in eine Hand kommt, die sich so gern als die meinige den Dürftigen öffnet. Noch einen Wunsch habe ich, den letzten für diese Welt. Lassen Sie mich mitten in der großen Baumgruppe des englischen Gartens beerdigen. Man wird dort eine Grotte finden, die außer mir nur ihrem Erbauer bekannt ist. In ihr ist die Stelle, in der ich ruhen will und die ich größtentheils mit eigener Hand zugerichtet, mit einigen Steinen bezeichnet habe. Hier, wohin ich mich von dem Geräusche des Hofes flüchtete, wo sich meine Seele mit Gott unterhielt, dem ich bald von meinem Leben, das ich mit Ihnen, mein Gemahl, theilte, Rechenschaft geben soll: hier, wo ich so oft Sie und meine Kinder dem Herrn befahl, hier, wo der Allmächtige alle meine Wünsche erhörte, hier will ich auch ruhen. Mein theuerster Gemahl und Herr, ich erwarte Sie jenseits des Grabes in einer bessern Welt. Mein letzter Hauch gehört Ihnen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der dramatische Dieb.) Ein Herr tritt in einen Juwelierladen. Ich will einen kostbaren Schmuck für meine Braut kaufen — ich bin der Schwiegersohn in spe des Herrn Superintendenten P.

Juwelier: Ich habe schon gehört. Also Sie sind der Schwiegersohn? Es freut mich, Sie kennen zu lernen.

Herr (nachdem ein Schmuck im Werthe von mehreren tausend Thalern ausgesucht war): So, wir sind also in Ordnung. Jetzt sind Sie so gütig, den Schmuck durch eine verläßliche Person an meine Schwiegermutter und Braut zu senden, wo der Preis dafür ausbezahlt werden wird.

(Der Juwelier, der aus Verlusten seiner Kollegen Vorsicht angenommen, beauftragt seine Ladenjungfer, diesen Wunsch zu erfüllen, und gibt ihr einen bedeutsamen Wink. Die Ladenjungfer nickt als Zeichen des Einverständnisses. Käufer und Ladenjungfer langen richtig beim Herrn Superintendenten an und befinden sich in seinem Vorzimmer — die Sache hat also ihre Richtigkeit.)

Herr (nimmt den Schmuck): Warten Sie hier gefälligst einige Augenblicke. —

(Er schlüpft in's Zimmer des Herrn Superintendenten und kehrt nach einigen Augenblicken zurück.

Herr: Hier einen Thaler für Ihre Mühe. — Treten Sie jetzt ein, mein Kind, Ihr Geld ist drinnen aufgezählt.

(Die Ladenjungfer tritt beim Herrn Superintendenten ein und verbeugt sich schüchtern, die quittirte Rechnung in der Hand.)

Ladenjungfer: Ew. Hochwürden —!

Superintendent (sieht sie mit ernsten Blicken an): Liebe Frau, ich habe mit Herzeleid von Ihren häuslichen Zerwürfnissen gehört — so jung, so hübsch und anscheinend so sanft —

Ladenjungfer (erstaunt): Von meinen häuslichen Zerwürfnissen?

Superintendent: Mein Himmel, Sie thun wie aus den Wolken gefallen; wollen Sie es leugnen —? Ihr Mann —

Ladenjungfer: Mein Mann? — Erlauben Sie, ich war ja noch gar nicht verheirathet.

Superintendent (macht große Augen): W—a—s? Sie sind nicht verheirathet? Sie wollen Sich also auch nicht scheiden lassen von Ihrem Manne?

Ladenjungfer: Von welchem Manne?

Superintendent: Von dem, der soeben von mir geschieden, als Sie eintraten.

Ladenjungfer: Wollen Sie scherzen, Herr Superintendent? Mit dem Manne stand ich nur in geschäftlicher Verbindung.

Superintendent: Geschäfts-Verbindung? Also Civil-Ehe?

Ladenjungfer: Sie mißverstehen mich. Dieser Herr, ist er denn nicht der Bräutigam Ihrer Tochter?

Superintendent: Der Bräutigam meiner Tochter? Sind Sie verrückt?

Ladenjungfer: O mein Gott! Nein, betrogen bin ich!

(Und nun folgt die Aufklärung von beiden Seiten. Die Scheidung war bereits geschehen, der Herr Schwiegersohn in spe — ein Dieb — war mit dem Schmuck bereits über alle Berge, ein Sühneversuch also unmöglich.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Freitag, 18. August 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Während ihrer Unterhaltung waren sie noch wenige Schritte weiter gegangen und sie befanden sich jetzt an jenem Scheidewege, der ihn an Manches und besonders an das gestrige Gespräch mit Heinrich erinnern mußte. Durch das bereits stark gelichtete Blättergrün ließ sich die Mooshütte deutlich erkennen und unwillkürlich fiel sein Blick darauf.

Wanda hatte in athemloser Spannung jede Bewegung seines Antlitzes beobachtet, jetzt folgte sie mit ihren Augen dem Blicke Stahl's und sie zuckte zusammen. Wußte er um das Vergangene, ahnte er die Verirrung ihres Herzens, die sie schon mit tausend blutigen Thränen bezahlt? Und wie sie ihm noch ein Mal in das ernste Antlitz sah, konnte sie nicht länger zweifeln, und nach einem tiefen Athemzuge begann sie mit leiser, bewegter Stimme: „Rudolph, wohl weiß ich, daß ich bisher Ihrer nicht würdig war, aber die Liebe zu Ihnen hat mich geläutert und befreit, und keine Macht der Erde soll mich von Ihnen reißen! Stoßen Sie mich nicht zurück! Jetzt, wo ein ächtes, wahres Gefühl in mein Herz zog, fühle ich das Entsetzliche meiner Vergangenheit," und als Stahl noch immer schwieg, fuhr sie mit schmerzlich zuckenden Lippen fort: „Reichen Sie mir Ihre stützende Hand, retten Sie mich und, o Gott, ich will ewig nur Ihre treue Magd sein, will zu Ihnen aufsehen, wie zu einem höheren Wesen! O, Sie wissen nicht, wie heiß, wie glühend ich lieben kann, welchen Himmel Sie zurückstoßen!" Das schöne Mädchen warf sich in leidenschaftlicher Erregung ihm zu Füßen und umschlang seine Kniee.

„Bist Du närrisch geworden?" rief eine harte, rauhe Stimme, und ein starker Arm riß sie empor. Es war der Graf, der plötzlich vor ihnen stand, und wenn auch die herrschende Dämmerung das zorngeröthete Antlitz nicht mehr erkennen ließ, klang doch schon aus seiner Stimme eine grenzenlose Wuth.

Wanda streckte Rudolph die Hände entgegen, als wollte sie ihn um Hilfe anflehen, aber sie brachte vor Schreck und Bestürzung kein Wort über ihre Lippen.

„Ja, Närrchen, bei Dem kommst Du doch zu spät, er hat schon ein anderes Liebchen!" hohnlachte der Graf und suchte Wanda mit sich fortzuziehen.

Rudolph wollte sich ihm entgegenstellen. „Keinen Schritt näher oder Sie haben Ihre Hofmeisterrolle ausgespielt!" Ein langer Dolch blitzte in der Hand des Grafen.

Stahl ließ sich von dieser Drohung nicht einschüchtern. „Sie haben kein Recht mehr an dieses Mädchen," und er versuchte, Wanda von dem Grafen zu befreien.

„Aus dem Wege!" schrie dieser ingrimmig, und als Rudolph nicht darauf hörte, stieß er blindlings mit dem Dolche nach ihm. Wanda brach mit einem Angstschrei halb ohnmächtig zusammen, und wie ein Kind trug sie der Graf auf seinem starken Arme hinweg. Rudolph hörte noch sein wildes Hohngelächter, dann verlor er die Besinnung.

Einige Stunden später erhellten Fackeln und Windlichter den Schloßhof, eine Menge Gestalten bewegten sich um eine Bahre, auf der der Leichnam eines Mannes lag, der kurz vorher noch in Lebensfülle und Gesundheit gestrotzt und von dem Niemand ein solch' rasches Ende erwartet hätte. Wie jetzt das unruhige Licht der Fackeln über das bleiche Antlitz hinweghuschte, zeigte sich

noch ein Mal deutlich, welch' wilder Trotz, welch' ungebändigte Kraft in diesem Körper gehaust. Das starke, ausdrucksvolle Gesicht mit dem langen Knebelbart schien noch jetzt befehlen und herrschen zu wollen. Zwei Holzhauer hatten die Schreckensbotschaft gebracht, daß sie vor der Mooshütte die Leiche des Grafen gefunden. Die furchtbare Nachricht kam zu rasch, zu unerwartet, Niemand wollte sie anfangs glauben. Fast die ganze Dienerschaft eilte zur bezeichneten Stelle, und jetzt lag wirklich der wilde, stolze Graf, der Erbe eines erlauchten Hauses, todt auf der Bahre, und kaum noch ein Tropfen Blut sickerte aus der breiten, klaffenden Wunde seiner Brust.

Wer konnte den Mord begangen haben? Das beschäftigte sogleich alle Gemüther. Die Holzhauer hatten aus weiter Ferne Lärm gehört, wie von Streitenden, auch eine Frauenstimme schien sich darunter gemischt zu haben; als sie näher kamen, war Alles still. Einer der Holzhauer stieß an einen menschlichen Körper, es war der Graf; er gab kein Lebenszeichen mehr von sich.

Die Gräfin wurde von dem Lärm herbeigelockt; sie stand lange mit schweigendem Entsetzen an der Leiche ihres Gemahls. Wie wenig sie auch an der Seite des wilden, leidenschaftlichen Mannes das Glück gefunden, griff doch dies Ereigniß mit den furchtbarsten Schauern in ihre Seele. Was hatte sie verschuldet, daß sie aus dem Frieden des elterlichen Hauses in diese Wirrsal hinausgestoßen wurde, die mit einer solch' grauenhaften Katastrophe abschließen sollte? Ein Diener fragte nach den jungen Grafen und wollte sie herbeiholen.

„Lassen Sie die armen Jungen schlafen," sagte die Gräfin, „sie werden den schmerzlichen Verlust früh genug erfahren." Durch die Frage nach den Knaben wurde sie unwillkürlich an Rudolph erinnert. Ihre Augen suchten ihn vergebens. Hatte er noch Nichts gehört oder zog er sich geflissentlich zurück, um sie in der ersten Aufwallung ihres Schmerzes nicht zu stören? Mochte er auch mit dem Grafen hart aneinander gekommen sein, er war eine viel zu edle Natur, um nicht von diesem tragischen Vorfall tief erschüttert zu werden und allen Groll zu vergessen.

„Der Hauslehrer!" flüsterte man sich plötzlich zu, und wirklich schwankte jetzt Rudolph Stahl herbei. Wußte er schon das Entsetzliche, daß er so bleich aussah, so langsam und gebrochen ankam? Als aber das Licht der Fackeln auf ihn fiel, bemerkte man erst, in welchem Zustande er sich befand. Nur mit Mühe konnte er sich aufrecht erhalten, seine Kleider, auch seine Hände waren mit Blut befleckt, und er wandte sich jetzt an einen der Diener: „Stützen Sie mich, ich kann nicht weiter!" In seiner gänzlichen Erschöpfung schien die seltsame Scene ganz spurlos an ihm vorüberzugehen.

Jetzt hatte ihn auch die Gräfin bemerkt. „Was ist Ihnen, Herr Stahl?" fragte sie leise.

„Ich bin verwundet worden," lispelte er kaum hörbar und drückte das blutige Taschentuch fester auf seine Brust.

Die Gräfin brauchte jetzt all' ihre Selbstbeherrschung, in der sie sich seit Jahren geübt, um nicht zu verrathen, was Alles in diesem Augenblicke durch ihr Inneres zuckte. Angst, Schrecken, Theilnahme stürmten chaotisch durch ihre Seele. — Waren die Beiden noch ein Mal feindlich zusammengetroffen und hatte es der Eine mit seinem Leben büßen gemußt? War Rudolph der Mörder ihres Gemahls geworden, während er selbst eine tödtliche Wunde davon getragen? — Aber die Sorge um den Unglücklichen gewann über all' die quälenden, vernichtenden Vorstellungen die Oberhand, und in der ruhigen, vornehmen Haltung, die ihr eigen war, gab sie die Befehle zur Pflege des Verwundeten, ordnete die schleunige Herbeischaffung eines Arztes an, und nachdem sie auch den Dienern hinsichtlich der Leiche des Grafen die nöthigen Anweisungen ertheilt, zog sie sich in ihre Gemächer zurück.

„Hm, hm," murmelte der alte Schmidt, als sich der Hauslehrer entfernt, der, vom Blutverlust noch ganz erschöpft, beinahe hinaufgetragen werden mußte. „Das stimmt, der Graf ist erstochen worden und Der kommt auch mit einer Wunde. Ich konnt' mir's wohl denken, daß es so kommen mußte, sie lagen sich schon heut' Nachmittag gründlich in den Haaren."

Nun stürmten Alle neugierig auf den Alten ein; er mußte trotz seiner Schweigsamkeit erzählen und erwähnte dabei, daß auch der Leibjäger anwesend gewesen. Man fragte nach ihm, er war nirgends zu sehen. „Gewiß ist er noch bei seiner Braut," bemerkte der Kutscher. Man forschte nicht weiter nach Hermann, seine Abwesenheit schien Allen erklärlich.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pfälzer Potsdam.

(Aus der „Gartenlaube.")

(Fortsetzung.)

Die große Landgräfin war noch an demselben Tage, wo sie dieses Schreiben verfaßt, am 30. März 1774, zu Darmstadt in den Armen ihrer greisen Mutter gestorben, die ihr einige Wochen später nachfolgte. Auf die gewählte Ruhestätte im Park, welche man nicht ohne Schwierigkeit auffand, setzte Friedrich der Große der hochverehrten Freundin, „der Zierde und Bewunderung unseres Jahrhunderts," wie er schrieb, jene Urne, auf welcher man noch heute seine Grabschrift liest: Femina sexu, ingenio vir! Von Geschlecht ein Weib, dem Geiste nach ein Mann! Goethe hat sie die große Landgräfin genannt. Als solche wird die hohe Frau, welche ihres Volkes wegen in die vernachlässigten Regentenpflichten ihres Mannes eintrat, im Gedächtnisse der Nachwelt bleiben.

Der Tod der herrlichen Fürstin, der großherzigen Gattin, muß den Landgrafen sehr erschüttert haben. Denn obgleich er seine Soldatenkolonie auch jetzt nicht verließ, suchte er von Pirmasens aus sein fernes Stammland doch im Geiste der Verstorbenen fortzuregieren. Er kümmerte sich etwas mehr um seines hessischen Volkes Wohl und Wehe, gab seine Zustimmung zu jener Landeskommission, deren einziger Zweck war: „dem guten, fleißigen Unterthan jede Gattung seiner Arbeiten fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen." Ja er ließ jene höchst merkwürdige und freimüthige „Ankündigung an's Vaterland" erscheinen, welche, von Moser und dem nach Darmstadt berufenen Wandsbecker Boten entworfen, die gewissenlosen Beamten im Lande anklagt und warnt, von dem Bauer Vertrauen nur verlangt, wo das Gute geschehe, und ihm das Recht einräumt, von seinem Fürsten zu fordern, daß er ihm als Vater, nicht als Herr erscheine, worauf das Volk aufgefordert wird, der Regierung freimüthig, wie ein Freund dem andern, seine Beschwerden kund zu geben.

Das Alles hatte jedoch keine Geltung für die Pirmasenser, die unter dem höchsteigenen persönlichen Regime des „Herrn" und unter den Schwingungen des Korporalstocks zwar oft in großen Aengsten saßen, sich jedoch eben nicht unglücklich fühlten. Ihr Staat war der Landgraf, sein Wille Gesetz, sein Gutdünken ihre Vorsehung. Ihm verdankte die Stadt ihre Existenz, der Bewohner seine Heimath, Wohnung, Nahrung, Hausstand, — denn er verheirathete ja auch seine Pirmasenser nach seinem Geschmack, und ihretwegen war jetzt eigentlich das übrige Land da. So verlautete in Pirmasens Nichts von Beschwerden, wenn gleich Niemand ohne des „Herrn" Erlaubniß auch nur den Fuß vor die Stadt setzen durfte. Anders dachten freilich die Hessen-Darmstädter, die sich in ihren unsichtbaren Landgrafen weniger zu finden vermochten. Zwar wollte man seinen guten Willen, Gerechtigkeitssinn, Fleiß und knappen Haushalt gelten lassen. Auch tröstete ein vergleichender Blick nach Hessen-Kassel, wo die Landeskinder zu Tausenden in die Fremde verkauft wurden, nach Kurpfalz, wo Beamtenfeilheit und Religionsdruck schwer auf dem Volke lasteten, nach Zweibrücken, wo fürstliche Verschwendung im Schweiße der Unterthanen badete, ein Feenschloß für vierzehn Millionen Gulden auf kahler Bergöhe hervorzauberte und in wüsten Treibjagden die ländliche Sittlichkeit untergrub. Dennoch empfand man schwer, daß der Landgraf auch nach dem Tode seiner Gemahlin nicht nach Darmstadt zurückkehrte, sich niemals dem Volke zeigte, die Regentenpflichten, wenn nicht ganz versäumte, so doch schrullenhaftem Soldatenspiel nachstellte und eigensinnig in dem entfernten Winkel einer entlegenen Enklave verharrte, wohin jährlich viermalhunderttausend Gulden ohne Wiederkehr, nutzlos für das Land und den Fürsten, spurlos in den Mäulern und Riesenleibern seiner gefräßigen, durstigen, tabakrauchenden Grenadiere verschwanden, da er auch an sich selbst sparte, um Alles an seine langen, uniformirten Tagdiebe zu hängen.

Als man sich darein ergab, den Landgrafen nicht wieder im Schlosse seiner Väter einziehen zu sehen, weil er eine geheimnißvolle Scheu vor demselben zeigte, erwartete man, daß er die Regierung an den Erbprinzen abtreten werde, welcher die Hoffnung des Landes war und seinem Vater vollen Spielraum in dessen Soldatenkolonie gelassen haben würde. Vergeblich! Die Jahre gingen hin, die Zeit ward eine andere, der alte Fritz von Preußen starb, des Landgrafen Tochter ward preußische Königin, am Hofe seiner andern Tochter zu Weimar entwickelte sich die geistige Blüthe der Wiedergeburt Deutschlands. Aber der „alte Pirmasenser" lebte in seiner Weise ruhig fort und ließ exerziren, schießen und trommeln, daß die Wasgaufelsen wackelten.

Die große Welt ward freilich davon gar Nichts inne oder kümmerte sich, weil von wichtigeren Interessen bewegt, nicht um das Treiben dahinten.

Die literarische Bewegung der Geister, der Befreiungskampf der Nordamerikaner und die sturmverkündende politische Regung in Frankreich beschäftigten die Aufmerksamkeit. Der alte Dessauer und der Potsdamer Soldatenkönig waren verschollene Todte, ihr Ruhm antiquirt, ihr groteskes Thun und Soldatenspiel halb vergessene Kuriositäten einer vergangenen Zeit, — und in Berlin liefen die Straßenjungen nach, wenn sich noch als antiquarische Rarität ein langer, hagerer, ausgetrockneter „Friedrich-Wilhelms-Offizier" sehen ließ. Da erschien bei Beginn der französischen Revolution in dem „Journal von und für Deutschland" der Bericht eines Wanderers, dem es 1789 eingefallen war, jenen Winkel im Wasgau zu besuchen, wohin sonst selten der Zufall Jemanden geführt. Mit lächelndem Erstaunen las man die Schilderung eines förmlichen Soldatenlagers nach dem alten Potsdamer Muster, wo solches Wenige vermuthet hatten: auf den Vogesen an der Grenze Frankreichs.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* Selten hat ein Werk eine so allgemeine Beachtung gefunden, als die „Lieder zu Schutz und Trutz". Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges in den Jahren 1870 und 1871. Gesammelt und herausgegeben von Franz Lipperheide. Das nun, nach der Rückkehr der Sieger in die Heimath, zum Abschluß kommende Werk enthält im Ganzen gegen 300 Gedichte, etwa 100 (darunter auch die berühmten älteren Lieder: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" von Nikolaus Becker; „Die Wacht am Rhein" von Max Schneckenburger; „In Frankreich hinein" von E. M. Arndt) in der getreu nachgebildeten Original-Handschrift der Dichter, die übrigen mit dem Namenszug derselben. Im Großen und Ganzen bietet die Sammlung eine Reihenfolge von Gedichten, die nach Form und Inhalt den schönsten Blüthen unserer Literatur sich zur Seite stellen können. Allenthalben ist den „Liedern zu Schutz und Trutz" das beste Lob ertheilt worden, und in vielleicht noch höherem Maße verdient ein solches die vor Kurzem erschienene „Auswahl für Volk und Heer", welche über hundert Gedichte, also etwa ein Drittel der großen Sammlung bringt, und die bei sehr hübscher Ausstattung zu dem beispiellos billigen Preise von 2½ Sgr. verkauft wird, während die große Sammlung (mit den Handschriften) bekanntlich 4 Thlr. kostet. Mit dieser billigen Ausgabe wird es Jedem ermöglicht, sich in den Besitz eines der schönsten Denkmäler unserer Zeit zu setzen. Einen wie lebhaften Anklang dieselbe auch bereits gefunden, beweist der Absatz von 30,000 Exemplaren, der in wenigen Wochen erreicht wurde. Der Herausgeber sieht dabei von jedem Gewinne ab; wie er aus den Erträgen der großen Sammlung bereits dreitausend Thaler für die Verwundeten ablieferte, so läßt er allen ferneren Erlös seines Werkes, darunter auch den aus der kleinen Ausgabe, der Kaiser-Wilhelms-Stiftung für deutsche Invaliden zufließen. Wir können nur Jedem, der nicht im Stande ist, die große Ausgabe zum Preise von 4 Thlrn. oder in Prachtband zu 5 Thlrn. sich anzuschaffen, die „Auswahl für Volk und Heer" empfehlen; die Verlagshandlung hält außer der billigen Ausgabe zu 2½ Sgr. auch Exemplare auf feinerem Papier und in elegantem Pappband zu 5 Sgr. vorräthig, sowie in Leinwand gebundene, auf dem Deckel das wohlgetroffene Portrait des Kaisers in Golddruck, zu 12½ Sgr.

Das Buch ist in jeder Buchhandlung des In- und Auslandes zu haben. Wenn der Bezug durch eine solche zu umständlich ist, möge man den Betrag in Briefmarken direkt franko an die Verlagshandlung von Frz. Lipperheide (Potsdamer Straße Nr. 116a) in Berlin einsenden, welche dann die Exemplare gleichfalls franko übersendet.

Lebensphilosophie.

Wahrheit ist das feste Fundament aller sittlichen Erziehung. — Das sicherste Mittel, daß das Kind nicht in Lügen gerathe, ist, wenn es uns selbst immer wahr findet.

Logogryph.

Der Name bin ich einer Schönen,
Doch wenn das „M" man von mir nimmt,
So werd' ich oft in hellen Tönen
Von dieser Schönen angestimmt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. Montag, 21. August 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Noch in der Nacht fanden sich der Arzt und bald darauf der ebenfalls herbeigerufene Gerichtsbeamte ein. Die Untersuchung des Leichnams ergab, daß der Graf gut getroffen worden. Die Waffe war mitten in's Herz gedrungen und mußte seinen sofortigen Tod zur Folge gehabt haben. Nach der Form der Wunde schien sie nicht von einem Dolche, sondern von einem Hirschfänger herzurühren. In der gesammten Dienerschaft hatte sich rasch die Meinung gebildet, daß nur der Hauslehrer den Grafen getödtet haben könne, und einige kecke Bursche rückten auch bei ihrer vorläufigen Vernehmung sogleich mit dieser Ansicht heraus. Die Angaben des alten Schmidt sprachen doch deutlich genug dafür, und sie Alle wußten davon zu erzählen, daß in der letzten Zeit der Graf und Stahl nicht auf dem besten Fuße mit einander gestanden. Und war nicht der junge Mann aus dem Park gekommen, schwer verwundet? Jedenfalls waren die Beiden hart aneinander gerathen und während der Eine nur schwer verwundet worden, hatte der Andere das Leben dabei verloren.

Der Richter wurde natürlich durch diese Reden aufmerksam; jedenfalls war es ein zu seltsames Zusammentreffen, als daß nicht die Verwundung des Hauslehrers mit der Ermordung des Grafen hätte in irgend einer Beziehung stehen sollen. Leider war es unmöglich, den jungen Mann sofort zu vernehmen; wenn auch der Arzt die Wunde Stahl's nicht für lebensgefährlich erklärte, war doch die größte Schonung nothwendig, und bald nach Anlegung des ersten Verbandes war der Unglückliche in einen schweren, todesähnlichen Schlaf gefallen.

Erst am folgenden Tage hatte sich Rudolph so weit erholt, daß seine Vernehmung erfolgen konnte. Er hatte Anfangs nicht die mindeste Ahnung, daß man ihn selbst des Verbrechens beschuldigen könne. Arglos gab er auf alle Fragen des Richters Auskunft, obwohl seine Erschöpfung noch so groß war, daß er kaum zu sprechen vermochte. Erst dann, als die Wißbegier des Beamten kein Ende nehmen wollte und die Augen des alten Herrn oft so stechend auf ihm ruhten, wurde er aufmerksam. Die Ahnung dämmerte in ihm auf, daß auf ihn selbst irgend ein Verdacht gefallen. Trotz seiner Körperschwäche fühlte er sich nicht beunruhigt, und mit mildem, mattem Lächeln fragte er leise: „Sagen Sie es offen, halten Sie dafür, daß ich den Grafen ermordet?"

Die scharfen Augen des alten Juristen zwinkerten etwas unruhig, er hatte eine solch' direkte Frage nicht erwartet und er zögerte ein wenig mit der Antwort. Endlich sagte er nicht ohne Schärfe: „Wie kommen Sie dazu? Es ist bis jetzt Niemand eingefallen, Sie in Verdacht zu nehmen, da Sie's aber selbst thun, kann ich Ihnen wohl bekennen, daß die Sache für einen alten erfahrenen Juristen etwas bedenklich aussieht," und der alte Herr warf sich in die Brust. Wohlgefällig fuhr er fort: „Die ganze Dienerschaft hat bekundet, daß Sie mit dem Grafen auf gespanntem Fuße gelebt und noch am letzten Tage einen furchtbaren Konflikt mit ihm gehabt; Sie selbst gestehen, daß Sie mit ihm in der Nähe der Mooshütte noch ein Mal zusammengetroffen, daß er Sie nach einem neuen Streit schwer verwundet, und weiter wollen Sie Nichts mehr von Sich wissen. Bleibt Das nicht sehr bedenklich und müssen Sie nicht selbst sagen, daß die Vermuthung sehr nahe liegt, Sie haben Sich ebenfalls zur Wehre gesetzt?" Die grauen Augen des Richters suchten sich in das Antlitz

Rudolph's zu bohren, und als dieses nicht die leiseste Bewegung zeigte, fuhr er wie aufmunternd fort: „Vielleicht haben Sie nur in der Todesangst Sich vertheidigt, wissen selbst nicht mehr recht, was Sie gethan?“ Und sein bisher so scharfer Blick suchte jetzt ein förmliches Wohlwollen zu zeigen.

Stahl hatte die volle Wahrheit gesagt und nur das Zusammentreffen mit Wanda verschwiegen, er mochte ihren Namen nicht nennen und damit Dinge berühren, die ihrem Ruf verderblich werden konnten. Nun sann er doch einen Moment darüber nach, ob es nicht besser gewesen wäre, auch selbst mit diesen Mittheilungen nicht zurückzuhalten, aber nur einen Augenblick schwankte er, dann war er fest entschlossen, daß Wanda wenigstens nicht durch seine Angaben noch unglücklicher werden solle.

Der Richter hatte dies Schweigen wohl bemerkt und er legte es nach seiner Weise aus. Er glaubte darin nur das Bedenken eines Uebelthäters zu sehen, der nur noch abwägt, ob ein offenes Bekenntniß oder ein ferneres Leugnen vortheilhafter sei. Es schien ihm das Beste, dem Schwankenden etwas zu Hilfe zu kommen. „Uebrigens steht ja Ihre Sache gar nicht so schlimm, als Sie vielleicht fürchten, junger Mann,“ sagte er aufmunternd; „Sie wurden angegriffen, suchten Sich zu vertheidigen, und es trifft Sie höchstens der Vorwurf, daß Sie von Ihrem Recht der Nothwehr einen nicht mehr erlaubten Gebrauch gemacht. Vielleicht kommen Sie schon mit einigen Monaten Gefängniß fort.“

Rudolph war noch zu erschöpft, um von diesem Zuspruch empört zu werden, er schüttelte nur unmuthig das Haupt und versank dann in ein hartnäckiges Schweigen, als der Richter nicht müde wurde, ihn zu einem offenen Bekenntniß aufzufordern. Dadurch verlor der alte Herr vollends die Geduld, nun faßte er gegen den jungen Menschen das schlimmste Vorurtheil. Er schmeichelte sich gern, daß es seinem Scharfsinn gelang, jeden Verbrecher zu entdecken, und daß seine Ueberredungskunst allein im Stande sei, ein offenes Bekenntniß zu entlocken. Wo ihm Dies nicht gelang, da sah er stets die schwärzesten Heuchler, die schamlosesten, hartgesottensten Uebelthäter, die keine Schonung mehr verdienten. Auch von der Schuld des jungen Stahl war er jetzt völlig überzeugt, schon sein Leugnen allein würde ihm genügt haben, in ihm den Mörder des Grafen zu suchen. Wer sonst sollte ihn getödtet haben? War auch Graf Dornhoff heftig, aufbrausend, so hatte er doch keine eigentlichen Feinde, die Dienerschaft hatte es trotz seiner Strenge gut bei ihm, und die Bewohner der Grafschaft konnten auch nicht über ihn klagen. Etwaigen Holzdieben sah er großmüthig durch die Finger, und Wilddiebereien kamen seit vielen Jahren in den gräflichen Forsten gar nicht mehr vor. Seitdem Graf Dornhoff dem verwegensten Wilddieb eine Anstellung als Förster gegeben, war sein Wildstand vor allen Angriffen völlig gesichert. Die Dienerschaft konnte wirklich behaupten, daß ihr Graf nicht einen Feind besessen, und am wenigsten einen Feind, der ihm nach dem Leben getrachtet. Wer konnte ihn also ermordet haben? Niemand anders als Stahl, der mit ihm kurz vorher so hart zusammengetroffen und ihm, wie er selbst bekannt, im Walde wieder allein begegnet war.

Der Richter war mit sich einig, sein Scharfsinn auf der rechten Spur. Ohne Weiteres ging er nun an die Untersuchung des Zimmers. Rudolph ließ Alles ruhig geschehen; aber als jetzt der alte Herr, nachdem er den Schreibtisch geöffnet und eine Menge Papiere durchwühlt, ein geschriebenes Heft hervorholte und sich desselben bemächtigen wollte, richtete sich Stahl in die Höhe und rief in höchster Aufregung: „Mein Herr, wer gibt Ihnen das Recht zu einem solchen Verfahren?“

„Ei, seht einmal, werden Sie doch plötzlich ganz lebendig und vorher konnten Sie kaum ein Wort hervorflüstern!“

Ein stechender Schmerz in der Brust erinnerte Rudolph an seine Verwundung, er mußte das Haupt in die Kissen zurücksinken lassen und sagte leise: „Es ist nur mein Tagebuch.“

„Um so besser, das soll mir den trefflichsten Schlüssel geben,“ rief der alte Herr mit boshaftem Lächeln und hielt das Heft triumphirend in der Hand.

Ueber Stahl's blasses Antlitz zog eine Flammenröthe, er hätte aufspringen und dem Manne das Buch entreißen mögen, und er war kaum im Stande, ein Glied zu rühren. „Nehmen Sie Alles, nur lassen Sie mir das Buch!“ Er versuchte dabei die Hand auszustrecken. Seine Bitte klang so ängstlich und eindringlich, daß sie den Richter in seinem Verdacht bestärken mußte.

„Seien Sie ohne Sorge, ich werde gar nicht indiskret sein,“ sagte er, und ohne die Verzweiflung Rudolph's zu beachten, entfernte er sich mit seiner Beute.

Für Stahl war es, als ob ihm der alte rücksichtslose Mann eine tiefere Wunde geschlagen,

als die war, die ihn jetzt ohnmächtig an das Lager fesselte. Er hatte seinem Tagebuch seine geheimsten Gedanken, sein Lieben und Leiden anvertraut, und nun wurde es an die Oeffentlichkeit gezerrt und dem Hohn und Gespött der Welt preisgegeben. Und wie mußte dieser unselige Zwischenfall Helene treffen! Er hätte vor Schmerz und Scham vergehen mögen, und jetzt wurde seine leibliche Gebrochenheit zu seinem Glück, sie stumpfte die Seelenqualen ab, die ihn sonst vernichtet hätten. Er verlor von Neuem die Besinnung.

Dem Richter brachte das Lesen des Tagebuches eine reiche Ausbeute. Nun lagen auch die inneren Gründe deutlich da, die den jungen Mann zur That getrieben. Er war in heimlicher Liebe zur Gräfin entbrannt, liebte sie eigentlich schon seit seiner Jugend — das ging aus all' diesen schmerzlichen Selbstbekenntnissen deutlich hervor.

Der Richter hielt es jetzt für seine Pflicht, die Gräfin förmlich zu vernehmen, nachdem er vorher höchst unterwürfig bei ihr nur die oberflächlichsten Erkundigungen über die traurigen Vorgänge eingezogen. Wohl fühlte sich Helene anfangs verletzt, als jetzt der alte Herr mit seinen zudringlichen Fragen ihr innerstes Seelenleben berührte, aber sie kämpfte jede Empfindlichkeit gewaltsam nieder und bekannte einfach und offen, was ihr Herz empfand. Für den Richter war dies Auftreten der sonst so stolzen, verschlossenen Frau ein Räthsel. Er begriff es nicht, daß sie so wenig ein Hehl daraus machte, wie sie selbst schon in ihrer Jugend für Stahl geschwärmt, was sie jetzt noch für ihn fühlte. Ja, die Gräfin ging zum Erstaunen des Richters noch weiter. Als er Anstalten treffen wollte, daß Stahl sofort in das Gefängniß, wenigstens in das städtische Krankenhaus befördert würde, erhob sie gegen diese Maßregel den lebhaftesten und energischsten Widerspruch. Die Schuld desselben sei noch nicht erwiesen und sie würde nimmermehr dulden, daß der Schwerverwundete aus dem Schlosse eher entfernt werde, als bis es sein Körperzustand gestatte. Auch der Arzt protestirte gegen eine sofortige Uebersiedlung Stahl's, die jetzt ohne ernstliche Gefahr für sein Leben gar nicht möglich sei, und so mußte der Richter, wenn auch widerwillig, auf „seine Idee" vorläufig verzichten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pfälzer Potsdam.

(Aus der „Gartenlaube.")

(Fortsetzung.)

„Hier bin ich wie in eine ganz neue Welt versetzt," beginnt der Berichterstatter sein Bild, „unter eine zahlreiche Kolonie von Bürgern und Soldaten, die kein Reisender auf so ödem und undankbarem Boden suchen würde. Alles um mich her wimmelt von Uniformen, blinkt von Gewehren und tönt von kriegerischer Musik. Hier wo ehemals Nichts als Wald und Sandwüste war, wo ein einsames Jagdhaus blos zum Aufenthalte einiger Förster diente und die ganze Gegend umher von Niemanden als Räuberhorden besucht wurde, da legte der regierende Fürst von Hessen-Darmstadt mancherlei Wohnungen an, pflanzte Einwohner darein, versetzte den Kern seiner Kriegsvölker dahin und erkor sich den entlegenen Ort zu seinem Aufenthalt. Eine solche Wahl und einen solchen Entschluß kann nur eine ganz besondere Stimmung des Gemüths und eine ungewöhnliche Richtung des Charakters bei diesem Fürsten erregt haben, da er sich dadurch von seinem Lande ganz losriß, den Augen seiner Unterthanen gänzlich entzog und blos sich selbst, seinen wenigen Gesellschaften und seiner Lieblingsneigung, dem Soldatenwesen, lebt. — Ohne dies wäre Pirmasens ein elender Ort, da kaum eine ordentliche Straße durch diesen Winkel des Wasgaus zieht. Der Landgraf wohnt in einem wohlgebauten Hause, das man weder Schloß noch Palais nennen kann und das, genau genommen, nur aus einem Geschoß besteht. Nahe bei demselben, nur etwas höher, liegt das Exerzirhaus. Hierin exerzirt der Fürst täglich sein ansehnliches Grenadierregiment. Schönere und wohlgeübtere Leute wird man schwerlich beisammen sehen. Aber sie kosten dem Landgrafen auch ansehnliche Summen; denn es ist nichts Ungewöhnliches, wenn ein Mann sich des Tages bis zu einem Gulden steht. Allerlei Volk von mancherlei Zungen und Nationen trifft man da, die nun freilich in der Länge nicht so zusammen bleiben würden, wenn sie nicht immer in der Stadt eingesperrt wären und Tag und Nacht von den umherreitenden Husaren beobachtet werden müßten."

Von dem Treiben dieser seltsamen Kolonie gibt dann der Beobachter eine schnurrige Schilderung. „Soeben," schreibt er, „komme ich aus dem Exerzirhaus von der eigentlichen Wachtparade, ganz parfümirt von Fett und Oeldünsten

der Schuhe, des Lederwerks und der eingeschmierten Haare und von dem allgemeinen Tabakrauchen der Soldaten vor dem Anfange der Parade. Wie ich eintrat, kam mir ein Qualm und ein Dampf entgegen, der so lange meine Sinne betäubte und mich die Gegenstände kaum unterscheiden ließ, bis meine Augen und Nase sich endlich an die mancherlei Dämpfe und widrigen Gerüche einigermaßen gewöhnt hatten. Wer Liebhaber von wohlgeübten, aufgeputzten und schön gewachsenen Soldaten ist, wird für all' das Widrige entschädigt. So wie das Regiment aufmarschirt und seine Front durch das Haus ausdehnt, erblickt man von dem einen Fügel zu dem andern eine sehr gerade Linie, in welcher man sogar von der Spitze des Fußes bis an die Spitze des aufgesetzten Bajonnets kaum eine vor- oder rückwärtsgehende Krümmung wahrnimmt. Durch alle Glieder erscheint diese pünktliche Richtung, und sie wird weder durch die häufigen Handgriffe, noch durch die vielfältigen Körperbewegungen verschoben. Die Schwenkungen und Manövers geschehen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Pünktlichkeit; man glaubt eine Maschine zu sehen, die durch Räder- und Triebwerke bewegt und regiert wird. Man soll sogar das ganze Regiment im Finstern exerzirt und in den verschiedenen Tempi keinen einzigen Fehler bemerkt haben!"

Das war nun ein Triumph, der dem alten Pirmasenser nach vierunddreißigjährigem Abhetzen und Ausharren in der Atmosphäre des Exerzirhauses wohl zu gönnen war. Mit Stolz sog er denn auch ein, was ihm darüber die fremden Offiziere Schmeichelhaftes sagten, welche zu der Hauptrevue an seinem Namensfeste aus Frankreich, Kurpfalz, Zweibrücken, Baden und Hessen herzuströmten. Die Erscheinung des Landgrafen mochte dann einen besondern Genuß gewähren, wenn man die Schilderung des angeführten Berichterstatters sich vergegenwärtigt.

„Den Landgrafen," fährt er nämlich fort, „habe ich hierbei in aller Thätigkeit gesehen. Mit spähendem Blick befand er sich bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald vor dem Centrum, bald in den hintern Gliedern; Alles war geschäftig an ihm, und er scheint mit Leib und Seele Soldat zu sein. Doch läßt er hierbei keinen fremden Zuschauer aus den Augen; es wurde sogleich bei Anfang der Parade ein Offizier an mich geschickt, der sich nach meinem Namen erkundigen sollte, und nach einiger Zeit hatte ich die Ehre, den Herrn Landgrafen selbst zu sprechen, wobei er sich in den höflichsten und gefälligsten Ausdrücken mit mir unterhielt. In seinem Hause, in seinen Apartements erblickt man wenig Pracht; man glaubt bei einem kampirenden General im Felde zu sein; überall leuchtet die Lieblingsneigung des Fürsten hervor."

So erschien das Bild der wunderlichen Soldatenstadt und ihres originellen Gründers einem zeitgenössischen Fremden. Vervollständigen wir dasselbe durch die Erzählung eines Einheimischen, der meinem Interesse für die Geschichte und Entwickelung seiner Vaterstadt mit den nachfolgenden handschriftlichen Nachrichten entgegen kam. Er beginnt mit einer charakteristischen Geschichte aus der Hauschronik seiner eigenen Familie, die nicht eben zu den spannendsten gehört, welche aus jener Glanzzeit von Pirmasens erzählt werden, immerhin jedoch das Leben in der merkwürdigen Stadt jenes wunderlichen Fürsten abspiegelt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Feuilletonist der „Schl. Ztg." erzählt folgende **Eigenthümlichkeiten von Sängern**: Wachtel ist sehr aufgeregt, sowie er im Kostüm steckt, und die geringste Kleinigkeit kann ihn in Exaltation bringen, und zwar so gewaltig, daß er auf der Stelle heiser wird. Gegen diese momentanen Heiserkeiten und die Trockenheit der Kehle haben die berühmtesten Sänger bekanntlich die kuriosesten Mittel. Tichatscheck raucht, Sontheim schnupft, Wachtel trinkt Selterswasser und Milch, Niemann bayrisches Bier, Nachbaur ißt trockene Pflaumen, Padilla harte Brotrinden, Carion frisches Obst, Beck Honig mit heißem Wasser, die Viardot-Garcia pflegte heißen Thee zu trinken, Frl. v. Orgeni mischte Wasser, Zucker, Citrone und Rum zu einem Gebräu, das wir in zarter Berücksichtigung ihres Geschlechts nur mit dem harmlosen Punsch bezeichnen wollen, Frl. v. Carina liebte Hoff'schen Malzextrakt, den sie über Spiritus lauwarm machte, Frau Köster zerbiß Oblaten, Frau Lucca nimmt einen Schluck „ächt bayerisch", die Trebelli saugt Fruchtsaft und Wasser durch einen Strohhalm und Frau Jenny Lind trinkt kalten Kaffee.

Auflösung des Logogryphs in № 97:

Marie-Arie.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Mittwoch, 23. August 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Ohne auf das Kopfschütteln ihrer Leute zu achten, wandte sie jetzt Rudolph die größte Aufmerksamkeit zu, ja, sie saß oft stundenlang an seinem Bette, da er in den ersten Tagen noch immer in Lebensgefahr schwebte und nur selten aus seiner ohnmächtigen Betäubung erwachte. Erst als der Verwundete sein volles Bewußtsein zurückerhalten, überließ sie Anderen die Sorge und kam nur zuweilen in das Krankenzimmer, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

In wenigen Tagen schon hatte Stahl sich merkwürdig erholt, seine ungebrochene Jugend unterstützte ihn bei diesem raschen Genesungsprozeß, und nun sah die Gräfin mit Bangen der Stunde entgegen, wo man ihr den Kranken für immer entreißen und in das Gefängniß schleppen würde.

Ueber die jüngste düstere Vergangenheit und die noch düsterere Zukunft sprachen Beide kein Wort, und doch wußte die Gräfin jetzt, daß Rudolph völlig unschuldig sei. Wenn sie in sein ruhiges Auge blickte, die Seelenheiterkeit bemerkte, die jetzt sichtlich wieder auf seiner Stirne thronte, dann sagte sie sich: „Dies Antlitz kann nicht lügen, er würde mir nimmermehr so ruhig in's Auge sehen können, wäre seine Seele mit einem Mord belastet, und er hätte mir schon seine Schuld bekannt.“

Je näher die Stunde rückte, die Rudolph das Gefängniß öffnen mußte, je besorgter wurde sie. Der Arzt hatte ihr erklärt, daß er bald dem Drängen des Richters nachkommen und in die Uebersiedelung Stahl's willigen müsse, denn die Genesung sei so weit vorgeschritten, daß ein längerer Widerstand kaum noch mit seinem ärztlichen Gewissen vereinbar sei. Jetzt sollte er ihr entrissen werden, und nun erst fühlte sie, wie theuer er ihr geworden, wie ihr innerstes Sein mit ihm verbunden. Sie mußte ihn retten, wenigstens Alles aufbieten, um seine Unschuld zu beweisen. Im Geiste ging sie noch einmal die finsteren Ereignisse durch, und unwillkürlich tauchte dabei die Erinnerung an Wanda in ihr auf. Sie wurde die Vorstellung nicht los, daß dieses unselige Mädchen, in jene Katastrophe mit verstrickt, vielleicht den Schlüssel zur Aufklärung des dunklen Geheimnisses gewähren könnte, das die plötzliche Ermordung des Grafen umgab. Der Leibjäger mußte über seine Verlobte Auskunft ertheilen können, und von diesem Gedanken geleitet, ließ sie ihn herbeirufen. Er sah sehr blaß und niedergeschlagen aus und mußte wirklich für seinen Herrn eine große Anhänglichkeit gehegt haben, daß er sich dessen Tod so zu Herzen genommen.

„Waren Sie nicht ein Schulfreund Stahl's?“ fragte nach einigen einleitenden Worten die Gräfin, die in ihrer Ungeduld gerade auf ihr Ziel losgehen mußte.

Hermann hatte anfangs etwas verstört ausgesehen, jetzt fuhr er zusammen wie ein wildes Pferd, dem man unerwartet in die Zügel gefallen. „Jawohl, Frau Gräfin,“ sagte er eifrig, als wolle er seine Zerstreutheit gut machen; „der arme Junge thut mir herzlich leid,“ und jetzt prägte sich in seinem vollen, starken Gesicht eine große Theilnahme aus.

„Dann werden Sie nimmermehr die Meinung Ihrer Kollegen theilen, daß Stahl ein solches Verbrechen begangen haben könne!“ rief die Gräfin ernst.

„Ich weiß nicht, ich glaube nicht,“ stotterte der Leibjäger.

„Helfen Sie mir seine Unschuld an das Licht bringen!“ fuhr die Gräfin fort, stand dabei auf,

und während sie mit hastigen Schritten im Zimmer auf- und abging, wandte sie sich mit der Frage an den Leibjäger: „Wo waren Sie an jenem Abend? Bei Ihrer Braut?"

Hermann vermochte in sprachloser Verwirrung keine Antwort zu geben, die Frage traf ihn zu unerwartet; erst als er die klaren Augen der Gräfin forschend auf sich gerichtet sah, raffte er sich zusammen: „Nein, Frau Gräfin," brachte er mühsam hervor.

Helene wurde aufmerksam; was hatte der Mensch? Wußte er um das Geheimniß des Grafen und war bereits seine Eifersucht erregt worden? „Sind Sie denn mit Ihrer Verlobten zerfallen?" forschte sie weiter.

„Behüte, Frau Gräfin!" eiferte der Leibjäger. „Wanda wird nächstens meine Frau, ich kann nicht ohne sie leben." Mit der ganzen natürlichen Schlauheit, die ihm eigen war, merkte er sogleich, daß er Alles anwenden mußte, um die Welt und besonders die scharfsinnige, kluge Gräfin glauben zu machen, daß er mit Wanda auf dem herzlichsten Fuße lebe.

Die Gräfin wurde nachdenklich und wie sie dabei wieder ihre Wanderung durch das Zimmer antrat, sagte sie mehr für sich, als an Hermann gerichtet: „Dann muß ich doch mit Wanda sprechen," und wenn sie nicht zufällig die Augen erhoben hätte, wäre ihr die furchtbare Aufregung entgangen, die sich des Leibjägers bemächtigt. Eine Todtenblässe bedeckte sein Antlitz, seine breite Brust war in stürmischer Bewegung, die großen Augen rollten unruhig und ein Zittern ging durch seinen ganzen Körper. Vergeblich suchte er das Entsetzen zu überwältigen, das ihn heimgesucht. „Verzeihung, Frau Gräfin," stotterte er, „ich habe jetzt immer solchen Schwindelanfall, der Tod des gnädigen Herrn hat mich zu sehr mitgenommen, ich kann mich kaum auf den Beinen halten," und wirklich schwankte er wie ein Trunkener hin und her.

„Schon gut, lieber Wolf. Sie waren ein Freund Stahl's, und nicht wahr, Sie werden ihn retten, wenn es in Ihrer Macht steht?" Ihr Blick senkte sich dabei tief und forschend in seine Augen, als könnte sie ihm bis auf den Grund der Seele schauen; dann wandte sie ihm ohne ein Wort den Rücken und trat an's Fenster.

Völlig betäubt, keines Wortes weiter mächtig, taumelte Hermann hinaus.

Die Gräfin preßte die Hand auf das klopfende Herz, sie ahnte jetzt, daß Wanda den Ariadne-Faden in der Hand hielt, der aus diesem Labyrinth herausführen konnte, und wenn sie auch sonst vor einem Zusammentreffen mit ihr zurückgeschreckt, jetzt galt es kein Besinnen. Ohne Jemand zu sagen, wohin sie ging, trat sie sofort die Wanderung in die Oberförsterei an. Im Schlosse bemerkte man kaum ihr Fortgehen — nur ein paar große, unruhige Augen sahen ihr ängstlich nach, so weit sie ihr mit den Blicken folgen konnten; es waren die des Leibjägers, der dann gesenkten Hauptes, in finsteres Hinbrüten versunken, in das Schloß zurückkehrte.

Die Herbstsonne versuchte noch einmal ihre wärmsten Strahlen herabzusenden, und ein tiefer Frieden lag über dem schon halb entfärbten Parke. Hastig wanderte die Gräfin weiter, sie achtete kaum auf den Weg, ihre Gedanken weilten ganz wo anders. Durch eine auffliegende Krähenschaar wurde sie aus ihrem Sinnen aufgeschreckt, sie erhob die Augen und gewahrte erst jetzt, wo sie sich befand — auf jenem Platze, der so verhängnißvoll geworden. Vor ihr zeigte sich die Mooshütte, und schimmerte nicht dort ein helles Gewand durch das Gebüsch? — Die Gräfin hielt erschrocken inne — sie brauchte nicht weiter zu gehen — es war keine Täuschung, unfern der Mooshütte saß Wanda auf einem kleinen Bänkchen. Sie hatte den Kopf in beide Hände gestützt, starrte zu Boden und schien die Außenwelt nicht zu beachten. Auch das Kommen der Gräfin mußte sie nicht bemerkt haben, denn sie verhielt sich ganz ruhig und regungslos.

Helenen begann das Herz höher zu klopfen, sie hatte schon des Aufwandes aller Seelenkräfte bedurft, um Wanda nur aufsuchen zu können, und nun traf sie dieselbe unerwartet hier — auf jener Stelle, auf der sich die finstere Tragödie abgespielt. Sie vermochte vor Aufregung kaum sich aufrecht zu erhalten und wollte sich schon zurückziehen, aber die Sorge um Rudolph trieb sie vorwärts. Konnte man nicht schon morgen, heute ihn ihr entreißen? Es mußte sein, und ihre Bewegung niederkämpfend, näherte sie sich mit langsamen Schritten dem jungen Mädchen. Sie mußte sich durch das Gestrüpp hindurcharbeiten und machte absichtlich etwas mehr Geräusch, um Wanda aus ihrem Hinbrüten aufzuwecken, die jedoch ruhig sitzen blieb und die Ankommende noch immer nicht bemerkte. Erst als die Gräfin dicht vor ihr stand, wurde sie aufmerksam, sie erhob ein wenig den Kopf, und nun kam freilich etwas Leben in ihr bleiches Antlitz, sie sprang auf und war unschlüssig, ob sie flüchten oder bleiben solle.

„Wanda, gehen Sie nicht fort, ich habe mit Ihnen zu sprechen!" sagte Helene mit gedämpfter Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pfälzer Potsdam.

(Aus der „Gartenlaube.")

(Fortsetzung.)

„Da hängt vor mir das Bild meiner Großmutter," schreibt mein wackerer Gewährsmann. „Die liebe alte Frau in der blüthenweißen gestreiften Nebelkappe, die ihr einziger Luxusartikel war, mit dem alten Schmolke in den Händen, der sie durch so manche Trübsal der Pirmasenser Nothjahre treu begleitet hatte und deßhalb trotz der soliden Messingbeschläge sein hohes Alter ebensowenig verleugnen konnte, als die achtzigjährige Matrone selbst. Dieses theure Bild, das mir die liebe Aeltermutter so lebhaft vor die Augen und Seele stellt, weckt auch die Erinnerung an die Zeit des alten Regimes, wo es auch in Pirmasens hieß: ‚L'état c'est moi!' Das Wort fand unter Landgraf Ludwig dem Neunten hier seine volle Anwendung und weitere Erläuterungen in des ‚seligen Herrn' Schlag- und Lieblingswort: ‚Coûte qui coûte, je veux absolument!' (Koste es, was es will, ich will es um jeden Preis haben!) Er war jedoch zu originell, als daß ihm eine nachgebetete wälsche Phrase genügt hätte. Für seine lieben Pirmasenser hatte er noch einen andern Kraft- und Kernspruch, mit welchem er seinem absolutistischen Prinzip Eingang verschaffte: ‚Und der Deiwel, und der Deiwel!' Das war sein Refrain, das die letzte und höchste Instanz, das entschied über Glück und Unglück, Leben und Tod, Gut und Blut, Karren und Spießruthen, und was sonst noch das arme Menschenherz bewegt, soweit in der Militärkolonie des achtzehnten Jahrhunderts, wo der Mensch Soldat und der Soldat Puppe war, vom Herzen überhaupt die Rede sein konnte. Doch meine Geschichte läßt gerade das Gegentheil vermuthen.

„Als nämlich meine Großmutter sechzehn Frühlinge zählte — Pirmasenser Frühlinge, denn von unseres Herrgotts Lenz außerhalb der Stadtmauer wußte man damals in der Residenz Ludwig's des Neunten sehr wenig —, da schlug auch ihr Herz in Liebe und Sehnsucht, denn sie war die glückliche Braut eines Müllerssohnes aus der Nähe. Sie gab somit das Beispiel, daß auch in der Stadt der Grenadiere, wo der Schnurrbart und Zopf, wie der Werth des Menschen, nur nach Zoll und Linien bemessen wurde, sich doch die Natur nicht ganz unterdrücken lasse. Bald jedoch sollte sie in Schmerz und Leid inne werden, daß unter dem väterlichen Regiment des ‚Herrn' nur **eine** Liebe das Recht hatte, sich geltend zu machen: die zum Kalbfell. Seit der Konfirmation des Mädchens war ein junger Soldat täglich in's Haus gekommen, ohne jedoch irgend welche Absicht merken zu lassen. Er mochte wohl meinen, bei sechzehn Jahren habe die Sache noch keine Eile. Als aber der junge Müller erschien, da mochte der stumme militärische Anbeter denken, der Weizen sei nun reif zur Ernte, brauche aber deßhalb nicht gerade in die Mühle zu kommen. Kurz, der Soldat ging zum General, der General ging zum ‚Herrn', und der ‚Herr' sprach: ‚Und der Deiwel, und der Deiwel! Coûte qui coûte, je le veux absolument!'

„Eines schönen Morgens werden dem Vater, der Mutter und der bräutlichen Tochter die Pässe abgefordert. Ohne einen solchen Paß durfte in Pirmasens Niemand vor das Thor. An eine heimliche Entfernung war in der wohlbewachten Stadt für die besorgten Eltern und ihr Kind nicht zu denken, und was weiter kam, läßt sich vermuthen. Der ‚Herr' hielt nach wie vor seine Parade ab und schlug an den Fensterscheiben seine selbst komponirten Märsche dazu — was wußte er von einem gebrochenen Herzen! Der General maß nach wie vor die regelrecht aufgesetzten, gewichsten Schnurrbärte — in seinem Reglement stand auch Nichts vom Herzen. Dem Elternhause meiner Großmutter gegenüber stand eine der großen Kasernen, und was die bedrängte Braut da fast täglich sehen konnte, war ganz geeignet, einem jungen Mädchen von damals die romantischen Grillen zu vertreiben, wenn sie je daran gedacht, mit Mutter und Vater der Soldatenstadt und dem Machtbereiche des Landgrafen zu entfliehen und sich der früheren Heimath zuzuwenden. Denn das Spießruthenlaufen, das im Kasernenhofe stattfand, war ein Radikalmittel gegen das Heimweh.

„Wenn nämlich einen armen Burschen die Lust anwandelte, ohne Paß und Urlaub nach den Seinigen zu sehen, nachdem er vielleicht in seinem sechzehnten oder siebenzehnten Jahre aus der Scheuer und Bodenkammer seines Vaters in der Wetterau, am Vogelsberge oder sonst anderswo hergeholt worden war; wenn er dabei, um die Thorwache nicht zu belästigen, sich die undankbare

Mühe gegeben hatte, einen Abzugsgraben zu benützen und, ohne Weg und Steg zu kennen, einem gewinnsüchtigen Bauern in die Hände fiel, der des Fanggeldes wegen den Armen einlieferte: dann verschrieb dem heimwehkranken Tropfe der Doktor ein Rezept, dessen Apotheker der Profoß war. Der hatte in seinem Laboratorium allzeitig einige Schock frische, eingeweichte Weidenruthen. Baumlange Riesen bildeten eine Allee, welche die schlechteste Perspektive von der Welt zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* (Ein Wort der Erinnerung.) Ein Jahr ist nun vergangen, seitdem der Schlachtendonner von Weißenburg und Spicheren den Riesenkampf zwischen den beiden stärksten Nationen Europa's einleitete. Fast möchten wir Deutsche uns versucht fühlen, den ersten Jahrestag jubelnd zu feiern, da das ganze kriegerische Schauspiel der Ouverture entsprach und der ganze große Krieg eigentlich nur Ein großartiger Sieg war. Aber wir Deutsche sind ein viel zu ernstes, sagen wir: anständiges Volk, als daß wir Erfolge, auch wenn sie so einzig groß dastehen, wie die der Jahre 1870 und 1871, die aber so viel edles Blut kosteten, nur leichthin bejubelten. Unser Herz ist, im Gegentheil, ebenso wehmüthig als froh bewegt, denn wir wissen leider, daß von Denen, welche für ihres Volkes Freiheit und Glück Wunder der Tapferkeit gethan, Tausende verstümmelt unter uns wandeln und andere Tausende jenseits des Rheins in feindlicher Erde den Todesschlaf schlafen; ja wir haben sogar, damit auch der Groll zu unserem Schmerz sich geselle, erfahren müssen, daß in verschiedenen Fällen französische Wuth die Gräber unserer theuren Gefallenen frech entweihte.

Unter solchen Umständen begehen wir den Jahrestag der ersten siegreichen Kämpfe mit einem „freudigen Ernste"; wir leeren den vollen Becher auf Deutschlands Wohl und Einheit, wir weihen den Todten ein stilles Glas, wir haben aber auch als brave Deutsche die Pflicht, unsere Vaterlandsliebe und unsere Dankbarkeit gegen unsere Helden dadurch zu stärken, daß wir die Größe der vollbrachten Thaten uns wieder und wieder vergegenwärtigen, indem wir sie an der Gefahr messen, welche durch sie abgewendet ward. Eine spezielle Geschichte des Krieges muß zu diesem Zwecke der Orientirung, der Erinnerung und Erbauung Jedermann in Deutschland besitzen, und zwar muß es ein so glänzend, wahrheitsgetreu und freisinnig geschriebenes und durch zahlreiche prachtvolle Illustrationen so vortrefflich erläuterndes Werk sein wie „Der heilige Krieg" im Verlage von A. H. Payne in Leipzig.

Alle kritischen Organe Deutschlands haben dieses Werk als das beste anerkannt, in den weitesten Kreisen hat es vollen Anklang gefunden, der Krieger, dem es das schönste Ehrenbuch ist, findet darin die ebenso klare, wie begeisterungsvolle Schilderung all' der Großthaten, an denen er selbst so rühmlichen Antheil genommen. Nun erst gewinnt er Muße genug, sich der Lektüre eines Werkes, von dem er schon im Felde vieles Vortheilhafte gehört, mit Ruhe und Stolz zu widmen. Wir geben hier den Fingerzeig, daß für unsere heimgekehrten oder noch in Frankreich befindlichen Krieger kein passenderes und würdigeres Geschenk gewählt werden kann, als „Der heilige Krieg", in Heften großen Formats zu 5 Sgr. bei A. H. Payne erscheinend. Auf keinem Familientische sollte das schöne Werk fehlen, denn es gibt in der That kein gediegeneres Mittel zu patriotischer Erziehung und Unterhaltung, zugleich ein äußerlicher Schmuck jeder Familienbibliothek. Der Landmann stelle es neben seine Bibel, denn es war beim Himmel ein heiliger Krieg, den er darin beschrieben findet. Ja, sogar der Gelehrte kann das Werk: „Der heilige Krieg" als Geschichtsquelle benutzen.

Bis jetzt sind 17 Hefte erschienen, ein jedes reich geziert durch Illustrationen und Kunstblätter. Im Text ist das 17. Heft bei der Schlacht von Nuits angelangt, also ziemlich weit vorgeschritten. Wenn man die letzten Hefte zur Hand nimmt, so muß man namentlich den unerschöpflichen Bilderreichthum und die vielen, mit tiefer Kenntniß entworfenen topographischen Pläne des Werkes bewundern; möge Niemand verabsäumen, sich in Besitz derselben zu setzen. Bei Bestellungen, die von allen Buchhandlungen angenommen werden, ist, um sicher das richtige Werk zu bekommen, zu empfehlen; neben dem Titel: Der heilige Krieg, auch die Firma der Verlagshandlung: A. H. Payne in Leipzig, zu nennen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 100. Freitag, 25. August 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen entgegnete Nichts, es schlug nur fragend seine blauen, jetzt völlig erstorbenen Augen zur Gräfin auf. Wie ihr auch Wanda wehe gethan, Helene vermochte ihr nicht mehr zu zürnen. Es lag zu viel verzweifelter Schmerz, zu viel Gebrochenheit in ihrem Wesen. Die blühende Erscheinung war in wenigen Tagen um Jahre gealtert.

„Setzen wir uns," sagte die Gräfin, „denn ich habe Ihnen viel zu sagen." Wanda folgte ohne Weiteres ihrer Anweisung, sie preßte nur die Hand auf die Brust, als könne sie damit die Bewegung ihres Innern bewältigen. Schon längst hatte sie wieder den Blick zu Boden gesenkt, sie schien die Eröffnungen der Gräfin ruhig zu erwarten. Helene suchte nun doch vergeblich nach Worten; wie sie auch an Geist und weltmännischer Sicherheit dem jungen Mädchen überlegen war, gerade die völlige Abspannung Wanda's, ihr an Stumpfsinn grenzender Schmerz war so waffenlos, daß es Helenen peinlich wurde, sie unsanft zu berühren. Sie fing deßhalb von den gleichgiltigsten Dingen an; als aber Wanda in ihrem theilnahmlosen Schweigen verharrte, konnte sie nicht länger mit Dem zurückhalten, was ihre Seele allein beschäftigte, und sie erwähnte das traurige Schicksal Rudolph's, wenn nicht durch irgend einen glücklichen Zufall seine Unschuld an das Licht träte; „denn er ist unschuldig," fuhr sie in tiefer Erregung fort, „und nicht wahr, Wanda, auch Sie wissen es?" Sie richtete dabei ihre Augen forschend auf das Antlitz des jungen Mädchens.

Wanda hatte in großer Zerstreutheit zugehört; erst zuletzt wurde sie aufmerksam, und als sie die Angst und Sorge der Gräfin um Stahl bemerkte, spielte ein fast tückisches Lächeln um ihre Lippen. „Sie liebt ihn und er ist auch für sie verloren," dieser Gedanke allein zitterte triumphirend durch ihr Inneres.

Der Gräfin war das Lächeln nicht entgangen, und es schmerzte sie. So war also schon diese schwärmerische Liebe des jungen Mädchens in Haß umgeschlagen, und es konnte sich an dem Unglück des Mannes weiden, an den es sich noch vor wenigen Tagen so stürmisch herangedrängt. Als Wanda noch immer hartnäckig schwieg und jetzt nur ihre Augen unruhig, unheimlich funkelten, fuhr Helene lebhaft fort: „Nein, auch Sie können Stahl nicht für schuldig halten, ein solch' edler, reiner Charakter läßt sich niemals zu einem Mord hinreißen!"

Wanda trank förmlich in durstigen Zügen den Genuß, den ihr die Angst und Unruhe der Gräfin bot, und während ihre Blicke nur auf der zierlichen Spitze ihres Schuhes ruhten, entging ihr nicht der leiseste Zug in dem Antlitz der Gräfin. „Er wird verurtheilt werden, mein Bruder meint es auch," sagte sie gleichgiltig und schaukelte dabei ihren Fuß hin und her.

„Er ist dennoch unschuldig, und eine Ahnung sagt mir's, Wanda, Sie allein können ihn retten!" Helene richtete ihre großen dunklen Augen durchbringend auf ihre Nebenbuhlerin, als vermöchte sie in den tiefsten Falten ihres Innern zu lesen. Wanda fühlte die forschenden Blicke der Gräfin auf sich gerichtet, nun erwachte die alte wilde Leidenschaftlichkeit, die sie stets unter den zierlichsten Formen so geschickt zu verbergen wußte. Sie sprang von der Bank auf und jauchzte mit dämonischer Freude hervor: „Und selbst wenn ich seine Unschuld beweisen, ihn retten könnte, ich würde es dennoch nicht thun. Ich weiß, daß ich dem Untergang geweiht, und deßhalb ist es

ein Labsal für meine tiefzerrissene, wunde Brust, daß die Räder des Geschickes auch das Glück Anderer gnadenlos zermalmen." Das Phantastische, Ueberschwängliche ihres ganzen Wesens trat deutlicher als je hervor. Sie mochte sich selbst in diesem Augenblicke groß und bedeutend vorkommen und schien sich in der Rolle einer gnadenlosen Rachegöttin zu gefallen, denn sie hatte die Arme über die Brust gekreuzt, ihre blauen Augen suchten unheimlich zu funkeln und ein düsteres Lächeln spielte um ihre Lippen...

Die Gräfin erkannte mit scharfem Blick, daß Wanda's dämonische Freude doch ein wenig Spiel sei, daß sie im Grunde eine viel zu leichtsinnige, oberflächliche Natur, um auch im Hasse eine glühende, unbeugsame Feuerseele zu zeigen, und nachdem Wanda ihre Rachegedanken ausgejubelt, sagte sie mit mildem, freundlichem Lächeln: „Liebe Wanda, täuschen Sie Sich nicht selbst über Das, was in Ihrem Innern vorgeht. Ich glaube Sie besser zu kennen; heute jauchzen Sie freilich noch, daß Rudolph in das Gefängniß wandern soll, aber eines Tages werden Sie es bitter bereuen, daß Sie ihn retten gekonnt und es nicht gethan; denn die ächte, wahre Liebe verwandelt sich nie in Haß, sie vermag selbst, wo sie verschmäht wurde, die größten Opfer zu bringen."

Schon bei den ersten Worten der Gräfin schwand aus dem Antlitz Wanda's der finstere, dämonische Zug, in athemloser Spannung lauschte sie ihrem freundlichen Zuspruch, und als Helene geendigt, warf sie sich schluchzend zu ihren Füßen und rief unter hervorströmenden Thränen: „Ja, Sie kennen mein Herz, mein thörichtes, kindisches Herz! Ich habe mir Mühe gegeben, ihn zu hassen, zu jauchzen gesucht, daß auf ihn die Schuld fiel, der mich zurückgestoßen, zertreten; aber wie ich auch jubelte, ich konnte die leise Stimme nicht betäuben, die immer wieder zu seinen Gunsten flüsterte. Und jetzt, Frau Gräfin, haben Sie mich von dem tiefen inneren Zwiespalt befreit, der mir das Herz zerrissen. Ja, Rudolph ist unschuldig und ich kenne den Mörder!"

„O Gott, er ist wirklich unschuldig!" jauchzte die Gräfin auf, „wie dank' ich Ihnen!" Und sie wollte in überströmender Empfindung Wanda an ihre Brust ziehen.

Bei dieser stürmischen Freude Helenens zog doch ein Schatten über das Gesicht ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin, ein Gefühl des bittersten Neides beschlich ihre Brust. „Sie liebt ihn und wird wieder geliebt — ach, warum ließ ich mich von meinem leicht erregbaren Blute hinreißen, ihr Glück aufzubauen!" Aber die Gräfin bemerkte rasch, was in Wanda's Seele vorgehen mochte; sie ergriff ihre Hände und sagte mit ihrer weichen, vollen Stimme: „Zeigt sich nicht das Frauenherz dann erst in seiner wahren Größe, wenn es noch liebt, wo eine gewöhnliche Liebe schon erlischt und stirbt?"

„Ach, ich habe einmal gelesen, es sei die höchste Seligkeit, sich das Herz brechen zu lassen von Demjenigen, den man liebt; damals verstand ich nicht die tiefe Wahrheit dieses Wortes, jetzt weiß ich es!" rief Wanda, in ihre alte Schwärmerei zurückfallend. „Ja, ich will ihn retten, und Sie sollen glücklich sein, ich büße damit nur meine Schuld!" Die Gräfin machte eine abwehrende Handbewegung, als wolle sie diesen Gegenstand nicht berührt haben, aber Wanda fuhr eifrig fort: „Nein, nein, gestatten Sie mir, meine Brust zu erleichtern, das ist das Einzige, um was ich Sie noch bitte. Ich will mich nicht zu rechtfertigen suchen, nur Ihnen erzählen, wie Alles so gekommen, und vielleicht werden Sie mich dann milder beurtheilen." Wanda erzählte jetzt von ihrer Jugend, von ihrer tiefen Einsamkeit, wie sie sich, durch ihre eifrige Lektüre verlockt, eine Welt aufgebaut, die mit der Wirklichkeit im schneidendsten Widerspruch gestanden und die sie dann so unglücklich gemacht, wie sie den Grafen kennen gelernt und sie seine ritterliche Erscheinung bestochen. „Ich war noch so jung und unerfahren, er stand so hoch über mir — ach, Sie wissen nicht, wie das ein armes Mädchenherz blendet!" fuhr sie in tiefer Bewegung fort. „Nun lernte ich Stahl kennen, und jetzt erst zog eine wahre, ächte Liebe in mein Herz. O zu spät, ich fühle es wohl, daß ich dem Untergang geweiht, aber ich kann ihn wenigstens jetzt befreien, und vielleicht bewahren Sie mir dafür ein freundliches Gedenken!" Sie ergriff die Hand der Gräfin und drückte einen Kuß darauf. „Leben Sie wohl!" und noch ehe sie Helene zurückhalten konnte, war sie verschwunden.

Bei ihrer Heimkehr bemerkte die Gräfin unter der Dienerschaft eine große Aufregung. Man stand im Schloßhofe in Gruppen zusammen, sprach laut durcheinander und blickte neugierig auf eine Seitenthüre, als erwarte man dort irgend ein seltsames Ereigniß. Nicht einmal die Annäherung der Gräfin wurde bemerkt, und sie konnte deutlich die durcheinander schwirrenden Fragen hören: „Bringen sie ihn noch nicht? Ob sie ihn wohl fesseln werden? Wer hätte Das gedacht!" Ihr

Herz klopfte voll unsagbarer Unruhe; wollte man Rudolph wirklich schon hinwegschleppen? Und nun sollte ihm dennoch die Schmach angethan werden und er in's Gefängniß wandern? Warum hatte sie nicht Wanda zurückgehalten, daß sie durch ihr sofortiges Bekenntniß ihn vor dem Aeußersten geschützt? Und wenn sie nicht Wort hielt? Wenn in ihrem leicht erregbaren Gemüthe die finsteren Geister wieder die Oberhand erhielten? Die Gräfin vermochte ihre Seelenangst nicht zu überwältigen, sie war nicht im Stande, einen Schritt weiter zu thun, zu einer Frage die Lippen zu öffnen. Sie mußte sich auf die nächste Bank niederlassen.

(Schluß folgt.)

Das Pfälzer Potsdam.

(Aus der „Gartenlaube.")

(Fortsetzung.)

Zwischen den Bajonnetspitzen zweier Grenadiere mußte der arme Sträfling mit entblößtem Rücken so und so vielmal hin- und herlaufen, und wehe Dem, der etwa aus Mitleid seine Ruthe mit dem Daumen eingebogen oder nicht nach Vorschrift tüchtig ausgezogen hätte. Es konnte ihn sehr leicht in dieselbe Gasse bringen. Wenn nun ein solcher Delinquent mit zerfleischtem Rücken in das Haus meiner Urgroßeltern herübergebracht, mit frisch ausgelassener Butter eingerieben wurde und dabei bis an die Decke sprang, geschah dies wohl schwerlich aus Vergnügen.

„Im Angesichte solcher Szenen mag es einem jungen Mädchen nicht zu verübeln gewesen sein, wenn sie ihren Eltern kein Wagniß zumuthete und sich dem allergnädigsten Willen ihres Landesvaters gehorsamst fügte. Die Ehe meiner lieben Großeltern scheint aber doch im Himmel geschlossen worden zu sein, denn sie war eine friedliche und glückliche. Der Respekt der jungen Frau vor ihrem oktroyirten Eheherrn war so groß, daß sie ihn im ersten Jahre ihrer Verbindung nur per ‚Er' anredete, was übrigens in der guten alten Zeit nichts Seltenes war.

„Aus dem Gesagten möchte vielleicht Mancher schließen, das Regiment des seligen Herrn sei ein sehr strenges gewesen. Dieser Schluß wäre ein falscher. Der selige Herr war in der That ein guter Herr, der Absolutismus und das Spießruthenlaufen an der Zeit. Seine Kasse war allzeit im guten Stande, seine Hofhaltung einfach, jedoch nicht knickerisch, so daß viele Familien aus seiner Küche lebten und z. B. ihren guten Theil von den in der Asche gebratenen Kartoffeln erhielten, deren er täglich zu verzehren gewohnt war. Den Künsten war er nicht abhold, und man findet noch manches treffliche Porträt aus seiner Zeit von dem Hofmaler Etienne. Freimüthige Aeußerungen, soldatische Geradheit liebte er und war kein Freund von Kriecherei, wenn er auch im Dienst pedantisch strengen Gehorsam forderte. Bei allem Eigensinn, bei aller aufbrausenden Heftigkeit und mißtrauischen Eifersucht auf seine Schöpfung und die Leistung seiner Grenadiere, war er dennoch ein zwar schnurriger, aber herzensguter und gerechter alter Herr, ohne sonstige verderbliche Vorurtheile und Leidenschaften und von großer religiöser Toleranz, — so lange all diese guten Eigenschaften eben nicht mit seiner Schwäche für das Soldatenwesen in Widerstreit geriethen. Geschah Dieses, so gab es keine weiteren Rücksichten für ihn, und er schritt über jedes Hinderniß eigenwillig hinweg in der Richtung, nach welcher alle seine Passionen gingen, wovon Manches zu erzählen wäre.

„Halbe Tage lang trieb er sich unermüdlich mit wackelndem Zopfe und rasselnden Sporen auf dem Exerzirplatze umher und war wie der Satan hinter den Evolutionen seiner Grenadiere her. Waren die Wachtparade und Exerzitien zu Ende, so vergnügte er sich an seinen in Pappe ausgeschnitzten Soldaten, mit denen er auf einer großen Tafel im Schlosse Manöver anstellte. Dann ging es wohl im Exerzirhaus los, wo gewöhnlich ein gewaltiges Rumoren stattfand. Das Treiben in demselben hätte beinahe einmal ein rasches und unerwartetes Ende gefunden. Einer der Heizer, welcher die vierundzwanzig Oefen des Exerzirhauses mit zu besorgen hatte, fand das Eisen des Hängewerks unterm Dache so werthvoll, daß er einen großen Theil desselben entwendete und verkaufte. Der ganze kolossale Bau konnte so eines Tages dem Landgrafen und seinem Heere über'm Kopfe zusammenfallen. Doch der Frevel wurde rechtzeitig entdeckt, der Kerl zum Strang verurtheilt. Nun war jedoch der Landgraf willens, ihn zu begnadigen. Da aber der Feldprediger seine Frage, ob ein Dieb nach der Schrift den Tod verdiene, kurzweg bejahte, so hieß es: ‚Und der Deiwel, und der Deiwel, der Kerl muß hängen.'"

So mein Pirmasenser Gewährsmann. Weniger pietätvoll ergingen sich die Zeitgenossen, die dem Landgrafen aufbrachten, er drehe die Zöpfe, wickle,

messe die Schnurrbärte und setze sie seinen Grenadieren selbst auf. Am meisten wunderte man sich über den wunderlichen Landgrafen, daß er sich sein ganzes Leben lang am schlechtesten Orte seines sonst so schönen Landes, in der unaussprechlichen Atmosphäre seines Exerzirhauses bei uniformirten Riesen wohl fühlte, und zuletzt hatte denn diese Abneigung gegen die Hauptstadt des Landes, dieses Fernbleiben vom Schlosse seiner Ahnen, diese fortwährende Unsichtbarkeit wirklich etwas Mysteriöses, das die Phantasie reizte und den „alten Pirmasenser“, trotz aller Beschwerden gegen ihn, zur volksthümlichen Figur machte, an welche sich Sagen und Märchen knüpften.

Schon Campe, der 1785 auf der Reise nach der Schweiz durch Darmstadt kam, hörte hier als Ursache der beklagenswerthen langjährigen Abwesenheit des Landgrafen die Klage, daß dieser, „durch schreckhafte Eindrücke in der Kindheit verwöhnt, das große Schloß zu Darmstadt bei Nachtzeit zu graulich gefunden habe.“ Es ist dies nämlich eine der Geisterresidenzen der weißen Frau, die hier als Hüterin des vergrabenen Schatzes eines Baumeisters auftritt, welcher vor der Vollendung des Schlosses die Flucht ergriffen habe. Da soll nun des Landgrafen Vater, Ludwig der Achte, zu Protokoll gegeben und beschworen haben, daß der Geist ihm den Schatz gezeigt, jedoch bedeutet habe, erst sein Sohn könne denselben heben. Auf unsern Pirmasenser als ihren Erlöser und Heber des Schatzes berief sich die Erscheinung mit großer Beharrlichkeit immer wieder. War es ihm geglückt und hatte er mit dem gewonnenen Schatze sein Pirmasens geschaffen, oder fürchtete er sich vor der Rolle, zu welcher ihn die weiße Frau berufen hielt? Die Volkstradition in Darmstadt scheint Letzteres annehmen zu wollen, denn sie behauptet: ihm habe des Vaters Entschlossenheit, dem Geiste zu folgen, gefehlt, und da er von den Erscheinungen gewußt, habe er niemals eine Nacht im Darmstädter Schlosse zubringen wollen, sondern in Pirmasens seinen Wohnsitz aufgeschlagen. — Was an dieser Begründung einer schwer empfundenen Idiosynkratie Wahres sein mag, bleibe dahingestellt. Mein Pirmasenser Gewährsmann theilt mir eine beglaubigte Anekdote mit, welche den Landgrafen in ganz anderem, hellerem Lichte erscheinen läßt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Einem ein X für ein U machen ist eine Redensart, die häufig vernommen und deren Bedeutung allgemein verstanden wird. Eine andere Frage aber ist die nach dem Ursprunge und dem ursprünglichen Sinne der jedenfalls auffälligen Redensart. Die Forschung hat sich vielfach mit der Frage beschäftigt. J. M. Wagner geht (in der „Germania“) von der Annahme aus, daß die Redensart in dem den Buchstaben beigelegten Zahlenwerthe ihre Deutung finde. Er führt als einen sprechenden Beleg Lügenmärchen im Anhange zum Laienbuche vom Jahre 1597 an. Da heißt es:

Der Wirth war ein geschwinder Mann,
Die Kreid' in seine Hand bald nahm,
Dieselb', wie es dann pflegt zu geh'n,
Für einen Strich recht kreidet zween.
Er macht ein X wohl für ein V,
Damit kam er der Rechnung zu.

Diese Deutung würde also den Sinn haben, „einem 10 für 5 berechnen, ihn übervortheilen,“ überhaupt: „Etwas anders machen, als es ist,“ „täuschen“ — wie man in der Volkssprache sagt, „bemogeln.“ Eine andere Ansicht stellt Albert Hoefer, gleichfals in der „Germania,“ auf. Unter den verschiedenen Geheimschriften des Mittelalters war die gewöhnliche Art die, welche statt des Vokals den zunächst folgenden Konsonanten setzte, also b statt a, f statt e, k statt i, p statt o und endlich x für u, v, sowie x x für w. Hier wurde also wirklich ein x für ein u gesetzt, und die Absicht dieser Schreibweise lief, mag sie oftmals auch als Zeitvertreib und Spielerei geübt sein, ursprünglich nicht sowohl auf ein Betrügen und Fälschen, als auf ein Verbergen und Täuschen hinaus. Hoefer meint, die Redensart werde ja in dem völlig gleichen Sinne gebraucht, und so sei wohl deren erster Ursprung in der Anwendung jener Geheimschriften zu suchen. Gewiß haben beide Auslegungsarten Etwas für sich, und wir müssen es unsern Lesern überlassen, sich ihr Urtheil zu bilden, je nachdem ihnen diese oder jene Deutung besser gefällt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 101. Montag, 28. August 1871.

Am Scheidewege.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Schluß.)

Jetzt bemerkte eine Dienerin die halb Ohnmächtige und man eilte von allen Seiten zur Hilfe herbei. Die Kammerjungfer befand sich ebenfalls unter den Neugierigen und unter ihren Bemühungen erholte sich die Gräfin. Sie warf einen fragenden Blick auf die Menge und die Kammerjungfer berichtete sogleich mit geläufiger Zunge: „Denken Sie Sich, Frau Gräfin, der Stahl ist es nicht, es ist der Leibjäger," und als die Gräfin kein Wort darauf entgegnete, nur ihre Augen aufflammten, ihre Brust freier zu athmen begann, fuhr das zierliche Kammerkätzchen lebhaft fort: „Vor einer Stunde kam der Kriminalrichter, wollte den armen Stahl mit aller Gewalt abholen; ich mochte ihm immer wieder sagen, daß er noch krank sei, und die Frau Gräfin auch gemeint, er könne noch nicht den Transport aushalten, der alte böse Herr war nicht zu überreden, und der Wagen stand schon bereit und Stahl sollte eben heruntergeschafft werden; da stürzte der Leibjäger in das Zimmer, wo wir Alle waren, auch der Kriminalrichter, und er rief sogleich: „Mich verhaften Sie, mein Herr, ich bin der Mörder des Grafen!" Der Richter wollte ihm anfangs gar nicht glauben, aber Wolf schrie sogleich ganz verzweifelt: „Es ist die Wahrheit, ich habe den Grafen ermordet, weil —" die Kammerjungfer stockte und blickte die Gräfin fragend an, ob sie weiter erzählen dürfe.

„Ich danke Dir," sagte Helene abweisend und erhob sich, um sich in ihre Gemächer zurückzuziehen; da ging die Seitenthüre auf und man brachte den Gefangenen. Mit einem düsteren Blicke streiften die Augen des Leibjägers den Haufen, plötzlich gewahrte er die Gräfin und mit Riesenkräften sich von seiner Begleitung freimachend, die ihn schon in den bereit stehenden Wagen schleppen wollte, stürzte er auf Helene zu: „Frau Gräfin, er ist frei; ich mochte nicht, daß ein Unschuldiger für mich leiden sollte! Und nun bereue ich Nichts weiter, als daß ich die Treulose nicht mit getödtet, die mich so elend gemacht. Ich verwünsche —" weiter kam er nicht — die Diener der Gerechtigkeit nahmen ihn wieder in Beschlag, und tief erschüttert von all' diesen Ereignissen, eilte die Gräfin in's Schloß.

Der Leibjäger legte vor Gericht ein rückhaltsloses Bekenntniß ab. Schon längst war seine Eifersucht erregt worden. An jenem verhängnißvollen Abend stand er bereits vor der Mooshütte auf der Lauer. Er hörte die Bekenntnisse Wanda's, den Wortwechsel Stahl's mit dem Grafen und damit war seine Wuth auf das Aeußerste gesteigert worden. Jetzt näherte sich das Paar — der Graf lachte noch übermüthig, er ahnte wenig, wie nahe ihm die Gefahr, und wie er noch eben Wanda ein Wort zuflüsterte, stieß ihm der Leibjäger den Hirschfänger in die Brust. Lautlos sank der Graf zusammen. Auch an Wanda hatte Hermann auf der Stelle Vergeltung üben, sie ebenfalls tödten wollen; aber sie war vor ihm in die Kniee gesunken, seine Liebe war doch stärker als sein Haß, er ließ die schon erhobene Waffe sinken. Nur mußte sie ihm ein ewiges Stillschweigen geloben und Hermann glaubte wirklich, daß seine übereilte That in Nacht gehüllt bleiben würde. Da fiel unseliger Weise der Verdacht auf Stahl und dies raubte ihm allen Frieden. Wie auch wilde Leidenschaften in seinem Innern tobten, er war doch im Grunde eine ehrliche Natur, die es nicht ertragen konnte, daß ein Anderer für ihn leiden solle. Dennoch kam sein besseres Selbst nicht sogleich zum Durchbruch, er schwankte hin und her. Erst das Ge-

spräch mit der Gräfin rüttelte ihn vollends auf. Wenn sie Wanda's Gemüth erschüttern konnte, dann war er doch verloren, und warum sollte er nicht wenigstens den Muth haben, sich selbst anzuzeigen? Der Richter kam, er wollte Stahl in das Gefängniß schleppen und nun galt kein längeres Zögern. Er wußte wohl, es würde seinen Kopf kosten, aber man sollte wenigstens sagen, daß Hermann Wolf kein Feigling gewesen.

Und so fest entschlossen blieb er während der ganzen Untersuchung — so ruhig, fest entschlossen büßte er seine übereilte That mit dem Leben.

Auch Wanda sollte bald nach der Verhaftung Hermann's vernommen werden. Sie erschien nicht am Tage des Termins. Man fand ihre Leiche an jenem Scheidewege, der auch Rudolph's Blut getrunken. Die Kugel war ihr mitten durch's Herz gegangen, das abgeschossene Pistol hielt sie noch krampfhaft in der Hand. Ein mattes Lächeln spielte um ihre Lippen. Sie war noch im Tode von einer anmuthigen, rührenden Schönheit. —

Man klagt über den wilden Strudel, in den das Leben und Treiben der Residenz unaufhaltsam hinabreißt, und doch kann man nirgends so tief einsam leben, als eben da. Ja selbst die anmuthigste Idylle kann sich Derjenige verschaffen, den das Schicksal nur mit Glücksgütern reich genug gesegnet. Oder gibt es wirklich etwas Herrlicheres, als eine Villa in einer jener vom mächtigen Parke eingefriedeten Straßen, mit ihren Balkons und Säulenhallen, die eine Aussicht auf eine stets bunt bewegte farbige Welt eröffnen, mit den schattigen Gärten, den Blumenwegen, plätschernden Springbrunnen und all' den süß umschmeichelnden Lebensgütern, die dann oft ihren unglücklich-glücklichen Besitzern so werthlos erscheinen?

Auf dem Balkon eines dieser reizenden, comfortablen Gartenhäuser saß eine alte, bescheiden gekleidete Frau, emsig über eine Handarbeit gebückt, als brauche sie deren Erlös schon in den nächsten Tagen.

„Warum gönnst Du Dir keinen Augenblick Erholung, liebe Mutter?“ fragte ein stattlicher Mann, der eben auf den Balkon heraustrat und auf die Straße hinausblickte.

„Lasse es nur, Rudolph, ich bin es so gewöhnt!“

„Du könntest Dir doch jetzt Ruhe gönnen. Der süßeste Traum meines Lebens war es stets, Dir ein behagliches Dasein zu verschaffen, und jetzt, wo ein unerwartet Glück mir mehr, weit mehr gewährt, als ich je zu hoffen gewagt, bückst Du Dich über Deine Arbeit, als ob immer noch die Noth an unsere Thüre klopfte.“

„Und ich begreife gar nicht, wie Du so müßig gehen kannst; mir würde die Zeit lang werden. Warum schreibst Du nicht wieder ein Drama? jetzt, wo Du so viel einflußreiche Freunde hast, würde man es schon aufführen, oder versuche es doch ein Mal mit einem Roman. Sagte nicht der berühmte Schriftsteller, den Ihr gestern bei der Abendtafel hattet, daß er für sein neuestes Werk mehr als 10,000 Thaler erhalten? Das ist doch eine hübsche Summe und die könntest Du Dir leicht verdienen.“

„Nein, das könnte ich nicht,“ lächelte Rudolph.

„Nun, hast Du nicht auch so viel Talent, wie all' die Andern, die einen Roman nach dem andern in die Welt schicken?“

„Nein, liebes Mütterchen, das habe ich nicht, und es macht mein reichstes Glück aus, daß ich dies früh erkannt und mich bescheiden gelernt habe, denn ich kenne nichts Qualvolleres, als dies unnütze, unfruchtbare Mühen der mittelmäßigen Begabung, die um jeden Preis nach Lohn und Anerkennung ringt. Ich begnüge mich damit, alles Schöne und Große in mich aufzunehmen, was auf dem Gebiete der Kunst und Poesie hervorgebracht wird, und ich sowohl wie meine theure Helene haben längst erkannt, daß es neben dem Glück, Großes, Unvergängliches schaffen zu können, kein reineres gibt, als dies Geschaffene zu würdigen, zu verstehen und in seine Seele aufzunehmen.“

„Ja, Du hast Recht, lieber Rudolph,“ und ein weicher Arm umschlang ihn zärtlich. Es war Helene, die sich geräuschlos genähert. „Wir suchen unser Leben harmonisch zu gestalten, und es hat mein reichstes Glück ausgemacht, daß Du stolz genug warst, den Musen zu entsagen, weil sie Dir doch nicht ihre volle Gunst geschenkt.“

„Aber dieser Müßiggang!“ schaltete Frau Stahl ein, die, durch eine harte Schule gegangen, sich mit diesem dolce far niente ihres Sohnes nicht befreunden konnte.

„Widmet er nicht seine regste Aufmerksamkeit den Knaben, die ihm noch immer den besten Theil ihrer Erziehung zu verdanken haben?“ vertheidigte Helene lebhaft ihren Gatten; „und nimmt er nicht den wärmsten Antheil an allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens? Nein, liebes Mütterchen, wer, wie wir als ächte Lebensgourmands, von Allem den Rahm abschöpfen will, der hat sehr viel zu thun, der hat niemals Zeit.“

Jetzt machten die hereinstürmenden Jünglinge dem Gespräch ein Ende. Sie kamen aus dem Colleg; beide besuchten jetzt die Universität. Unter der tüchtigen Leitung Rudolph's hatten sich die Knaben wunderbar entwickelt. Arthur's geistige Fähigkeiten ließen wohl noch Etwas zu wünschen übrig, aber dennoch besaß er jetzt eine Menge tüchtiger Kenntnisse und die Professoren waren sehr mit ihm zufrieden. Seine Herzensgüte und Herzenswärme bürgt dafür, daß er einmal als der Besitzer der Güter seines Vaters die humanen Anschauungen verwirklichen wird, die Rudolph in seine Seele gepflanzt.

Während Arthur sich noch immer voll unendlicher Zärtlichkeit an seine Mama anschmiegt, ist Heinrich der Liebling Stahl's geblieben, der förmlich stolz ist auf seinen Zögling. Aber wie hat sich auch die junge glühende Seele des Knaben entfaltet und mit Feuereifer sich des reichsten Wissensschatzes bemächtigt! Alle großen erhabenen Gedanken finden ein Echo in seiner Brust, und Stahl hofft von seinem Schüler, daß er sich einen bedeutenden Wirkungskreis erringen werde, auf welchen Platz ihn auch das Schicksal einmal stellen möge.

Auch die Schwestern Stahl's kehren jetzt zurück, nach denen der Bruder vorhin schon ausgeschaut. Sie haben sich sehr entwickelt und versprechen große Schönheiten zu werden; die beiden jungen Grafen schwärmen für sie. Trotz ihrer nüchternen und dem Praktischen zugewandten Lebensanschauung verliert sich doch Frau Stahl in die schönsten Träume, wenn sie sieht, wie die jungen Grafen für ihre Töchter eine solch' ungewöhnliche Aufmerksamkeit haben.

Die Besitzer der Villa arbeiten freilich nicht, wie es Frau Stahl so gerne sähe, und wie diese zuweilen noch immer kopfschüttelnd bemerkt, langweilen sie sich nicht einmal bei ihrem Müßiggange; sie schlürfen mit süßem Behagen aus den goldenen Schalen, die sich zu ihnen herabneigen. Nach all' den Stürmen haben sich die beiden Glücklichen in einen Hafen gerettet, der ihnen den reichsten Frieden gewährt.

Das Pfälzer Potsdam.

(Aus der „Gartenlaube.")

(Forts. statt Schluß.)

Als das einfache Schloß zu Pirmasens fertig war, stellte sich auch bald die Ahnfrau der Landgrafen dort ein. Das Gerücht, daß sich Abends in den Korridoren die weiße Frau sehen lasse, war bald allgemein. Wachen hatten beobachtet, wie sie den Gang entlang schwebte, Lakaien schworen darauf, daß sie im Schlosse spucke. Auch dem Landgrafen kam die Sache zu Ohren, und er nahm sie schweigend hin. Nach einiger Zeit jedoch äußerte er bei der Tafel, daß er nun auch Gelegenheit gehabt habe, die weiße Dame zu sehen, und erbot sich zugleich, den Geist seinen Kammerherren und Höflingen zu zeigen. Zu dem Ende wurden diese von dem Landgrafen für den Abend eingeladen. Nachdem Alle versammelt waren, führte er sie mit geheimnißvoll schauriger Miene auf den langen Korridor und deutete nach dem entgegengesetzten Ende desselben, indem er Jeden einzeln herbeiwinkte.

„Sehen Sie? Sehen Sie?!"

„Ja, Eure Durchlaucht, ja!" war die Antwort.

So hatte Jeder zugegeben, den Geist genau gesehen zu haben, den ihnen ihr Herr gezeigt, bis dieser auch zu dem alten stotternden Hauptmanne Menert kam. Der sprach trocken:

„Durchlaucht, isch kann nischt sehen! Isch kann immer nischt sehen!"

Darauf klopfte ihm der Landgraf auf die Schulter und sagte: „Ich auch nicht, lieber Menert. Diese Herren sind lauter Jabrüder!"

Seitdem ließ sich die weiße Frau im Schlosse zu Pirmasens nicht wieder sehen. Entweder war sie damit von Landgraf Ludwig dem Neunten wirklich erlöst, oder sie hatte ihren Zweck erreicht an dem Orte, wo die Dinge rasch ihrem Ende entgegenreiften.

Die Vorgänge im benachbarten Frankreich machten dem alten Herrn, der eben noch den Beginn der neuen Epoche erlebte, mancherlei Beklemmungen, und er war scharfsichtig genug, eine weitergehende Bedeutung in ihnen zu finden.

„Da kochen sie jetzt in Frankreich eine Suppe, die ich nicht mitessen möchte," pflegte er zu seiner Umgebung zu äußern.

Der Tod meinte es gut mit dem alten Herrn und löste ihn im April 1790 von der Wache dieses Lebens ab. Wäre er von den nachgesetzten französischen Chasseurs aus seiner lieben, selbstgebauten Residenz verjagt worden, wie sein Nachbar, Herzog Karl von Zweibrücken, und hätten die Neufranken seinen Grenadieren die Zöpfe abgeschnitten, so würde ihm das Herz darüber gebrochen sein, geschweige denn, daß er die Empörung seiner Dörfer südlich von Pirmasens, welche sich vor allen andern der französischen

Republik angeschlossen und dann die Noth seiner Soldatenstadt hätte überleben können.

Zu der heißen Revolutionssuppe wurde also Ludwig der Neunte nicht mehr geladen, aber seine verwaisten Pirmasenser mußten sie mitessen. Die Residenz der Landgrafen war wieder nach Darmstadt verlegt, während in den Aemtern des Elsasses die Revolution ihren Fortgang nahm und die landgräflichen Wappen entfernt wurden. Jetzt setzten auch die Gebirgsbauern südlich von Pirmasens Freiheitsbäume, steckten die dreifarbigen Kokarden auf, theilten sich in das Holz der Forste und kamen vierhundert Mann stark nach Pirmasens, wo sie unter mancherlei Gewaltthaten ebenfalls den Freiheitsbaum aufpflanzten. Das waren aber nur die Anfänge der Leiden, welche die unglückliche Stadt treffen sollten. Nach vorübergehendem Erfolge der Preußen kamen die Franzosen wieder, Plünderung auf Plünderung folgte, und man muß den Bericht des Volksrepräsentanten Becker in den Akten des Konvents nachlesen, um einen Begriff von den Drangsalen zu erhalten, die Pirmasens mit seinen pfälzischen Schwesterstädten von der Ausleerungskommission zu Landau erduldete.

Es lag in den Verhältnissen, daß der Krieg Pirmasens härter mitnahm, als jede andere Stadt, denn sobald der Born ihres Glückes und Glanzes mit dem Leben des Landgrafen versiecht war, versagten all' die seitherigen Hilfsquellen, da sie keine in sich selber hatte. Sie mußte ihre gleichsam unmotivirte Existenz jetzt schwer büßen, wenn nicht gar einbüßen. Nicht gestählt durch anstrengende Arbeit mußten die verwöhnten Schooßkinder fürstlicher Laune durch den jähen Wechsel von unverdientem Glücke zu unverdientem, tiefstem Elende gelähmt und betäubt werden, aller Kraft ermangeln, der hereinbrechenden Noth zu steuern. Die Hälfte der Bevölkerung stob noch schneller davon, als sie gekommen war. Die Zurückgebliebenen schleppten ihre großen Grenadierleiber hungernd in den verödeten Straßen umher, wo das Schloß und das Exerzirhaus abgebrochen worden waren, während auf dem Exerzirplatze die Gänse weideten wie noch heute. Und dann vollendete das Hungerjahr 1817 das Elend. Um jene Zeit sandte die heruntergekommene Landgrafenstadt so viel bettelndes und vagabundirendes Gesindel über die Pfalz aus, daß Pirmasens in den übelsten Ruf kam. „Pirmasenser" war ein Schmähwort geworden, wie es heute noch der Name „Matzenberger" aus ähnlichen Gründen ist, da das weithin auf einer Berghöhe zerstreute Dorf Matzen- oder Karlsberg eben auch eine unglückliche Schöpfung des vorigen Jahrhunderts, und zwar die eines Leininger Grafen ist.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

• Soeben eingetroffen: Payne's „Illustrirter Familien-Kalender" für 1872. Es läßt sich vor allen Dingen darüber sagen, daß uns ein so amüsanter und nützlicher Kalender noch nie zu Gesicht gekommen ist. Der Kalender fängt an mit einem reizenden Titelbilde: „Das erste Gebet", textlich mit einer ernsten Geschichte: „Eine Fahrt zwischen Leben und Tod", verläßt aber nun schnell dieses ernste Thema, um dem heitersten Tone Platz zu machen. Es sind lauter humoristische Erzählungen, die nun folgen, und zwar mit vielem Geschick illustrirt; wir erwähnen nur beispielsweise: „Die Bombe an der Donau" oder die Affaire „Sedan". Recht amüsant erscheinen uns auch die von Versen begleiteten humoristischen Bilder: „Die Rache des Gelehrten". Sehr übersichtlich und verständlich sind ferner die neuen Maße und Gewichte illustrirt. Praktisch wird der Kalender durch das ihm eigenthümliche, ganz vollständige Messen- und Märkte-Verzeichniß. Im Anhang finden wir als Gratis-Prämie ein vollständiges illustrirtes Kochbuch, worin jede Hausfrau auf den ersten Blick einen willkommenen Führer erkennen wird. Das Kochbuch scheint uns darauf berechnet zu sein, sowohl die Alltagskost ohne Mehrkosten möglichst verbessern zu helfen, als auch besonders bei Familienfesten als Auskunftsbuch für gewähltere Mahlzeiten zu dienen. In Summa lassen sich in dem Kalender circa 200 Illustrationen zusammenzählen. Der Preis von 18 kr., für welchen dieser Kalender zu haben, ist im Verhältniß zu der Fülle des darin Gebotenen ein so ganz abnorm billiger, daß diese Billigkeit wohl einzig und allein der kolossalen Auflage, deren sich dieser Kalender zu erfreuen hat, zu verdanken sein kann.

Lebensphilosophie.

Fürchte dich nicht vor Dem, der herzlich lacht; aber Dem gehe aus dem Wege, der immer lächelt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Mittwoch, 30. August 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

Eine preußische Landwehrkompagnie hatte das Schloß Brin-le-Duc besetzt, nachdem sie mit klingendem Spiele über die Marnebrücke durch das Dorf und die Fahrstraße hinan in den weiten Schloßhof gerückt, dessen eisernes Gitterthor der alte Haushofmeister hatte öffnen lassen, sobald über die Marschrichtung der Kompagnie kein Zweifel mehr gewesen.

Den Hut in der Hand empfing das zierlich gebaute Männchen, das durch seine Beweglichkeit trotz des Alters ächt französisches Temperament verrieth, die Befehle des kommandirenden Offiziers und gab sich alle Mühe, mit dem Zeichen der Ehrerbietung den Ausdruck einer würdevollen Resignation zu verbinden, da er in diesem Augenblicke nicht nur seinen hochgeborenen Herrn, den Marquis von Brin-Hilaire, repräsentirte, sondern auch sich als Vertreter einer durch momentanes Unglück besiegten, aber keineswegs unterlegenen Nation fühlte.

Das alte Schloß, unfern der Eisenbahn, welche von St. Dizier über Chaumont nach Besançon führt, gelegen, war bisher von der unmittelbaren Berührung der Kriegsereignisse verschont geblieben. In den letzten Tagen war die Nachricht von Toul und Nancy gekommen, daß größere Truppenabtheilungen sich südwärts dirigirten, auf allen Straßen sehe man Bajonnete blitzen, die Kommunikation sei völlig abgesperrt, die Einwohner flüchteten nach Langres und auf den Straßen nach Dijon.

Das Schloß stand auf einer Anhöhe und von den Zinnen hatte man schon seit Stunden marschirende Kolonnen aller Waffen bemerkt, die südwärts die Marne hinauf zogen, bis endlich eine Abtheilung links abgeschwenkt war und den Weg zum Schlosse eingeschlagen hatte.

Man war demnach auf den Besuch der ungebetenen Gäste vorbereitet gewesen, der Haushofmeister hatte sich eine Anrede einstudirt, mit der er den Prussiens erklären wollte, wie sein Herr, der Marquis, sich mit den schmerzlichsten Gefühlen der Gewalt beuge und ihn beauftragt, auch den ungebetenen Gästen zu zeigen, wie man gewöhnt sei, Fremde in Brin-le-Duc zu bewirthen. Er wollte über Humanität und Civilisation reden, um den Sieger zur Schonung des Schlosses zu ermahnen, erklären, daß der Marquis den Krieg nicht gewünscht, kurz, es war Alles vorbereitet, den Fremden die Ehre begreiflich zu machen, welche ihnen das Kriegsglück verschafft — aber der gute Mann hatte sich vergeblich bemüht. Der kommandirende Offizier, ein noch junger, schöner, hochgewachsener Mann, ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern ertheilte kurz gebunden seine Befehle und stellte seine sehr bestimmten Fragen.

„Sind Sie der Verwalter des Schlosses?“ begann er.

„Nur der Haushofmeister des Herrn Marquis von Brin-Hilaire, des Erb- und Grundherrn —“

„Lassen Sie das,“ unterbrach ihn der Offizier, der das Französische fast ohne Accent sprach. „Ist der Besitzer anwesend?“

„Ja, aber —“

„Warum ist er nicht hier?“

„Der Herr Marquis sind leidend, ich habe Befehle —“

„Schon gut. Sind französische Soldaten, Franctireurs oder sonst Bewaffnete im Schlosse?“

„Nein, Herr Offizier —“

„Auch keine Verwundete?“

„Nein.“

„Sie bürgen mit Ihrem Kopfe für die Wahrheit der Angabe, ebenso Ihr Herr und alle

Schloßbewohner. Ich werde die Gebäude sogleich durchsuchen lassen. Sagen Sie mir also die Wahrheit. Wird Einer meiner Leute angegriffen, so brennt das Schloß!"

„Herr Offizier, das Wort des Herrn Marquis, das ich in seinem Namen abzugeben die Ehre habe, ist das Wort eines Edelmannes, der —"

„Schon gut. Sie bleiben während der Visitation hier. Sie geben den Dienern den Auftrag, alle im Schlosse befindlichen Waffen hier auf den Hof zu bringen. Die Strafe, die auf dem Verbergen von Waffen steht, ist der Tod. Sind Vorbereitungen zur Verpflegung der Truppen getroffen? Haben Sie Vorräthe?"

„Herr Kapitän — oder habe ich die Ehre, sagen zu dürfen, Herr Major —?"

„Sagen Sie Lieutenant!"

„Herr Lieutenant, die Vorräthe reichen aus, die Soldaten zu befriedigen; die Tafel für die Herren Offiziere ist servirt!"

„Das hat noch Zeit. Die Soldaten können bald gespeist werden, für die Offiziere decken Sie in einer Stunde. Die Vorräthe werden dem Fourier-Unteroffizier gezeigt und zur Disposition gestellt. Er wird über Empfangenes quittiren. Für die Leute werden im Erdgeschoß Lagerstellen bereitet, dort das Zimmer am Portal zur Wache hergerichtet. Alle Thüren des Schlosses werden geöffnet, auf dem Dache werde ich einen Posten ausstellen, es scheint, man kann längs der Zinne um das ganze Schloß patrouilliren. Eine Dachstube wird für die Ablösungsmannschaften dieses Postens bereit gehalten. Ein Zimmer in der Nähe des Schlafgemachs der Leute wird für mich reservirt. Die Schloßglocke wird nur auf meinen Befehl geläutet. Ohne meine Erlaubniß verläßt Niemand das Schloß. Die Posten feuern auf Den, der sich heimlich durchzuschleichen versucht. Im Uebrigen wird die Zurückgezogenheit des Schloßherrn und seiner Familie respektirt werden. Den Leuten wird Nichts, am wenigsten werden ihnen Getränke verabreicht; was geliefert werden soll, wird der Fourier fordern. Sie sind verantwortlich hiefür, aber auch meines Schutzes gewiß. Ich werde jede Klage berücksichtigen, keine Ausschreitung dulden. Niemand hat von deutschen Truppen etwas Ungebührliches zu fürchten, aber jede Umgehung oder Uebertretung der ertheilten Befehle wird auf's Strengste geahndet."

Der Haushofmeister verneigte sich bei jedem Befehle, er versuchte es nicht mehr, seine Meinung zum Besten zu geben; dieser Barbar schien nicht im Mindesten für die Ehre, Gast des Marquis zu sein, empfänglich, er that, als rücke er in eine Kaserne ein.

Die beiden Offiziere der Kompagnie hatten unterdessen die Leute in kleine Abtheilungen formirt, der Jüngere hatte sich mit zwölf Mann zur Visitation in's Schloß begeben, der Aeltere die Wachen abgetheilt.

Der Haushofmeister, der sich noch vor wenigen Minuten mit der Aussicht geschmeichelt, durch Umsicht und Eifer in den Arrangements Erstaunen zu erregen, sah sich ganz überflüssig, man brachte die Waffen des Marquis auf den Hof, der Kellerschlüssel ward ihm abgefordert und er wurde erst entlassen, um den weiteren Befehlen nachzukommen, als der jüngste Offizier die Meldung gebracht, im Schlosse sei Niemand gefunden worden, der verdächtig sei.

Das Aussehen des jungen Offiziers stimmte wenig zu dieser Meldung. Er war auffallend bleich, das Auge blickte unstät, zerstreut, eine nervöse Erregung verrieth sich durch ein leises Zittern, das er vergeblich in der strammen dienstlichen Haltung zu bemeistern suchte.

„Was ist Dir?" fragte der Kompagnieführer, nachdem er durch den Griff an den Czako militärisch gedankt. „Bist Du unwohl, so stelle ich allein die Posten aus?"

„Mir ist Nichts; nur ein seltsamer Spuck. Ich erzähle Dir das später."

Der Kompagnieführer lächelte, aber er nahm sogleich wieder die dienstliche Haltung an, und vielleicht gerade deßhalb nur so förmlich, um die bestimmte Grenze zwischen dem dienstlichen und dem freundschaftlichen Verkehr zu ziehen, die Jener ebenso peinlich innehielt. Man stellte Wachtposten aus, welche die ganze Umgebung des Schlosses nach allen Seiten hin zu beobachten hatten, der Kompagnieführer stieg mit den zum Wachtdienst bestimmten Mannschaften bis zur Zinne des Schlosses und fand, daß man von dort einen freien Ueberblick über die Kammlinien der nächsten Höhen und hinab in das Marnethal bis zur Eisenbahn hatte.

Als endlich die militärischen Sicherheitsmaßregeln getroffen waren und die Mannschaften bereits gespeist hatten, begaben sich die Offiziere in ihre Gemächer, um Toilette zu machen und sich dann ebenfalls zu erfrischen.

Nach der Tafel, welche der Küche und dem Keller des Marquis alle Ehre machte, bei der aber kein Mitglied der Schloßherrschaft zugegen gewesen, ging der ältere Kompagnie-Offizier in die Vorrathskammern des Schlosses, um mit dem

Fourier die Bestände für etwaige Requisitionen aufzunehmen; der Kompagnieführer und der jüngste Lieutenant blieben allein.

„Wilhelmi ist fort," sagte der Erstere, die blauen Wolken der Havannah-Cigarre des Marquis behaglich ausstoßend. „Nun beichte, Eduard. Hast Du ein bleiches Schloßfräulein in Thränen oder einen finstern Dämon erblickt?"

„Spotte nicht, wenn Du willst, daß ich rede. Du bist der Einzige, dem ich ohne Erröthen gewagt, meine Schwäche einzugestehen, weil Du von mir weißt, daß ich sie auch überwinden kann. Doch kurz zur Sache. Ich habe das unheimliche Antlitz wiedergesehen, dessen Blick mich lähmt, wie das Auge der Katze den Vogel."

„Hier im Schlosse? Wie, Du hast Dein Gespenst gesehen und dem Spuck kein Ende gemacht?"

„Ich sah nur ein Bild in der Gallerie des ersten Stockes. Aber es lebte, es war mir, als ob das Auge sich bewege und als ob die Lippe zucke. Das Bild ist uralt. Die Tracht des Mannes, den es darstellt, gehört der Roccocozeit an. Ich habe Das gesehen, ich war also bei Sinnen."

„Und der Mann trug dieselben Züge Deines Gespenstes?"

„Es waren dieselben Züge, die ich in jener Nacht auf dem Lloyddampfer gesehen, dieselben, die der Reiter trug, der bei Mars-la-Tour den Revolver auf mich richtete, als ich mich emporrichtete aus einem Haufen von Leichen, immer dasselbe fahle, unheimliche Gesicht, das ich sehe, im Wachen und im Traume, wenn mir ein Unglück bevorsteht."

(Fortsetzung folgt.)

Das Pfälzer Potsdam.

(Aus der „Gartenlaube.")

(Schluß.)

Aber heute ist „Pirmasenser" kein Schimpfwort mehr, und das ist das alleinige und ureigene Verdienst der Bevölkerung selbst. Nach einem schweren, harten Verzweiflungskampfe um's Dasein ist es ihr, auch ohne die natürlichen Hilfsquellen anderer Städte und heute noch fern von jeder Bahnlinie, dennoch gelungen, auf eigenen Füßen zu stehen. Im Laufe eines halben Jahrhunderts haben die Pirmasenser nicht blos einen sterilen in einen wohlbebauten ergiebigen Boden verwandelt, sondern sich auch industriell reichlich fließende Nahrungsquellen eröffnet und eine Existenz geschaffen, die nicht mehr von der Gunst eines Einzelnen abhängt und die Stadt hinter keiner ihrer Schwesterstädte mehr zurückstehen läßt.

Jedermann kennt die Pirmasenser Schuhe. Der Handel mit ihnen begann etwa im Jahre 1809 oder 1810 auf Anregung eines gewissen Joß, der später nach Straßburg übersiedelte. Er hatte einige Schuhpaare fertig und konnte sie in der heruntergekommenen Vaterstadt nicht verwerthen. So schickte der Arme denn seine Frau mit denselben in die preußische Rheinprovinz, und als sie bald mit schönem Gelde zurückkehrte, wurde der Handel auch ferner und etwas eifriger betrieben. Nun griffen auch andere Schuhmacher die Sache auf, bezogen die Messen zu Mannheim, Frankfurt am Main, Darmstadt, Karlsruhe, Heidelberg und hatten schönen Erlös. Sobald der Handel ein wenig im Gange war, erfahen auch Andere, die nicht des ehrsamen Handwerks waren, den Vortheil und ließen Schuhe in den Häusern machen. An arbeitenden Kräften fehlte es nicht, die Kunst war leicht und schnell erlernt, und so gab es im Anfange der zwanziger Jahre schon eine Menge Schuhmacher in der Stadt. Das Geschäft wurde nicht fabrikmäßig, sondern von einzelnen Meistern, welche die zugeschnittenen Schuhe in die Häuser gaben, betrieben. Darauf gründeten sich nun allerlei neue Nahrungszweige. Die Einen nähten, Andere bändelten die Schuhe ein, wieder Andere trugen sie auf die Jahrmärkte, während der Ausverkauf ebenfalls durch eigene Händlerinnen besorgt wurde. Damals fielen schon auf allen Messen am Rhein die lebhaft dreinblickenden, sonnverbrannten oder sommersprossigen Pirmasenser Schuhmädchen durch ihre schlanken, hohen Gestalten auf, wie denn auch der Kleinhandel meist heute noch in weiblichen Händen liegt.

Es kann hier nicht der Ort sein, die Entwicklung des Pirmasenser Schuhhandels, wie er sich allmälig über die großen bayerischen und Schweizer Märkte, über Warschau, Kopenhagen, Amsterdam, Petersburg, Stockholm und Edinburgh ausdehnte, zu schildern. Im Laufe der fünfziger Jahre trugen die Pirmasenser ihre Schuhe auch über den Ocean und knüpften Handelsverbindungen mit den atlantischen Städten sowohl als mit den Emporien des Mississippi und der Seen an. Gewöhnlich gingen dabei Sendungen von je tausend Dutzend über's Wasser, bis auch die Damen der Hinterwälder immer lieber ihre Füße mit dem bieg- und schmiegsamen Pirmasenser Fabrikat bekleideten. Denn dieses sind keine un-

verwüstlichen Bergschuhe oder Jagdstiefel, sondern leichte Waare für Parquet und Estrich, Haus und Hof: Damenstiefel, Morgenschuhe, Pantoffel für trockene Witterung und zarte Füße und in aller Welt ob ihrer Eleganz und Preiswürdigkeit beliebt.

Daneben fordert aber heute auch noch der Pirmasenser Bilderhandel alle Beachtung, d. h. das Hausiren mit jenen lithographischen Erzeugnissen des Herrn „Wenzel de Wissembourg", welche sich heute in den katholischen Alpenländern allüberall eingenistet und schon unserem Ludwig Steub im bayerischen Hochlande ästhetisches Grauen erregt haben. Auch der Orgelleute und der „Moritathenmänner", der HH. Schartenmaier u. Comp., dürfen wir nicht vergessen. Es ist wahrscheinlich, daß der Orgelmann, welcher von Gerstäcker in Chili getroffen worden, ein Pirmasenser war, wenn er nicht ein Matzenberger gewesen sein sollte.

So sind die Pirmasenser, welche unter ihrem Landgrafen, von aller Welt abgeschlossen, der Soldatenspielerei lebten, ein flügges Völkchen geworden, das die halbe Welt durchwandert. Die Nachkommen der Grenadiere des alten Pirmasensers handeln mit Pantoffeln, Bildern und „Moritathen" und befinden sich nicht übel dabei. Bei sparsamem Leben draußen kommen sie mit ihren Errungenschaften zu flottem Leben in die Vaterstadt auf den Vogesen zurück, erzählen bei Bier und Wein von ihren Erlebnissen in den großen Städten draußen, und bei den häufigen Tanzbelustigungen, welche den Pirmasenser Schustern zum Bedürfniß geworden sind, treten dann Paare in die Reihe, die, eben erst von den zwei entgegengesetzten Enden Europa's kommend, sich hier jubelnd begrüßen. Wie lebhaft dann die Unterhaltung geführt wird, mag Der ermessen, der je ein Pirmasenser Stadtkind „auf dem Handel" schwatzen hörte und also einen Begriff davon hat, was der Mund auch außer dem Essen und Trinken noch zu leisten vermag.

So wechseln jetzt in derselben Stadt, wo einst eine abgesperrte Soldatenkolonie in der Einförmigkeit des Gamaschendienstes eine langweilige, unnütze, ja gemeinschädliche Existenz führte, Arbeit und Lohn, Handel und Wandel, Anstrengung und heiterer Lebensgenuß in natürlicher und gedeihlicher Weise. Man gedenkt wohl noch der Landgrafenzeit, aber Niemand sehnt sie zurück. Eigenes Verdienst gibt der Stadt eine ruhige Sicherheit für die Gegenwart und Vertrauen in die Zukunft, und solchen Gesinnungen gehört auch die Zukunft. Zum Schlusse können wir nichts Besseres anfügen, als den alten Spruch, der für die Stätten des Fleißes, also auch für Pirmasens gilt:

An allem Ort und Ende
Soll Der gesegnet sein,
Den Arbeit seiner Hände
Ernähret still und fein.

Gemeinnütziges.

Ein ausgezeichnetes Mittel, um Insekten zu vertreiben. Das wohlfeilste Mittel, um Insekten und Nagethiere zu vertreiben, ist der Chlorkalk. Der Geruch desselben ist insbesondere Ratten und Mäusen höchst unangenehm, so daß sie, wenn Chlorkalk irgendwo hingestreut wurde, den Ort sofort verlassen. In einer französischen chemisch-medizinischen Zeitschrift wird erzählt, daß man in einem größeren Hotel in Saarburg, das sehr von solchem Ungeziefer heimgesucht wurde, ganz eklatante Resultate damit gehabt habe. Wirksam sei dieses Mittel ferner noch, um auf Feldern, Aeckern und in Gärten Erdflöhe, Raupen, Schmetterlinge ꝛc. gründlich zu vertreiben, indem man bei trockener Witterung nur die heimgesuchten Stücke mit fein pulverisirtem Chlorkalk gut überstreuen dürfe, um sie vollständig und dauerhaft von dieser Pest zu befreien.

Mannigfaltiges.

(**Zur Frauenfrage.**) In den Vereinigten Staaten hat bekanntlich der Emanzipationsschwindel kaum weniger Frauenköpfe verrückt, als in England oder im lieben Deutschland. Ein hübsches Geschichtchen aus diesem Kapitel kommt aus Chicago in Illinois. Eine junge Schöne von dort ließ sich von einer glaubenseifrigen Stimmrechtlerin eine lange Bekehrungspredigt halten. Dieselbe dauerte eine ganze Stunde, und als nach deren Verlauf der weibliche Emanzipationsapostel mit siegesbewußtem Blicke und mit den Worten schloß: „Nun wissen sie doch, was die Frauenfrage ist," erwiederte die ungelehrige Schöne: „Ich kenne nur Eine Frauenfrage, und die lautet: Ist er schon verheirathet?"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Freitag, 1. September 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

„Bei Mars-la-Tour wurdest Du wunderbar gerettet!“

„Aber ich sah andern Tages die blutige Leiche meines armen Bruders, wie ich an dem Morgen, wo mir das Traumbild der Nacht in diesen Zügen noch schreckhaft durch die Seele zitterte, meinen Vater als Leiche sah. Der Schlagfluß hatte ihn in der Nacht getödtet. Das sind Thatsachen. Ich habe das Gesicht heute wieder gesehen und ich habe Furcht. Dir kann ich Das sagen, denn Du weißt, daß ich keine Gefahr scheue.“

„Du kannst Das Jedem sagen, der Dich bei Mars-la-Tour, vom Verbandplatze fort, im Hemde, den Revolver in der Hand, gegen den Feind stürmen sah. Furcht hat jeder Mensch, sie liegt in der Natur, und nur der Wille macht aus dem Feigen einen Mann, läßt vor dem Gebot der Ehre den Selbsterhaltungstrieb schweigen. Aber jene nervöse Empfindung, die reizbaren Charakteren, fein konstruirten Naturen doppelt eigenthümlich ist, und die Fürst Pückler die Quelle des Gespenstergewissens nennt, wird bei Dir zur Krankheit. Sie artet aus. Deine Ahnungen sollen mich nicht abergläubisch machen, kuriren wir Deine Krankheit. Wo ist das Bild?“

„Es hängt unter anderen Ahnenbildern des Schlosses. Vielleicht stellt es einen Vorfahren unseres Wirthes, der sich nicht blicken läßt, dar. Aber was soll Das? Du würdest in dem Bilde nichts Besonderes sehen. Meine Phantasie ist es, welche es belebt, und das auch nur in dem Moment, wo die Ahnung mich packt. Jetzt könnte ich das Bild ansehen, ohne das Geringste zu empfinden. Ich habe nicht das Bild, ich habe mein Gespenst gesehen und ich bin darauf gefaßt, daß mir ein Unglück bevorsteht!“

„Du irrst Dich. Vielleicht fügt es der Zufall hier, daß Du für immer diesen Bann brechen sollst. Wer sagt Dir, daß unser unsichtbarer Wirth nicht dem Bilde ähnelt, daß er es ist, den Du auf dem Schiffe, dann später in Deinen Träumen, dann bei Mars-la-Tour gesehen, daß Deine Ahnung uns einen Schurken entdecken läßt, der Verrath spinnt, und wir diesmal nicht einem Unheil zuvorkommen?“

Eduard schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte er, „ich würde mir lieber eine Kugel durch das Hirn jagen, als meiner Schwäche so weit erliegen, um mißtrauisch zu werden, auf Ahnungen hin, gegen Personen, die zufällig jene Züge tragen. Ueberdem beachtest Du nicht, daß ich in dem Manne auf dem Schiffe das Schreckgespenst früherer Träume erkannte oder zu erkennen glaubte, daß ich also gegen ihn ein Vorurtheil hegte. Nun, Du magst glauben, daß das zweite Gesicht der Schotten eine Fabel sei, daß Visionen Erzeugnisse krankhafter Nerven: ich weiß, daß meinen Ahnungen immer das Unglück folgt, und halte mich an die Thatsache. Ich bitte Dich, mein Testament in Verwahrung zu nehmen, sonst aber überzeugt zu sein, daß ich meinen Dienst, wenn ein Angriff erfolgen sollte, wie jeder Andere erfüllen werde.“

„Ich hoffe, Du zweifelst nicht daran, daß ich im Dienst von Privatgesprächen Nichts weiß. Aber ohnedem wäre es meine Absicht gewesen, diesen Herrn Marquis, der sich nicht zeigt, Lebensart zu lehren, und ohne Argwohn bin ich in diesem verwünschten Lande, wo Ueberzivilisation und Bestialität mit einander im Streite liegen, gegen Niemand, am wenigsten traue ich der Aristokratie. Ich werde mir den Hausherrn rufen lassen. Willst Du zugegen sein oder nicht?“

„Was willst Du von ihm?"

„Es hätte sich von ihm geziemt, uns zu empfangen, wir hätten dann ihm die Höflichkeitsvisite gemacht. So aber will ich ihm persönlich wiederholen, was ich dem Hofmeister gesagt. Er trägt die Verantwortung für alle Schloßbewohner, und es ist gut, wenn ich ihm Das selber sage."

„Wenn Du gestattest, halte ich mich im Hintergrunde als stummer Zeuge."

Rudolph Senden, so hieß der Kompagnieführer, gab seinem Burschen den Auftrag, dem Schloßherrn zu sagen, daß er ihn in seinem Gemach zu sprechen begehre und ihn erwarte. Es dauerte keine zehn Minuten und der Bursche kehrte mit der Meldung zurück, der Marquis folge ihm auf dem Fuße.

Senden erhob sich, ihm entgegen zu gehen; der Marquis erschien auf der Schwelle. Er war ein Mann in der Mitte der Fünfziger, elegant und überaus sorgfältig gekleidet. Trotz dieser Zierlichkeit verrieth seine ganze Erscheinung den alten Soldaten. Die aristokratischen Züge hatten eben so viel Martialisches, wie sie den Ausdruck des Stolzes der Geburt trugen.

Senden warf einen Seitenblick auf seinen Freund, der sich an's Fenster zurückgezogen, und war angenehm überrascht, in den Zügen desselben keine Spur jener Erregung zu finden, die ihn heute überkommen, als er das Schloß visitirte.

Der Marquis verneigte sich gemessen, kalt.

„Ich habe Befehl erhalten, vor Ihnen zu erscheinen," sagte er mit einem Anflug bitterer Ironie, „und da ich so gut wie ein Gefangener in meinem Schlosse bin, so gehorche ich und hoffe nur, daß keine Beschwerde über Mangel an Aufmerksamkeit meiner Dienerschaft diesen unerwarteten, aber bei den Maximen Ihrer Kriegführung nicht unerklärlichen Ruf veranlaßt."

„Mein Herr," versetzte Senden mit großer Ruhe und vielleicht in kälterer, schrofferer Form, als er einem Bürger gegenüber angenommen hätte, „ich will Ihre Bemerkung über die Maximen unserer Kriegführung überhören, denn eine Erörterung würde kein Resultat haben. Das feindliche Auftreten der Bevölkerung, viele Beispiele schnöden Verrathes zwingen uns zur Vorsicht. So gern ich jede Rücksicht auf das natürliche Gefühl nehme, welches unsern unfreiwilligen Wirthen die persönliche Begegnung mit uns peinlich macht, kann ich nicht umhin, dem Herrn dieses Schlosses die Verantwortlichkeit zu erklären, die auf ihm lastet, so lange wir in seinem Schlosse quartieren."

„Mein Herr, ich bin ein alter Soldat, ich kenne meine Pflichten als Quartiergeber und die Kriegsgesetze."

„Um so besser. Dann brauche ich Ihnen auch kaum zu versichern, daß ich mit aller Achtung für Ihre Person nur meiner Pflicht gefolgt, als ich Sie bat, Sich zu mir zu bemühen."

„Mein Haushofmeister hatte Vollmacht, mich zu vertreten."

„Herr Marquis, diese Vollmacht hätte ich anerkannt, wenn Sie Sich die Mühe gegeben hätten, mir Ihren Bevollmächtigten vorzustellen. Ich habe noch einen Wunsch, dessen Zusage ich nur von Ihnen annehme, und zwar unter Bürgschaft Ihres Wortes. Sobald Licht angezündet wird, sind auch in Ihren Gemächern vorher die Fenster zu verhüllen. Das Schloß liegt hoch, als Soldat werden Sie die Nothwendigkeit dieser meiner Anordnung ermessen. Meine Posten haben Befehl, darauf hin die Fenster des Schlosses zu beobachten."

Dem Marquis war das Blut in's Antlitz gestiegen. Einen Moment zuckte es über seine Züge hin wie ein Aufblitzen zorniger Leidenschaft, aber er kämpfte die Erregung gewaltsam nieder. Der Ausdruck der Züge ward verschlossen, düster. „Ich werde Jedem im Schlosse verkünden," sagte er, „mit welchem Mißtrauen Sie die Familie des Marquis von Brin-Hilaire zu überwachen für gut befinden und daß uns keine Demüthigung erspart bleiben soll."

„Herr Marquis, ich begreife Ihre Erregtheit nicht. Sie haben eine zahlreiche Dienerschaft, für die Sie verantwortlich sind. Ich bedaure, wenn Sie Sich persönlich verletzt fühlen: die Sorge für die Sicherheit meiner Leute gestattet mir nicht, Rücksichten zu nehmen, und, wie schon gesagt, Erfahrungen, die unsere Truppen anderswo gemacht, gebieten mißtrauische Vorsicht auch da, wo man sonst persönlich gewiß geneigt wäre, der Ehrenhaftigkeit unbedingt zu vertrauen."

Das Gespräch war hiermit beendet. Mit noch kälterer Höflichkeit, als sie einander begrüßt, trennten sie sich, aber kaum hatte der Marquis das Gemach verlassen, so näherte sich Eduard dem Freunde. „Rudolph," sagte er hastig, „gestatte, daß ich eine Patrouille mit 20 Mann durch das Dorf mache. Mir ist Alles hier verdächtig."

„Wenn es zu Deiner Beruhigung dient," versetzte Senden in einem Tone, dem man es anmerkte, daß er ungern nachgab, „so habe ich Nichts dagegen, obwohl die Leute müde sind und

ich der Ansicht bin, daß der Marquis ein Ehrenmann ist, der keinen gemeinen Verrath spinnen kann. Als ich sah, wie ihn mein Mißtrauen verletzte, bereute ich fast, daß ich meinen Argwohn nicht verborgen und mich allein auf die Wachsamkeit unserer Posten verlassen."

„Rudolph, Du wirst mich auslachen, aber meine Ahnung —"

„Eduard," unterbrach ihn Senden unmuthig, „lasse die Ahnungen unerwähnt, dem Offizier meiner Kompagnie gebe ich Mannschaften, nicht aber dem Träumer. Es würde mir sehr lieb sein, wenn Du darauf verzichten wolltest, eine Patrouille zu machen, ich kann nicht gut den anstrengenden Dienst der Leute unnütz vermehren."

„Vergesse, daß ich den Wunsch geäußert," erwiederte Eduard in einem Tone, welcher verrieth, daß er sich verletzt fühlte; „aber es ist mir doch gestattet, allein zu gehen?"

„Thue, was Du willst!"

Der junge Offizier schnallte sich den Säbel um und griff nach dem Revolver.

„Kann ich wenigstens die Ursachen des neuen Argwohns erfahren?" sagte Senden mit Mißmuth und Ironie. „Ich verspreche, mich jeder Kritik zu enthalten."

Eduard hatte eine gereizte, ablehnende Antwort auf der Zunge, aber wohl das Gefühl, daß es sein bester Freund sei, den die Antwort kränken sollte, hielt ihn zurück, dieselbe zu geben. Er schwieg.

„Ich würde persönlich Dich begleiten," sagte Rudolph, „wenn mein Platz nicht hier bei den Mannschaften wäre; aber gesetzt, es begegnete Dir auf Deiner einsamen Ronde durch das feindlich gesinnte Dorf ein böser Zufall, so würdest Du selbst die Gefahr herausgefordert haben, um Deine Vorahnungen zu bestätigen, und ich hätte einen lieben Freund verloren. Ich müßte Deiner Mutter, Deiner Schwester schreiben, daß Du muthwillig Dich über die Postenlinie hinausbegeben hast."

„Nicht muthwillig, Rudolph, mein Wort darauf, aber auch nicht aus Eigensinn. Ich habe Etwas gesehen, während Du mit dem Franzosen sprachst, was mich beunruhigt. Es ist möglich, daß meine unglückliche reizbare Phantasie mir wieder einen Streich spielt. Da ich aber gerade heute besonders erregt bin, so gestatte, daß ich diesem Spuk auf den Leib gehe und erst später darüber rede. Meine Besorgnisse gelten diesmal nicht mir und meinen Beziehungen, sondern der Sicherheit des Detachements. Ich werde vorsichtig sein und mich nicht weiter wagen, als es nothwendig ist." Mit diesen Worten drückte er die Hand des Freundes und entfernte sich rasch, ohne dessen zögernden Nachruf zu beachten.

(Fortsetzung folgt.)

Die moderne Kinder-Erziehung in Frankreich

ist vor Kurzem in drastischster Weise durch ein Schulfest in Lyon illustrirt worden, in welcher Stadt der äußerlich zu Boden getretene Sozialismus auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens, leider auch in der Schule, noch immer seine Herrschaft behauptet. Die von der Lyoner Munizipalität jüngst an einem Sonntag mit großem Lärmen in Szene gesetzte Vertheilung der Preise ist so ein wahres Munizipalitäts- und Schul-Bacchanal geworden, dessen Details der empörendsten Art sind. Am frühen Morgen schlugen die Trommeln Generalmarsch und luden die Bürgermiliz ein, auf 24 Stunden die Rolle der Kinderwärterin bei der städtischen Jugend zu spielen. Um 10 Uhr hatte man etwa 25 Mann pro Kompagnie zusammengebracht, Tambours und Marketenderinnen an der Spitze. Um 10½ Uhr erscholl das Signal zum Aufbruch. Die Knaben auf der einen Seite, die Mädchen auf der anderen, Lehrer und Lehrerinnen in der Mitte, wie an der Spitze, flatternde Fahnen und Nationalgarden als Spalier an der Seite, marschirte Alles nach dem Park Tete d'Or, wo Mittags die Vertheilung der Preise und eine Anrede des Bürgers Barodet stattfanden. Darauf harrte der Schüler eine Kollation. Eine immense Menschenmenge drängte sich um dies groteske Schauspiel. Einige Kilometer Band an dreifarbigen Fahnen bezeichneten den für die Kinder bestimmten Raum. Nach einer Viertelstunde lagen Band und Fahnen auf dem Erdboden. Alles fühlte das Bedürfniß, sich näher an dem sonderbaren Feste zu betheiligen. Endlich wurden die Kisten geöffnet; auf Tellern aus Pappe spendete die Munifizenz des Munizipalraths den Kindern etwas Hammelfleisch, ein Stück Wurst, einen Kuchen und eingemachte Trauben, daneben gab es Brod und vor Allem — reichliche Getränke. Der erste Anblick war, wie gesagt, grotesk, der zweite ungemein traurig. Unter der Einwirkung der Sonne und des Weins wurden die Köpfe wirr. Hier tanzten junge Mädchen und Lehrerinnen nach den Klängen der Bürgermusik und übten sich in Salto's, die

für die Zukunft viel versprechend waren, während andere zur unaussprechlichsten Freude ihrer Eltern nach dem Beispiel der Knaben auf dem Rasen Rad schlugen; von allen Seiten heulte der Chor unter Leitung der Nationalgarden die Marseillaise und das Ça ira. Man hätte allen diesen Leuten Plünderung und Insulten befehlen können, sie wären auf Geheiß ihrer improvisirten Führer blindlings darauf losgestürzt. Die Rückkehr Derer am Abend, die nicht, wie besonders die kleinen Mädchen, geradezu dem vielfach nothgedrungenen requirirten Ambulanzendienst verfallen waren, kann man sich leicht vorstellen. Die Nationalgarden, schwankend in den verschwommensten Curven unter dem Laub, das ihre Waffen kränzte, taumelnde Kinder am Arm in Mitten betrunkener Frauen, darunter auch die Lehrerinnen, schreiende und deklamirende Banden — zum Schluß der Pächter des Parkes, der die Rechnung für die angerichteten Schäden überreicht. — Und das war ein Kinderfest im neurepublikanischen Frankreich!

Historische Parallelen.

1.

Wie alte Sagen uns verkünden
Aus weit entleg'ner Mythenzeit,
Mußt' Oedipus, ach! einst erblinden,
Als Jokaste er gefreit!

Dergleichen kommt uns nicht zu Ohren
Bei unserm heut'gen Weltenlauf:
Denn wer ein Weib sich heut' erkoren,
Dem gehen erst — die Augen auf!

2.

Ein Jeder kennt den gord'schen Knoten,
Den Alexander staunenswerth
Einst aufzulösen sich erboten:
Er hieb ihn durch mit seinem Schwert.

Noch heute kann in Volksvereinen
Den gord'schen Knoten Jeder schau'n:
Was sich nicht lockern läßt und einen,
Wird dort ganz einfach — durchgehau'n!

3.

Im Mittelalter war sehr häufig
In Deutschland, Frankreich, England, Schweiz
Der Kreuzzug Vielen sehr geläufig,
In allen Ländern — zog man Kreuz!

Jedoch bei jedem Ordenstage
Wird's heute wirklich sonnenklar:
Der Zug zum Kreuz war keine Plage,
Zu Kreuze kriecht man heut' sogar!

Mannigfaltiges.

(Die kommunalistische Presse.) Die Sammlungen der Pariser Blätter, welche zur Zeit der Kommune erschienen, bilden den Gegenstand eines sehr einträglichen Handels. Die letzten Preise sind folgende: „Père Duchêne," vollständige Sammlung, ohne die letzte Nummer: 100 Franken, mit der letzten Nummer 150 Franken. „Journal officiel," ohne die drei letzten Nummern: 150 Franken, mit den drei letzten Nummern: 400 Franken. „Cri du Peuple," 75 Franken. „Paris libre," 60 Franken. „Le Vengeur," 50 Franken. Der Preis der anderen hält zwischen 50 und 52 Franken.

(Nettes Schießobjekt.) In der „Patrie" lesen wir als „Erinnerung an die Belagerung von Paris" folgende Geschichte: Ein General reitet an einer in voller Thätigkeit befindlichen Batterie vorüber. Ein Lieutenant kommandirt dieselbe und die Geschütze feuern um die Wette. Nachdem der General die Lage einen Augenblick studirt hatte, wendete er sich plötzlich an den Lieutenant: „Herr, auf was Teufel schießen Sie denn?" — „Auf den Befehl meines Obersten, Herr General!" war die Antwort.

(Ein großmüthiger Christ.) Ch. Marschall, von welchem soeben ein Werk über Canada erschienen ist, erzählt von einer Betversammlung, die in einer mit Schindeln gedeckten Halle stattfand. Die Andächtigen waren alle Neger, bis auf einige weiße Zuhörer. Ein kleiner, schon bejahrter schwarzer Mann wurde von heiliger Begeisterung ergriffen, als er verspürte, daß Gott sich zu ihm herablasse. Er rief der Gemeinde zu: „Ich höre, wie der Herrgott durch die Schindeln herunterkommt. Komm' nur herunter, Herr! Hier ist ein schwarzer Mann, und das bin ich! Ich will alle Schindeln bezahlen, die dabei zerbrochen werden."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Montag, 4. September 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

„Der Aberglaube steckt mich noch an," brummte Senden vor sich hin. „Wenn der Teufel sein Spiel hätte und wirklich der Träumer diesmal recht geahnt — ich muß ihm eine Patrouille nachschicken."

Der Lieutenant Wilhelmi trat ein. „Weiß der Teufel," sagte er, „hier im Schlosse ist es nicht richtig!"

„Wie so?" rief Senden, betroffen auffahrend, denn dieser Offizier litt keineswegs an Ahnungen und erregbarer Phantasie.

„Es scheint, daß man hier bedeutende Vorräthe aufgestapelt hat, die wohl keines Falls für uns angeschafft sind. Nicht nur auf den Speichern sind große Massen von Hülsenfrüchten, Hafer, Gerste und Mehl, sondern auch in den Kellern, dabei komprimirte Sachen in Büchsen, als ob eine Armee sich hier hätte verproviantiren wollen, eine Belagerung auszuhalten. Der Haushofmeister wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus und behauptete, man habe das Alles beschafft, um durchziehende Truppen beköstigen zu können; aber ich fand Säcke mit dem französischen Militärstempel, und nun behauptet er, die Vorräthe seien von einem retirirenden Korps hier geborgen worden. Ich fragte ihn, wann Dies geschehen; er versicherte, im September; aber in einzelnen Kisten mit Biscuit fand ich als Emballage Zeitungen, die im November und Dezember in Marseille erschienen sind. Der Haushofmeister ist ein alter Fuchs, und ich wette, wenn wir morgen weiter suchen, finden wir noch mehr, und wenn ich recht vermuthe, auch Waffen und Munition. Die Kellerräume sind groß, und vermuthlich hat man uns die Hälfte noch nicht geöffnet."

„Sie sagten," wandte Senden ein, „es scheine Ihnen im Schlosse nicht Alles richtig. Hegen Sie Argwohn, daß Gewichtigeres vorliegen könnte, als das Verbergen von Vorräthen?"

„Wer weiß!" antwortete Wilhelmi, die Achseln zuckend. „Ich glaube, wir thun gut, die Augen offen zu haben. Im Schlosse sind geheime Gänge, Tapetenthüren, vielleicht auch geheime Ausgänge. Wer kann's wissen! Der Flügel drüben soll unbewohnt sein, und Holm hat bei der Visitation nichts Verdächtiges gefunden. Aber vor einer halben Stunde, als ich aus den Kellern dieses Flügels auf den Hof trat, war es mir, als ob drüben, an jenem Fenster, man kann es von hier sehen, zwei Personen ständen, die sich rasch entfernten, als sie mich erblickten. Der Haushofmeister ward auffällig verwirrt, bestritt aber, daß sich Jemand dort im Flügel befinden könne."

Senden schritt unruhig auf und ab. Er hatte Holm unrecht gethan, wenn dieser ebenfalls jene Gestalten am Fenster bemerkt. Aber was war schließlich Besonderes daran, daß Schloßbewohner den andern Flügel betraten, man hatte ja einen Theil des Schlosses der Benutzung des Besitzers entzogen! „Das Leugnen des Haushofmeisters ist auffällig," sagte er. „Haben Sie sonst noch Verdächtiges bemerkt?"

„Nein, aber Alles ist mir verdächtig, die ganze Sippschaft hier im Schloß. Das steckt die Köpfe zusammen und tuschelt und ist scheu, wenn man naht. Die Leute sind mir auch zu höflich für ihre Verbissenheit."

Senden griff nach seinen Waffen und der Mütze. „Nehmen Sie den Befehl hier," sagte er, „ich werde eine Patrouille machen und vielleicht bis in's Dorf gehen. Holm hatte dieselben

Besorgnisse wie Sie, ich achtete aber nicht darauf, da er keine Verdachtsmomente angab; jetzt bereue ich, ihm keine Mannschaften mitgegeben zu haben." Damit verließ Senden das Gemach.

„Verdammt," brummte Wilhelmi, „nicht einmal im Quartier hat man Ruhe vor dieser spitzbübischen Bande!" Der dicke Lieutenant streckte sich auf's Sopha, nachdem er sich eine Pfeife gestopft. Die Besorgnisse, die er gehegt, raubten ihm nicht die Seelenruhe, er hatte nichts Exaltirtes, wie Eduard Holm.

Zur Erklärung für den Leser müssen wir bemerken, daß die verschiedenen Ueberfälle, in denen Francitireurs kleinere Detachements aufgehoben, wohl geeignet waren, selbst die Helden von Gravelotte und Wörth zu beunruhigen, und zwar besonders die Offiziere. Der Kriegserfahrung und Umsicht des Offiziers ist das Leben vieler Menschen, die Ehre der Truppe anvertraut, denn er hat die Sicherheitsmaßregeln zu treffen, und ein Versäumniß dabei, ein Mangel an Vorsicht kann ihm die schwerste Verantwortung bringen. In dem Ueberfall bei Chatillon war ein ganzes Bataillon durch Verrath der Quartierwirthe von Garibaldianern überrascht und ein großer Theil niedergemetzelt worden, ohne sich nur zur Wehre setzen zu können. Die Offiziere der im Schlosse Brin-le-Duc einquartierten Kompagnie gehörten nicht zum stehenden Heere, waren keine Berufssoldaten; ihnen war also die Vorsicht bei mangelnder Erfahrung und Uebung doppelt geboten.

Rudolph Senden und Graf Holm waren nach der Schlacht bei Mars-la-Tour, Beide leicht verwundet, in ein Lazareth jenseits des Rheins gebracht worden, nach ihrer Wiederherstellung hatte man sie zu einem Landwehrbataillon kommandirt, welches, anfänglich für den Garnisonsdienst bestimmt, jetzt auch auf den Kriegsschauplatz gezogen worden war.

Eduard Graf Holm gehörte einem vornehmen, aber verarmten Geschlechte an; er hatte schon früh Talent und Neigung zur Malerei gezeigt und sein Leben dieser Kunst gewidmet. Die beschränkten Vermögensverhältnisse hatten ihn gezwungen, in den Jahren, welche ganz der künstlerischen Ausbildung seines Talents hätten gehören müssen, Broderwerb zu suchen, und wenn er das Glück hatte, diesen schon früh zu finden, so litt darunter naturgemäß der Fortschritt in seiner Ausbildung.

Senden war ihm dazu behilflich gewesen, einen Mittelweg zu finden, auf dem er Beides vereinen konnte. Der Jugendfreund, mit dem er zusammen die Schule besuchte, hatte die juristische Carrière eingeschlagen und war nach Absolvirung des Assessor-Examens in die diplomatische Laufbahn übergetreten. Er wurde zur Vertretung eines Konsuls nach dem Orient geschickt und machte Holm den Vorschlag, ihm zu folgen. Holm hatte seinen Broderwerb darin gefunden, Illustrationen zu Prachtwerken anzufertigen; Senden rieth ihm, einen Verleger für orientalische Skizzen und Genrebilder zu suchen. Den Aufenthalt im Orient konnte er ihm durch seine Stellung erleichtern, und Holm erhielt die lang ersehnte Gelegenheit, auf der Reise die Kunstschätze der größeren Museen, die Prachtbauten des Südens, die Ruinen des Alterthums und den Duft der Landschaften des Südens zu schauen.

Beide jungen Männer waren nach Absolvirung ihres Dienstjahres Landwehroffiziere geworden und bei Ausbruch des Krieges zur Fahne geeilt. Senden hatte auf der Rückreise in die Heimath einige Tage in der Familie des Freundes zugebracht und dessen Schwester kennen gelernt. So kurz das Zusammenleben auch gewesen, hatten sich im traulichen Zusammensein die Herzen um so rascher verständigt, als der persönliche Eindruck den Vorstellungen entsprach, welche sich Anna von Holm und Rudolph Senden von einander nach den Schilderungen Eduard's gemacht. Es war zwischen ihnen kein Wort gefallen, das sie aneinander gebunden hätte, aber es war Eduard kein Geheimniß geblieben, daß die Seelen einen Bund geschlossen, der seine Schwester mit dem Freunde für immer verknüpfen konnte, wenn Senden glücklich aus dem Kriege heimkehrte.

Das Band der Freundschaft erhielt dadurch eine noch höhere Weihe, vereint standen sie im Kugelregen, und Jeder zitterte mehr für den Andern, als für sich selber.

Eduard war in einer Sylvesternacht geboren, in jener Scheidestunde zweier Jahre, in welcher man abergläubischen Sitten fröhnt, die man den Kindern als Spielereien bezeichnet, die aber in das Herz eine Saat legen, welche den Hang, an Ahnungen und Prophezeihungen zu glauben, erzeugt. Eduard's Natur neigte zu solchen Träumereien hin, er lebte in einer Welt der Phantasie nicht minder, als in der wirklichen, und selbst als er zum Manne gereift, war er noch so sehr im Banne dieser abergläubischen Träume, daß es ihn harte Kämpfe mit sich selber kostete, der unmännlichen Schwäche nicht zu erliegen, wenn ihn plötzlich im Dunkeln das Grauen der Ge-

spensterfurcht beschlich. Holm besiegte jeden Anfall der Schwäche, aber die Anfälle kehrten wieder. Er war in dieser Neigung noch bestärkt worden durch den Umstand, daß sich wiederholt seine Ahnungen bestätigt hatten, dann aber auch durch die Entdeckung, daß ein Geheimniß über ihm walte, dessen Lösung ihm die Zukunft bringen mußte.

Als sein Vater plötzlich gestorben, war Eduard kaum zwanzig Jahre alt gewesen. Beim Ordnen der Papiere des Todten hatte er ein versiegeltes Päckchen gefunden, das die Aufschrift trug: „Von meinem Sohne an dem Tage zu öffnen, wo er sein 25. Jahr erreicht." Außerdem fand er Briefe, in denen Andeutungen enthalten waren, als wäre seiner Familie entweder bitteres Unrecht geschehen, oder als habe doch Etwas sehr schwer auf dem Herzen seines Vaters gelastet. Die Mutter verweigerte ihm jede Erklärung, sie schien sich einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie ihn gebeten, den Nachlaß zu ordnen. Sie hatte Dies in der ersten Betäubung des Schmerzes gethan, jetzt unterzog sie sich der Vollendung dieser Aufgabe, indem sie ihn ermahnte, darin nur den Willen des Todten zu sehen und zu achten, der ausdrücklich bestimmte, daß Eduard, erst wenn er mündig geworden, Einsicht in die Papiere des Vaters erhalten solle.

Jedenfalls kannten die Eltern die erregbare, überaus empfindliche Natur des Sohnes, wenn dieser auch seine Schwäche gerade vor ihnen besonders geheim gehalten. Eduard hatte vor einigen Tagen das 25. Jahr erreicht, da er aber seinen Geburtstag im Heerlager gefeiert, so erwarteten ihn erst bei der Rückkehr in die Heimath jene Aufschlüsse über ein Geheimniß, mit dem sich seine lebhafte Phantasie nur zu sehr beschäftigte.

Es war eine bitterkalte, sternenhelle Nacht. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen, als er über den Schloßhof schritt, majestätisch ragte das dunkle Gemäuer des Schlosses empor, in scharfen Contouren sich im hellen Mondlicht abzeichnend vom Firmament. Die lautlose Stille ringsumher ward nur unterbrochen durch den Schritt der Wachtposten, und ein leises Rauschen in den uralten Bäumen, die der Herbst nicht völlig entlaubt und denen dieses für Frankreich so verhängnißvolle Jahr einen nordischen Winter gebracht.

Die Vermuthung Senden's hatte das Richtige getroffen — es war diesmal mehr als eine Ahnung, was Holm Anlaß gegeben, eine Ronde zu machen. Holm hatte am Fenster gestanden, während Jener mit dem Marquis gesprochen, und plötzlich in dem unbewohnten Flügel des Schlosses zwei Gestalten bemerkt. Bei der Visitation hatte er sich davon überzeugt gehabt, wie diese Räume längere Zeit hindurch nicht betreten gewesen. Staub und Spinneweben verriethen, daß man die Fremdengemächer des Schlosses — zu diesem Zwecke diente der Flügel — lange nicht gebraucht. Jetzt hatte es ihm geschienen, als sehe er die schweren Vorhänge eines Fensters sich bewegen. Die Umrisse einer Gestalt zeichneten sich im Dunkeln ab, sie schien eine andere zurückziehen zu wollen, die sich jetzt aus dem geöffneten Fenster lehnte. Einen Moment nur war das Fenster geöffnet gewesen, nur einen Augenblick hatte das Mondlicht die Hälfte des Kopfes, der sich vorgebeugt, bestrahlt, aber dieser Augenblick hatte genügt, Eduard abermals in einen Zustand fieberhafter Unruhe und Erregung zu versetzen. War es ein Spuk, eine Vision der erhitzten Phantasie oder war es Wirklichkeit — er sah jene Züge abermals, deren Anblick ihm stets verhängnißvoll gewesen, wenn ein Traum sie ihm vor die Seele gezaubert.

Das Fenster ward geschlossen, der Spuk verschwand, ehe Holm sich bewußt geworden, ob er wache oder träume, ehe er Senden heranrufen konnte. Aber er hätte sich auch Dessen geschämt. Gerade weil er die bekannten Züge gesehen, hielt er die ganze Erscheinung für ein Truggebilde seiner Phantasie. Er war überzeugt, daß er wieder eine jener Visionen gehabt, die ihm stets als warnende Vorboten eines Unglücks gekommen.

Die nahellegendste Sorge war die für die Sicherheit des Detachements. Die Kompagnie Senden's hatte den äußersten rechten Flügel der Position inne, welche man heute besetzt. Ein Ueberfall war daher nicht unmöglich, man hatte keine Kavallerie zur Disposition gehabt, die nächste Umgegend abzupatrouilliren, und wußte daher nicht, ob feindliche Abtheilungen in der Nähe. Die Lage des Schlosses war fest genug, um dasselbe gegen Uebermacht zu vertheidigen, aber die Truppe war erschöpft von weiten Märschen, die Wachsamkeit der Posten nicht ganz zuverlässig. Standen die Schloßbewohner im Einverständnisse mit draußen lagernden Banden, so war ein vom Schlosse gegebenes Signal weithin zu sehen, und es gab jedenfalls geheime Wege, die in das Schloß führten. Die lebhafte Phantasie Eduards malte sich letztere aus in unterirdischen Gängen, die mit den Schloßkellern verbunden waren, in

verborgenen Pforten 2c., und die innere Unruhe trieb ihn hinaus, selbst sich umzuschauen und zu lauschen, ob etwas Verdächtiges vorgehe.

Eduard hatte anfänglich die Absicht gehabt, eine Patrouille nach dem Dorfe zu machen, da sich dort am leichtesten eine feindliche Abtheilung versammeln und bis zur Stunde des Ueberfalls verborgen halten konnte; als er jedoch den Schloßhof verlassen und auf die Landstraße getreten, änderte er sein Vorhaben. Der hier ausgestellte Posten hatte einen freien Ueberblick, konnte also rechtzeitig das Detachement alarmiren, ehe der Feind herankam, wogegen die Seite des Schlosses, welche nach der Berglehne die Front hatte, weniger gesichert erschien. Hinter dem Schlosse befand sich innerhalb des eleganten Eisengitters, welches das ganze Besitzthum umgab, ein kleiner Blumengarten, der jetzt freilich unter winterlicher Decke starrte; dann waren Terrassen in die Berglehne geschnitten, und vom Garten führten bequeme Wege zn diesen hinauf. Der Mond stand hinter dem Berge, so daß die Terrassen im Schatten lagen und ein Fremder sich sehr gut aus dem Dunkel des Waldes, der den Gipfel krönte, an den Spalieren der Terrasse entlang zum Schlosse hinschleichen konnte, ohne bemerkt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Die blutstillende Baumwolle von Dr. **Karl Ehrle**, prakt. Arzt in Isny, welcher die Verfertigung und Anwendung seiner ausgezeichneten Erfindung in der Berliner klinischen Wochenschrift, 1870, Nr. 37, beschreibt, wird bereitet durch Kochen der Baumwolle in Sodalösung und späteres Tränken derselben mit Eisenchloridflüssigkeit, und kann leicht in jedem Laboratorium und jeder Apotheke hergestellt werden. Es hat dieselbe überall den größten Beifall und viele Anwendung gefunden und insbesondere in dem nun beendeten Feldzuge durch ausgezeichnete Dienste sich erprobt. Diese neue blutstillende Baumwolle müßte sich aber auch in der **Thierarzneikunde** trefflich bewähren. Für den einzelnen Landwirth wird diese blutstillende Baumwolle insbesondere dadurch von Wichtigkeit, daß dieselbe vorzüglich sich eignet zur Anwendung als Hausmittel in Nothfällen. Manchmal kommen in einer Wirthschaft bedeutende Verletzungen bei Thieren vor, und man ist bis zur Ankunft des oft sehr entfernten Thierarztes, bis Gefäßunterbindungen 2c. vorgenommen werden können, nicht im Stande, durch ein geeignetes Mittel sehr bedeutende Blutverluste, oft Verblutung, zu hindern. In allen solchen Fällen empfiehlt sich diese blutstillende Baumwolle wohl am besten zur Anwendung. Es handelt sich nur darum, solche vorräthig zu haben und dieselbe möglichst trocken aufzubewahren, da dieselbe sehr hygroskopisch ist. Es wird diese Baumwolle ganz wie gewöhnliche Charpie bei Wunden angewendet: entweder unmittelbar auf die Wunde oder auf groblöcheriger Gaze oder gefensterter Leinwand auf dieselbe gelegt und dann eine Kompresse darüber gebunden. Gerade wegen der Einfachheit ihrer Anwendung ist jedem Landwirth diese blutstillende Baumwolle für seine Familie in erster Linie und dann für seine Hausthiere zu empfehlen.

Mannigfaltiges.

„Wann speist man hier gewöhnlich zu Mittag?“ fragte ein zum ersten Male die Residenz besuchender Fremder seinen Cicerone.

„Um zwei oder drei Uhr,“ war die Antwort.

„So spät! Und wann speisen die vornehmen Leute?“

„Um fünf oder sechs.“

„Und die Leute vom Hofe?“

„Um sieben oder acht Uhr.“

„Ach wie spät! Und die Minister?“

„Um neun oder zehn Uhr Abends.“

„Nicht möglich! Und der König?“

„Der speist erst des andern Tages,“ war die Antwort des ungeduldigen Führers.

Im vorletzten Sommer unterhielt sich die Prinzessin von Wales mit einen Attaché der französischen Gesandtschaft, welcher auf den Sieg des französischen Renners Sornette bei dem letzten Wettrennen so stolz war, daß er ausrief: „Dieses bewundernswerthe Rennen rächt uns für Waterloo.“

„Ganz wahr“, antwortete ihm die Prinzessin, „aber bei Waterloo liefen Sie doch noch besser!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Mittwoch, 6. September 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Eduard hatte die Genugthuung, als er eine Strecke empor geklommen war und sich umschaute, einen freien Blick auch nach rückwärts bis über die Landstraße und das Dorf zu genießen.

So weit sein Auge reichte, sah er nur die im Winterfrost schlummernde Natur, es regte sich Nichts. Die friedliche Stille spottete seines argwöhnischen Herzens, das überall Gespenster witterte. Und doch — Das ist keine Täuschung der Sinne — dort regt sich Etwas auf der oberen Terrasse. Es sind Schritte, die im Schnee knistern, sie kommen von der anderen Seite, sie nähern sich ihm.

Mit bebendem Herzen klimmt er den Berg weiter hinan, um in die Höhe der obersten Terrasse zu kommen. Der felsige Weg wird steiler, er muß sich an den eisernen Stäben halten, um empor zu kommen. Da gewahrt er zu seinem Schrecken, daß das Gitter bei einem Felsenvorsprung endet, der auch ihm den Weg versperrt, denn er starrt ihm in senkrechter Wand entgegen, hinanzuklimmen ist unmöglich.

Das Geräusch der Schritte hat sich genähert, aber er sieht Nichts. Zwei Personen sind in seiner unmittelbaren Nähe, er hört deutlich den Doppelschritt, aber ein mit Stroh bewickeltes Spalier hinter dem eisernen Gitter verbirgt ihm die Personen, und die Schritte entfernen sich eilig dem Walde zu.

Die beiden Personen haben also das Schloß heimlich verlassen. Hätte er sie angerufen, wozu er einen Moment nicht übel Lust gehabt, so würden sie ihre Flucht beschleunigt haben und er hätte gar Nichts erreicht, während ihm jetzt noch die Hoffnung blieb, ihre Rückkehr erwarten und wenn sie, wie er vermuthete, Franctireurs aus einem Hinterhalt herbeigeholt, durch einen Revolverschuß das Detachement alarmiren zu können. Sein Blick fiel in diesem Augenblicke zufällig in das Thal hinab, er sah eine starke Patrouille auf der Landstraße nach dem Dorfe vorgehen. Senden hatte also doch Verdacht geschöpft, es spukte nicht allein hier oben, sondern auch im Thale hatte man Verdächtiges bemerkt.

Plötzlich hörte er Stimmen über sich, auf dem Plateau des vorspringenden Felsens. „Kehre um," sagte eine tiefe Baßstimme, „dort marschirt ein Trupp nach dem Dorfe, wir können also das Zeichen nicht geben, wir werden ihn nur in's Verderben locken. Diese blauen Teufel halten selbst in der Nacht keine Ruhe, die Angst macht sie vorsichtig. Kehre in's Schloß zurück, aber vorsichtig, daß man Dich nicht bemerkt. Vielleicht ist morgen die Gelegenheit günstiger."

Es knisterte wieder im Schnee, Eduard hörte noch ein Geflüster, ohne die Worte verstehen zu können, dann ward es still.

Mit hochklopfendem Herzen wartete der junge Offizier, an das Gitter gelehnt, des Moments, wo die in's Schloß zurückkehrenden Personen wieder an ihm vorbeikommen würden.

Er schritt leise so weit den Berg hinab, daß er hinter dem Spalier, welches die Wanderer vorhin verborgen, hinweg auf die obere Terrasse schauen konnte.

Diesmal kam nur eine Gestalt. Leichten, flüchtigen Schrittes wollte sie um die Ecke huschen, welche die Terrasse hier bildete, als ein donnerndes Halt sie erschreckte. Eduard hielt den gespannten Revolver vorgestreckt; die im Dunkeln schleichende Person war in einen Mantel mit Kapuze gehüllt und kaum in ihren Umrissen zu

erkennen, aber sie war von ihm auch nur zehn Schritte entfernt, er hatte sechs Kugeln im Revolver, eine mußte treffen.

„Kommen Sie an's Gitter," befahl Eduard, „oder ich schieße!"

Die Gestalt hatte sich tief in's Spalier gedrückt, als der Haltruf ertönte, einen Moment hatte wohl der Schrecken ihr die Glieder gelähmt, plötzlich aber huschte sie über den Weg, um vor den Augen Eduard's zu verschwinden, als habe der Erdboden sie verschlungen.

In dem Moment, wo der dunkle Schatten über den Weg schlüpfte, schoß Eduard den Revolver ab; als er den zweiten Schuß abgab, war das Ziel schon verschwunden.

Es war nicht möglich das hohe Gitter zu überklettern, Eduard blieb also nichts Anderes übrig, als den Berg hinab zu steigen und auf weitem Umwege znr Terrasse zu eilen. So viel war jedoch gewiß, daß die Posten im Garten, durch den Schuß alarmirt, jeden Flüchtigen stellen würden. Als Eduard so weit hinab gestiegen, daß er in gleicher Höhe mit dem Blumengarten war, sah er einige Soldaten der Wache aus der Hinterthür des Schlosses treten. Es waren mehrerere Minuten verflossen, seit er Feuer gegeben. Er rief die Soldaten heran, beauftragte sie, den Garten zu durchsuchen und setzte seinen Weg fort. Als er den vordern Eingang des Schlosses erreichte, traf er dort Senden. Dieser hatte Patrouillen in's Dorf geschickt, aber als er die Schüsse fallen hörte, war er, ohne ihre Rückkehr abzuwarten, zum Schlosse geeilt, um zu sehen, was dort vorgefallen. Eduard meldete ihm, was er gesehen. Beide eilten in den Garten. Wilhelmi war bereits dort und leitete die Durchsuchung. Seine Leute waren bis über die oberste Terrasse hinaus vorgegangen, aber sie hatten Niemand gefunden. Der Posten an der Hinterfront des Schlosses versicherte, daß Niemand in's Schloß eingetreten sein könne, da er den ganzen, die Front am Schlosse entlang führenden breiten, vom Mondlicht hell beleuchteten Weg übersehen.

„Der Flüchtlinge," sagte Senden, „ist also in den Wald zurückgeeilt. Der Herr Marquis wird uns jetzt angeben, wen er von seinen Angehörigen oder Dienern vermißt. Graf Holm hat die Güte, das gesammte Personal des Schlosses in dem Saal des Erdgeschosses zu bescheiden."

Die Schloßuhr schlug die zehnte Stunde, als Holm sich mit diesem Befehle in das Schloß begab.

Das Schloß Brin-le-Duc besaß ein sehr geräumig angelegtes Treppenhaus, dasselbe nahm die Mitte des Gebäudes ein. Zwei Treppen stiegen neben einander zu beiden Seiten eines mächtigen Pfeilers an, der mit ritterlichen Emblemen geschmückt war. Ziemlich breite Korridore mündeten in dieses Treppenhaus. Wenn man die Bel-Etage erreichte, so lagen rechts die Wohngemächer der Familie des Marquis, links die Prunk- und Gesellschaftszimmer. An diese letzteren stieß der Seitenflügel, in dem sich die Frembenzimmer befanden.

Der Seitenflügel hatte seine eigenen Treppen und war durch diese von den Räumen des Hauptgebäudes getrennt. An der andern Seite des Schlosses führte ebenfalls eine Treppe zum Schloßhofe hinab, so daß man also aus den Wohngemächern der Familie in den Hof oder Garten gelangen konnte, ohne das große Treppenhaus zu benutzen. Der dem genannten Seitenflügel gegenüberliegende Bau, ein Flügel in gleichen Dimensionen, war später angelegt, und Holm hatte bei der Besichtigung des Schlosses keine innere Verbindung desselben mit dem Hauptgebäude bemerkt. Der Neubau enthielt die Zimmer für die Wirthschaftsbeamten, das Erdgeschoß war zu Offiziersstuben für die Einquartierung in Beschlag genommen. Wenn Jemand das Schloß heimlich verlassen hatte, so konnte Dies ohne große Unaufmerksamkeit des Postens nur durch eine geheime Thüre geschehen sein, denn die Thüren, welche von dem Seitenflügel, sowie aus dem Treppenhause, also aus dem großen Portal, in's Freie führten, waren unschwer zu beobachten, da ein breiter Weg das Gebäude von den Gartenanlagen trennte. Im Treppenhause stand der Posten der Wache, die Thüre der Hintertreppe führte nach dem Hofe und war also hier völlig unter Augen der Einquartierung. Holm hatte diese Umstände bei der Besichtigung des Schlosses wohl beachtet und die Wohngemächer der Familie nicht visitirt, der allgemeine Ueberblick hatte ihm genügt, darnach die Posten ausstellen zu können, welche die Schloßfronten zu bewachen hatten. Als er jetzt die breite Haupttreppe hinanstieg, beschäftigte ihn der Gedanke, daß er die Schloßfronten nicht genau genug besichtigt, daß es irgendwo eine Ausgangspforte geben müsse, die er nicht bemerkt. Er war überzeugt, daß die Person, auf welche er geschossen, unbemerkt in's Schloß zurückgekehrt sei, denn im Garten war sie nicht gefunden, und es war unwahrscheinlich, daß sie wieder über die obere Terrasse in den

Wald geflüchtet sei. Die Person hatte, als er sie angerufen, anstatt hinter den Felsvorsprung zurückzueilen, trotz seiner Drohung, Feuer zu geben, es gewagt, die offene Stelle der Terrasse zu überschreiten, sie hatte also das Leben gewagt, um in das Schloß zurückzukehren!

Noch hatte Holm den Korridor der ersten Etage nicht erreicht, als ihm schon der Marquis entgegentrat. Derselbe kam aus den Wohngemächern und schien sehr erregt. „Ich hörte schießen," sagte er; „es ist doch kein Angriff zu fürchten?"

„Nein, Herr Marquis, aber es liegt der begründete Verdacht vor, daß es Bewohnern des Schlosses gelungen ist, trotz des strengen Verbotes heimlich das Schloß zu verlassen. Auf Befehl des Premierlieutenants Senden sollen sämmtliche Schloßbewohner sich sofort im Salon des Neubau's versammeln."

„Ich werde meine Dienerschaft citiren lassen. Ist es nothwendig, daß ich selbst erscheine?"

„Gewiß, Herr Marquis. Alle Schloßbewohner; auch Ihre Familie."

„Meine Damen? Herr Lieutenant, ich will nicht hoffen —"

„Verzeihen Sie, Herr Marquis;" unterbrach ihn Holm, „der Befehl lautet sehr bestimmt und soll sofort ausgeführt werden."

„Ich protestire gegen eine solche Zumuthung, ich werde Beschwerde bei Ihren Oberen, bei Ihrem König führen; ich werde vor ganz Europa eine Forderung dieser Art brandmarken. Brauchen Sie Gewalt. Dringen Sie in die Gemächer von Damen ein, zerren Sie dieselben aus den Betten, ich kann es nicht hindern, aber gutwillig werden sich meine Damen nicht dazu herablassen, sich den Blicken roher Neugier preiszugeben!"

Der Marquis wollte nach diesen Worten in seine Gemächer zurückkehren, aber Holm gebot Halt. „Sie werden vor allen Dingen," sagte er, „zuerst die sämmtliche Dienerschaft bescheiden und Sich persönlich zum Premierlieutenant Senden begeben. Tragen Sie demselben Ihren Protest vor. Da Sie behaupten, Ihre Damen seien jetzt schon in den Betten, so werde ich nur die Ausgänge der Wohnung besetzen lassen und weitere Befehle abwarten." Holm beauftragte den Unteroffizier, der ihm gefolgt war, das Nöthige zu veranlassen, zuerst aber den Marquis zum Kompagnieführer zu führen.

Das Antlitz des Marquis ward roth und blaß. Der Ausdruck seiner Erregung machte die Ursache derselben verdächtig. Es war nicht Empörung, Wuth allein, was sein Wesen verrieth, sondern auch Unruhe, scheue Angst. Er schaute mehrmals nach dem Korridor, als wünsche er in die Gemächer zurückzukehren oder Jemand heraustreten zu sehen, dem er einen Wink geben müsse; andererseits schien er es aber auch nicht zu wagen, offenen Trotz zu bieten. Vielleicht fühlte er, daß seine Unruhe den Argwohn des Offiziers vermehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Bauernfängergeschichte, die in Wien einem Berliner Professor passirt sein soll, erzählt ein dortiges Blatt folgendermaßen: „Bei Tag hektisch, des Nachts elektrisch," arbeiten sie (die Bauernfänger) in den Nachtstunden entweder in Kaffeehäusern an Spieltischen und „sieben" junge Gimpel ab, oder sie schlendern in den Sälen herum, wo getanzt wird, „ob schön, ob Regen!" Den Fremden, die solche Lokale besuchen, um das „Pariser Leben" in Wien zu studiren, dienen sie als Cicerone, wenn sie es nicht dahin bringen können, daß sich der „Herr Baron" in ein Spiel mit ihnen einläßt. Ein Berliner Professor ist kürzlich durch die Bekanntschaft eines dieser Herren, die er im Volksgarten gemacht, wo die diplomatische Welt ihre Windhunde spazieren führt, um eine Erfahrung reicher geworden. Dem gelehrten Berliner Professor, der in stiller Bewunderung der Theseusgruppe versunken war, schloß sich in liebenswürdiger Konversation über die Schönheiten dieses Kunstgebildes ein junges, äußerst elegantes Pärchen an. Der gelehrte Berliner dozirt und demonstrirt; die elegante Dame bewundert die plastischen Formen, während der junge Mann von Lob über Berlin förmlich überfließt. Der Professor wird warm und als er gar vernimmt, daß er die Ehre hat, mit dem Grafen Kapuzowski und seiner Cousine in dem jovialsten Tone zu konversiren, da fängt auch er an, gemüthlich zu werden. Die gräfliche Cousine, ein „gretchenhaft naives Geschöpf", wie er entzückt dem Grafen bekennt, beginnt ihn zu interessiren. Der Berliner spricht von seiner selbständigen Professur, der Graf von den großen Gütern seiner Cousine, an der er einzig und allein die Vorliebe für deutsche Gelehrte zu tadeln habe. Man wird noch wärmer, und als der Graf schließlich dem Herrn Professor den Antrag macht, beim Diner im „Grand Hotel" sein Gast zu sein, da geht dem Berliner ein Licht über den österreichischen Adel auf, gegen den ja

die preußische Hocharistokratie reine Krautjunker wären. Man speist im Grant Hotel, die junge Gräfin legt vor, der Graf greift zu, während der Professor mit klopfendem Herzen, die Wange liebeglühend, bemüht ist, nur mit den Fingerspitzen der gräflichen Cousine in Berührung zu kommen. Gretchenhaft verschämt schlägt sie die Augen nieder, der Berliner ist selig und je öfter die Champagnerflaschen gewechselt werden, je lauter die Gläser aneinanderklirren, desto heißer und schneller fühlt der Professor sein Herz schlagen. Dicke Schweißtropfen stehen ihm auf der Stirne, aber sein Auge blickt verklärt, denn die Gräfin schien nicht ganz unfreiwillig mit seinen Fußspitzen in Kontakt gerathen zu sein. Schon wollte der Beglückte seinen Gefühlen in ähnlicher Weise Ausdruck geben, da stand die Gräfin auf, flüsterte dem Grafen verschämt einige Worte in das Ohr, worauf dieser die Cousine unter den Arm nahm, dem Professor verständnißmäßig zuwinkte und verschwand. Der Professor saß und wartete und saß — wer aber bis heute noch nicht erschienen ist, das ist der Graf Kapuzowski und seine Cousine. Die gräfliche Unterhaltung hat dem Berliner Professor nur den Betrag von 75 fl. österr. Währ. gekostet. Ja, im Grand Hotel speist man billig!"

~~~~~~~

Den Hausfrauen empfehlen Berliner Blätter zur gefälligen Nachachtung, beim Miethen ihrer Dienstmädchen die Empfangsart der Frau des Berliner Professors J., um den Dünkel gewisser „Damen vom Schmortopf" etwas zu dämpfen. Frau J. hatte zur Unterstützung in der Wirthschaft durch das Intelligenzblatt ein Mädchen verlangt. Um 10 Uhr Vormittags hält eine Droschke vor der Thür ihres Hauses und eine elegant gekleidete Dame mit wallendem Schleier am Hute steigt aus und befiehlt dem Kutscher sehr laut, zu halten, da sie wahrscheinlich noch weiter fahren werde. Der Professor sieht vom Fenster aus die Dame und glaubt, eine neue Schülerin zur Erlernung fember Sprachen komme, wie das tagtäglich geschieht, sich bei ihm zu melden. Die Klingel wird etwas stark in Bewegung gesetzt. Der Professor öffnet selber mit großer Höflichkeit und bittet die Dame, einzutreten. „Kann ich die Frau des Hauses sprechen?" fragte die Fremde, nachdem sie sich in einen Lehnstuhl gepflanzt hat, den ihr der Professor eilfertig hingerollt hatte. Der Professor öffnet eine Nebenthür, ruft hinein: „Elwine, eine Dame wünscht Dich zu sprechen," darauf verläßt er nach einer abermaligen Verbeugung das Zimmer. Frau J. tritt ein und fragt: „Mit wem habe ich die Ehre?" Die Fremde erhebt sich etwas widerwillig aus dem bequemen Stuhl und antwortet: „Sie wünschen ein Mädchen zu Ihrer Unterstützung in der Wirthschaft zu engagiren. Welches sind Ihre Bedingungen?" Frau J. gegenfragt in entschuldbarem Irrthum: „Wollten Sie so freundlich sein, mir ein Mädchen zu empfehlen?"

Die Fremde antwortete leichthin: „Ich bin es sebst, die ihre Stellung zu ändern wünscht." Nachdem sie sich im Zimmer umgesehen hat, tritt sie an's Fenster. „Sie wohnen recht hübsch hier, nur etwas hoch; jedenfalls haben Sie Wasserleitung im Hause?" „Ja wohl." „Ich habe doch mein besonderes Zimmer?" „Natürlich."

„Vor meinem Bette muß ich eine Decke liegen haben, da ich mich des Morgens beim Aufstehen gar leicht erkälte." „Soll bestens besorgt werden." „Was zahlen Sie Gage für die Kondition?" „Achtzig Thaler und zu Weihnachten: ein Atlaskleid und sechs Friedrichsd'or!" „Das würde mir genügen." „Noch eine Frage, wer kocht denn bei Ihnen?" „Ein französischer Koch, wenn es meiner Köchin nicht paßt." „Dann sind wir also einverstanden?" „Noch nicht so ganz," fällt hier Frau J. in einem etwas vornehmeren Tone ein, „jetzt wirst Du mir auch erst einige Fragen erlauben: Kannst Du Putz machen?" „Nein." „Kannst Du französisch vorlesen?" „Nein." „Kannst Du Klavier spielen?" Nein." „Dann kann ich Dich nicht brauchen!" Und ohne die Anmaßende auch nur eines Blickes weiter zu würdigen, verläßt Frau J. das Zimmer, und einige Minuten später besteigt die Küchenfee ihre noch vor der Thür haltende Droschke, um ihr Glück weiter zu versuchen.

Lebensphilosophie.

Wer endlos wählt und sich besinnt,
Gewöhnlich das schlechteste Theil gewinnt.
Wer vorschnell zugreift, deß Verstand
Sitzt statt im Kopfe in der Hand;
Nur ruhig Besinnen und rasch Erwählen
Läßt viel gewinnen und wenig verfehlen.

~~~~~~~

Aller Sinn und Muth,
Steht nach dem zeitlichen Gut,
Und wenn sie das erwerben,
Legen sie sich nieder und sterben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

// Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Freitag, 8. September 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

„Ich bin also Ihr Gefangener," rief er mit erhobener Stimme, und zwar so auffallend laut, daß Holm die Absicht merkte, er wolle in den Gemächern gehört werden. „Sie führen Krieg gegen Wehrlose. Ohne Scheu vor dem Heiligthum der Familie —"

„Herr Marquis," unterbrach ihn Holm abermals, „der Unteroffizier hat Befehl, Sie zum Lieutenant Senden zu führen. Tragen Sie dort Ihre Beschwerden vor!"

Ein Wink, den Holm gleichzeitig dem Unteroffizier gab, war bedeutsam genug. Der Marquis konnte errathen, daß man nahe daran sei, Gewalt zu gebrauchen. Der Unteroffizier erhob die Hand, ihn zu berühren.

Verwünschungen murmelnd, gehorchte er. Holm blieb inmitten des Korridors stehen, versuchte aber die Thüre des Saales zu öffnen, welche auf die Mitte des Treppenhauses führte. Sie war verschlossen, es konnte also Jedermann aus der Wohnung des Marquis durch die Prunkgemächer in den Seitenflügel sich begeben, und dort vermuthete er eine geheime Ausgangsthüre. Diese Kommunikation mußte unterbrochen werden. Nachdem er vergeblich an der Thüre gerüttelt, wollte er eben einem Soldaten rufen, als im Korridor sich eine Thüre öffnete und eine junge Dame, einen Armleuchter mit brennenden Kerzen in der Hand, sichtbar wurde. Holm stand da, als ob ihm plötzlich eine Fee erschienen, er war wie betäubt.

Die junge Dame sah ihn erröthen. Ihr Antlitz flammte in Empörung, beleidigter Stolz gab ihr die Kühnheit, dem Fremdling entgegenzutreten, hochaufgerichtet war ihre schlanke Gestalt, ihr Auge schoß Blitze. „Was geht hier vor?" sagte sie mit vor Erregung bebender Stimme. „Wollen Sie in diese Gemächer einbrechen, so gestatten Sie zuvor, daß wir uns flüchten!"

Sie war blendend schön in diesem flammenden Zorne, unwillkürlich wich er zurück, wie vor einer überirdischen Erscheinung. „Madame," stotterte er, „verzeihen Sie — ich wollte nur diese Thüre öffnen lassen, sie gehört zu einem Saale, den Sie nicht bewohnen."

„Mein Herr, der Haushofmeister ist zu Ihrer Verfügung, aber Sie scheinen es vorzuziehen, Thüren zu sprengen, um eine geängstigte, bedrängte Familie fühlen zu lassen, welche Gewalt Ihnen das Kriegsglück gegeben."

In diesem Augenblicke kam der Unteroffizier, der den Marquis eskortirt, mit zwei Soldaten zurück. „Die Privatwohnung des Herrn Marquis," meldete er, „soll abgesperrt gehalten werden, bis die Damen die Visitation gestatten. Der Herr Graf möchte dieselbe mit aller Schonung vornehmen." Der Unteroffizier hatte die Meldung natürlich in deutscher Sprache gemacht, die junge Dame errieth aber wohl aus dem Worte Visitation, was sie zu erwarten hatte, denn sie erbleichte.

„Madame," sagte Holm, „ich bin Soldat und gehorche dem Befehle, den ich erhalte. Ich bedaure, Sie bitten zu müssen, mir die Besichtigung dieser Gemächer zu gestatten."

Die junge Dame schien plötzlich allen Muth verloren zu haben. Die Blässe ihrer Züge ward beunruhigend, der Glanz des Auges schien zu erlöschen, sie griff mit der Hand an die Wand, als suche sie eine Stütze. Eine Zofe war unterdessen von der andern Seite des Korridors gekommen und zu ihr getreten. Sie gab derselben den Armleuchter und schien mit aller Willenskraft

gegen die plötzliche Anwandlung einer Schwäche oder einer Ohnmacht zu kämpfen.

„Der Herr Marquis," sagte die Zofe, die nicht minder beängstigt und schreckensbleich erschien, „lassen sagen, es sei die Visitation befohlen. Madame und die Frau Marquise möchten sich in Geduld ergeben —"

„O mein Gott!" murmelte die junge Dame so schmerzlich, daß Holm viel darum gegeben hätte, hundert Meilen entfernt zu sein. „Thun Sie Das, wozu Sie die Gewalt haben!" rief sie im Aufflackern plötzlicher Kraft, die ihr die Erregung gab, und ein Blitz tödtlichsten Hasses und tiefster Verachtung schoß aus ihren Augen, „befriedigen Sie Ihren brutalen Hohn in der Beschimpfung wehrloser Frauen, Sie sind ja die Sieger!" Mit diesen Worten wandte sie sich ab, in ihr Gemach zurückzukehren.

Holm brannte die Schamröthe im Antlitz, einen Moment war er unter dem Bann des Eindrucks dieser Worte unschlüssig, ob es sich mit seiner Ehre vertrage, in die Frauengemächer einzudringen, da erblickte sein Auge Etwas, das ihn erbeben machte. Der Zugwind bewegte das Gewand der jungen Dame. In dem Moment, wo sie in ihr Gemach trat, sah er etwas Weißes am Absatz ihrer Schuhe blitzen — es war Schnee! Sie hatte Schnee an den Schuhen. Sie war also vor sehr kurzer Zeit im Freien gewesen! Sie war es, die er im Garten gesehen, auf die er geschossen. Ihre Toilette hatte sie rasch verändert, die Schuhe zu wechseln hatte sie vergessen. Er schritt ihr nach, er entriß der Zofe den Armleuchter und öffnete die Thüre, durch welche sie verschwunden. Dies geschah so plötzlich, daß die Zofe keine Zeit hatte, ihm zuvorzukommen, an der Schwelle wies er sie zurück.

Die junge Dame blieb mitten im Gemach stehen, das sie durcheilen wollte, als er, ohne zu klopfen, eingetreten. War es Empörung oder Schrecken, was sie zittern ließ? Ihm genügte ein Blick, sich dessen zu versichern, daß er sich nicht geirrt. Sie trug Ueberschuhe. Auf dem Teppich des Fußbodens lag ein Stück festgeballten Schnee's.

„Madame," sagte er, und jetzt hatte er seine völlige Fassung wieder gefunden und konnte ihr fest in's Auge sehen, ohne unter ihrem Zornesblick zu erröthen, „gestatten Sie mir ein Wort unter vier Augen. Sie haben Schnee an den Schuhen. Wenn ich jetzt die Visitation abhalte, erfülle ich nur eine Form; sorgen Sie dafür, daß der Unteroffizier nicht bemerkt, was ich entdeckte." Damit verneigte er sich und kehrte in den Korridor zurück.

„Wir wollen noch einige Minuten warten," sagte er zu dem Unteroffizier, „damit die Damen Zeit haben, sich vorzubereiten. „Unterdessen öffnen Sie," wandte er sich zur Zofe, „dort die Salonthüre." Die Zofe gehorchte. Es waren verschiedenartige, sehr lebhafte Gefühle, die Eduard's Brust bestürmten, als er sich endlich zur Visitation anschickte. Er erbebte bei dem Gedanken, daß er auf ein Weib geschossen, auf ein so schönes, stolzes Weib, daß seine Kugel diesen herrlichen Gliederbau hätte zerstören oder vernichten können. Und was war es, das sie draußen zu schaffen gehabt, das diese zarten Füßchen über den kalten Schnee gelockt, das sie ihr Leben wagen ließ, zu nächtlicher Stunde auf's Feld zu eilen?

War es ein Verwandter oder ein Geliebter, der draußen sie treffen sollte, war es Verrath, den sie spann, dem sie sich zum Werkzeug hingegeben in fanatischem Hasse gegen die Fremden — und wer war es, der sie begleitet?!

Die Pflicht gebot strenge Visitation und Meldung des Vorgefallenen.

War es Einem gelungen, das Schloß heimlich zu verlassen, war es ihr geglückt, unbemerkt in dasselbe zurückzukehren, so war die Kommunikation mit der Außenwelt trotz aller Vorsichtsmaßregeln in ihrer Hand, konnte fortgesetzt, zu einem Ueberfall des Detachements ausgebeutet werden.

Der Haushofmeister hatte die Unwahrheit angegeben, als er gesagt, nur der Marquis mit Frau und Tochter bewohnen diese Gemächer. Es war noch Jemand hier gewesen, der die Tochter des Marquis auf der Felsenplatte vertraulich mit „Du" angeredet.

So gut wie Einer verborgen gewesen, der jetzt entschlüpft, konnten Mehrere sich hier im Schlosse versteckt halten, und wer sich zu verbergen suchte, der konnte nur Uebles im Schilde führen.

Der Unteroffizier hatte Holm leise mitgetheilt, daß in diesem Augenblicke nochmals das ganze Schloß visitirt werde.

Der nächste Moment konnte eine Entdeckung bringen, welche Senden zwang, die ganze Familie des Marquis verhaften zu lassen. War die Salonthüre trotz des Verbots auch zufällig verschlossen worden, so mußte doch der Argwohn gelten, es sei absichtlich geschehen. Sobald im Seitenflügel Personen gefunden wurden, hatte die Familie des Marquis, nicht die Dienerschaft, diese verborgen.

Holm durchschritt die Privatgemächer. Sie waren leer, und schon wollte er Rechenschaft fordern, ob man ihm alle Räume gezeigt, da er die Familie des Marquis noch nicht gesehen, als er diese in dem an den verschlossen gewesenen Salon grenzenden Prachtzimmer fand. Sämmtliche Kerzen der Arm- und Wandleuchter brannten, als ob man Besuch erwarte. Eine alte Dame saß auf dem Divan, sie hatte den Mantel umgebunden, als sei sie zum Ausgehen genöthigt. Neben ihr saß oder lag vielmehr das junge Mädchen. Die Marquise schien sie zu stützen, damit sie sich aufrecht erhalten könne. Beide Damen würdigten Holm keines Blickes, als er eintrat, noch weniger erwiederten sie seine Verbeugung.

„Meine Damen," sagte er, gereizt durch die eisige Kälte dieses Empfanges und die leicht zu errathende Absicht, welche ihre Toilette andeutete; „Ihre Gemächer stehen Ihnen wieder zur Disposition, ich bedaure, Ihre Ruhe gestört zu haben!"

Es erfolgte keine Antwort.

„Annette," sagte die Marquise zu der Zofe, die dem Offizier bei seiner Ronde durch die Gemächer gefolgt war; „der Wagen soll vorfahren."

„Verzeihung, Frau Marquise," antwortete Holm an Stelle der Zofe, „es ist Niemand gestattet, das Schloß zu verlassen."

Die Marquise gab wiederum keine Antwort, aber sie blickte auf, als wolle sie vom Himmel herab rächende Schaaren zu Hilfe rufen.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Kaiserin bis zur Petroleuse.

Von Hans Wachenhusen.

(Aus der „Köln. Ztg.")

Mit der Thronbesteigung Eugenie Montijo's und der ersten Pariser Weltausstellung begann auch die Demoralisation, die sich wie eine galoppirende Schwindsucht entwickelte. Frankreich hatte kurz vorher den Malakoff erobert und der Pariser Kongreß hatte der Welt den Frieden zurückgegeben. Frankreich war sich niemals größer erschienen, als damals, und Napoleon's Staatsstreich war vergessen, denn die unzufriedenen afrikanischen Regimenter waren in der Krim hingeschlachtet, die „Marianne" erstickt und der napoleonische Thron, der sehr heftig gewackelt, befestigt worden.

Paris konnte sich ganz seinen Freuden hingeben. Die Fremden strömten in Massen nach Paris. Die Grisetten des Quartier Latin, müde ihrer lateinischen Studien, die ihnen nur ein simples Merinokleid eintrugen, zogen den Fremden entgegen, etablirten sich in Bréda und entfalteten das der Französin eigene Talent für seidene Roben, Equipagen und Theaterlogen. Alles warf sich auf den chemin de paradis, und alsbald waltete Eugenie über dieser Zauberwelt wie eine allmächtige Fee, die ihren Unterthanen jeden Morgen neue Gaben, neue Ueberraschungen bereitete.

Die Demi-Monde eroberte Paris in dem Grade, daß die femme honnête keine Freude mehr am Leben fand. Sie sah sich zum Aschenbrödel gemacht. Sie sollte für pot au feu sorgen, während ihr Gatte Alles, sogar das Erbtheil seiner Kinder, der Danaë in den Schooß warf. Sie konnte nicht mehr schön sein, weil Danaë in Sammt und Seide einherging, in stolzen Equipagen an ihr vorbei rollte, die sich mit dem Fiaker oder der voiture de rémise begnügen mußte. Sie sah die ersten Logen im Theater mit den Damen von Bréda gefüllt, sah sich durch die Toiletten derselben in Schatten gestellt, vernachlässigt, vergessen von dem Gatten, der ihre Mitgift an jene verschleuderte. Sie las in den Journalen nur von diesen Beneidenswerthen, die Journalisten bewunderten die Schönheit und Grazie dieser Glücklichen, sie erzählten von ihren Erfolgen und Reichthümern und von den Pistolenschüssen, welche die Männer der besten Gesellschaft im Bois de Boulogne gewechselt, weil sich zufällig zwei Schnurrbärte auf denselben geschminkten Lippen begegnet. Die Journalisten erzählten von dem Glanze, welchen „ces Dames" auf dem Rennen in Vincennes oder im Bois entwickelt, von den schönen Villen und Palästen, welche ihnen geschenkt wurden, von dem Champagner, in welchem sich die Phryne badete, um ihn danach ihren Anbetern beim Souper zu serviren; ja, die Journalisten gründeten dem Skandale sogar ein eigenes Hof-Journal, das natürlich nur auf seidenen Kissen und in berauschender Boudoir-Atmosphäre gelesen wurde.

Die femme honnête sah endlich ein, daß sie verloren, wenn sie nicht eben so schön sei, wie ihre Rivalin, und auch sie schlug also denselben chemin de paradis ein, um mit jener zu konkurriren, die entweder aus einer finstern Concierge-Loge hervorgegangen oder von einem Voyou der Barrière, einem leichtsinnigen Ouvrier aus der Fabrik direkt auf die Boulevards geworfen worden, um hier ein glänzendes Mobiliar, ein

Jahresgehalt von 50- bis 100,000 Francs, eine Equipage mit goldbordirten Lakaien zu finden und sich auf die Thür dieser Equipage ein viel glänzenderes Wappen malen zu lassen, als es die Gräfin und die Herzogin besaß, deren Ahnen bis hinter die Kreuzzüge zurück datirten.

Der Prozeß der anständigen Frau mit der gemeinen ging schnell, aber die erste verlor ihn. Der neugebackene napoleonische Adel verschwamm unter einer solchen Menge von Comtessen, Vicomtessen oder Mesdames de, daß die kaiserliche Regierung sich entschließen mußte, eine Revision der Adelsdiplome anstellen zu lassen und die Ritter der Ehrenlegion zu dezimiren, die zu Hunderttausenden umherliefen. Ces Dames blieben deßhalb nicht minder gefeiert. Die Figurantinnen und Marcheusen der Boulevard-Theater, die für jedes neue Feenstück zu Hunderten rekrutirt wurden, führten eine glänzendere Existenz, als die Frauen der Börsen-Agenten, und der kostbare indische Shawl, um den die Gattin wochenlang vergeblich den Gemahl angefleht, drapirte zuverlässig auf einen einzigen Wink den Nacken der Maitresse.

Das Familienleben ward vollständig untergraben. Die Hausfrau ließ den Herd erkalten und schickte die Kinder in die Pension, weil sie ihr lästig waren. Der Gatte der Einen stand zuverlässig in einem viel näheren Verhältnisse zu der Gattin des Andern, als zu seiner eigenen Frau. Man heirathete schließlich nur aus Nützlichkeitsgründen, um gleich nach geschlossener Ehe zu seinen schönen alten Gewohnheiten zurückzukehren.

Die Geschichte Napoleon's und der Belanger schien im Verhältniß zu den hunderttausend Geschichten, die in Paris alle Tage abgespielt werden, so unbedeutend, so kaum der Rede werth, daß man sich nur künstlich dafür interessiren konnte, als sie mit anderer schmutziger Wäsche an's Tageslicht gebracht wurde. Der kaiserliche Hof war in seiner geheimen Galanterie weit übertroffen worden, er hatte eben nur dem Unwesen Thür und Thor geöffnet, Eugenie durch Entwickelung des Luxus, Napoleon durch Förderung eines Servilismus, einer Schmarotzerei um Aemter und Ehren, um Bänder und Geld, die sich durch Denunziation und Kriecherei zu poussiren suchte. Wie der Windhund jagte Alles seiner Beute nach, und der Börsenschwindel that das Seinige dazu.

Skandale, wie der berühmte Prozeß des Herzogs Gramont-Caderousse, das Duell des Prinzen Murat, charakterisirten das intime Leben am Hofe; der Schuhmacher'sche Prozeß, die Vergiftungsgeschichte der Frau Frigard und andere leuchteten aus dem Sumpfleben der mittleren Sphären wie faules Holz aus dem Dunkel. Die Zeitungen selbst gaben sich dazu her, den Cocotten als Kuppler zu dienen, indem sie die Reize derselben bis auf das Grübchen in der Wange oder sonstwo schilderten. „Unanständig" ward es, auf der Bühne noch Kleider zu tragen, und zwar in dem Grade, daß die Polizei einschreiten mußte, als man in den Feenstücken die Pferde- und Vogelballets arangirte, d. h. die „Damen" als Schimmel mit einem Sattel auf dem Vorsprunge des Rückens, als Stieglitze und Kanarienvögel auf der Bühne erscheinen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Peterspfennig.) „Kladderadatsch" sagt: Nachdem urkundlich festgestellt ist, daß der an Petrus I. ergangene Befehl nicht lautet: „Scheere meine Schafe!" sondern: „Weide meine Lämmer!" — soll die fernere Beitreibung des Peterspfennigs eingestellt werden. Ob von dem heiligen Vater oder von den unheiligen Regierungen, darüber fehlt noch genauere Nachricht.

Logogryph.

Du kannst mich sehen aber greifen nicht;
Ein lustig Ding und wär' es noch so dicht.
Auch künstlich hast du, guter Freund, gewiß mich schon gesch'n;
Doch meistens, du verstehst mich schon, Nachts beim Nachhausegeh'n.

Ich bin, wenn du mich rückwärts jetzt gelesen,
Das Gleiche oft, was ich vorher gewesen.
Verschiedene Wege sind's, doch nur ein Ziel;
Der hat zum Nutzen mich und Der zum Spiel;
Leicht findet Dieser mich, der And're zentnerschwer;
Der wirft mich weg, der And're wünscht mich sehr;
Der hält mich für ein Nichts, das in sich selbst zerfällt,
Der And're für den Rahmen, der umfaßt die Welt.
Gewiß, die Welt, die Wirklichkeit hat in ihm Raum;
Doch ist's vorüber, — war es nur ein Traum.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. Montag, 11. September 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Holm wollte sich entfernen, da sah er, daß die Jalousieen geöffnet waren. Stillschweigend schritt er auf das Fenster zu und schloß die Jalousieen. Er sah die junge Dame plötzlich zusammenzucken, als wolle sie erschrocken auffahren, aber die Kräfte schienen ihr dazu zu fehlen. Diese seltsame Erregung sollte nicht lange ohne Erklärung bleiben. Auf dem Brette des zweiten Fensters lag ein Taschentuch. Dasselbe war blutbefleckt. Holm fühlte sich wie gelähmt. Auch ihm wich das Blut von der Wange. War das Blut in diesem Tuche nicht ein erschreckendes Zeugniß von dem Wagniß, das die junge Dame unternommen? Mußte er es nicht als solches ansehen? Mußte er nicht forschen und die Anklage erheben, damit man sich überzeugte, ob ein verrätherischer Anschlag vorliege? Und wieder regte sich das Mitleid. Schweigend, ohne Klage erduldete sie vielleicht große Schmerzen. Ihr, der bisher nur die ehrfurchtsvollste, zarteste Huldigung genaht, hatte sein kriegerisches Halt nur Schrecken eingeflößt, und der Flüchtigen hatte er eine Kugel nachgesandt! Jetzt hatte sie Luft schöpfen wollen am Fenster und er schloß die Jalousieen! Er blickte verstohlen nach den Frauen hin. Er sah das Auge der jungen Dame auf sich gerichtet. Es war wieder Leben in dem schönen Auge, aber nur, um in einem Blicke des Hasses ihm einen Fluch zuzusenden. Sie wandte sich stolz, kalt, ruhig ab, als sie sich beobachtet sah; sie schien ergeben zu sein in Alles, was jetzt noch kommen könne.

Holm stellte sich so vor das Fenster, daß sein Körper das Tuch verdeckte und er dasselbe unbemerkt einstecken konnte. „Meine Damen," sagte er mit bewegter Stimme, denn Theilnahme, Zweifel und Unmuth stritten in ihm um den Vorrang, „es ist oft bitterer, der rauhen Nothwendigkeit gehorchen zu müssen, als unter ihr zu leiden, und schmerzlicher, zu verwunden, als verwundet zu werden. Wir thun nur, was die Pflicht der Vorsorge für die Sicherheit unserer Leute uns in einem Lande gebietet, wo dem Hasse alle Mittel gerecht geworden sind, den Krieg auf jede Art weiter zu führen. Ihnen fehlte das Vertrauen, uns mit etwaigen Wünschen bekannt zu machen, und Sie haben dadurch vielleicht allein den Argwohn heraufbeschworen, der Ihnen jetzt beleidigend erscheint. Doch," unterbrach er sich, als er sah, daß beide Frauen ihn keiner Aufmerksamkeit würdigten, „ich sehe, daß Ihnen selbst eine Entschuldigung zudringlich und lästig ist, ich entferne mich daher und hoffe, daß kein neuer Zwischenfall mich zwingt, Ihnen abermals meine Gegenwart aufdringen zu müssen."

Die junge Dame schaute auf, es war ihm, als sei ihr Blick milder geworden; da sie aber kein Wort entgegnete, verließ er das Gemach.

Während die oben geschilderte Szene sich abspielte, hatte Senden dem Marquis und der versammelten Schloßdienerschaft eröffnet, er habe Ursache, anzunehmen, daß zwischen ihnen und Personen außerhalb der Postenkette heimlich eine Verbindung angeknüpft worden, daß man ihn über die Zahl der im Schlosse befindlichen Personen getäuscht habe, er daher das gesammte Schloßpersonal für einen zu nächtlicher Stunde etwa erfolgenden Angriff verantwortlich machen müsse und die Posten Befehl erhalten würden, auf Jeden, der sich außerhalb des Schlosses zeige oder ein Fenster erleuchte, oder sich hinauslege, um Zeichen oder Signale zu geben, ohne Weiteres zu schießen. Er rathe daher Jedem, von

den Fenstern fernzubleiben und sich ruhig im Innern der Gemächer zu verhalten.

Der Marquis hörte diese Worte mit der Miene finstern Trotzes, man sah es ihm an, wie die Leidenschaft in ihm tobte, aber er schwieg, bis Senden das Personal entlassen. „Mein Herr,“ sagte er jetzt, sich hoch aufrichtend und bebend vor Erregung, „Sie werden mir, Mann dem Manne, Genugthuung geben für diesen Schimpf, oder ich erkläre Ihnen —“

„Halt,“ unterbrach ihn Senden, „hüten Sie Sich, eine Beleidigung auszusprechen!“

„Ich weiß es, daß ich in Ihrer Gewalt bin, aber ehe ich einen Schimpf, wie diesen, geduldig hinnehme, mögen Sie mich ermorden lassen. Ich bin Franzose, Edelmann, ich gab Ihnen mein Wort und Sie antworten mit beleidigendem Argwohn, beschimpfen mich in Gegenwart meiner Leute!“

„Herr Marquis,“ unterbrach ihn Senden mit ruhigem, aber drohendem Ernst, „ich habe anzuklagen, nicht Sie. Ihr Wort verbürgte die Angaben Ihres Haushofmeisters, ich will annehmen, daß dieser Mann mich ohne Ihr Vorwissen getäuscht, aber Sie können nicht fordern, daß Ihre Bürgschaft noch Etwas gilt.“

„Der Haushofmeister hat Sie getäuscht? — Herr —“

„Ruhe, Herr Marquis, ich allein rede hier, so lange ich im Schlosse kommandire. Zu derselben Zeit, wo wir hier vor einigen Stunden einander gegenüber standen, wurden dort am Fenster, in dem nach Ihrer Ueberzeugung unbewohnten Flügel, zwei Personen bemerkt.“

„Das ist unmöglich —“

Eine halbe Stunde später verließen zwei Personen, die sich aus dem Schlosse zu schleichen gewußt, den Garten. Die Eine kehrte zurück. Es ward auf sie geschossen, da sie nicht auf den Anruf stand. Ich fordere keine Erklärung von Ihnen hierüber, aber ich treffe meine Maßregeln für alle Fälle.“

Der Marquis war bleich geworden wie Kreide. Schrecken und Bestürzung malten sich in seinem Antlitze. Sein ganzes Wesen machte den Eindruck, als sei er niedergeschmettert durch eine Anklage, die ihn überrascht, als sei wirklich Etwas hinter seinem Rücken geschehen, was er jetzt dem Ankläger gegenüber nicht zu bestreiten wage.

In diesem Augenblicke trat Wilhelmi ein. „Ich habe den Seitenflügel durchsucht,“ meldete er. „Es fand sich Niemand dort, aber an einem Fensterbrett des ersten Stockes war der Staub theilweise frisch weggefegt, als ob Jemand sich zum Fenster hinausgelegt und ihn weggewischt. An dem Pfosten des Fensters waren Spuren, als ob dasselbe mit blutbefleckter Hand geöffnet worden sei.“

Diese Meldung hatte insofern etwas Ueberraschendes für Senden, als die Blutspur darauf hinzubeuten schien, daß Jemand, der durch die Schüsse Holm's verletzt worden, in's Schloß geflüchtet und erst kurz vor der Visitation das Fenster geöffnet habe, daß es also Jemand gelungen, nicht nur heimlich aus dem Schlosse zu entkommen, sondern auch trotz des Alarms unbemerkt wieder dahin zurückzukehren. „Sie sehen, Herr Marquis,“ wandte er sich zu diesem, „daß ich Ursache habe, Mißtrauen zu zeigen, oder wollen Sie mir diese höchst auffälligen Dinge erklären?“

Der Marquis hatte den Blick zu Boden gerichtet und schien mit heftiger innerer Erregung zu kämpfen. Der ironische Ton Senden's gab wohl den Ausschlag, wenn er schwankte, ob er seine angegriffene Ehre vertheidigen oder trotzen solle. „Mein Herr,“ entgegnete er, eine stolze Haltung annehmend, die durch den Zwang, den sie ihm kostete, etwas sehr Theatralisches hatte, „ich bin nicht gewöhnt, einen Zweifel an meinem Wort anders als mit dem Degen zu beantworten. Ich hülle mich in Schweigen, da Sie mich nicht als Kavalier behandeln und ich Ihnen gegenüber wehrlos bin.“

„Herr Marquis, ich entnehme aus diesen Worten, daß Sie selbst in Unkenntniß sind über Vorgänge, an denen sich die Schloßbewohner unzweifelhaft betheiligen. Sie können es daher nicht als Beleidigung ansehen, daß ich mich an Ihre Bürgschaft nicht halte. Es liegt mir fern, an dem Ehrenworte eines alten Soldaten und französischen Marquis zu zweifeln, und ich glaube, daß Sie weder von den stattgehabten Vorgängen Etwas wissen, noch Kenntniß davon haben, wenn hier im Schlosse Personen versteckt sind. Ihr Wort genügt mir dafür, daß, wenn ich Jemand finde, der von Ihnen nicht unter der Zahl der Schloßbewohner genannt ist, dieser ohne Ihr Wissen sich hier befindet.“

Der Marquis wechselte abermals die Farbe und schien auffällig verwirrt. „Mein Herr,“ versetzte er, ohne aufzuschauen, als fürchte er, dem forschenden Blicke Senden's nicht begegnen zu können, „da Sie Zweifel in mein Wort gesetzt, nehme ich jede Bürgschaft zurück und betrachte mich als einen Gefangenen durch Gewalt,

die an mir verübt worden, und der Gewalt preisgegeben."

„Betrachten Sie Sich, wie Sie wollen. Mir genügt Ihr Wort, daß Sie selber Niemand verbergen."

„Ich entsinne mich nicht, Ihnen für etwas Anderes Bürgschaft geleistet zu haben als dafür, daß Ihnen von meiner Seite und von meiner Dienerschaft loyal begegnet werden soll. Ich würde mich nie dazu herabgelassen haben, ein Entgegenkommen dem Feinde meines Vaterlandes zu zeigen und mehr zu thun, als mir der Zwang auferlegt. Sie sind im Besitz der Gewalt, durchsuchen Sie das Schloß nach verborgenen Personen, Waffen oder Vorräthen, schützen Sie Sich vor Ueberfall selbst, von mir können Sie nicht mehr erwarten, als daß ich mich grollend der Gewalt füge, erdulde, was ich nicht hindern kann, und daß ich gezwungen Ihren Wirth spiele."

(Fortsetzung folgt.)

Von der Kaiserin bis zur Petroleuse.

Von Hans Wachenhusen.

(Aus der „Köln. Ztg.")

(Forts. u. Schluß.)

Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes — wenn von einer solchen überhaupt die Rede war — geschah also angesichts dieser öffentlichen, jede Scham verachtenden Beispiele und Schaustellungen, des ungenirtesten Geschlechtslebens, dessen Seele nur das Portemonnaie war. Die Mutter berechnete, wie hoch sie die Schönheit ihres heranwachsenden Kindes werde verkaufen können, und das Kind berechnete, wann es der Mutter davonlaufen und wie die andern in das Bois rouliren könne.

Früher, vor der ersten Industrie-Ausstellung, besaß Paris in seiner Arbeiterklasse noch einen scheinbar unerschütterlich soliden Boden, eine Ehrsamkeit, die aller Verführung trotzte. Der Ouvrier und seine Familie bildeten ein festes und sicheres Fundament, das allerdings in gewissen Zeiten seine politischen Wallungen bekam und dann zum Straßenpflaster griff. Der napoleonischen Regierung lag aber mehr an der politischen, als an der moralischen Gesundheit der Bevölkerung. Sie begann mit Haußmann's Hilfe den Neubau von Paris, riß das alte unruhige Herz, die alten Arbeiterviertel, der Bevölkerung aus dem Leibe, legte neue Straßen und Square's an, um der „Gesundheit" willen zogen viele Tausende von Arbeitern aus den Provinzen nach der Stadt, sicherte das billige Brod durch Gründung der später abgeschafften Bäckerei-Kassen, garantirte den Erwerb, schleuderte aber die Korruption auch in diese Klasse.

Der Arbeiter, früher eine kräftige, stämmige Natur, dessen Fäuste die französischen Dynastieen gefühlt haben, entnervte sich und sank physisch so weit, daß der Kriegs-Minister sich genöthigt sah, das Militärmaß herabzusetzen. Der die Nächte durchtobende Cancan und geschlechtliche Lüderlichkeit nahmen dem jungen Ouvrier Saft und Kraft; das Bedürfniß zu leben und zugleich die Lust am Leben, überredeten die Mädchen der Volksklasse, der Nadel zu entfliehen. Dieselbe Hand, die sonst auf die edlen Narben am Finger so stolz war, hängte sich lieber in den Arm des Voyou, und die Augen, die sonst um ein paar armselige Sous sich bis Mitternacht bei emsiger Arbeit verdarben, sahen mit Neid auf die glücklicheren Schwestern, welche die Nadel längst vergessen hatten und in glänzenden Acajou-Möbeln wohnten.

Die Welt ist so schön, wenn man jung ist, und der Leichtsinn ist so glücklich, weil ihn keine Gedanken quälen. Die Lüderlichkeit der höheren Kreise, die Verführerin der unteren Klassen, findet immer noch einen Hafen, in dem es ihr noch passabel ergeht; wenn aber das Kind des Volkes, das Nichts wie seine Jugend, ein Herz voll glühender Lebenslust und vielleicht seine Schönheit mit auf den gefährlichen Weg genommen, wenn es sich plötzlich allein und verlassen sieht, wenn alle diese Illusionen, die so schön waren, nach und nach verblassen und der Mangel, das Elend ihm in's Antlitz blicken, so bleibt ihm Nichts, als ein verbittertes Herz und das unabweisbare Bedürfniß, nach jeder Planke zu greifen, die ihm auf seinem Schiffbruche begegnet.

Hunderttausende von unglücklichen weiblichen Geschöpfen wirft dieser Schiffbruch in's erbarmenlose Meer. Der Himmel, und noch mehr das Gouvernement hat diese Welt so schön gemacht. Der Himmel gab der Unglücklichen alle Fähigkeiten, sich ehrbar durch die Welt zu helfen, wenn auch die Arbeit schwer ist; das Gouvernement aber umgab sie mit so vielen Lockungen, und das Herz ist weit stärker, als der Verstand. Die Regierung ließ sie äußerst wild und ohne Schulbildung aufwachsen, sie kümmerte sich nicht darum, daß das unglückliche Wesen lesen und schreiben lerne, daß ihm die Grundzüge wenigstens einer oberflächlichen Moral eingeprägt wurden. Die Regierung, an ihrer Spitze der kaiserliche

Hof, fuhr ja mit glänzenden Equipagen und einer leichtsinnigen Suite in's Bois und rief Allen zu: Kommt, folgt mir; was braucht ihr zu arbeiten! C'est plus fort que moi! hieß es dann, selbst wenn wirklich der junge Verstand einige Einwände machte, und so kam es, daß der kaiserliche Hof sammt seinem glänzenden Gefolge und Allem, was so lustig und lüderlich hintendrein zog, eines schönen Tages in den Abgrund hinein steuerten.

Der schönen Kaiserin ist es ergangen, wie es allen Uebrigen erging, die sie durch die unverständigste Förderung des Volksluxus in's Verderben führte. Während die von ihrem Beispiele Verführten am Hungertuche nagen, hat sie selbst ihre Diamanten in's Leihhaus geschickt, und soll ich Personen Glauben schenken, die von Chislehurst kommen und zu ihr in naher Beziehung stehen, so ist sie wirklich harmlos genug gewesen, nicht an die Wandelbarkeit aller Dinge zu denken!

Die Kaiserin lebt einsam und haushälterisch auf fremdem Boden; und was ist aus all' ihren Pariser Schwestern geworden, als der Schrecken über sie hereinbrach, aus allen diesen leichtsinnigen Schwestern, die einst mit ihr umherkutschirt, die im Longchamps an Luxus mit ihr wetteiferten und nur das Unglück hatten, langsamer zu sinken als sie?!

Man denke sich diese Tausende und Abertausende von armen weiblichen Geschöpfen, die, einst angebetet von Fürsten und Herzogen, bewundert, gefeiert, endlich gleichsam auf den Kehrichthaufen geworfen, eine jammervolle Existenz mit gerösteten Kastanien und Kartoffelschalen erhalten! Ihre Diamanten sind längst verkauft, das letzte Andenken an eine schönere Zeit ist schon längst in's Leihhaus getragen. Eine ganze Reihe von ihnen war schon von Anfang der Belagerung zur Stadt hinausgejagt; als Paris aber wieder geöffnet ward, warfen sie sich schaarenweise wieder hinein, um sich mit den Legionen ihrer Unglücksschwestern zu vereinigen.

Da ward die Republik des Pöbels in Paris erklärt. Welch' eine Chance für sie! Wo die Lumpen Könige waren, da konnten sie die Königinnen sein! Sie, die von den Reichen, von den Aristokraten auf den Schutthaufen geworfen worden, sie konnten noch die Freude des Pöbels sein. Sie, die einst in den kostbarsten Parfüms geschwelgt, mußten eine Wonne am Geruch des Petroleums und eine Genugthuung in dem Gedanken finden, die Paläste Derer zu plündern, die ihnen ihre Hand verschlossen, die sie von ihrer Thür gewiesen, als sie nur noch um ein Almosen gebettelt.

Die graziöse Kaiserin sitzt also in Chislehurst und verkauft ihre Diamanten — und ihre Schwestern, welche die ihrigen längst verkauft, nachdem sie die Kaiserin so lustig in Longchamps umringt, sie stecken Paris in Flammen, weil ihnen kein Chislehurst geboten war. Sie stellten der rothen Fahne ein großartiges, rachsüchtiges und unversöhnliches Kontingent, sie wurden den Kommunisten furchtbare Verbündete, die sie auch bleiben werden, um bei der nächsten Gelegenheit die blutige Orgie wieder fortzusetzen, die ihnen noch einmal vergönnte, eine Rolle zu spielen, die ihnen das langentbehrte Champagnerglas wieder reichte. Und leerten sie dies in der Umarmung von Lumpen: les gueux, les gueux sont des gens heureux! Sie zahlten ja auch mit Gold, mit Banknoten, wenn sie auch gestohlen waren; sie regierten ja mit demselben Rechte, mit welchem die Aristokraten ihre Gewalt gemißbraucht hatten, die Aristokraten, deren Diplome zerrissen, deren Wappen zerbrochen waren im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!

Es liegt ein entsetzlicher Zug der Schicksalsgerechtigkeit in dem Loose, welches beide traf: die Kaiserin, die gedanken- und gewissenlos ihr Geschlecht korrumpirte, um sich endlich in den Betstuhl zu werfen und in Bigotterie die Anstifterin eines der blutigsten Kriege, ihres eigenen Verderbens zu werden — die Verführten, welche der Urtheilsspruch jetzt in ganzen Schaaren in die Verbannung schicken wird, nachdem sie die Stätte verwüstet, welche der Schauplatz ihres Glanzes und ihres Elendes gewesen.

Eugenie, als unwissende Spanierin, hat nie eine Idee davon gehabt, daß ihr Geschlecht zu etwas Anderem da sein könne, als sich mit Kleidern und Brillanten zu behängen, und selbst jetzt, wo sie die eigenen in's Leihhaus schickt, mag es ihr kaum einfallen, sich zu gestehen, daß sie selbst alle diese Furien und Hyänen erzog, die in engster Verbrüderung mit den Bluthunden der Kommune Paris verwüsteten.

Auflösung des Logogryphs in № 106:

Leben — Nebel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Mittwoch, 13. September 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

„Diese Sprache ist offen und ich bin zufrieden; nur über Eins muß ich Sie aufklären. Ich betrachte Sie als meinen Wirth, der feindselig denken, aber nicht handeln darf, denn sonst würde ich mich Ihrer Person versichern. Wenn ich Dies nicht thue, so geschieht es in dem Vertrauen darauf, daß Sie Verrath als schimpflich verachten."

„Verrath ist das Handwerk von Schurken," entgegnete der Marquis. „Ich würde Frankreich beklagen, wenn es dahin käme, vom Verrath den Sieg über seine Feinde zu erwarten."

„Sehr wohl," sagte Senden jetzt in höflichem, zuvorkommendem Tone. „Sind wir über diesen Punkt einig geworden, so sollen Sie Sich nicht darüber zu beklagen haben, daß ich in Ihnen dem Kavalier zu nahe trete."

Damit verneigte er sich, zum Zeichen, daß er das Gespräch als beendet ansehe.

Sobald der Marquis sich entfernt, meldete Holm sich dienstlich von seiner Visitation des Hauptgebäudes zurück, aber er war zu erregt, um das Dienstliche von dem Vertraulichen zu trennen. „Ich habe eine Entdeckung gemacht," sagte er, „welche Licht in die Sache bringt. Wir haben wohl Nichts zu besorgen. Die Person, auf die ich geschossen, ist ein Weib."

„Ein Weib!" riefen Senden und Wilhelmi befremdet.

„Das schönste Weib, das ich je gesehen. Eine stolze, hohe Erscheinung, ein Mädchen, das in uns die Feinde des Landes haßt, aber unfähig einer verrätherischen Handlung ist, — darauf will ich schwören."

Er erzählte den lauschenden Kameraden, was ihm begegnet war, schilderte mit feurigen Worten den tiefen Eindruck, den die junge Dame auf ihn gemacht, die so heroisch ihre Wunde verborgen, die so schön in ihrem empörten Gefühl, und schloß damit, daß er Senden beschwor, die Gefühle der Familie möglichst zu schonen.

„Du bist bezaubert," versetzte Senden lächelnd, „und Deine Phantasie spielt Dir vielleicht einen argen Streich. Du hast keine Wunde, sondern nur ein bleiches, erschrecktes Weib, ein blutiges Tuch gesehen. Wilhelmi hat aber im Seitenflügel auch Blutspuren an einem Fenster bemerkt und, nach der vorsichtigen Zurückhaltung des Marquis zu schließen, glaube ich jetzt die wahre Sachlage zu errathen. Mit oder ohne Vorwissen des Marquis hat man hier im Schlosse einen Verwundeten verborgen, vielleicht einen Verwandten oder Geliebten der schönen Dame, der als Franctireur unser Kriegsgericht fürchtet. Man hat ihn heut' Abend fortschaffen wollen, und Das ist entweder gelungen oder nicht. Ist es gelungen, so hast Du auf seinen Begleiter geschossen, und der Verwundete ist im Walde, vielleicht in einem Pavillon oder in einer Hütte vorläufig untergebracht — ist es nicht gelungen, so ist die Fortschaffung verschoben und die bleiche Schöne hält den Freund hier irgendwo verborgen, pflegt und verbindet ihn. In jedem Falle, denke ich, hat das Detachement Nichts zu befürchten und wir können uns zur Ruhe begeben."

„Meine es auch," sagte Wilhelmi gähnend, und nachdem er den Kameraden die Hand geschüttelt, entfernte er sich, von der Erlaubniß sofort Gebrauch zu machen und sein Lager aufzusuchen. Auch die Freunde trennten sich, um der Ruhe zu pflegen, so weit sie Dies vermochten.

Wir müssen in unserer Erzählung einige Tage zurückgehen. Nirgends konnte in einer französischen Familie das Unglück, welches die Heere der großen Nation getroffen, tiefer und schmerzlicher empfunden werden, als von den Angehörigen des Marquis Brin-Hilaire, denn hier hatten weder jener frivole Uebermuth und jene Selbstüberhebung des Nationalgefühls geherrscht, die eine Niederlage nicht anders als durch Verrath zu erklären wußten, noch waltete in der Denkungsweise der Familienmitglieder jener Leichtsinn, der die Opfer nicht zählt, wenn der Durst nach Rache brennt.

Der Marquis von Brin-Hilaire hatte erst spät geheirathet. Er hatte seine Jugend in Paris verlebt. War er auch nicht der älteste Sohn, dem dereinst die ungeheuren Besitzthümer des Vaters zufallen sollten, so verschafften ihm doch der reiche Zuschuß, den er erhielt, der Klang seines alten Namens und eine gefällige Persönlichkeit die Gunst des Königs. Mit dreißig Jahren kommandirte er ein Kavallerie-Regiment und bekleidete er eine Hofcharge. Durch seine Hofcharge trat er in persönliche Beziehungen zu Louis Philipp, und als die Revolution den König vertrieb, hielt er es für passend, auch den Militärdienst zu quittiren, in welchem ihm königliche Gunst eine hohe Charge gegeben.

Der ältere Bruder, der Erbe des Marquisats, war Bonapartist und hatte sich bereits bei dem Straßburger Attentat Louis Napoleon's betheiligt; nach dem Fehlschlagen desselben hatte er die Bewirthschaftung der Güter angetreten, daran aber wenig Gefallen gefunden. Er machte seinem jüngeren Bruder Jules den Vorschlag, die Verwaltung des Marquisats zu übernehmen: da er, Emil von Brin-Hilaire, entschlossen sei, niemals zu heirathen, sei der Bruder ja doch der Erbe, und wenn nicht er, so seine Kinder. Emil ließ ein Dokument aufsetzen, worin er Jules das Recht übergab, nach seinem Ermessen als völlig freier Herr und ohne jede Verantwortung zu wirthschaften, wogegen derselbe ihm eine bedeutende Rente zu zahlen hatte und ihm das Recht einräumte, auf jeder Besitzung, wo es ihm beliebe, zu wohnen.

Jules hatte einen schriftlichen Vertrag gefordert, um nicht plötzlich durch eine Laune des Bruders aus seiner Thätigkeit gerissen, von der Verwaltung der Güter enthoben, aus einer sehr glänzenden Stellung in eine viel bescheidenere versetzt werden zu können.

Diese Vorsicht war jedoch unnöthig gewesen. Emil betrachtete sich eher als abhängig, als daß er den Herrn gespielt hätte, auch schien sein Entschluß, nie zu heirathen, fest zu stehen, denn als Jules sich vermählt und der Himmel die Ehe mit Kindern gesegnet, sprach er von seinem ältesten Neffen nie anders, wie als ob derselbe der Stammhalter des Geschlechtes sei und ihn unzweifelhaft beerben werde. Jules Brin-Hilaire widmete sich mit seiner Gemahlin sehr eifrig der Erziehung seiner Kinder. Beide hatten stets den Hintergedanken dabei, daß ihre Lage und die Zukunft der Kinder sich plötzlich anders gestalten könne, daß die Kinder also stets darauf gefaßt sein müßten, der Aussicht auf Reichthum zu entsagen und dennoch Liebe und Dankbarkeit dem Onkel zu bewahren, dem sie immer noch viel verdankten. Diese Rücksichtnahme übte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Erziehung der Kinder, sie wurden nicht verwöhnt, sie wurden angehalten, Etwas zu lernen, das Gefühl der Dankbarkeit für die Wohlthaten des Onkels, das der Anhänglichkeit an Familienbeziehungen ward genährt und gepflegt, man gewöhnte sie, bescheidenere Ansprüche zu machen und in der Einfachheit häuslichen Glückes sich wohl zu fühlen.

Die Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, wuchsen heran. Der Marquis Emil kam in die Jahre, in welchen man gewöhnlich auf die Hoffnung verzichtet, noch Leibeserben zu erhalten; aber was in der Familie seines Bruders früher die Vorsicht diktirt, war jetzt zur Gewohnheit geworden, Jules duldete nicht, daß seine Söhne, wie die meisten reichen Jünglinge des Landes, nach Paris gingen, um dort ihre Jugend zu genießen und zu vergiften, seine Tochter trat, als sie das Pensionat verlassen, in den Gesellschaften, welche die Grundbesitzer der Gegend vereinigten, so bescheiden auf, als ob sie nie eine Erbschaft zu erwarten habe, und es herrschte in dieser Familie ein gesundes, wir möchten sagen, ächt deutsches Familienleben, denn kein Hauch der Frivolität des modernen Frankreich wehte über die Schwelle des Schlosses Brin-le-Duc.

Der Marquis Emil hatte in den letzten Jahren weite Reisen gemacht und sich selten auf Schloß Brin-le-Duc gezeigt, dann aber auch nur besuchsweise, so daß jeder Gutsangehörige, wenn er von dem Marquis sprach, immer nur den jüngeren Bruder meinte. Marquis Emil hatte seinem Bruder den Titel Marquis erwirkt und zog es für seine Person vor, Oberst genannt zu werden. Als solcher hatte er unter dem Regiment Napoleon's III. die Expedition nach der Krim und den Feldzug in Italien mitgemacht, war dann

aus dem Dienst getreten und meldete sich erst wieder bei Ausbruch des deutschen Krieges zu einem Kommando. Er erhielt eine Stelle im kaiserlichen Hauptquartier; seine Neffen Karl und Robert hätte er gern in der Armee gesehen, aber Jules verweigerte Dies unter dem Vorwande, sie seien noch zu jung und dürften in ihren Studien nicht gestört werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Opfer der Liebe.

Im Saale des Concerthauses in Berlin befand sich an einem Winterabende ds. J. eine junge Dame, die den Klängen der Bilse'schen Musik mit großer Andacht zu lauschen schien. Sie mußte etwa 21 Jahre alt sein, und ihre ganze Erscheinung war dazu angethan, den Beobachter sofort zu fesseln. Eine schlanke Gestalt, ein zarter Teint und eine regelmäßige Gesichtsbildung zeichneten sie vortheilhaft aus; was aber der jungen Schönen, die sich in Gesellschaft einer älteren Dame befand, einen besonderen Reiz verlieh, war eine gewisse Melancholie, die über ihr ganzes Wesen ausgebreitet zu sein schien. An jenem Abend befand sich auch ein Rentier Sydow im Concerthause, er erblickte das Mädchen, und die Reize desselben verfehlten nicht, auf ihn einen besondern Eindruck zu üben. Er wollte den Versuch wagen, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Das Mädchen zeigte sich in der That nicht abweisend, und bald war ein Gespräch im Gange, aus welchem der Rentier entnahm, daß das Fräulein sowie die Begleiterin desselben den höheren Kreisen der Gesellschaft angehörte. Die junge Dame war aus dem Elsaß hier eben angekommen und hatte bei einer Freundin, einer Gräfin von Strowanoff, in deren Gesellschaft sie sich eben befand, ein Asyl gefunden. Beide Damen waren mit den hiesigen Verhältnissen ganz unbekannt und hatten bis dahin von den Sehenswürdigkeiten Berlins nur wenig in Augenschein genommen.

Als beim Schlusse des Concerts Sydow daher den Vorschlag machte, nach dem Orpheum zu fahren, um von einer Loge herab das bunte Treiben dort zu beobachten, wurde Dies bestens angenommen und dem Herrn Rentier die Gelegenheit geboten, den freigebigen Gastgeber zu spielen. Schließlich führte eine Droschke die Damen nach Hause; der Eindruck aber, den das Fräulein auf den Rentier gemacht hatte, war ein so mächtiger gewesen, daß er kaum den andern Tag erwarten konnte, um den Damen in ihrer Behausung seine Aufwartung zu machen. Die Bekanntschaft des vorigen Tages wurde erneuert, und Sydow erhielt jetzt vollständigen Aufschluß über die Verhältnisse der Damen. Das junge Mädchen war ein Fräulein Marie von Waldry, Tochter eines Majors, der zur Zeit im Elsaß stand. Nicht ohne Widerstreben und mit verschämtem Antlitz gewann es das Fräulein über sich, dem Rentier ihre Verhältnisse zu offenbaren; sein ganzes Auftreten hatte aber, wie sie zu erkennen gab, auf sie einen günstigen Eindruck gemacht und ihr volles Vertrauen gewonnen, so daß sie kein Bedenken trug, ihm ihre ganze Lage zu erzählen und das Geheimniß, welches sie drückte, ihm anzuvertrauen. Ihr Vater, der Major, hatte eine Mesalliance geschlossen; er hatte sich mit einer Person unter seinem Stande verheirathet und damit zugleich seiner Tochter eine böse Stiefmutter gegeben. Zwischen dieser und dem Fräulein hatte nun stets Zwist geherrscht und der Vater, welcher den Einflüsterungen der intriguanten Stiefmutter Gehör gab, wünschte sehnlichst, um endlich Frieden im Hause zu haben, seine Tochter mit einem Grafen Stollberg, der um ihre Hand angehalten, verheirathet zu sehen. Wer aber kann den Gefühlen des Herzens gebieten? Das Fräulein hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen den Grafen Stollberg, und um ihm nicht die Hand reichen zu müssen, zog sie es vor, aus dem elterlichen Hause zu flüchten und bei ihrer Freundin, der Gräfin Strowanoff, ein Asyl zu suchen.

Das war in kurzen Worten die Leidensgeschichte des jungen Mädchens, welche der Rentier nicht hören konnte, ohne davon ergriffen zu werden. Noch mehr aber wurde sein Herz gerührt, als die schöne Unglückliche ihm gestand, daß sie die innigste Liebe zu ihm fühle und daß keine Macht der Erde sein Bild aus ihrer Seele verwischen könne. Das Herz eines so schönen, liebenswürdigen Edelfräuleins so schnell errungen zu haben, Das war mehr, als unser Rentier in seinen kühnsten Träumen erwartet hatte, und als die Geliebte daraus kein Hehl machte, daß sie als eine vom Vaterhause Geflüchtete in dieser und jener kleinen Verlegenheit sich befände, da zögerte er nicht, seinen Beutel aufzuthun, um durch Geschenke manche Runzel von der Stirne seiner Angebeteten zu verscheuchen.

Immer fester hatten sich die Bande der Liebe um das Pärchen geschlungen, ein tête à tête folgte dem andern, und die zärtlichsten Billetsdoux,

in welchen bald das traute „Du" die Bande der Etikette beseitigte, verkündeten dem Liebhaber, wie glühend er von seiner Angebeteten geliebt wurde. Sie war nicht blos seinem Herzen, sondern auch seinem Geldbeutel theuer, aber welcher Verliebte hat jemals nach dergleichen Opfern gefragt! Da schien plötzlich ein Wölkchen an dem Himmel der beiden Liebenden aufzusteigen. Mariechen vertraute eines Tages ihrem Anbeter an, daß der Vater ihren Aufenthalt bei der Frau von Strowanoff entdeckt habe, daß er verlange, sie sollte sich von ihr trennen und zu einer Baronin von Mahrenholz ziehen; schließlich verspricht der Vater auch in seinem Briefe Verzeihung, allein er verlangt gebieterisch, daß Mariechen jetzt dem Grafen Stollberg die Hand reichen soll „Was nun?" fragt der Liebhaber, und Mariechen erwiedert: „Nun gut, ich werde den Grafen heirathen; wenn er mit meiner Hand zufrieden ist, die soll er haben, aber mein Herz wird er nie besitzen, das wird nur ewig Dir, mein Zuckerengel, gehören. Der Graf mag mich heimführen, aber wir bleiben die Alten; unser Verhältniß wird durch meine Verheirathung keine Veränderung erfahren."

Das war ein Trost, eine köstliche Aussicht für Herrn Sydow. War er bis dahin der Geliebte des gnädigen Fräuleins gewesen, so winkte ihm jetzt das Glück, der Hausfreund einer Gräfin zu werden. Er trug daher auch kein Bedenken, die kleinen kostspieligen Anliegen seiner Freundin zu erfüllen. Ein Onkel von Below ist angekommen, dem sie sich vorstellen muß, dazu sind diese und jene Auslagen erforderlich, dazu kommen andere Verlegenheiten, zu denen die Kasse des Hrn. Sydow herhalten muß. Dieser ist mit der Hilfe um so bereitwilliger, als es sich jetzt weniger um Geschenke, als um Darlehen handelt, denn was Fräulein von Waldry pumpt, will sie als Gräfin Stollberg ja gerne zurückerstatten; sie nimmt nur unter der Bedingung das Geld, daß sie acht Tage nach der Hochzeit Alles aus der Kasse des Grafen zurückerstatten werde.

Tage auf Tage vergingen, aber es kam kein Graf Stollberg, um das Fräulein von Waldry zu seiner Gattin zu erheben und sich von Herrn Sydow Hörner aufsetzen zu lassen. Dieser mußte schließlich zu seinem Schrecken erfahren, daß er selbst der Geleimte war. Marie von Waldry verwandelte sich nicht in eine Gräfin von Stollberg, wohl aber in eine Marie Mählitz und als solche erschien sie auf der Anklagebank. Nicht aus dem Elsaß war sie gekommen, sondern aus der Umgegend Berlins, wo ihr Vater das Amt eines Steueraufsehers bekleidet; die angebliche Gräfin Strowanoff war eine Frau Oertel gewesen.

Auf der Anklagebank ist Mariechen weit davon entfernt, die Thatsachen abzuleugnen, nur bestreitet sie, einen Betrug, wie die Anklage behauptet, begangen zu haben. Sie erklärte, Sydow habe Alles, was er gethan habe, aus Liebe zu ihr gethan. Diese Ansicht würde sich nun auch mit Glück haben verfechten lassen. Aber die Darlehen, welche sie unter dem Versprechen der Rückerstattung entnahm, waren die Klippe, woran sie scheiterte. Der als Zeuge vernommene Sydow erklärte nämlich, daß er die Darlehen nur dem Fräulein von Waldry, der zukünftigen Gräfin Stollberg, anvertraut habe; einer Marie Mählitz würde er nie Geldvorschüsse gemacht haben.

Der Gerichtshof erkannte, daß die Angeklagte, die bereits wegen Vergehen gegen das Eigenthum bestraft ist, sich des Betruges schuldig gemacht habe, und verurtheilte sie zu 3 Monaten Gefängniß und einem Jahr Ehrenverlust.

---

* Alfred Meißner hat auf seiner Wanderung im Elsaß in einer kleinen Gedichtsammlung, die ein Straßburger Bürgerskind im Herbste 1870 herausgegeben, folgendes Lied gefunden: An die Franzosen im Elsaß:

Wie kommt's, daß ihr euch wundert
Ob meiner Fröhlichkeit?
Da ich mich gar nicht wund're,
Daß ihr so traurig seid!

Vom Fett des Land's gemästet,
Hobt ihr das Haupt so keck:
Wir Letzten deutscher Treue,
Wir schämten uns im Eck!

Wenn Unsereins was wagte,
Das bracht' ihm wenig Glück;
Dem armen deutschen Michel,
Ihm fehlt le chic, le chic!

Wenn Unsereins was sagte,
Von Herzen treu und warm,
So zuckte man die Achseln:
Ihm fehlt la forme, la forme!

Das Blatt hat sich gewendet
Und eure Zeit ist aus!
Wir Deutschen sind nun wieder
Die Herren in unserm Haus!

Und du, o deutscher Besen,
Kehr' flink und rein das Haus,
Kehr' mir die wälsche Sippe
Zum deutschen Land hinaus!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Freitag, 15. September 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Der für Frankreich unglückliche Verlauf des Krieges, die nie erlebte Schmach, Niederlage auf Niederlage zu sehen, die Adler flüchtig, die Heere zersprengt, dazu die Gerüchte von dem rücksichtslosen, übermüthigen Auftreten des Siegers — alles Das genügte, das patriotische Gefühl der ganzen Familie in Flammen zu setzen. Als die Republik das Volk zu den Waffen rief, griffen die Söhne des Marquis Jules auch zu den Büchsen, sich den Freischaaren anzuschließen. Flora Brin-Hilaire wäre ihnen am liebsten gefolgt, so glühte ihr Herz in Scham und Zorn über die Schmach Frankreichs. Der Marquis brachte ungeheure Opfer für's Vaterland, er spendete Geld, öffnete seine Speicher, seine Damen nähten mit den Mägden, pflückten Charpie, kurz die Familie widmete sich mit allen ihren Kräften dem Dienste des Vaterlandes.

Von Emil hatte man keine Nachricht seit den Schlachten bei Metz, und doch waren fünf Monate beinahe vergangen, seit man seinen letzten Brief erhalten. War er todt oder lag er verwundet in einem Lazareth, oder war er gefangen? Die Familie Brin-Hilaire hatte ebenso wenig Auskunft erhalten können, wie die ärmste Familie des Dorfes von ihren Angehörigen. Sie hatte vergeblich durch dritte Personen Aufrufe in deutschen Blättern erlassen, es kam keine Botschaft.

Eines Abends, wenige Tage vor dem Eintreffen der preußischen Einquartierung, war die Familie in trüber, gedrückter Stimmung um den Theetisch versammelt gewesen, als plötzlich ungewöhnlicher Lärm aus dem sonst so stillen Thale heraufdrang. Die Zeitungen hatten seit einigen Tagen von bevorstehenden großen Ereignissen gesprochen, welche der Lage Frankreichs plötzlich eine andere Wendung geben würden. Die sanguinischen Hoffnungen der Zeitungsschreiber waren jedoch so oft getäuscht worden, daß die zuversichtliche Sprache, mit der man heute aus Bordeaux den nahen Umschwung der Dinge, die Vernichtung der Feinde verkündete, nur ein schmerzliches Achselzucken in dem Kreise der Familie hervorrief, denn an andern Stellen der Zeitung las man zwischen den Zeilen, welche über Mißerfolge trösteten, die Bestätigung neuer Niederlagen. Da und dort hatten sich nach den Zeitungen die Heere der Republik mit ungeheurer Bravour geschlagen — aber Paris war nicht entsetzt, und statt vorwärts waren die Entsatzheere zurückgegangen. Die Familie auf dem Schlosse Brin-le-Duc ließ sich nicht mehr täuschen. Jules Brin-Hilaire verstand als alter Soldat zu viel vom Kriege, um nicht zu sehen, daß Frankreichs Widerstand zu Ende ging, da auch der Volkskrieg Nichts gefruchtet.

Das Lärmen im Thale schreckte die Familie auf, sie eilte an's Fenster und ein Jubelruf verkündete, daß frohe Botschaft komme. Das ganze Thal war belebt. In dunklen Massen zogen Truppenabtheilungen und lange Wagenkolonnen die Chaussee herab, dem Dorfe zu, eine Reiterschaar näherte sich dem Schlosse in gestrecktem Galopp, sie war es, die man mit Jubel begrüßte; das Schloßthor öffnete sich, und nur einen Blick warfen der Marquis und die Seinen auf die phantastische Tracht der Reiter, um zu errathen, daß die Franctireurs der Loire ihnen einen Besuch abstatteten, daß der Jubel die Söhne des Schloßherrn begrüße.

Lange war man ohne Nachricht von Karl und Robert gewesen. Die Familie eilte, sie zu umarmen, aber wer beschreibt die freudige Ueber-

raschung, den hellen Jubel der Herzen, als hinter den beiden Jünglingen der Marquis Emil auf der Schwelle erschien?!

Emil lebte, er war gerettet. Flora weinte Thränen der Freude an seinem Halse und Thränen schmerzlicher Rührung, als sie in seinem bleichen Antlitz die Spuren der Leiden sah, welche er überstanden. Das Haar war stark gebleicht in den wenigen Monden, die Wange eingefallen und ein finsterer, strenger Zug, den sie sonst nimmer in diesem Antlitze bemerkt, verdüsterte jetzt selbst das Lächeln freudiger Rührung über den zärtlichen Empfang. Der Marquis Emil schilderte mit wenigen Worten seine Erlebnisse und was ihn jetzt zurückgeführt. Er hatte, schwer verwundet, in einem Bauernhause Pflege gefunden und war nur durch einen Zufall der Gefangenschaft entgangen. „Ich verwünschte die Pflege," sagte er düster, „die mich dem Tode entriß, damit ich sähe, welche Schmach Frankreich erdulden muß. Doch jetzt ist Aussicht auf Rettung. Bourbaki hat eine Armee erhalten, er ist der Mann, Frankreich zu retten. Ich decke mit den vereinigten Franctireur-Kompagnieen seinen Marsch. Ich bringe Vorräthe zur Verpflegung der Truppen, Jules — schaffe Deine Frau und Deine Tochter nach dem Süden, hier ist kein Ort für Frauen, hier werden bald die Kanonen donnern!"

Sowohl die Marquise wie Flora erklärten, daß ihr Platz da sei, wo sie dem Vaterlande nützen könnten, also hier, wo die Verpflegung der Truppen geordnet und vielleicht Lazarethe hergerichtet werden müßten. Sie protestirten so energisch gegen ihre Entfernung, daß man ihnen den Willen ließ.

Hatte schon die Zuversicht, welche Emil auf Bourbaki setzte, die Herzen der Familie mit Hoffnung erfrischt, so sollte der Rückschlag bald erfolgen. In der Frühe des nächsten Morgens kam ein Ordonnanzoffizier mit Depeschen, deren Inhalt den alten Obersten — so nannte man Emil auch bei den Franctireurs — bitter zu enttäuschen schien. Sein Antlitz war finster, er stampfte zornig mit dem Fuß, zum ersten Male sah Flora in diesen Zügen eine Flamme der Leidenschaft lodern, die ihr Grauen einflößte. Es lag etwas Unheimliches in diesem Antlitz, das sie stets nur im Ausdruck des Wohlwollens gesehen, etwas Fremdartiges, vor dem sie erbebte. Aengstlich schaute sie ihn an, aber er bemerkte sie gar nicht, und zum ersten Male zitterte sie, ihn anzureden. Er verließ das Gemach, sie hörte seine Stimme, den Seinen Befehle ertheilen, aber auch die Stimme war verändert, sie klang hart, es bebte Leidenschaft darin.

Der Marquis setzte sich zu Pferde. Auf dem Schloßhofe theilte er Befehle aus, Adjutanten sprengten davon, er ritt nach dem Dorfe, und dort ward Alarm geschlagen. Selbst ein Auge, welchem die Kriegsbilder neu, mußte sehr bald erkennen, wie grenzenlos die Unordnung und Verwirrung sei, die der unerwartet eingetroffene Befehl verursacht habe; es war, als sei statt eines Befehls eine Schreckenskunde verbreitet worden, so trieb Alles durcheinander mit wüstem Geschrei.

„Schauen Sie nicht dahin," ertönte plötzlich eine Stimme hinter Flora, „das ist ein trauriger Anblick, mein Fräulein!"

Erschrocken wandte sie sich um und sah einen jungen Mann vor sich, der, von ihr unbemerkt, in's Zimmer getreten. Der junge Mann war im Kostüm der Franctireurs der Loire, aber so neu und sauber war die Blouse, so zierlich war die Battistkrause des Hemdes geordnet, so stutzerhaft das Haar gekräuselt, als gelte es einen Maskenscherz und nicht den Weg in die Schlacht. Nur die mit Silber beschlagenen Revolver im Gürtel und der blanke Schleppsäbel gaben dieser nach Pomade duftenden Erscheinung etwas Kriegerisches.

„Wer sind Sie, mein Herr?" fragte Flora verwirrt, denn sie sah ein dreistes Auge keck auf sich gerichtet.

„Der Marquis von Brin-Hilaire hat allein das Recht, Ihnen meinen wahren Namen zu nennen," versetzte der Fremde. „Ihre Brüder nennen mich Omar, im Schlachtgetümmel war ich an der Seite Ihres Oheims."

„Dann sind Sie auch hier willkommen," erwiederte Flora, ohne aufzuschauen und scheu, als ob sie sich fürchte, ihm mehr als nothwendig entgegen zu kommen. „Aber warum sind Sie nicht jetzt bei ihm — es scheint eine Gefahr im Anzuge?"

„Fräulein, sehen Sie nicht hinaus," versetzte er, als sie wieder an's Fenster treten wollte; „das sind Feiglinge dort unten. Der General Bourbaki schickt den Befehl, wir sollen uns nach Dijon ziehen, weil der Feind hier zu stark herannahe, und anstatt zu trauern, daß die Gelegenheit zum Kampfe verschoben wird, ist Alles wie betäubt und zittert schon, der Preuße könne da sein, ehe man abgezogen. Ha, diese Elenden! Sie schneiden die Stränge der Pferde durch und lassen die Wagen stehen! Sie fliehen schon, ehe noch ein Feind sich gezeigt!" (Forts. folgt.)

---

* Ein Ausflug nach Paris.

Zweibrücken, 11. Sept.

Aus dem Feldpostbriefe eines bayer. Offiziers der Okkupationsarmee vor Paris theile ich Ihnen Folgendes mit: „Daß ich ungemein begierig war, einmal nach Paris zu kommen, läßt sich leicht denken. Obwohl es vom Höchstkommandirenden strengstens verboten ist, beschloß ich doch am 31. August hineinzugehen, nahm aber einen Elsässer mit, um nicht in Verlegenheit zu kommen. Meine Civilkleider hatte ich hier, es war also Alles in Ordnung. Auf dem Wege zum Bahnhofe kaufte ich mir eine große französische Zeitung und fing, sobald ich im Waggon war, eifrig an zu lesen, wie es auch fast alle Franzosen machen; man trifft selten einen Herrn, der nicht seine Zeitung in der Tasche mit sich führt. So lesend fuhr ich dann rasch dahin, durch Vincennes, endlich durch die Enceinte, der große Moment war da — ich war in Paris. Mir pochte das Herz gewaltig, als ich in die Riesenstadt hineinfuhr, von der aus einst die Geschicke der Völker gelenkt wurden und die jetzt, bei aller Großartigkeit, doch einen trüben Anblick darbietet.

Die Bahn von Vincennes führt, nachdem man an dem strahlenförmig gebauten Zellengefängniß Mazas vorbeigekommen ist, auf den Platz de la Bastille. Inmitten dieses Platzes steht die berühmte Juli-Säule, an der die Kommunisten auch ihre Zerstörungswuth auslassen wollten. Diese eherne Säule ist vielfach durchlöchert, das Piedestal vieler Zierrathen beraubt und das Ganze vollständig von Rauch geschwärzt. Man hatte nämlich beabsichtigt, die Säule mittelst Petroleum einzuschmelzen, was natürlich nicht gelang. Der goldene Engel, der die Säule krönt, hat Nichts von seinem Glanze verloren.

Wir nahmen uns einen Fiaker und fuhren durch die Rue St. Antoine, Rue Rivoli am Louvre und den Tuilerieen vorbei. Letztere sehen gräulich aus, Alles ausgebrannt, an den Wänden noch einzelne Spuren von Vergoldungen und Malereien, Alles, was an das glorreiche Cäsarenregiment erinnerte, abgeschlagen, zertrümmert oder wenigstens überpinselt. Hier wie an andern öffentlichen Gebäuden steht mit großen Lettern die Devise der alten und neuen Republik angeschrieben: Liberté, égalité, fraternité.

Aber dieses Leben und Treiben: Fiaker, Droschken, glänzende Equipagen, Frachtwagen, berittene Ordonnanzen, Kürassier-Patrouillen, Offiziere, — Alles in einem kolossalen Durcheinander; das Geschrei der Hausirer, das Fluchen der Kutscher, wenn sie irgendwo anfahren, — kurz dies Alles machte mich ganz toll. Die Straßen sind so breit, daß 6, wohl 8 Wagen nebeneinander fahren können. — Und dazwischen überall die Spuren der blödsinnigen Zerstörungswuth der Kommune, überall zerschossene oder geflickte Gebäude. Wie trübselig steht das Piedestal der olim Vendome-Säule da!

Nun kamen wir auf die herrliche Place de la Concorde, auf welcher der Obelisk mit ägyptischen Inschriften steht. Einer der herrlichen Brunnen ist gänzlich zerstört, die schönen Gruppen dagegen um den Platz herum stehen noch völlig unversehrt.

Unwillkürlich fiel mir beim Anblicke der Verwüstungen das Wort von Mephisto in der Hexenküche ein; die Franzosen, zumal die Pariser glauben mit der Absetzung des Kaisers Alles gewonnen zu haben, allein

„Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben."

Die Champs Elysées, wohin ich nun kam, haben mir ausnehmend gut gefallen. In reizenden Anlagen versteckt, liegen zu beiden Seiten der Avenue die berühmten Cafés chantans. Besagte Champs dehnen sich sehr lang aus, und es gewährt deßhalb der Arc de Triomphe dem Auge einen angenehmen, wenn auch etwas dicken Ruhepunkt. Ich fuhr nun zum Trocadero, einem mit Anlagen versehenen hoch gelegenen und daher Aussicht gewährenden Platze, der durch die Jena-Brücke mit dem mächtig großen Marsfelde in Verbindung steht; dann zu erwähntem Triumphbogen, der auch ein wenig durch die Beschießung gelitten hat, da auf der Plattform einige Geschütze aufgestellt worden waren. Ich fuhr um denselben herum und betrachtete blos die Reliefs.

Von da ging's durch die Rue de la Reine Hortense in den Parc de Monceaux, reizende Anlagen mit schattigen Gängen, wo mich am meisten das griechische Bad interessirte, in welchem alles mögliche Gethier herumschwimmt.

Nun fuhren wir über den Boulevard Malesherbes, de la Madeleine, des Capucins, des Italiens, Montmartre in die Straße Montmartre, woselbst ich meinen Fiaker, der mich drei Stunden lang um 2 Francs per Stunde gefahren hatte, entließ und in eine Restauration ging, in welcher wir ein sehr opulentes Dejeuner einnahmen und dafür 10 Francs die Person bezahlten.

Nach diesem Mahle gingen wir per pedes auf den Butte de Chaumont, einen Hügel in

der Stadt, welcher einen herrlichen Ueberblick über Paris gestattet.

Von hier ab wurden die Omnibusse benützt, die 30—36 Personen fassen, wovon die Hälfte auf dem Dache (der s. g. Impériale) sitzt; ich wählte mir meinen Platz stets oben. Für 3 Sous kann man die längsten Strecken zurücklegen.

Ich sah nur noch den herrlichen Jardin de Luxembourg, der wieder ganz hergerichtet und sehr besucht ist, dann das Palais Royal und das Pantheon, ging auch in einige Kaffeehäuser mit dem Schilde Bière de Bavière.

Hierauf spazirten wir an den Quais herum und betrachteten das Leben auf der Seine, dann die zerstörten Gebäude: Hotel de Ville, Ministère des Finances, Palais de Justice, sowie die Morgue.

So wurde es Abends 7 Uhr, und ich begab mich per Eisenbahn wieder in mein Standquartier zurück.

Es ist nicht so gefährlich für einen Deutschen in Paris, wie die Zeitungen schreiben; ich habe dort fast nur Deutsch gesprochen und wurde nicht im Mindesten behelligt.

Von meinen kleinen Ausflügen ist mir immer ein Spazierritt in das Wäldchen von Vincennes der liebste, woselbst wir Kavaliere Gelegenheit haben, den staunenden Parisern unsere Reitkunst zu zeigen. Hie und da entfahren den Lippen der feinen Herren Ausdrücke der Bewunderung, die wie Cochon de Prussien klingen, aber von uns nicht verstanden werden. Ueberhaupt scheinen diese Leute viel Vergnügen an unserer Anwesenheit zu haben, denn sie winken uns öfters in freundlichster Manier zu, nur machen sie eigenthümlicher Weise (— es muß dies Landessitte sein —) eine Faust dabei, aber doch größtentheils im Sacke. — In meinem Standquartier haben sich die Mädchen und Kinder sehr an uns attachirt und die übrigen Bewohner sind nichts weniger als feindselig gegen uns.

Wenn ich den durch nur oberflächliche Betrachtung gewonnenen Totaleindruck, den Paris, selbst in seiner heutigen traurigen Gestalt und bei den mannigfach gestörten Verhältnissen, auf mich gemacht hat, mir vergegenwärtige, so erkläre ich mir leicht den alten Reim, welcher also lautet:

„Wer will sein Geld in Ehren
Und mit Genuß verzehren,
Der gehe nach Paris,
In Frankreichs Paradies!"

Mannigfaltiges.

Als humoristischen Beitrag zu dem nun selig entschlafenen Berliner Maurerstrike erzählt die „Staatsb. Ztg." folgende Anekdote aus dem Leben Ludwig Devrient's. Derselbe verkehrte bekanntlich stehend in Berlin in der Restauration von Lutter und Wegner am Gendarmenmarkt. Als das Schauspielhaus daselbst umgebaut wurde, mag der edle Mime im Eifer der Verwirklichung der Wünsche, seinen Genius in den neuen geweihten Räumen zur sichtbaren Gestaltung werden zu lassen, oft vom Fenster der Restauration auf die Handwerker geschaut haben, die den Bau der Vollendung endlich zuführen sollten, wobei ihn die Langsamkeit der Maurer oftmals zu einem herzhaften Fluche veranlaßt haben mag. Dem sei nun, wie ihm wolle, sicher aber ist es, daß er einstmals in Gesellschaft eines mobilen Conviviums in allem Ernst wettete: Er wollte eher eine ganze Flasche Champagner austrinken, als der da oben auf dem Gerüst stehende Maurer, der eben seine Pfeife aus der Rocktasche nahm, dieselbe in Brand bekomme. Die Wette wurde angenommen, der Champagner gebracht, der Maurer oben hatte eben seinen Schwamm, seinen Stahl und seinen Feuerstein zusammengesucht. L. Devrient schenkte indessen langsam die sechs Gläser voll, die in der Champagnerflasche enthalten waren. Der Maurer hob den Arm und fing an zu „pinken". Devrient trank noch nicht. Glauben Sie, daß der edle Maurerer dort oben nur sechs Mal „pinken" wird? Die Gesellschaft lachte. Devrient zögerte noch mehr als eine Minute und schlürfte dann ganz behaglich, ohne auf den Handwerker hinzusehen, alle sechs Gläser sachte hinunter. Und siehe da! der Maurer „pinkte" an seinem Maurerschwamm noch gemüthlich weiter. „Ich wette um's Doppelte," rief Devrient, „daß ich noch eine Flasche trinke, bevor der Maurer seine Pfeife in Brand gesteckt hat.." Aber Niemand von der Gesellschaft wagte auf den Vorschlag einzugehen. Devrient hätte seine Wette gewonnen.

Lebensphilosophie.

Mißtrauen ist eine häßliche, wuchernde Giftpflanze, die in dem Garten eines liebevollen Gemüthes nie geduldet werden sollte!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Montag, 18. September 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

„Mein Ohm und meine Brüder werden nicht fliehen," rief sie, in edler Erregung aufschauend. „Sie werden nicht allein stehen, wenn es zum Kampfe kommt!"

Der junge Mann zuckte die Achseln. „Ich hoffe," sagte er, „Ihr Oheim und Ihre Brüder haben es ebenso satt wie ich, mit dieser Bande von Prahlhänsen umherzuziehen, welche die Dörfer ausplündert und vor dem Feinde den Rücken dreht. Ich wollte, er sagte sich los von diesen Elenden und stellte sich an die Spitze von einigen Hundert, die ich ihm auslesen will, und wir machten auf die Barbaren Jagd, knallten ihre Vorposten nieder, lauerten ihren Transporten auf, jagten auf die deutschen Hunde wie auf Bären und Wölfe. Bei allen Teufeln, ich brächte Ihnen in acht Tagen einen Sack voll Nasen und Ohren!"

Flora starrte ihn an, sie mochte nicht glauben, daß er im Ernste rede und doch fühlte sie ein unheimliches Grauen. Bisher hatten wohl die Zeitungen davon erzählt, daß die Deutschen barbarisch hausten, und daß man die Wuth der Turkos gegen sie loslassen werde, Revanche zu nehmen, aber der Vater hatte ihr gesagt, das sei Geschwätz von Narren, die nur die Erbitterung schüren wollten; die Disziplin dulde keine Gräuel. Jetzt hörte sie einen Franzosen Drohungen ausstoßen, wie der Kannibale sie ausführt, und als sie Omar anschaute, war es ihr, als sähe sie eine Bestie.

Sein dunkles Auge glühte, er fletschte die Zähne, das Gesicht hatte nichts Menschliches. Omar konnte der Eindruck nicht entgehen, den seine Worte gemacht, und urplötzlich verwandelte sich der Ausdruck seiner Züge. „Ach, ich erschrecke Sie," flüsterte er, „ich bin ein wilder Mensch, aber die Liebe kann mich zähmen!" Sie wich vor ihm zurück, Angst und Zorn machten ihre Glieder beben, Entsetzen ergriff sie. „Ja, die Liebe," flüsterte er und seine magere Hand legte sich wie eine Kralle auf ihren Arm, sie zurückzuhalten; „der alte Oberst hat mir die Wahrheit gesagt, Sie sind die Perle der Schöpfung. Omar wird Sie erobern oder sterben!"

Flora stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der wilde Mensch wollte sie an sich pressen, da riß ihn eine derbe Faust zurück und schleuderte ihn bei Seite.

Der Vater Flora's war in's Gemach getreten und seiner Tochter rechtzeitig zu Hilfe geeilt, aber im nächsten Moment sollte die Tochter ihm den Dienst vergelten. Omar hatte ein Dolchmesser aus dem Gürtel gerissen und wollte sich auf den Marquis stürzen. „Hilfe! mein Vater!" schrie Flora und warf sich dazwischen, mit ihrem Körper den des theuren Verwandten zu schützen.

„Ihr Vater!" rief Omar und er ließ das schon gezuckte Messer sinken — „das schützt ihn besser vor meinem Dolch, als wäre er gefeit." Noch funkelte das Auge in wilder Wuth und es zuckte eher Hohn in den von Leidenschaft verzerrten Zügen, als daß die Scham beim Anblick der grauen Haare des alten Mannes ihn entwaffnet hätte.

„Elender!" rief der Marquis, flammend vor Entrüstung, „gab Frankreich Dir die Waffe, um Frevel an seinen Bürgern zu verüben, an Wehrlosen?"

„Was gibt es?" donnerte die Stimme des alten Obersten, der jetzt in das Zimmer trat — „Omar — was soll das Messer in Deiner Hand?"

Das Antlitz des Marquis Emil war todtenbleich. Omar antwortete in unterwürfigem Tone in arabischer Sprache und entfernte sich auf einen Wink des Marquis. Es war ein kurzer Moment, in dem Beide einander gegenüberstanden, und ihre Blicke schienen einander mehr zu sagen als Worte.

Der Marquis Jules erbleichte. Eine seltsame Ahnung durchbebte ihn. Dieser wilde Mensch mit der dunklen Hautfarbe und dem zierlichen Aussehen, das seltsam mit seinem Benehmen kontrastirte, hatte eine auffällige Aehnlichkeit mit dem alten Obersten. Es waren andere Züge, aber gerade jetzt, wo Marquis Emil von Leidenschaft erregt, war es derselbe Ausdruck, derselbe Charakter der Züge! Der zügellose Franctireur gehorchte einem Wink der Augen, Marquis Emil ließ den Menschen gehen, der gegen seinen Bruder das Dolchmesser gezückt, und schien eher traurig, als erzürnt, nur betroffen, nicht beleidigt! —

„Das Türkenblut kann sich nicht verleugnen," sagte der alte Oberst, als sein Bruder und Flora ihn in banger Erwartung anstarrten, denn auch Letztere hatte es befrembet, daß ihr Oheim die Verletzung des Gastrechts, den Angriff auf ihren Vater nicht strenger ahndete. „Verzeiht, aber ich hatte Das nicht vermuthen können, sonst würde ich Euch vorbereitet haben auf die Begegnung mit dem wilden Burschen. Ich trage den größten Theil der Schuld, aber der heutige Trubel zerstörte meinen Plan. Ich wollte Euch heute eine Eröffnung machen, Euch sagen, daß ich einen Sohn habe, den ich würdig geglaubt, Flora's Gatte zu werden, und nun muß der Bursche sich in seiner häßlichsten Gestalt hier einführen!"

„Dein Sohn ist es, Ohm?" rief Flora, als erzähle man ihr ein Märchen, und die Neugier verdrängte den Schrecken, der sie eben noch betäubt; „Du hast einen Sohn?"

Der Marquis Jules wandte das Antlitz ab, seine Erregung zu verbergen. Jahre hindurch hatte dieser Bruder ihn also getäuscht und jetzt entriß ein Wort seinen Kindern das Erbe. Wir haben genugsam erklärt, daß Habsucht nicht das Laster des Marquis war, und hätte der Bruder ihm eröffnet, daß er heirathen wolle, so hätte er ihm mit ehrlichem Herzen Glück dazu gewünscht; aber diese plötzliche Entdeckung, daß der Bruder ihn absichtlich über zwanzig Jahre hindurch getäuscht, war ihm ein Stich in's Herz mit vergiftetem Stahl, er fühlte eine Bitterkeit in sich, wie Haß gegen Den, der ihm bis dahin mehr als ein Bruder, der ihm der beste Freund gewesen!

„Du zürnst mir, Jules?" sagte Emil, und es lag in dem Blicke, den er auf den Bruder heftete, etwas Lauerndes. „Du solltest mich doch erst zu Ende hören. Bis vor einem halben Jahre wußte ich noch nicht, ob Omar jemals erfahren werde, was ich ihm bin, und der Gedanke, ihn vor Dir meinen Sohn zu nennen, kam mir erst, als ich ihn bei Sedan die preußischen Reihen durchbrechen sah, der Bravste der Braven!"

„Mein Bruder, Du hättest einer sehr peinlichen Szene, die leicht blutig enden konnte, vorgebeugt, wenn Du mir gesagt, daß ich auf Brinle-Duc nur die dritte Person bin. Lasse uns allein, Flora."

„Du bist bitter, Jules," rief Emil gereizt, aber Flora warf sich an seine Brust. „Ohm," rief sie, „wenn Du willst, daß ich meinem Vetter je ein freundliches Wort sage, so schelte mir den Vater nicht. Omar war häßlich wie eine wilde Katze; warum sagte er es mir nicht, daß Du sein Vater bist, ich hätte ihm ja gern nicht eine, sondern beide Wangen gereicht."

„Du bist ein Engel," flüsterte Emil bewegt und küßte ihr die schöne Stirne. „Lasse mich mit Deinem Vater allein und fürchte nicht, daß wir uns streiten."

Flora nickte ihm froh lächelnd zu und verschwand.

„Du hast Recht, Bruder," sagte Jules, als sie sich entfernt, „von einem Streite zwischen uns kann nicht die Rede sein. Du hast gewiß triftige Gründe für Deine Handlungsweise gehabt, entschuldige, daß die erste Ueberraschung mich unfähig machte, meine Worte zu wägen."

Emil fühlte den bitteren Vorwurf, der in dieser Resignation lag, aber der Eindruck war anders, als Jules ihn vielleicht erwartet. Hatte der Bruder stets eine Maske vor ihm getragen oder hatte er sich so völlig verändert —: anstatt ein offenes, warmes, herzliches Wort zu sprechen und damit den bisherigen Ton ihres Verkehrs wiederherzustellen, zeigte der rauhe Klang seiner Stimme, die kalt lächelnde Miene eine ihm sonst fremde Reizbarkeit. „Ich mache Dir keinen Vorwurf," versetzte er, und sein Blick hatte etwas Stechendes, „die Sache mußte Dich überraschen und Du überhörtest wohl meine Erklärung, die mich vor jedem Vorwurf schützt. Ich hatte nie dem Gedanken Raum gegeben, Omar als meinen legitimen Erben anzuerkennen, die Sache berührte

Dich also nicht. Du wirst mir zutrauen, daß Dich absichtlich in einer Täuschung zu erhalten ich unfähig gewesen wäre. Omar ist der Sohn einer Frau, deren Erinnerung mir peinlich ist. Ich knüpfte im Orient eine Liebschaft an, ohne die Gefahr, die damit verbunden, zu achten. Fatme wurde mein Weib, aber nicht eher, als bis ich meinem Glauben abgeschworen. Ich ward Muselmann, änderte meinen Namen, und der Konsul sorgte dafür, daß die Sache nicht weiter ruchbar wurde. Ein Jahr später und ich war Wittwer, Fatme starb in Folge der Entbindung. Ich gab meinen Sohn in Pension, ging nach Rom, trug dem heiligen Vater meine Sache vor, erhielt Absolution und kehrte wieder in den Schooß der christlichen Kirche zurück. Ich mußte natürlich versprechen, meinen Sohn ebenfalls taufen zu lassen, und Das ist zwei Jahre später geschehen, als ich wieder nach dem Orient ging. Omar behielt seinen türkischen Namen, ich brachte ihn in andere Pflege, damit er nie erfahre, wer ich und was ich ihm sei. Ich hatte die Absicht, ihn gut erziehen zu lassen, für seine Existenz zu sorgen, aber ihm niemals das Geheimniß seiner Geburt zu enthüllen. Bei meinem letzten Besuche im Orient ereignete sich jedoch Etwas, das alle meine Entschlüsse umwarf. Ich empfand einen gewissen eitlen Stolz, in meinem Sohne einen beherzten, hübschen Burschen zu finden, bei dessen Anblicke Vatergefühle erwachten. Kurz, ich nahm ihn mit mir nach Europa. Noch hatte ich nicht die Absicht, ihm zu eröffnen, daß ich ihm etwas Anderes als ein Wohlthäter sei, ich scheute mich, vor aller Welt den Schleier von sehr peinlichen Erinnerungen zu lüften, auch fühlte ich mich Dir gegenüber verpflichtet, alte Verabredungen unangetastet zu lassen.

„Als ich Frankreichs Boden betrat, rüstete man zum Kriege. Die Gunst des Kaisers verschaffte Omar das Offizierspatent, er war mein Adjutant und in jedem Treffen mir zur Seite. Wäre er mir ein Fremder gewesen, ich hätte ihn lieb gewonnen, denn furchtlos und brav wie Keiner, unermüdlich und eifrig that er seine Pflicht und mehr als diese. Das asiatische Blut in ihm hat sich mit französischem vermischt, er ist wild, aber er denkt ritterlich. Bei Mars-la-Tour rettete er mir das Leben, als die „blauen Teufel" eine Attake machten, die wie der Sturm der Wüste Alles vor sich niedermähte. Ich habe in keinem Kriege Dergleichen gesehen und ich leugne es nicht, mir bebte einen Moment das Herz in Todesfurcht. Omar hieb mich heraus, und seltsam — als wolle das Schicksal mir einen Wink geben, wie ich diese Schuld abtragen müsse — ich hatte eine Vision.

(Fortsetzung folgt.)

Republikanische Briefe.

Von Hans Wachenhusen.

(Aus der „Köln. Ztg.")

Paris, den 5. September.

Es ist gar nicht wahr, daß Paris von den Deutschen belagert worden. Es ist unbegründet, daß seine Bevölkerung Monde hindurch Hunger, Kälte und alle physischen Leiden erduldet. Es ist gar nicht erwiesen, daß die schönste und leichtfertigste Stadt der Welt durch Pech und Schwefel verwüstet worden, denn sie waren ja alle unschuldig, die Petroleurs und Petroleusen, als sie vor Gericht standen. Es ist ganz ersichtlich, daß alle die großartigen Ruinen der Tuilerieen, der Ministerien, des Justizpalastes u. s. w. nur künstlich dahin gestellt worden, zur Abwechslung des Baustyls, vielleicht sogar als Muster zu einer Architektur der Zukunft, denn sie sehen so sauber aus, als wären sie von Tragant, von Carton, und riecht es allerdings in der Rue Rivoli noch ein wenig nach Petroleum, es kann ja bei irgend einem Epizier ein Faß aufgegangen oder sonst ein chemisches Unheil passirt sein! Und endlich diese Stadt, diese Boulevards, deren Millionen von Lichtern in Tausenden von Spiegeln, von Bronzen und Krystallen reflektiren, diese Stadt sollte Monate lang im Düstern gelebt haben? Diese lustige, vielgestaltige, lachende und plaudernde Menge, die sich da hin und her wälzt, wie ich sie seit Jahren zu sehen gewohnt bin, diese Menge sollte — —. Es ist nicht wahr, es ist eine wild-poetische Legende wie die von Sodom und Gomorrha, ein Roman, ausgebrütet in dem Gehirn eines Viktor Hugo, ein Schauder-Drama, mit dem man das Theater der Porte St. Martin in Flammen gesetzt, ein wüster, fürchterlicher Traum, an dem nichts Wahres, nichts Glaubwürdiges sein kann! —

So ging's mir durch den Kopf, als ich gestern durch die Boulevards schritt, an den glänzend erleuchteten Magazinen, an den Kaffeehäusern, deren Kundschaft in dichten Gruppen bis auf die Mitte des Trottoirs hinaussaß, an den Passagen mit ihren blendenden Lustern, an den Zeitungs-Kiosken, auf deren Tischen noch viel mehr Zeitungen lagen als ehedem, an der ganzen Boulevards-Szenerie vorüber, in welcher auch nicht ein einziges

Detail fehlte. Die Omnibusse und die Fiaker jagten auf dem Macadam hin und her; am Rendezvous des Ecrasés, an der Ecke der Montmartre-Straße, stauten sich wie immer die Wagen, schrieen wie immer die Kutscher durch einander, nur Eins fehlte: die Sergeants de Ville, und noch Eins, die Abendbörse an der Passage de l'Opera. Man hörte weder das „Circulez, Messieurs!“, noch das edle Frankfurter Deutsch, durch das die Ellenbogen des Sergeants zu rudern pflegten. Auch von den „fluctuations de la Bourse“ war keine Rede, kein Straßengeschrei, und endlich fehlte auch das „Le guide des voyageurs!“ vielleicht, weil die Buchhändler mit dem neuen Fremdenführer noch im Rückstande sind, oder vielleicht auch, weil die Fremden sich diesmal verspätet haben, obgleich doch die Saison dem Kalender nach bereits begonnen hat.

Es war Alles beim Alten, soweit es ein oberflächlicher Blick über die Volkswellen bemerken ließ, die sich hinauf und hinab wälzten. Paris hatte sich den wüsten Traum aus den Augen gewischt; es lachte wieder, es plauderte wie immer; es ging überall so flott und gemüthlich wieder zu, und wie sie da Arm in Arm einher spazirten, hätte Niemand vermuthen sollen, daß am 1. September der Indult für die Zahluugen aufhörte, daß am 4. September, gerade am Morgen dieses Tages, ein Kaiserreich über ihren Köpfen zusammengebrochen, daß gerade heute vor einem Jahre der wüste, wilde Traum seine Schreckens-Episode begann, die durch Elend, Brand und Blut führte, von dem kaum noch eine Spur am Saume der Kleider hangen geblieben.

Das waren meine Pariser, wie ich sie kannte seit lange! Ich aber war nicht mehr der Alte unter ihnen, denn ich war allein in diesem ganzen Strom; ich kam mir vor wie eine Nußschale, die auf dem Ocean schwimmt, denn der einzige Bekannte, dem ich begegnet, hatte mir kalt und zugeknöpft nur die äußerste Spitze seines kleinen Fingers gereicht und mir gesagt: „Vous savez que nous n'aimons pas les Allemands“, worauf ich ihm antwortete: „Sans cela vous ne les auriez pas attaqués“ — und Das war unsere ganz Unterhaltung, die wohl damit für immer abgebrochen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das eiserne Kreuz.) Kaum irgend eine andere Dekoration hat so viel von sich reden machen, als diese. Im Anfange des Krieges, bei der Verleihung an den Kronprinzen und die ersten Heerführer, bei besonders exzellirenden Thaten auch an Offiziere und Soldaten, ward dem eisernen Kreuze die höchste Achtung gezollt. Als es aber später förmlich Kreuze regnete, da sank der Werth in der öffentlichen Meinung, zumal bei den Vertheilungen an einzelne Abtheilungen mitunter Fehlgriffe vorkamen. Es ist gut sagen: Jeder Einzelne hat sich tapfer gehalten und es haben's Alle verdient; ei, wenn es Alle bekämen, dann wäre es keine Auszeichnung mehr. Oeffentliche Blätter haben auch auf das Mißverhältniß aufmerksam gemacht, daß die Offiziere so überaus reichlich, ihre Untergebenen aber so spärlich bedacht worden sind, welches Mißverhältniß nun durch Nachverleihungen einigermaßen gehoben worden ist. — Bei dem Durchzuge einer norddeutschen Abtheilung, welche in der Stadt G. in der Vorderpfalz einquartiert wurde, fragte ein Quartiergeber einen Soldaten, wie es komme, daß so viele Offiziere und so wenige Soldaten das Kreuz tragen. Der Soldat, (welcher sicher nicht hinter dem Pfluge aufgewachsen ist) antwortete flink: „Bester Herr Hauswirth! Wenn ein solches Kreuz $^3/_4$ Zentner wiegen würde und getragen werden müßte, dann hätten die Soldaten alle, von den Offizieren aber keiner eins bekommen!“

Kant ging einst auf Veranlassung eines Bekannten, der nach Königsberg gekommen, mit diesem in ein Wirthshaus, wo sein Freund abgestiegen war, um mit Letzterem an der Table d'hôte zu Mittag zu speisen. Vor Kant wurde eine Schüssel mit Salat gesetzt. Ein ihm gerade gegenübersitzender Gast, den er nicht kannte, ergriff das auf dem Tisch stehende Näpfchen mit gestoßenem Pfeffer und schüttete dasselbe über den Salat mit den Worten: „Diesen Salat esse ich gern recht tüchtig gepfeffert.“ Ruhig nahm Kant eine Tabaksdose aus der Tasche, leerte sie über die Schüssel aus und sagte: „Ich für mein Theil esse ihn gar zu gern mit Tabak!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Mittwoch, 20. September 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

„Aus einem Berge von Leichen erhob sich ein Antlitz, das — doch genug davon. An diesem Abend sagte ich Omar, wer er sei. Ich war entschlossen, ihn als Sohn anzuerkennen, müßte ich damit auch der Welt bekennen, daß ich meinen Glauben einmal abgeschworen. Ich erzählte ihm die Geschichte seiner Mutter und erklärte ihm, wie peinlich meine Stellung nun Dir gegenüber werden müsse. Er erklärte sofort, daß er in der nächsten Schlacht den Tod suchen werde, wenn ich ihm nicht gestattete, vor der Welt seinen bisherigen Namen weiter zu führen und dem Erbe zu entsagen."

„Das hätte dieser wilde Mensch gethan?" rief Jules ungläubig, „Bruder, Du erzählst einen Roman!"

„Mein Wort darauf, ich schildere ihn Dir, wie er ist. An den glühenden Gestaden des Bosporus hat er das Berberroß zugeritten und in halsbrechenden Wagnissen gewetteifert mit den gelenkigen georgischen Buben; er hat die schleichende Katzennatur des griechischen Insulaners bei tollen Streichen nachgeahmt und in einem Lande, wo alle Völkerracen durcheinander wogen und bald die List, bald die Kühnheit den Menschen aus Lebensgefahr retten muß, sich einen guten Kern bewahrt. Die Leidenschaft tobt in seinen Adern, heiß ist das Blut, aber er ist lenksam wie ein Kind, wo er liebt und vertraut. Ich dachte mir nun, wenn er Flora gefiele, könne ich ihm gerecht werden und Dir; ich habe ihm meinen Liebling geschildert und Sehnsucht in ihm erweckt. Dir und Flora wollte ich seinen Charakter zeichnen, ehe eine Begegnung stattfand. Ich hoffte, Flora's Herz werde schon höher schlagen, wenn ich ihr den tapferen Offizier zeigte, der mir das Leben gerettet. Ein unglücklicher Zufall hat Alles verdorben."

„Flora rief nach Hilfe, ich sah sie in den Armen eines Fremden, den ich für einen frechen Eindringling halten mußte," versetzte Jules.

„Deine Erklärung, Bruder, entschuldigt ihn, kann aber den Eindruck nicht verwischen, den sein Anblick auf mich gemacht. Ich weiß nicht, welcher Gedanke mir peinlicher wäre — ihn in seinem Erbe beeinträchtigt, oder ihn an der Seite meiner Tochter zu sehen."

Jules schien diese Erklärung, welche den vom Bruder gewünschten Ausgleich kurz abschnitt, mit voller Ruhe zu geben, wenigstens verrieth sich weder in Miene noch im Ton der Stimme eine innere Erregung, und die Auslassung war daher wohl geeignet, Emil auf's Aeußerste zu reizen. Er mußte fühlen, daß es dem Bruder schwer geworden, das Geständniß abzulegen, und das Bestreben desselben, einen Ausgleich zu suchen, hatte wohl eine freundlichere Antwort verdient. Jules bemerkte es auch schon, während er sprach, daß er seinen Bruder tief verletzte, aber es war seine Absicht, ihn zu reizen, wenn er dieselbe auch weder überlegt, noch sie ihm klar geworden, sondern er nur instinktmäßig der Eingebung des Moments folgte. Die Entdeckung, daß Emil ihm gegenüber zwanzig Jahre hindurch ein Geheimniß verborgen, welches nicht nur für ihn, sondern auch für die Zukunft seiner Kinder von entscheidender Wichtigkeit war, konnte in ihrem Eindruck dadurch nicht gemildert werden, daß Emil versicherte, er habe niemals die Absicht gehegt, Omar anzuerkennen. Das Faktum, daß er ihn anerkannt, kam gleichzeitig mit der Enthüllung des Geheimnisses, und Jules sah, daß er getäuscht, daß seine Vermögenslage plötzlich, ohne

jede Vorbereitung, zweifelhaft gemacht worden. Er erschien sich selbst wie ein Almosenempfänger, der seinen Tribut des Dankes damit gezahlt, daß er dem Wohlthäter geschmeichelt und seinen edlen Charakter gepriesen. Und der Mann, der ihm zwanzig Jahre hindurch ein Geheimniß verborgen, das schwer auf seinem Herzen gelastet, der muthete ihm zu, er solle seine Tochter einem wilden Menschen geben, der in roher Sinnenlust und zügelloser Leidenschaft sich widerwärtig gemacht beim ersten Auftreten! Jules hatte das Gefühl, als ob die Hand seiner Tochter der Kaufpreis sein sollte für ein Arrangement der Vermögensverhältnisse. Emil nannte Flora seinen Liebling und er muthete ihr zu, einem Menschen die Hand zu reichen, dem er bis vor Kurzem sich gescheut den Sohnesnamen zu geben. Nein, hier galt es, dem Bruder zu zeigen, daß er um des Geldes willen nicht abhängig sein möge, daß er aus Stolz den Vergleich zurückweise, was auch die Folgen seien, und er antwortete daher in einer Weise, die Emil zu erkennen gab, daß das Band der brüderlichen Freundschaft zwischen ihnen zerrissen sei.

Eine dunkle Gluth röthete Emil's Antlitz und Leidenschaft verzerrte die Züge. „Ah!" sagte er mit jener erzwungenen Ruhe, welche dem Gewittersturm vorangeht, „Deine brüderliche Liebe sträubt sich, auch nur den Versuch zu machen, mich einer schwierigen Lage zu entreißen. Du überlässest die Entscheidung nicht Derjenigen, der sie gebührt, Du würdest Flora's Hand Omar wohl auch verweigern, wenn sie geneigt wäre, meine Wünsche zu erfüllen!"

„Ja, Emil; Flora ist von mir in Gefühlen der Dankbarkeit und Liebe zu Dir erzogen, diese Gefühle sollen sie aber zu keinem Opfer bestimmen, das sie ihr Leben hindurch zu bereuen hätte."

„Gut," murmelte der Marquis, die Zähne auf die Lippen pressend und heftig auf- und abschreitend, als koche er in der Brust einen Plan. „Jules," sagte er plötzlich, vor dem Bruder stehen bleibend, „auf mir lastet Schweres. Ich habe einen Theil Dessen, was in mir tobt, Dir mitgetheilt, und bin enttäuscht in meinen Hoffnungen. Es ist jetzt nicht die Zeit, uns auseinander zu setzen. Was ich Dir eröffnet, braucht Flora jetzt nicht mehr zu wissen, ich gebe den Plan auf. Warten wir das Ende des Krieges ab, ehe wir unser künftiges Verhältniß zu einander besprechen. Eine feindliche Kugel kann Omar, eine andere kann mich tödten. Brechen wir daher jede Erörterung über Dinge ab, die der Zukunft angehören. Ich bin fortan in Brin-le-Duc nicht als Dein Bruder, sondern als Befehlshaber der Freischaaren und wünsche als solcher betrachtet zu werden. Ich habe Dir die Verwaltung meiner Güter lebenslänglich übergeben, es bleibt dabei; die Anordnungen, die ich hier also treffe, berühren Dich, als hätte ein Fremder sie veranlaßt."

„Das nehme ich nicht an, Emil, Du bist hier der Herr, ich der Verwalter. Ich kann unter den Verhältnissen, die jetzt eingetreten sind, nicht mehr frei verfügen, ich muß daran denken, daß ein Dritter einst die Rechnunglegung fordern könnte!"

„Wenn Du die Sache so auffassen willst," versetzte Emil, und es funkelte ein drohender Haß in seinem Auge, „so schalte nach Belieben, setze Deine Rechnungen auf, ich habe jetzt keine Zeit, mit Dir abzurechnen, und ich denke, jeder Vertrag muß seine Kündigungsfristen haben."

Jules erbleichte. Er fühlte, daß er zu weit gegangen, aber sein Stolz sträubte sich dagegen, jetzt einzulenken; er hatte den völligen Bruch heraufbeschworen und mußte ihn nun hinnehmen.

Die Brüder trennten sich wie zwei erbitterte Gegner, die einander zum Kampf herausgefordert.

Der größte Theil der Freischaaren zog nach Dijon, um unter den Befehl Garibaldi's, der gegen diese Stadt operirte, zu treten. Emil Brin-Hilaire handelte, wie Omar Dies gewünscht; er legte das Kommando über die undisziplinirten Haufen nieder und zog es vor, an der Spitze einer auserlesenen Schaar auf eigene Hand zu operiren. Vor Allem kam es darauf an, die großen Vorräthe zu bergen, welche man mitgeführt und welche die abziehenden Freischaaren zurückgelassen. Jules ließ dieselben zum größten Theil in die weiten Kellerräume des Schlosses bringen, und während er die Dorfbewohner hiemit beschäftigte, unternahm Emil mit seinen Francitireurs einen Streifzug die Marne hinab, um sich über die Stellungen und Stärke des Feindes in dieser Gegend zu orientiren.

Emil und Omar hatten Brin-le-Duc verlassen, ohne Flora wiederzusehen, die Söhne des Marquis Jules waren dem Onkel gefolgt, ohne zu ahnen, was zwischen ihm und ihrem Vater vorgefallen; der Marquis Jules befand sich daher Flora gegenüber in einer peinlichen, gedrückten Lage. Wie sollte er es ihr erklären, daß sein Verhältniß zu seinem Bruder plötzlich ein anderes geworden, daß die Aufklärung, die er über den

Charakter des Bruders erhalten, ihm denselben mehr entfremdet, als die Aussicht, seinen Kindern das Erbe entzogen zu sehen; daß er von dem Manne, den er als das Muster großherziger Entsagung gepriesen, jetzt das Schlimmste befürchtete. Er hatte im Auge des Bruders den Blick tödtlichen Hasses, rachedürstender Wuth gesehen, und wie er früher den Charakter Emil's überschätzt, so war er jetzt geneigt, ihm das Aergste zuzumuthen.

Wie sollte er Flora erklären, daß dieser wilde Mensch, der das Messer nach ihm gezückt, der Erbe ihres Oheims sei, da er versprochen, das Geheimniß zu bewahren? Er durfte die vertrauliche Mittheilung nicht verrathen und er hätte es auch Flora nicht sagen mögen, daß sein Bruder dereinst den Glauben abgeschworen, daß er zwanzig Jahre hindurch seinen Sohn verleugnet, daß er sein Kind von Fremden hatte erziehen lassen, und daß er die Schuld trage, wenn dieser sich eine bestialische Wildheit bewahrt. Flora's Liebe zu dem Oheim war so groß, daß die Erklärung, Omar sei sein Sohn, sie schon mit diesem ausgesöhnt, daß sie fragte, warum ihr Vetter nicht im Schlosse wohne. Zartgefühl und jungfräuliche Scham hielten sie ab, Neugierde darüber zu verrathen, wo dieser Sohn plötzlich herkomme, aber gerade weil hier ein Geheimniß vorlag, das der Onkel bewahrt wissen wollte, zeigte sie sich um so eifriger, seinen Willen zu achten.

(Fortsetzung folgt.)

Republikanische Briefe.

Von Hans Wachenhusen.

(Aus der „Köln. Ztg.")

(Fortsetzung.)

Wohl eine Stunde lang saß ich zwischen der plaudernden Menge des Kaffeehauses. Ich sah befreundete Gesichter an mir vorüber streichen, aber es war ja „Blut zwischen uns". Obgleich wir uns niemals Etwas zu Leide gethan, obgleich wir so unzählige Male aus einer Schüssel gefrühstückt und dinirt hatten, mußten wir uns gegenseitig verachten, durften uns nicht mehr die Hände schütteln und fragen: „Comment allez-vous?", und wenn ich es wagte, einen von ihnen zu besuchen, ich bin überzeugt, er würde sofort vor meinen Augen alle Stutzuhren und alle silbernen Löffel bei Seite bringen und hintendrein die Stätte mit Chlor desinfiziren lassen, auf der ich gesessen, wenn man mir überhaupt einen Stuhl angeboten hätte.

Sie also waren die Alten, wie sie da vor den Kaffeehäusern saßen; nur schien's mir, als sei diesmal sehr viel weiblicher Auswurf unter den ehrlichen Leuten, weiblicher Auswurf, der während der Belagerung hier auf dem rechtschaffenen Macadam heimisch geworden und keinen Respekt hatte vor der garde republicaine, die anstatt der Dreimaster jetzt ihre Käppi trägt, im Uebrigen aber, wie die Spitzbuben behaupten, aus denselben Personen besteht. Sie waren die Alten, denn sie plauderten und lachten. Aber, dachte ich mir, du wirst sie erst bei Tage beobachten, denn das Lichtmeer der Boulevards verscheucht die Sorgen in die tiefsten Falten ihrer Gemüther, und Sorgen müssen sie doch haben, denn tragen wir sie nach wie vor in uns herum, die wir doch die Milliarden bekommen, wie sollten sie sorgenfrei sein, die sie zu zahlen haben! Rufen doch die besseren Journale der Stadt ihnen jeden Abend in's Gewissen: „Wachet und betet, daß ihr nicht wieder in Anfechtung fallet!" Schiebt nicht Alles auf morgen, verlodbert die Zeit nicht mit Rivet'schen Anträgen, sondern werdet anders, werdet besser, als ihr gewesen! Ruft doch Jules Richard: Du fer, morbleu, du fer! da er sieht, daß Alle wieder in dasselbe alte, leichtsinnige Fahrwasser hineinsteuern. Du fer, morbleu, du fer! denn wer kann mit Konfituren und Frisuren, mit Jupons und Chignons die verlorenen Provinzen wieder erobern? Du fer! — Ja, wir sind in die Zeit des Eisens zurückversetzt; die ganze Welt gießt Eisen und Stahl, und der Pariser trinkt seinen Absynth, seinen petit bleu, und kaum wird nach meiner Ueberzeugung ein Jahr in's Land gegangen sein, so betet Paris wieder zu der heiligen Cocotte, die schon jetzt ihre leichtfertigen Altäre wieder errichtet, die vom Pavillon Henri IV. in St. Germain mit dem Champagnerglase in der Hand zusah, wie über Paris die Flammen zum Himmel stiegen und die Lohe verzehrte, was Frankreichs Stolz und Glanz repräsentirte.

Der Tag des 4. war ruhig verstrichen und ebenso ruhig hatte sich die Nacht über den in seiner quecksilbernen Thätigkeit so lange gestörten, riesigen Ameisenhaufen gelegt. Man sprach in der Menge nicht vom 4. September, nicht von Trochu, von Thiers, dem Mann „qui admire tout ce qu'il fait"; man redete in keiner anderen Sprache, als in der des Landes; nur hie und da zischelten wohl ein paar Deutsche mit einander, aber vorsichtig und heimlich, um nicht als Pen-

bulendiebe die Laune der andern zu stören, und nirgendwo als hier verdient eigentlich der Deutsche jetzt den Namen Nimbsche, des Stummen, den der Türke ihm gegeben.

Die Physiognomie von Paris am 4. September war bezeichnend für die politische Situation, für die Stimmung der Bevölkerung. Kein Laut irgend einer Demonstration selbst am Abend bis durch in die Nacht hinein. Man hat gebrochen mit der Vergangenheit und steht vor einer abgedeckten Tafel in einem Kartenhause, das Jeder vor jedem Hauche zu bewahren sucht; vor einer Zukunft, die ebenso gut das Deluge sein kann. Es ist die schwüle, heiße Windstille nach einem Sturm, in der das Staatsschiff in schlaffen Segeln daliegt. Die Zimmerleute flicken den Schaden, aber keiner hat Vertrauen zu dem Kommandanten, zu den Steuerleuten. Man hat mühselig eine politische Staatsform zu Stande gebracht, ein politisches Gebäude, in dessen Dach, Fenster und Thüren es hineinregnen muß, wenn sich der Himmel nur ein wenig verdüstert, und ermattet von dem schweren Werk sind jetzt alle nach Hause gegangen, um sich auszuruhen und ein Chaos von Gesetzen und Ordonnanzen hinter sich zu lassen, mit dem man nur eine jeder Initiative überdrüssige Bevölkerung auf kurze Zeit hin zu lenken im Stande sein wird.

War's am 4. September, wie ich auf den Boulevards dasaß, als sei ich in einer Vorstellung von „Robert der Teufel", als seien alle die Geister aus den Gräbern auferstanden, um sich wieder zu erkennen, so fand ich am nächsten Tage Paris just so, wie ich es mir vorgestellt — das schaffende, unermüdliche, thätige Paris, das nach dem Sou jagt. Es war derselbe ungeheure Ameisenhaufen, dem man seinen stolzen Bau zertreten. Alles war eifrig bemüht, wieder aufzurichten, die Schäden auszubessern, zu flicken, zu waschen, zu lackiren, um die frühere stolze Toilette wieder herzustellen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Hauptweltsprachen.) „Die französische Sprache ist die erste der Welt! Wer sie versteht, dem ist die Erde erschlossen!" So rufen die Franzosen, und gedankenlose Deutsche sprechen es ihnen nach. Wer das Nachstehende gelesen hat, der wird in diesen Fehler nicht mehr verfallen und einsehen, wie das Französische als Weltsprache gar keine Bedeutung hat und nur in Europa seine Verbreitung findet. Also aufgepaßt:

Das Englische, das Deutsche, das Spanische gewinnen jährlich an Ausdehnung, werden von Jahr zu Jahr von mehr Menschen gesprochen und geschrieben, das Französische bleibt jetzt schon stationär, das Resultat kann nicht zweifelhaft sein.

Auf dem Erdboden sprechen jetzt nach ungefährer Schätzung wenigstens 90 Mill. Menschen das Englische, und zwar in Großbritannien, Nordamerika, auf den Bermuden, in Jamaika, Georgstown, am Kap der guten Hoffnung, in Australien Vandiemensland, Neuseeland, Ostindien 2c.

Circa 75 Mill. Menschen sprechen das Deutsche, und zwar in Deutschland, nebst dem Elsaß und Lothringen, in der Schweiz, in Oesterreich und Ungarn, in Rußland, Nordamerika, Südamerika (in Valdivia, in den La Plata-Staaten, in Rio Grande do Sul 2c.), Australien und über die übrige Erde zerstreut.

55 Mill. Menschen sprechen Spanisch, und zwar in Spanien, Cuba, Mexiko, den mittel- und südamerikanischen Republiken, Manilla 2c.

Nur 45 Mill. Menschen sprechen das Französische, und zwar in Frankreich, Belgien und in der französischen Schweiz, in den Orten Canada's, in Cayenne 2c.

Das Französische wird also selbst jetzt schon nur von halb so vielen Menschen gesprochen, als das Englische, und von nur 3/5 so vielen Menschen, als die deutsche Sprache.

Diese Thatsachen mögen dazu dienen, irrige Meinungen aufzuklären und die in Bezug auf fremde Bevölkerung meist so wenig wissenden Franzosen von ihrem Selbstüberschätzungs-, Ruhmes-, Eitelkeits- und Größen-Wahnsinn, mit dem sie fast alle behaftet sind, einigermaßen zu kuriren.

Lebensphilosophie.

Zier' dich nicht mit vielen Worten,
Leeren Worten ohne Sinn;
Willst du uns die Wahrheit sagen,
Schreib' sie kurz und deutlich hin.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 112. Freitag, 22. September 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Der Marquis hielt Flora für ein Kind, denn noch hatte er nicht erfahren, daß der Charakter in ihr sich schon in feste Formen geschlagen; das patriotische Gefühl des jungen Mädchens hatte eine schwärmerische Färbung, und er bereute es jetzt, die Flamme geschürt zu haben, er fürchtete, daß sie in Omar einen Helden sehen und darüber vergessen könne, zu prüfen, ob er in sittlicher Beziehung ihre Achtung verdiene.

Der Trubel im Schlosse, den das Unterbringen der Vorräthe verursachte, die Vorbereitungen, die man treffen mußte, um den Rest anderswo zu bergen, die Gerüchte von dem Vordringen des Feindes: alles Das verhinderte den Marquis für's Erste, darüber nachzudenken, wie er am besten auf Flora einwirken könne, und die rasch auf einander sich drängenden Ereignisse ernstester Natur verhinderten Dies völlig. An demselben Tage, an welchem Emil an der Spitze der Franctireurs ausgerückt, sah man gegen Abend Versprengte flüchtig das Dorf passiren. Die Flüchtigen verbreiteten die Schreckenskunde, daß man auf feindliche Uebermacht gestoßen, große Verluste erlitten, daß der Feind nachdringe. In der Nacht kam ein Wagen und hielt vor dem Schloß. Die Familie des Marquis hatte sich nicht zur Ruhe begeben, sie war noch ohne Nachricht über das Schicksal ihrer Angehörigen, sie hatte nur erfahren, daß der alte Oberst sich mit Omar, mit den Söhnen des Marquis Jules und einem kleinen Trupp in einem Vorwerk verschanzt habe, als der Feind den ganzen Trupp zersprengt. Marquis Jules eilte auf den Hof, Flora folgte ihm ohne sein Wissen. Emil hielt zu Pferd neben einem Leiterwagen. Dort lag, auf Stroh gebettet, vom Frost erstarrt, Omar, anscheinend leblos. Emil herrschte den herbeigeeilten Dienern zu, Betten auf den Wagen zu bringen, er schien die Absicht zu haben, den Verwundeten weiter zu schaffen.

„Bruder," rief Jules, „was soll Das? Ich hoffe, Du vertraust mir die Sorge für den Verwundeten, Du bringst ihn in's Schloß!"

„Er ist ein Fremder auf Brin-le-Duc; ich will nur Betten, dann schaffe ich ihn weiter!" versetzte der Oberst finster.

„Emil, Das ist ein Schimpf, den Gott Dir verzeihen mag. Und sollte ich Gewalt brauchen, er bleibt hier, meine Frau und Flora sollen ihn pflegen!"

„Ich kann das Opfer nicht annehmen. Die Preußen fahnden auf ihn, und lieber will ich ihn todt, als in der Gewalt des Feindes wissen. Was kümmert Dich der Sohn Fatme's, der wilde Asiat!"

„Er ist Dein Sohn —"

„Und mein Erbe!"

„Bube!" donnerte Jules; „soll Das heißen, daß Du mir mißtraust?"

„Vater — Oheim!" schrie Flora in Angst und Schrecken, wie betäubt von Dem, was sie gehört.

Jules ließ die Faust sinken, die er drohend gegen den Bruder erhoben. Flora schwang sich auf den Wagen zu dem Verwundeten.

„Ich weiche nicht von ihm!" rief sie. „Willst Du ihn sterben lassen hier draußen in der Kälte, so verantworte Du es vor Gott!"

Ueber das Antlitz Emil's flog ein höhnisches Lächeln, als er sich jetzt zu Jules wandte. „Wenn Du ruhiger sein wirst," sagte er, „so wirst Du einsehen, daß ich nach unserer letzten Begegnung Dir nicht zumuthen konnte, Dich Omar's wegen

einer Gefahr auszusetzen. Du forderst es — ich willige ein, aber ich sage Dir, die Preußen rächen sich an Dem, der einen Franctireur verbirgt, und sie werden bald hier sein."

„Ich thue, was die Pflicht mir gebietet, mag folgen, was da wolle," versetzte Jules kalt. „Weißt Du Etwas von meinen Söhnen?"

„Sie sind am Leben, aber auf der Flucht."

„Gelobt sei Gott!"

Flora hatte unterdessen den Dienern, welche Betten gebracht, befohlen, den Verwundeten in's Schloß zu bringen. Emil machte keine Miene, vom Pferde zu steigen.

„Emil," sagte Jules, zu ihm herantretend, „es ist traurig genug, daß wir einander bittere Worte sagen mußten. Soll die Dienerschaft auch erfahren, daß wir einander entfrembet sind?"

„Ich muß flüchten, muß mich verbergen."

„Das kannst Du nirgend besser als hier. Und wenn Du etwa," fuhr er mit Bitterkeit fort, „dem Bruder nicht traust, so vergesse nicht, daß ich denselben Namen führe wie Du."

„Jules, Dein Argwohn allein hat meine Worte beleidigend ausgelegt. Bei Gott, es lag mir fern, Dir einen Schimpf anthun zu wollen, aber ich möchte meinen Sohn keinen Verwandten aufdringen, die ihn verachten."

„Ihn verachten und ihm das Glück eines geliebten Kindes anvertrauen, ist zweierlei. Die Leidenschaft zerriß das Band der Freundschaft zwischen uns. Emil, reiche mir Deine Hand. Wir wollen versuchen, das Geschehene zu vergessen."

Emil gab dem Bruder zögernd seine Rechte. „Ich werde meinen Leuten sagen, daß ich meine Dispositionen geändert habe und auf Brin-le-Duc absteige," versetzte er. „In einer Stunde bin ich zurück." Damit gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte dem Dorfe zu.

Ein schmerzlicher Vorwurf traf den Marquis aus den Augen seiner Tochter, als er allein in das Schloß zurückkehrte, kaum aber hatte er erwähnt, daß auch Emil sich hier verbergen werde, so warf sie sich an seine Brust. „Vater," flüsterte sie mit tiefbewegter Stimme, „der Oheim ist unglücklich, wäge seine Worte nicht, erhalte ihm Deine Liebe!"

Betroffen blickte Jules seine Tochter an. Woher hatte sie das rechte Wort gefunden, Alles zu erklären, was ihr befremdend erscheinen mußte? „Du hast Recht," sagte er gerührt; „der Unglückliche bedarf doppelter Liebe, aber woher weißt Du, daß Dein Oheim Schweres trägt?"

„Ich las es in seinen Mienen, seinen Augen. Frage mich nicht!" Damit eilte sie zu dem Verwundeten. —

Am andern Tage besetzte das preußische Detachement das Schloß. Der Verwundete konnte ohne Gefahr in einer dunklen Kammer, die durch eine Tapetenthüre verschlossen war, verborgen werden, da die Wunden nicht gefährlich waren und nur Blutverlust die Erschöpfung herbeigeführt hatte. Emil besprach sogar mit Flora den Plan, Omar für den Fall, daß die Preußen andern Tages nicht weiter marschirten, zu nächtlicher Stunde heimlich fortzuschaffen, sobald er ein sicheres Unterkommen für ihn gefunden, und Flora war damit einverstanden, als er ihr sagte, daß ihr Bruder Karl schon gestern sich erboten, ein solches auszukundschaften. „Es kommt Alles darauf an," sagte Emil, „zu erforschen, ob größere Massen des Feindes in der Nähe weilen, denn mit diesem Häuflein hier im Schlosse würden wir zur Noth fertig werden."

„Wie," versetzte sie, „die kleine Schaar Franctireurs wollte das Schloß angreifen, von dem der Vater sagt, daß es sich gegen eine Armee halten könne?"

„Das Schloß erstürmen, wenn die Preußen darin," entgegnete Emil lächelnd, „wäre freilich unmöglich für uns, aber man kann es bei Nacht überrumpeln."

Flora schaute ihren Oheim befrembet an. „Ich verstehe Das nicht," sagte sie, „ich kann nicht denken, daß Du einen verrätherischen, heimtückischen Ueberfall meinst. Sieh — ich hasse die Feinde unseres Vaterlandes, aber drohte ihnen Verrath in meines Vaters Haus, wo sie der Ehre des Marquis von Brin-Hilaire vertrauen, ich würde zum Ankläger gegen Den, der unser Haus entehrt!"

Der Marquis Emil brach das Gespräch kurz ab, und gerade Dies erweckte Flora's Verdacht, obwohl sich ihr Herz sträubte, dem Oheim etwas Unedles zuzutrauen. Hätte er ein beruhigendes Wort hingeworfen, so würde sie sich des Argwohns, der jetzt in ihr aufstieg, geschämt haben; so aber fragte sie sich, ob es so ganz unmöglich sei, daß der Oheim in der Bitterkeit über die Schmach, die Frankreich getroffen, dem Dämon der Versuchung widerstehen werde, wenn man ihm einen Anschlag unterbreite, Rache an den verhaßten Feinden zu nehmen. Flora vermochte es nicht, dem Vater ihre Besorgnisse mitzutheilen, einen Argwohn laut werden zu lassen, den zu hegen sie erröthete. Als daher der Oheim die

Absicht äußerte, bei Einbruch der Nacht sich heimlich aus dem Schlosse zu entfernen, war sie bereit, ihn zu führen. Sie sagte, daß er im Falle einer Entdeckung an ihrer Seite sicherer sei, denn Niemand werde glauben, daß er in Begleitung einer Dame auf Verrath ausgehe, überdies werde er allein im Dunklen den Weg nicht finden.

Emil hatte ihr gesagt, daß ihr Bruder Karl mit ihm verabredet, ihn entweder im Walde hinter der obersten Terrasse, oder an einem bestimmten Punkte in der Nähe des Dorfes zu erwarten; sie nahm sich vor, ihrem Bruder anzudeuten, was sie befürchtete, ihm mitzutheilen, daß die Ehre seines Vaters verpfändet sei für die Sicherheit der Fremden.

Was nun folgte, hat der Leser wohl errathen.

Nachdem der Marquis Emil seinem Sohne zum Abschied die Hand gedrückt und er dann durch einen Blick aus dem Fenster sich über die Aufstellung der Schildwachen orientirt, führte ihn Flora durch einen Kellergang, der mit einem im Garten befindlichen Eisbehälter verbunden war, unbemerkt von den Posten in's Freie, und Beide gelangten glücklich in den Wald.

Auf dem Rückwege war Flora minder glücklich, die Kugel Holm's traf sie in den Arm, hinderte sie aber nicht, den Eisbehälter zu erreichen, die Thüre hinter sich zu schließen und unbemerkt in ihr Zimmer zu gelangen. Die Mutter verband ihr die Wunde, und heroisch überwand Flora die körperliche Schwäche und den Schmerz, während Holm die Gemächer visitirte. Als er ihr blutiges Tuch, das sie zu verbergen vergessen, zu sich steckte und durch seine Worte andeutete, wie peinlich ihm seine Pflicht, wie wenig er geneigt sei, dieselbe auf die Spitze zu treiben, da konnte sie nicht umhin, ihm einen Blick des Dankes zu spenden.

Der Marquis Jules, der keine Ahnung von dem Vorgefallenen hatte und nicht einmal wußte, daß sein Bruder sich entfernt, war nicht wenig bestürzt, als er, glühend vor Empörung über die ihm widerfahrene Behandlung, das Gemach seiner Frau aufsuchte und Flora bleich und blutig vor sich sah.

Das Geschehene war rasch erklärt, und Flora bekannte jetzt offen, weßhalb sie es gern gesehen, daß ihr Oheim das Schloß verlassen. „Ich bin wohl sehr thöricht," sagte sie, „mich einem Argwohn hinzugeben, aber mich quält eine unbeschreibliche Angst."

(Fortsetzung folgt.)

Republikanische Briefe.

Von Hans Wachenhusen.

(Aus der „Köln. Ztg.")

(Schluß.)

Die vornehmsten Magazine hatten ihre glänzenden Etagen wieder aufgestellt; da blitzten wieder die Broncen, die Diamanten, die Perlen, die tausenderlei von dringend nothwendigen Luxusbedürfnissen, wo während der Belagerung eine Hammelkeule, eine Wurst, ein Salatkopf der unerschwingbare Gegenstand der hungrigsten Neugier gewesen. Was während der Schreckenszeit der Kommune von all diesen Kostbarkeiten sorgsam bei Seite geschafft worden, strahlte wieder in seiner ganzen wunderbaren Pracht. Aber die Magazine waren leer an Käufern; die Kundschaft fehlte, die Abertausende von Fremden, für die alle diese Lockungen da sind, und gähnend saßen die jungen Damen in den Modemagazinen, denn die eigentlich vornehme, die reiche Welt hat noch kein Vertrauen zu Paris, und die Fremden wagen es noch nicht, für Deutsche gehalten zu werden und für all das schöne Geld, das sie ausgeben, mit einem blauen Auge davon zu kommen. Und dennoch sagte man mir, die Hotels begännen wieder sich zu füllen, das Grand Hotel sei bereits ganz wieder besetzt. Aber ich sehe sie nicht, die Fremden; und sind sie da, so wagen sie nicht, Farbe zu bekennen, nicht den Mund aufzuthun, denn es sind ja die Angehörigen aller Nationen bereits insultirt worden, und wirklich spitzt der Pariser noch heute die Ohren, wenn er eine fremde Sprache hört. Es könnten ja Deutsche sein, die man hassen, verachten muß, weil sie Frankreich „überfallen", weil Kain den Abel, oder vielmehr dieses Mal Abel, als er ruhig seine Schafe hütete, meuchlings den Kain erschlagen.

Aufrichtig gestanden, wandelte mich ein wahrhaftes Mitleid an, als ich meine erste Tages-Promenade durch Paris machte. Diese stolze, diese glänzende, diese im Uebermuth und Größenwahn unerreichte Stadt, was war aus ihr geworden! Ein Usurpator, der zwanzig Jahre lang das Volk in einer politischen Kinderstube gehalten, hatte durch den dummsten Streich, der je auf einem Throne gemacht worden, das neue Babylon in Trümmer gelegt, und in diesen Trümmerhaufen hatte die größte Schwefelbande der Welt noch die Brandfackel hineingeworfen! Alles, was seit 50 Jahren das fleißigste, aber in der Volkserziehung am meisten vernachlässigte Volk geschafft,

was im heißen Ringen durch eine der talentvollsten Nationen an bürgerlichem Glück und Wohlsein aufgebaut worden, es war zusammengebrochen, und rathlos standen Tausende am Morgen nach diesem Sturme vor den Ruinen ihrer Habe, am Bettelstab! Und warum, aus welcher Nothwendigkeit? Weil trotz all ihrem Wohlbefinden, oder eben in in Folge desselben, diese glückliche Nation einen Pfahl in ihrem Fleische fühlte, weil sie den Haß seit Waterloo nicht loswerden konnte, weil sie, die ihre Kriege im Schwarzen Meer, im Mittelmeer, in Afrika, in Mexiko führte, nicht dulden konnte, daß dieser Nachbarstaat, auf den sie seit Waterloo einen Zahn hatte, sich arrondire, seine häuslichen Angelegenheiten endlich einmal mit dem Schwert ordnete. Ihr Unglück sollte es werden, daß ein Napoleon das Testament des großen Welteroberers antrat, und der Sturz des Usurpators mußte der Sturz der Nation werden, weil sich die Interessen der Nation mit denen einer gefallenen Dynastie vereinten.

Inniges Mitleid, ich wiederhole es, begleitete mich auf meiner melancholischen Promenade durch Paris. Mußte, sollte denn Das so sein? Rings um die Wunderstadt ein Paradies verwüstet, in ihrer Mitte Ruinen und Trauer, und im Herzen der Familien Trauer, Elend — Haß gegen Diejenigen, denen sie die Schuld an all Dem zuschiebt, gegen die Eindringlinge, die man doch herausgefordert! Mußte ein halbes Land, blühend wie kaum ein anderes, zertreten, mußte dieser ganze herrliche Bau, diese Stadt verwüstet werden, um des Ehrgeizes eines Usurpators willen, der doch von der eigenen Nation niemals geliebt worden, der nur Kreaturen gewann, weil er sie bezahlte, den man zwanzig Jahre lang verwünschte, verspottete, und mit dem man dennoch um eines alten verbrauchten Stichworts, des Rheins willen sich so innig verbündete! War's nicht eine strafbare, entsetzliche Verblendung, das Wohl, die Erhaltung des Landes einem Spieler zu überlassen, wie geschickt er auch durch Gramont die Karten mischen ließ, als er va banque! rief?

Da liegt die helle, schöne, glühende Septembersonne über den schönen Straßen von Paris, aber das Leben, das gestern Abend seine Sorgen, sein Elend in dem Schatten verbarg, welche das blendende Gaslicht wirft, ist heute ein anderes. Verschwunden ist der Luxus der Toiletten, der Equipagen, die heiteren, übermüthigen Mienen, und hat sich auch das Gemüth von dem Schrecken erholt, die Sorge ist an die Stelle desselben getreten; das Herz ist voll von Bitterkeit und in Tausenden von Familien wurmt noch die Erinnerung an die überstandenen Leiden, an die auf den Schlachtfeldern Gefallenen, an die leichtsinnigen Angehörigen, die von dem neuen Arkadien träumten, an die materiellen, geschäftlichen Verluste, und bleich steht so Mancher vor der Frage: was beginnen, womit die rückständige Miethe, die Wechsel, die Bedürfnisse der Familie bezahlen? Tausende sehen sich genöthigt, jetzt ihre Magazine zu schließen, Tausende werden obdachlos, weil sie nach Ablauf des Indults ihre Verpflichtungen nicht erfüllen können, und Hunderttausende, die den Luxus gewöhnt, sehen sich auf das Allernothwendigste, auf eine kleine, obskure Existenz reduzirt. Das Alles liest man auf ihren Gesichtern, die Sorge, wie ich sage, und dazu hat auch noch die politische Parteiung, die soziale Zerklüftung Allem seinen Stempel aufgedrückt, der unverkennbar ist.

Das Straßenleben von Paris hat seine Heiterkeit, seine Ungebundenheit verloren. Der Pariser selbst ist für den Augenblick ein Anderer geworden, denn seiner Stimmung ist ein Dämpfer aufgedrückt, und seinem Gemüthsleben, wenn von einem solchen nach unsern Begriffen die Rede sein kann, fehlt das Element, der Glanz der Umgebung, auf die er mit stolzem Bewußtsein blicken kann, „le feu sacré de la conviction“, die Ueberzeugung, daß Niemand werth, ihm die Riemen seiner Schuhe zu lösen, die, ach! in so viel Sturm und Drang defekt geworden sind; der Glaube endlich an die Haltbarkeit eines politisch unmöglichen Zustandes, den er nicht zu ändern weiß oder wagt, und bei den Einsichtigen der Glaube an die Aufrichtung der zertretenen Nation angesichts einer Zerfahrenheit und gouvernementalen Unfähigkeit, die sich vor sich selber fürchtet, den Kopf in die Erde steckt und mit klopfendem Herzen abwartet, bis die Säbel-Diktatur das ganze Kartenhaus über den Haufen wirft und den furchtsamsten von Allen, Herrn Thiers, den Mann der Selbstbewunderung, über die Klinge springen läßt.

Lebensphilosophie.

Erzfeind von allem Heuchelschein,
Sei jedem Auge, was du bist!
Man muß in allen Augen sein,
Was man in Gottes Augen ist.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 113. Montag, 25. September 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

„Gott gebe, mein Kind, daß Du Dich getäuscht," sagte der Marquis, „aber — leider muß ich es Dir gestehen — auch ich war nicht ruhig. Weiß Gott, lieber wollte ich Frankreich die Waffen strecken, als unsere Ehre durch diese Banden vertheidigt sehen, die der Feind wie Räuber behandelt und — offen gesagt — nicht mit Unrecht."

„Vater — Das sagst Du, und Du hast es geduldet, daß Karl und Robert Räuber geworden?"

„Liebe Flora, ich habe erst gestern glauben gelernt, was ich bis dahin nicht glauben wollte. Ich habe die Banden gesehen und mich geschämt. Emil und meine Söhne haben sich von der Bande losgesagt, ich kann Nichts thun, als Gott bitten, er möge meine Söhne davor bewahren, daß sie vergessen, was sie der Ehre ihres Namens schulden."

Flora ließ den Kopf sinken. Die Mattigkeit überwältigte sie bald, und in ihre Träume drängte sich das Bild eines Fremden, der ein mit ihrem Blute gefärbtes Tuch still an die Brust preßte, aber dessen suchender Blick ihr Auge traf, wohin sie sich erröthend, verwirrt von ihm abwandte.

Die Nacht ging ruhig vorüber, nicht einmal die Posten vor dem Schlosse wurden alarmirt. Senden hatte die Bemerkung gegen Holm auf der Lippe, daß seine Ahnungen diesmal sich nicht erfüllt, aber er erinnerte sich noch rechtzeitig der trüben Antwort, die Holm ihm auf ähnliche Worte gestern gegeben, um lieber zu schweigen. Das Detachement rüstete sich, jeden Augenblick abmarschiren zu können, sobald der Befehl dazu eintraf, Holm spähte vergebens, der schönen Dame ansichtig zu werden, der er das blutige Tuch geraubt; es ließ sich nicht einmal eine Zofe blicken, die er um eine Vermittlung hätte angehen können. Er fühlte das Bedürfniß, dem schönen, stolzen Weibe noch ein Mal gegenüber zu treten, ihr zu sagen, daß er, um sie zu schonen, fast seine Pflicht verletzt, daß sie die Schuld trage, wenn er sich den bitteren Vorwurf machen müsse, den Revolver abgeschossen zu haben. Er wollte sie warnen und versuchen, sie zu überzeugen, daß nur die Nothwendigkeit deutsche Offiziere zu einer so schroffen Haltung gezwungen, daß Frankreich die Schuld trage, wenn man überall Mißtrauen und Argwohn hege. Er wollte ihr noch viel mehr sagen, das Herz war ihm übervoll und der Gedanke schmerzlich, von ihr falsch beurtheilt zu werden; aber wie sollte er sich in ihre Nähe drängen, ohne in verletzender Weise ihr zu zeigen, daß Fremde die Herren im Schlosse waren? Wie sollte er ihr auch nur den Wunsch, sie zu sprechen, zukommen lassen, ohne in unzarter Weise einem Dritten zu verrathen, daß er mit ihr in besondere Berührung getreten?

Die Ordonnanz vom Stabsquartier brachte den Befehl für das Detachement, das Schloß Brin-le-Duc besetzt zu halten, einen Zug zur Besetzung der Bahnstation vorzuschieben und sich hier als Etappenkommando zu betrachten.

Unter anderen Verhältnissen hätte dieser Befehl Holm ebenso verstimmt, wie seine Kameraden Senden und Wilhelmi — in diesem Momente aber besorgte Holm, daß ihm das Kommando nach dem Bahnhofe werden könne. Er täuschte sich jedoch. Das Kommando gebührte dem älteren Offizier der Kompagnie, und Senden beorderte Wilhelmi dazu.

„Wie," lachte Senden, „ohne ich recht, gehst Du hier auf Eroberungen aus oder hoffst Du eine gründliche Kur Deiner Schwäche vorzunehmen?"

„Vielleicht Beides," versetzte Holm. „Wenn ich von Dir keinen dienstlichen Auftrag erhalte, so möchte ich im Garten nachsehen, ob sich eine Spur findet, welche die Ereignisse der Nacht erklärt."

„Thue Das. Suche Dich vor Allem darüber zu vergewissern, ob ein geheimer Gang existirt, durch den man vom Schlosse in den Garten gelangt. Sobald Wilhelmi abmarschirt ist, suche ich Dich auf."

Holm begab sich in den Garten. Es war gegen Morgen frischer Schnee gefallen und dieser hatte die Fußspuren vertilgt, welche sonst vielleicht den Weg verrathen hätten, den die nächtlichen Wanderer genommen. Holm begab sich auf die oberste Terrasse, orientirte sich über den Pfad nach dem Felsplateau und kehrte dann zurück, um die Stelle zu besichtigen, wo die Gestalt, auf die er geschossen, vor seinen Blicken verschwunden. Er fand ein zertretenes Spalier und an einem Dorn ein Stück dunklen Wollenzeuges, wie aus einem Kleide gerissen. Als er dasselbe vorsichtig abgelöst, fiel sein Blick zufällig auf's Schloß; man beobachtete ihn von dort, eine Frauengestalt zog sich hastig zurück, als sein Blick das Fenster traf. Hätte er noch einen Zweifel gehabt, daß die junge Dame ihm in der Nacht gegenüber gestanden, derselbe wäre jetzt geschwunden. Ihm stieg das Blut in's Antlitz, als ob man ihn auf einem Verbrechen ertappt hätte. Sie mußte glauben, er suche die Beweise, sie anzuklagen. War es nicht richtiger, zuerst sie selber um offene Auskunft zu bitten? Dieser Gedanke erfüllte ihn und ließ die Bedenklichkeiten schwinden, die er vorher gehabt. Ihre Anwesenheit am Fenster verrieth Unruhe, vielleicht zog sie heute eine offene Erklärung trotziger Zurückhaltung vor, vielleicht hatte sie sogar erwartet, daß er Gelegenheit suchen werde, sie zu sprechen. Sie war vom Fenster zurückgewichen, aber jedenfalls stand sie hinter der Gardine, sein ferneres Thun zu beobachten. Er schritt die Terrassen hinab, gerade dem Schlosse zu und bemerkte dabei die Thüre des Eiskellers. Er visitirte dieselbe und entdeckte, daß der Verschluß im Innern angebracht sein mußte, da die Klammer des Vorlegeschlosses herabhing, die Thüre aber sich dennoch nicht öffnen ließ. Als er wieder nach dem Fenster des Schlosses blickte, bewegte sich dort die Gardine. Er schlug den Weg nach dem Treppenhause ein und stieg die Haupttreppe hinan. Die Thüre zum Prunkzimmer, die auf seinen Befehl geöffnet worden, war nur angelehnt. Er öffnete sie und erblickte die junge Dame, welche sich stellte, als ob sie sich, durch das Geräusch aufgeschreckt, eilig entfernen wolle.

„Mein Fräulein," sagte er in bittendem Tone, „ein Wort —"

Flora wandte sich um. Gluthröthe bedeckte ihr Antlitz, als sie sich zwang, mit möglichst kaltem und abstoßendem Wesen zu fragen, was er von ihr wünsche.

„Mein Fräulein," versetzte er, sich ihr nähernd mit gedämpfter Stimme, „wenn ich leider nicht gewiß wäre, daß Sie die Deutschen viel zu bitter hassen, um mir eine Frage der Theilnahme, welche schon die Höflichkeit gebietet, zu erlauben, so würde ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen und Ihnen sagen, wie ich Gott danke, daß er ein großes Unglück verhütet, welches wie ein Fluch auf mir gelastet hätte. Konnte ich ahnen, daß eine zarte Dame in der Winternacht durch den Garten eilte und der Drohung mit dem Revolver spottete?"

„Mein Herr, da es bei Ihnen Kriegsgebrauch ist, auf Privatpersonen zu schießen, die dem Anruf nicht stehen, so haben Sie Sich keine Vorwürfe zu machen; ich leugne es nicht, daß ich es gewagt, die von Ihnen getroffenen Bestimmungen zu übertreten. Ich bin allein schuldig. Wenn also ein Kriegsgericht nöthig ist, so bedarf es weiter keiner Untersuchung."

„Gnädiges Fräulein," versetzte Holm lächelnd, „ich traue Ihnen den Muth zu, auch dem Kriegsgericht zu trotzen, vielleicht gewährt es Ihrem stolzen Herzen sogar einen Reiz, verächtlich auf die Barbaren zu blicken, die über ein zartes Weib Recht sprechen wollen und doch ihren Muth nicht beugen können. Aber Sie sind im Irrthum, diesen Triumph wird Ihnen Niemand bereiten. Wir beklagen es, wenn man uns zwingt, Maßregeln zu ergreifen, welche die Empfindlichkeit unserer Wirthe reizen, und, ich schwöre es Ihnen, jede Demüthigung, die wir dem ächten Stolze nicht ersparen können, ist uns mindestens ebenso peinlich, als den Betroffenen. Wir können uns sehr wohl in Ihre Lage hinein denken. An Ihrer Stelle würden wir uns auch nur der Gewalt fügen, und wir würden den Franzosen nur verachten können, der uns heuchlerisch ein freundliches Willkommen böte. Ja," fuhr er fort, als sie verwirrt aufschaute, „wir wissen, wie die harten Schläge dieses Krieges den Stolz Ihrer Nation getroffen, und es wäre infam, wollten wir, noch dazu Wehrlosen gegenüber, unzart auftreten; aber, mein Fräulein, seit das kaiserliche

Heer Niederlagen erlitten, kämpft gegen uns nicht nur die erbitterte Volkswuth, sondern auch der feige Verrath, und es ist Sache der Offiziere, mit Argwohn und Mißtrauen die Landeseinwohner zu überwachen, damit unsere Leute nicht in den Betten überfallen und ermordet werden, wie das zu Ablis, zu Chatillon und an vielen anderen Orten geschehen ist."

Flora mußte den Blick zu Boden senken; gestern noch hätte sie ihn mit Empörung einen Lügner gescholten, jetzt hatten die Andeutungen des Ohms, die Worte ihres Vaters sie eines Anderen belehrt. „Mein Herr," erwiederte sie, und ihre Stimme bebte, „Sie sind im Schlosse eines Mannes von Ehre. Wie verdächtig Ihnen auch Manches erschienen sein mag, glauben Sie mir, mein Vater, meine Mutter, ich — wir würden uns Alle für beschimpft halten, wenn Sie das Recht hätten, uns die Theilnahme an einer infamen Handlung vorzuwerfen."

„Bei Gott," rief Holm mit Feuer, „ich glaube Ihnen, Sie können nicht unedel handeln! Aber," fuhr er rasch fort, als fürchtete er, die Wärme seiner Betheuerung könne ein Gefühl verrathen, das sie verscheuchen müsse; „gestatten Sie mir noch ein Wort, eine Bitte. Ich will nicht wissen, wer gestern in Ihrer Begleitung das Schloß verlassen hat und nicht zurückgekehrt ist, will nicht fragen, was Sie bewog, lieber Ihr Leben auf's Spiel zu setzen, als mir Rede zu stehen, aber ich beschwöre Sie, wagen Sie Aehnliches nicht wieder, und müssen Sie eine Botschaft nach Außen senden, so vertrauen Sie dieselbe mir, nicht einem geheimen Boten an. Ihr Herr Vater ist verantwortlich für Alles, was geschieht; Heimlichkeiten erwecken Verdacht, und selbst wenn der Kompagnieführer es wollte, dürfte er keine Schonung üben, er müßte nach der Strenge des Kriegsgesetzes einschreiten."

Flora erbebte, sie schaute auf, wie unentschlossen, ob sie ihm das Geheimniß anvertrauen könne oder nicht. „Gnädiges Fräulein," sagte er, um ihr zu Hilfe zu kommen, denn er bemerkte ihr Schwanken; „Sie sagten, daß Sie Verrath verdammen. Wohlan, Verrath ist das Einzige, wogegen wir uns schützen müssen; wenn also eine Sorge Ihr Herz quält, so gestatten Sie mir, zu helfen. Sind Sie in Angst um einen theuren Verwandten, wollen Sie Nachrichten fortsenden oder einholen, warum scheuen Sie Sich, Das offen zu sagen?"

„Mein Herr, ich erkenne Ihre Freundlichkeit an, aber ich muß sie ablehnen," erwiederte Flora, welche sich gesagt, daß der Oheim ihr sein Geheimniß anvertraut, damit sie es berge. „Zwischen Freund und Feind kann kein Vertrauen herrschen."

„Doch, mein Fräulein, doch! Man kann den Feind achten und seiner Rechtschaffenheit vertrauen, und Das ist die Stellung, in der wir uns fortan Ihnen gegenüber befinden werden."

Flora senkte das Auge verwirrt zu Boden. Durfte sie hiezu schweigen und dadurch das Vertrauen acceptiren, ein Vertrauen, das vielleicht schon in der nächsten Nacht sich betrogen sehen mußte, wenn das Unglück wollte, daß man die Fortschaffung eines Verwundeten entdeckte? „Mein Herr," erwiederte sie, „wäre in Ihren Händen nicht die Gewalt, so würde Ihr Vertrauen vielleicht angenommen werden, so aber ist es besser, den Abgrund, der Freund und Feind trennt, nicht zu überbrücken; wir wollen keine Schonung, keine Nachsicht, unser Stolz sträubt sich dagegen, dem Feinde Etwas zu danken."

Holm zog das Taschentuch hervor, das er am Abend vorher geraubt. „Mein Fräulein," sagte er, „ich wage es nicht, das Tuch als Andenken zu behalten, ich wäre glücklich, wenn Sie es mir, als Beweis, daß Sie mir nicht zürnen, daß Sie mir vergeben, lassen wollten. Wenn Sie also je eines Freundes, eines Helfers bedürfen, der bereit ist, für Sie Alles zu wagen, so schicken Sie mir dies Tuch." — —

Flora nahm das Tuch, ihr fehlte die Kraft, ihn anzuschauen, sie fühlte, daß schon die brennende Gluth ihrer Wangen ihm verrathen müsse, was sich in ihr Herz gestohlen, ohne daß sie es zu bannen vermochte.

„Nie," rief sie heftig, „niemals!" — und ihr Antlitz abwendend, flüchtete sie hinaus, sich vor seinen Blicken zu verbergen.

Er schaute ihr nach, das Herz voller Jubel und Sehnsucht — sie entfloh, weil der Stolz gebrochen, der gestern noch verächtlich auf ihn niedergesehen!

Er wandte sich, das Gemach zu verlassen, da stand er wieder vor dem Bilde, dessen Anblick gestern seine düstere Ahnung wachgerufen. Auch jetzt durchbebte ihn ein eigenthümliches Grauen. Ja, das war dasselbe Antlitz, das er im Wachen und im Traume oft gesehen, das Spukgebilde seiner Phantasie. Dieser Blick aus diesen Augen, diese eiserne Stirne, dies spärlich um die Schläfe flatternde Haar! Auf dem Lloyddampfer, der ihn nach Alexandria geführt, und bei Mars-la-Tour hatte er diesen Kopf mit wachen Augen

gesehen, der ihm sonst nur im Traume vor die Seele getreten — aber freilich, beide Male war sein ganzes Nervensystem in ungewöhnlicher Erregung gewesen.

„Seltsam," murmelte Holm vor sich hin, im Anschauen des Bildes verloren, „sollte sich hier in Frankreich das Räthsel lösen, mit dem du gekämpft von Jugend auf, wäre es Schickung, die dich hierhergeführt? Es gibt keinen Zufall, sagen die Frommen; ist es aber Fügung, dann hat sie mich auch diesem holden Wesen begegnen lassen, damit ich in dieses Weibes Leben greife, ihr Dasein an das meine zu ketten. Ergriff mich ein Grauen, als ich dies Bild erblickte, so war es ein süßer Schauer, der mich bei ihrem Anblick entzückte, kämpfe ich dort vergebens gegen die finstere Macht, so mag ich auch keinen Kampf beginnen gegen die umstrickende, süße Gewalt. Ist es leichtfertig, zu hoffen, daß diese schöne, stolze Erbin mit dem Hasse gegen die deutsche Race sich doch noch erobern läßt und ihr Herz mir schenkt? Ist es nicht vielleicht ein Wink des Schicksals, daß ich hier das Bild gefunden, das sonst nur die Phantasie geschaut, hier es gefunden, wo dem Herzen die Sehnsucht erwacht —"

(Fortsetzung folgt.)

* Ein zweiter Ausflug nach Paris.

(Vide № 109 ds. Blattes.)

Ein zweiter Feldpostbrief berichtet über einen abermaligen Ausflug des Offiziers, welcher am 31. August Paris in Eile durchwandert hatte, in diese Stadt. Derselbe lautet:

„Durch Zufall machte ich die Bekanntschaft einer vernünftigen Pariser Familie, die mich einlud, sie einmal zu besuchen, was ich auch am 14. September ausführte. Ich schlüpfte wieder in meine Civilkleider und fuhr zur angegebenen Adresse, wo ich freundlich als Gast aufgenommen wurde. — Nachmittags fuhr ich mit der Familie durch das Boulogner Wäldchen nach St. Cloud, woselbst ich die Trümmer des früher so prächtigen Schlosses ansah. Bekanntlich wurde dasselbe von Paris aus zusammengeschossen. — Im Park hatte gerade das Septemberfest begonnen, das ich so etwa mit dem Münchener Oktoberfeste vergleichen möchte. Am Besten von dem ganzen Schwindel gefiel mir eine Bude, über welcher mit großen Lettern die Inschrift angebracht war: „Garibaldi devant les portes de Dijon" (Garibaldi vor den Thoren von Dijon). — Eine (böhmische?) Musik spielte in dieser Bude die französischen Kraftstücke, während das massenhaft versammelte Publikum einige als Preußen und Bayern verkleidete Mitglieder der Truppe, die allen erdenkbaren Unsinn aufführten, beklatschte und anjubelte. Plötzlich tritt ein Garibaldianer hervor, geht auf die Prussiens zu, fängt sich (wie der Riese im Märchen) einen heraus, während die andern äußerst klägliche Gesichter schneiden. Er setzt den armen Jungen auf einen Stuhl und seift ihn tüchtig ein. Sodann entreißt er ihm seinen Säbel und rasirt mit demselben den armen Schelm, der kläglich winselt — unter riesigem Applaus des Publikums. Als diese Operation glücklich beendet war, blickte der Garibaldianer — stolz auf seine Heldenthat — im Kreise herum, wischte den Säbel einige Male an seinem Aermel ab und steckte ihn dann wieder in die Scheide, worauf der rasirte Prussien, nachdem er noch Einige hinter die Ohren bekommen hatte, sich in einen Winkel zurückzog. — Was mit den übrigen Preußen und Bayern getrieben wurde, weiß ich nicht, indem mich die Geschichte so anekelte, daß ich nicht länger zusehen konnte.

Beim Nachhausefahren von Sevres war ich mit Leuten zusammen, die bald das Gespräch auf die Prussiens brachten, was mich begreiflich in unbehagliche Stimmung versetzte. Da Alle guter Laune waren, nur ich nicht, so fragte mich schließlich Einer, warum ich so trübe gestimmt sei; ich antwortete ihm französisch: „Das Lachen vergeht mir, wenn ich von Preußen reden höre!" Das fand er nun ganz natürlich. Froh war ich, als ich aus dieser Gesellschaft wegkam.

Ich blieb noch in Paris bis Abends 10 Uhr und konnte nicht genug staunen über das unendliche Getreibe an den Boulevards. Ich glaube, daß in Paris noch ein Mal so viele Fiaker und Omnibusse sind, als meine Vaterstadt Einwohner zählt. Der Fiaker, in dem ich eine Strecke fuhr, um den Mont Parnasse zu besuchen, war mit 9800 numerirt.

Am Mittwoch (20. September) früh um 8 Uhr habe ich die Redoute F. an einen französischen Genie-Offizier zu übergeben, worauf, 2 Stunden später, unser Abmarsch nach Soissons erfolgen wird."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Mittwoch, 27. September **1871.**

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Ein gellender Schrei unterbrach das Selbstgespräch des Träumers; er kam aus den Prunkgemächern, die an den unbewohnten Flügel des Schlosses grenzten. —

In Verwirrung und Scham war Flora geflüchtet und sie hatte die Schritte nach der Richtung gelenkt, in der sie ihm am schnellsten aus den Augen kam; das war aber der den Wohnzimmern entgegengesetzte Weg. Sie bemerkte erst, als sie sich ein wenig gesammelt, daß sie entweder umkehren müsse, auf die Gefahr hin, ihm abermals zu begegnen, oder daß er sich fragen werde, was sie in den unbewohnten Räumen suche, und Verdacht schöpfen könne, hier sei Jemand verborgen.

Das böse Gewissen, etwas Verbotenes, Heimliches zu treiben, zittert immer vor der Entdeckung, so unwahrscheinlich sie auch sei, es fürchtet jeden Zufall.

Flora schritt zur Thüre zurück, die sie von Holm trennte, und lauschte, ob er noch nicht den Salon verlasse, oder er ihr folge. Die Thüre war nur angelehnt, durch die Spalte konnte Flora ihn sehen, wie er, in Betrachtungen vertieft, vor dem Bilde stand. Wahrlich, dieser Mann bestätigte die Vorstellungen nicht, die sie sich von den übermüthigen Feinden gemacht, wie denn auch das ganze Detachement eine Haltung beobachtete, die Jeden im Schlosse überraschte. Da war von keiner Anmaßung, keinem Raub, keinem Uebermuth die Rede. Es herrschte Ruhe und Ordnung; hätte man es nicht gewußt, daß der Feind im Schlosse, man hätte es wahrlich aus dem Betragen der Einquartierung nicht bemerkt. Die Leute putzten ihre Waffen, reinigten ihre Uniformen; kam eine Magd an den Brunnen, so halfen sie ihr Wasser schöpfen. Des Abends hatten sie vor der Thüre gesessen und geplaudert, Einzelne hatten gesungen, und alle Schloßbewohner hatten dem Liede gelauscht, dessen wunderbar das Gemüth ergreifende Melodie ganz anders ansprach, als die Chansons der französischen Soldaten. Jeder Schloßbewohner hatte das Gefühl gehabt, als sei er nicht nur vor Rohheit sicher, es war ihm auch zu Muthe gewesen, als ob er diesen Leuten Wohlwollen schenken müsse, und Flora hatte Das wohl bemerkt; es ging in der Wirthschaft ruhiger und geregelter her, als in den Tagen, wo die Franctireurs hier gewesen und sie nicht gewagt, die Küche zu betreten, weil sie Zudringlichkeiten befürchtete. Heute war der Feind da, aber hatte er auch strenge Maßregeln getroffen, so fühlte man sich doch wohl und sicher. Die Soldaten benahmen sich eher scheu als anmaßend, sie zeigten Ehrerbietung vor der Herrschaft. Und jetzt, wo Flora den jungen Offizier belauschte, fühlte sie das Alles und ward sich der Ursachen bewußt, welche eine so angenehme Enttäuschung bereitet hatten. Wie hatte man diese Menschen geschildert! Man hatte ihnen nachgesagt, daß sie von Raub und Plünderung lebten, Wehrlose mißhandelten, daß sie durch feige List und Uebermacht gesiegt. Hatte die Schonung, mit der Holm gestern seine Pflicht erfüllt, Flora zur Anerkennung gezwungen, so sträubte sich ihr Gefühl jetzt nicht dagegen, den Offizier mit Augen der Neugier zu betrachten. Das also war Einer der gefürchteten Barbaren! Seine Züge waren schön, der Ausdruck sanft und ernst, er schien Sinn für Kunst zu haben, denn er betrachtete ein altes Gemälde so aufmerksam, als verstehe er auch andere Dinge, als das rauhe Handwerk

des Krieges. Und wie sie jetzt ruhiger nachdachte über das Vorgefallene, erröthete sie vor Scham. Diese Männer, die sie so bitter als Feinde gehaßt, wie edel und großherzig war ihre Antwort auf die Kälte des Empfanges! Anstatt ihre Macht den Trotzigen fühlen zu lassen, hatten sie Nachsicht geübt, dieser junge Offizier hatte ihr gesagt, daß er die Gefühle der Besiegten zu achten wisse, er hatte sich entschuldigt, daß seine Pflicht ihn gezwungen, ihr lästig zu fallen!

In solche Gedanken vertieft, bemerkte Flora nicht, daß sich die Thüre hinter ihr leise geöffnet, daß sie belauscht wurde, während sie selber lauschte.

Omar, er war der Lauscher, näherte sich ihr leise wie eine Katze mit schleichendem Tritte. Die Flamme der Eifersucht brannte in seinem Auge, wilde Leidenschaft verzerrte das Antlitz, als er durch die Spalte den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit erkannte und in dem Ausdruck ihrer Züge wohl bemerkte, daß ihr Interesse nicht dem Haß entsprungen. Er legte seine magere Hand auf ihre Schulter und flüsterte ihren Namen. Sie erschrack heftig, aber kein Aufschrei verrieth diese Erregung; rasch gefaßt, folgte sie ihm leise in ein entferntes Gemach und dort erst wagte sie, ihm Vorwürfe zu machen, daß er als Kranker sein Lager, als Geächteter sein Versteck verlassen.

„Der Oberst ist hier," versetzte er mit dumpfer Stimme; „er verlangt nach Dir."

„Der Oheim ist da?" rief sie ungläubig, erschrocken, denn es schien unglaublich, daß derselbe unbemerkt die Postenlinie am hellen Tage passirt haben könne; da öffnete sich die Tapetenthüre des Gemaches, in dem der Verwundete gelegen, und sie sah ihren Oheim in der Livrée der Diener des Hauses.

Flora hatte die Erklärung, wie es ihm gelungen, in's Schloß zu kommen, aber mehr als je zitterte sie jetzt davor, daß man ihn entdecken könne. Wie sollte sie vor dem preußischen Offizier dastehen, wenn man sie abermals bei Verbotenem ertappte!

„Onkel," sagte sie, „Du setzest nicht nur Dein Leben auf's Spiel, sondern auch meines Vaters Leben und Ehre. Verberge Dich — jeden Augenblick kann der Offizier mir folgen, der mich gestern schon im Garten ertappt."

„Und auf Dich geschossen! Ich habe für Dich gezittert, Kind, und keine Ruhe gehabt, bis ich den Weg in's Schloß gefunden und Omar mir gesagt, daß Du lebst, daß Du bei ihm gewacht, ihn gepflegt, obwohl Du selber verwundet! Aber die Schuld des Einen soll die ganze Abtheilung büßen."

„Mein Vater," unterbrach ihn Omar, Flora in der Antwort zuvorkommend, „ich fürchte, Du betrübst mit solchen Worten meine Cousine; Flora haßt die Deutschen nicht mehr!"

„Ich würde wenigstens Denjenigen bitterer hassen," rief sie, „der meines Vaters Haus zu einer Stätte des Verraths machen würde! Oheim, die Deutschen zeigen sich als loyale Feinde. Ich habe darüber erröthen müssen, daß sie mich geschont, denn sie entdeckten, daß ich das Schloß in der Nacht verlassen. Sie wollen der Ehre meines Vaters vertrauen, und dies Vertrauen darf nicht getäuscht werden."

Der Oberst zog die Stirne kraus. „Deine Hochherzigkeit," versetzte er, „führt Dich zu überspannten Ansichten. Mische Dich nicht in Dinge, die Frauen Nichts angehen, halt' Dich heute Abend auf Deinem Zimmer und verlasse es nicht, wenn Du Lärm hörst. Verriegle die Thüre, sage Deinem Vater, er solle das Gleiche thun, wenn er Bedenken trägt, uns zu helfen."

„Oheim," rief Flora, die ihn angestarrt, als traue sie ihren Sinnen nicht; „Oheim, was hast Du vor?"

„Das wirst Du sehen, wenn es vorüber ist."

„Du willst das Schloß überfallen?"

„Kind, bekümmere Dich doch nicht darum, was ich thue und was ich verantworte."

„Du irrst Dich, Oheim," versetzte sie, und ihr Auge flammte. „Ich kümmere mich wohl um meines Vaters Ehre, und wärst Du nicht mein Oheim und gibst Du mir nicht Dein Wort, von diesem Vorhaben zu lassen, so gehe ich zu den Preußen und sage ihnen: „Ihr seid Frankreichs Feinde, aber in meines Vaters Haus droht Euch Verrath!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem täglichen Leben des Kaisers.

(Aus dem Daheimkalender für 1872.)

Kein arbeitsvolleres, kein rastloseres Leben im weiten deutschen Reiche, als das seines höchsten Mannes, seines Kaisers.

Kaum graut der Tag, im Sommer zwischen 5 und 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr, so verläßt der greise Herr seine einfache Lagerstätte, ein soldatisch hartes Campagnebett, das ihn auf allen Reisen begleitet, auf dem er auch während des Krieges in Frankreich stets geruht. Ein Blick auf die kleine Taschenuhr — ein Geschenk seines Vaters aus dem Jahre 1814 — und er hat das niedrige Eisengestell verlassen.

Schnell ist die Morgentoilette vollendet, und es ist zugleich die Tagestoilette, denn Schlafrock und Pantoffeln sind unbekannte Gegenstände im Schlafgemache des fürstlichen Mannes. Die einzige Erleichterung, die er sich gestattet, besteht im Aufknöpfen seines allerdings durch langes Tragen sehr bequem gewordenen Ueberrockes. Diesen durch einen neuen zu vertauschen, wird ihm schwer. Als sein Kammerdiener ihm einst deßhalb Vorstellungen machte und den alten Rock für sich erbat, fragte er, was er dafür wohl bekommen werde.

„Zwei bis drei Thaler, Majestät!“ war die Antwort.

„Hier ist das Geld,“ sagte der König, „ich will den Rock lieber noch eine Zeit lang tragen.“

Im Arbeitszimmer steht auf dem Schreibtisch der Kaffee mit Zwieback schon bereit, daneben liegt ein ganzer Haufen in der Nacht eingegangener Telegramme, Familienbriefe und offizieller Berichte. Im Winter beleuchtet sie der Schein einer schlichten Arbeitslampe mit grünem Schirm.

Ein etwas ungeschickt gefaltetes und geschlossenes Schreiben fällt ihm heute zuerst in die Augen. Es ist ein Bittgesuch, das ihm Tags zuvor am Brandenburger Thor überreicht wurde. In seinem einspännigen offenen Wagen, von zwei stattlichen Trakehner Pferden gezogen, kam er von Charlottenburg dahergefahren, als der neben dem Kutscher sitzende Leibjäger ein kurzes Halten veranlaßte, weil ein alter Mann in bittender Stellung mit einem Briefe in der ausgestreckten Hand sich in den Weg gestellt hatte. Der Kaiser hatte das Papier selbst dem Bittenden abgenommen, in den Rock gesteckt und, im Palast angelangt, auf den stets musterhaft geordneten Tisch gelegt. Da war es, um dringenderer Angelegenheiten willen, liegen geblieben.

„Armer, alter Mann!“ sprach der gütige Fürst vor sich hin, indem er das Schreiben entfaltete und zu lesen begann, „bald hätte ich dich vergessen.“

Und doch vergißt er nie Etwas, denn wie sein Vorfahr Friedrich Wilhelm I. öffnet er, ohne alle Ausnahme, jeden Brief selbst und erledigt die darin enthaltene Angelegenheit sofort.

„Hm, hm!“ murmelte der König beim Lesen vor sich hin, und seine Stirne runzelte sich; „das ist der Schmidt, den ich einst entlassen mußte. Ist mir schwer genug geworden. Der arme Bursch ist auf keinen grünen Zweig gekommen. Ja, ja, unrecht Gut gedeiht nicht! Nun, es ist lange her; wollen's untersuchen; hat er sich gebessert, soll Gnade für Recht ergehen.“

Ein Zeichen am Rande des Briefes empfahl die Bitte einer besonderen Berücksichtigung.

Als der Geh. Hofrath Bork bald danach erschien, empfing er neben anderen Unterstützungsgesuchen das des wegen Untreue vor vielen Jahren entlassenen Dieners, forschte der Sache weiter nach, und einige Tage darauf wurde dem Manne ein Gnadengehalt aus der königlichen Schatulle bewilligt.

Es ist 9 Uhr. Der dienstthuende Flügeladjutant — der von Ems her bekannte Graf Lehndorff — tritt, den Helm in der Hand, in's Zimmer, überreicht die eingegangenen militärischen Berichte und empfängt die Befehle in militärischen Angelegenheiten zur Weiterbeförderung an die Kommandos oder einzelne Personen. Danach kehrt er wieder in das Vorzimmer zurück.

Der König liest nun den inzwischen eingetroffenen Zeitungsbericht, eine Zusammenstellung der wichtigsten Nachrichten aus allen europäischen Zeitungen, die ein Ministerialbeamter täglich zu besorgen hat und die einen vollständigen Ueberblick über die öffentliche Meinung von ganz Europa gewährt.

Eine neue Unterbrechung. Der Oberhof- und Hausmarschall, Graf Pückler, tritt ein, um zu hören, wer zur Mittagstafel oder zur Abendgesellschaft befohlen werden soll, und um sonstige Befehle über den königlichen Haushalt in Empfang zu nehmen.

Die Chefs der verschiedenen Behörden und Ministerien folgen. Die eigentlichen Staats- und Regierungsgeschäfte beginnen mit ihren Vorträgen, unter denen der Vortrag der Generale eine Hauptstelle einnimmt. Auch auf Reisen finden die Vorträge statt, selbst auf der Eisenbahn. Neben dem Salonwagen befindet sich ein kleiner Raum, in dem ein Tisch und einige Sophas stehen und der sowohl zum Vortrags- und Arbeitszimmer, als zum Schlafzimmer dient. Dort sitzt oft der Reichskanzler, Fürst Bismarck, dem Kaiser gegenüber und hält ihm Vortrag, der dann durch das Anhalten auf den Stationen unterbrochen wird, um mit der Weiterfahrt wieder fortgesetzt zu werden.

Zu den Arbeiten auf der Reise gehört auch der Empfang von Deputationen, die oft wichtige Dinge dem Kaiser an's Herz legen und denen er stets in freundlichster und liebenswürdigster Weise antwortet. Im Herbst und Winter trägt der König auf Reisen über dem Dienstrocke einen Mantel, der nach Form und Schnitt ganz derselbe ist, wie er zur Zeit seines Vaters, Fried-

rich Wilhelms III., in der Armee für alle Offiziere üblich war.

Auch in Berlin fehlt es an solchen Deputationen nicht, die zuweilen die Vormittagsarbeit unterbrechen. Vornehmlich an Festtagen, wie am Neujahrstage und an seinem Geburtstage, folgt eine Deputation der andern zur Beglückwünschung. Da erscheinen dann u. A. auch die in Berlin befindlichen aktiven Generale, sowie die zur Disposition stehenden und inaktiven Generale, und unter ihnen der 87jährige Generalfeldmarschall Graf Wrangel, der älteste Soldat der Armee, der im Dezember 1870 seine diamantene Hochzeit gefeiert und dabei noch immer so gerade und stramm erscheint, als wäre er in den rüstigsten Mannesjahren. Er ist es, der bei solchen Gelegenheiten das Wort ergreift und den Glückwunsch seiner Kameraden in kurze und bündige Worte faßt. So lautete sein Spruch am 22. März 1871: „Se. Maj. den Kaiser von Deutschland, unsern heldenmüthigen König Wilhelm, wolle der Allmächtige bis in die fernsten Zeiten in voller Lebensfrische und Thatkraft zum Heil und Segen für das deutsche Reich gnädiglich erhalten!"

Gegen 12 Uhr nimmt der Kaiser etwas kalte Küche, danach geht die ganz kurz unterbrochene Arbeit bis 2 oder 3 Uhr wieder fort. Eine Ausfahrt zum Besuch der verwundeten Soldaten in den Lazarethen, oder einer Anstalt, einer Kunstsammlung folgt. Um 4 Uhr geht der Kaiser zur Mittagstafel. Nur an Geburtstagen oder bei sonstigen festlichen Gelegenheiten findet dieselbe um 7 Uhr statt.

Gleich nach dem Essen, das nicht über eine Stunde dauert, zieht sich der Kaiser in sein Arbeitszimmer zurück und beginnt sofort wieder zu arbeiten. Zuweilen besucht er Abends das Theater, ein Concert, eine Vorlesung; meist aber dauert die Arbeit fort bis zum Thee, den der hohe Herr mit seiner Gemahlin und einigen Gästen einnimmt. Beim Thee herrscht eine ungezwungene, belebte Unterhaltung, die oft bis 11 Uhr dauert. Dann hebt der Kaiser die Gesellschaft durch sein Weggehen auf und begibt sich wieder in sein Arbeitszimmer, aus dessen Fenstern man oft bis nach 12 Uhr den Lampenschein erglänzen sehen kann. Zu dieser späten Stunde besorgt der unermüdlich thätige Herr gewöhnlich seine Korrespondenz.

So verfließt im regelmäßigen Gange der Dinge das tägliche Leben des deutschen Kaisers. Auch im großen Hauptquartier während des deutsch-französischen Krieges ging Alles seinen gewöhnlichen Gang. Wie damals indeß hie und da eine Schlacht, ein Ausfallsgefecht mancherlei Veränderung in das Tagesprogramm brachte, so geschieht es in Friedenszeiten durch Truppenrevuen, Manöver und durch die Jagd.

Besonders lieb ist dem Kaiser die alljährlich am 3. November im Grundwald bei Berlin stattfindende Hubertusjagd. Große Volkshaufen und ein zahlreiches elegantes Publikum in prächtigen Equipagen wohnen dem edlen Sport bei. Den Höhepunkt des Tages bildet das Erscheinen des Kaisers. Im rothen Frack und mit schwarzem Hute sprengt er hoch zu Roß daher, begleitet von dem Kronprinzen und dem Prinzen Karl von Preußen, dem Präses des Parforcejagdvereines. Bald haben die Hunde die Fährte des Wildschweines gefunden, die Anjagdfanfare wird geblasen, der schrille Jagdruf ertönt, und hinter der läutenden und hetzenden Koppel her sprengt die Jagd. Von den durch das Grün der Fichten grell abstechenden Reitern in Roth gefolgt jagt der Kaiser vorwärts; endlich haben die Hunde den Keiler „gedeckt", ein Jäger hebt ihn aus, d. h. hält ihn bei den Hinterläufen, und rasch empfängt er von dem kaiserlichen Jagdherrn den tödtlichen Stoß.

Ist aber so des Kaisers Leben ein arbeitsvolles Tag für Tag, so gönnt er sich des Sonntags regelmäßig Ruhe. Eine einfache, aber tiefe Frömmigkeit ist das Erbtheil seiner Eltern, insbesondere seiner unvergeßlichen Mutter, der Königin Louise. Die Depeschen vom Kriegsschauplatz 1870—71 an seine Gemahlin haben es bezeugt, wie er — ohne je der Leistungen seiner Generäle und Soldaten zu vergessen — Gott vor Allem die Ehre gab. Und wie im Felde draußen allsonntäglich Gottesdienst stattfand, so fehlt der Kaiser auch daheim selten im Hause Gottes, sei es im Berliner Dom, sei es in der Garnisonskirche von Potsdam, wo er mit dem Kronprinzen öfters die Predigten des Divisionspredigers Rogge besucht und an dem militärisch kurzen Gottesdienste andächtig Theil nimmt.

Wohl dem Lande, dessen Herrscher so zu arbeiten und so zu beten versteht. Gott erhalte ihn lange unserm Volk!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Freitag, 29. September 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von C. H. v. Debenroth.

(Fortsetzung.)

„Bist Du wahnwitzig?“ knirschte der Oberst, und sein Antlitz färbte sich dunkelroth und im Auge funkelte eine unheimliche Gluth. „Dein Vater ist in meinem Hause, und was mir ehrenhaft erscheint, das sollst Du nicht tadeln!“

„Oheim,“ rief sie, und ihr Blick starrte ängstlich bange das von Leidenschaft verzerrte Antlitz an, „bist Du derselbe, der mich stets zärtlich geliebt, den ich verehrte und liebte? Hat die Bitterkeit des Unglücks Dir das Auge verschleiert, daß Du nicht siehst, was Recht und was Unrecht? Kämpft ein Edelmann mit heimtückischen Waffen?“

„Genug,“ unterbrach sie der Oberst und stampfte grimmig mit dem Fuße, „ich bin wahnwitzig gewesen, als ich Dir zutraute, mir helfen zu können. Schweig' von Dem, was Du gehört. Ich befehle es Dir. Still!“

„Nein,“ versetzte sie, und kühne, feste Entschlossenheit leuchtete aus ihren Augen, „ich darf nicht schweigen, wo es meines Vaters Ehre gilt. Für Dich steht er hier als Herr des Schlosses, willst Du es anders, so lasse ihn vorher ziehen.“

„Vater,“ nahm jetzt Omar, der bis dahin in düsterem Schweigen verharrt, das Wort, „Flora zittert für den Deutschen, weil sie den blonden Schurken liebt!“

Flora stieg das Blut in's Antlitz, stolz und verächtlich blickte sie Omar an, als müsse der Blick ihres Auges ihn niederschmettern.

„Was heißt Das?“ fragte der Oberst, Beide anstarrend mit einem Blick, der Flammen zu sprühen schien.

„Vater, die Cousine hat mich gepflegt aus Mitleid, aber ihr Auge weicht mir aus, es sucht den Deutschen; doch sein Blut soll mein Messer röthen.“

„Bestie!“ rief Flora verächtlich; da packte sie die Faust des Obersten, und sie schaute sein Antlitz von so wilder Wuth verzerrt, daß ein gellender Schrei der Angst ihren Lippen entglitt. Es war etwas Dämonisches in diesen finsteren Zügen, es war der lechzende Blick des Mörders, der sich auf sie heftete; in der Hand des Oheims blitzte der Dolch.

„Erbarmen, Oheim, mein Oheim!“ stöhnte sie, während die eiserne Faust sie niederbeugte, als wolle sie die zarte Gestalt zerbrechen.

„Bei allen Teufeln der Hölle,“ knirschte der Oberst, „spricht Omar die Wahrheit, so stirbst Du eher von meiner Hand, als daß ich in Dir eine Dirne sehe. Du willst den Anschlag verrathen? Du buhlst mit den Hunden? Sage, daß er gelogen, oder — — ha — was ist Das?“

Der Oberst ließ Flora los und riß einen Revolver aus der Tasche. Holm, der den Schrei gehört, drang in's Gemach; er mußte glauben, daß Flora Gewalt geschehe von einem Lakaien, und er zog das Schwert, ihr zu Hilfe zu eilen.

Ehe er jedoch wenige Schritte im Zimmer gethan, fühlte er plötzlich seinen Hals wie von Krallen umschnürt. Omar, der das Geräusch des Kommenden gehört, war katzenartig an der Wand des Zimmers entlang geschlichen und mit einem Sprunge ihm im Nacken.

„Hinweg, Omar!“ donnerte der Oberst, und wie ein Angst- und Schreckensruf klang der Schrei; „hinweg, taste ihn nicht an!“ Bleich wie der Tod, ein Bild des Schreckens, als sehe er ein Gespenst, starrte der Oberst den Jüngling an, und auch dieser war wie betäubt, er schaute das Gespenst seiner Träume, den Mann vom

Digitized by Google

Dampfer, den Mann von Mars-la-Tour. „Sind Sie's?" stotterte der Oberst — „Sie? Wie kommen Sie hierher? Ist es ein Blendwerk seltsamer Aehnlichkeit, oder sind Sie wirklich Eduard Holm?"

Das Gespenst sprach, der Zauber wich, aber an seine Stelle trat eine betäubende Ueberraschung. Dieser Mann kannte seinen Namen, starrte ihn an, als sähe auch er ein Gespenst! „Ich bin Graf Holm, aber wer sind Sie? Wer ist dieser Fremde? Ah, Mademoiselle, das Schloß birgt Verrath!"

„Omar, Flora, laßt uns allein!" herrschte der Oberst, während Flora vor Scham und Schmerz hätte vergehen mögen unter diesem Blicke Holm's. „Ich habe mit dem Herrn zu reden."

„Halt!" — rief Holm, als Beide dem Befehle des Obersten gehorchen wollten, „ich befehle hier, der Fremde bleibt, Niemand verläßt das Gemach oder ich schlage Lärm."

„Sie werden Das nicht thun," entgegnete der Oberst in einem Tone, als kenne er Holm seit Jahren und habe das Recht, vertraulich zu ihm zu sprechen. „Sie werden meiner Bitte nachgeben und einsehen, daß keine feindselige Absicht mich veranlassen könnte, um Das zu bitten, was ich erzwingen kann. Mein Revolver ist geladen; ehe Sie einen Ruf ausstoßen, könnte ich Sie niederschießen, ich fehle nie, und ehe Ihre Freunde Sie gefunden, wären wir in Sicherheit. Sie sind in meiner Gewalt, und dennoch bitte ich Sie, mir ein Gespräch unter vier Augen zu gestatten."

„Mein Herr," entgegnete Holm, der die verschiedenartigen Gefühle, die ihn bestürmten, die Bitterkeit über den Betrug, den Flora gespielt, den Zorn über den heimtückischen Angriff durch Omar, das Befremden, sich von dem Manne, der die Züge seines Traumbildes trug, als ein Bekannter angeredet zu sehen, dem Bewußtsein unterordnete, daß er vor Allem hier als Offizier seiner Pflicht zu genügen habe — „mein Herr, Ihre Kleidung, welche mit Ihrem Stande wohl nicht harmonirt, die Anwesenheit von Fremden im Schlosse, der Angriff, den man hinterrücks auf mich gemacht, alles Das läßt mich hier nur der Pflicht gedenken, Sie zu verhaften. Wenn es dieser jungen Dame beliebt hätte, offenes Entgegenkommen zu würdigen, so hätte ich mich als Vermittler angeboten; so aber kann ich in dem verheimlichten Aufenthalt fremder Personen im Schlosse nur die Absicht verrätherischer Pläne argwöhnen. Sie können mich niederschießen, aber nicht mich hindern, meine Pflicht zu thun. Wollen Sie, daß der Marquis von Brin-Hilaire und seine Familie für Ihre That verantwortlich gemacht werden, so versuchen Sie, mich zu tödten; ich verhafte Sie und befehle, die Waffe zu strecken."

Mit diesen Worten hob er das Schwert und machte Miene, sich auf den Obersten zu stürzen, falls dieser nicht gehorche. Omar stand sprungfertig da und schien nur abzuwarten, daß der Oberst den Wink zum Angriff gebe; dieser aber schien mit sich zu kämpfen — noch hielt er den Revolver gesenkt. Da warf sich Flora zwischen ihn und Holm, glühend vor Erregung, zitternd vor Angst, wandte sie sich bald zum Obersten, bald zu dem Deutschen. „Oheim, Du wirst nicht schießen — Herr — Sie werden kein Blut vergießen, Sie werden edelmüthig sein, ich will Ihnen Alles gestehen. Ich allein bin schuldig. Hören Sie mich an. Dies ist der Bruder meines Vaters, das sein Sohn. Mein Oheim wollte vor einigen Tagen den kranken Sohn in kalter Winternacht auf einem Leiterwagen nach Langres schaffen. Das Gerücht ging, die Preußen kämen und wären schonungslos gegen die Gefangenen. Ich erbot mich, den kranken Vetter zu verbergen, zu pflegen. Wenn Das ein Verbrechen ist, so will ich es büßen. Ich hätte Ihnen die Wahrheit gestanden, wenn das Geheimniß mein eigen gewesen wäre, denn ich habe das Vertrauen gewonnen, daß Sie und Ihre Kameraden menschlich fühlen und schonend auftreten. Seien Sie großherzig! Zwingen Sie meinen Oheim nicht, seine Freiheit zu vertheidigen, lassen Sie nicht um meinetwillen Blut fließen, denn meine Unvorsichtigkeit verschuldet es, daß Sie die Verborgenen entdeckt. Was schadet es Ihnen, den Siegern, wenn Sie einen Gefangenen weniger haben?" Sie schaute ihn so flehentlich an, sie war so schön in ihren Thränen, daß er schwankte. „Mein Fräulein," versetzte er, „ich würde jedes Opfer bringen, Ihnen den Beweis zu liefern, daß Ihre gute Meinung von mir gerechtfertigt ist, aber Sie fordern, daß ich meine Pflicht gröblich verletze. Ich kann nicht dulden, daß diese Herren sich entfernen, ich habe hier Nichts zu bestimmen, sondern meinem Vorgesetzten die Gefangenen zu bringen und zu melden, was geschehen."

„Der Herr hat Recht," nahm der Oberst jetzt anscheinend völlig ruhig und gefaßt das Wort, nachdem er Omar heimlich einen bedeutsamen Blick zugeworfen; „er muß als Soldat seiner Pflicht gehorchen. Tritt bei Seite, Flora." Mit diesen Worten streifte er ihre Hand, die

seinen Arm gefaßt, von sich ab, steckte den Revolver in die Tasche, als gebe er jeden Gedanken an Widerstand auf, aber in demselben Augenblick, ehe noch Holm begriff, was geschah, hatte er mit einem Sprunge die Tapetenthüre erreicht, die zu dem Versteck führte, in welchem man Omar verborgen gehabt, und war verschwunden. Omar hatte sich gleichzeitig durch eine andere Thüre entfernt.

Holm stürzte dem Obersten nach, aber die Thüre war versperrt, er eilte an's Fenster, die Posten durch einen Zuruf zu alarmiren. „Verrath im Schlosse!“ rief er herab, „Feuer auf Jeden, der das Schloß verläßt, sechs Mann von der Wache herauf!“ Als er sich umwandte, war auch Flora verschwunden. Soldaten der Wache drangen in's Zimmer, Holm sprengte die Tapetenthüre, welche der Oberst hinter sich verschlossen, man untersuchte das Kabinet und fand einen zweiten verborgenen Ausgang, der zu einer Wendeltreppe führte. Senden, der auf den Lärm gleichfalls herbeigeeilt war, gab die nöthigen Befehle, den Flüchtigen auf dem geheimen Wege nachzufolgen, gleichzeitig sollten Patrouillen die ganze Umgebung des Schlosses beobachten, die Verhaftung des Marquis und seiner Angehörigen, sowie des Haushofmeisters ward befohlen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Salon einer Petroleuse.

Von F. A. Bacciocco.

Es war an einem wunderschönen Maimorgen. In den lieblichen Gartenanlagen, die sich vielgestaltig auf der Südwestseite von Paris, innerhalb des Remparts, von Porte la Muette bis zum Point du jour, hineinziehen, war der Frühling eingekehrt, aber dieses Mal mit besonderer Begleitung. Statt mit Lerchentriller und Finkenschlag war der blühende Knabe daher gekommen mit Kanonendonner, mit Kommandorufen und Schlachtgeschrei. Die kostbaren und eleganten Ruhesitze, die Gartenpaläste und Häuser der Pariser Patrizier auf dieser Seite der Stadt standen in der ersten Feuerlinie. Jenseits der Wälle, über welche die Giebel dieser internen Landsitze hinwegschauen, im Boulognergehölz, bei den großen Teichen und auf den sogenannten Pelousen erhoben sich die Batterieen der Versailler, heute da, morgen dort (einige aber mit großer Beständigkeit auf einem Punkt manipulirend), um die [illegible] theilen zu überschütten. Da wurde bald ein Schornstein, bald eine Fenstereinfassung, bald die Säule eines Vorhauses hinweggeblasen und bald eine Akazie oder ein blühender Fruchtbaum im Garten. Die Kugeln trieben ein wahrhaft zwangloses Spiel. Sie neckten die armen Behausungen, als wenn sie, die Kugeln, vom Teufel besessen wären, so bösartig und muthwillig, daß es mit keiner menschlichen Wortkunst dargestellt werden kann. Das eine und andere Landhaus konnte tagelang unversehrt stehen, einer spielenden Batterie gegenüber, während ein abseits oder vertieft gelegenes Besitzthum, welches sich von keinem menschlichen Auge beachtet glaubte, Kugel auf Kugel bekam. Dann hörten plötzlich die Geschütze auf zu spielen; dieser Landsitz wähnte sich bereits gerettet und alle Sandsteinköpfe am Balkon und die nackten Balkenträgerinnen des Portikus lachten heimlich; da kam noch ein letzter Obus daher, der schlug gleich die ganze Vorderfront ein und befreite die Karyatiden von ihrer Last. Es war in einem dieser Gartenhäuser, wo ein Projektil die Wand eines Hauses durchschlug, just an dem Fleck, an welchem in gewöhnlichen Maitagen ein bekannter Pariser Musiker „Frühlingsträume“ komponirte.

Die Bewohner, die es eben nicht nöthig hatten, an den gefährdeten Punkten auszuharren, waren sämmtlich davongelaufen, die Häuser und Gärten den Kugeln der Versailler und dem „Wohlwollen“ der Kommunarden überlassend. Den letzteren nämlich, die in den hübschen Anlagen und Häusern versteckt lagen, galten die Besuche der Projektile.

Wenn nun die „Versailler Bauern“ das Eigenthum ihrer Gesinnungsgenossen so wenig schonten, dann konnte man doch von den Gegnern derselben von Rechtswegen nicht verlangen, daß sie dem fremden Gute mehr Schonung entgegenbrächten? Als Männer der That und falschen Gefühlen abhold, kam ihnen Dergleichen auch nicht in den Sinn. Aber es fanden sich vereinzelt gefühlvolle Seelen unter ihnen, denen die Verwüstung so herrlicher Sachen nahe ging, und die bei Zeiten zu retten suchten, was eben transportabel war.

Eines Tages befand sich in einem Salon eines solchen Hauses, welches so prächtig war, daß es nur einem wirklichen Reaktionär gehören konnte, eine nette Gesellschaft. Die Freundin des Bataillonskommandanten, Fräulein Emilie Moblosse, gab den Herren Kameraden „einen Abend“. Die Bürger hatten es sich bequem gemacht auf

den Divans und auf dem weichen Teppich und sprachen dem requirirten Wein zu, der im Keller entdeckt worden war. Die Dame machte, im malerischen Cantinière-Kostüme, die Honneurs des Hauses und wußte sich mit einem Takte zu bewegen, daß allgemein die Vermuthung ausgesprochen wurde, sie, die Dame, müsse sich in früheren Zeiten schon in ähnlicher Umgebung bewegt haben. Mademoiselle Moblosse nahm mit sanftem Widerstreben das Kompliment hin und wollte sich auch dunkel erinnern, einmal ein derartiges Mobiliar besessen zu haben. Die geistreiche Andeutung wurde mit lautem Jubel von der Gesellschaft aufgenommen. Der Eine erinnert sie daran, daß sie einmal von diesen Statuetten gesprochen habe, der Andere erinnerte sie an jenen Spiegel, ein Dritter an eine Marmorpendule, die von ihrer Großmutter herrühren sollte, und ein Vierter an den Nußbaumtisch mit den Löwenfüßen. Und unter allgemeinem Beifall ward die Dame zur rechtmäßigen Eigenthümerin des wiedergefundenen Besitzthums erklärt. Unsere Bellevillér waren nicht die Leute, die halbe oder faule Späße liebten. Der Witz wurde sehr ernst genommen, und noch an demselben Tage ward das Mobiliar auf einen Handwagen geladen, und zwei Krieger spannten sich ein, zwei andere schoben nach und die Dame marschirte voraus, um ihr Eigenthum in Sicherheit zu bringen. Dem Herrn Bataillonskommandanten war gerade am vorhergegangenen Tage eine offizielle Wohnung in einem Hause der Rue d'Aboukir angewiesen worden. Es war ein stilles, altes, unscheinbares Haus, dessen Eigenthümer, ein harmloser Blumenfabrikant, die hohen Gäste mit der gebührenden Ehrfurcht empfangen hatte und der offenbar bestrebt war, sich auf gutem Fuße mit der Kommune zu halten.

„Die Möbel müßten sich prächtig in den großen Gemächern des dritten Stockwerkes ausnehmen," dachte die Cantinière unterwegs. Sie gerieth in eine harmlos freudige Aufregung bei dem Gedanken an diese Bereicherung ihrer ärmlichen Geräthe....

Unter dem Thore stand zufällig der Hausherr. „Citoyen," sagte die junge Dame mit energischer Freundlichkeit, „habt die Güte und helft mir diese Kleinigkeiten hinauf in meine Wohnung tragen." Es war damals eine große Ehre, selbst für einen Hausbesitzer, mit einer Person von der Kommune zu verkehren, und wer einen „Bürger von der Kommune" in seinem Hause hatte, war gegen mancherlei Zufälligkeiten des aufgeregten politischen Lebens gesichert. Der Citoyen konnte nicht schnell genug der Aufforderung nachkommen. Und um recht zuvorkommend zu sein, rief er auch noch seinen Concierge, der die schönen Sachen tragen helfen sollte. Die Kameraden hoben ein Stück nach dem andern vorsichtig von dem Wagen herab, und der Hausherr und der Hausmeister nahmen die zerbrechlichsten auf die Arme und stiegen dienstbeflissen die Treppe hinan. Aber auf dem zweiten Stocke hielt der Concierge, der vorausging, an und blickte auf seinen Herrn zurück mit einem Gesichte, welches von besonders ernsten Gedanken bewegt schien.

„Citoyen," sagte er leise (das Wort hatte in allen Kreisen den Monsieur verdrängt) „Citoyen, mir scheint, die Pendule kenne ich?"

Der Citoyen-Hausherr blickte genau mit demselben Ausdruck im Gesichte zu dem Concierge empor und sagte:

„Citoyen, mir scheint, dieses Nachtschränkchen kenne ich?"

„Mir scheint, Bürger," sagte der Hausmeister wieder, „mir waren die Verzierungen der goldenen Spiegel unten auf dem Karren bekannt und der kleine Musikkasten..."

„Citoyen," sagte der Hausherr, „mir scheint, ich trage da mein eigenes Mobiliar in mein Haus zurück?"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei einer Schulvisitation im badischen Odenwald fragte der Geistliche die Kinder u. A.: „Weßhalb müssen denn alle Menschen sterben?" Tiefe Stille folgte auf die Frage. Auf wiederholte Zurede des Geistlichen reckte ein Junge mit pfiffiger Miene den Finger und antwortete: „Weil sie nicht wollen!"

Ein Pfarrer, den seine Gemeinde während einer großen Dürre aufforderte, um Regen zu beten, sagte: „Wenn ihr es durchaus wollt, so will ich es gerne thun, aber ich sage euch voraus, daß es Nichts hilft, so lange wir diesen Wind behalten."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 116. Montag, 2. Oktober **1871.**

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Der Marquis und seine Gemahlin schienen Nichts von dem Vorgefallenen zu ahnen, denn sie hatten keinen Fluchtversuch gemacht und wurden in ihren Zimmern getroffen; die Flüchtigen waren spurlos verschwunden, man durchsuchte die Kellerräume, zu denen die Wendeltreppe hinabführte, — vergeblich, man fand weder die Entflohenen noch einen Ausgang, durch den sie entwischt sein konnten.

Senden machte sowohl den Marquis, als den Haushofmeister darauf aufmerksam, daß das Kriegsgesetz beim Verbergen von Bewaffneten oder Mitgliedern der feindlichen Armee die Todesstrafe über den Schuldigen verhänge, daß sie sich nur retten könnten, wenn sie die verborgenen Gänge und Gemächer des Schlosses zeigten und für die Ergreifung der Flüchtigen das Ihre thäten.

Beide betheuerten, daß ihnen die Existenz der Wendeltreppe unbekannt gewesen, daß sie niemals die geheimen Gänge des uralten Schlosses durchforscht.

Der Umstand, daß man einen Verwundeten in einem verborgenen Gemach, das einen geheimen Ausgang gehabt, untergebracht, ließ diese Aussage höchst unglaubwürdig erscheinen. Man fand die Waffen Omar's, sein Patent als Kapitän der Franctireurs, blutbefleckte Tücher, die zum Verband gedient, und Dies genügte, gegen den Marquis die Anklage zu erheben, daß er heimlich einen verwundeten Franctireur verborgen; als erschwerender Umstand trat hinzu, daß in der Nacht ein heimlicher Verkehr nach Außen stattgefunden, und wie ungern Senden auch den ganzen Ernst des Kriegsgesetzes geltend machte, er mußte den Befehl geben, den Marquis und seinen Haushofmeister als Gefangene in's Hauptquartier zu schicken, damit das Kriegsgericht dort über sie das Urtheil fälle. Da der Transport der Gefangenen bei Tag nicht mehr das Hauptquartier erreichen konnte und die Umgegend keineswegs sicher war, verschob Senden die Fortschickung der Gefangenen auf den andern Morgen, veranlaßte aber, daß sie bis dahin in fester und sicherer Haft gehalten wurden.

Der Marquis Emil hatte, seit Omar in dem verborgenen Gemach untergebracht worden, hinreichend Muße gehabt, einen Weg zur Flucht für diesen zu suchen und für alle Eventualitäten mit demselben sich zu besprechen. Das weitläufige Schloß hatte überall Kommunikationen, welche hinter dem Getäfel der Wände fortliefen, und man hätte, um sie aufzufinden, alle Wände demoliren und dabei kostbare Tapeten, reiche Schnitzarbeit zerstören müssen, ohne dadurch die Garantie zu haben, daß nicht in dem überaus dicken Mauerwerk noch Gänge verborgen. Die Flüchtigen waren daher für's Erste sicher, und die einzige Schwierigkeit war, die äußere Postenkette zu passiren, da die Preußen, wie der Oberst voraussetzen mußte, das Vorterrain jetzt gewiß besonders beaufsichtigen ließen. Die Wendeltreppe, zu der Omar durch eine Tapetenthüre des anstoßenden Gemaches ebenfalls gelangt war, führte wohl in die Kellerräume, aber man konnte von ihr durch eine ziemlich gut verborgene Thüre auch in Räume des Erdgeschosses gelangen, und zwar in eine Gallerie, die neben den Gemächern herlief, welche die preußische Einquartierung inne hatte. Hierher hatten der Oberst und Omar sich geflüchtet, und während man die Keller nach dem Ausgange, durch den sie entschlüpft, durchsuchte,

beriethen sie hier in aller Ruhe ihre weiteren Schritte.

„Du scheinst Dich wieder kräftig zu fühlen," sagte der Oberst; „Das ist ein großes Glück, denn es wird schwer halten, Dir eine Erleichterung zu verschaffen, ehe wir nicht einige Meilen hinter uns haben. Glaubst Du einen solchen Weg zu Fuß zurücklegen zu können?"

„Die Wunden hindern mich nicht daran; aber was wird aus Flora? Sollen wir sie in der Gewalt der Deutschen lassen?"

„Vor Einbruch der Dunkelheit können wir nicht weiter," erwiederte der Oberst, „bis dahin haben wir noch vier bis fünf Stunden. Die Deutschen werden eine Untersuchung einleiten, ehe sie etwas Entscheidendes thun, das Schloß durchsuchen, die Dienerschaft verhören. Sie werden unterdessen die Familie meines Bruders gefangen halten und scharf bewachen, aber ich hoffe in einem Zimmer, welches geheime Ausgänge hat. Sie müssen fliehen oder ausharren, bis wir sie befreien. In dieser Nacht kann der verabredete Anschlag nicht stattfinden. Die Preußen werden doppelt vorsichtig sein, ich würde auch kaum das Zeichen noch geben können, das unsere Schaar herbeiruft. Ueberdies möchte ich den jungen Mann schonen, der uns heute in den Weg getreten."

„Den Geliebten Flora's?"

„Du bist ein Narr, Omar. Das Herz Flora's sträubt sich gegen eine That, die ihr als Bruch des Gastrechts erscheint. Das ist Alles. Sie ist eine zu gute Französin, um einem Feinde ihres Vaterlandes ihr Herz zu schenken, am wenigsten einem solchen, den sie kaum kennen gelernt. Deine wilde Eifersucht beleidigt sie, hüte Dich also, dieselbe zu zeigen."

„Sie haßt mich, sie verachtet mich, wie ihr Vater es thut. Aus Liebe zu Dir hat sie mich gepflegt, wie sie den Hund gewartet hätte, der Dir theuer. Ich habe es wohl bemerkt, daß sie meinen Blicken auswich, meine Dankbarkeit erduldete wie etwas Lästiges, daß sie sich zwang, mir ihren Widerwillen zu verbergen; aber hinter der Thüre stand sie lauschend, den Deutschen anzugaffen, und ihn zu retten, hätte sie ihr Leben gelassen. Du willst ihn verschont sehen und ich dürste nach seinem Blute. An ihm will ich mich rächen für Flora's Haß. Nimm Alles, was Du mir verheißen, und lasse ihn mir, ich fliehe nicht, ich will sein Blut trinken, und ständen Hunderte da, ihn zu rächen."

Der Oberst hatte schweigend, finsteren Blickes ihn ausreden lassen. „Omar," sagte er jetzt, und es lag etwas Verächtliches in seinem Tone, „wenn Flora Widerwillen gegen Dich hegt, so ist Das der Fall, weil sie nur Dein Gesicht gesehen, wie es jetzt aussieht, verzerrt von bestialischer Leidenschaft, weil sie Dich nicht besser kennt. Sie wird Dich lieben, wenn sie erfahren wird, daß Du Deine wilden Leidenschaften bemeistern kannst. Der Deutsche, Eduard Holm nennt er sich, ist der Sohn einer Frau, die ich sehr geliebt, gegen die ich bitteres Unrecht begangen, und ich würde eher mein Leben lassen, als ihn antasten. Wenn Du mich liebst, wird er Dir heilig sein; Du wirst Deinen Haß bezwingen, und Das wird Dir leicht werden, denn Du wirst ihm hoffentlich nicht wieder begegnen."

„Mein Vater, Du hast über mich zu gebieten und Deine Freunde sind die meinen. Aber verspreche es mir, daß der Deutsche Flora nicht besitzen soll, daß Du ihn meinem Hasse preisgibst, wenn sie Dir nicht gehorcht."

„Du bist wahnwitzig in Deiner Eifersucht. Flora soll die Deine werden, Du hast mein Wort darauf, und ich denke, in drei Tagen ist dies Schloß in meiner Hand und Eduard Holm dankt es mir, wenn sein Leben verschont bleibt und er über die Grenze flüchten kann."

Weder der Oberst noch Omar ahnten, daß dieses Gespräch einen Zeugen gehabt. Flora war ihnen nachgeschlichen und hatte, in der Dunkelheit verborgen, gelauscht. Jetzt wußte sie genug, und zitternd, daß die Flüchtigen sie entdecken könnten, zog sie sich leise, unhörbaren Schrittes zurück, bis sie eine andere Gallerie erreicht hatte. Hier athmete sie auf aus gepreßter Brust. Was hatte sie hören müssen! Dieser Oheim, den sie abgöttisch geliebt, verehrt, wollte sie zwingen, das Weib eines Menschen zu werden, den er selbst bestialischer Leidenschaftlichkeit beschuldigte. Er hatte darauf sein Wort gegeben, er wiederholte Das jetzt noch, nachdem er ihren Abscheu gegen Omar kennen gelernt. Er war also Dessen fähig, Zwang gegen ihren Vater, seinen Bruder, zu üben, dessen Abhängigkeit zu benutzen, und solchen Gedanken ergab er sich in dem Moment, wo ihr Vater, sein Bruder, um seinetwillen wortbrüchig erschien und für ihn zur Verantwortung gezogen wurde!

Flora war in der Gallerie, welche an den Salon stieß, den Senden bewohnte. Sie hörte Geräusch, laute Stimmen. „Herr Marquis," hörte sie den Deutschen sagen, „wenn Sie wirklich unschuldig sein sollten, beklage ich Sie; ich muß mich an die Thatsachen halten und darnach

verfahren. Ein Franctireur war im Schlosse verborgen, Ihre Tochter wußte darum, er hat einen Offizier meiner Kompagnie anzugreifen versucht. Ein Mann, der sich für Ihren Bruder ausgibt, geht in Lakaienlivrée heimlich umher und bedrohte den Offizier mit dem Revolver. Beide Männer sind nicht zu finden, und Sie geben vor, das Versteck nicht zu kennen. Ich hätte Veranlassung, das Schloß anzünden zu lassen, damit der Brandrauch heraustreibt, was darin noch verborgen. Wenn ich Das nicht thue, so geschieht es, weil ich einerseits an Ihnen und Ihrer Familie Geiseln habe, andererseits es vorziehe, lieber dem Verrath mit ruhiger Stirne Trotz zu bieten, als ein schönes Gebäude zu zerstören, weil sich feige Verräther darin verbergen. Gestern wandte ich mich an Ihre Ehre, heute wende ich mich an Ihre Klugheit. Ihr Kopf, das Leben der Ihren haften mir für Alles, was geschieht. Die Anstalten werden getroffen, daß das Schloß in dem Augenblick brennt, wo ein verrätherischer Ueberfall erfolgt. Es thut mir leid, so auftreten zu müssen, einem Manne mit grauem Haare, der wohl in Ehren gelebt und vielleicht selbst die Thaten seiner Genossen verdammt, so harte Worte sagen zu müssen, aber mir ist die Sorge für das Wohl meiner Leute anvertraut."

Flora stürzten die Thränen aus den Augen. Sie trug die Schuld, daß ihrem Vater solche Schmach widerfuhr! Auf ihr Verlangen war Omar im Schlosse verborgen worden und in Folge dessen der Oheim hier geblieben. Aber nein — ihr Vater sollte nicht für Andere leiden, die sich nicht kümmerten um seine Ehre, ihren Vater sollte man nicht vor's Kriegsgericht schleppen um Anderer willen, in ihrem Herzen flammte ein Entschluß auf, der, kaum erwacht, ihre ganze Seele erfüllte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Salon einer Petroleuse.

Von F. A. Bacciocco.

(Schluß.)

Der Hausmeister machte ein ganz verzwicktes Gesicht, pfiff dann ganz leise durch die Zähne, wie die Savoyardenknaben es machen, wenn sie einander in den Straßen locken, und sprang eilfertig die Stiegen hinan. Oben angelangt, stellte er die Sachen auf den Boden neben das zweifelhafte Mobiliar der ungeladenen Gäste und blickte mit demselben Gesichte dem Herrn entgegen. Der letztere wankte mehr todt als lebendig mit dem Nachtkasten einher. Er stellte ihn neben die Glasuhr. Ueber dieselbe hinaus blickten sich Herr und Diener immer gleich starr an. Dann deuteten sie beide mit den Zeigefingern auf die Gegenstände, deuteten hinab auf die Treppe und hinab auf die Straße, machten mit den Händen allerhand seltsame kreisförmige Bewegungen, und nachdem sie diese lächerliche Pantomimik eine Zeitlang getrieben hatten, eilten sie gefaßt und ohne ein Wort zu sprechen, wieder hinunter an den Wagen, um der Bürgerin die schönen Sachen mit der größten Bereitwilligkeit hinauftragen zu helfen....

Ungefähr 14 Tage, bis zum 23. Mai, hatte der Kommandant mit seiner Geliebten sich des ungestörten Besitzes des neu angeschafften Mobiliars freuen können. Sie hatte sich bereits förmlich an dasselbe gewöhnt, wie sie sich zu dem Freunde vertraulich äußerte, wogegen dieser mit bedeutsamen Vorwürfen meinte, sie müsse sagen: wieder gewöhnt.... ein Vorwurf, den sie mit lustigem Lachen aufnahm. Aber da kam ein ernster Tag für das Heer der Kommune. Es mußte sich wappnen zum Kampfe auf Leben und Tod. Am Abend des 23. betritt die Bürgerin in einem sehr aufgeregten Zustande ihre Wohnung und schien Anstalten treffen zu wollen, um die sämmtlichen Gegenstände, ihr reiches Mobiliar, in Sicherheit zu bringen. Sie hatte eine Freundin auf Montmartre; zu dieser wollte sie ihr Eigenthum flüchten. Der Hausherr und der Hausmeister sollten ihr behilflich sein. Sie hatte die rothe Schärpe um die Hüfte, ein Pistol in derselben und in der Faust einen Säbel, lauter Attribute, die keinen Widerspruch duldeten.

„Aber der Montmartre ist bereits in den Händen der Versailler," sagte der besorgte Hausherr.

„Aber wohin mit meinen Sachen?" meinte die Dame.

„Oh, Das ist einfach, lassen Sie dieselben bei mir, Bürgerin! Niemand soll sie bei mir wegnehmen, bis Sie wiederkommen; hier meine Hand!" „Gut, Bürger, ich vertraue Ihnen mein Eigenthum an ... wir gehen jetzt Paris verbrennen und die Versailler mit, nachher komme ich die Sachen holen...."

„Ein Mann — ein Wort, Bürgerin, Ihr Eigenthum ist mir heilig...."

Der Entscheidungskampf war vorüber. Paris war in der That verbrannt, aber doch nicht ganz, und das Mobiliar der Bürgerin auch nicht.

Eines Tages stellte sich dieselbe wieder ein, aber dieses Mal nicht in der Campagne-Uniform, und stieg gelassen die Treppe hinan, um nachzusehen, wie es mit ihrem Mobiliar bestellt sei. Der Hausherr ließ nicht lange auf sich warten.

„Bürgerin, ich muß mich bedanken für die Mühe, die Sie Sich machten bei der Rettung meines Mobiliars. . . .“

„Ihr Mobiliar! Monsieur . . . .“

„In der That, es ist das Einzige, was von meiner Besitzung in Passy übrig blieb. . . .“

Die Bürgerin griff unwillkürlich an die Hüfte, aber es war kein Säbel und auch kein Pistol da . . . . Darüber kam der Hausmeister herein mit noch einem Herrn, und der letztere sagte: „Ich glaube, Das ist, was wir suchten: sie hat bei'm Brande des Hotel de Ville tapfer mit geholfen. Sie sind verhaftet!“

Neueste Eisenbahnlieder.

1. Die Entgleisung.

(Mit verbundenem Kopfe zu singen.)

Schön ist's unter freiem Himmel, Teng,
Stürzen im Waggongewimmel, Teng,
Wenn die Schwelle faulend weicht, Terengtengteng
(wird wiederholt),
Wenn die Rippe kracht und Lende
Und die Superdividende
Zehn à zwölf Prozent erreicht,
Terengtengteng,
Zehn à zwölf Prozent erreicht,
Terengteng teng tereng teng teng tereng teng teng teng teng teng teng teng teng teng teng teng —
tehehehehng.

Schön ist's, wenn durch Graus und Trümmer, Schrum!
Klaggeschrei und Angstgewimmer
Und des Schaffners Pfeifchen schrillt, Waih!
Zerimzimzim (wird wiederholt),
Wenn gleich donnerndem Geschütze, Brum!
Grobe Worte, faule Witze
Uns sein Mund entgegenbrüllt,
Scherumschumschum,
Uns sein Mund entgegenbrüllt,
Scherum schum schum scherum schum schum scherum schum ꝛc.

Schön, wenn, wie bei Ungewittern, Bum!
Sechsfach Sitz und Wand erzittern, Bum!
Von des Sturzes Widerhall, Berumbumbum (wiederholt);
Bleibt auch einer nur der Brüder,
Hundert schunden Kopf und Glieder,
Tausend merkten sich den Fall.
Berumbum ꝛc.

2. Axenbruch.

(Im Gypsverbande zu singen.)

Helft, Leutchen, mir zum Perron doch,
Seht her, mein Arm ist schwach,
Das Bein gequetscht, drei Zähne noch —
O weh, die Axe brach!
Berührt mir ja die Rippen nicht,
Sechs, fühl' ich, sind entzwei,
Wenn mir der letzte Knochen bricht,
Dann, Freunde, ist's vorbei.

Ein Axenbruch bei schneller Fahrt
Ist jetzt kein Kinderspiel,
Es tost und kracht nach Höllenart —
Dort lag ich im Gewühl,
Ich schleppte mich zur Böschung Rand,
Kein Mensch half mir heraus;
Ein Schaffner, der mich hilflos fand,
Trank mir die Pulle aus.

3. Zusammenstoß.

(Im Schweißtuche zu singen.)

Morgenroth, Morgenroth,
Leuchtest miair zum Polkatod:
Bald begegnet schnöder Weise, ja Weise,
Uns ein Zug im selben Gleise, ja Gleise,
Und dann staind wir meistens fnautsch.

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Wird der Tonaur ein End gemahacht.
Gestern ließ ich mich versichern, ja sichern,
Heute unter Ballen, Viechern, ja Viechern,
Lieg' ich, mohohorgen bin ich toaodt.

Ach wie bahald, ach wie bahald,
Wird' dann fiiair mich ausgezahalt.
Prahlst du mit Retourbilletten, ja jetten,
Zehn ist gegen Eins zu wetten,
Niemand kehahert damit zaruauck.

Darum still, darum stiaill,
Wie der Ahaktionär es wiaill.
Also müssen wir's erlahahiden, ja leiden,
Sollt' er auch in's Pech uns rahahiten, ja reiten,
Geht der Conaurs doch in die Höhahöh'.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Mittwoch, 4. Oktober 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Flora kehrte leise in die Gallerie zurück, in der sich der Oberst befand; sie machte sich vorsichtig bemerkbar, indem sie leise den Namen des Oheims flüsterte.

„Flora, Das ist brav!" flüsterte dieser, „Du suchst uns, um uns zu helfen, Du bist ein wackeres Mädchen."

Sie ergriff die Hand des Obersten. „Lasse Omar hier," sagte sie leise, „ich habe mit Dir zu reden. Folge mir, Oheim!" Der Oberst hieß Omar seiner harren, dann folgte er Flora, die ihn durch die dunklen, schmalen Gänge an einen Ort führte, wo ein Lichtstrahl die Gallerie matt erhellte. „Oheim," sagte sie, „schau' mir in's Auge! Traust Du mir zu, daß ich ein Vorhaben durchsetze, wenn ich es fest beschlossen?"

„Ich muß es wohl glauben, Du hast mir gezeigt, daß Du eigensinnig, aber auch aufopfernd bist."

„Ich habe Dein Gespräch dort in der Gallerie mit Omar belauscht. Du hast ihm Dein Wort gegeben, daß ich ihn heirathe. Ich werde Deinen Willen thun unter einer Bedingung: Du schwörst mir einen Eid, daß Du keinen Ueberfall auf dieses Schloß unternehmen, daß Du jeden Verrath verhindern willst, der einen solchen herbeiführen könnte."

„Und wenn ich das Verspechen verweigere?"

„Dann werde ich Dich hassen, wie ich Dich geliebt, werde dem Manne fluchen, dem das Leben und die Ehre seines Bruders nicht heilig gewesen. Du wirst mich tödten müssen, um mich zu hindern, die Preußen auf Dich zu hetzen, und ich schwöre es Dir, lieber will ich sterben, als Omar angehören."

„Flora, Du sprichst mit einem Manne, der sich niemals durch Drohungen beirren läßt, am wenigsten durch Drohungen von einem Weibe. Glaubte ich, daß Du im Ernste solcher Dinge fähig wärest, wie Du sagst, so würde ich Dich auf der Stelle unschädlich machen; aber ich weiß, Du bist eine Schwärmerin, die erst Vernunft annimmt, wenn man sie ihr predigt. Ich habe Omar mein Wort, daß Du die Seine wirst, in der Voraussetzung gegeben, daß Du mich, daß Du Deinen Vater liebst und den einzigen Weg, uns zu vereinen, nicht zurückweisen kannst, wenn Du Omar näher kennen gelernt haben wirst. Doch davon ist jetzt nicht die Rede, Das besprechen wir zu anderer Zeit. Jetzt handelt es sich darum, ob Dir die Feinde Deines Vaterlandes mehr gelten, als die Liebe Deines Oheims. Fürchte Nichts für Deinen Vater und Deine Mutter, ihre Sicherheit werde ich natürlich zuerst im Auge haben, das Uebrige lasse Dich nicht kümmern. Besorge uns eine Tasche mit Lebensmitteln, etwas Wein und Fleisch. Omar wird seine Kräfte anstrengen müssen."

„Du gehst auf meinen Vorschlag nicht ein?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Er ist unsinnig. Flora," fuhr er in drohendem Tone fort, „soll ich etwa das Unerhörte glauben, was Omar argwöhnt? Daß Du ein wärmeres Interesse für die Deutschen hegst — —! Was soll Das?" rief er, sich unterbrechend, mit Bestürzung und Entsetzen.

Flora war einige Schritte rasch zurückgewichen und spannte einen Revolver, den sie in Omar's Gemach ergriffen und zu sich gesteckt. „Einen Schritt, Oheim, eine Drohung, und ich schieße, um Lärm zu machen, damit man Dich ergreift. Bei Gott und der heiligen Jungfrau, ich schieße, Oheim, mag dann werden, was da wolle! Es gilt meines Vaters Leben und Ehre. Dafür bin

ich bereit, mein Lebensglück zu opfern, aber schwörst Du mir den Eid nicht, den ich gefordert, so sollen die Preußen nicht den Unschuldigen für den Schuldigen nehmen!"

Sie sprach die letzten Worte leiser, denn ein Geräusch in der Nähe hinter dem Getäfel ward bemerkbar, aber so entschlossen, so drohend war ihre Haltung, daß der Oberst nicht wagte, sich ihr zu nähern. „Unsinnige!" flüsterte er, „spiele nicht mit der Waffe. Bist Du von Sinnen?"

„Hörst Du die Schritte der Preußen? Ich fürchte Nichts mehr, als daß Du mich betrügst. Deinem Schwur will ich glauben, Gott hört ihn. Du hast es dahin gebracht, daß ich vor dem Aergsten nicht mehr erbebe." Der Oberst knirschte vor Wuth, er sollte sich einem Weibe fügen, einem Kinde, der Tochter des Bruders, der sein Verwalter war! Und doch, es blieb kein anderes Mittel übrig, er zitterte schon, daß eine Ungeschicklichkeit die Explosion veranlassen könne. „Es sei," sagte er, „ich gebe nach, aber ich halte Dich beim Wort, Du wirst Omar's Frau!"

„Ich werde seine Frau an dem Tage, wo die Preußen das Schloß verlassen haben, wenn kein Verrath, kein Ueberfall, den Du verhindern konntest, stattgefunden. Schwöre mir, daß Du meine Bedingung annimmst!"

„Ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf. Sei vorsichtig mit der Waffe!" —

„Habe keine Sorge; Oheim, es ist Deine Sache, mit Omar zu entfliehen. Du würdest Dein Wort brechen, wenn Du hier verweiltest, denn Du hast einen Anschlag für die Nacht verabredet und Du mußt die Ausführung verhindern. Folge mir nicht, ich würde fürchten müssen, daß Du Arges im Sinne hast. Wir dürfen einander nicht eher wiedersehen, als an dem Tage, wo Du ein Recht hast, mich an mein Wort zu erinnern. Merke ich, daß Du das Deine zu umgehen suchst, so weiß ich, was mir zu thun übrig bleibt."

„Geh'" — murmelte der Oberst düster, „ich sehe, wie es steht, und wir werden mit einander reden, wenn die Deutschen verjagt sind. Wehe Dir aber, wenn Du Dein Wort nicht hältst! Geh', das Schloß ist sicher vor jedem Anschlag, den ich verhindern kann. Du hast mir das Wort abgezwungen, Du kannst jetzt triumphiren!"

Flora wollte Etwas antworten, sie fühlte, wie furchtbar bitter dieses Wort, aber sie vermochte es nicht, sie zitterte, er könne ein versöhnliches Wort als Schwäche auslegen, und sie fühlte, daß ihre Kraft am Ende. Rückwärts schreitend, verließ sie die Gallerie, und erst als sie sah, daß ihr der Onkel nicht folge, eilte sie, in die oberen Räume zurückzukehren.

Senden hatte den Kopf geschüttelt, als Holm ihm erzählt, wie der Bruder des Marquis seinen Namen genannt und den Franctireur verhindert habe, ihn zu erwürgen. „Du bringst mich noch dahin, daß ich an Deine Spukgeschichten glaube," rief er, „Deine Gespenster haben Fleisch und Bein! Der Mann trug die Züge Deines Traumbildes? Holm, war Das nicht wieder eine Phantasie Deines kranken Hirns?"

„Mein Anblick schien auf ihn fast denselben Eindruck zu machen. Ich vermuthe jetzt eher die Entwicklung eines Romans, in dem ich eine passive Rolle gespielt, als daß ich noch an den Spuk glaube. Ich begreife freilich nicht, wo es geschehen sein könnte, daß ich diesen Mann in meiner Jugend gesehen, aber jedenfalls verschuldet ein in der Kindheit empfangener Eindruck das Traumgesicht, das mich bis heute verfolgte."

„Du hältst den Marquis und seine Familie für unschuldig?" fragte Senden, das Thema wechselnd; „Du glaubst, daß die Heimlichkeiten nur den Zweck gehabt, zwei Männern die Gefangenschaft zu ersparen?"

„Ich möchte mich dafür verbürgen. Die Leute sind durch die Lügen der Presse ängstlich gemacht, man glaubt wirklich, daß wir Barbaren sind. Ich traue weder dem Marquis noch seinen Angehörigen eine schlechte Handlung zu."

„Wenn ich nicht den Angriff auf Deine Person zu berücksichtigen hätte," erwiederte Senden, den Blick verstohlen auf den Freund heftend, „so möchte ich beinahe den Marquis mit dem Schrecken davonkommen lassen. Schicke ich ihn in's Stabsquartier, so wird er verurtheilt, und Das sollte mir leid thun, wenn der Mann nichts Schlimmeres beabsichtigt hat, als einen Bruder und Neffen nicht in unsere Hände fallen zu lassen."

„Senden," versetzte Holm mit Eifer, „um meinetwillen möchte ich ihn nicht angeklagt sehen. Was kann er dafür, wenn sein Neffe mich hinterrücks anfiel? Sein Bruder hätte mich niederschießen können und hat es unterlassen; ich habe also gewiß Ursache, zu Gunsten des Marquis zu sprechen."

„Um so mehr," entgegnete Senden lächelnd, „als eine sehr schöne junge Dame Deine Fürsprache erwartet."

„Sie warf sich wenigstens zwischen ihren Onkel und mich, als Jener den Revolver hob," versetzte Holm erröthend.

„Wenn diese junge Dame nicht auch entflohen wäre, wenn sie sich für die loyale Haltung ihres Vaters verbürgen wollte, so könnte man Nachsicht üben. — Holm, ich möchte Dir einen Vorschlag machen. Versuche den Vermittler zu spielen. Mache den Leuten klar, daß ich unwiderruflich den Marquis in's Stabsquartier senden muß und daß er dort vor ein Kriegsgericht gestellt wird, wenn man sich nicht dazu bequemt, mir die Möglichkeit zu geben, mildere Maßregeln verantworten zu können. Die Personen, welche Du entdeckt hast, sind noch im Schlosse verborgen, man behauptet, ihr Versteck nicht zu kennen. Erfahre ich bis morgen früh nicht, wie man diese geheimen Gänge auffindet, ohne alle Wände zu durchbrechen, werden mir die Flüchtlinge nicht gestellt, so wandern der Marquis und sein Haushofmeister in's Stabsquartier, und ich muß das Schloß demoliren. Du kannst jedoch den Wink fallen lassen, daß mir Nichts daran liegt, ob die beiden Patrone entwischen, wenn ich mich überzeugt habe, daß sie sich hier nur verborgen und nichts Uebles im Schilde geführt haben. Ich verdenke es wahrlich keinem Franzosen, wenn er seine Landsleute nicht verrathen mag, und noch dazu, wenn es Verwandte sind, die Jemand verbirgt."

Das Antlitz Holm's strahlte; was er nicht gewagt, als Bitte auszusprechen, Das ward ihm angeboten. Die Scheu, das Freundesrecht gegenüber dem Vorgesetzten in dienstlicher Beziehung geltend zu machen, hatte ihn abgehalten, ein Wort zu Gunsten des Marquis zu sprechen, und jetzt gewährte ihm Senden mehr, als er zu hoffen gewagt. Er drückte die Hand des Freundes mit einer Herzlichkeit, welche genugsam verrieth, wie dieser Auftrag seine innigsten Wünsche erfüllte und Hoffnungen in ihm entflammte.

Holm beeilte sich, von der erhaltenen Erlaubniß den schnellsten Gebrauch zu machen. Er begab sich nach der Privatwohnung des Marquis, in der Absicht, die Gemahlin desselben um eine Unterredung bitten zu lassen, als ihm eine Zofe begegnete, welche, wie sie ihm mittheilte, den Auftrag erhalten hatte, den Befehlshaber des Detachements um Gehör für ihre Herrin zu bitten.

„Melden Sie mich," versetzte er; „ich komme im Auftrage des Herrn Lieutenant Senden. Melden Sie den Lieutenant Grafen Holm."

Die Zofe kehrte bald zurück und öffnete ihm das Empfangszimmer.

Die Marquise, welche gestern kalt wie eine Statue dagesessen und ihn keines Blickes gewürdigt, trat ihm jetzt entgegen. „Herr Graf," sagte sie, und das thränenfeuchte Auge der alten Dame schien ihn mit neugierigem Interesse zu mustern, „ich hege den Wunsch, mit dem obersten Offizier des Detachements zu sprechen; wollen Sie die Güte haben, meine Bitte ihm mitzutheilen?"

„Madame, ich würde mich beeilen, Ihrem Befehle zu genügen, wenn der genannte Offizier mich nicht beauftragt hätte, mit Ihnen die Mittel zu besprechen, welche ihn in die Lage setzen können, das Ihrem Gemahl drohende Unglück abzuwenden."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sedan-Feier in der Gletscher-Region.

Wohl noch keine Feier ist auf einem so reizenden Punkte der österr. Hochalpen abgehalten worden, wie die Enthüllung der Gedenktafel am 1. September dieses Jahres für den bei Sedan gefallenen, um sein deutsches Vaterland und um die Durchforschung der Alpen so hochverdienten Karl Hofmann, Rechtspraktikant und Landwehr-Lieutenant im k. bayerischen sechsten Landwehr-Bataillon aus München. Hier auf der Franz-Josephshöhe, im Angesichte des mächtig emporragenden Glocknerkammes, hier in der Region des ewigen Schnees, mit der Aussicht über das weite Eismeer des Pasterzengletschers, welcher seinen Abschluß in dem prächtigen Eisdome des Johannisberges findet, hier nun auf dem herrlichsten der Aussichtspunkte ragt knapp am Wege ein mächtiger Steinblock empor, welcher die Gedenktafel — an jenem Morgen dem Beschauer durch einen Vorhang verhüllt — umschließt. Reich mit Alpenblumen verzierte Laubgewinde umschlossen geschmackvoll das von einem Lorbeerkranz umgebene Bildniß des Gefeierten. Von dem Lorbeerkranze flatterten blau-weiße Bänder mit der goldenen Inschrift: „Dem begeisterten Alpenfreunde Karl Hofmann, dem heldenmüthigen Vertheidiger seines Vaterlandes". Ueber diesem waren Fahnen in den bayerischen, Kärnthner und österreichischen Reichsfarben angebracht. Lange vor der gegebenen Stunde war der größte Theil der Festtheilnehmer auf der Franz-Josephshöhe um den Gedenkstein versammelt. Touristen aus allen Weltgegenden fanden sich hier zusammen. Die Sektion Lienz des Deutschen Alpenvereins sendete nicht weniger als zwanzig Mitglieder, auch mehrere Damen hatten den weiten Weg

nicht gescheut und verliehen diesem Feste einen weiteren Reiz. Die Söhne Albions, kenntlich theils an ihrer Physiognomie, theils an ihren exklusiv grauen Reisekleidern oder weißen Flanellanzügen, fehlten auch nicht. Dazwischen standen die Kalser, an ihren hohen Gestalten und den Spitzhüten sofort zu erkennen, während die Heiligenbluter Führer im Hintergrunde versammelt waren. Ueber dieses bunte, lebendige Bild spannte nun der Himmel sein schönstes Blau, und die Sonne lachte wärmespendend hernieder. Da krachte ein Böllerschuß. Es erschienen jetzt die beiden Brüder Karl Hofmann's und mit ihnen die beiden treuesten Freunde des Verewigten, Herr von Wiedemann, königlich bayerischer Oberlieutenant und Ritter des Max-Josephs-Ordens, aus München, und Herr Johann Stüdl aus Prag. Nun begann es in allen Gruppen der Anwesenden lebendig zu werden, es langte auch die letzte Partie der heutigen Glocknerbesteiger mit ihren Kalser Führern an, und bald verkündeten weithin dröhnende Böllersalven den Beginn der Feier. Herr Eduard Richter, Mitglied der Sektion Wien des Deutschen Alpenvereins, eröffnete dieselbe durch eine Rede, in welcher er des Schaffens und Wirkens Hofmann's, seiner Leistungen auf alpinem Gebiete, seiner herrlichen Eigenschaften gedachte und hervorhob, in wie vieler Hinsicht der Name Karl Hofmann es verdiene, der Nachwelt aufbewahrt zu werden als ein leuchtendes Beispiel der reinsten Liebe zu den Alpen, als Vorbild der edelsten Vaterlandsliebe. Nachdem der Redner begründet hatte, warum gerade dieser Ort gewählt wurde zur Ausstellung der Tafel, fiel der Vorhang unter dem Krachen der Böller, und eine weiße Marmortafel ward sichtbar, auf welcher in schwarzen Lettern folgende Inschrift zu lesen ist:

Dem
Andenken
an
Karl Hofmann,
den begeisterten, unermüdlichen Alpenforscher,
den pflichtgetreuen, heldenmüthigen Kämpfer
für Deutschlands Ehre und Einigung,
geb. zu München am 26. Okt. 1847,
gefallen in der Schlacht bei Sedan,
gest. zu Bazeilles am 3. Sept. 1870.
Errichtet
von seinen Freunden und Verehrern
1871.

Nachdem noch mehrere Reden gehalten worden, sprach zum Schlusse der älteste Bruder des Verstorbenen im Namen der Familie Hofmann allen Festtheilnehmern den Dank aus. Böllersalven verkündeten das Ende der Feier, und die Festtheilnehmer begannen ihren Rückmarsch anzutreten.

Mannigfaltiges.

Der berühmte Teller wurde einst von dem Prinzen Xaver von Sachsen gefragt, ob er Familie habe. „O ja," antwortete Teller, „Das wäre eine schlechte Wirthschaft, in der sich nicht wenigstens ein halbes Dutzend Tellerchen vorfände."

Der Traum der Heimath.

Wem stahl sich nicht ein schmerzlich süßer Traum,
Der Traum der Heimath, schon in's Herz hinein,
Wenn er, entfernt von diesem theuern Raum,
Ein Fremdling mußt' im fremden Lande sein?

Glänzt schöner anderswo das Sonnenlicht,
Wiegt uns die Barke leicht auf Wellenschaum,
So strahlt uns doch ein lieblich mildres Licht
Noch in der Heimath wunderbarem Traum.

Fragt doch den Schiffer, den sein Fahrzeug trägt
Hin zu des Weltmeers fernbegrenztem Saum,
Was tief so oft die starke Brust bewegt
Bei Sternenlicht? Es ist der Heimath Traum.

Er ist es, der den fernen Freund ihm bringt,
Das Elternhaus mit seinem Fliederbaum,
Was ihn auf Erden fest und hold umschlingt.
O schöner, glückerfüllter Heimath-Traum!

Räthsel.

Es sind acht Zeichen, die, zusammen
Gestellt, dir sagen, wer ich bin.
Ich schleud're mit des Blitzes Flammen
Zerstörung in die Ferne hin.
Wie Donner thut es rings sich kund,
Spricht zornentbrannt mein schwarzer Mund. —
Nimm mir zwei Zeichen, nah' am Ende,
So ist die Sehnsucht groß nach mir;
Mich schaffen kunstgeübte Hände
Zu einer hübschen Frauenzier.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 118. Freitag, 6. Oktober 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Es war, als ob ein Sonnenstrahl in das trübe, gramgefurchte Antlitz der Dame gefallen, so verklärten sich die Züge. „Wie?“ fragte sie, halb noch zögernd, halb in froher Hoffnung jauchzend, „von dieser Seite käme man meiner Herzensangst so vielversprechend entgegen?“

„Madame, wir wollen hier Nichts, als die Position einnehmen, die wir Befehl haben, zu halten, und uns davor schützen, durch Verrath der Schloßbewohner überfallen zu werden; einen offenen Angriff von Außen scheuen wir nicht. Wir sind im Kriege und wissen, daß das Land uns feindlich gesinnt ist; wir können daher Niemanden trauen. Die Ereignisse der vorigen Nacht, die Entdeckung, daß Personen hier im Schlosse heimlich sich verborgen, der Argwohn, daß durch geheime Zugänge, die das Schloß besitzt, ein verrätherischer Ueberfall uns bedrohen kann, zwingen den Lieutenant Senden, den Besitzer des Schlosses als Geisel in's Stabsquartier zu senden, und die Gründe, welche er für diese Verhaftung angeben muß, würden den Marquis vor's Kriegsgericht bringen. Der Lieutenant Senden ist jedoch ein Mann, der auch den Leidenschaften und Gefühlen Derer, die uns als Feinde gegenüberstehen, Rechnung trägt und es für unedel halten würde, die ihm zustehende Macht mit Härte auszuüben und auf einen noch nicht erwiesenen Verdacht hin Jemand unglücklich zu machen. Madame, es handelt sich für uns weniger darum, die hier verborgenen Personen zu ergreifen — wir haben der Gefangenen mehr als zu viel — noch darum, sie zu verfolgen, weil sie ihr Vaterland gegen uns vertheidigt. Nein, wir wollen nur Dessen sicher sein, daß hier im Schlosse kein Verrath gesponnen werden kann, und Herr Lieutenant Senden fordert daher, daß ihm vor Allem die geheimen Schlupfwinkel, Gänge und Ausgänge des Schlosses gezeigt werden, daß man ihm die hier verborgenen Personen vorführt und ihm so die Ueberzeugung gibt, daß man auch uns gegenüber Vertrauen und Loyalität zeigen will. Wird er in dieser Weise zufriedengestellt, so kann ich Ihnen versprechen, daß Sie das in uns gesetzte Vertrauen nicht bereuen sollen, daß den hier verborgenen Personen, wenn sie Ihre Verwandten sind und nur eine Zuflucht hier gesucht haben, nicht einmal strenge Ueberwachung zu Theil werden wird.“

Die Marquise hatte sich, während er sprach, mehrmals nach der Thüre umgeschaut, als erwarte sie Jemand; ihr Antlitz verrieth, wie sie sich froher Zuversicht hingab. „Herr Graf,“ versetzte sie, während jetzt endlich die Thüre sich öffnete und zu Holm's freudiger Ueberraschung Flora auf der Schwelle erschien, „der Himmel vergelte es Ihnen, wenn Sie wirklich in so schonender Weise die Macht, welche Ihnen das Kriegsglück verliehen, ausüben wollen. Meine Tochter kann Ihnen nähere Aufschlüsse geben; mein Gatte und sein Haushofmeister sind unschuldig verhaftet, und ich hoffe, Sie werden die Jugend meiner Tochter berücksichtigen und ihr nicht mit dem Kriegsgericht drohen, wenn Sie hören, daß sie aus Theilnahme für geliebte Verwandte die militärischen Vorschriften, die Ihr Oberoffizier getroffen, nicht beachtet.“

„Madame, Sie haben gewiß nicht zu fürchten, daß wir edle Gefühle bei einer so schönen Feindin verkennen.“

„Herr Graf,“ nahm Flora das Wort, und eine leichte Röthe bedeckte einen Moment das

bleiche Antlitz, „ich habe die Erklärung gehört, die Sie meiner Mutter gegeben. Ich sagte Ihnen schon heute Morgen, daß ich die einzig Schuldige sei. Die Pflicht der Dankbarkeit und natürliches Interesse veranlaßten mich, auf meine Gefahr ein Wagniß zu unternehmen, welches meinem Vater untersagt war, da er für sich und seine Diener sein Wort verpfändet, Nichts gegen Sie zu unternehmen. Ich will Ihnen jetzt die volle Wahrheit bekennen, denn ich hege das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mein Geständniß nicht mißbrauchen werden. Mein Oheim und dessen Sohn haben gegen Ihre Truppen gefochten, das Unglück unserer Waffen hat sie sehr erbittert, und weil ich die Besorgniß hegte, daß sie das Wort meines Vaters für sich nicht bindend halten und eine Intrigue anspinnen könnten, deren Zweck ein Ueberfall, drängte ich dahin, daß Beide das Schloß verließen, obwohl sie dadurch leicht der Entdeckung ausgesetzt waren. Der Zustand meines Vetters war gestern noch so, daß er das Schloß nicht verlassen konnte, ich wagte mich gestern Nacht mit meinem Oheim hinaus, ich führte ihn, da ich alle Gänge des Schlosses kenne. Es sollte die Verabredung getroffen werden, wie wir heute Nacht meinen verwundeten Vetter fortschaffen könnten. Ich bekenne Ihnen offen, daß der Argwohn, mein Oheim könne noch andere Verabredungen treffen, Verabredungen, deren Natur Sie errathen werden, mich sehr beunruhigte; ich durfte Ihnen Nichts entdecken, als Sie mich baten, Ihnen Vertrauen zu schenken; jetzt erinnere ich Sie an Ihr Versprechen, mir helfen zu wollen. Haben Sie Vertrauen zu mir, daß ich loyal denke! Ist es wahr, daß Ihnen Nichts an den Flüchtigen, sondern nur Alles an der Sicherheit des Detachements liegt, so erfüllen Sie mir eine Bitte!"

„Wenn die Erfüllung in meinen Kräften liegt, mit Freuden."

„Lassen Sie um sechs Uhr die Außenposten einziehen!"

„Mein Fräulein —"

„Hören Sie zuerst meine Gründe und mein Versprechen. Mein Oheim ist ein Ehrenmann, der nie sein Wort gebrochen. Er hat mir feierlich gelobt, wenn es ihm glücke, aus dem Schlosse zu entkommen, will er nicht nur jedem Anschlag auf dasselbe entsagen, sondern auch einen solchen von anderer Seite verhindern, so weit er es vermag. Sie werden also beinahe völlige Sicherheit sich durch diese Nachsicht erkaufen. Ich werde Ihnen zu derselben Zeit alle Schlupfwinkel, alle geheimen Zugänge des Schlosses zeigen und verspreche ferner, darüber, daß kein Verräther sich hier einschleicht, zu wachen, als wären Sie unsere Bundesgenossen, nicht unsere Gegner. Andernfalls würde ich, wenn Sie meine Bitte nicht erfüllen, abwarten müssen, ob meinen Verwandten die Flucht glückt, aber nicht das Recht und die Pflicht besitzen, Ihnen dankbar zu sein."

„Gnädiges Fräulein, die Versuchung, Ihnen zu willfahren, ist im Kampfe gegen meine Pflicht. Gestatten Sie mir, dem Lieutenant Senden Ihren Wunsch vorzutragen; er ist mir innig befreundet, er denkt wie ich, er aber allein vermag es, die Posten einzuziehen."

„Und wenn er Dies verweigert, habe ich meinen Oheim verrathen. Nein, ich will keinen Dritten im Vertrauen, ich dachte — ich hoffte — Sie —" Flora stockte, sie las es in seinen strahlenden Blicken, daß sie schon zu viel verrathen.

Umsonst bestürmte er sie mit Bitten, erklärte ihr, wie Senden ihm gewiß nachgeben werde. „Nein," rief sie, „so mag denn das Schicksal walten! Vielleicht gelingt es meinem Oheim, trotz Ihrer Wachen zu entkommen, denn ich hoffe, Sie werden nicht auch mein Vertrauen mißbrauchen und Ihrem Freunde verrathen, was ich nur Ihnen anvertraut!"

„Bauen Sie auf mich," erwiederte er in einem Tone, der an ihr Herz schlagen mußte; „aber wenn Sie meinen Rath verschmähen, so schicken Sie mich nicht fort, vielleicht kann ich Ihnen dennoch nützen, ohne eine Pflicht allzu grob zu verletzen. Sie werden jedenfalls dem Orte nahe sein, wo Gefahr für die Ihren zu befürchten ist; gestatten Sie mir, Sie zu begleiten, ich kann ein größeres Unglück, als die Verhaftung der Ihren wäre, verhüten."

Flora mochte aus diesem Entgegenkommen und mehr noch aus dem Tone seiner Stimme entnehmen, wie viel ihm daran lag, ihr seine Ergebenheit zu beweisen, und nach kurzem Besinnen, nachdem sie einen vielsagenden Blick mit ihrer Mutter gewechselt, erwiederte sie: „Herr Graf, im vollen Vertrauen auf Ihre Loyalität nehme ich Ihr Anerbieten an. Ich werde kurz vor sechs Uhr an der Mittelthüre des Schlosses sein und dort Ihrer harren."

Holm fühlte, daß er entlassen sei, daß sie vermuthlich noch eine Verabredung treffen wolle, und empfahl sich, froh erregt von dem Gefühl, daß das Eis gebrochen zwischen ihm und ihr.

Holm war sich Dessen klar, daß eine entscheidende Krisis nahe, als er Flora erwartete. Sie

Digitized by Google

vertraute ihm nicht umsonst, sie hegte jedenfalls die leise Hoffnung, daß er sich entweder hinreißen lassen werde, ihr zu helfen bei dem heimlichen Beginnen, oder daß er sich absichtlich dupiren lassen werde. Halb und halb hatte Senden ihn verleitet, wenn er es wagte, ein Auge zuzudrücken: hatte doch derselbe angedeutet, er werde der Flucht der beiden Männer, wenn sie sonst ungefährlich seien, kein Hinderniß in den Weg stellen. Mit einiger Sophistik konnte Holm sich sagen, daß es genüge, wenn er sich davon überzeugt, daß die beiden Männer ungefährlich seien, oder wenn er sich für dieselben verbürge. Ihm genügte das Wort Flora's, er hätte darauf den Kopf verwettet, daß sie kein falsches Wort gesprochen, daß ihre Absicht lauter wie Gold. Und in ihrem Auge hatte er zu lesen geglaubt, warum er ihr trauen dürfe. Würde sie ihm ihr Vertrauen geschenkt, würde sie ihm gestattet haben, sie hier zu erwarten, wenn sie ihm nicht verziehen, daß er ein Feind Frankreichs; wenn sie nicht gesonnen, einen Unterschied zu machen zwischen dem Manne, der ihr Herz suchte, und dem Offizier, den der Zufall als feindliche Einquartierung in's Schloß gebracht?

Die Thüre ging leise, in einen schwarzen wollenen Mantel eingehüllt, erschien Flora in demselben Aufzuge, in dem er sie gestern gesehen, als er den Revolver auf sie gerichtet. Die Kapuze war über den Kopf geschlagen, er konnte nur wenig von ihrem Antlitz sehen. „Folgen Sie mir," sagte sie leise und schlug den Weg nach dem Eisbehältniß ein. „Sind Posten auf den Terrassen ausgestellt?"

„Seit gestern. Auch der Ausgang des Kellers wird beobachtet."

„Herr Graf, die Wunde, welche ich Ihnen verdanke, ist noch nicht vernarbt. Sie schmerzt. Ich möchte mir Eis aus dem Keller holen."

„Sie wählen ein grausames Mittel, mich zu zwingen, Ihrem Willen nachzugeben. Ich wäre glücklicher gewesen, hätten Sie mir freundliche Worte gegeben und Ihre Macht über mich geprüft. Ist diese Thüre offen?"

Sie standen vor dem Eisbehälter. „Sie wird sich öffnen, sobald Sie Sich entfernen und die Neugier jenes Soldaten von hier ablenken."

„Ich verstehe; aber der Weg von hier bis zur obersten Terrasse ist weit. Auch oben steht ein Posten."

„Ich erbitte Nichts weiter, als daß Sie mit diesem Soldaten reden, daß Sie ihn verhindern, zu schießen. Nehmen Sie dies Tuch, es mahnt Sie an ein Versprechen!"

Holm nahm das Tuch, es war mit ihrem Blute benetzt; er hatte ihr gesagt, sie könne Alles von ihm fordern, wenn sie ihm dieses Tuch bringe. Er schritt auf den Posten zu und befahl ihm, in's Schloß zu gehen und dem Premierlieutenant Senden zu melden, er ließe ihn bitten, hierher zu kommen, er habe Wichtiges zu entdecken.

Als der Posten sich entfernt, schaute Holm sich um. Zwei Gestalten schlüpften aus der geöffneten Thüre des Kellers dem Gitter des Schloßgartens zu, sie waren in schwarze Mäntel gehüllt, sie verschwanden in der Dunkelheit. Sein Herz bebte in banger, zitternder Erwartung. Er hatte die Flucht begünstigt, er bebte, daß er umsonst Flora dies Opfer gebracht, jeden Augenblick konnte das Krachen eines Schusses verrathen, daß die Flüchtigen entdeckt seien.

Alles blieb ruhig. Er eilte hin, zu sehen, wo Flora weile. Da stand sie — angelehnt an die Thüre des Eiskellers, regungslos lauschend. „Haben Sie Dank," flüsterte sie, „es ist gelungen!"

„Noch können sie nicht aus dem Garten sein."

„Sie sind schon draußen. Das Gitter hat dort lose Stäbe; nun helfe ihnen Gott weiter. Herr Graf, Sie haben mir einen Dienst erwiesen, den ich Ihnen nie vergessen werde. Glauben Sie mir, daß nur eine heilige Pflicht mich veranlassen konnte, von Ihnen zu erbitten, daß Sie um meinetwillen Ihre Pflicht verletzten. Es galt, die Ehre und das Leben meines Vaters zu retten, der unschuldig gefangen und angeklagt ist. Aber glauben Sie nicht, daß ich Ihre Güte angenommen hätte, wenn ich nicht selbst ein schweres Opfer gebracht hätte. Ich habe für das Versprechen, daß mein Oheim auf einen Ueberfall des Schlosses verzichtet, meine Freiheit verkauft. Sagen Sie Ihrem Vorgesetzten, daß Ihre That vielleicht sein Leben und das Ihrer Soldaten gerettet, denn Beides war in Gefahr. Jetzt haben Sie Nichts mehr zu fürchten, mein Vater duldet keinen Verrath und mein Oheim ist durch sein Wort gebunden, jeden Anschlag zu unterlassen."

Holm beachtete ihre Worte kaum, ihm klang nur das Wort durch die Seele: ich habe meine Freiheit verkauft! Er bebte, daß er den Sinn dieser Worte errathe, und er zitterte, eine Frage zu thun. —

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Gefangenen auf den Pontons.

Paris, 24. Sept.

Ein Korrespondent des Siècle schildert die Nothlage der Kommune-Gefangenen auf den Pontons von Lorient und Brest in folgender Weise:

„Ich war der naiven Ansicht, auf den Pontons gebe es, je nach dem Schuldgrade der Einzelnen, mehrere Kategorieen von Gefangenen. Ich sollte mich mit eigenen Augen überzeugen, daß dem nicht so ist. Sie sind sämmtlich bunt durch einander, 200 an Zahl, in der nämlichen Batterie, und da es zwei Batterien gibt, so enthält jeder Ponton 400 dieser Unglücklichen, die, dicht an einander gepreßt, dieselbe dumpfe Luft athmen. Ihre Nahrung besteht, mit Ausnahme des Sonntags, an dem sie etwas Fleisch erhalten, täglich aus einem Suppenbrei von Brod und Gemüse. Die ausnahmsweise Fleischration konnte erst auf ausdrückliches Begehren der Aerzte erwirkt werden. Wein ist förmlich verbannt; wenn ein Matrose so barmherzig wäre, die geringste Quantität einzuschmuggeln, so bekommt er mit Dem, den er auf diese Weise unterstützt, zwei Monate Eisen. Nur das salzige Bordwasser ist gestattet. Man kann sich denken, daß eine solche Nahrung der Gesundheit des Pariser Arbeiters, der von Kindheit an Fleisch und Wein gewöhnt ist, nicht zuträglich sein kann. Das Nachtlager läßt gleichfalls Alles zu wünschen übrig, da die Hängematten nicht in ausreichender Anzahl vorhanden sind. Der Gefangene hat nur jede zweite Nacht auf eine Rast in der Hängematte Anspruch; die andere Nacht muß er auf dem nackten Boden ohne irgend eine Bedeckung zubringen, und Das ist hart und peinlich in dieser Jahreszeit. Es ginge allenfalls noch an, wenn die Gefangenen mit wärmeren Kleidern versehen wären; sie stecken aber zumeist in Sommerkleidern und in eigentlichen Lumpen. Es ist ein Gebot der Menschlichkeit, daß diesem Zustande ein Ende gemacht werde.

Die Gefangenen können in der Batterie frei zirkuliren; nur zu einigen Orten ist ihnen der Zutritt versagt. An den beiden Enden des Saalraumes sind zwei geladene Berggeschütze aufgestellt, die mit Posten besetzt sind, welche gleichfalls scharf geladen haben; bei dem geringsten Anzeichen von Rebellion haben diese Befehl, Feuer zu geben. Bis jetzt war nicht der Anlaß vorhanden, diesen Befehl zu vollziehen.

Die Gefangenen können unter einander konversiren, aber ohne Geräusch; doch ist ihnen ausdrücklich verboten, den Kopf durch die Stückpforten zu stecken. Bei der ersten Uebertretung werden sie vierzehn Tage, im Wiederholungsfalle zwei Monate in Eisen gelegt. Um 6 Uhr Abends wird durch einen Kanonenschuß das Signal zum Schlafengehen gegeben. Von da hat die Konversation bei sonstiger strengster Strafe aufzuhören. Die Stückpforten werden geschlossen, was für Wetter auch immer sei. Das gibt beiläufig eine Idee von den Leiden, welche diese Unglücklichen während der letzten heißen Monate ausgestanden haben.

Die Gefangenen dürfen nur ein Mal des Tages in Gruppen von zehn Mann auf das Verdeck gehen; diese Erlaubniß dauert aber für Jeden nur eine halbe Stunde. Einige benützen diese Galgenfrist, um ihre Wäsche zu säubern. Den übrigen Tag verbringen sie in der Batterie, die sie unter keinem Vorwande und nur auf Befehl des Kommandanten verlassen dürfen. Hier haben sie zur Beschäftigung Tinte, Federn und Papier, in der letzten Zeit auch Bücher. Ich habe mir die Titel einiger Bücher angesehen und las: „Robinson Crusoe“, einen Abriß der Geschichte Frankreichs, die Geschichte des Bagno von Toulon, die Geschichte von Cayenne. Eine solche Lektüre kann wenig erheiternd für die Gefangenen sein.

Lebensphilosophie.

Das Glück liegt im Geschmack, nicht in der Sache, und der Besitz Dessen, was man selbst gern hat, nicht Dessen, das Andere gern haben, macht glücklich.

Logogryph.

Wir sollen es an jedem uns'rer Tage,
Bis, wenn ein Zeichen man in diesem Wort
Versetzet, wir es müssen, ohne Frage;
Dann können's And're, fällt der Anfang fort.

Auflösung des Räthsels in № 117:

Haubitze — Haube.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Montag, 9. Oktober 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Das Hinzutreten Senden's machte auch die Fortsetzung des Gesprächs unmöglich, aber Holm ergriff die Gelegenheit, Flora wissen zu lassen, warum er ihrer Bitte nicht widerstanden. „Ich melde mich als Arrestant," sagte er, „ich habe den Oheim und Vetter dieser Dame entfliehen lassen, weil ich Verwandte Derjenigen nicht verhaften mochte, der ich Herz und Hand bieten würde, wenn ich hoffen könnte, Erhörung zu finden. Fräulein von Brin-Hilaire bürgt dafür, daß uns kein verrätherischer Anschlag hier im Schlosse bedrohen soll."

„Ich wünsche Dir Glück," versetzte Senden, „daß Du Gefangener einer so schönen Dame bist; die Bürgschaft der Braut eines Offiziers gilt mir für alle ihre Verwandte."

„Der Braut — Sie irren Sich," rief Flora, alle ihre Kräfte zusammenraffend — „nein, der Mann, dem ich meine Hand versprochen, dankt dem Grafen Holm das Leben und die Freiheit!"

Senden starrte Holm fragend an, der junge Mann stand da, wie vom Blitze getroffen, aber das Krachen von Flintenschüssen auf der oberen Terrasse unterbrach jede Erörterung. Die Offiziere zogen die Degen, die Wache trat heraus, und Holm hatte nur ein Wort, einen Blick der Verachtung für Flora!

Das Schießen im Walde war so lebhaft, daß Senden eine Sektion hinaussandte, die beiden Doppelposten zu verstärken. Holm folgte mit dem Soutien, während Senden die Besetzung des Dorfes anordnete. Das Schießen verstummte nach wenigen Minuten. Eine Bande Franctireurs hatte sich der oberen Terrasse, auf der gestern kein Posten gestanden, unvorsichtig genähert und sich zurückgezogen, als Holm mit der Verstärkung nahte.

Eine Stunde später und der Lieutenant Wilhelmi schickte von der Bahnstation einen Gefangenen nach dem Schlosse. Er ließ melden, daß er Patrouillen ausgeschickt, als er das Schießen auf dem Schloßberge gehört, eine Bande Franctireurs habe sich ostwärts abgezogen, der Gefangene sei von seinen Patrouillen ergriffen worden.

Senden ließ den Gefangenen vorführen. Derselbe war verwundet, aber er schaute trotzig drein; die Züge dieses Antlitzes schienen Holm nicht fremd. „Sie wollten das Schloß überfallen?" forschte Senden; „Sie hatten Einverständnisse hier, Sie wurden erwartet?"

„Ich gebe keine Rechenschaft über die Pläne meiner Genossen," versetzte der Franctireur. „Wir greifen den Feind an, wo wir ihn finden."

„Sie werden Sich vor Allem darüber auszuweisen haben, ob Sie zu einer regelrechten Truppe gehören. Doch Sie sind verwundet, man rufe den Arzt."

Der Gefangene ward in ein Zimmer gebracht, wo man einen Soldaten gebettet, der soeben verwundet worden. Der Arzt verband ihn und erklärte, die Wunde sei schwer, der Gefangene bedürfe der Pflege, nicht der Bewachung.

Senden befahl, daß für ihn Sorge getragen und eine Zofe des Schlosses zur Pflege bestellt werde. Wenige Minuten später und Flora drängte sich in's Krankenzimmer, ein Angstschrei entglitt ihrer Brust: „Mein Bruder!"

„Aha!" sagte Senden zu Holm, als er erfahren, wer der Gefangene sei, „das Einverständniß mit den Schloßbewohnern liegt jetzt klar am Tage, der Oheim hier verborgen, der Bruder draußen, — Du hast ein paar gefährliche Bursche entwischen lassen!"

Holm schüttelte den Kopf, er ging in's Krankenzimmer, nach einer halben Stunde kehrte er zurück. Sein Antlitz war bleich. „Ich hatte ihr doch Unrecht gethan," sagte er, „der Anschlag war verabredet, sie hat ihn vereitelt und ihren Oheim zur Flucht veranlaßt. Zitternd für des Vaters Leben und Ehre hat sie ihre Hand zum Preis dafür geboten, daß der Oheim auf seinen Plan verzichtet; sie hat mir Alles gestanden, prüfe selbst, und Du wirst dem alten Marquis vergönnen, mit ihr den Kranken zu pflegen!"

Mit überwallendem Gefühl schilderte Holm jetzt dem Freunde, wie Flora ihm ihr ganzes Herz ausgeschüttet und zu ihm gesprochen, wie zu einem Bruder. Ja, sie hatte ihm gestanden, daß er ihr theuer geworden und daß sein Blick der Verachtung sie tief geschmerzt. Sie hatte ihm die Lage ihres Vaters dem Oheim gegenüber enthüllt, den Zwist der Beiden geschildert, um darzuthun, wie ihr Vater abhängig gewesen, und warum sie das schwerste Opfer nicht gescheut, die Ehre, das Leben des Vaters zu retten. „Es ist klar," schloß Holm, „daß ein Anschlag verabredet gewesen für diese Nacht und daß der Bruder des Marquis jenen vom Bruder Flora's geführten Trupp auf verborgenem Wege in's Schloß führen wollte. Durch seine Flucht beweist er, daß er den Anschlag aufgegeben, und Das danken wir Flora. Wäre sie nicht dem Oheim entgegengetreten, hätte sie seine Flucht nicht möglich zu machen gesucht, wir hätten uns heute arglos zur Ruhe begeben und wären in der Nacht überfallen worden. Sie hat mir angegeben, wo die geheimen Ausgänge des Schlosses sind, ich habe die Posten darauf instruirt, dieselben im Auge zu haben, aber ich glaube fast, wir können ihr vertrauen."

„Und die geheimen Schlupfwinkel des Schlosses? Wer bürgt uns dafür, daß Niemand dort schon versteckt, daß Flora selber nicht getäuscht wird?"

„Sie hat mir gezeigt, wie man die geheimen Thüren zu den Gallerieen findet. Immer da, wo, wie hier, im Getäfel eine Rosette am Kreuz der Linien ist, und zwar die dritte vom Ofen rechts. Hier also!" — rief Holm und drückte an einer Rosette. Eine Thüre sprang auf und mit nicht geringer Bestürzung erkannte Senden, wie drohend die Gefahr gewesen: ein Gang führte hinter der Wand seines Schlafzimmers fort, er hätte bei einem Ueberfall nicht Zeit gehabt, zum Revolver zu greifen!

~~~~~~~

Eine Woche ist seit den im vorigen Kapitel geschilderten Ereignissen vergangen. Die Sicherheit der Etappenstraße ist nicht gestört worden, allen eingegangenen Nachrichten zufolge haben sich die Franctireursbanden völlig aus dieser Gegend fortgezogen, dagegen hat die Feldpost die Kunde von harten Kämpfen in der Nähe von Belfort gebracht, wo die Werder'sche Heldenschaar den wüthenden Anprall eines übermächtigen Feindes ruhmvoll zurückgewiesen.

Ein inniges Verhältniß, gegründet auf gegenseitige Achtung, herrscht zwischen Einquartierung und Wirth auf Brin-le-Duc. Die Sorgfalt, welche von Seiten des preußischen Arztes dem verwundeten Sohne des Hauses gespendet wird, trägt nicht wenig dazu bei, das letzte Vorurtheil schwinden zu lassen, das die Familie des Marquis gegen die so arg verleumdeten Feinde gehegt, und bei näherer Bekanntschaft, bei der steten Berührung haben der Marquis, Senden und Holm einander achten und schätzen gelernt. Die schonende Art, mit welcher die Offiziere die Tagesereignisse berühren, die Gründe der Niederlage Frankreichs erörtern, überzeugt den Marquis besser von der Ueberlegenheit der Gegner Frankreichs, als die Aufzählung der Siege; er lernt begreifen, wie ein großartiges Lügensystem bisher die Erfolge des Siegers geschmälert, daß man in des Gegners Reihen Frankreich nicht mehr fürchtete, sondern die Verblendung, mit der es den Widerstand fortsetzte, bemitleidete.

Holm und Flora wichen einander aus; Beide fühlten, daß der Marschbefehl für das Detachement das Beste, wenn auch das Härteste wäre, das sie jetzt noch treffen könnte. Heute aber sucht Holm sie auf. Er ist seltsam bewegt. Er hat Briefe aus der Heimath erhalten. Kurz nach dem Eintreffen in Brin-le-Duc hatte Holm an seine Mutter geschrieben und dringlich um Nachricht gebeten; die Antwort erfolgte jetzt. „Ich glaube," schrieb die Mutter, „daß es kein Zufall, sondern höhere Fügung ist, welche Dich in das Schloß des Marquis von Brin-Hilaire geführt, als Sieger in das Haus des Besiegten. Des Herren Wege sind wunderbar; unter den Abertausenden, welche Frankreich besetzen, mußt Du gerade das Schloß eines Mannes erobern, der bei Deinem Anblick fühlen wird, wie die Geißel, die über sein Vaterland geschwungen wird, auch von ihm verdient worden, daß die zürnende Gerechtigkeit früher oder später Jeden ereilt!

„Ich ersehe es aus der Unruhe, welche sich in Deinen Zeilen wiederspiegelt, daß Deine
~~~~~~~

träumerische Natur, die stets zu Ahnungen geneigt gewesen, auch jetzt in wunderbarer Weise das Gefühl gespannter Erwartung verräth. Ich sende Dir die Papiere, welche Dein Vater mit der Bestimmung hinterlassen, daß Du erst nach Erlangung der Volljährigkeit Kenntniß davon nimmst; er traf diese Anordnung aus besonderer Rücksicht für Deine leicht erregbare Natur und ahnte wohl nicht, daß Du diese Siegel in dem eroberten Schlosse Brin-Hilaire öffnen solltest!

„Ich brauche Dir wohl nicht vorzustellen, mein Sohn, daß es ein Fingerzeig des Himmels ist, der Dich an das Wort des Herren: Die Rache ist mein, ich will vergelten! erinnern soll, wenn die Fügung Dich in diesem Augenblicke als Sieger dem Gedemüthigten gegenüberstellt, und daß es Dir unter solchen Verhältnissen leichter werden wird, dem Beispiele christlicher Denkungsweise Deines Vaters zu folgen, als der Leidenschaft Gehör zu geben. Vergiß nicht, daß mein Herz an Dir hängt, daß Du die Stütze meines Alters bist und daß Dein Leben dem Vaterlande gehört. Ich habe Dich mit unsäglichem Schmerz, aber doch auch mit freudigem Stolze in den Kampf ziehen sehen, ich würde nur Bitteres empfinden, wenn Du Dein Leben auf das Spiel setzen könntest in einem Duell. Wäre der Marquis fähig, Dich zu einem Zweikampf zu reizen, so ist er noch verächtlicher, als ich ihn mir denke, und zu erbärmlich, als daß es Dir ziemte, Dein Blut gegen das seine zu wagen; bereut er aber, was er gethan, so lasse das Vergangene ruhen und sage ihm, daß Dein Vater sterbend allen seinen Feinden als Christ vergeben und daß ich mich bemühe, Geschehenes zu vergessen."

Der ganze Brief verrieth, daß er im Kampf verschiedener Gefühle geschrieben, in Sorge und Angst und in dem Bemühen, alten Groll niederzukämpfen. Mit brennender Neugier durchflog Holm die Papiere, deren Inhalt ihm das Geheimniß enthüllen sollte, und da wir sie hier, des Raumes wegen, nicht mittheilen können, geben wir den Auszug der Thatsachen in kurzen Zügen.

Der Marquis Emil von Brin-Hilaire hatte auf einer Reise durch Deutschland längere Zeit in W. gelebt und, von glühender Leidenschaft für die schöne Tochter des Barons Kroff ergriffen, sich um die Hand derselben beworben. Seine Neigung ward nicht erwiedert, aber die junge Dame hatte auch keine Ursache zu besonderem Widerwillen, und er konnte sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß die glänzende Stellung, welche er seiner Gemahlin als reicher und vornehmer Herr bieten könne, schließlich bestechend auf die Entschlüsse Anna's wirken werde, als ein böser Zufall, oder, wie er glaubte, ein tückischer Streich, den Widerwillen Anna's gegen seine Person erweckte. Bei einem Souper wurde stark gezecht, der Marquis war übler Laune, Anna hatte beim vorhergehenden Tanze einem Grafen Holm vor ihm den Vorzug gegeben, er wollte die üble Stimmung im Wein ertränken und dadurch, daß er nicht wieder im Ballsaal erschien, Anna zeigen, daß sie ihn verletzt habe. Der Wein stieg ihm zu Kopf, er erfuhr am andern Tage, daß seine Freunde ihn nach Hause gebracht und daß Anna am Arme des Grafen Holm den Speisesaal durchschritten habe, als er sich in sinnlosem Zustande befunden.

Da sich unter den Personen, mit denen er getrunken, nähere Bekannte des Grafen Holm befunden und ihm gesagt wurde, daß der Graf sich schon früher um Anna's Hand beworben, hielt er die Sache für abgekartet, glaubte, daß man ihm absichtlich zugetrunken, damit Holm ihn Anna in einem Zustande zeigen könne, der sie mit unüberwindlicher Abneigung gegen ihn erfüllen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man ein Insurgent wird!

(Szene vor dem Versailler Kriegsgericht.)

„Angeklagter" — sagte der Präsident — „haben Sie den Worten Ihres Vertheidigers noch Etwas hinzuzufügen?"

— „Ja, Herr Präsident," antwortete der Angeklagte, „Sie gaben mir von Gerichtswegen einen Advokaten, der mich nach seiner Art vertheidigte. Jetzt will ich es nach meiner Weise thun!

Ich heiße Martin (Ludwig Joseph), 55 Jahre alt... Mein Vater war Schlosser... er hatte eine kleine Werkstätte oben im Faubourg St. Martin. Wir lebten... wie wir konnten. Lesen lernte ich im „National", der, glaube ich, das Journal des Herrn Thiers war.

Am 27. Juli (1830) ging mein Vater in aller Frühe aus. Abends um 10 Uhr brachte man ihn, sterbend, auf einer Bahre. Er hatte eine Kugel in der Brust. Neben ihm auf der Tragbahre lag sein Gewehr.

„Nimm es," sagte er zu mir, „ich gebe es Dir.. Gegen die Regierung, immer, immer..."

Eine Stunde später war der Vater todt .. Ich lief weg, hinaus in die Nacht. Bei der ersten Barrikade blieb ich stehen und bot mich an. Ein Mann beschaute mich beim Fackelschein .. „Ein Kind," sagte er... Ich war erst 15 Jahre alt, sehr klein und sehr schmächtig. Ich antwortete: Ein Kind? Möglich; aber mein Vater wurde vor zwei Stunden getödtet. Er gab mir sein Gewehr... ich will es handhaben lernen. Von diesem Augenblicke an war ich, was ich stets blieb seit 40 Jahren: ein Insurgent.

Wenn ich mich während der Kommune schlug, so geschah es weder gezwungen, noch der 30 Sous Taglohns halber, — sondern aus Neigung, aus Gewohnheit...

1830 benahm ich mich tapfer beim Angriff auf den Louvre. Der Bube, der, der Erste unter dem Feuer der Schweizer, das Eisengitter erkletterte, — Das war ich! —

Ich bekam die Juli-Medaille; die Bourgeois aber gaben uns einen König ... Alles war nochmals anzufangen.... Ich trat in eine geheime Gesellschaft, ich lernte Kugeln gießen, Pulver machen ... Ich vervollkommnete meine Erziehung und wartete. —

Ich wartete fast zwei Jahre .. Am 5. Juni 1832, Mittags, vor der Magdalenenkirche, half ich die Pferde vom Leichenwagen des Generals Lamarque ausspannen...

.. Den Tag über schrie ich: „Vive Lafayette" und des Nachts baute ich Barrikaden ... Am nächsten Morgen wurden wir angegriffen .. Abends gegen 4 Uhr waren wir in der Kirche Saint-Mery blokirt, kanonirt, erdrückt ... Ich hatte eine Kugel und drei Bajonnetstiche im Leibe, als ein Soldat mich in der kleinen Johannis-Kapelle linker Hand aufklaubte ... Ich bin seitdem oft dort gewesen in dieser Kapelle — nicht um zu beten, ich wurde nicht dazu erzogen, sondern um die auf dem Boden noch sichtbaren Spuren m e i n e s Blutes zu sehen.

Wegen meiner Jugend wurde ich nur zu zehnjähriger Haft verurtheilt .. man schickte mich nach dem Mont-Saint-Michel. Deßwegen nahm ich keinen Theil an den Aufständen von 1834. Wäre ich frei gewesen, so hätte ich mich rue Fransnonain geschlagen, wie ich mich rue Saint Mery schlug ... gegen das Gouvernement, immer, immer! ... Das war eine Religion. Ich nannte Das meinen Katechismus in fünf Worten. 1842 kam ich aus dem Gefängniß und fing wieder an zu warten.

Die Revolution von 1848 brach aus.

... Die „Bourgeoisie" war albern und feig. Sie ging weder mit, noch gegen uns ... Die Munizipalgarde allein vertheidigte sich ... Wir hatten einige Mühe, den Posten am „Chateau d'Eau" zu nehmen ... Am 24. Februar Abends blieb ich drei oder vier Stunden am Hotel de Ville-Platz ... Die Mitglieder der provisorischen Regierung hielten Reden, Einer nach dem andern; sie nannten uns Helden, große Bürger, sie sagten, daß wir das schmähliche Joch der Tyrannei abschüttelten und Dergleichen mehr. Und nach all diesen schönen Worten gaben sie uns eine Republik, die nicht einen Sou besser war, als die Monarchie, die wir gestürzt hatten. —

Im Juni griff ich wieder zum Gewehr. Dieses Mal aber gelang es nicht ... Ich wurde festgenommen, verurtheilt, nach Cayenne geschickt.

Es scheint, daß ich mich là-bas gut aufführte .. Eines Tages rettete ich einen Marine-Infanterie-Offizier vom Ertrinken .. Man fand Dies sehr schön ... ich wurde begnadigt. 1852 kam ich in Frankreich an — der Staatsstreich war gemacht; ich hatte die Insurrektion von 1851 versäumt.

In Cayenne hatte ich einen Freund, einen Schneider, Namens Bernard. Sechs Monate vor meiner Rückkehr nach Frankreich war Bernard gestorben. Ich besuchte seine Wittwe .. Sie war im tiefsten Elend. Ich heirathete sie. 1854 hatten wir einen Sohn. Sie werden gleich sehen, warum ich von meiner Frau und meinem Sohne spreche. Das aber werden Sie jetzt schon begreifen, daß ein Insurgent, der die Wittwe eines Insurgenten heirathet, keine royalistischen Kinder erzieht. —

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Was hilft die Kultur des Verstandes, wenn der Wille zurückbleibt? — Die ganze Schule muß gemacht, der ganze Kreis muß einmal durchlaufen sein; es muß Alles nicht blos dogmatisch begriffen, sondern praktisch geübt werden, um endlich an's Ziel zu kommen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Mittwoch, 11. Oktober 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Der Graf Holm war ohne Vermögen, in abhängiger Stellung als Beamter, also ein Rival, den der Marquis seiner ganzen Denkungsweise nach kaum beachtet hatte. Die ruhige Würde dieses Mannes in bescheidener Haltung, sein Ernst, seine Abneigung gegen seichte Gespräche über Themata, in denen der Marquis exzellirte, die ausgesprochene Feindseligkeit desselben gegen alles Französische, sei es Mode oder Färbung der Literatur 2c., alles Das hatte ihm den Mann zuwider gemacht; jetzt haßte er ihn mit aller Gluth seines leidenschaftlichen Temperaments, und als noch dazu sein Besuch im Kroff'schen Hause heute nicht angenommen wurde, suchte er die Gelegenheit, sich an Holm zu rächen. Er that Dies in so brutaler Weise, die Art seiner Herausforderung verrieth so deutlich die Absicht, ein Duell ernstester Art zu provoziren, daß — mochte er nun siegen oder fallen — der Stab über ihn gebrochen, sein Verweilen in den besseren Kreisen von W. unmöglich geworden war.

Das Duell fand statt, Holm wurde schwer verwundet. Der Marquis mußte flüchten, um schwerer Strafe zu entgehen.

Brin-Hilaire versuchte brieflich gegen Anna seine Handlungsweise zu entschuldigen, aber ihr Vater sandte die Briefe uneröffnet mit dem Bemerken zurück, er sehe die Beziehungen mit ihm als abgebrochen an.

Brin-Hilaire schäumte vor Wuth, er that sich den Schwur, Rache zu suchen, so lange er athme. Er erfuhr, daß Holm nach seiner Genesung der Gatte Anna's geworden. Noch durfte er es nicht wagen, nach Deutschland zu reisen, er war in contumaciam zu langer, schwerer Haft verurtheilt, sein Gegner hätte leichtes Spiel mit ihm gehabt; aber die Macht des Goldes in seinen Händen konnte ihm Mittel bieten, aus der Ferne den Feind zu treffen. Durch Agenten bestach er einen Kassenbeamten Holm's, seiner Rache zu dienen, langsam reifte der Plan, aber sicher führte er zum Ziele. Eines Tages verbreiteten sich in der Kreisstadt, in welcher Holm lebte, Gerüchte, daß man in der Residenz seit längerer Zeit schon argwöhnisch auf Holm geworden, daß die Regierung eine unvermuthete Revision der Bücher befohlen, daß der Kassirer Holm's entflohen. Die Gerüchte bestätigten sich sehr bald. Holm ward vom Amte suspendirt, bis die Untersuchung, welche eingeleitet worden, geschlossen. Man erfuhr, daß Holm eine strafbare Nachlässigkeit, zu blindes Vertrauen auf den Kassirer, vorgeworfen werde, aber plötzlich wurden auch Stimmen laut, welche den bisher allgemein geachteten Mann des Verbrechens fähig hielten und sich dahin äußerten, daß ein Bürgerlicher in seiner Stellung wohl schon verhaftet worden wäre.

Wenn die Untersuchung nun auch Vieles ergab, was auf eine gegen Holm gespielte Intrigue schließen lassen konnte, und dazu gehörte besonders der Umstand, daß der Kassirer jedenfalls nur mit Hilfe auswärtiger Personen seine Flucht bewerkstelligt, so mußten doch aus Mangel an Beweisen für die Unschuld Holm's die ausgestreuten Gerüchte über ihn um so vernichtender wirken und sein Verbleiben im Amte unmöglich machen. Er wurde in eine entfernte Provinz versetzt und zur Deckung der Defekte verurtheilt. Sein geringes Vermögen schwand hiedurch dahin; in der neuen Heimath hatte er die schwere Aufgabe, die Zweifel an seiner Ehrenhaftigkeit zu ersticken.

Holm hatte das Glück, daß Jedermann, der ihn nur oberflächlich kennen lernte, die Ueber-

zeugung gewann, ihm müsse Unrecht geschehen sein. Er machte so sehr den Eindruck eines rechtschaffenen Charakters, die Ergebung, mit der er sein Unglück trug, die Bescheidenheit, mit der er sich in der neuen Stellung zeigte, wirkten so günstig, daß man ihm bald Sympathieen entgegentrug und nach Verlauf einiger Jahre seine Stellung wieder eine durchweg geachtete in der Gesellschaft war. Auch die Regierung schien anzuerkennen, daß ihn das damalige Urtheil zu hart getroffen, denn sie schlug den Rest des noch von ihm zu deckenden Defizits nieder.

Der Besuch des regierenden Fürsten in A. gab Veranlassung zu einer Festlichkeit mit Maskenaufzügen, welche die Bürgerschaft veranstaltete und bei der die Beamten nicht fehlen durften. Auch Holm war auf dem Feste, aber Anna war zu Hause geblieben, weil sie überhaupt keine größeren Gesellschaften besuchte, einmal wegen der beschränkten Vermögensverhältnisse, dann aber auch, weil sie mit ihrem Gatten seit der Krisis, die ihn betroffen, sehr zurückgezogen lebte.

Als jene Krisis den heiteren Himmel ihres Glückes umdüstert, hatte sie in traurig schweren Tagen ihrem Gatten einen Sohn geschenkt; heute war es ihr wieder, als ob etwas Schweres bevorstehe. Der Gedanke, daß von der Art, wie der Fürst Holm begegnen werde, die zukünftige gesellschaftliche Stellung ihres Gatten, seine äußere Ehre abermals abhängig gemacht sei, konnte wohl eine Frau erregen, welche Zeugin des furchtbaren Kampfes gewesen, mit dem der Vater ihrer Kinder dem Mißgeschick die Stirne geboten und Unsägliches ertragen, um keinen Akt der Verzweiflung zu begehen.

Es war neun Uhr Abends, da wurde ihr Jemand gemeldet, der eine Botschaft von ihrem Gatten persönlich zu überbringen habe. In bebender Erwartung ließ sie den Fremden eintreten, und der Marquis von Brin-Hilaire stand vor ihr. „Keinen Schrei," sagte er, „keinen Ruf oder Ihr Gatte ist von Neuem entehrt. Ich besitze die Macht, ihn zu verderben. In Ihrer Hand, Madame, liegt sein Schicksal, hören Sie mich an, und er ist gerettet."

Wir gehen kurz über die nun folgende Szene hinweg. Sobald die Gräfin Holm mit Entsetzen erkannte, daß die satanische Bosheit dieses Mannes sie nur von einem Hilferuf abgehalten, damit auch ihre Ehre in seiner Hand sei und die Dienerschaft bekunden könne, er habe eine halbe Stunde bei ihr verweilt — nachdem sie mit Grauen hören mußte, wie er ihr die Wahl stellte, dem Gatten die Treue zu brechen, oder ihn und sich der Schande preisgegeben zu sehen, als er ihr auseinandergesetzt, wie ein Wort von ihm genüge, seine Drohungen ausgeführt zu sehen, wie die Zeitungen schon am andern Morgen Gerüchte verbreiten würden, die dem Rufe ihres Gatten den Todesstoß geben müßten —: da flüchtete die geängstigte Frau vor der Umarmung des Elenden an das Bett ihres Sohnes, riß ihn aus den Kissen und beschwor den Teufel, um dieses Kindes willen Erbarmen zu haben mit ihr, die Mutter flüchtete sich in ihr Heiligthum und Brin-Hilaire wagte es nicht, sie anzutasten, das Kind war ihr Schild.

Da stand er und sah vor sich, in Angst und Schrecken zitternd, das Weib, das er geliebt, das er noch liebte, und es war ihm, als ob sie ihr Kind erziehen werde zum Rächer seiner Eltern, als ob ein Fluch hier gesäet werde, der ihn treffen müsse hier auf Erden und im Jenseits. Er sah die kummergefurchten Züge, die Thränen Anna's, sah die fast ärmliche Einrichtung, und das Unglück, das er bereitet, schrie ihm entgegen. Er entfloh aus dem Gemach, aus dem Hause, aus der Stadt. Nie wieder hörte Graf Holm von ihm, keine seiner Drohungen ward vollzogen, aber Holm konnte ihn auch nicht verfolgen und zur Rechenschaft ziehen für das freche Attentat auf die Ehre seines Hauses, er mußte die tückischen Waffen des Marquis fürchten, er mußte der gerechten Rache die Ergebung und Geduld vorziehen, er hatte für seine Familie zu sorgen.

Es entging den Eltern nicht, daß seit diesem Tage Eduard leicht zum Erschrecken neigte, aber natürlich schwiegen sie über den Vorfall auch in der Folge zu dem Sohne. In diesem aber hatte der Anblick des fremden Mannes, die Angst der Mutter einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Das Bild haftete in seiner Seele, wenn auch die Erklärung fehlte, während die Erinnerung an die näheren Umstände, die das kindliche Begriffsvermögen nicht einmal genügend erfaßt, völlig schwand. Erst heute war es Eduard beim Lesen der Papiere des Vaters, als ob eine dunkle Erinnerung plötzlich Gestalt gewinne, und nun war es ihm auch erklärt, warum er so oft in seinen Träumen immer dasselbe Bild auftauchen gesehen. Jetzt wußte er auch, daß es kein Trugbild der Phantasie gewesen, das er auf dem Lloyddampfer, das er bei Mars-la-Tour geschaut. Zwei Mal war er dem Manne begegnet, der an dem friedlichen Glück seiner Eltern gefrevelt, und dieser hatte auch ihn erkannt. Dort hatte

er die Begegnung mit ihm gesucht, bei Mars-la-Tour aber den Revolver sinken lassen, wie er denn auch hier im Schlosse ihn aus den Krallen Omar's gerettet.

(Schluß folgt.)

Wie man ein Insurgent wird!

(Szene vor dem Versailler Kriegsgericht.)

(Schluß.)

Unter dem Kaiserreiche war Nichts zu thun. Die Polizei war nicht fein... Wir wurden auseinander gejagt, entwaffnet... Ich arbeitete.. ich erzog meinen Sohn in den Ideen, die mein Vater mir hinterlassen hatte... Wir warteten! lange, lange.. bis Rochefort, Gambetta, die Volksversammlungen uns wieder in Bewegung brachten.

Bei der ersten ernsten Gelegenheit war ich wieder zur Hand... Ich war unter dem kleinen Haufen, der die Pompiers-Kaserne zu Lavillette stürmte... Nur machte man da eine Dummheit.. Man mordete einen Pompier, ohne daß es nöthig war. Ich wurde erwischt, eingesperrt, aber die Regierung vom 4. September setzte uns in Freiheit, woraus ich schließe, daß wir wohl gethan haben, die Kaserne anzugreifen und den Pompier zu tödten, selbst ohne daß es nöthig war.

Die Belagerung fing an... Ich war sogleich gegen die Regierung, für die Kommune.. Am 31. Oktober und am 22. Januar marschirte ich gegen das „Hotel de Ville". Ich liebe die Revolte um der Revolte willen.., ich kann keinen Klub sehen, ohne hineinzugehen, keinen Aufruhr, ohne mich einzumischen, keine Barrikade, ohne mitzuhelfen... Das liegt im Blut.

Und dann, sehen Sie, ich war nicht ganz unwissend, und ich sagte mir selber: Es handelt sich nur darum, daß es eines Tages so recht ganz gelingt, dann werden wir die Regierung sein, und wahrhaftig, es soll dann besser gehen, als mit all' den Advokaten, die während des Kampfes hintendrein und nach dem Sieg voraus marschiren.

Der 18. März kam, und ich war natürlich dabei.. Ich schrie: Vive la ligne! Ich fraternisirte mit den Truppen. Ich ging nach dem Hotel de Ville. Ich fand da ein Gouvernement in Funktion... gerade so, wie am 24. Februar.

Nun behaupten Sie, diese Insurrektion sei nicht legitim gewesen... Möglich, obwohl ich nicht einsehe, warum.. Ich finde mich nicht mehr zurecht in all' den Insurrektionen, die die heiligsten der Pflichten sind, und dann in den Insurrektionen, die das schwärzeste Verbrechen sind... Ich verstehe den Unterschied nicht.

Ich schoß 1871 auf die Versailler, wie ich 1830 auf die königliche Garde und 1848 auf die Munizipalgarde geschossen hatte..... Nach 1830 erhielt ich die Juli-Medaille. Nach 1848 bekomplimentirte uns Herr Lamartine. Dieses Mal werde ich deportirt oder füsilirt werden....

Es gibt Insurrektionen, die Euch gefallen. Ihr errichtet ihnen Säulen, ihr nennt die Straßen darnach, Ihr vertheilt Stellen, Grade, große Gehälter, und wir, die wir diese Insurrektionen machten, wir sind große Bürger, Helden „peuple des braves" u. s. w.

Und dann gibt's wieder Insurrektionen, die Euch mißfallen, und auf welche Verbannung, Deportation, Tod folgt. Eh bien! sehen Sie, hätte man uns nicht so viel Komplimente gesagt, nach der ersten hätten wir die anderen vielleicht nicht gemacht. Hättet Ihr nicht, am Eingange unserer Faubourgs, die Juli-Säule aufgestellt, hätten wir vielleicht nicht die Vendome-Säule in Eurem Viertel demolirt. Die beiden „mirlitons" (Querpfeifen) harmonirten nicht. Eine mußte die andere umwerfen, Das stand geschrieben...

Jetzt aber will ich Ihnen auch sagen, warum ich am 26. Mai meine Kapitäns-Uniform weggeworfen hatte und warum ich eine Blouse trug, als man mich arretirte. Als ich hörte, daß die Herren von der Kommune, anstatt mit uns auf den Barrikaden zu bleiben, im Hotel de Ville 1000 Frcs.-Billets unter sich vertheilen, sich den Bart abrasiren, die Haare färben und sich in den Kellern verstecken, da wollte ich diese Tressen, die man mir gegeben hatte, nicht weiter behalten. Uebrigens: Kapitän Martin, Das lautete dumm; der Insurgent Martin, Das lass' ich mir gefallen! Ich wollte enden, wie ich anfing, sterben wie mein Vater, als Aufrührer in einem Aufruhr, als Barrikadenbauer auf einer Barrikade.

Ich konnte den Tod nicht finden. Ich wurde festgenommen... ich gehöre Ihnen. — Nur möchte ich Sie um Etwas bitten: Ich habe einen Sohn, ein Kind von 17 Jahren; er ist auf einem Ponton zu Cherbourg... Es ist wahr, er schlug sich; er wird es nicht leugnen. Aber ich habe ihm das Gewehr in die Hand gedrückt, — ich hab' ihm gesagt, daß da das Recht und die Pflicht seien. Er hörte mich. Er gehorchte

mir.... Seien Sie nicht zu strenge mit ihm! Mich.. lassen Sie mich nicht los, Das ist der Rath, den ich Ihnen gebe... Ich bin zu alt, um mich zu bessern, und dann que voulez-vous? Da ist Nichts zu machen: ich wurde auf der schlechten Seite der Barrikade geboren."

Die deutschen Maße und Gewichte in Versen.

Längenmaß.

Das Meter, oder deutsch: der Stab,
Mißt Länge, Breite, Höhe ab;
An Größen zu vergleichen mit
Dem großen, starken Mannesschritt.
In Zehntel wenn man es zerstückt,
Das Dezimeter man erblickt;
Es gleicht (auch dieses sei bekannt)
Der Breite einer Manneshand.
Und fingernagelbreit erscheint,
Was man mit Centimeter meint;
Auch Neuzoll dieses Theilchen heißt,
Das Hundertel des Meters weist.
Doch nadelbreit nur zeiget sich
Das Millimeter oder Strich;
In tausend Theile, winzig klein,
Theilt es des Meters Länge ein.
Auf's Dekameter (Kette) geh'n
Vom ganzen Meter ihrer zehn.
Das tausend Meter aneinand' —
Ein Kilometer wird's genannt.

Flächenmaß.

Ein Viereck, gleich an jeder Seit'
Und auch ein Meter lang und breit,
Ein Meter also im Quadrat
Man Flächenmaßes Einheit hat.
Einhundert solcher stellen dar
Die Ruthe im Quadrat, das Ar.
Ein Hektar mißt der Wald, das Feld,
So hundert Aren Fläche hält —
Das Meter im Quadrat erträgt
Auch, daß man es zertheilt, zerlegt,
Zehn Streifen nach der Länge schneid',
Theil' jeden zehn Mal nach der Breit',
So werden hundert Theile d'raus,
Sieht jeder wie ein Viereck aus;
Den nenne Dezimeter dann,
Nur setz' das Wort „Quadrat" voran.
Und willst Du klein're Theile noch,
So theile fort — mit Hundert doch;
Denn Hundert ist hier Währungszahl,
Das merke ein für allemal.

Hohlmaß.

Der Liter (deutsch: die Kanne) mißt
Die Körner und was flüssig ist;
Beim halben Liter kommt nun auch
Der Name Schoppen in Gebrauch.
Das Liter, erst getheilt mit zehn,
Gibt Deziliter — wirst's versteh'n;
Und auch getheilt mit hundert dann
Man's Centiliter nennen kann.
Das Milliliter theilt es ein
In tausend Theile nett und klein.
An 50 Liter wenn man nimmt,
So ist's ein Scheffel ganz bestimmt.
Die hundert Liter geben baß
Das Hektoliter oder Faß.

Gewichtmaß.

Des Maßes Einheit im Gewicht
Ist nur das Gramm und anders nicht.
Mit zehn getheilt heißt Dezigramm,
Ein Hundert nenne Centigramm,
Und theilst Du es mit tausend gar,
So stellt es Milligramme dar.
Zum Neuloth oder Dekagramm
Nimm zehn der Gramme Du zusamm';
Und tausend Gramme wiegen rund
Ein Kilogramm, das sind zwei Pfund.
Einhundert Pfunde sind bekannt
Als Centner schon im ganzen Land,
Und zwanzig Centnern lege Du
Den kurzen Namen: „Tonne" zu.

Der Maße Grund.

Ein Mittagskreis durchzieht Paris,
Da ward gemessen und er wies
Als vierzigmillionsten Part
Das Meter in bekannter Art.
Vom Meter nun (auch deutsch; dem Stab)
Leit' alle andern Maße ab,
Nach sicher richtigem Befund
Ist es der Maße fester Grund.
Ein Dezimeter in Kubik
Gibt Dir genau ein Würfelstück.
Deß Inhalt soviel Wasser faßt,
Als Du im Liter vor Dir hast.
Und was an Wasser füllen kann
Den Centimeterwürfel dann,
Das zeigt (wenn man genau es wägt),
Was eines Gramms Gewicht beträgt.

Auflösung des Logogryphs in № 118:
Streben — Sterben — Erben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Freitag, 13. Oktober 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von E. H. v. Dedenroth.

(Forts. statt Schluß.)

Die Szene auf dem Dampfer war wohl genügend gewesen, Eduard's Phantasie auf das Lebhafteste zu beschäftigen und den Einfluß seiner Ahnungen zu bestärken. Er hatte sich lebhaft mit dem Entwurf zu einem Bilde: Ueberfall eines Handelsschiffes durch griechische Seeräuber, beschäftigt, die Trachten der Südländer, die Ausrüstung des Schiffes dazu studirt, und während der Seereise träumte er sich in sein Bild hinein, suchte nicht nur unter den Matrosen und Reisenden charakteristische Köpfe für sein Gemälde, sondern malte sich auch in Gedanken die Situation aus: dort die Männer zur verzweifelten Gegenwehr gerüstet, dort händeringende, betende Frauen, zum Theil erst aus den Kajüten hervorstürzend, nicht ahnend, was sie bedrohe, dort die enternden Piraten, wilde Gestalten, phantastisch gekleidet.

Gegen Abend, als er, am Bord des Schiffes sitzend, über die Beleuchtung nachdachte, die er seinem Bilde geben könne, sah er einen Passagier, den er bis dahin nicht auf dem Schiffe bemerkt, mit dem Kapitän sprechen. Nur ein Theil des Profils war ihm zugewandt.

„Wir bekommen Sturm," sagte der Kapitän.

„Um so besser," versetzte der Fremde, „ich habe lange das Heulen der Bora nicht gehört."

Es lag Etwas in dem Tone dieser leichtfertigen Antwort, was Eduard's Aufmerksamkeit fesselte, es klang wie Hohn und Spott aus dieser Stimme. Da wandte der Fremde das Antlitz so, daß Eduard dasselbe sehen konnte, und ein Grauen durchrieselte diesen: das waren bekannte Züge, so unheimlich düster hatte er sich den Kapitän der Piraten gedacht, er wußte nicht, woher seine Phantasie das Bild genommen, nun hatte er es lebendig vor Augen. Aber nur einen Moment. Der Fremde stieg die Kajütentreppe hinab, zwei Matrosen stießen Eduard ziemlich unsanft bei Seite; „Bord frei!" donnerte das Kommando von der Kommandotreppe; „fort vom Deck!" rief ihm der Bootsmann zu, und er erreichte den Salon, ohne zu wissen wie, halb fortgestoßen, halb die enge Wendeltreppe hinabtaumelnd.

War es der Traum, der ihn gebannt, war es der erste Vorbote der Seekrankheit, genug, er befand sich in einem Zustande, in welchem das Unterscheidungsvermögen aufhört und der Alles durcheinander wirft, was der Traum vor die Seele jagt und was die Sinne mechanisch wahrnehmen.

Er hörte ein Toben und Krachen, Aechzen und Stöhnen, Heulen und Pfeifen, es war ihm, als schwebe er auf und nieder, bald emporgezogen, bald herabgerissen. Und wenn er das Auge aufzuschlagen versuchte, starrte ihn ein Antlitz an, dasselbe, das er in seinen Träumen, dasselbe, das er auf dem Deck gesehen.

Wie lange er so dagelegen, wußte er nicht. Als ihm endlich die Besinnung wiederkehrte, sah er sich in einer Kajüte gebettet, die Stirne war ihm mit einem Tuche umwunden, und er fühlte einen stechenden Schmerz im Kopfe. Die Cameriere des Schiffes trat ein, von ihr erfuhr er, daß man in der Nacht einen heftigen Sturm gehabt, er habe sich zu spät nach der Kajüte begeben, bei einer heftigen Bewegung des Schiffes sei er umgeschlagen, mit dem Kopfe gegen eine scharfe Kante; er könne sich glücklich schätzen, daß er so davongekommen. Das Schiff hatte unterdessen die Station erreicht, bis zu welcher er ein Billet genommen, Boote harrten an Bord,

die aussteigenden Reisenden in Empfang zu nehmen, Eduard eilte, sein Gepäck zusammenzuraffen und das Schiff zu verlassen.

Der Umstand, daß der Marquis Brin-Hilaire ihn auf der Stelle bei der Begegnung im Schlosse erkannt, scheuchte die geheimnißvolle Wolke hinweg, aus deren Schleier die Erinnerung an die Vision auf dem Dampfer und bei Mars-la-Tour bis dahin unerklärlich emporgetaucht war. Der Marquis war in leibhaftiger Gestalt auf dem Dampfer gewesen, ihm war Eduard vielleicht durch die Aehnlichkeit mit seiner Mutter aufgefallen, der Marquis hatte sich des Kranken angenommen, als er dessen Namen erfahren, und es vermieden, ihm wieder zu begegnen, als die Besinnung Eduard's zurückgekehrt. Es gab der Gründe viele, die ihn veranlaßt haben konnten, eine Erkennungsszene zu vermeiden, denn er konnte ja nicht wissen, daß Eduard's Eltern dem Sohne die Erlebnisse früherer Tage verschwiegen. Er mußte aus dem Ausdruck des Schreckens, mit dem Eduard ihn angestarrt, schließen, daß der junge Mann in ihm den Elenden erkannt, der selbst verbrecherische Mittel nicht gescheut, sich für eine Beleidigung der Eitelkeit zu rächen.

Hatte der Marquis sich aber auf dem Schiffe davon überzeugt, daß er den Sohn Anna Holm's vor sich habe, so war der Ausdruck der Ueberraschung, des Schreckens erklärt, mit dem er ihn bei Mars-la-Tour wiedererkannt, und hatte er dort nicht auf den Sohn Anna Holm's schießen mögen, so leitete ihn dasselbe Gefühl, welches ihn hier auf dem Schlosse bewogen, Omar von einem Morde abzuhalten.

Der Marquis hatte Holm in jenem Moment um ein Gespräch unter vier Augen gebeten; dieser hatte es versagt, da er nicht ahnen konnte, welche Beziehungen zwischen ihnen obwalteten; aber wenn auch das ganze Benehmen dieses Mannes darthat, daß er wohl seine frühere Handlungsweise bereue, so konnte Eduard doch nicht einem milderen Urtheil über ihn Raum geben, denn dieser Mann hatte zu derselben Zeit, wo er Reue über Gewaltthätigkeit aus seiner Jugendzeit empfinden mußte, hart und grausam das Herz seiner Nichte gebrochen. Wie er das Lebensglück der Eltern Holm's vergiftet, so wollte er auch Flora zwingen, sich ihm zu fügen und ihre Hand Jemand zu reichen, den sie verachtete.

Flora saß an dem Krankenbette ihres Bruders. Noch war derselbe nicht in dem Zustande, daß sie ein Thema, das ihn erregte, mit ihm verhandeln konnte, aber wenn sie ihm auch das besondere Interesse verschwieg, welches sie neugierig auf sein Urtheil über Omar machte, so waren doch die Auslassungen desselben schon jetzt genügend, sie mit Angst vor der Zukunft zu erfüllen. Flora war sich der ganzen Tragweite des Versprechens, das sie ihrem Oheim gegeben, bewußt, es handelte sich für sie auch nicht mehr darum, ob sie Omar's Frau werden könne, sondern ob sie den Versuch machen sollte, in eine erträgliche Stellung zu ihrem künftigen Gatten zu kommen. War in Omar ein edler Grund, wie der Oheim behauptete, so konnte ihr Leben sich erträglich gestalten, fehlte ihm dieser, so war sie eine an eine Bestie verkaufte Sklavin.

Der Bruder schilderte Omar mit der Bewunderung, die man dem Ungewöhnlichen so gern zollt, wenn man in bedrohter Lage auf Außerordentliches angewiesen ist; er pries das wilde Ungestüm, die Verschlagenheit, die Kühnheit des Asiaten, aber Flora bemerkte wohl, daß er in gleicher Weise den Panther gelobt hätte, der sein Opfer in Stücke zerreißt, und das Lächeln ihres Bruders, wenn sie fragte, ob Omar auch als Mensch edle Eigenschaften zeige, seine Bemerkung, Omar gehöre, wie auch die algierischen Truppen, nur im Verzweiflungskampfe auf französischen Boden, war schon genug, ihr Herz mit Grauen zu erfüllen.

Sie erröthete, als Holm eintrat und sie flüsternd um ein kurzes Gehör unter vier Augen bat.

„Mein Fräulein,“ sagte Holm, als sie ihm in's Nebengemach gefolgt, „ich habe Briefe aus der Heimath erhalten, deren Inhalt das Räthsel löst, welches über die Beziehungen Ihres Oheims zu mir obgewaltet. Ich weiß es jetzt, weßhalb er seinen Sohn verhinderte, mich zu erwürgen. Die Papiere enthüllen eine Handlungsweise Ihres Oheims in früherer Zeit, deren er sich jetzt wohl schämt, die er wohl bereut. Ich glaube, daß ihm die Vergangenheit wie ein Fluch auf der Seele lasten muß, daß er gewiß jedes Opfer bringen würde, ein Wort der Vergebung zu erhalten. Wohlan, mein Fräulein, lassen Sie ihn wissen, sobald Sie ihn sehen oder ihm Botschaft senden können, daß ein Mann, der Schweres an ihm zu rächen hat, vergessen und vergeben will, wenn er dafür Ihnen Ihr Wort zurückgibt. Verstehen Sie mich recht! Wenden Sie Ihr Antlitz nicht ab! Ich habe auf das Glück meines Lebens verzichtet, ich weiß, daß der schönste Traum mir zerronnen für immer, aber meine Hoffnung geht auch nur dahin, Sie von einer Ihnen drohen-

den Zukunft zu erlösen, Sie frei zu machen von dem Versprechen, das man Ihrer Angst um den Vater abgerungen. Ich lege in Ihre Hände dies versiegelte Packet, fordern Sie von Ihrem Oheim als Preis dafür Ihre Freiheit und stellen Sie es mir zurück, wenn er die Forderung zurückweist. Es steht in Ihrem Belieben, dasselbe vorher zu eröffnen." —

Das Gespräch ward plötzlich durch ein Hornsignal unterbrochen, dem ein Jubelschrei folgte. Holm riß das Fenster auf, um zu hören, was es gäbe. Er sah einen Feldpostbeamten, umringt von Soldaten, welche die Mützen in die Luft schleuderten und laut jubelten. „Waffenstillstand!" rief man ihm herauf. „Der Friede ist gesichert! Frankreich unterwirft sich den Bedingungen Bismarck's, Paris hat kapitulirt!"

War auch Schmerzliches in dieser Nachricht für das Ohr der patriotischen Französin, so überwog doch das frohe Gefühl, daß nun endlich dem Schrecken des Krieges ein Ende geworden. — Flora folgte Holm hinab in den Hof, wo Dorf- und Schloßbewohner sich unter die Soldaten gemischt, das Nähere über die wichtige Neuigkeit zu hören.

Dem Leser sind die großen Ereignisse noch zu frisch im Gedächtniß, als daß wir sie hier zu erörtern brauchten. Der Feldpostbeamte brachte aber auch andere Nachrichten und Briefe. „Noch einen Schurkenstreich," sagte er, „haben die Franctireurs zu guter Letzt verübt, aber darunter leidet jetzt Paris am meisten. Sie haben die Eisenbahnbrücke bei Toul in die Luft gesprengt, und das Infamste ist, daß man die Leichen der überfallenen, ermordeten Landwehrleute verstümmelt hat; es sind gewiß afrikanische Bestien dabei gewesen. Der Kaiser hat befohlen, daß die Provinz zehn Millionen Francs Strafe zahlen soll."

Flora wechselte mit Holm einen Blick, der mehr sagte, als Worte vermögen, und die Blässe ihrer Wangen verrieth, daß sie den Argwohn Holm's theilte, daß sie zitterte, die Namen Derer zu hören, welche die Schandthat begangen.

Holm fand unter den Briefen, welche ihm der Beamte für die Offiziere des Detachements übergab, einen solchen an sich, der das Zeichen der in Bar-le-Duc stationirten Feldpost trug. Er öffnete ihn, durchflog die Zeilen und in fieberhafter Erregung, mit zitternder Hand zog er Flora bei Seite.

„Sie werden das Päckchen nicht gebrauchen," flüsterte er, „mich ruft ein Sterbender."

Sie starrte ihn an, sie las in seinem Antlitz das Aufflammen eines Hoffnungsstrahles, der in ihrer Brust seltsam zündete — er reichte ihr das Blatt — sie las, Thränen entströmten ihren Augen, und ihm ward ein Blick, in dem der Abglanz von tausend Gefühlen zitterte.

„Der Waffenstillstand ist da," sagte er, „ich werde Urlaub erhalten, Sie, Ihr Vater, Ihre Mutter können hinausfahren, der Ort liegt ja nur wenige Stunden von hier."

(Schluß folgt.)

---

* Der Wegzug von Paris.

(Siehe № 109 u. 113 ds. Bl.)

Ein Brief des bewußten Offiziers vom 28. Sept. abhin beschreibt dessen fernere Erlebnisse, wie folgt:

„Wie schon mitgetheilt, war ich als Genie-Offizier zur Uebergabe der Redoute Fontenay kommandirt. Am 20. Sept. nun um etwa ½10 Uhr kam eine Abtheilung von 25 Franzosen mit 2 Offizieren unter Trommelschall in das Fort eingezogen. Nach den üblichen Salutirungen und nachdem die beiderseitigen Kommandanten sich ihre Ordres mitgetheilt hatten, wurden unsere Posten eingezogen und von französischen abgelöst. Während dieser Vorgänge hielt ich müßig auf meinem Pferde und machte mir eben Glossen, wie ich meine Ordres zur Uebergabe der Gebäude ausführen solle, als ein Herr in offenem Uniformsrocke mit einer Militärmütze auf dem Kopfe, aber ohne alle Waffen, in die Redoute kam, den ich für einen Civilbeamten ansah, der sich aber als Genie-Oberstlieutenant zu erkennen gab. Nach gegenseitiger Begrüßung, wobei er seine Mütze lüftete, trat er zu mir, fragte mich, ob ich der zur Uebergabe beorderte Genie-Offizier sei, erklärte auf meine Bejahung, er wolle die Casernements ansehen, dankte aber auf meine gezeigte Bereitwilligkeit zu seiner Begleitung für diese letztere höflich, sah die Räume allein durch, und nun war die Uebergabe beendigt; wir zogen, ebenfalls unter Trommelschall, aus der Redoute ab. Die Bewohner von Fontenay standen neugierig außen, und als wir — der kommandirende Infanterie-Hauptmann und ich zu Pferde — an der Spitze der Abtheilung an den Zuschauern vorbeiritten, grüßten viele, und und es war überhaupt die Haltung der französischen Soldaten sowohl als der übrigen Anwesenden eine solch' ruhige und ernste, daß der ganze Vorgang sogar einen sehr feierlichen Charakter angenommen hatte. Es ist allerdings da-

bei in's Auge zu fassen, daß die Bayern im Allgemeinen sich bei den Franzosen fast beliebt gemacht hatten.

Gegen 10 Uhr zogen wir also ab, und ich muß gestehen, daß die Bedeutung dieses Moments mich gewaltig erfaßte; ich mußte mir die Frage aufwerfen: Werden deutsche Truppen wieder einmal dorthin kommen? Hoffentlich nein, — die Franzosen sollten wohl an dem letzten Eroberungsversuche genug haben. Bei Joinville le Pont passirten wir die Brücke an den französischen Posten vorbei; ein Lieutenant und ich nahmen aber noch ein Frühstück ein und trabten dann, als die letzten Abziehenden, unseren Abtheilungen nach. Unser erstes Quartier, in Collégien, war ziemlich gut. Am 21., Mittags, kamen wir nach Esbly, wo ich bei einem alten Junggesellen einquartiert wurde, der mich fürchterlich mit Speisen traktirte (unter stetem Bedauern, daß ich so wenig esse) und dann eine Wasserfahrt mit mir machte. Obwohl es ziemlich viel regnete, so war doch unser ganzer Marsch in dieser wunderschönen Gegend wahrhaft herrlich. — Am 22. Sept. marschirten wir durch Meaux nach May-en-Multien, woselbst wir am folgenden Tage auch Rasttag hielten. Ich war bei einer sehr liebenswürdigen Familie auf einer Ferme einquartiert, wo es hoch herging. Am 24. Sept. kamen wir durch La Ferté-Milon und den hübschen Ort Villers-Cotterêt nach Montgobert, woselbst wir Offiziere im Schlosse des Marschalls Grafen v. Cambacérès Quartier nebst Verpflegung erhielten; das Diner wurde von 3 Lakaien servirt. Am folgenden Morgen um 5 Uhr ritt ich mit einigen Unteroffizieren nach Soissons, woselbst ich (es ist 20 Kilometer Entfernung) in anderthalb Stunden ankam. Da wenig Militärstallungen dort sind, so kostete es einige Mühe, unsere 72 Pferde unterzubringen.

Die Stadt selbst machte keinen ungünstigen Eindruck auf mich. Sie hat zwar nur etwa 7000 Einwohner, ist aber doch ziemlich ausgedehnt, da in derselben viele prächtige Gärten sind. Außer dem Dome findet sich von Gebäuden nichts Bemerkenswerthes hier. Ein Kaffeehaus führt das Schild: „Héloise et Abeilard", was mich daran erinnerte, daß gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein Konzil oder eine Priesterversammlung hier stattfand, wo Abeilard sich zu vertheidigen hatte.

Im Jahre 1814 wurde unter Blücher an demselben Platze Bresche gelegt, wie im vorigen Jahre von unseren Truppen; man sieht jetzt noch Spuren der Blücher'schen Batterieen.

Ich habe ein hübsches und ruhiges Quartier bei einem Notär, natürlich ohne Verpflegung. Das Leben ist ziemlich theuer; unter 10 Francs per Tag für laufende Bedürfnisse komme ich nicht durch.

Auf dem ganzen Marsche kam uns nichts Unanständiges vor, man müßte denn die hie und da gehörten Zurufe: „Au revoir en Allemagne!" dafür halten, was ich aber nicht thue, da ich den so stark gedemüthigten Franzosen gerne den Trost gönne, den sie in der Aussicht eines Vergeltungskrieges finden; zudem waren mit diesen Zurufen keine drohenden, noch verhöhnenden Geberden verbunden."

Mannigfaltiges.

Als charakteristisch für die Zustände in Mähren mag folgende Parodie der Wacht am Rhein gelten:

Die Wacht in Brünn.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall
Zum Kampf für Freiheit überall,
Wir alle stehen muthig ein,
Wie unsre Brüder einst am Rhein.
Der deutsche Mann mit biederm Sinn
Hält fest und treu die Wacht in Brünn.

Auf blickt er in des Himmelsblau'n,
Wo Heldenväter niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du, Brünn, bleibst deutsch wie meine Brust!
Der deutsche Mann mit biederm Sinn
Hält fest und treu die Wacht in Brünn.

So lang in uns ein deutsch' Geblüt,
Die deutsche Faust den Degen zieht
Und deutscher Arm die Büchse spannt,
Wirst czechisch nicht, mein Mährenland!
Der deutsche Mann mit biederm Sinn
Hält fest und treu die Wacht in Brünn.

Und wenn im Tod mein Aug' auch bricht,
So werd' ich doch ein Czeche nicht!
Wir Deutschen stehen fest geschaart
Und scheuen keinen Hohenwart!
Der deutsche Mann mit biederm Sinn
Hält fest und treu die Wacht in Brünn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 122. Montag, 16. Oktober 1871.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

Von C. H. v. Debenroth.

(Schluß.)

Flora enteilte, dem Vater die Nachricht zu bringen. Wir geben dem Leser statt jeder Erklärung den Brief. „Herr Graf," so lautete derselbe, „angesichts meines gewissen Todes bitte ich Sie, aus den Händen eines Mannes, der sich schwer an den Ihrigen versündigt, Papiere entgegenzunehmen, welche darthun, daß die Ehre Ihres Vaters frevelhaft von mir aus Rache kompromittirt worden. Ich habe meine Handlungsweise in langen Jahren schwer bereut, aber ich mochte mich nicht selber brandmarken, Ihrem Vater gerecht zu werden. Ich bin schwer bestraft für meine Sünden, am eigenen Fleisch und Blut habe ich Schmach und Schande erfahren. Sagen Sie meinem Bruder, meiner Nichte, daß Omar nicht mehr lebt; als Befehlshaber der Franctireurs habe ich den eigenen Sohn niederschießen müssen, weil er unsere Waffen entehrte, Verwundete verstümmelte und mit kannibalischer Wuth Wehrlose zu Tode marterte.

„Ich weiß, welches Opfer Flora gebracht, ich weiß, daß sie weder Omar noch mich beweinen wird, ich scheide aus der Welt, ohne daß Jemand um mich klagt. Selbst Diejenigen, welche mich einst geliebt, werden aufathmen, wie von einer Last befreit, wenn ich von hinnen gegangen.

„Es sind mir in kurzer Zeit viele Erfahrungen geworden, Vieles ist mir sehr nahe gegangen und jetzt, da ich den Tod erwarte, fühle ich das Bedürfniß, etwas Versöhnendes zu thun.

„Eduard, ich habe Ihre Eltern beraubt, verschmähen Sie nicht, einen Ersatz aus meinen Händen anzunehmen. Ich würde glücklich sein, könnte ich dem Sohne Anna's den Namen geben, den seine Mutter zu tragen verschmähte, aber ich wage es nicht, Ihnen Das anzubieten. Ich sehne mich darnach, Sie zu sprechen, Ihnen mein Testament zu übergeben, welches mein Bruder, so wie ich ihn kenne, gewiß respektiren wird. Wenn ich recht ahne, findet sich vielleicht ein Ausweg, der Ihnen ein Abrechnen mit meinem Bruder erspart.

„Ich diktire dies Schreiben meinem ältesten Neffen. Er kennt meine Absichten und billigt sie. Er wird an meiner Stelle reden, wenn Sie zu spät kommen, um mir ein Wort der Verzeihung zu sagen, ehe ich von dieser Erde scheide." —

„Die Geschichte ist sehr seltsam," sagte Senden, als Holm ihn um Urlaub bat. „Es kann eine Falle sein, in die man Dich lockt. Der Franctireurskapitän muß wissen, daß mit Dir zugleich Derjenige erscheint, der die Pflicht hat, ihn, wenn er noch transportfähig, jedenfalls aber seine Mitschuldigen, zu verhaften, und er schreibt, als handle es sich nur um die Erledigung einer Privatangelegenheit. Ist der älteste Sohn des Marquis bei der Touler Affaire betheiligt, so ist er sehr naiv, wenn er wenige Meilen von hier ein Testament zu vollstrecken gedenkt; der Waffenstillstand schützt keine Mörder!"

„Die Bestimmung lautet: Franctireursbanden werden sofort aufgelöst," entgegnete Holm, „hiernach sind sie gewissermaßen als Truppe betrachtet und pardonnirt. Der Brief ist übrigens aus T., und ich glaube nicht, daß der Marquis gewagt hätte, von dort einen Boten zur preußischen Feldpost nach Bar-le-Duc zu senden, wenn er Etwas zu fürchten hätte. Wenn ein Theil seiner Leute die Touler Brücke gesprengt, so geht aus seinem Schreiben hervor, daß er die dabei vorgefallenen Gräuel mißbilligt und bestraft hat, also nicht wohl dafür verantwortlich gemacht wer-

den kann. Ueberdem ist es eine Privatnachricht, die ich Dir anvertraut."

„Schon gut," unterbrach ihn Senden lächelnd, „ich will schweigen, aber den Urlaub verweigere ich. Die Familie des Marquis mag nach T. fahren, Du wirst den Wagen eskortiren und ein Dutzend Leute mitnehmen, um in T. Hafer und Vieh zu requiriren; lasse also den großen Leiterwagen anspannen."

Holm drückte die Hand des Freundes, der ihm auf diese Weise für alle Fälle einen sicheren Schutz mitgab, Senden aber verbat sich jeden Dank.

„Sollte demnächst eine Verlobung stattfinden," sagte er, „so lade ich mich dazu ein."

Wir brechen unsere Erzählung hier ab. Die Hoffnung des Marquis Emil, Eduard noch die Hand zu drücken, war ihm nicht erfüllt worden; er war verschieden, ehe der Besuch aus Brin-le-Duc in T. eintraf. Eine Kugel, welche er von den eigenen Leuten erhalten, als er ihnen in Entrüstung über die bei Toul verübten Gräuel Schmähworte in's Antlitz schleuderte, hatte ihm die Brust durchbohrt. Sein Neffe hatte ihn nach T. gebracht, nachdem auch er die Abzeichen der Franctireurs abgelegt. Er erzählte Holm, daß sein Oheim die Sprengung der Brücke angeordnet, weil er geglaubt, Bourbaki habe siegreich die deutschen Linien durchbrochen; weitere Zerstörungen der Bahnen seien beabsichtigt gewesen, um den Deutschen vor Paris alle Verbindungen abzuschneiden. Der Marquis habe jedoch, als er die Nachricht von der Niederlage Bourbaki's erhalten, sich mit ihm aufgemacht, den Anschlag, mit dessen Ausführung Omar betraut gewesen, noch zu verhindern, aber er habe diesen dabei getroffen, wie er mit scheußlicher Bestialität einen Verwundeten gemordet. „Der Oheim," schloß der junge Mann, „schoß Omar nieder, ohne ein Wort zu sprechen, nur war sein Antlitz todtenbleich und er suchte wohl darauf selber den Tod, denn er reizte durch seine Schmähworte die abziehenden Franctireurs zur Wuth und drohte, sie den Preußen zu überliefern.

Holm sprach bei der Leiche Dessen, der ihm im Leben ein Schreckgespenst gewesen, ein stilles Gebet. In den Papieren des Todten fand er beglaubigte Dokumente über die von Brin-Hilaire gegen seinen Vater geschmiedete Intrigue, derart geordnet, daß er sie nur dem heimathlichen Gericht zu übersenden brauchte, um die Ehre seines dahingegangenen Vaters von dem Flecken zu befreien, den damals der Verdacht auf sie geworfen.

Emil Brin-Hilaire hatte in seinem letzten Willen angeordnet, daß Eduard Graf Holm die Rente erbe, welche sein Bruder bisher ihm gezahlt, oder ein entsprechendes Kapital, falls kein anderes Arrangement getroffen werde, welches ihm das durch Verschulden des Marquis verlorene Erbe seines Vaters in Gestalt einer „Mitgift" ersetze.

Flora ward Gräfin Holm, und zwar nicht blos — um den Willen des Todten zu ehren.

Der Erfinder der Lithographie.

Ein alter beliebter Schauspieler des Münchener Theaters liegt auf dem Sterbebette; ein frischer zwanzigjähriger Jüngling kniet an demselben und sieht schmerzbewegt in das Auge des Vaters. Ein Seufzer noch — und der alte Schauspieler ist eine Leiche. Der brave Sohn bricht in Thränen aus und bedeckt die kalten Lippen mit seinen Küssen. Ueber den Leichnam gebeugt, spricht er: „Vater, verzeihe mir, wenn ich gegen Deinen Willen handle; doch, bei Gott! ich werde Deinem Namen keine Schande machen!" Dann stürzt er hinaus in's Freie, die dumpfe Luft des Zimmers scheint ihn zu ersticken. Drei Tage später bewegte sich ein langer Leichenzug nach dem Friedhofe. Sämmtliche Mitglieder des Theaters gaben ihrem verstorbenen Kollegen das letzte Geleit; knapp hinter dem Sarge schritten der Direktor und an seiner Seite der Sohn des Dahingeschiedenen. Die letzte Scholle Erde kollerte in die frische Grube; man trat den Rückweg von dem Orte der Ruhe an. Wieder in der Stadt angelangt, wendete sich der nun verwaiste junge Mann an den Theater-Direktor: „Herr Direktor, was soll nun mit mir werden?" „Sie werden Ihre juristischen Studien vollenden. Der Verstorbene war nicht nur mein Mitglied, er war auch mein Freund. Lassen Sie mich für das Weitere sorgen!" Der Jüngling erfaßt hierauf die Hand des Direktors, und in beinahe flehendem Tone sprach er: „Gut, ich nehme ihre Unterstützung dankbarst an, doch gewähren Sie mir dieselbe in anderer Richtung. Engagiren Sie mich bei Ihrem Theater!" „Junger Mann," erwiederte der Direktor streng, „haben Sie die Bitte Ihres verstorbenen Vaters so schnell vergessen? Beschwor er Sie nicht tausend Mal, kein Komödiant zu werden?" „Ich werde Das vor mir und Dem, der jetzt da droben, zu verantworten wissen," war die feste, entschlossene

Antwort. — — Der Direktor hatte sich nachgiebig gezeigt. Konnte er den Drang des jungen Mannes, den Brettern, die die Welt bedeuten, anzugehören, unterdrücken? Nahm er ihn nicht als Mitglied auf, so hätte es gewiß ein anderer Leiter eines weiß Gott in welchem Neste verrannten Thespiskarrens gethan. So gab er sich denn als Mittel dazu her, daß der Wunsch seines alten Freundes gebrochen wurde: wenigstens behielt er hierdurch dessen Sohn gewissermaßen unter Obhut. Das Debut des neuen Priesters Thaliens fiel gerade nicht brillant, aber auch nicht ungünstig aus. Versprach er auch keine Mime wie Iffland, Fleck oder Schröder zu werden, so schien er sich doch zu einem sogenannten „verständigen" und „verwendbaren" Schauspieler zu qualifiziren. Und die konnte man auch um das Jahr 1791, zu welcher Zeit unsere Geschichte spielt, recht gut brauchen. Unserem jungen Mimen wurde auch der Posten eines Requisiteurs übertragen. Als solcher hatte er nicht nur dafür zu sorgen, daß in den Ritterstücken die Schwerter, Streitäxte, Humpen und andere mittelalterliche Geräthschaften, in den Lustspielen hingegen die unvermeidlichen, auf die Geschicke des sich zum Schlusse jedesmal „kriegenden" Liebespaares so wichtigen, einflußübenden Briefe zur Hand waren, sondern außerdem gehörte auch noch das Abstempeln der Theater-Eintrittskarten in sein Ressort. Eines Abends kam ein kleines Schauspiel aus der Feder des jungen Schauspielers und Requisiteurs, betitelt: „Der Mädchenkenner", zur Aufführung. Die Aufnahme dieses ersten Versuches war eine günstige. Der Autor war voll Seligkeit und Entzücken und schwebte mehr, als er ging, die Anweisung auf das am nächsten Tage bei dem Kassirer zu behebende Honorar wie eine Siegestrophäe in der Hand haltend und des niederströmenden Regens gar nicht achtend, nach der Vorstellung seiner in der Nähe des Theaters gelegenen bescheidenen Wohnung zu. Hier angelangt, hätte er sich, abgespannt durch die Aufregung des heutigen Abends, so gern alsogleich in's Bett und einem beruhigenden Schlaf in die Arme geworfen; doch was dem Schauspieler und Dichter vergönnt gewesen wäre, dies konnte sich der Requisiteur nicht erlauben, denn in dieser Eigenschaft mußte er ja heute noch die Karten für den nächsten Tag abstempeln. Mißmuthig warf der Dichter seine Honoraranweisung auf den Tisch, nahm die mit Druckerschwärze befeuchtete Stampiglie zur Hand und schickte sich an, das langweilige Geschäft so rasch als möglich abzumachen, um zur ersehnten Ruhe zu gelangen. Da riß ein jäher Windstoß beide Fensterflügel auf und drang in's Zimmer, hob das kostbare Blatt Papier vom Tisch und hätte es auch sicher zum Fenster hinausgewirbelt, wäre es seinem Eigenthümer nicht gelungen, es durch einen schnellen Griff zurückzuhalten. Nachdem der junge Mann das Fenster wieder geschlossen hatte, belastete er das vom Regen noch feuchte Papier, um es vor dem tückischen Sturme zu schützen, mit einem gerade am Tage vorher von einem Choristen eingehandelten Rasirschleifsteine. Kaum aber war die letzte Karte abgestempelt, so warf sich der glückliche Dichter auf sein nicht allzu weiches Lager, und beseligende Träume von Ruhm, Ehre, Unsterblichkeit, Lorberkränzen und Goldbarren versüßten ihm den Schlummer. Als er am Morgen erwachte, war sein erster Blick auf das wichtige Papier gerichtet, das ja seinen Dichterlohn Schwarz auf Weiß enthielt. Er befreite es von der Last des Schleifsteins; doch welch unerwarteter Anblick bot sich ihm dar! Die Inschrift der Stampiglie, welche letztere am Abend mit dem Steine in Berührung gekommen, erschien haarscharf auf dem Papiere abgedruckt. Da der Requisiteur stets darauf bedacht sein mußte, jede Erfahrung zur Vereinfachung seiner Berufsgeschäfte auszubeuten, so ließ ihn diese zufällige Entdeckung nicht mehr ruhen noch rasten. Kaum hatte er sein Dichterhonorar gehoben, so eilte er, um größere Steine von der Art des Schleifsteins zu kaufen, mit denen er Versuche anstellte, die ausgeschriebenen Singstimmen der Choristen zu vervielfältigen. Bald schlug er Schauspiel und Dichtkunst an den Nagel und beschäftigte sich nunmehr ausschließlich mit seiner Erfindung, zu der ihm ein glücklicher Zufall den ersten Anstoß gegeben. Er setzte sich mit dem Hofmusiker Gleißner in München in Verbindung, und es gelang ihm, auch den Musikalienhändler Falter für die Sache zu interessiren. Nach neunjährigem rastlosem Streben erhielt der ehemalige Dichter und Requisiteur ein Privilegium auf seine Erfindung, und der Musikalienhändler André in Offenbach erkaufte von ihm die Mittheilung des gesammten Verfahrens um eine beträchtliche Summe. Der Wunsch des alten Schauspielers aber sollte in Erfüllung gehen. Sein Sohn starb nicht als „Komödiant", sondern als hochgeachteter und geschätzter Erfinder der Lithographie am 26. Februar 1834 zu München, derselben Stadt, wo er vor 44 Jahren seinen ersten theatralischen Versuch gewagt hatte. Sein Name

ist Johann Nepomuk Franc Alois Sennefelder, geboren 6. November 1771 zu Prag. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages werden eben die Vorbereitungen getroffen.

Literarisches.

Neue Gedichte von Emil Rittershaus. Leipzig, Verlag von Ernst Keil, 1871.

Vor etwa fünfzehn Jahren trat Emil Rittershaus zum ersten Male mit einem Bande lyrischer Dichtungen an die Oeffentlichkeit. Der Ton, den er anschlug, war gerade nicht neu, hatte aber einen solchen Klang unmittelbarer Herzlichkeit, daß man ihn gern hörte und als den Ausdruck einer ächt deutschen Gemüthsstimmung wieder empfand. Manche einzelne Gedichte fanden so allseitigen Beifall, daß sie in fast alle Chrestomathieen (Mustersammlungen) für Schule und Haus übergingen. Inzwischen ist diese erste Sammlung bereits in dritter Auflage bei E. Trewendt zu Breslau erschienen, während der fünfzehn Jahre aber hat Rittershaus sich auch vom Jünglinge zum kräftigen Manne entwickelt. Wer ihn dabei im Auge behielt, konnte ihm fast Schritt für Schritt folgen. Denn der Dichter war gleichsam auf die Tribüne gestiegen, um „vor allem Volk" öffentlich in Festversammlungen oder in Zeitschriften die poetische Seite, die er diesem oder jenem bedeutenden Ereigniß der geschichtlichen Gegenwart abzugewinnen gewußt, mit dem ihm eigenen lyrisch-rhetorischen Pathos auszumalen. Alle diese durch viele Jahrgänge verstreuten poetischen Ansprachen in gebundener Rede finden wir jetzt in dieser neuen Sammlung hübsch bei einander; sie füllen die größere Hälfte des vorliegenden, 311 Seiten starken Bandes als Zeit- und Gelegenheitsgedichte, sowie als Kriegs- und Vaterlandslieder. In dem schwungvollen Gedichte „Rechtfertigung", welches auf S. 153 die ganze Reihenfolge einleitet, weist der Dichter sich darüber aus, warum er gerade so vor allem Volke singt und redet:

Es ist ein Müssen,
Daß wir der Zeiten Spiegel sind,
Daß uns so oft in Zornergüssen
Das Lied aus tiefster Seele rinnt.
Uns treibt das Höchste, das Gewissen,
Daß in des Kampfes ernster Zeit
Die Muse mehr als Lieb' und Küssen
Der Menschheit Jammer Sprache leiht.
Wir sind des Volkes heil'ge Zungen
Und haben ein geweihtes Amt —
Im Kampf, den uns're Zeiten schlagen,
Zieh'n als Trompeter wir voran,
Nicht um die Volksgunst ist's ein Jagen,
Es ist ein Muß, ein eisern Soll!

In der That, Rittershaus zeigt sich wohlberufen, so als Dichter zu deutschen Männern zu sprechen. Ihm steht die Kraft des Wortes zu Gebote, und selbst wenn die Neigung zum Rhetorischen ihn mitunter in's Breite zieht, so findet er doch auch bald wieder den Punkt, wo er sich straff zusammennimmt und den Grundgedanken zu voller Wirkung bringt. Wie sein Talent übrigens in der eigentlichen epischen Erzählung, die ja eine breitere Entfaltung zuläßt, sich bewährt, davon gibt die erste Rubrik „Bilder und Lieder" einige vortreffliche Proben, z. B. „ein deutsches Herz" (der Schiffbruch auf dem Erie-See). In der Rubrik „Gott und Natur" ist namentlich das Gedicht „Mutters Lied und Vaters Augen" von tiefernster Stimmung und Wirkung:

Wenn einst der Tag naht, wo ich sterben soll,
Wenn starr ich liege mit verstummtem Munde,
Dann sing', Natur, dann singe liebevoll
Ein Schlummerlied mir für die letzte Stunde!
Wenn auf des Siechen leichenfahl Gesicht
Des Schmerzes letzte Thränen niederthauen,
Dann, ew'ger Vater, wenn das Auge bricht,
Laß mich in deine Vateraugen schauen.

Dieser weiche Ernst, dem Rittershaus wohl zumeist den Erfolg seiner Jugendgedichte verdankt, ist auch in dieser neuen Sammlung der Grundton geblieben, der überall, auch in der fröhlichen und in der kräftig gehobenen Stimmung mehr oder weniger dominirend durchklingt. Gar innig und sinnig, so recht das deutsche Herz und Gemüth ansprechend, sind die Lieder der „Liebe", welche das Glück des Ehe- und Familienlebens preisen. Wem, der dieses Glück erlebt, lacht nicht das Herz bei dem „Doppel-Kleeblatt"?

Drei Mägdlein und drei Buben, die springen um mich her,
Die werfen in den Stuben mir Alles kreuz und quer,
Die machen mir Beschwerden mit manchem dummen Streich
Und schaffen mir auf Erden mein kleines Himmelreich.

Und wessen Gemüth fühlt sich nicht tief bewegt bei der „Nacht am Herde"? Wie aber um Alles in der Welt kommt in diesen frischblühenden Kranz die neunblätterige wilde Rose, die sich so fremdartig „Suleika" nennt? Nun, wir wollen mit dem Dichter nicht in's Gericht gehen, daß er auch einmal versucht hat, in den glühenden Farben des Orients zu malen; hat er doch selbst anderswo gesungen:

Ich trug ja nur in fremde Welten
Der alten Liebe Bild hinein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Mittwoch, 18. Oktober 1871.

Gerichtet — Gerettet! *)

Mündlichen Mittheilungen nacherzählt von Gustav Schollwöck.

1.

Der Kampf war zu Ende. Er war mit großer Erbitterung geführt worden. Es war auch gar zu anmaßend von den Herren Mobilgarden, uns angesichts des zu unserem Quartier für die folgende Nacht bestimmten Städtchens einen blutigen Aufenthalt zu bieten. Nun waren sie zum großen Theil gefangen, versprengt oder die Opfer unseres Angriffs geworden. Aus den Aussagen der von allen Seiten beigeschleppten Gefangenen war zu entnehmen, daß die eben geschlagene Abtheilung nur die Vorhut eines größeren Truppenkörpers war. Sie nannten sich die „Mobiles de la Sarthe"; ihr Zweck war diesmal, uns den Eintritt in dies Departement zu verwehren. Der erste Versuch war mißglückt, doch wurde uns klar, daß der Hauptschlag in der betretenen Gegend in allernächster Zeit noch zu führen sein werde.

Ich gehörte zur *. bayer. Division, von welcher Abtheilungen an dem eben erwähnten Kampfe bei Thirou, am 21. November 1870, betheiligt gewesen und nun zu einer erquickenden Rast vor dem Städtchen versammelt waren.

Der Disput, welcher sich über die nächsten Möglichkeiten im engen Freundeskreise der Offiziere unseres Bataillons eröffnet hatte, wurde jäh abgebrochen:

„Drittes Bataillon des —ten Regiments auf Vorposten! Sogleich abmarschiren auf der Straße nach Nogent le Rotrou; Stellung senkrecht auf die Straße, rechts ist Verbindung mit der —ten Division zu suchen."

Ist gut. Die Ordonnanz reitet ab, das Bataillon bricht auf. Ein vorsichtiger Marsch von einer kleinen Viertelstunde, wir sind an Ort und Stelle.

„9. und 10. Kompagnie in die erste Linie!"

„Hat ihm schon," brummte es neben mir; die Stimme kam vom Feldwebel, der mit zweifelhaftem Lächeln seinen unwillkürlichen Ausruf begleitete. War sonst ein braver Kerl, unser Feldwebel, aber die leidigen Vorposten verursachten ihm stets Beschwerden.

Ich warf einen Blick nach dem Himmel. Man thut Das instinktiv, wenn man auf Vorposten zieht. Ist kein Mond da, so sucht man nach Sternen; sind keine Sterne da, so sieht man — Wolken: brrr, unser Feldwebel hatte doch in einigen Beziehungen Recht.

Also heut' waren Wolken am Himmel, ächte, rechte Regenwolken, hastig jagten sie über unseren Häuptern hin.

„Gute Vorposten!" rief es uns nach, als wir uns von den Uebrigen trennten. Ich mußte lachen, und Karl und Karlchen lachten mit.

Ein lustiges Kleeblatt, wir drei Offiziere von der neunten Kompagnie! Seit dem Kampfe bei Coulmiers führte Karl, ein junger Lieutenant, das Kommando in der Kompagnie, Karlchen und ich, im Dienstalter jünger, waren als Landwehroffiziere ihm zugetheilt. Alle drei im gleichen Alter, keiner über 22 Jahre alt, Alle von gleichem Humor beseelt — — und jetzt? Karlchen wurde am 4. Dez. in's Bein geschossen, Karl stürzte am 8. Dez. an meiner Seite nieder, um sich nie wieder zu erheben — — c'est la guerre, sagen die Franzosen; Das ist zum Weinen, sage ich. — —

„Hat ihm schon," hörte ich lauter sagen; der Feldwebel wischte den ersten Regentropfen von seiner rothen Nase; die Diener brachten unsere Kautschukmäntel, zahlreicher wurden die feuchten Grüße des Himmels, aber ruhig und gleichmüthig zogen unsere braven Soldaten fürbaß.

Das war eine heillose Nacht! Der Regen fiel in Strömen unaufhörlich nieder. Die Pflicht

*) Aus dem „Sammler".

verbot jedwede Erleichterung. Ein kleines, halbzerfallenes Gebäude diente der Feldwache als Zufluchtsort. Bei ihr mußte Karl als Befehlshaber der Kompagnie bleiben, Karlchen und ich theilten uns in das Vergnügen, die Nacht im Straßengraben umherzuplätschern oder die äußerste Vorpostenkette abzuschleichen — ich übernahm die erste Hälfte der Nacht.

Die Aussicht war völlig gehemmt, größte Aufmerksamkeit nöthig. Schon zwei Mal war ich die ganze Linie abgewandert, weniger, weil es meine Pflicht gewesen wäre, sondern weil mir diese Bewegung lieber war, als das Frösteln in ruhiger Stellung — im Straßengraben. Ich zählte die Stunden, bis Karlchen mir seinen Platz auf der Feldwache räumen würde. Es war erst 10 Uhr, also noch 2 Stunden! Zum dritten Male begab ich mich auf den Weg.

Ich nähere mich der linken Flügelvedette. Da fällt ein Schuß; fast gleichzeitig ein zweiter. Ich greife nach dem Revolver und schleiche näher. Da höre ich Stimmen: „Gewehr her oder ich schieß', dann treff' ich aber besser als Du, Halunke!" Dazu parlirt es — eben bin ich am Platze angelangt, da höre ich einen dumpfen Fall, ich sehe die Umrisse eines Soldaten, welcher den Kolben schwingt — ich springe herzu und greife ihm in den Arm:

„Schon gut, Menk, stellen Sie das Gewehr nieder; Den haben Sie für immer unschädlich gemacht!"

Der Soldat kehrte sich rasch um, erkannte mich an der Stimme und am Geräusch des Säbels.

„Melde, Herr Lieutenant, gehorsamst, hier sind zwei Franctireurs; einer hat auf mich geschossen, aber nix getroffen; den andern hat mein Kam'rad niedergeblitzt!"

Aus dem feuchten Gestrüppe, hinter welchem die beiden Soldaten gedeckte Stellung genommen hatten, arbeitete sich ein Mann empor. Er gestikulirte mit den Händen, als wollte er mich umarmen, und ein Schwall von Worten brach aus seinem Munde hervor. Ich hielt ihm den Revolver vor die Nase und sagte leise, aber verständlich: „Taisez-vous! Noch ein Wort und ich schieße Sie nieder!" Der Fremde sprang bei Seite, fühlte sich aber von den kräftigen Händen Menk's festgehalten. Da ihn die Mündung meines Revolvers verfolgte, so schwieg er.

„Wo ist der Andere?" fragte ich nun.

„Da liegt er, Herr Lieutenant."

„Sie haben ihn erschossen?"

„Mausetodt, Herr Lieutenant; ich sah, wie er schnell sein Gewehr hob, um Menk zu treffen, der sich den Beiden zu sehr blosstellte."

„Gut. Achten Sie genau auf Ihre Umgebung. Vielleicht sind es nicht die Einzigen. Den da nehme ich mit mir; sorgen Sie, daß, wenn die Ablösung kommt, Sie den Todten zu meinem Piket hinüberschleppen!"

„Sehr wohl, Herr Lieutenant."

Ich gab dem Gefangenen einen Wink, nahm dessen Gewehr um meine Schultern und wies ihm mit dem Revolver die Richtung, in welcher er zu gehen hatte. Den zweiten Versuch zu einer Vertheidigungsrede wies ich durch die entsprechende Bewegung energisch zurück. Der Fremde trollte halblaut wimmernd, indem er nun seine Worte an sich selbst richtete, über das bodenlose Feld hin.

Auf der Straße angekommen, sandte ich ihn, nachdem ich nur die allernöthigsten Fragen an ihn gestellt, mit einigen Geleitsworten zur Feldwache zurück. Karlchen, ein ganz guter Franzos', sollte dort das eigentliche Verhör vornehmen. Ich konnte mich auf der äußersten Linie nicht damit befassen.

Mitternacht kam und mit ihr die Ablösung. Den Todten hatte ich untersuchen lassen, so gut es bei der Finsterniß umher ging; man hatte viel Munition für seinen doppelläufigen Lefaucheux, einen Sack mit außergewöhnlich vielem Mundvorrath bei ihm gefunden.

„Nun, ist er geständig?" fragte ich Karl.

„Beileibe nicht. Er behauptet, einen Bock gejagt zu haben. Er wußte gar nicht, daß die Prussiens auf der Straße ihre Vorposten hätten."

„Und warum hat er geschossen?"

„Weil ihm das Gewehr losging —"

Im Gemach befanden sich mehrere Unteroffiziere und Soldaten, die mit uns die geringe Behaglichkeit eines rauchenden Kamins theilten. Sie lachten über das unschuldige „Losgehen". Ich streckte mich auf einer Art Strohsack behaglich aus, mein Bursche kam mit einer dampfenden Tasse Thee herbei. Während ich den wärmenden Trank schlürfte, hatte ich Zeit, den Gefangenen näher zu betrachten. Derselbe hatte mit ungeheurer Aufdringlichkeit schon mehrere Male versucht, das Wort an mich zu richten. Mit eisiger Ruhe ließ ich ihn schwätzen.

Karl erwähnte, daß in den Taschen des Gefangenen sehr viel scharfe Munition zu dessen Kugelbüchse gefunden wurde; daß ihn derselbe tausend Mal gebeten, ihn ruhig ziehen zu lassen,

da er ein ehrbarer Bürger von Nogent sei und von seiner Familie so sehnlich zurückerwartet werde. Seine Frau sei sogar eine Deutsche, er selbst nie ein Feind der guten „Messieurs les Prussiens“ gewesen. Uns ekelte diese hündische Kriecherei an. Man sandte ihn unter Bedeckung zum Kommandanten des Bataillons zurück.

„Hat ihm schon,“ brummte unser Feldwebel und machte die entsprechende Bewegung mit dem Finger um die Kehle.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Worte.

Zwei Worte nenn' ich euch inhaltsschwer, zwei Kräfte, stärker als alle Herkulesse, zwei Tyrannen, die uns beherrschen mit eiserner Gewalt und uns zur Unterwerfung zwingen, wir mögen wollen oder nicht: Zeit und Geld.

Gebt mir Geld und laßt mir Zeit, und — ich fordere mein Jahrhundert in die Schranken.

Zeit und Geld sind die beiden Grundpfeiler der menschlichen und gesellschaftlichen Existenz.

Jeder zivilisirte Mensch benutzt die Zeit, um Geld zu erwerben, und es ist die höchste Aufgabe der spekulativen Philosophie, in möglichst geringer Zeit, durch möglichst geringe Arbeit, möglichst viel Geld zu verdienen.

Die wenigsten Menschen kommen zur Zeit, und nur Wenige kommen zu Gelde. Denn wer zu Gelde kommen will, muß zur Zeit kommen, zur Zeit da sein, die Zeit benutzen, die Zeit verwerthen, die Zeit ausbeuten. Um Geld zu gewinnen, ist keine Zeit zu verlieren, und Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Wer von seinem Gelde lebt, der hat viel Zeit, und wer von seiner Zeit lebt, der hat in der Regel wenig Geld.

Je mehr Zeit Jemand hat, desto mehr Geld braucht er, und je mehr Geld Jemand hat, desto weniger weiß er von der Zeit Gebrauch zu machen. Aber selbst der unbedeutendste Weltbürger kann sagen: Ich habe nicht umsonst gelebt!

Zeit ist Geld, sagt der Engländer. Was ihm die Zeit bringt, das ist sie ihm werth — das ist sein praktischer Standpunkt. Make money: das ist sein alchymistisches Bestreben. Aus Zeit macht er Geld. Alle seine Maschinen und Apparate haben nur den Zweck, die Zeit zu verlängern, die Zeit auszudehnen, aus der Zeit Kapital zu schlagen.

Zeit ist Geld, aber die Morgenstunde hat Gold im Munde. Nicht Jeder versteht es, das kalifornische Grubenwerk aufzusuchen, das Gold herauszuarbeiten, nicht Jeder versteht es, der Morgenzeit auf den Zahn zu fühlen, gar Mancher verschläft die Konjunktur, und die Morgenstunde geht über ihn zur Tagesordnung über.

Zeit und Geld stehen in einem eigenthümlichen Verhältniß zu einander. Es gibt Menschen, die zu Allem Zeit und zu Allem Geld haben, und es gibt Menschen, denen es immer an Zeit und Geld fehlt. Wer nicht weiß, was er mit der Zeit anfangen soll, der wird mit seinem Gelde leicht fertig. Die Oekonomie erstreckt sich eben so auf Zeit, wie auf Geld. Zeit sparen ist wichtiger, als Geld sparen. Die rechte Oekonomie verlangt die rechte Eintheilung der Zeit, der Kommunist ist aber mehr für Theilung des Geldes. So Manchem wird gepredigt, er möge mit der Zeit fortgehen, er geht aber lieber mit dem Gelde fort. Dem Einen gelingt es, jedes Jahr ein hübsches Sümmchen zurückzulegen, der Andere hat viele Jahre zurückgelegt, ohne auch nur einen Groschen zurückzulegen. So verschieden sind die Schicksale des Menschen. Geldmangel und Zeitüberfluß, Zeitverschwendung und Geldgeiz verbinden und ergänzen sich in ganz eigenthümlicher Weise. Es gibt Menschen, die so viel Geld haben, daß es ihnen an Zeit fehlt, das Geld todtzuschlagen, und es gibt Menschen, die so viel Zeit haben, daß sie selbst mit allem Gelde nicht wissen, wie sie die Zeit todtschlagen sollen.

Die Zeit als Begriff ist schwer zu fassen; Geld faßt sich leichter. Die Zeit ist ein Coupon der großen Aktie „Ewigkeit“. Es gibt kleinere und größere Coupons, die man auch als Zeit-Abschnitte bezeichnet. Jeder Mensch hat über eine gewisse Anzahl von Coupons zu verfügen, die von der Bank des Himmels eingelöst werden, wenn das Leben amortisirt wird.

Die Uhr ist der Coursbericht der Zeit. Das Gehen der Uhr ist das Vergehen der Zeit. Die Zeit, die Alles zerstört, zerstört sich jeden Augenblick selber. Saturn verschlingt seine eigenen Kinder. Jede Stunde stirbt am Schlag, und die wandelnden Zeiger sind Nichts als die spitzen Nägel am Sarge von Sekunden und Minuten.

Der Mann der Bildung weiß, was die Glocke geschlagen, oder was an der Zeit ist. Beständig an der Zeit ist nur ihr Wechsel. Tempora mutantur — und von den Tuilerien zur Wilhelmshöhe war nur ein Schritt. Den Wechsel der Zeit muß man respektiren wie den Geldwechsel,

und das Schlimmste bei beiden ist — der Verfalltag.

Was die Zeit leistet, das bestimmt ihren Werth. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Diese aber hängen von dem Geist ab, mit dem sich die Zeit vermählt. Die Ehe ist nur dann eine glückliche, wenn der Mann Etwas zu sagen hat, wenn er die Zeit versteht und thut, was sie will. Die Zeit, die dem Geiste untreu wird, die Nichts gibt auf den Geist, die — hat den Geist aufgegeben. Zeit ist Geld und Geld ist Zeit. Geld ist ein Zeitwort, d. h. ein Wort der Zeit, ein Wort zur Zeit. Geld haben ist in der Grammatik unserer Zeit ein Eigenschaftswort. An Gottes Segen ist Alles gelegen, aber nicht minder am Segen des Bergbaues. Mit seiner ganzen Kraft und seinem ganzen Willen umfaßt der Mensch der modernen Zeit das goldene Kalb, bis zu seinem letzten Willen, und da er im Begriff ist, mit dem Himmel seine Rechnung zu machen, sucht er noch vorerst am Lebens Ultimo die irdischen Conti auszugleichen, und das Geld, das er in der Zeit des Lebens multiplizirt hat, für Söhne und Töchter zu dividiren. Erst dann hat er die Zeit, das — Zeitliche zu segnen.

Die Zeit ist das Feld, in das wir säen, die Zeit ist der Boden, auf dem wir ackern, auf dem wir bauen. Wir säen Fleiß, wir säen Arbeit, wir säen Hoffnungen; wir säen Wind, um — Sturm zu ernten. Wir bauen auf die Zeit, und gar nicht selten Luftschlösser. Mit der Zeit pflückt man Rosen. Kommt Zeit, kommt Rath und — geheimer Rath. Wie der Weltgeist sitzen wir selber am Webestuhl der Zeit, aber nur Wenigen glückt es, Seide zu spinnen. Wir wollen viel zu viel Raschmacher sein. Wir sollten die Zeit festhalten und wir sorgen für den Zeitvertreib, wir sollten die Zeit verlängern und suchen sie zu verkürzen. So verfliegt die Zeit, das geflügelte Wort, der Sand des Stundenglases rinnt und verrinnt, bis wir — im Trocknen sitzen.

Ja, Alles hat seine Zeit und auch mein Spielen mit „Geld und Zeit" hat seine Zeit und seine — Grenzen. Ich habe kein Recht, mit der Zeit Anderer zu spielen. Ich spiele, sie — haben die Zeit verloren. Drum

Um nicht zu viel auf's Spiel zu setzen,
Ist's Zeit, dem Spiel ein Ziel zu setzen.

Mannigfaltiges.

Ein berühmter Arzt wurde in angetrunkenem Zustande zu einer vornehmen Patientin gerufen. Er traf sie im Bette, setzte sich, zog seine Uhr und begann, ihre Pulsschläge zu zählen. In seiner Angetrunkenheit konnte er damit nicht zu Stande kommen und, seine Uhr einsteckend, murmelte er, sich selbst Vorwürfe machend, in den Bart: „Wahrhaftig, richtig betrunken!" Dann verordnete er der Dame, im Bette zu bleiben, er werde am andern Tage wieder vorsprechen. Aber schon am andern Morgen erhielt er ein eigenhändig zu eröffnendes Schreiben von der Dame: „Lieber Doktor, Sie hatten Recht, ich kann's nicht leugnen. Aber, ich bitte Sie, sagen Sie keinem Menschen ein Sterbenswort, in welchem Zustande Sie mich getroffen, und nehmen Sie gefälligst einliegendes Honorar (eine 10-Pfund-Note) für Ihren Besuch."

Ueber Baron Josef Eötvös, den ehemaligen ungarischen Kultusminister, veröffentlicht Franz Pulszky als Einleitung zu einer Broschüre: „Vorderblätter aus den Werken von Baron Josef Eötvös" eine Studie, der wir nachstehende pikante Anekdote entnehmen: Von einer Reise nach London auf den Kontinent zurückgekehrt, konnte Eötvös Land und Charakter der Briten nicht genug preisen. „C'est sublime!" — damit schloß er seine Bemerkungen an der Table d'hôte, worauf ein Franzose, der ihm gegenüber saß, hinwarf: „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas." — „Oui, le pas de Calais," versetzte Eötvös, und die Folge dieser witzigen Antwort war eine Herausforderung.

Lebensphilosophie.

— Mischt
Zum Leichtsinn Weisheit, Ernst zum Scherze!
Haushaltet mit der Lebenskerze!
Die Fackel lodert wild und zischt
Schnell aus, indeß der Lampe zarte Flamme,
Dem Winde klug entrückt und sparsam aufgefrischt,
Nur mit dem Morgenroth erlischt.
Die Mäßigkeit ist des Vergnügens Amme.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 124. Freitag, 20. Oktober 1871.

Gerichtet — Gerettet!

Mündlichen Mittheilungen nacherzählt von Gustav Schollwöck.

(Fortsetzung.)

Mit vielen Unterbrechungen ruhte ich bis zum Morgen. Um die Zeit der Dämmerung stürmte plötzlich der Adjutant herein:

„Guten Morgen, meine Lieben! Von den Vorposten noch keine Meldung?"

„Meldung? Nicht das Geringste — Alles ist ruhig. Aber sag', was ist es denn mit dem tappern Franctireur?"

„Eben deßhalb — Das ist eine verfluchte Geschichte!"

„Nun — ich finde sie vielmehr sehr einfach."

„Ach, Ihr wißt ja noch nicht — der Kerl ist durchgebrannt!"

Wäre eine Granate durch das altersschwache Dach in unsern friedlichen Kreis vor dem ewig rauchenden Kamin gefahren, so hätten wir nicht schneller auffahren können.

„Durchgebrannt?" frug Alles zugleich.

„Aber wir haben ihn doch mit allen Sicherheitsmaßregeln zu Euch zurückgesandt!" rief Karl.

„Ist auch gut angekommen," fuhr der Adjutant fort; „die Meldung ging zum Herrn General zurück; bald darauf folgte der Bescheid, der Gefangene sei zu erschießen. Man theilte es ihm mit, damit er sich ein wenig vorbereite."

„Nun?"

„Der mit seiner Bewachung beauftragte Soldat muß wohl eingenickt sein — kurz, der Gefangene ist eben nicht mehr unser Gefangener."

„Teufel!"

„Unverschämtes Pech," brummte der Feldwebel; „jetzt hat's ihm schon nicht mehr."

Der Adjutant ging. Bald darauf begann der Vormarsch. Unser Bataillon gab die Spitze. Bei Nogent sollten wir mit der —ten Division zusammenstoßen, dort mußte uns der Feind erwarten. Ein Blick auf die Karte sagte uns, daß die Umgebung des Städtchens das geeignetste Feld zu einem erfolgreichen Widerstand gegen unsern Anmarsch wäre. Also — in ein paar Stunden!

Durch strömenden Regen ging's auf breiter Straße vorwärts. Karlchen pustete, denn er hatte sich auf seinem allzu weichen Lager im Straßengraben einen bösen Schnupfen zugezogen. Karl sprach vom guten Quartier, das uns nach so langen Kreuz- und Querzügen in den unwirthsamen Bauerndörfern der Beauce in der Stadt Nogent erwartete. Ich trippelte neben seiner Rosinante einher, fluchend über den entsprungenen Franctireur.

* * *

Aber der Feind erwartete uns nicht. Mit aller Vorsicht näherten sich die deutschen Kolonnen dem Städtchen Nogent le Rotrou. Lieblich liegt es, von reichem Wein- und Wiesenland umgeben, in einem tiefen Thalkessel. Rings wird das Panorama durch gewaltige Waldrücken abgeschlossen. Wollten sie uns da drinnen abfangen?

Mit klingendem Spiele ging es nach Nogent hinein. Schnell wurde die Höhe jenseits des Ortes erklommen und ausgekundschaftet. Niemand da — wo sind sie hin, die „Mobiles de la Sarthe?" „Heute Morgen waren sie noch da," sagte mir treuherzig ein Alter. „Um 7 Uhr verließen die Letzten die Stadt, nachdem sie die ganze Nacht hindurch gelärmt, getrunken, oh, la, la, la..... la pauvre France!"

„Waren ihrer Viele?"

„Die ganze Stadt war voll."

„Und warum sind sie denn fort?"

„Weiß ich's? Oh, ces mobiles, oh la, la, la!"

„Wer kommandirt sie?"

„Weiß ich's? Man sagt, Graf Kératry wolle in unserer Gegend die Deutschen aufreiben — écraser!"

„Hm, Graf Kératry — écraser!" Mit einem gemüthlichen Oh, la, la! gingen wir beruhigt weiter; im weiten Bogen herum kamen wir an den Bahnhof und besetzten das Telegraphenbureau.

Damit waren unsere Aufträge ausgeführt, wir kehrten in den Ort zurück.

Heute hatten die 83er Pech. Denn während wir unsere Quartiere in den „fashionablen Vierteln" von Nogent aufsuchten, marschirten sie an uns vorüber — auf Vorposten. C'est la guerre — heute mir, morgen dir! —

Ich ließ mich zu der mir bestimmten Wohnung führen. Zu ebener Erde desselben Hauses bemerkte ich einen geschlossenen Kaufladen.

„Das Zimmer ist im ersten Stock, Herr Lieutenant."

„Schon gut, brauche Sie nicht weiter."

Der Unteroffizier trat ab. Von meinem Burschen gefolgt, gelangte ich hinauf. Unter der Thüre wurde ich von einem alten Manne freundlich empfangen.

Unter den üblichen Kratzfüßen geleitete er mich an mehreren Zimmern vorüber zu einem entlegenen Gemach. Dort drückte er auf die Klinke — auf that sich die Thüre zu einem freundlichen, geräumigen Zimmer. Mein Bursche ließ ein „Hm" der Befriedigung ertönen. Ich trat ein und verabschiedete den Mann.

In der That war allen meinen Bedürfnissen hier auf das Bereitwilligste zuvorgekommen. Ein angenehmes Feuer brannte im Kamin. Dort stand der Waschtisch, aufgedeckt und mit feinem Linnen versehen. Auf dem Tisch zog alter Käse, Butter und Brod, eine Schale voller Früchte und eine Flasche Rothwein die Aufmerksamkeit von Herr und Diener auf sich. Das ganze Zimmer war mit hübschen modischen Möbeln ausgestattet, und erst das Bett — der Inbegriff des süßesten Wohlbehagens. Ich war zufrieden. Vorerst kümmerte ich mich nicht mehr um die Mobiles de la Sarthe.

Ich machte mir's schnell behaglich. Seit 36 Stunden wieder einmal gewaschen und gekämmt — welches Hochgefühl!

„Nun, Heinz, sorge auch für Dich; laß Dir Deine Schlafstelle zeigen und begehre flugs Etwas zu essen!"

Heinz hatte schöne Zähne. Er zeigte sie gern, so oft er den Mund zum Lachen verzog.

„Jawohl, Herr Lieutenant!" Schon war er verschwunden. Ich selbst überließ mich der heitersten Ruhe, welche nach langer Anspannung unserer geistigen und körperlichen Kräfte mit unendlichem Zauber unser Wesen einzuhüllen vermag.

Dieser köstliche Zustand dauerte indeß nicht lange. Heinz trat hastig und ziemlich laut ein, was er doch in meiner Schule längst gelassen hatte.

„Herr Lieutenant —"

„Nun, ist Etwas los?"

„Ja, denken Sie nur, Herr Lieutenant, ich habe ihn gesehen —"

„Zum Henker, sprich klar —"

„Den Franctireur."

Ich drehte mich auf dem Sopha herum, schaute dem Burschen aufmerksam in's Angesicht und brach in ein helles Lachen aus.

„Heinz, Heinz, daß Du mir nicht zu tief in die Flaschen Deines Quartierherrn guckst! Du weißt, was ich Dir gedroht!"

Aber Heinz hatte heute eine merkwürdige Festigkeit: „Herr Lieutenant, wenn ich diesmal nicht Recht habe, so will ich augenblicklich 24 Stunden lang Posten stehen."

Die ungemeine Spannung, welche sich im glänzenden Gesichte des Burschen ausdrückte, ließ mich das sonderbare Thema weiter verfolgen.

„Also was für einen Franctireur willst Du gesehen haben?"

„Den Kerl, der gestern auf den Menk geschossen hat und später durchgebrannt ist — draußen ist er."

Der letzte Zusatz wirkte. Ich sprang auf: „In unserer Wohnung?"

„Ja, Herr Lieutenant; schon zwei Mal ist er an mir vorübergegangen. Das erste Mal schon dachte ich: Den hast du irgendwo gesehen; wie er aber wieder vorbeikam, da war ich sicher. Er ist es gewiß."

„Der Mann hat wohl nur eine zufällige Aehnlichkeit mit dem Entsprungenen."

Heinz wies lächelnd die hübschen Zähne, schüttelte das Haupt wie Einer, der seiner Sache gewiß ist und entgegnete:

„Verzeihen, Herr Lieutenant, das war auch mein erster Gedanke. Aber der Zufall nahm mir meinen letzten Zweifel. In einer Ecke der Hausflur habe ich nämlich den dunkelgrauen Rock hangen gesehen, den er bei der Gefangennahme getragen. Ich habe daran reichliche Spuren des Falls entdeckt, da Menk ihn in's Gestrüpp geschleudert."

Heinz war stets ein pfiffiger Bursche gewesen. Im gegenwärtigen Falle imponirte mir besonders die Festigkeit, womit er seine Behauptung vertrat. Er trug sie nie, wenn er nicht sicher für Etwas einstehen konnte. Wenn er zum Beispiel in einem Quartiere sagte: „Herr Lieutenant, in diesem Haus muß ein Keller sein, den man uns künstlich verbirgt!“ so durfte ich sicher sein, daß Heinz bald darauf auch wirklich den künstlich verborgenen Eingang ebenso künstlich entdeckt hatte.

Mein Interesse wurde reger. „Das Gesicht und die Gestalt des Entronnenen habe ich getreu im Kopfe, sagte ich; seiner Kleidung schenkte ich weniger Aufmerksamkeit. Es käme darauf an, ihn zu sehen, dann würde ich mir auch das Urtheil über seine Identität zutrauen.“

In diesem Augenblicke tönte von der Straße herauf helles Schellengeläute. Ich trat an's Fenster und öffnete es.

Drunten stand der Ausrufer mit einem großen Blatt Papier in der Hand. Ein Kreis von Bürgern sammelte sich um ihn. Er verlas die Aufforderung des Maires, dem Befehl des Generals von der Tann zufolge binnen einer Stunde sämmtliche in Privathänden befindlichen Waffen auf der Mairie abzuliefern. Mit schlecht verhehltem Unwillen ging der Haufe auseinander.

Schon wollte ich mich wieder zurückziehen, da fiel mein Blick auf einen Mann. Sein Auge hatte einen Moment auf meinem Fenster geruht. Nun sah er vor sich auf den Boden nieder und schritt schnell auf die Thüre des Hauses zu, in welchem ich wohnte. Ein Gedanke blitzte in mir auf.

Mit gleichgiltiger Miene wandte ich mich ab, befahl dem Diener, das Fenster zu schließen und mich wieder im Zimmer zu erwarten. Mit weiten Schritten durchmaß ich dasselbe und gelangte auf den Korridor. Schon näherte sich Jemand — da stand er schon, auf der letzten Stufe der Treppe angelangt, vor mir. Ich gab mir den Anschein, als wäre ich eben im Vorübergehen begriffen. Als ich seiner ansichtig wurde, hielt ich jedoch ein und wandte mich mit freundlichem Tone an den Fremden:

„Guten Tag, mein Herr!“

Der Gruß wurde kalt zurückgegeben.

„Habe ich vielleicht die Ehre, den Herrn des Hauses zu sprechen?“ fuhr ich freundlicher fort.

„Das bin ich.“

(Fortsetzung folgt.)

Handel und Gewerbe in Paris.

Die der radikalen Partei angehörigen Mitglieder des Pariser Gemeinderathes haben aus eigenem Antriebe eine kleine Enquête über die gegenwärtige Lage des Handels und der Gewerbe von Paris unternommen und das Ergebniß derselben in einer an ihre Kollegen gerichteten Note niedergelegt, welche gleichzeitig in der ersten Nummer der Munizipalite, eines Organs für städtische Interessen, erschienen ist. Das Aktenstück stellt die Lage der Pariser Industrie als eine schwer bedrohte dar. Es sei wohl richtig, daß es vielen Gewerben an Bestellungen nicht fehle; doch blieben dieselben noch immer weit unter der Höhe, auf die man sich nach einer so langen Unterbrechung der Verbindungen mit Frankreich und dem Auslande hätte Rechnung machen dürfen. Der Grund dieser Erscheinung liege einmal in der unter der Gunst jener Unterbrechung in bedenklicher Weise erstarkten fremden Konkurrenz, und zweitens in dem noch immer auf Paris lastenden Belagerungszustande, welcher kein Vertrauen aufkommen lasse und jedes Geschäft auf längere Frist mit auswärtigen Plätzen verhindere. Lägen übrigens umfassendere Bestellungen vor, so könnten sie in Folge des Mangels an Arbeitern, deren viele bei den letzten Ereignissen getödtet, gefangen genommen oder sich versteckt zu halten gezwungen sind, nicht ausgeführt werden. In allen Werkstätten klage man über den Mangel an Arbeitskräften, in Folge dessen sich die Bestellungen statt nach Paris, nach England, Belgien, den Vereinigten Staaten und Deutschland wendeten. Dazu träte und damit hänge zusammen als drittes Moment eine in beunruhigenden Verhältnissen zunehmende Auswanderung, welche gerade für die geschicktesten Arbeiter am verlockendsten sei. Ein hoher Beamter hätte die Zahl der Arbeiter, welche durch Tod, Flucht, Gefangenschaft und Auswanderung seit einem Jahre der Pariser Industrie entrissen worden sind, auf mehr als 100,000 geschätzt. Im Juni 1869 trug die städtische Mauth 8,505,076 Frcs., im Juni 1871 trug sie nur 6,330,052 Frcs. ein. Im Juli stellte sich das Gleichgewicht allerdings so ziemlich her, doch muß man in Betracht ziehen, daß damals Paris zum ersten Male seit der Belagerung sich wieder unter normalen Bedingungen mit Wein, Kohlen, Futter u. s. w. versehen konnte.

Der Bericht wendet sich den einzelnen Gewerben zu. Von den Hotels und Restaurants können

sich die Luxuslokale noch am wenigsten beklagen, obgleich ihre Einnahmen noch immer weit hinter jenen der letzten Friedensjahre zurückbleiben; in den Restaurants der mittleren Klassen, für welche die Speise-Anstalten à prix fixes im Palais Royal als Typus gelten können, hat das Geschäft erst mit Mühe zwei Drittel von dem Erträgnisse erreicht, das es in den entsprechenden Monaten früherer Jahre abwarf, und noch schlimmer stellt sich das Verhältniß in den Wirthshäusern für die arbeitenden Klassen. Von den Hotels von Paris gebe es nicht ein einziges, in welchem nicht wenigstens ein Theil der Zimmer leer stünde. Das Schuhmacherhandwerk von Paris ist bekanntlich, was wenigstens die Luxusartikel betrifft, das bedeutendste der Welt und eine recht eigentliche Pariser Industrie, da die Konkurrenz einiger französischen Provinzstädte, wie Nantes und Bordeaux, kaum in Betracht kommen kann. Diese Industrie beschäftigt in gewöhnlichen Zeiten nicht weniger als 34,000 Arbeiter, wovon etwa 10,000 Belgier und Deutsche sind; die Belgier gelten für besonders geschickt und anstellig, während die Deutschen mehr für die grobe Arbeit verwendet werden. Von den 24,000 französischen Schustergesellen von Paris sind nun in den letzten Ereignissen — eine wahrhaft erschreckende Thatsache — 12,000 getödet, gefangen genommen worden oder flüchtig. Auch müssen alle größeren Fußbekleidungs-Geschäfte Bestellungen zurückweisen, die sich nun zur großen Gefahr für das Pariser Gewerbe nach London und Belgien wenden, wo man sich alle Mühe gibt, französische Arbeitskräfte anzuwerben.

Das Schneiderhandwerk von Paris macht in gewöhnlichen Zeiten jährlich für 15 bis 18 Mill. Geschäfte mit Paris und für 30 bis 36 Mill. mit dem Auslande; dieses Jahr dürfte die erstere Ziffer höchstens auf 10, die letztere höchstens auf 16 Mill. gehen, und auch hier fällt die Erbschaft des Restes London und Brüssel zu. Von 30,000 Schneidergesellen fehlen 10,000, und die Auswanderung lichtet die Reihen der verbliebenen noch mit jedem Tage. 5000 Deutsche, die man vor dem Kriege beschäftigt hatte, kommen jetzt zurück, und man kann nicht umhin, sie wieder aufzunehmen, da es an französischen Arbeitern fehlt. Die Folgen sind hier um so trauriger, als in diesem Gewerbe oft die Frau mit dem Manne arbeitet, in Abwesenheit des letzteren also die ganze Familie brodlos wird. In der Leinwäsche-Industrie, in der Handschuh-, Hut-, Mieder-Fabrikation, im Posamentier-Gewerbe u. s. w. ist das Verhältniß ein ganz analoges; nur das Putz- und Blumengeschäft hat nicht gelitten, aus dem einfachen Grunde, weil hier nur Frauen beschäftigt werden. Gleichwohl hat das Ausland auch mit dieser Industrie zu konkurriren gesucht; ein Brüsseler Haus z. B. erhielt aus New-York eine Bestellung von künstlichen Rosen in Höhe von 50,000 Francs, eine Bestellung, die unter anderen Umständen sicher nach Paris gegangen wäre, und auch in Berlin hat das Mode- und Blumengeschäft seit dem Kriege einen gewissen Aufschwung genommen. Wenn die Fremden noch lange von Paris ferngehalten werden, könnte die Herrschaft des Pariser Geschmacks auch auf diesem Gebiete Gefahr laufen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Gelungene Grabschriften.) Im Dorfe Salberg wurde kürzlich ein Landmann von einem Ochsen gestoßen, so daß er bald darauf starb. Der poetische Schulmeister des Ortes fertigte für ihn folgende Grabschrift an:

„Durch einen Ochsen-Stoß
Kam ich in Gottes Schooß.
Und muß ich denn erblassen,
Und Weib und Kind verlassen,
So komm' ich doch zur Ruh'
Durch dich, du Rindvieh, du!"

Dieser Dorfschulmeister ist weit und breit als Dichter berühmt, und zahlreiche Leichensteine legen Zeugniß ab von seiner wundervollen Begabung. Auf einem solchen liest man:

„Im Leben war er wie Zinnober,
Im Tod wie Wachs so bleich;
Er starb am 17. Oktober,
Am 20. war seine Leich'."

(Hamburger Gerichtsszene.) Präsident: „Ihr Gewerbe?" — Angeklagter: „Ich strike." — Präsident: „Was haben Sie denn sonst für ein Geschäft?" — Angeklagter (verlegen): „Sonst — strike ich auch."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Montag, 23. Oktober 1871.

Gerichtet — Gerettet!

Mündlichen Mittheilungen nacherzählt von Gustav Schollwöck.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß nicht, ob Sie vielleicht die öffentliche Bekanntmachung zu Ohren bekamen; man fordert nämlich sämmtliche Bürger der Stadt auf, binnen einer Stunde alle Waffen auf der Mairie abzuliefern. Sollten Sie durch Zufall Nichts davon gehört haben, so erlauben Sie mir, daß ich Sie davon benachrichtige." Und näher zu ihm herantretend und dabei ihn aufmerksam fixirend, fuhr ich zutraulicher fort:

„Ich möchte meinen liebenswürdigen Quartiergebern alle Verlegenheiten ersparen. Darum halte ich die Mittheilung für gut, daß möglicher Weise nach der verflossenen Stunde eine minutiöse Hausdurchsuchung stattfinden dürfte — c'est la guerre, vous savez, Mr.!"

Der Herr des Hauses nickte und sprach gemessen: „Ich danke Ihnen sehr, mein Herr, für Ihre gütige Vorsicht. Allein in meinem Hause sind Waffen immer ungern gesehene Möbel gewesen und kann ich wohl mit bestem Gewissen einer solchen Durchsuchung entgegensehen."

„Desto besser, mein Herr," sprach ich schärfer — schärfer wurde auch mein Blick — „ich will Ihnen nur gleich den Grund dieser strengen Maßregel mittheilen. Wir hatten gestern einige Stunden von hier — bei Thirou — kennen Sie Thirou?"

Der gute Mann schien sich bei meiner leutseligen Auseinandersetzung zu langweilen; er blickte mit offenbarem Verlangen, loszukommen, sehr oft auf die Thüre des nächstliegenden Zimmers.

„Thirou?" wiederholte er; „ob ich es kenne; meine Geschäfte rufen mich manchmal in diese Gegend."

„Nun also, mein Herr, wir hatten gestern bei Thirou ein Gefecht gegen die Mobiles de la Sarthe; kennen Sie die Mobiles de la Sarthe?"

„Ob ich sie kenne; sie haben lange genug hier gesessen, oh la, la, la, ces mobiles-la-"

„Sie haben Recht, mein Herr, sie haben sich nicht besonders heroisch geschlagen; aber unter ihnen waren auch einige Franctireurs; wie uns die Abtheilung, welche in der Nacht auf Vorposten stand, mittheilte, Bürger der hiesigen Stadt."

„Ah, pas possible!"

„In der That, mein Herr; es wurde Einer im Moment seiner Entdeckung erschossen, ein Anderer gefangen genommen."

„Aber doch sicher kein Bürger der hiesigen Stadt!"

„Der Gefangene soll sich selbst für einen solchen ausgegeben haben."

„Ah, Das ist sehr möglich; aber er hat Sie getäuscht, ganz gewiß getäuscht; wir Bürger von Nogent, wir sind zu friedlich, und wir wissen schon längst, daß Alles verloren ist."

„Freilich war es unklug von diesen beiden Männern, sich an unsere Vorposten so nahe heranzuwagen. Sie kennen doch die strengen Kriegsgesetze?"

„Wurde der Gefangene auch erschossen?" fragte er. — Täuschte ich mich oder hatte sein Blick wirklich einen lauernden Ausdruck angenommen?

„Ich denke wohl," antwortete ich zuversichtlich; „denn bei solchen Gelegenheiten waltet stets großer Ernst. Wie gesagt, ich habe die Nacht in Thirou zugebracht, eine halbe Stunde hinter der Vorpostenkette; und da die Truppen, welche in verflossener Nacht diesen Dienst über sich hatten, auf eines der umliegenden Dörfer detachirt wurden, so kenne ich den weiteren Verlauf der Sache nicht."

„Also erschossen! Oh pauvre homme!"

Wir waren im Begriff, uns zu trennen. Da öffnete sich eine Zimmerthüre und heraus trat der Alte, welcher mir meine Wohnung angewiesen hatte.

„Ah, gut, Antoine, daß Du hier — und im Gespräch mit unserem Mr. l'officier allemand!" setzte er bedächtiger hinzu. Dabei grüßte er mich freundlich; ich merkte ihm wohl an, daß er mit Antoine Wichtiges zu sprechen hatte.

Meine Aufmerksamkeit war in den letzten Momenten von etwas Anderem gefangen genommen worden. Es war mir nämlich, während der Alte aus der Thüre trat, eine Frauengestalt aufgefallen, welche, mitten im Zimmer stehend, mit ihren Blicken den Hinausgehenden verfolgte. Ich glaubte mich nicht zu täuschen — ihre Augen waren verweint.

Ich behielt natürlich diese Bemerkung für mich; aber eine besondere Erregung hatte sich meiner bei diesem einzigen Blick bemächtigt — schnell durchzuckte mich ein Gedanke.

Harmlos plaudernd begann ich nun auch dem Alten die Geschichte von der wahrscheinlich stattfindenden Hausuntersuchung in aller Länge und Breite zu erzählen. Ich war noch nicht weit gekommen, als er seine Hand zutraulich unter meinen Arm legte und mit den verbindlichsten Ausdrücken mich um die Ehre bat, in den Salon zu treten; er wolle mich seiner Tochter, Frau Marlon, vorstellen.

Ich hatte meine Absicht erreicht. Mit kalt höflicher Verbeugung empfing mich die Dame des Hauses, ihr Blick hatte mich noch nicht getroffen oder wollte mich noch nicht getroffen haben. Die Lage wurde einigermaßen peinlich, meine Erregung stieg um ein Bedeutendes, seit ich der Dame gegenüber stand. Sonst wohl nicht verlegen — welchen Ton der Unterhaltung sollte ich hier finden? So war es ein großes Glück zu nennen, daß der Alte sich gleich nach vollzogener Vorstellung an mich wandte:

„Erlauben Sie, mein Herr, daß ich mit meinem Sohne auf einen kleinen Moment mich entferne. Wir haben ein Weniges nothwendig zu besorgen und werden gleich wieder hier sein."

Ich verbeugte mich. Die beiden Männer verschwanden, der Jüngere offenbar mit einigem Widerstreben.

Ich war mit der Dame allein — ich rang nach Worten.

„Johanna!" preßte ich endlich in meiner Muttersprache heraus. Die Dame warf den Kopf zurück und blickte mich starr an. Dann kam plötzlich Erschlaffung in ihre Glieder, sie neigte das Haupt vornüber und sprach leise:

„Sie haben mich schnell erkannt, Herr — Lieutenant."

„Und glaubten Sie Sich nach so kurzem Zeitraum von mir vergessen?"

„Ich hätte es wenigstens gewünscht —" hauchte sie noch leiser.

„Gewünscht? — Mag sein," antwortete ich schmerzlich bewegt; „doch können wir dem Gedächtniß gebieten?"

„Ja, gewünscht," fuhr sie fester fort; „Sie können mir doch nie völlig verzeihen, Herr — Lieutenant!"

Schweigend reichte ich ihr die Hand; ein sanfter Druck sollte ihr Alles sagen. Ich führte sie zu einer Fensternische. Dort ließ sie sich in einen Stuhl nieder. Ich stand vor ihr, blickte auf sie, blickte auf die Straße — meine Sinne waren wirr. O, eine Befreiung aus dieser Lage! Kommt, ihr Mobiles de la Sarthe, stürmt an! Wenn der Generalmarsch durch die Straßen schmettert, dann kehrt meine Fassung wieder!

Allein sie kam nicht. Auf der Straße war ein Rennen und Lärmen; von allen Seiten eilten Bürger herbei, ihre Waffen auf die Mairie zu tragen. Siehe, da ging ein Mann schräg über die Straße — der Gemahl Johanna's war es; er trug ein doppelläufiges Gewehr, zögernd schritt er dahin, bald auf den Boden, bald auf die schöne Waffe blickend. Also doch ein so „ungern gesehenes Möbel"! —

„Sie sagten — Frau Marlon," begann ich wieder, „ich könnte nicht verzeihen! In diesen Worten liegt eine Selbstanklage Ihrerseits, die mir ungerecht erscheint — Sie hatten mir ja nie versprochen," setzte ich leise hinzu.

„Wohl," antwortete sie; „aber sprechen wir offen — Sie dürften an unseren damaligen Aufenthalt in Straßburg doch Hoffnungen geknüpft haben —"

„Beruhigen Sie Sich meinetwegen, Madame," fiel ich ein. „Sie sind die geliebte Gattin eines geliebten Mannes —" Frau Marlon ließ bei diesen Worten den Kopf tief auf die Brust sinken.

„Ihre Pflicht liegt in der Gegenwart," fuhr ich offenherzig weiter; „kümmern Sie Sich nicht mehr um Das, was hinter Ihnen liegt."

(Fortsetzung folgt.)

Handel und Gewerbe in Paris.

(Schluß.)

Die Bijouterie von Paris zerfällt in zwei gleichbedeutende Zweige, in die Fabrikation ächter und falscher Schmucksachen; auf beiden Gebieten besaß Paris eine übrigens sehr eingeschränkte Zahl von außerordentlich geschickten Arbeitern, um welche sich die bedeutenderen Häuser förmlich rissen; auch von diesen hat ein Theil den verlockenden Anerbietungen des Auslandes nicht widerstehen können, und einem der ersten Häuser, welches vier solche Künstler besaß, sind drei davon nach England entführt worden. Für ächte Schmucksachen wird insbesondere auch in Amerika eine ernstliche Konkurrenz gemacht. Die Möbel-Industrie und die mit ihr verwandten Gewerbe sind bekanntlich ebenfalls eines der Hauptelemente des Wohlstandes von Paris. Ihr Sitz ist hauptsächlich in 11., 12. und 20. Arrondissement, und sie beschäftigen mehr als 60,000 Arbeiter, wovon 20,000 allein auf die Kunsttischlerei entfallen. Diese letztere setzt in der Regel etwa Hundert Mill. jährlich um; sie exportirt nach den Departements und außerdem namentlich nach Südamerika, wo sie aber seit den letzten Ausstellungen, welche die französischen Zeichnungen und Modelle aller Welt preisgaben, auf eine nicht unempfindliche Konkurrenz der Vereinigten Staaten stößt; anderwärts hat sie mit der deutschen und belgischen Industrie zu kämpfen. Auch in diesem Gewerbe fehlt es jetzt an Arbeitskräften. Unter den 20,000 Kunsttischlergesellen zählte man 3000 Deutsche; alle sind nicht zurückgekehrt, aber sie kommen doch wieder, und „traurig genug, die Arbeitgeber müssen, von Bestellungen gedrängt, wie sie sind, diese Arbeiter nicht nur aufnehmen, sondern ihnen den Platz französischer Arbeiter anweisen, welche verhaftet oder geflüchtet sind.“ Einer der bedeutendsten Fabrikanten des Faubourg St. Antoine schrieb an die Herren Lockroy und Genossen: „Erwirken Sie, daß man uns unsere Arbeiter zurückschickt! Wir sehen mit Schrecken den Oktober herannahen; Sie wissen, daß Dies unsere gute Saison ist, und wir können nicht absehen, wie wir den Ansprüchen genügen könnten.“ Eine besondere Erwähnung verdient die Kunst der Holzschnitzerei, dieser so interessanten Pariser Industrie; hier fehlt es durchaus nicht an Arbeitern, aber die haben wiederum Nichts zu thun, weil die Tischler mit ihren Erzeugnissen im Rückstande sind. Die Fabrikanten benützen diese Konjunktur, um den Lohn zu drücken, und so verdient der Arbeiter nur noch 5 und 6, statt wie ehedem 10 und 15 Francs per Tag. Die Marmor-Industrie klagt wiederum über die zunehmende Auswanderung nach Belgien und Amerika.

Im Baugewerbe werden dieselben Klagen über den Mangel an Arbeitskräften laut. Maurergesellen mußten in Masse aus dem Zentrum Frankreichs herbeigerufen, bei den Zimmermalern erst halb ausgebildete Lehrlinge zur Arbeit zugezogen werden; Blei- und Zinngießer, Dachdecker u. s. w. sind in Paris gar nicht mehr zu finden. Man muß, klagen die Baumeister, unerschwingliche Löhne zahlen und hat doch nur schlechte Arbeiter. Auch für die Straßenpflasterung ist man gegenwärtig lediglich auf den Beistand der Provinz angewiesen. Die Vergolder-Industrie war bisher eine der blühendsten von Paris; die größeren Häuser allein machten einen Umsatz von 8 Mill., und neben ihnen bestanden noch etliche hundert kleinere Fabrikanten, die noch immer ein ansehnliches Geschäft machten. Man zählt 4000 Ciselirer, 2500 Drechsler, Gießer, Montirer u. s. w.; die Namen der Barbedienne, Ringault, Deniere sind weltberühmt. Seit den letzten Ereignissen fehlen dieser Industrie 1500 Arbeiter beim Appell. Die Mechaniker und Eisengießer haben sich eher über Mangel an Arbeit, denn an Arbeitern zu beklagen. Eine Industrie, die in der letzten Zeit einen beachtenswerthen Aufschwung nahm, war die Fabrikation von Nähmaschinen; ihre Ausfuhr bezifferte sich auf Millionen jährlich. Ihre einheimische Kundschaft bestand meistens aus unbemittelten Arbeiterinnen, welche den zwischen 200 und 300 Francs varirenden Preis der Maschine in kleinen Monatwechseln von 20 oder 30 Francs bezahlten. Diese Kundschaft ist durch die letzten Ereignisse vollständig versprengt; die Zahlungen gehen nicht ein, und die ganze Industrie ist eine der am empfindlichsten betroffenen, so daß viele Fabrikanten ihre Werkstätten schließen müssen. Einer derselben hat in seinem Portefeuille 400,000 Francs solcher kleinen Wechsel von 20 und 30 Francs; er würde sie gerne um ein Viertel ihres Werthes hergeben.

Die Schildermalerei ist schlechterdings zum Tode verurtheilt. Man findet in diesem Augenblicke absolut keinen Arbeiter, der Buchstaben, Symbole u. Dergl. zu malen verstünde. Die Pariser Buchdruckerei beschäftigt ungefähr 3500 Arbeiter. Nur etwa vierzig von diesen waren in den letzten Ereignissen kompromittirt und vier wurden erschossen. In Folge des Belagerungszustandes

aber, welcher die Zahl der öffentlichen Blätter einschränkt und auch von anderen literarischen Unternehmungen abschreckt, vegetiren 3000 Buchdrucker mit einem Lohne von höchstens drei Francs täglich, und 500 sind ganz ohne Arbeit. Diese Thatsache läßt wiederum auf die schlimme Lage der Schriftsteller schließen, wie denn auch die Künste und namentlich die Theater-Unternehmungen so trübe Zeiten, wie die jetzigen, seit Menschengedenken nicht erlebt haben.

Dies der wesentliche praktische Inhalt der Denkschrift, welche, wenn auch offenbar sehr dilettantisch gehalten, immerhin eine Reihe beglaubigter und charakteristischer Thatsachen an's Licht bringt.

Mannigfaltiges.

Die Wagnervorstellungen in Bayreuth scheinen in der That eine Wirklichkeit werden zu sollen. Noch im Laufe dieses Herbstes werden die Arbeiten zum Bau des Theaters, das diesem Zwecke dienen soll und von Semper in wirklich genialer Weise entworfen ist, in Angriff genommen werden, während der bekannte Theater-Maschinist in Darmstadt, Brandt, an die Ausführung der Maschinerieen geht, die bei allen Wagner'schen Opern, zumal aber in dem Bühnenfestspiel „Der Ring der Nibelungen", das allein in Bayreuth zur Aufführung gebracht werden soll, eine so große Rolle spielen. Im Frühjahr 1873 soll der Bau des Theaters und die szenische Einrichtung der Bühne vollendet sein, so daß alsdann die Proben beginnen und in einem der Sommermonate die Aufführungen selbst stattfinden können. Die Auswahl der Künstler, Sänger wie Musiker, hat Wagner sich vorbehalten; er wird ihnen die Rollen einstudiren und beansprucht zu diesem Zwecke, daß die Künstler sich zwei Monate vor den Aufführungen in Bayreuth einfinden. Wenn irgendwo, so scheint hier eine bedenkliche Klippe, an welcher das ganze, durchweg im Styl Wagnerscher Rücksichtslosigkeit angelegte Unternehmen wenn nicht scheitern, so doch bedenklich Schiffbruch leiden könnte. Werden die Künstler ersten Ranges, welche Wagner im Auge hat, Neigung zu einer künstlerischen Villeggiatur in dem stillen Bayreuth haben, während überall die musikalische Saison noch in voller Blüthe steht, und werden die Intendanten, Direktoren u. s. w. ihren ersten Kräften einen so langen Urlaub bewilligen, der die Thätigkeit ihres eigenen Kunstinstituts in erheblicher Weise schädigen würde? Die Aufführungen selbst finden an vier unmittelbar auf einander folgenden Abenden — einem Vorabend und drei Hauptabende — statt und werden in den beiden nächstfolgenden Wochen zwei Mal wiederholt werden. Die Gesammtkosten sind auf 300,000 Thlr. veranschlagt; die Beschaffung derselben hat Wagner einem Vereine von Freunden übertragen, an deren Spitze der weimarische General-Intendant Frhr. v. Loön steht, der in anerkennungswerthester Weise und mit unermüdlicher Thätigkeit die bedeutenden Schwierigkeiten zu überwinden bestrebt ist und, wie gleich hinzugesetzt werden darf, mit großem Erfolge. Bereits sind in Berlin, Wien, München, Mannheim, Leipzig Lokalkomites zusammengetreten, welche den Vertrieb der Patronatsscheine übernommen haben. Bekanntlich ist zur Beschaffung der Geldmittel der Plan angenommen worden, daß 1000 Patronatsscheine ausgegeben werden à 300 Thlr. Der Besitz eines solchen Scheines sichert einen Platz für sämmtliche Aufführungen doch können auch drei Theilnehmer einen Schein und damit das Anrecht auf einen Platz für je eine der drei Serien der Aufführungen erwerben. Es ist immerhin ein erfreuliches Zeichen, daß das bisher nur in kleineren Kreisen betriebene Unternehmen einen solchen Anklang gefunden hat, daß die Beschaffung der Geldmittel und somit das Zustandekommen der Aufführungen als gesichert angesehen werden kann. An der Spitze der Gönner des Unternehmens stehen Se. Maj. der Deutsche Kaiser, der König von Bayern und der Großherzog von Sachsen.

(Humor im Sterben.) Als Alexander Dumas während der Belagerung von Paris erkrankt war, machte er sich auf den Weg nach Puy zu seinem Sohne und kam dort völlig erschöpft und dem Tode nahe an. „Du siehst," sagte er, „ich komme, um bei Dir zu sterben!" Der Verfasser der Cameliendame suchte seinen Vater zu trösten, der sich lautlos entkleidete und schnell in's Bett begab. Plötzlich steckte er die Hand in die Westentasche und unterbrach den Sohn: „Du weißt und die ganze Welt weiß es, daß ich einst jung und unbekannt mit drei Louisd'ors nach Paris gekommen bin?" — „Ganz richtig!" Darauf zog Dumas mit unbeschreiblichem Lächeln einen Louisd'or aus der Tasche. Es war Alles, was ihm von den ungeheuren Einnahmen geblieben war. „Siehe," sagte er, „ob ich ein Verschwender gewesen: hier bringe ich noch einen zurück!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Mittwoch, 25. Oktober 1871.

Gerichtet — Gerettet!

Mündlichen Mittheilungen nacherzählt von Gustav Schollwöck.

(Fortsetzung.)

Die Thüre ging auf, Johanna's Vater kam. Er gesellte sich zu uns, redete Vieles, und da er besonders von seiner schweigsamen Tochter schlecht unterstützt wurde, so floß denn auch bald die Quelle der Unterhaltung etwas spärlicher. Doch siehe, da hatte er ein interessantes Thema entdeckt: „Meine Tochter besitzt eine bei uns seltene Fertigkeit," begann er wichtig.

Ich errieth beiläufig seinen Gedanken, doch lauschte ich gespannt.

„Jeanette spricht nämlich sehr gut deutsch."

Ich kam mir lächerlich vor, als ich „Madame" gegenüber meine freudige Ueberraschung in französischer Sprache ausdrückte. Sie saß still.

„Meine Tochter hat nämlich die größte Zeit ihrer Jugend in Straßburg zugebracht, wo sie im Haus von Verwandten erzogen wurde. Ich selbst bin ein Pariser — o armes Paris, oh la, la, la; ce Trochu, cet imbécille! — ich war Kaufmann in Paris; leider verlor Jeanette ihre gute Mutter schon sehr früh. Da ich selbst wegen Geschäftsüberhäufung die Erziehung nicht übernehmen konnte, so war ich glücklich, das gute Kind nahen Verwandten zur besseren Pflege anvertrauen zu können."

Der gute Mann hatte unwillkürlich langsamer gesprochen; sein Auge ruhte, wie von Besorgniß umschleiert, auf dem gesenkten Antlitz der Tochter.

Ich fühlte nach der eben verlebten Szene ein wachsendes Bedürfniß, mich zurückzuziehen. Unter dem Vorwand von nothwendig zu erledigenden Geschäften verabschiedete ich mich bald. Zum Schluß wurde mir noch die Einladung von Seite des Vaters, um halb ein Uhr und Abends halb sieben Uhr am Familientisch zu erscheinen.

Rasch trat ich in mein Zimmer. Heinz hatte mich geduldig erwartet. Er mußte mich mit Herrn Marlon reden gehört haben; denn in seinem Gesicht lag es wie eine triumphirende Frage, als ich das Zimmer durchschritt.

„Geh' hinüber zu den beiden Herren — sie wohnen nebenan — entrichte einen herzlichen Gruß von mir, sie dürften den ganzen Nachmittag wenig oder gar nicht auf mich zählen! Im Uebrigen reinen Mund gehalten!"

Heinz verstand und ging, seinen Auftrag auszurichten. —

In höchster Aufregung warf ich mich auf's Sopha — Johanna hier, hier! wiederholte ich tausend Mal; mein Gemüth erzitterte unter der Wucht von Erinnerungen, die ich längst begraben wähnte! „Aber man kann ja dem Gedächtniß nicht gebieten," hatte ich gesagt. Und so war es. Ich flog zurück im Geist um einige Jahre. Ich hatte die Hochschule besucht. Mein Vater, Besitzer einer ausgedehnten Fabrik, wünschte meinen Erfahrungen vor dem Eintritt in das Geschäft besonders auf praktischem Gebiet noch eine Erweiterung. Er sandte mich in fremde Länder, ich sollte mit seinen Geschäftsfreunden persönlich bekannt werden, sollte an den hervorragendsten Plätzen meine Kenntnisse bereichern. Auch in das industrielle Elsaß unternahm ich eine Reise. In Straßburg bot mir die berühmte Fabrik des Herrn M. viel Lernenswerthes. Ich gefiel mir dort ausnehmend: nicht blos die Fabrik beanspruchte mein jugendliches Interesse, sondern auch die hübsche Nichte des reichen Fabrikanten. O, es war eine schöne Zeit, die ich damals in der „Fremde" durchlebt! Im Hause des Herrn M. wurde fast nur deutsch gesprochen; seine Nichte, die Tochter der Weltstadt, wußte in der Sprache der „Barbaren" manch' liebliche deutsche Weise zu singen, deutsches Gemüth sprach aus ihrem ganzen

Wesen — was Wunder, wenn der deutsche Jüngling von all' diesem Liebreiz gefesselt wurde? Und redlich durfte ich mir gestehen: Johanna war auch gegen mich nicht gleichgiltig geblieben. Beide waren sich bewußt, daß sie sich innerlich schon viel näher standen, als sie selbst in der vertraulichsten Stunde in Worten auszudrücken wagten. Da wurde mein Vater plötzlich schwer krank, ich mußte abreisen, das entscheidende Wort blieb ungesprochen. — —

Nach einigen Monaten war mein Vater wieder glücklich genesen. Ich benützte die erste Gelegenheit, um wieder nach Straßburg zu eilen. Ich traf Herrn M. in seiner Fabrik. Er war hoch erfreut über eine jüngst eingetroffene, äußerst praktische Vorrichtung in seiner Fabrik. Während er sie mir mit der innigen Freude eines strebsamen Fachmannes bis in's Kleinste auseinander setzte, erfuhr ich so zwischendurch auf meine, wie aus bloser Artigkeit gegen seine Familie gestellten Fragen: daß Johanna von ihrem Vater nach Paris zurückberufen worden sei. Sie habe sich zwar ziemlich schwer getrennt, allein der Schmerz sei gar bald durch ein radikales Mittel aus dem Feld geschlagen worden. Johanna sei nämlich die glückliche Braut eines Geschäftsfreundes ihres Vaters. — — Ich hatte die zu erklärende Vorrichtung plötzlich ungemein gut verstanden. Mit allerlei Erfahrungen ausgerüstet, war ich im elterlichen Hause wieder angekommen. Ich übernahm damals die Leitung der Fabrik nach verschiedenen Seiten hin — mein Vater war entzückt über meine rastlose Thätigkeit. Kurz vor Ausbruch des jetzigen Krieges war es, als mir meine Eltern mit sanften Worten zuredeten, ich möchte doch auch ein anderes Wesen des friedlichen, in unserem Kreis herrschenden Glückes theilhaftig machen. Ich bin Keiner von Denen, welche wegen einer fehlgeschlagenen Hoffnung das Leben nicht mehr lebenswerth finden! Ich halte Das für Feigheit. Gleichwohl hatte ich damals noch wenig Lust, mich zu verheirathen. Mit einem unbestimmten, doch begütigenden „Bald! bald!" tröstete ich die Guten. Da kam der Krieg, jetzt ist er noch in vollem Gange — durch meinen Ausmarsch hatte das „friedliche Glück" schon einen empfindlichen Stoß erlitten; die Eltern trugen ihn mit würdiger Fassung — aber konnte nicht ein noch viel empfindlicherer Stoß für sie nachfolgen? Das stand in Gottes Hand!

Und nun war sie verheirathet — an Herrn Marlon, einen Geschäftsfreund ihres Vaters, verheirathet seit fast zwei Jahren. Johanna hat mich doch schnell vergessen! — Doch, hat sie mir je davon gesprochen, daß sie mich **nicht** vergessen werde? Ich Thor, hier hat sie ihr friedliches Heim gefunden, das ihr alle Annehmlichkeiten des Lebens bot! Durfte ich, wenn ich sie wirklich einmal lieb gehabt, durfte ich ihr dies Glück mit dem leisesten Gedanken mißgönnen?

Von der Straße herauf schallten Tritte und Stimmen. Ein Trupp Soldaten zog vorüber. Sie besahen sich wohl die Stadt, nachdem sie ein wenig geruht, und sangen nun das bekannte Lied: „Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen gethan?" Gerade unter meinem Fenster angekommen, sangen sie lauter und lauter: „Sie hat einen Andern viel lieber noch als mich!" — Fort waren sie um die Ecke.

Nun ja natürlich, sagte ich zu mir; es ist wohl ihr und ihres Vaters Wille gewesen; vorbei ist vorbei, also nicht mehr gegrämt, und nun gleich zu Karl und Karlchen. —

Ich sprang auf. Da sah ich plötzlich im Geiste vor mir eine männliche Gestalt, hoch und schlank gewachsen, dichtes schwarzes Haar lockte sich um die Schläfe, ein Filzhut war fest darauf gedrückt; darunter zwei stechende Augen, eine scharf gezeichnete Nase, ein hübscher Schnurrbart, der in den Mundwinkeln mit dem Backenbart sich vereinigte. Dunkelgrauer Anzug, eine große Jagdtasche, hohe, schmutzbedeckte Stiefel — — **er ist es!** rief es laut in mir; „**er ist es!**" preßte mein Mund hervor.

O Johanna! Wußtest du um die unselige Verblendung deines Gatten? Nicht möglich. Diese sanfte Johanna, in deren Brust alles Edle und Hohe einst so schönen Widerhall gefunden hatte, daß ich mit Entzücken mich in diesem reinen Born berauschte, diese Johanna sollte einem wilden, fanatischen Menschen angehören? Und war er anderseits kein erbärmlicher Feigling? Ein Mann, der mit dem Vollbewußtsein seiner Handlung in die Gefahr stürmt, fleht nicht so hündisch kriechend um sein verwirktes Leben — wie er gethan! Ja, er ist ihrer unwürdig!

Da erinnerte ich mich: als ihr Vater zuerst aus dem Wohnzimmer auf dem Korridor getreten, waren mir ihre Augen nicht verweint erschienen? Und als ich ihr gegenüber stand, hatte sich meine Meinung nicht noch mehr bestätigt? Welcher Kummer hat ihre einst so frischen Wangen gebleicht, die Lider tief über die einst so fröhlich blickenden Augen herabgezogen? Welch' ein Unglück nagt wilder am Menschenherzen, als ehelicher Zwist? — Doch vielleicht war es tief ge-

fühlter Schmerz um's hart geprüfte Vaterland! Dazu wohl ein unseliges Vorurtheil gegen die einbrechenden Barbarenhorden! Das liegt ja näher.

Aber meine Stellung diesem Manne gegenüber! Für mich bestand nunmehr ebenso wenig wie für meinen Heinz ein Zweifel. Wir waren im Haus des Franctireurs. Allein sollte ich von diesem tragischen Zufall Gebrauch machen? Ich war des Mannes Gast! Allerdings sein aufgezwungener Gast! Hat er nicht gethan, was in seiner Lage Jeder gethan hätte? Er suchte sich unbedingt zu retten; die Schuld war auf unserer Seite, indem einer unserer Soldaten schlafend ihn entweichen ließ. — Da brauste es plötzlich siedend heiß, wie aus Geysers Schlünden zu meinem Haupte empor: Du hast das Recht, ihn zu überliefern, rief eine Stimme in mir; du hast die Pflicht! Und rettest du nicht Johanna's Glück, ja dein eig—? Ich vollendete den Gedanken nicht.

Und siehe, da schwebte er mir vor, wie er eben über die Straße ging, sinnend, ein Gewehr in der Hand! Er ist ja in sich gegangen, von den Bitten seiner weinenden Gattin und ihres greisen Vaters bestürmt! — Ruhiger wurde es in meinem Gemüth, ich ward frei von dem Gedanken, der mich einen Moment hindurch mit wilder Macht zu gewinnen gedroht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Chicago,

bis zu dem am 9./10. Oktober d. J. stattgehabten großen Brande die fünftgrößte Stadt der Vereinigten Staaten Nordamerika's, einer der größten Handelsplätze und vielleicht das bedeutendste Korndepot der Erde, ist ein bemerkenswerthes Beispiel für die Schnelligkeit, mit welcher in Nordamerika sich Wohlstand und Reichthum in den Städten entwickeln. Vor 40 Jahren war die Stadt Chicago noch nicht vorhanden; bis 1833 bestand an diesem Platze nur ein Fort, Namens Dearborn, dann ein kleines Dorf, von welchem aus der Tauschhandel mit den benachbarten Indianern erfolgte. Jetzt hat es bereits weit über 300,000 Einwohner, von denen fast 80,000 also etwa der vierte Theil, deutscher Herkunft sind. Die Lage der Stadt ist nicht nur vortheilhaft, sondern auch schön; 4 Meilen vom Südende des Michigan-See, wo sich der einzige gute Hafen desselben befindet, in einer weiten Ebene nur etwa 560 Fuß hoch auf der Wasserscheide zwischen dem Mississippi und St. Lorenzo gelegen, nahm die Stadt einen Flächeninhalt ein, von dessen Größe man am besten einen Begriff erhält bei der Vorstellung, daß über 12,000 Gebäude auf einem Raum von 9 englischen Quadratmeilen durch die Feuersbrunst am 9./10. Oktober zerstört worden sind. Die hervorragenden Baulichkeiten der Stadt waren die Börse, das Marinehospital, die Akademie, das prächtige Stadthaus, 17 Banken, 20 Buchdruckereien und 14 methodistische, 10 katholische und etwa 60 presbyterianische Kirchen und Gotteshäuser anderer Sekten. Regierungsgebäude enthielt Chicago keine bedeutenderen, da ungeachtet der Größe der Stadt nicht diese, sondern Springfield Regierungssitz und Hauptstadt des Staates Illinois ist. Der Handel Chicago's, den täglich 100 abgehende Eisenbahnzüge auf 13 Bahnlinien außer den Dampfschiffen vermittelten, besteht besonders in landwirthschaftlichen Produkten, in Holz, Vieh, vorzugsweise aber Getreide, welches in sehr bedeutenden Speichern lagerte, in die es durch große Dampfmaschinen gehoben wurde. Während der Werth des Grundbesitzes 1849 etwa 7, 1850 schon 10 und 1857 bereits 30 Millionen betrug, hatte der Handel in letzterem Jahre einen Werth von fast 114 Millionen, 1868 aber von über 300 Millionen Dollars. Im Winter 1857 lagen im Hafen von Chicago 7 Dampfer, 20 Bugsirboote und 214 Segelschiffe; 1868 aber kamen bereits 13,165 Fahrzeuge von 2,983,500 Tonnen an, während 13,218 von 3,820,181 Tonnen abgingen. Die Einfuhr an Getreide betrug im Jahre 1857 etwa $10^1/_2$ Millionen Bushel Weizen (in jenen Gegenden gilt noch der Winchester-Bushel gleich $0,_{64112}$ preußische Scheffel), $7^1/_2$ Millionen Bushel Mais, $1^1/_2$ Millionen Bushel Hafer, 87,900 Bushel Gerste, fast 2 Millionen Bushel Weizenmehl, im Ganzen 21,856,406 Bushel, von denen etwa 18 Millionen wieder versendet wurden; im Jahre 1869 aber war der Getreideumsatz auf 25 Millionen Hektoliter gestiegen. Fast gleichbedeutend ist der Fleischhandel Chicago's; 1857 wurden über 10 Millionen Pfund gepökelt, während außerdem noch 25,502 Rinder und 220,702 Schweine versendet wurden; diese Ziffern waren 1868 bis 350,000 Stück Rindvieh und 1,840,000 Schweine gestiegen, so daß (seit 1865) die Errichtung eines großartigen Zentralmarktes nothwendig wurde, welcher 547 preußische Morgen einnimmt, über eine Million Dollars gekostet hat und im ganzen Nordwesten der Vereinigten Staaten unter dem

Namen der Great Union Stock Yards bekannt ist. Fast noch mehr als Getreide- und Viehhandel ist der Holzhandel gestiegen: 1865 wurden zugeführt 614 Millionen laufende Fuß Bauholz, über 193 Millionen Schindeln, 64 Millionen Stück Latten, Ziffern, die 1868 — also drei Jahre später — auf bezüglich 982, 521 und 146 Millionen angewachsen waren. Die Industrie ist zwar noch nicht ganz dem Handel gleichzustellen, hat sich aber mit diesem fortlaufend vermehrt; schon 1856 lieferten die Eisenwerkstätten und Dampfmaschinenbau-Anstalten für fast 4 und die Fabriken von Ackerbau-Geräthen für $1^1/_2$ Millionen Dollars Waaren, während bereits 1856 in 137 Fabriken mit Dampf gearbeitet wurde; von Bedeutung sind außer den eben angeführten die Leder-, Hut-, Zucker- und Tabaksfabriken, sowie einzelne Brauereien und Brennereien der Stadt.

Mannigfaltiges.

(Das deutsche Kaiserwappen.) Das Kaiserwappen erscheint, wie das königlich preußische, in dreierlei Gestalt: es gibt ein größeres, mittleres und kleineres. Letzteres wird wie folgt beschrieben: In einem goldenen Schild erscheint der Reichsadler, nämlich ein schwarzer mit rothem Schnabel, rother Zunge und rothen Klauen, auf dessen Brust das königl. preußische Wappenschild liegt. Derselbe ist silbern, der Adler darin schwarz mit goldenem Schnabel, goldenen Klauen und rother Zunge, auf den Flügeln mit goldenen Kleestängeln besteckt, mit der Königskrone gekrönt und in den Klauen, rechts das goldene Königsszepter, links den blauen, goldbereiften und bekreuzten Reichsapfel haltend. Die Brust dieses preußischen Königsadlers ist belegt mit dem von Silber und Schwarz gevierten hohenzollern'schen Stammschilde. Auf dem Goldschilde mit dem Reichsadler ruht die Reichskrone, ein goldener Stirnreif, der aus 4 größeren und 4 kleineren, abwechselnd neben einander gestellten Schildchen gebildet ist. In den größeren Schildchen erscheint ein gerades Kreuz, in den kleineren der Reichsadler. Diese Krone ist mit 4 Bügeln geschlossen, welche im Scheidepunkte, wo sie zusammentreffen, einen Reichsapfel tragen. Eine Mütze, von Goldstoff überzogen, ragt innerhalb bis zur halben Höhe der Bügel hervor. Um den Goldschnitt schlingt sich die Kette des schwarzen Adler-Ordens. Der Reichsadler ist auch ohne Schild, wahrscheinlich zum ausschließlichen Gebrauch in den Siegeln der Reichsbehörden. Im Kaiserwappen steht derselbe immer im goldenen Schilde; dann hängt auch die Ordenskette um letzteren, während im anderen Falle, wenn der Reichsadler ohne Schild erscheint, die Kette sich um den königl. preuß. (silbernen) Wappenschild auf der Brust des Reichsadlers schlingt. Ebenso ist ein Unterschied bei Anwendung der Reichskrone: sie schwebt nämlich über dem Haupte des Reichsadlers, sobald er ohne Schild erscheint, während sie im entgegengesetzten Falle auf dem oberen Rande des Goldschildes steht.

(Bismarck und Thiers.) Ein freundliches Korrektionsmittel wandte Fürst Bismarck mit glücklicher Geistesgegenwart einmal während der Unterhandlungen mit Herrn Thiers an, so einfach und doch so unwiderstehlich wirksam, daß es wohl der Erzählung werth ist. Es war während der dem Frieden vorangegangenen mündlichen Verhandlungen, die der Reichskanzler aus Höflichkeit gegen seinen Gast — Herr Thiers war ja zu ihm gekommen! — in französischer Sprache führte, obwohl Letzterer des Deutschen ziemlich mächtig ist. Dieser aber gerieth im Laufe des Gesprächs in Eifer, wurde aufgeregt, heftig und ging in seiner Leidenschaft über die Grenzen der Artigkeit ein wenig hinaus, so daß bei irgend welcher Empfindlichkeit auf Seiten des Fürsten Bismarck die Verhandlungen sich zerschlagen haben würden. Es war schon fast auf diesem Punkte, als der Reichskanzler, der nur die Sache, nicht die Form oder gar seine Person im Auge hatte, die ganze Situation mit dem einzigen, ruhig gesprochenen Worte änderte: „Wenn's beliebt, wollen wir jetzt die Konversation deutsch fortsetzen." Herr Thiers, der darauf eingehen mußte, war auf ein Mal genöthigt, in einer ihm, wenn auch bekannten, doch von Haus aus fremden Sprache zu reden, mußte also ruhig werden, denken beim Sprechen, die Worte suchen, sich gewählt ausdrücken, wie man Das eben in nur erlernter Mundart thut; die Ruhe kehrte in das Gespräch zurück und Alles kam zum glücklichen Ende durch dies einfache, mit glücklichster Geistesgegenwart gefundene Mittel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Freitag, 27. Oktober 1871.

Gerichtet — Gerettet!

Mündlichen Mittheilungen nacherzählt von Gustav Schollwöck.

(Fortsetzung.)

— — Das Frühstück war vorüber. Mein Urtheil über die Identität des „Francitireurs" war nur noch mehr bestärkt worden. Aus den Modulationen, welche seine Stimme verschiedentlich je nach dem zu behandelnden Gegenstand annahm, fand ich eine erstaunliche Aehnlichkeit mit Momenten der letzten Nacht. — Insbesondere war mir der Verkehr zwischen den beiden Gatten aufgefallen. Johanna's Vater hatte sich zur Aufgabe gemacht, mich zu unterhalten. Ohne ihm meine Aufmerksamkeit zu versagen, entging mir doch Nichts, was sonst am Tische geschah. Ich sah die liebeleeren, kalten Blicke des jungen Mannes manchmal flüchtig das gesenkte Haupt seines Weibes streifen. Ich hörte kein Wort der Aufmunterung, nie einen Ton, der so unwillkürlich zum Herzen spricht, daß er auch Diejenigen mit süßer Befriedigung erfüllt, für welche er nicht bestimmt ist. Die Dienerschaft wurde mit scharfen, kurzen Silben befehligt. Johanna selbst sprach wenig. Doch was sie sprach, war sanft und gut, es klang mir wie eine rührende Elegie auf ein schöneres Damals.

Der Diener brachte einen Brief an Marlon. Dieser öffnete, las, erhob sich: „Der Maire verlangt mich zu sprechen," sagte er kurz; mit einer flüchtigen Verbeugung gegen mich und einem kaum verständlichen „Adieu" zu den Uebrigen verschwand er. Der Vater Johanna's empfahl sich; sein gewohntes Schläfchen zu machen. Mit einer freundlichen Aufforderung, seiner Tochter — wenn anders meine Geschäfte es erlaubten — die Zeit zu vertreiben, führte er uns zum anstoßenden Salon.

Wir waren allein. Während des Essens hatte eine recht trübe Stimmung sich meiner bemächtigt. Es war mir klar geworden, daß über diesem Haus der Unfriede seine schwarzen Fittige gespannt hielt.

„Frau Marlon," begann ich in meiner lieben Muttersprache, „haben Sie Nachrichten von Ihren lieben Verwandten in Straßburg?"

„Nein, Herr Gustav." Im Haus des Fabrikherrn war ich wegen meines nahen Freundschaftsverhältnisses zur Familie stets mit dem Taufnamen angesprochen worden. „Seit Beginn des Krieges ist aller regelmäßiger Verkehr unterbrochen geblieben, und auf heimlichem Wege gelangte Nichts zu uns."

„Die Armen, sie mögen wohl recht gelitten haben!"

„Wohl," setzte sie düster bei, „die Beschießung soll ja gräßlich gewesen sein!"

„Ja, gräßlich; hoffen wir, daß wenigstens Ihre theuren Verwandten von allem persönlichen Unglück verschont geblieben!"

„O," fuhr sie fort, „es wäre mir schrecklich, sie nach dem Kriege nicht mehr Alle zu finden!"

„Sie haben die Absicht, sobald die Verhältnisse es erlauben, nach Straßburg zu reisen?"

Statt aller Antwort senkte sie tief den Blick und nickte schwach.

„Sie werden dort schnell der Leiden vergessen, die Sie in diesen Tagen erdulden."

Johanna lächelte: „Leiden? Wie kommen Sie denn zu diesem Urtheil?" O wie stand ihr das bleiche Lächeln in diesem Moment so reizend schlecht! Ich dachte unwillkürlich an die „heilige Julia", jenes schön empfundene, herrlich ausgeführte Märtyrerbild von Gabriel Max.

„Ich kann mir denken," sprach ich, „daß der gestrige Kampf, dessen Wüthen Sie hier vernommen haben müssen, und der heutige Einmarsch

der feindlichen Truppen Ihr Gemüth nicht gleichgiltig gelassen. Sicherlich hat aber das Unglück Ihres Vaterlandes Sie tief innerlich angegriffen."

„Das Alles ist freilich hart," antwortete sie, „allein es gibt noch Härteres!"

In diesem Moment tönte Säbelklirren vom Korridor, hastige Schritte näherten sich. Ich erkannte Karl's Stimme, der nach mir fragte; gleich darauf öffnete sich die Thüre. Mit artiger Verbeugung näherte sich die ritterliche Gestalt. Karl verstand kein Französisch, aber Karlchen und ich hatten in langweiligen Stunden ihm aus unserem Sprachschatze die allernöthigsten Brosamen zugesteckt; deßhalb sprach er, zu der Madame Marlon gewendet: „Pardon, Madame, si je vous dérange!" Dann aber legte er den Arm um meine Schultern und rief arglos: „Also darum läßt Du Dich bei uns entschuldigen! Gustav, Dich verfolgt das Glück — aber," sprach er lustig weiter, „Du scheinst bei der Schönen noch nicht über die ersten Plänkeleien hinausgekommen zu sein; sie macht ja ein furchtbar griesgrämiges Gesicht!"

Johanna war plötzlich aufgestanden, sie machte sich in einer andern Ecke des Zimmers Etwas zu schaffen. Doch verriethen ihre Schritte, ihre Bewegungen nicht die leiseste Erregung. O wie mußte sie sich beherrschen gelernt haben! Ich selbst war in der peinlichsten Lage. Gleichwohl widerstrebte es mir, Karl die Unvorsichtigkeit seiner Aeußerung vorzuhalten. Es war besser, er wußte nicht, daß sie die deutsche Sprache verstand.

„Ich bin von Deinem Besuche um so mehr überrascht, als ich mich für heut' entschuldigen ließ," hub ich gelassen an.

„Ei, Du hast Recht, Alterle!" meinte Karl freundlich. „Glaubst Du aber, ich wäre indiskret genug, diese lieblichen Stunden zu stören, wenn nicht ein ganz kolossales Ereigniß —"

„Kolossal," fiel ich ein; „hat Paris kapitulirt?"

„Nun, Das gerade nicht — aber denke Dir nur, der Tropf von einem Franctireur, der uns letzte Nacht durchgebrannt, läuft auf der Gasse umher."

Ich sprang auf: „Aber, Karl, wie kommst Du denn zu einer solchen Idee?" Mein Blick suchte Johanna. Sie stand an einem zierlichen Schreibtischchen. Karl kehrte ihr glücklicher Weise den Rücken. Ihr Angesicht war uns zugekehrt; in ihren Augen loderte es, leichenfahl waren ihre Wangen.

„Ach was!" fuhr Karl belustigt fort; „Karlchen und ich sehen zum Fenster hinaus und ergötzen uns daran, wie die Spießbürger mit grimmigen Mienen ihre Waffen auf der Mairie abgeben. Da kommt Einer über die Straße schräg herüber gegangen, er trägt ein doppelläufiges Gewehr; groß und schlank, schwarzhaarig, derselbe Schnurr- und Backenbart — ich versichere es Dir, Gustav, er ist es!"

„Sonst keine Beweise als diese?" fragte ich leichthin.

„Aber Karlchen hat ihn ebenso schnell erkannt; nur andere Kleider trägt er."

„Ach, Karl, es können deren wohl Mehrere in Nogent herumlaufen, auf welche Deine Beschreibung paßt."

„Nein, Das lasse ich mir nicht nehmen; wir haben ihn außerdem gerade nochmal über die Straße nach der Mairie gehen gesehen. Uebrigens bin ich gekommen, damit Du Dich selbst überzeugen sollst."

„Du willst mich zu einem Gang auf die Mairie veranlassen?"

„Nein; das Merkwürdige ist eben, daß der Mann aus Deinem Haus jedesmal kommt. Er muß hier wohnen."

Diese Aeußerung war mir zu schnell gekommen. Wiederum blickte ich besorgt auf Johanna. Sie war an das andere Fenster getreten; krampfhaft hielt sie den Glasknopf des Schiebers mit den zarten Fingern umklammert. Ihr Blick irrte auf der Straße umher.

„Hör' mal, Karl," begann ich schnell gefaßt, „wollen wir lieber die Sache in meinem Zimmer näher besprechen?"

„Ich habe Nichts dagegen."

Ich trat zu Johanna: „Madame, des affaires urgentes." —

„Oui, Madame, des affaires urgentes," schaltete Karl freundlich, wie zur Bekräftigung meiner Worte, ein.

„Ne vous dérangez pas du tout, Messieurs," war die ruhige Antwort.

Wir verließen den Salon. In meinem Zimmer angekommen, begann ich: „Mein lieber Karl, ich kenne die Persönlichkeit, von welcher Du sprichst!"

„Du hast ihn gesehen — und erkannt?"

„In der That — nein; obwohl ich sogar mit ihm gesprochen."

„Und Du hast doch sonst ein gutes Physiognomie-Gedächtniß!"

„Eben deßhalb behaupte ich, daß er es nicht ist. Denke doch: es ist der Gatte der Dame, welche Du soeben gesehen."

Karl begann nun zu zweifeln: „Ja freilich," meinte er, verlegen lachend; „wenn der Bursche ein so reizendes Weibchen in seinen vier Mauern birgt, so wird er sich hüten, da draußen den Helden zu spielen."

„Nu, Das ist ja klar wie Tinte."

„Und wenn er es wäre," meinte Karl; „er hat ja soeben sein Gewehr abgeliefert, die aggressiven Absichten scheinen ihm in der letzten Nacht bedeutend geschwunden zu sein."

„Unfehlbar."

„Aber die Aehnlichkeit ist doch im höchsten Grade frappirend," begann er wieder eifriger, indem er sich zum Gehen wandte.

„Nu, ich will mich schon vergewissern, überlaß Das mir," antwortete ich bestimmt. „Du sollst Nachricht haben. Uebrigens wenn wir morgen in aller Früh' aufbrechen —"

„Hm," meinte Karl, „sollte das nette Frauchen so früh schon des Lebens Bitterkeit genießen? Es wäre doch jammerschade!"

Unter Scherzen trennten wir uns an der Treppe. Ich wollte in mein Zimmer zurückkehren, da öffnete sich die Thüre des Salons.

„Ich beschwöre Sie," drang Johanna leise in mich, theilen Sie mir mit —"

Ich trat ein. Zitternd stand das schöne Weib vor mir, die Hand erhoben; fesselloser Seelenschmerz sprach aus ihren Augen.

„Sie wissen also darum?" fragte ich mit unsicherer Stimme.

Keine Antwort. Sie bedeckte die Augen mit den Händen, Thränen strömten nieder. Sachte geleitete ich sie zum Sopha.

„Und Sie waren nicht im Stande, von diesem furchtbaren Vorhaben ihn zurückzuhalten?" frug ich wieder nach einer Pause.

Sie erhob das Haupt. Ein schmerzliches Lächeln zuckte über die Lippen: „Ich ihn zurückhalten?" Sie schüttelte die Locken: „Ich habe keine Gewalt über ihn," flüsterte sie. Mit verlorenem Blick schaute sie vor sich hin. So sehr ich es gewollt, ich wagte nicht, diesen Zustand zu verscheuchen; wo mochten ihre Gedanken weilen?

Doch plötzlich kam Spannung in die apathischen Züge. Sie faßte meine beiden Hände, drückte sie krampfhaft: „Sprechen Sie," stieß sie hastig hervor, „was haben Sie beschlossen? Sie lassen ihn verhaften, man wird ihn erschießen —"

Ich schüttelte das Haupt. „Nicht erschießen?" fuhr sie athemlos fort; „so wird man ihn fortschleppen in eine deutsche Festung; er wird den Strapazen der Reise erliegen, er wird nicht wiederkehren!"

„Auch Das wird man nicht," gab ich ruhig zurück. „Hören Sie mich an, theure Frau. Es steht mir außer Zweifel, daß Ihr Mann gestern gegen uns gekämpft, daß er es war, welcher in der Nacht von unseren Vorposten ergriffen und durch einen besondern Zufall gerettet wurde. Der beste Beweis bleibt mir Ihre Angst, Ihr erschütternder Kummer. Doch glauben Sie nicht, daß ich so traurige Beweise anwenden möchte, um einen Fehler wieder gut zu machen, der uns allein zur Last fällt. Ich hoffe, ohne uns selbst dem Vorwurf der Schwäche preiszugeben, die Sache zu einem guten Abschluß zu bringen."

Unter Thränen lächelte sie: „O thun Sie Das," rief sie aus, „und nehmen Sie meinen innigsten Dank zum Voraus! Verlangen Sie von mir, was zur Erreichung Ihrer edlen Absicht nöthig ist; was kann, was muß ich thun? Ich will es gern vollziehen!"

Ich hielt an mich; dann sagte ich langsam: „Sie haben ja keine Gewalt über ihn!" —

Johanna senkte das Haupt. Schon bereute ich, den Schleier, den sie selbst nur flüchtig gelüftet, nochmal berührt zu haben. Deßhalb ergriff ich ihre Hand und sprach wärmer:

„Ueberlassen Sie Alles mir; und gebe der Himmel dem Schuldigen den Willen, zu thun, was ich verlangen muß."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Pastete als Regisseur.) Als Voltaire im Jahre 1732 sein Trauerspiel Zaïre beendigt hatte, las er es in einer größeren Gesellschaft vor, in welcher unter mehreren andern Schauspielern auch der berühmte Dufresne anwesend war; letzterer sollte die Hauptrolle übernehmen. Die Tragödie gefiel indessen nicht, und Dufresne wollte von der Rolle Nichts wissen. Voltaire entschloß sich, dieselbe umzuarbeiten, und eilte dann mit der neugestalteten Zaïre zu Dufresne. Dieser ließ sich jedoch nicht sprechen, Briefe blieben ebenfalls ohne Erfolg, und selbst als Voltaire stundenlang seine Thür belagerte und endlich in Verzweiflung die einzelnen Blätter des veränderten Manuskriptes durch die Thürritzen in's Zimmer schob, blieb der berühmte Mime unsichtbar und unerbittlich. Da erfuhr der Dichter, daß Dufresne der Schauspielergesellschaft ein Gastmahl gebe. Schnell entschlossen ließ er eine

Pastete von riesigem Umfange bereiten und dieselbe, von den feinsten Weinen begleitet, zu dem Festmahl tragen, ohne den Geber zu nennen. Das Geschenk wurde natürlich mit Jubel begrüßt und sofort geöffnet. Man hob nach und nach etwa ein Dutzend köstlicher Rebhühner aus der Pastete, und jedes trug — ein Blatt von der für Dufresne geschriebenen Rolle im Schnabel. Diesem drolligen Einfall konnte der eigensinnige Mime nicht widerstehen. Zaïre wurde mit Fleiß einstudirt und hatte den glänzendsten Erfolg. — Wie so oft im Leben wird einem guten Witze bewilligt, was den dringendsten Bitten versagt geblieben wäre.

(Wer zuletzt lacht, lacht am besten.) Ein Pariser Millionär schrieb an Scribe: „Geehrter Herr! Ich hätte große Lust, mich mit Ihnen zur Schöpfung irgend einer dramatischen Komposition zu verbinden. Wollen Sie mir den Gefallen thun, ein Lustspiel zu schreiben, dem ich dann nur einige Zeilen hinzufügen und als dessen Mitarbeiter ich mich auf dem Titel nennen darf? Ich werde mich Ihnen in jeder Weise erkenntlich zeigen und Ihnen den pekuniären Ertrag davon allein überlassen, denn es soll auf meine Kosten in der glänzendsten Weise ausgestattet und zur Aufführung gebracht werden, und ich will nur den Ruhm davon theilen.“ — Hierauf erwiederte der bis zur Empfindlichkeit eitle Scribe: „Mein Herr, ich bedauere, Ihren schmeichelhaften Vorschlag ablehnen zu müssen, denn meine Begriffe von Religion und Schicklichkeit sagen mir, es sei nicht passend, daß ein Pferd und ein Esel zusammengejocht werden!“ — Worauf der Millionär in Kürze folgendermaßen antwortete: „Mein Herr! Ich habe Ihren unverschämten Brief erhalten. Mit welchem Rechte nennen Sie mich ein Pferd?“

(Keine Regel ohne Ausnahme.) Vor einigen Wochen trat in einer Stadt Connecticut's (Amerika) ein Rechtsanwalt an das Schalter des Eisenbahnbilleteurs und gab ihm einen Dollar zurück, den er irrthümlich Tags zuvor von demselben zu viel erhalten hatte. Der Beamte stand sprachlos, Thränen — so meldet wenigstens die Zeitung — rollten über sein Gesicht; er ergriff die Hand des Andern und rief: „Nur einen Augenblick lassen Sie Sich betrachten, mein Herr! Unerhört! Ein amerikanischer Rechtsanwalt, der einen Thaler zurückbringt!“

Bei der Feier des Geburtstages des Kronprinzen wurde in der Abendschule zu Weilburg das Gaudeamus igitur mit folgender Textvariation gesungen:

Vivant nostri milites,
Patriæ tutores,
Vivant omnes pedites,
Vivant omnes equites,
Galliæ victores!

Noster Guillelmus rex
Semper celebrator,
Domitor Lutetiæ,
Unitæ Germaniæ
Magnus imperator!

Et cum patre filius
Maxime laudator,
Vivat noster Fritzius,
Gallos in exercitus
Fortis fulminator!

Et qui in victoria
Fortes cecidere,
Semper his memoria,
Semper laus et gloria,
Sicut meruere!

Es ist heuer ein schlechtes Obstjahr! wird viel geklagt, und leider mit Recht. Aber nur hier bei uns in Deutschland; aus Amerika lauten die Berichte anders, zumal in Bezug auf eine der köstlichsten Früchte, Pfirsiche. Man berechnet die diesmalige Ernte im Staate Delaware allein auf 4,000,000 Körbe, gegen 1,410,000 im vorigen Jahre; täglich kommen Schiffe und Eisenbahnzüge mit Pfirsichen, die sogenannten Pfirsichzüge, in New-York an, in einer Woche 600,000 Körbe. Doch hat sich die Zone, in welcher diese Frucht am besten gedeiht, jetzt mehr südlich gezogen; also scheint auch drüben die Erfahrung zu lehren, daß unser nördlicher Hemiglobus allmälig kälter wird, wie es auch bei uns der Fall ist. Zur Ausbeutung dieser ergiebigen Kultur ist aber ganz Delaware von Eisenbahnen durchschnitten und der Anblick der Pfirsichgärten soll, zumal im Frühling mit ihrem wogenden Blüthenmeer, ein wahrhaft entzückender sein; Pflanzungen mit 10,000 — 100,000 solcher Bäume sind dort nichts Ungewöhnliches.

(Auch fünf Milliarden.) „Eine Prise gefällig, Herr Professor?“ fragt der Obervogt. „Bin so frei. Vergelt's Gott fünfmilliardenmal!“ erwiedert der Andere. Wie viel mag Das wohl geben? Man macht sich schnell an die Rechnung und bringt 10,000 Centner heraus. Es erheben sich Zweifel; also wird der Apotheker beauftragt, der Sache mit seinen feinen Waagen auf den Grund zu gehen. Am andern Abend berichtet er: 6 gewöhnliche Prisen Schnupftabak wiegen ein Gramm, also geben 5 Milliarden Prisen 16,666²/₃ Ctr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Montag, 30. Oktober 1871.

Gerichtet — Gerettet!

Mündlichen Mittheilungen nacherzählt von Gustav Schollwöck.

(Fortsetzung.)

Auf der Schwelle erschien Johanna's Gatte. Die Gruppe auf dem Sopha schien seine Unzufriedenheit zu erregen.

„Ihre Leute benehmen sich sehr brutal, mein Herr, wie ich soeben beobachten konnte," begann er, um doch nach einer Seite seinem Unmuth Luft zu machen.

„Wieso?" fragte ich scheinbar heiter gestimmt.

„Man erlaubt den Einwohnern nicht, ihre Gewehre auf der Mairie durch Marken zu kennzeichnen; man wirft Alles auf einen Haufen im Hof zusammen; auf die Einwendungen dagegen antworten die Posten nur mit Rippenstößen."

„Sie beklagen Sich hierüber?" fragte ich launig. „Wissen Sie auch, warum die Gewehre so unterschiedlos auf einen Haufen zusammen geworfen werden?"

„Nun?"

„Weil man sie dem Feuertod übergeben wird, wenn einmal ihrer genug vorhanden sind."

„Nicht möglich," fuhr Marlon auf; „Das ist Barbarei; Sie führen Krieg gegen den Bürger, Das ist schändlich!"

„Allerdings führen wir Krieg gegen die Bürger," fuhr ich unbehindert fort, „wenn nämlich die Bürger gegen uns feindlich auftreten. Ich habe Ihnen ja erzählt, daß uns gestern einige Franctireurs aus dieser Gegend in die Hand gelaufen sind. Der einfachste Verstand wird uns aber entschuldigen, wenn wir Gegenden, in welchen wir längere Zeit Kommunikationen zu erhalten haben, möglichst der Fähigkeit, uns zu schädigen, berauben."

„Sie gedenken also längere Zeit hindurch unsere Gegend auszusaugen?"

„Mäßigen Sie Ihre scharfe Rede, Monsieur Marlon," begann ich ernster. „Sie selbst haben durchaus keinen Grund, über die Barbarei der Deutschen zu klagen."

Ich fixirte ihn scharf mit dem kältesten Blick. Ich wartete auf eine Antwort. Sie ließ einige Augenblicke auf sich warten.

„Sie sprechen von meiner Person?" entgegnete er lauernd.

„Allerdings —".

„Das sind Räthsel, die ich aufzulösen nicht gewillt bin." Er erhob sich.

„So gestatten Sie, daß ich Ihnen die Auflösung gebe!" rief ich und erhob mich ebenfalls, um nahe an ihn heranzutreten.

Marlon wurde unruhig. Johanna verbarg ihre Thränen flüchtig hinter der hohlen Hand. Doch wich sie nicht von der Stelle und verfolgte uns Beide ängstlich.

„Spielen Sie keine Komödie, mein Herr," fuhr ich fort, jede Silbe scharf betonend; „Sie sind längst erkannt!"

Marlon trat zurück, er erbleichte. Ich sprach unbeirrt weiter: „Machen Sie Sich nicht lächerlich, indem Sie zu leugnen versuchen."

„Was wollen Sie von mir?" schrie er jetzt plötzlich; „wie kommen Sie dazu, mich zu verdächtigen?"

„Reden Sie nicht Unsinn; enthalten Sie Sich überhaupt aller beleidigenden Ausdrücke! Achten Sie Sich selbst mehr, indem Sie gebildeter auftreten!"

„Im Gegentheil glaube ich mich am meisten zu achten, wenn ich das Zimmer verlasse." Er gab seiner Frau einen befehlenden Wink und wollte sich entfernen.

„Sie bleiben," entgegnete ich ruhig und legte die Hand auf seine Schulter. „Wir sind noch nicht fertig."

Er wollte sich mir entwinden. Fester griff ich zu und rief: „Hatten Sie gestern den Muth, gegen uns zu fechten, so werden Sie heute Held genug sein, mir Rede zu stehen!"

Marlon hatte sich rasch gewendet. Ein Fluch drängte sich zwischen die bleichen Lippen hindurch, seine Augenwimpern zuckten, er erhob die rechte Hand: „Wer hat diese Lüge gesprochen?" preßte er endlich heraus.

„Nicht Lüge, mein Freund; pure Wahrheit! Kennen Sie mich denn nicht mehr?"

Marlon betrachtete mich aufmerksam.

„Wir sehen uns doch nicht zum ersten Male," fuhr ich fort. „Wer hat Sie gerettet, als der Soldat, auf den Sie vorher abgedrückt hatten, mit seinem Gewehr Ihr Haupt bedrohte?"

Die ruhige Sicherheit, mit der ich sprach, brachte ihn außer Fassung: „Das wären Sie gewesen?" rief er und streckte abwehrend die Hände vor sich.

„Allerdings war ich Das, Herr Marlon; Sie hätten mich sicher schon längst erkannt, wenn mir mein Vorpostenkostüm mit Kapuze und Regenmantel in der Nacht nicht ein anderes Aussehen gegeben hätte. — Uebrigens freut es mich, daß Sie so schnell geständig sind!"

„Geständig?" brauste er auf. „Nein, ich wüßte nicht, worin — Madame hat Ihnen Vorspiegelungen gemacht; Madame ist eine Verrätherin, sie liebt Alles, was Deutsch ist; in ihrer Leidenschaft geht sie so weit, den eigenen Gatten zu opfern! O, die Heuchlerin! Stehen Sie Rede, Madame!" Mit diesen Worten bäumte sich seine hohe Gestalt, er stürzte vorwärts, an mir vorüber; mit erhobenen Armen eilte er gegen das Sopha.

Meine Selbstbeherrschung war zu Ende. Ich sprang ihm in den Weg, packte ihn mit starker Faust, und ehe er sich Dessen versah, schleuderte ich ihn nieder, daß der Boden dumpf erdröhnte.

„Elender!" rief ich, nicht mehr wissend, daß ich zu Johanna's Gatten sprach. „Sie konnten unsere Armeen, Sie konnten mein Vaterland mit abscheulichen Worten schmähen; ich achtete die Ausbrüche Ihres Zornes nicht; denn Ihr verblendetes Urtheil beschmutzt doch nimmer den blanken Schild meines edlen Volkes. Daß Sie aber Ihre Gattin mit dem niedrigsten Verdacht bewerfen, Das sei Ihnen von einem Fremden, wenn auch noch schwach, durch diese Demüthigung vergolten!"

Ich stand vor ihm mit geballter Faust. Da blickte ich auf Johanna. Sie hatte sich aus dem Sopha erhoben; mit thränenlosem Auge starrte sie auf den elenden Verleumder. „Diesen Vorwurf habe ich nicht verdient, Stephan," sprach sie mühsam, „solche Worte thun weh!" — Sie ging.

Marlon erhob sich. Seine Blicke irrten umher, die große Gestalt zitterte. Er wagte nicht, mich anzugreifen.

„Setzen Sie Sich!" sprach ich kurz. Ich hatte meine Fassung wieder vollständig erlangt.

„Setzen Sie Sich!" wiederholte ich energischer, als er zögerte.

Willenlos fiel er in einen Stuhl.

„Sie hätten längst errathen können, mein Herr, daß es meine Absicht nicht ist, Sie der Kriegsjustiz preiszugeben. Wir waren kaum in's Haus getreten, so hatte mein Diener Sie schon erkannt. Für mich bestand vom Augenblicke an, da ich Sie zuerst an der Stiege sprach, kein Zweifel mehr. Fragen Sie mich nicht um die Gründe meiner Handlungsweise. Ich will Ihnen nur gestehen, daß Ihr Schurkenblut nicht würdig ist, gleich dem eines braven Soldaten für die Sache Ihres Vaterlandes vergossen zu werden. Mir ekelt's beim Gedanken, vor unseren Richtern Ihren Ankläger machen zu sollen. Und welche Sühne könnte meinem Vaterland Ihr Tod bieten? Einer solchen Sühne bedarf es wahrlich nicht. Sie sollen leben, leben mit dem ewig beschämenden Gefühl, daß der deutsche Barbar Sie für die ehrvergessene Haltung gegen Ihr braves Weib gezüchtigt, daß ein Deutscher Sie für viel zu elend befunden, um durch deutsche Hände gerichtet zu werden!" —

Keine Antwort erfolgte. Nur dumpfes Stöhnen drang aus der Kehle des Ueberführten. Ich begann wieder: „Sie sehen, ich bin gewillt, Sie zu erhalten. Doch mein Wille allein ist hier nicht maßgebend. Vor Allem bin ich unserer Armee ein Gewisses schuldig. Dann aber kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß die Straßen für Sie unsicher sind. Ich bin darüber bereits von Außen her verständigt worden."

Marlon wurde durch diese Nachricht aufgeschreckt: „Entdeckt!" rief er; seine Blicke irrten im Gemach umher, als suche er hier einen Zufluchtsort gegen seine Quäler.

„Ja," wiederholte ich, „Sie sind genau erkannt. Doch sollen Sie verschont bleiben, wenn Sie zwei von mir gestellte Bedingungen erfüllen wollen!"

Er schwieg.

„Was ist Ihnen das Heiligste auf Erden? Reden Sie aufrichtig," fuhr ich weiter.

Ein sonderbarer Blick traf mich. Mit verschränkten Armen stand ich vor ihm. „Sprechen Sie," drängte ich; „ich bin nun 'mal schon Ihr Vertrauter!"

Da warf er stolz den Kopf zurück und sprach mit Pathos: „Meine Ehre."

„Ihre Ehre! hm; nach den bisherigen Erfahrungen möchte ich nicht allzu gern auf sie ein Versprechen von Ihnen annehmen. Sie dürften sicher Etwas besitzen, was Ihnen heiliger als Ihre Ehre ist!"

Marlon knirschte, er sprang auf. „Setzen Sie Sich!" herrschte ich ihn kalt an. „Ich habe keine Zeit zur Komödie."

„Nun denn," rief er, „so schwöre ich Ihnen, daß ich nichts Höheres und Heiligeres kenne, als den Rachegeist Frankreichs gegen seine heutigen Unterdrücker!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Hungersnoth in Persien.

Der durch langjährige Reisen in Persien mit den Verhältnissen des Landes wohlbekannte Dr. Polak veröffentlicht in der „Wiener Presse" über die Ursachen der diesjährigen Hungersnoth in dem alt-historischen Lande eine werthvolle Betrachtung, welche wir in Nachstehendem theilweise wiedergeben:

Wiederholt signalisiren uns Zeitungsnachrichten den Ausbruch einer Hungersnoth in dem unglücklichen Persien; sie wurden jedoch stets durch den persischen Gesandten in London als unwahr und übertrieben gekennzeichnet; die Noth, hieß es, beschränke sich blos auf einige Striche am persischen Golf u. s. w.

Die neuesten authentischen Berichte geben uns jedoch trotz alles Ableugnens Schilderungen, wie man sie nur aus alten Zeiten von belagerten Städten mit Grausen und Unglauben liest. Der Bericht, daß Menschen die Gräber durchwühlen und Leichen verzehren, daß Mütter den Hunger an dahingerafften Kindern stillen, mag wohl übertrieben sein; jedoch ist es faktisch, daß in den östlichen Provinzen die Bewohner ihre Kinder an die Turkomanen als Sklaven verkaufen, um sie vor dem Tode zu retten. Dürre, Noth, Cholera und andere Epidemieen, auch eine Fluth von nie gesehener Mächtigkeit (6. Juli 1871) in der reichen Handelsstadt Täbris haben das Volk heruntergebracht. Eine ähnliche Hungersnoth haben wir in moderner Zeit in keiner Gegend Europa's gesehen; wir sind deßhalb geneigt, darunter etwa Das zu verstehen, was die Pariser während der Belagerung gelitten, die sich von Pferdefleisch und zuletzt auch von verdorbenem Brode nähren mußten; doch diese Zustände verhalten sich zur wahren Hungersnoth, wie ein lukullisches Mahl zu einer spartanischen Suppe.

Ein Blick auf Persien hat auch seine praktische Bedeutung, weil jede Noth daselbst Tausenden, ja Hunderttausenden in Europa das Leben kostet; denn diese Noth erzeugt oder begünstigt den Ausbruch der Cholera, welche dann, die Grenzen überschreitend, auf dem Wege durch den Kaukasus und Rußland uns heimsucht. Dieses ist der Lieblingsweg, den schon so oft die Seuche einschlug; es ist derselbe, den einst die Völker auf ihren Wanderungen in's westliche Europa genommen. Darum wird auch jeder Menschenfreund und Volkswirth trachten, die Quellen der so oft sich wiederholenden Hungersnoth zu ermitteln. Persien ist noch jetzt fast zwei Mal so groß als das ganze Kaiserthum Oesterreich, und doch zählt es kaum neun Millionen Einwohner, und die Bevölkerung ist in steter Abnahme begriffen. Jede Seuche läßt Lücken zurück, die sich in Jahrzehnten nicht ausfüllen. In den ausgedehnten Provinzen gibt es hinreichend kulturfähigen Boden; Reis, Getreide, Obst und Gemüse gedeihen in besonderer Fülle; die verschiedenen Abstufungen des Hochlandes erlauben die Kultur von Roggen bis zur Banane, Mango und Dattelpalme; die verschiedenen Hochalpen gewähren für die zahlreichen Heerden ein nährendes Futter von Gräsern und Doldengewächsen; die Bewohner besitzen Nichts von der traditionellen orientalischen Trägheit, sie verstehen sich vorzüglich auf den Feld- und Gartenbau, sie sind thätig, fleißig und lieben den Boden, den sie bebauen. Unter solchen Umständen sollte man kaum an die Möglichkeit des Mangels an den nöthigen Nahrungsmitteln denken, und doch tritt dieser periodisch ein, und wir müssen daher die Ursache desselben zu erläutern suchen.

Die große arbeitende Klasse nährt sich von Brod. Reis, obwohl als Pillaw die Nationalspeise, gilt doch nur als Luxusnahrung, und es ist bekannt, daß er dem Arbeiter nicht hinlängliche Kraft zur Stärkung der Muskeln bietet. Nur in den Gegenden am kaspischen Meere lebt die Bevölkerung fast ausschließlich von Reis und Fischen, die Bewohner haben jedoch ein kachektisches Aussehen und entwickeln nur eine geringe

Energie. Der Nomade verzehrt zwar auch nur wenig Brod, doch ersetzen ihm die vielen Milchprodukte den Abgang, er bleibt bei stetem Aufenthalte in freier Luft kräftig, muthig und gesund. Nebst dem Getreide bilden einige Hülsenfrüchte, als Linsen, Bohnen und Küchenerbsen, auch einige Hirse-Arten einen Theil der Volksnahrung. Von den Getreidesorten wird vorzüglich Weizen zum Brod verwendet, der Roggen gedeiht nur auf wenigen kalten Hochebenen — so in Udschan bei Persepolis — die Gerste wird zumeist zum Pferdefutter verwendet, da Hafer nicht gedeiht. Saaten wachsen und reifen in diesen nördlichen und nordwestlichen Gegenden Persiens, im sogenannten alten Medien, entweder durch die natürlichen Winter- und Frühlings-Niederschläge — man nennt diese Kultur deymi, sie liefert die besten und schwersten Getreidesorten — oder sie können der künstlichen Bewässerung nicht entbehren, und man nennt sie zum Unterschiede abi, d. h. die wässerige; sie sind die leichteren Getreide-Arten. In der Herbeischaffung, Leitung und Vertheilung des nöthigen Wassers entwickelt der Perser eine Kunstfertigkeit, Energie und Kenntniß der hydraulischen Gesetze, die bei jedem Beobachter Staunen erregen müssen. Diese Kunst, seit undenklichen Zeiten im Lande geübt, wurde nach der Eroberung von den Arabern erlernt und selbst bis nach Spanien übertragen, wo noch Reste alter maurischer Leitungen von der Befähigung der Eroberer zeugen. Mit dem Niedergang der arabischen Größe gingen auch alle Künste verloren, unter diesen auch die der Wasserleitung; doch die Perser hielten an derselben fest, weil sie die Grundbedingung der Existenz im Lande bildet. Im Winter fällt viel Schnee, und er bleibt in den Hochgebirgen und Engthälern oft bis Mitte August, oft durch das ganze Jahr liegen; im März und April erquicken noch einige Regen den lechzenden Boden, doch von dieser Periode bis halben Oktober fällt oft kein Tropfen von dem stets heiteren Himmel, und die üppige Frühlings-Vegetation, sich selbst überlassen, verdorrt, der Boden wird zur Wüste, die nur dürftig einige Artemisien, Salsulen und Zygophyllen nährt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei einer Gemälde-Versteigerung machten sich jüngst zwei Bilderfreunde den Besitz eines Gemäldes von dem bekannten Düsseldorfer Thiermaler Lachenwitz streitig, welches einen Esel darstellte. Sie hatten sich Beide gegenseitig schon hoch hineingetrieben, da sagte der Eine zum Anderen: „Es hilft Ihnen Nichts; ich gebe nicht nach, das Gemälde gehörte früher meinem Oheim, und ich werde es um jeden Preis erstehen!" —„Ah, in diesem Falle werde ich nicht weiter bieten," versetzte der Andere; „es wäre grausam, Sie um ein Familienporträt zu bringen!"

Ein spanischer Richter, welcher einen wichtigen Prozeß zu entscheiden hatte, erhielt von dem Kläger ein hübsches Gespann Maulthiere zum Geschenk, welchem dann nach einigen Tagen der Beklagte einen hübschen Wagen folgen ließ. Als der Prozeß spruchreif wurde, entschied der Alkalde zu Gunsten des Klägers. Der Beklagte, dessen Geschenk das werthvollere war, machte darob dem Richter Vorwürfe, welche dieser jedoch mit der Bemerkung abfertigte: „Darüber dürft Ihr Euch nicht ärgern, guter Freund! Die Maulthiere gehen immer dem Wagen vor!"

(Werth der Arbeit.) Ein Pfund Gold kostet im gediegenen, aber unverarbeiteten Zustande 300 Thaler, ein Pfund Eisen kaum drei Pfennige; wenn man aber aus dem Eisen die feinsten Genfer Taschenuhrfedern macht, dann kostet ein Pfund Eisen in dieser Gestalt 5000 Thaler, also eine Summe, welche ein Pfund Gold, selbst wenn es zum feinsten Schmuck verarbeitet wird, nicht im Entferntesten zu erreichen vermag. Eben so verhält es sich mit vielen anderen anscheinend werthlosen Stoffen.

Eine Probe der enormen Schwindeleien, welche mit dem städtischen Vermögen in New-York getrieben worden und die Alles übersteigen, was man sonst aus Rußland oder anderswo berichtet, bietet die Rechnung des Buchbinders James A. Monaghan, der für die Reparatur von Büchereinbänden in den Jahren 1868 und 1869 nicht weniger als 128,011 Doll. angerechnet und erhalten hat — er und die geheime Kompagnie, welche diese Rechnungen zu kontroliren hat.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 129. Mittwoch, 1. November 1871.

Am Allerseelentage 1871.

Allerseelen, Tag der Stille,
Tag der Wehmuth, Tag der Liebe,
Jene lauten Feste alle,
Die die Menschheit heute feiert,
Nimmer sind sie gleich an Würde
Dir und nimmer zu vergleichen
Deinen wehmuthsvollen Stunden;
Diese zählen zu den schönsten,
Zu den würdigsten des Lebens.

Wohl kein Tag im lieben Jahre
Zieht — wie du — zu jenem Orte,
Der so manche Liebe decket.
Alle edlen Menschen ehren
Deine stillen, ernsten Stunden;
Alle wandern zu den Gräbern,
Wo manch stilles Vaterunser
Dann zum Himmel steigt, der Thränen
Manche fließt den Heimgegang'nen.

Spät im Herbste; Blumen zieren
Nimmer Feld und Wald und Wiese.
Unsre Bäume, halb entlaubet
Steh'n sie; aber Frühling kehret
Ihnen wieder. Neu geschmücket
Werden wir sie wiederschauen.
Ja, Natur eilt nun zum Schlummer,
Für die Zukunft sich zu stärken,
Ruhet aus, um neu zu treiben.

Alles stirbt; neu seht erstehen
Blumen ihr im nächsten Jahre;
Schmetterlinge werden fliegen
Fröhlich wieder durch die Lüfte.
Doch will's oft der Mensch nicht fassen,
Daß auch ihm ein Frühling blühet,
Frühling schön und ewig währendl
Frühling wartet unser droben,
Wie der Blümlein hier auf Erden.

Unserm Vaterland, dem lieben,
Ward geschenket jener Frühling,
Den wir längst ersehnt im Liede,
Und wir wollten's auch nicht glauben.
Deutschland, neu wardst du geboren
Durch den Tod der tapfern Helden
Dort auf Frankreichs Blutgefilden.
Warum kämpften unsre Brüder?
Warum haben sie geblutet?

„Neuen Frühling uns zu schaffen,"
Dessen heute wir uns freuen!
— Und wie danken wir's den Brüdern,
Daß sie freudig für uns starben?
Dadurch, daß wir nie vergessen,
Stets gedenken ihrer Thaten,
Daß wir an ein Jenseits glauben,
Wo wir Alle wieder finden,
Die uns Frühling hier erkämpfet.

Nicht blos dieses Fleckchen Erde,
Das wir Vaterland hier nennen,
Kann zum Kampfe so begeistern,
Wie in letzter Zeit wir's schauten.
Die Begeist'rung kommt von oben;
„Liebe" heißt sie, unserm Busen
Eingepflanzt von jenem Vater,
Der die Blümlein lässet sprießen
Und die Bäume heißet grünen!

Freunde, laßt uns nie vergessen;
Eilen wir zum Ort der Todten,
Dort zu beten für die Brüder,
Die im Tod uns Frühling brachten.
Immergrüne Kränze können
Legen nicht wir auf die Hügel
Dort im fremden Lande; aber
Grünen soll die Liebe immer;
Dankbar wollen wir uns zeigen.

Z. Gr.

Gerichtet — Gerettet!

Mündlichen Mittheilungen nacherzählt von Gustav Schellwöck.

(Fortsetzung.)

„Sie haben wenigstens offen gesprochen, Marlon; Das genügt mir. Hören Sie also meine erste Bedingung: Sie können mir bei diesem Höchsten und Heiligsten ohnehin leicht versprechen, keine Waffe mehr berühren zu wollen, so lang ein deutsches Heer auf fränkischem Boden steht."

„Das verspreche ich!" rief er grinsend, voll Schadenfreude, als sähe er schon die französischen Rosse in der Donau Fluthen sich tränken. Dabei streckte er mir dummdreist die Hand entgegen.

„Schon gut, mein Herr," antwortete ich kühl und zog die meine zurück. Sie haben ein wichtiges Versprechen gegeben. Ich nehme die Erinnerung daran mit mir und werde später zu erfahren wissen, ob Sie das Versprechen redlich gehalten. Wenn nicht, so dürfte der Bruch des gegebenen Wortes einst unangenehm auf Ihrer Persönlichkeit lasten."

„Was wünschen Sie noch?" fragte er nun zuversichtlicher, als fühlte er die Gefahr immer mehr zurückweichen.

„Die zweite Bedingung ist, daß Sie Sich durchaus nicht mehr auf der Straße bewegen, so lang wir hier sind. Morgen wird der Weitermarsch erfolgen. Bis dahin verlassen Sie Ihre Zimmer nicht mehr." — „Soll geschehen."

„So sind wir Beide fertig."

Marlon wandte sich zum Gehen. Auf der Schwelle kehrte er um und fragte mich in fast vertraulichem Tone: „Wie kommt es denn eigentlich, daß Sie mir durchaus das Leben erhalten wollen? Warum nannten Sie meine Frau ein braves Weib?"

„Ich will nicht den Beweggrund dieser Fragen untersuchen," antwortete ich; „doch sollen Sie die Aufklärung haben. Daß ich Ihre Frau ein edles Weib genannt, beruht auf langer Erfahrung. Sie selbst aber stellen Sich durch diese Frage nur das erbärmlichste Zeugniß aus. Sie thun, als ob der hohe Werth dieser Frau Ihnen etwas Neues, Ungekanntes wäre. Ich habe Ihre Frau früher gekannt, als Sie. In Straßburg —"

„So sind Sie Mr. Gustave —" schaltete er hastig ein.

„Woher kennen Sie meinen Namen?"

„Wie sollte ich nicht!" antwortete er mit frecher Ironie. „Ihr Lob floß manchmal von Frau Marlon's Lippen; also Sie sind es, der sie die deutschen Lieder gelehrt! Madame singt sie mit Todtengräberstimme so überaus gern."

„Spotten Sie nicht über unsere Lieder, Elender; spotten Sie aber noch weniger über Ihre Gattin!"

Eine unbegrenzte Verachtung des niedrigen Gesellen bemächtigte sich meiner mehr und mehr.

„Die große Achtung vor Frau Marlon trug viel dazu bei, mich zu bewegen, ihr den Schmerz der schimpflichen Exekution ihres Gatten zu ersparen. Werden Sie Ihre Frau fortan höher halten, nachdem sie die faktische Retterin Ihres Lebens geworden?"

„Ich werde es meiner Frau lohnen," sprach er gemessen und entfernte sich. —

Ich athmete auf. Nicht, als ob ich geglaubt, mit dem letzten Zugeständnisse des Mannes Etwas für die Zukunft Johanna's erreicht zu haben. Es war mir vielmehr klar, daß ein Fortbestehen dieses Verhältnisses gleichbedeutend gewesen wäre mit Johanna's schleuniger Auflösung. Aber eine Stimme sagte mir, daß ihr Charakter sich gegen dasselbe entschieden auflehnen werde. —

Es verlangte mich, frische Luft zu genießen. Ich ging zu Karl und Karlchen. Beide hielten die Behauptung von der Identität des Mannes nicht mehr fest aufrecht. Wir sprachen bald von andern Dingen. — Nach einem langen Spaziergang durch die Stadt kehrten wir spät zurück. Wir trennten uns mit herzlichem Gruß.

Als ich in den hell erleuchteten Speisesaal trat, erhoben sich Vater und Tochter, mich freundlich ernst zu empfangen. Marlon fehlte. Das Gespräch drehte sich um die verschiedensten Sachen, welche eigentlich schlecht zum Programm des Tages paßten. Endlich führte der Vater die Unterhaltung darauf, daß ich mit Johanna schon früher bekannt geworden. Sie hatte es ihm im Laufe des Nachmittags eröffnet. Zu einem so lieben Bekannten dürfe man schon offener sprechen. Das heutige Betragen Marlon's habe die letzte Saite auf dem ehelichen Psalter zerrissen. Johanna wolle durchaus nicht mehr in diesem Hause bleiben. Er selbst habe sich freilich arg in dem Wesen des Mannes getäuscht. Johanna habe noch wenig glückliche Stunden seit ihrer Verheirathung verlebt. Sie ziehe es vor, ihre Zukunft bei den Verwandten in Straßburg zufriedener zu gestalten. Er selbst könne Dem nicht entgegen sein, denn er sehe sein Kind von Tag zu Tag sich mehr abhärmen. Seine jetzige Nachgiebigkeit sei eine Sühne des früheren Starrsinns, womit er Johanna gegen ihren Willen zu dieser Verbindung geführt.

Ihre Wohlhabenheit gestatte ihnen, ohne langweilige, Aufsehen erregende Prozesse abzuwarten, das Band schnell zu lösen und ein lieblicheres Heim zu suchen.

In meinem Kopfe wirbelte es wild umher. Johanna in Straßburg! Ich konnte sie wiedersehen, öfter wiedersehen. Allein was sonst? — Ihr Mann lebte, wenn auch fern von ihr — konnte ich da Hoffnungen hegen? „Hättest du rücksichtslos dem Kriegsbrauch seinen Lauf gegeben," rief es in mir, „dann wäre nicht deine ganze Zukunft so getrübt!" — Doch schnell warf ich diese Gedanken von mir: „Nein, keinen unedlen Egoismus!" —

Ich zog mich bald auf mein Zimmer zurück und überließ mich dort den Träumen über eine schöne Vergangenheit. Zwar versuchte ich es, auch die Zukunft in diesen Zauberkreis zu ziehen — allein Das gelang mir schlecht. Fehlten doch alle Faktoren, um jetzt schon mein künftiges Glück in Gedanken aufzubauen! Und wenn ich auch unverletzt in die Heimath kehrte — nun dann, sollte mein Herz nicht eines ruhigen, verständigen Entsagens fähig sein? —

In meiner Seele war es wieder stille Ruhe geworden, als ich endlich einschlummerte. Ich erhob mich des Morgens gekräftigt, heiteren Sinnes:

„Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schlossensturm
Entgegen singen
Wie die Lerche,
Die da droben." —

Laut und lauter sprach ich die herrlichen Worte meines Lieblings. Ich machte mich marschfertig. Auf dem Korridor traf ich Johanna und ihren Vater. „Leben Sie wohl!" sprach ich und drückte Beiden die Hände.

„Gott behüte Sie!" sprach der Greis gerührt. Johanna schwieg, ihre Hand ruhte noch in der meinen. Da wurde mir's so weh um's Herz. Wie Todesahnung zog es durch mein Gemüth. „Grüßen Sie mir Straßburg," sprach ich mit erstickender Stimme, „grüßen Sie mir die liebe Familie M., grüßen Sie mir tausend Mal die deutsche Erde. Mögen Sie dort das Glück finden, das Sie in Frankreich umsonst gesucht!" Ich preßte noch ein Mal innig ihre Hand und ging.

Als ich die Treppe hinunterstieg, warf ich noch einen letzten Blick zurück, Johanna hatte das Haupt ihres Vaters mit beiden Armen umschlungen, schluchzend barg sie ihr Antlitz an seiner Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hungersnoth in Persien.

(Forts. statt Schluß.)

Die Hochgebirge, welche den Schnee ansammeln und außerdem die andern Wasserniederschläge an sich ziehen, gewähren den Vortheil, daß sie durch Infiltration Quellen nähren und Bäche entströmen lassen, welche die Grundlage aller künstlichen Bewässerung und Verpflegung der Städte und Ansiedlungen mit dem nöthigen Trinkwasser bilden. In dem Aufsuchen und Leiten einer Quelle besitzt der Perser eine besondere Befähigung; der Kampf um die Existenz lehrte ihn die Mittel. Denn der Boden ohne Bewässerung ist fast werthlos, und nur diese macht ihn nutzbar. Da jedoch die Aufgabe die Mittel eines Einzelnen überschreitet, so tritt gewöhnlich eine Association von Kapital und Arbeitskraft ein, wo dann nach glücklichem Resultate ein Jeder nach Verhältniß seiner Leistung an der Wassermenge Antheil nimmt. Ein Quellensucher wird ausgeschickt, welcher am Fuße des Berges nach gewissen Zeichen der noch bestehenden örtlichen Vegetation trotz der herrschenden Dürre, des Thau-Niederschlages an diesem Platze und der Bodengestaltung das Vorhandensein eines unterirdischen Wasser-Reservoirs feststellt. Nun wird ein Brunnen oft von 40 bis 60 Klaftern Tiefe gegraben, bis man auf eine Wasserader stößt. In einiger Entfernung thalwärts wird wieder ein Stollen geschlagen und dieser mit dem ersten horizontal verbunden. Oft wird es nothwendig, 100 bis 200 solche Schachte zu graben, bis endlich das Wasser nach einer unterirdischen Leitung von einigen Meilen sich in die Ebene ergießt. Die Leitung von Gez bei Isfahan zählt an 400 Brunnen. An der Mündung wird das Dorf angelegt und das Wasser an die Einwohner für Feld und Garten verhältnißmäßig vertheilt. So lange diese Quelle nicht versiecht, bildet sie den Grund des Reichthums und der Vegetationsfülle der angrenzenden Kolonie. Trotzdem seit uralten Zeiten herkömmliche Gesetze zum Schutze des Wassereigenthums bestehen, wie sie selbst in Tafeln der Keilschriften eingegraben sind, so wissen doch Machthaber und Schützlinge des Hofes sie

zu umgehen; das Wasser wird an einer tieferen Stelle abgegraben, der alte Kanal versiecht, die Kolonie wird zur Wüste. Da aber die jeweiligen Machthaber in wenigen Jahren durch andere Emporkömmlinge verdrängt werden, so verödet allmälig das kulturfähige Land; derselbe Boden, der früher mehrere tausend fleißige Bebauer reichlich ernährte, kann kaum einigen dürftigen Nomaden ein trauriges Dasein fristen.

Persien besitzt in seinem Hochlande fast keinen Fluß, der seinen Lauf zum Meere nähme, die meisten werden, wenigstens während der Sommerszeit, zum Zwecke der Kultur benützt, in vielfache Arme zerspalten, bis sie endlich ganz verschwinden. Jeder solcher Arm unterhält das Dasein einer Kolonie und eines Dorfes; oft hängen mehrere hundert Ansiedlungen von einem einzigen Flusse ab. Bald gelangen aber diese durch Macht, Künste und Drohung in die Hand der jeweiligen Machthaber; die seßhaften Kolonien beziehen für den Anbau nur ein Dritttheil der Ernte, und sie haben auch wenig Interesse, denseben nach Kräften zu fördern. Von Zeit zu Zeit beim Falle der Großen werden diese Dörfer konfiszirt, sie fallen dem Staate oder dem König als Kroneigenthum anheim und werden dann statt des Gehaltes in Baarem an einzelne Beamte als Lehen überlassen. Die Beamten trachten natürlich, in kürzester Frist den größtmöglichen Nutzen daraus zu ziehen; sie bedrücken die Kolonisten, bis diese endlich, des Druckes müde, die Fruchtbäume niederhauen, um mit Hab und Gut eine andere Kolonie zu beziehen oder mit ihrem Vieh das Nomadenleben zu führen. Es ist eigenthümlich, daß das neuere Regierungsystem die weise Gesetzgebung des Zoroaster auf den Kopf gestellt; denn während diese den Ackerbau auf Kosten des Nomadenthums begünstigte und auf Seßhaftmachung der nomadisirenden Stämme hinwirkte, begünstigt jene das Nomadenthum auf Kosten der seßhaften Bevölkerung und sucht seine Kraft in jenem. Daß unter solchen Umständen die Ackerbaugeräthe sehr primitiv sind und daß auf deren Verbesserung nur wenig Sorgfalt gelegt wird, liegt in der Natur der Dinge.

Ein wichtiger Uebelstand, wodurch jeder Besitz in Frage gestellt wird, ist der Abgang aller Grundbücher; das Eigenthumsrecht besteht nur nach Herkommen, Urkunden und Denkmännern. Oft treten nach langen Jahren — es gibt kein Gesetz der Verjährung — nach Ankauf eines Grundstückes Reklamationen auf Basis einer auf früheres Datum ausgestellten gefälschten Urkunde auf, der Prozeß wird durch Priester entschieden, deren Verkäuflichkeit und Bestechlichkeit landkundig ist, und der Besitzer ist oft sehr zufrieden, wenn es ihm möglich wird, den aufgestellten fingirten Kläger durch eine entsprechende Geldsumme zu entschädigen.

Bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens und dem Fleiße der Bebauer sind in gewöhnlichen Jahren alle Nahrungsmittel in Fülle. Keinem ist um den täglichen Bedarf bange, selbst die Hunde finden in den Winkeln der Bazare hinlängliche Reste, um sich und ihre Jungen zu sättigen. Doch geschieht es, daß nach einer Reihe von Jahren in einigen Provinzen die Schnee- und Regenfälle ausbleiben; die Leitungen und Bäche geben im Sommer nicht die genügende Wassermenge; es tritt eine, jede Vegetation versengende Dürre und mithin Noth ein. Der Mangel an Niederschlägen ist zum Theile in der Natur der Hochebenen und der sie umgebenden, alle Feuchtigkeit an sich ziehenden Hochgebirge, zum Theil in der systematischen Ausrodung alles Baumwuchses auf den Bergen bedingt. Man holt eben das Holz, wo es am nächsten liegt; sind aber die Bäume gefällt, so hindert der Viehtrieb der zahlreichen Nomaden jeden ferneren Nachwuchs. Es ist begreiflich, daß die Perser den Schaden eines solchen Gebahrens nicht einzusehen im Stande sind, da selbst in Europa erst in der neuesten Zeit strengere Gesetze gegen die Ausrodung der Wälder erlassen wurden und diese fast noch überall umgangen werden.

Außer der Dürre sind es noch Insekten, welche die Ernte in Frage stellen. Die südlichen und südwestlichen Provinzen werden oft von Heuschrecken heimgesucht; eine andere Art Larve oder Insekt, Sin genannt, erscheint in manchen Gegenden alle vier Jahre ein Mal und vertilgt einen großen Theil der Körner.

(Schluß folgt.)

---

* Logogryph.

Es läuft und schwimmt und fliegt und kriecht sogar;
Bald ist es schön, bald häßlich anzuschau'n;
Hier dient es uns, dort droht es uns Gefahr;
Hier essen wir's, dort frißt es uns — o Grau'n!
Nun füg' dem kleinen Wort ein Zeichen an,
Und vor dir steht es, klein zwar von Gestalt,
Doch jetzt so groß an Anseh'n und Gewalt,
Wie es wohl kaum geträumt im kühnsten Wahn.

R.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Freitag, 3. November **1871.**

Gerichtet — Gerettet!

Mündlichen Mittheilungen nacherzählt von Gustav Schollwöck.

(Fortsetzung.)

3.

Es läßt sich leicht errathen, welche Gedanken in der folgenden Zeit meine treuesten Begleiter waren. Allerdings gebrauchte ich damals à la Talleyrand die Sprache, um meine Gedanken zu verhehlen.

Wir marschirten wieder flott rechts und links, die ersten Jäger säuberten bei a ferté Alais spät am Abend mit dem Bajonnet unser passables Quartier, und wir machten uns immer mehr mit dem Gedanken vertraut, daß man die Franzosen bei Le Mans „herumkriegen" wollte. Wie waren wir aber erstaunt, als plötzlich die Marschrichtung von West nach Südost verlegt wurde! In fliegender Eile ging's gegen Chateaudun. Wir passirten es am 29. Nov. beim ersten Morgengrauen. Kein Halt! Und war doch noch die halbe Stadt verschont geblieben, um uns wieder einmal ein anständiges Dach zu bieten. Denn seit Nogent — brrr! Vorposten und Heuscheunen, Nichts weiter!

Der Marsch wurde von Chateaudun auf der großen Straße nach Orleans fortgesetzt. Wir wechselten manchmal besondere Blicke. Denn die ungeheuren Märsche der letzten Tage in die uns schon von früher her bekannte Gegend hatten doch sicherlich einen bringenden Grund.

„Hat ihm schon," brummte mein Feldwebel; „diesmal gibt's wieder was zu raufen!"

Der Vormittag war größtentheils entschwunden, aber das Ziel des heutigen Marsches lag noch viele, viele „Kilometer" von uns entfernt.

Da plötzlich pfiff es über unsern Köpfen. Gleichzeitig stockte der Marsch. Die Spitze mußte gehalten haben. Wir traten auf eine kleine Erhöhung neben der Straße. Siehe, schon schwärmten unsere 7er Jäger nach der rechten Flanke aus. Da drüben in einer Thalmulde die Ruinen des Dorfes Vorize. Hier hatten nach der ersten Einnahme von Orleans Franctireurs einer größeren Requisitionsabtheilung ein Gefechtchen geliefert. Zum Dank für diese Ehre ward Vorize niedergebrannt. Vor dem Dorfe lag ein weithin gedehnter Wald, zum Theil durch Mauern zu einem Park eingefaßt. Am Waldrand unterschieden wir deutlich die blauen Wölkchen aus den Gewehren der feindlichen Plänkler.

Eine Batterie bog im Trab rechts ab und faßte auf freiem Feld Posto. Soeben drang schallendes Hurrah zu uns herüber, die 7er Jäger stürmten über's freie Feld hinweg schon den äußersten Waldesrand. Ein tausendfältiges Bravo gellte durch die Luft, als die nachfolgenden Truppen von der höher gelegenen Straße aus diesen herrlichen Angriff sahen.

Da tönte die Stimme unseres Kommandanten: „Bataillon Achtung! Laufschritt marsch! Rechts schwenkt!" und fort ging es über's Feld, unter den Mündungen unserer eigenen Geschütze durch, welche schon ihre ehernen Grüße den hinter Vorize sichtbar werdenden Reserven zusandten. Mit uns eilte unser zweites Bataillon der Parkmauer zu. Hinter derselben postirt, überschütteten die feindlichen Schützen uns mit einem schwirrenden Kugelhagel. Allein auf dem freien Felde war unseres Bleibens nicht. Immer näher kamen wir heran, ohne Aufenthalt in tollen Sprüngen den völlig ebenen Raum durchmessend. Athemlos kamen wir zur Mauer. Wir sammelten unsere Leute — nicht alle waren glücklich hierhergelangt. Nun hieß es einen Eingang finden. An der Mauer entlang eilend, gewahrten wir ein großes, hölzernes Gitterthor. Ein Blick in das Innere des

Parks belehrte uns über die große Anzahl der Vertheidiger, welche, hinter den Bäumen postirt, schußfertig unseres Eintritts harrten. Ein lautes „Rendez-vous" verhallte unter ihrem trotzigen Gelächter.

„Nun denn, Pioniere vor!" Das Thor sank krachend unter den wuchtigen Hieben mehrerer Aexte.

„Vorwärts, hurrah!" rief es, und wie Meereswogen ergossen sich die Streiter in den Park.

Das Ende war abzusehen. Sämmtliche innerhalb der Mauern befindlichen Feinde wurden zu Gefangenen gemacht. Ein corps d'élite hatte hier gestritten. Es waren die Chasseurs volontaires de la Gironde, Söhne aus den besten Familien von Bordeaux.

„Hat ihm schon," lachte der Feldwebel, als wir die Kompagnie sammelten; „lauter hübsche Bursche, feine Gesichterchen, diese Herren da; aber wutsch, fort damit nach Deutschland zu den Anderen!"

Karl, Karlchen und Gustav — das Kleeblatt war diesmal verschont geblieben. Wir sprachen gemüthlich einer Flasche Rothwein zu, welche unsere Burschen, ich weiß nicht wo, aufgegabelt hatten. Dazu etwas gesottene Rindszunge und ein Stückchen Brod — mit solchem Nektar und Ambrosia läßt sich's freilich siegen!

Wir marschirten bald in's Dorf hinab. Dort wurde nochmals Halt gemacht. Unter den Truppen war plötzlich eine besondere Erregung zu bemerken. Alle streckten die Köpfe nach der Seite, wo wir eben herein marschirt waren. Die Gefangenen wurden in langen Reihen heimgeführt. Mitten im Ort, gerade da, wo wir hielten, bildeten mehrere sich kreuzende Wege einen ziemlich geräumigen Platz. Hier wurden sie in Ordnung gestellt und abgezählt. Da hörte man plötzlich lautes Murren ringsumher: „Franctireurs, Franctireurs!" rief es dazu. Das Wort pflanzte sich fort; Alles drängte sich herbei. Siehe da, mitten in den dunkelblauen Uniformen der „freiwilligen Jäger der Gironde" gewahrten wir mehrere blauen Blousen. Auch sie hatten im Park sich dem Sieger übergeben.

Da ertönt lautes Pferdegetrappel. Der geliebte General reitet an der Spitze seines zahlreichen Stabes die Straße herab. Er grüßt freundlich nach allen Seiten. Nun hält er auf dem freien Platze. Alles tritt zurück, um ihm den Weg frei zu machen. Er wirft einen Blick auf die zusammengedrängten Gefangenen und spricht zu seinen Stabsoffizieren einige Worte. Da tritt der mit der Bewachung beauftragte Offizier an den General heran, salutirt, meldet die Anzahl der entwaffneten Feinde und macht den Zusatz: „Außerdem befinden sich unter der Truppe fünf Franctireurs, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen worden sind."

Ein höherer Offizier vom Stab nähert sein Pferd dem ernst blickenden General: „Exzellenz," spricht er, „wird hier das Kriegsrecht in seiner vollen Strenge walten?"

Der General schaut noch ernster. Einen Augenblick ruht sein Auge auf der Gruppe vor ihm. Da trägt man eben einen gefallenen Offizier auf der Bahre an ihm vorüber.

Der General verfolgt die blutige Leiche mit trübem Blicke. Dann setzt er die abgenommene Mütze wieder auf, nickt leise mit dem Kopfe, gibt dem Pferde die Sporen und verschwindet in einer Seitenstraße. Ihm folgt der ganze Stab. Nur jener Offizier, welcher vorher den Willen des Generals eingeholt, hält sein Pferd noch an, gibt einige Befehle und sprengt den Uebrigen nach.

Ich näherte mich wieder den Gefangenen. Besonders die blauen Blousen nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es waren meist hagere, wüste Gestalten, die gegen die reinlichen Uniformen und intelligenten Gesichter der freiwilligen Jäger lebhaft abstachen. Noch Einen sah ich darunter, schlank gewachsen, mit tiefdunklen Augen, schwarzen Locken, darüber den Hut tief in die Stirne gedrückt — ein dunkelgrauer Anzug — keine Blouse — umhüllte die lange Gestalt, an den Füßen hohe, schmutzbedeckte Stiefel — wo war der Bart?

In diesem Augenblicke näherte sich mir Heinz, der treue Diener seines Herrn.

„Herr Lieutenant," sprach er leise, „schauen Sie Sich 'mal den großen Franctireur dort genau an! Ist Ihnen die Gestalt nicht bekannt? Nur einen schwarzen Schnurr- und Backenbart müssen Sie Sich zu dem kahlrasirten Gesicht denken."

Ich fühlte die Wirkung dieser Worte. Wir Beide hatten ihn erkannt — es war Marlon.

„Hat wirklich Aehnlichkeit," sprach ich zu Heinz; „und wenn er es in der That ist, nun, so ereilt ihn heut' das Geschick, das er jetzt doppelt verdient hat. Im Uebrigen Nichts mehr von der Geschichte."

Heinz war's zufrieden und zog sich zurück. Ich selbst fühlte eine ungemeine Bitterkeit in meinem Innern.

„Also doch sein Wort gebrochen und so schnell vom Schicksal ereilt!" so rief es in mir. Ich war wirklich von dieser seltsamen Fügung erschüttert. Mir kam es einen Augenblick vor, als hätte ich neulich ein Unrecht begangen, als ich großmüthig den Feind schonte. Und doch — — o Johanna, wie, wann wirst du die Nachricht vom Tod deines Peinigers erfahren? „O Frankreich, Frankreich," rief es in mir, „wenn solche Männer bei deinem Rachegeist schwören, dann mag mein Vaterland ruhig sein!"

Das Signal zum Aufbruch wurde gegeben. Die Gefangenen traten an, mit kalten Mienen schritten sie an uns vorüber.

„Die könne eweil unser Heimath grüße," meinte ein Pfälzer Kind und schaute ihnen fast neidisch nach.

Gleich darauf marschirten auch wir ab. Noch einen Blick warf ich zurück auf die fünf Franctireurs; mir war es, als ob Marlon's Auge mit dem Ausdruck des glühendsten Hasses mich verfolgte. Wir waren kaum einige hundert Schritte marschirt, da krachte eine Salve hinter uns — Marlon und seine Gefährten waren gerichtet. —

4.

Der Winter ist vorüber. Ich sitze in Ch., südöstlich von Paris. Der Waffenstillstand ist zu Ende, die Friedenspräliminarien sind eröffnet. Im Garten der Villa, welche mir und einem Kameraden zur Wohnung dient, hatte ich eben die ersten Veilchen gepflückt, um sie als Gruß in die Heimath zu senden.

Das „Kleeblatt" von damals bestand nicht mehr. Karlchen kurirte sein Bein bei „Muttern"; Karl hatten wir unter dem Zischen der Granaten am 9. Dez., dem Tage nach der Schlacht von Beaugency, in die fremde Erde gesenkt — ich allein blieb als „Stammhalter" in der Kompagnie übrig. Seit Beginn des Waffenstillstandes waren andere Offiziere meine Gefährten geworden. —

Ich hatte also meine Veilchen hübsch in ein Briefchen verpackt und dasselbe zur Post besorgen lassen.

Dann nahm ich meine schöne Uniform vor und ließ sie von Heinz fein säuberlich blank machen. Hierauf besah ich die Uhr, kleidete mich schnell um, nahm Abschied von meinem Hausgenossen und schritt, von Heinz, welcher den Mantel trug, gefolgt, dem Bahnhof zu. In der Tasche hatte ich einen Erlaubnißschein, lautend auf drei Tage, um in Nogent le Rotrou meinen Verwandten, Lieutenant so und so vom xten preußischen Landwehrregiment, zu besuchen. Derselbe sollte dort bei der Etappe verwendet sein, wie ich zufällig erfahren. —

Ich fuhr über Orleans, Tours, Le Mans nach Nogent. Da stand ich auf dem Bahnhof, wo wir als die ersten Deutschen vor mehreren Monaten erschienen waren! Dann folgte ich der breiten, baumbepflanzten Straße, die von hier in das Innere der Stadt führt. Ich erinnerte mich noch recht wohl vieler Einzelheiten. Denn auch hierher hatte das Kleeblatt an jenem Abend seinen Spaziergang ausgedehnt. Nun über die Brücke, durch eine enge Straße — hier das Telegraphenamt, ein schmuckes Fritzchen stand davor und salutirte stramm vor dem plötzlich hereingeschneiten Bayern — dann rechts, ich stand vor der Mairie. Nach einigen Minuten betrat ich das Haus von Johanna Marlon.

Das war ein ergreifendes Wiedersehen. Trauerkleider umhüllten die blasse Gestalt — o sie war bleicher, viel bleicher geworden seit unserer vorigen Begegnung.

Theilnahmvoll fragte sie mich, wie es mir die ganze schreckliche Zeit über ergangen. Ich erzählte in Bruchstücken. Nachdem sie die weitesten Umrisse vernommen, sprach sie sanft:

„Nun, theurer Freund, ist es an mir, zu erzählen."

Ich athmete auf. Wußte sie um die letzten Schicksale ihres Mannes? So war mir das Schwerste erspart!

Johanna erzählte mit schwacher Stimme, wie sie gleich nach meinem Abmarsch von der Wuth Marlon's zu leiden gehabt. Sie nannte ihn nur kurz Marlon; das Wort „Gatte" kam nicht über ihre Lippen. — Als nun ihr Vater mit energischen Schritten drohte, da lachte Marlon des Greises und spottete: „Wo wollen Sie Hilfe finden? Hier, in Nogent? Weiß nicht die ganze Stadt, daß Madame —" Hier hielt Johanna ein; die Stimme versagte ihr. „Kurz," fuhr sie endlich fort, „ich mußte von jener Stunde an die erniedrigendsten Vorwürfe hören. Marlon entblödete sich nicht, meinen Vater und mich des Landesverraths vor den Bürgern der Stadt zu zeihen, anderer entehrenden Beschimpfungen nicht zu erwähnen."

(Schluß folgt.)

Die Hungersnoth in Persien.

(Schluß.)

Bei dem ausgedehnten Reiche und der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens nach geographischer Lage und Meereshöhe sind zwar diese Verhältnisse meist lokaler Natur. So herrschte zum Beispiel in diesem Jahre der Noth der Mißwachs nur in den Provinzen von Teheran, Isfahan, Jezd, Kirman, Meschhed und zum Theil in Schiraz, während die übrigen sich einer genügenden Ernte erfreuten, und Dieses wurde mir erst kürzlich durch Augenzeugen berichtet; es tritt jedoch der fatale Umstand hinzu, daß bei Abgang jedweder gebahnten Straße und aller Lastwagen Alles auf dem Rücken von Thieren verladen werden muß, die auf dem Wege den größten Theil ihrer Ladung als Futter verzehren und demnach fast leer an den Ort der Bestimmung gelangen, zumal sie auch Fürsorge für die Rückreisn nehmen müssen. So kann es geschehen, daß in einer Provinz absoluter Mangel herrscht, während in einer anderen, etwa 50 Meilen davon entfernten das Getreide wegen Ueberflusses fast keinen Preis hat.

Eine merkwürdige national-ökonomische Anomalie, die man vielleicht nur in Persien findet, ist die, daß einzelne Gouverneure den Export in die benachbarten ausgehungerten Provinzen unter dem Vorwande verbieten, damit in der eigenen Provinz nicht Mangel eintrete. Dies sind nur vexatorische Maßregeln, um das Getreide in der Nachbarprovinz auf den höchsten Preis zu treiben, wonach der humane Gouverneur unter der Form von Schmuggel selbst den Handel und den Export in die Hand nimmt.

Wie früher in Europa, wird in Persien der Handel mit Cerealien scheel angesehen, daher findet der Ankauf auf Spekulation nicht statt, weil man ihn mit dem Namen des Kornwuchers (irtekab) brandmarkt. Nach dem herrschenden Vorurtheile würden Kornmagazine bei der geringsten Steigerung der Kornpreise geplündert werden. In Jahren der Fülle werden die Nahrungsmittel fast verwüstet, oder man baut gerade so viel, als man eben zum Verbrauche nöthig zu haben glaubt. Wohl besitzt die Regierung in den verschiedenen Provinzen Getreidespeicher, auch legen die Gouverneure, die überall über dem Gesetze stehen, ihre eigenen Magazine an, doch sie werden nur in der größten Noth eröffnet, damit man daraus die höchsten Preise schlage, denn es fehlt jede Konkurrenz. Dieses falsche national-ökonomische Prinzip wirkt ärger als Dürre und Heuschrecken.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so sind Dürre, Heuschrecken, unsicherer Besitz von Grund und Boden, Mangel an Kommunikationsmitteln mit Arbeitskraft, Mißverwaltung, Verbot der Spekulation und Körnerfrüchten und andere Vorurtheile die Hauptursachen der periodisch eintretenden Hungersnoth. Der Schah selbst, besonders wenn es ferne Provinzen betrifft, wird über den Stand der Dinge ganz im Dunkel gelassen, denn es paßt nicht, die königliche Laune, den „Keyf", durch solche Kleinigkeiten zu stören. Man spricht im offiziellen Teheraner Journale vom Ueberfluß, welcher überall herrscht, während notorisch die Leute durch Hunger zu Grunde gehen. Wenn endlich die Noth auf's Höchste wächst, dann nutzt das Vertuschungssystem Nichts mehr; es stürzen sich hungernde Mütter mit ihren abgezehrten Kindern vor die Füße des königlichen Pferdes. Der Schah läßt in seinem Zorne einige Köpfe fallen; das Volk glaubt mit dem Sturze einiger Personen Alles durchgesetzt zu haben, allein die Köpfe fallen, die Systeme bleiben. Nach dem Laufe der Dinge tritt im nächsten Jahre Fülle ein, es ist Alles vergessen und vergeben. Betrübt fragt sich der Menschenfreund: Werden ähnliche Zustände in's Unendliche währen? Mit dem Bau und der Vollendung der Euphratbahn wird auch die Despotie gebrochen, denn diese verträgt nicht den Dampf. Die erste Lokomotive auf persischem Boden bringt die lang ersehnte Erlösung, und wahrlich, dieses kräftige und begabte Volk verdient sie; es ist besser als sein Ruf und seine Regierung."

Lebensphilosophie.

Versäume keine Pflicht und übernimm
Nicht eine neue, bis du allen alten
Genug gethan; was sich mit diesen nicht
Verträgt, das weise von dir; sonst verwickelst
Du dich in Dornen, die du nicht mehr lösest.

Auflösung des Logogryphs in № 129:
Thier — Thiers (franz. Präsident).

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Montag, 6. November 1871.

Gerichtet — Gerettet!

Mündlichen Mittheilungen nacherzählt von Gustav Schollwöck.

(Schluß.)

Sie hielt inne. Tiefe Wehmuth verschloß mir den Mund. Endlich begann sie wieder: „Seit jener Stunde sah ich ihn nicht mehr, da er uns am heftigsten angegriffen hatte. Ich weiß nur, daß er später wieder seiner unglücklichen Leidenschaft gegen den Feind des Landes folgte. Ob er noch lebt, ob er etwa in Deutschland gefangen, ob er bei Chanzy hinter der Loire oder in Paris bei der Kommune — ich weiß es nicht; nur Das weiß ich, daß er seit jener Stunde für mich nicht mehr lebte."

Mit Vorsicht leitete ich meine Eröffnungen ein. Als ihr Vater eintrat, war sie über die Schicksale von Monsieur Marlon in Klarheit. Nur eine kleine Aenderung hatte ich mir erlaubt. Ich hatte seinen Tod während des Kampfes, nicht nach demselben durch besondere Hinrichtung eintreten lassen.

Tief ergriffen wurden Beide von der Nachricht. Und doch, war es nicht besser so, als unter dem nagenden Gefühl einer trostlosen Ungewißheit? Der Vater lenkte zuerst das Gespräch auf andere Dinge. Er erzählte mir, wie er längst mit dem Gedanken sich vertraut gemacht, von hier fortzuziehen. Eine fanatische Bevölkerung verleide ihm hier jeden Genuß des Lebens. Der Verkauf des Hauses — das aus Johanna's Mitgift erstanden und eingerichtet worden — würde demnächst bewerkstelligt sein. Da die Verhältnisse in Paris zu trostlos seien, um den Gedanken an ruhige Lebenstage aufkommen zu lassen, so habe er — wenn auch etwas schwer — sich entschlossen, seiner Tochter nach Straßburg zu folgen. Die Familie M. sei — unbedeutenden Schaden abgerechnet — glücklich aus der schrecklichen Krise hervorgegangen. Zu ihr wollten sie nun unmittelbar nach Abwicklung der Geschäfte reisen. Besonders werde er sich beeilen, Marlon's Vermögen an dessen Verwandte in Nogent und Paris zurückzugeben.

* * *

Es war eine selige Fahrt, als ich auf demselben Wege von Nogent in mein Kantonnement zurückkehrte. Nicht, als ob ich in meinem Busen die Sicherheit eines süßen Geheimnisses aus Johanna's Mund mit fortgetragen. Durfte ich unter solchen Umständen mit ähnlichen Gedanken an sie herantreten? Allein war es nicht Seligkeit genug, zu wissen, daß ich sie in Straßburg in einem theuren Kreise wiederfinden würde? —

5.

Nachwort des Erzählers.

Und der Augenblick des Wiedersehens kam. Gustav trat „im wunderschönen Monat Mai" den Rückweg aus Frankreich über Straßburg in die Heimath an. Nun ging er nicht mehr auf „fremder Erde", da er vom Hotel zur Familie M. eilte. Hier hatte man sich mit der neuen Ordnung der Dinge völlig vertraut gemacht. Das deutsche Wesen, welches in der ehrenwerthen Familie von jeher ungeschmälert erhalten worden war, trat jetzt um so liebenswürdiger und freier hervor. Johanna's Vater fühlte sein Vorurtheil von Tag zu Tag mehr schwinden. „Hier ist Ordnung," rief er oft, „hier muß Handel, Gewerbe, hier muß ein kräftiges Volksleben blühen! O Paris! Meine theure Vaterstadt, wie bist du verblendet!"

Das eiserne Kreuz und den bayerischen Militärverdienstorden auf der Brust, trat Gustav vor Johanna. Ueber ihre Wangen lag eine zarte Röthe gehaucht; mit triumphirendem Blicke beobachtete der junge Krieger dieses heilverkündende

Zeichen wiederkehrender Gesundheit. Doch war ihre Gestalt noch in tiefe Trauer gehüllt!

Gustav ergriff ihre Hand und drückte einen langen Kuß darauf: „Seien Sie mir willkommen im lieben Vaterland!“ sprach er bewegt. „Möchten Sie hier ein wohlverdientes Glück finden; da drüben in Frankreich haben Sie es ja umsonst erhofft. Wenden Sie den Blick getrost auf die Zukunft, seien Sie die starke Tochter eines starken, herrlichen Volkes!“

In Johanna's Augen schimmerten Thränen. Waren sie den nebeltrüben Erinnerungen einer traurigen Vergangenheit gewidmet? Sie sprach:

„In einer schweren Schule habe ich ertragen gelernt. Ich selbst kann mich nicht schwach nennen, wenn ich einen Blick zurückwerfe in mein jüngst verrauschtes Leben. Ich habe meinen Willen dem meines Vaters untergeordnet; als ich die unglückliche Gattin eines unseligen Mannes geworden, da schwur ich mir's in den schmerzlichsten Stunden wohl tausend Mal, daß ich mein Herz nicht abkehren wollte von ihm. Ich betrachtete es als meine höchste Aufgabe, mit allen guten Mitteln ihn zu Dem zu machen, was er eigentlich sein sollte! Ich habe treu meinen Vorsatz gehalten bis zur Stunde — da er das Heiligste, was ein Weib besitzt, in mir mit lästernden Worten angegriffen! Ich gestehe es mir frei: ohne Schuldbewußtsein schreite ich aus meines Lebens, wie ich hoffe, trübster Episode hervor. Und doch, meine Gedanken weilen so viel bei ihr. Mit ihren erschütternden Bildern verfolgt sie mich; wo Geist und Herz einmal zu kurzer Rast sich niederlassen möchten, da werden sie aufgescheucht von jenen Gedanken, die wie Harpyen mich quälend umkreisen. O Freund, kennen Sie die Qual einer erfahrenen Täuschung?“

Es war ein tiefer Blick, den Gustav in Johanna's Gemüth gethan. Ein Herz, in dem das Mißtrauen keimt, wird ja so schnell von dieser giftigen Pflanze überwuchert und — erstickt. „Aber Sie wurden,“ begann er sanft, „wenn auch schrecklich, so doch nur von Einem getäuscht. Sie haben damit noch nicht das Recht erworben, an allen Menschen zu zweifeln.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete sie; „doch werden Sie mir zugeben, daß solche Erfahrungen Vorsicht, recht große Vorsicht gebrauchen lehren. Ich will fortan nur mehr dem kleinen Kreis um mich leben, den mir lange Jahre erproben halfen. Was draußen ist, soll unbeachtet an mir vorübergehen.“

„Das ist nicht des deutschen Weibes Bestimmung,“ antwortete Gustav kopfschüttelnd.

Johanna schwieg.

„Nun, ich hoffe,“ fuhr er wärmer fort, „auch Ihnen wird die Zeit die linde Heilung nicht versagen — wie tief auch die Wunde klaffen mag. Doch Das möchte ich, der für Ihr Wohl so aufrichtige Wünsche hegt, schon jetzt geübt wissen: kämpfen Sie das Mißtrauen nieder, das sich bleiern an Ihre Seele klammert und sie fast erdrückt. Versagen Sie Sich nicht die Möglichkeit eines neuen, sonnigen Aufblicks zum Leben, das doch schön ist — wenn es auch manche Schmerzen birgt!“

Johanna schien ergriffen. Sie legte die Rechte vor die geschlossenen Augen. Still ward's im Gemach. Da trat Gustav näher an sie heran, seine klangvolle Stimme zitterte etwas, als er an sie die Frage richtete:

„Und dieses Mißtrauen lastet auch auf mir, verehrte Frau?“

Johanna schreckte aus ihren Gedanken auf. Klar blickte sie dann in Gustav's Augen, und während ihre Rechte langsam niedersank, sprach sie leise die Worte:

„Nein, Herr — Gustav; wer hätte mehr Recht auf mein volles Vertrauen erworben?“

Gustav war ihrer sinkenden Rechten mit seiner Hand entgegen gekommen. Nun hielt er sie umschlossen, als er weiterfuhr:

„Ihr Urtheil thut mir wohl; es erhöht um Vieles das Glück, das ich in diesen Tagen als Sohn und als Deutscher empfinden muß! Und wird Nichts mehr dies Vertrauen wankend machen können?“

Da erhob sie das schöne Haupt und sah in die Augen des Mannes, der erwartend vor ihr stand. Leicht schüttelte sie die Locken und ließ dann den Blick an einer fernen Ecke des Zimmers haften. Da zuckte es plötzlich in ihren Zügen, zwei große Thränen perlten nieder — Gustav, als wollte er sie schützen gegen einen hervorbrechenden Sturm, legte den Arm um ihre Schultern.

„O wäre es mir vergönnt,“ sprach er mit Wärme, „die Mißtöne in Ihrer Seele zu einem vollen Akkord umzustimmen! Ich würde es als die schönste Aufgabe meines Lebens betrachten!“

Unwillkürlich zog er sie fester an sich — sie wehrte ihm nicht. An seiner Brust ruhte sie einige Zeit, der leisen Rede Gustav's lauschend. Da hob sie endlich die Augen, darin Schmerz und Lust harmonisch zu einem rührenden Ausdruck

zusammenschmolzen. Der junge Mann mußte in diesem Blicke richtig gelesen haben, denn er zog die zarte Gestalt fester an sich und küßte sie sanft auf die Stirne, während sie die Worte sprach:

„Ja, Gustav, retten Sie mich; im Vertrauen auf Sie will ich das Leben wieder lebenswerth finden!“ — —

Einige Tage nach diesem Auftritte saß Gustav zwischen seinen Eltern, vom Arm der Mutter umschlungen, seine Hand ruhte in der des Vaters.

O wie schwanden die Stunden so schnell, die vorher so träg, so träg vorübergezogen waren! Gustav erzählte, fragte noch mehr, ihn verlangte es, das kleinste Vorkommniß im elterlichen Hause seit seiner Abreise zu wissen. Hier war Alles „beim Alten geblieben.“

„Ich habe mich lang besonnen,“ begann der junge Mann mit besonderer Erregung, „womit ich Euch, meine lieben Eltern, bei meiner Rückkehr die größte Freude bereiten könnte!“

„Mein lieber Sohn,“ antwortete der Vater, „die größte Freude bleibt uns ja immer Dein eigenes Glück, daß Du unversehrt geblieben und mit Ehren gekrönt, die Erwartungen Deines Vaterlandes nicht nur erfüllt, sondern weit übertroffen hast. Diesem Hochgefühl gegenüber muß ja alles — alles Andere zurücktreten!“

„Nur Eines nicht,“ entgegnete lächelnd Gustav.

„Was meinst Du damit?“ frugen neugierig die Eltern.

Gustav neigte sich zu seiner Mutter und flüsterte ihr die Worte zu: „Wird es Euer Glück nicht erhöhen, wenn ich eine liebe, brave Tochter Euch als werthvollstes Geschenk überbringe?“

Der Ueberraschung, welche dieser Entdeckung folgte, gab Gustav schnell eine ruhigere Strömung. Er erzählte den Eltern die Begebenheiten, welche wir in den obigen Blättern dem Leser anvertrauten.

Es war spät nach Mitternacht, als Gustav geendet hatte. — Da umarmte der Vater innig seinen Sohn. „Gustav,“ sprach er, „ein gnädiges Schicksal hat Dich im großen Kampfe vor Unglück bewahrt. Noch mehr, es hat Dich durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände befähigt, in sturmbewegten Tagen den Grundstein zum höchsten Glück von mehreren Menschenherzen zu legen. Sei dankbar jener höheren Macht, die den Bösen so streng gerichtet, die durch Dich ein schwer geprüftes, unschuldiges Wesen gerettet! So nimm denn zu diesem wichtigen Lebensschritt Deiner Eltern reichsten Segen!“ —

Gustav war mit seinen Eltern jüngst in Straßburg auf Besuch bei der Familie M. Jene hatten hiebei die reichste Gelegenheit, Johanna's treffliche Eigenschaften kennen zu lernen. Noch ist die formelle Brautwerbung nicht vollzogen. Stillschweigend betrachtet man aber die jungen Leutchen schon länger als einander für's Leben angehörend. Erst wenn ein volles Jahr über die letzten erschütternden Ereignisse in Johanna's Familie hinweggegangen, dann wird Gustav's Vater selbst zu dem Vater Johanna's treten. Das herzlichste Einvernehmen zwischen den beiden Männern ist uns mehr als sichere Bürgschaft, daß dann ein gleiches Verlangen bezüglich des Glückes ihrer Kinder sie in dem Wunsch zusammenführen wird: was unter Gefahren und Schmerzen gesäet worden, Das möge nun aufblühen in lieblichem Glanze und fortbestehen zur Freude und Lust jener geprüften Menschenherzen! —

Die Flucht der Kaiserin Eugenie aus Paris.

Ein Amerikaner, Herr Nathan Sheppard, hat seine Erlebnisse und Beobachtungen während der Belagerung von Paris bei Tauchnitz in Leipzig unter dem Titel: „Shut up in Paris“, „Eingeschlossen in Paris“, veröffentlicht, eine um so dankenswerthere Publikation, als die Franzosen selbst nicht in so ruhiger Weise und so vorurtheilsfrei berichten werden.

Eine Episode haben wir mit besonderem Interesse gelesen und geben ihren Inhalt kurz unseren Lesern wieder: Die Flucht der Kaiserin.

Am Sonntag den 4. Sept. hatte die Kaiserin ihre letzte offizielle Zusammenkunft mit dem Grafen Palikao, der ihr meldete, daß er und seine Kollegen und die ganze Assemblee vom Pöbel auseinander getrieben worden wären, und daß von diesem und der äußersten Linken im Hotel de Ville die Republik proklamirt worden, mit den Männern der Linken als Ministern und Trochu als Präsident und Höchstkommandirendem. Palikao erklärt sich bereit, mit einem Korps zuverlässiger Truppen, wenn genug zu finden wären, für sie zu kämpfen. Die Kaiserin lehnte Das sogleich ab, es sollte kein Tropfen Blut für sie oder ihre Familie vergossen werden. Sie beschloß, sogleich abzureisen, wenn Das noch möglich wäre.

Es war ungefähr 3 Uhr 30 Minuten Nachmittags, der Palast war rings von der Menge

umgeben, die Gärten schon vollgedrängt. Die alten Tuilerieen glichen einem riesigen Schiffe in wild bewegtem Meere. Das Brüllen der menschlichen Wogen erschallte durch die verlassenen Säle. Man hörte Stimmen auf der Haupttreppe und das Geräusch von Flinten, welche gegen die Steine gestoßen wurden. Die Fahne auf der Kuppel war eingezogen worden, vielleicht in der Hoffnung, dem Volke weiszumachen, die Kaiserin wäre schon entflohen. Diese Wirkung wurde verfehlt; Stimmen und Tritte kamen näher und näher — es war kein Augenblick mehr zu verlieren. Begleitet von Madame le Breton, der Schwester des Generals Bourbaki, vom Fürsten Metternich und Ritter Nigra und wenigen Herren ihres Hofstaats, begann die Kaiserin ihren Fluchtversuch.

Durch den Hof nach dem Carousselplatz war es unmöglich; der Platz war voll Menschen. Sie mußten zurück und durch die ganze lange Louvregallerie; es war jetzt nur noch die Kaiserin, Madame le Breton und die beiden fremden Minister; die Anderen hatten sich in Sicherheit gebracht.

Die Kaiserin und ihre Begleiter hatten ein Thor erreicht gegenüber der Kirche St. Germain Auxerrois; ein kurzer Gang zwischen hohen Eisengittern führte auf die Straße. Die aber war voll von Leuten, welche „déchéance“, „Absetzung“ und „es lebe die Republik“ riefen. Die kleine Gesellschaft zauderte, ehe sie das Thor öffnete; aber es war keine Wahl, sie mußten vorwärts.

Sie hörten die Menge hinter sich; zurückkehren hieß in ihre Hände fallen. Es mußte gewagt werden. Die Herren öffneten vorsichtig die Thüre, sahen mit Besorgniß auf die Straße, und die beiden Damen traten heraus. Sie waren nicht in absichtlicher Verkleidung; ja ihre Schleier waren zu dünn, denn einer der unvermeidlichen Gamins, der sie erblickte, rief, sei's aus Scherz, sei's aus Bosheit: „Die Kaiserin!“

Zum Glück beachtete Niemand den Ruf; noch günstiger war, daß eine verdeckte Droschke gerade zur Hand war. Die Kaiserin und Madame le Breton stiegen ein, gaben dem Kutscher eine beliebige Adresse und fuhren wohlbehalten davon. Es war ein sehr kritischer Moment; man schauderte bei dem Gedanken, was aus Beiden geworden wäre, wenn sie der aufgeregten Menge in die Hände fielen.

Noch war die Gefahr für die Kaiserin nicht vorüber. Als sie den Boulevard Haußmann hinunterfuhren, fragte sie ihre Begleiterin, ob sie Geld bei sich hätte, sie habe keins. Madame le Breton zog ihre Börse; sie enthielt nur drei Francs, und nun faßte sie die Angst, sie könnten den Kutscher nicht bezahlen. Sie beschlossen, sofort auszusteigen und setzten ihren Weg zu Fuß fort bis zum Hause des berühmten amerikanischen Zahnarztes Evans. Dort mußten sie, wie jeder Patient, warten, bis sie an der Reihe waren. Einige Zeit verstrich, ehe sie gerufen wurden, und dann schloß Madame le Breton die Thüre und drehte den Schlüssel um; sie bat den Doktor um Stille und sagte ihm, Dies sei die Kaiserin, sie wünschten sich in seinem Hause zu verbergen, bis sie Paris verlassen könnten. Dr. Evans war erstaunter, als man erwarten sollte, denn er wußte, mit seinen Patienten beschäftigt, Nichts von dem plötzlichen und völligen Umschlag der Dinge. Er konnte an eine Gefahr für ihre Majestät nicht glauben und bat die Damen, zu verweilen, während er selbst sich überzeuge. Bei seiner Rückkehr hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß die Kaiserin nicht einen Augenblick zu früh den Palast verlassen hatte. Er benahm sich sehr loyal und muthig, seine persönliche Gefahr achtete er gar nicht. Er bat sie, seine Gäste zu bleiben, bis er Mittel, sie aus Paris zu schaffen, gefunden hätte. Glücklicher Weise erwartete er in einigen Tagen zwei seiner Dienerschaft unbekannte Damen. Die Kaiserin und Madame le Breton sollten dafür gelten. Frau Evans war auf dem Lande, die Kaiserin, leidend, blieb auf ihrem Zimmer.

(Schluß folgt.)

---

* Räthsel.

Auf meinem Namen lastet schwer ein Fluch;
Du hast's gehört, doch ob du's glaubst? Gleichviel;
Es steht in jenem hochgepries'nen Buch,
Das zu ergründen Manchem galt als Ziel.

Nun wend' mich um: da klingt wohllautend dir
Ein Gruß entgegen, und es eilt der Geist
In heil'gem Schwung empor zu ihr, zu ihr,
Die eine Welt als Quell des Segens preist.

Reiselt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Mittwoch, 8. November 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

Da lag er vor mir, der Brief meines ehemaligen Zöglings, des Grafen Lehrheim, worin er mir mittheilte, daß sein Vater von dem ihm in dem Landstädtchen M.... zustehenden jus patronatus zu meinen Gunsten Gebrauch gemacht und mich zum Prediger an der dortigen evangelischen Kirche ernannt habe. Meine Mutter hatte das Strickzeug aus den fleißigen Händen gleiten lassen und zwei Thränen rollten langsam über die gefurchten, bleichen Wangen, Freudenthränen, denn den Traum ihres Lebens, den heißesten Wunsch ihres Herzens sah sie durch die Nachricht, welche dieser Brief uns gebracht, erfüllt: in wenigen Tagen sollte ihr Sohn als ordinirter Geistlicher auf der Kanzel stehen. Und ich! — sie ahnte es nicht, was in meinem Herzen vorging, mit welchen Empfindungen ich diesen Brief, welcher über meine Zukunft entschied, gelesen hatte! Sie wußte es nicht und nie sollte sie es erfahren, wie groß das Opfer war, welches ich mit der Annahme dieser Pfarrstelle ihren Wünschen brachte; mein Lohn dafür waren die Freudenthränen, die ich in ihren Augen schimmern sah, in den lieben Augen, welche so viel bittere Schmerzensthränen schon geweint hatten.

Ich war der einzige Sohn meiner Eltern und wurde in dem kleinen Dorfe, dem mein Vater als Pfarrer vorstand, in strengster Zucht erzogen bis zu dem in meinem zwölften Jahre erfolgten Tode meines Vaters, durch welchen mein und meiner Mutter Leben eine vollständige Umwandlung erfuhr. Meine Mutter siedelte nach der nächsten Stadt über, weil dort ein Gymnasium war, welches ich nun besuchen mußte, und von ihrer kleinen Wittwenpension und dem kärglichen Erwerb, den sie mit Handarbeiten verdiente, lebten wir kümmerlich und ärmlich, bis ich die Klassen des Gymnasiums vorschriftsmäßig durchlaufen hatte. In meiner frühesten Kindheit schon hatten meine Eltern beschlossen, daß ich Geistlicher werden sollte, und meine eigenen Neigungen und Wünsche stimmten, sobald ich selbstständig zu denken anfing, bezüglich der Wahl meines künftigen Berufes ganz mit den ihrigen überein. Der Wirkungskreis meines Vaters, die Art, wie er sein Amt verwaltete, war mir immer als das höchste Ziel meines eigenen Strebens erschienen, und in jener ernsten Stunde, wo an seinem offenen Sarge meine Mutter weinend mich in ihre Arme schloß, indem sie mir sagte: „Werde, wie er war, mein Sohn!“ hatte ich mir in meinem Kinderherzen gelobt, daß ich nicht ruhen noch rasten wolle, bis ich ein ebenso treuer und frommer Diener der Kirche geworden, wie es der Todte gewesen.

Nach einem glänzend bestandenen Abiturienten-Examen bezog ich die Universität, deren Besuch ein erhaltenes Stipendium mir ermöglicht hatte. Dort aber, zum ersten Male in den vollen Strom des Lebens tauchend, in tägliche Berührung gebracht mit einer von den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart mächtig erregten Jugend, wurde es mir plötzlich klar, daß der Beruf eines Geistlichen ein schwerer und daß ich mich demselben nicht gewachsen fühlte. Es war mir, als ob plötzlich der Boden unter meinen Füßen weiche, und mit rastlosem Eifer, oft bis zum grauenden Morgen, studirte ich die großen Philosophen aller Zeiten. Aber was ich in ihnen suchte, Klarheit und Frieden, Das vermochten auch sie mir nicht zu geben. Es war ein schwerer, ein furchtbarer Kampf, den ich in jener Zeit mit mir selbst kämpfte. Ich stand vor der schrecklichen Alternative, entweder Theologie weiter zu studiren, zu der ich keinen Beruf in mir fühlte, — oder

einen andern Beruf zu wählen, was, abgesehen davon, daß Dies dem gänzlich Mittellosen beinahe unmöglich gewesen wäre, meiner Mutter das Herz gebrochen haben würde. Und ich liebte diese Mutter über Alles! Wie oft hatte ich mir als Knabe gelobt, wenn ich sah, wie sie sich anstrengte und abmühte, sich und mich mit ihren kleinen Mitteln anständig zu erhalten, daß ich ihr diese Opfer, diese selbstverleugnende Liebe vergelten wollte, wenn ich ein Mann geworden, und daß ihre sanften, treuen Mutteraugen nie andere Thränen als Freudenthränen um mich weinen sollten.

Nach Beendigung meiner Studien kehrte ich zurück in die Stadt, wo meine Mutter lebte, und ein Zufall gewährte ihr bald darauf die Erfüllung ihres Lieblingswunsches, den Sohn auf der Kanzel zu sehen. Der Geistliche an der dortigen Hauptkirche wurde nämlich plötzlich verhindert, zu predigen, und forderte mich auf, seine Stelle am folgenden Sonntag zu versehen. Wie strahlten ihre Augen, als sie mich zum ersten Mal im schwarzen Chorrock sah, wie zitterten die alten, runzelvollen Hände, als sie mir die weißen Bäffchen zurechtstrich, wie sie es oft meinem Vater gethan! Und ich... kein Gang ist mir in meinem wechselvollen Leben schwerer geworden, als jener erste Gang auf die Kanzel; aber ich dachte an meine Mutter und ich stieg entschlossen die Stufen hinauf.

Nachdem der Gottesdienst beendigt und ich wieder mit meiner Mutter zu Hause war, küßte sie mich auf die Stirne und sagte: „Deine Predigt war schön, mein Sohn, und sehr gelehrt; so konnte es Dein seliger Vater nicht, der sprach viel schlichter, viel einfacher, und daher mag es kommen, daß seine Reden mir mehr das Herz gerührt haben, als die Deinige, denn ich einfältige Frau konnte ihn deßhalb besser verstehen."

Ich beugte schweigend mein Haupt und küßte ihr die Hand. Unbewußt hatte sie mit diesen Worten die schärfste Kritik über meine Rede ausgesprochen, und ihr Mutterherz hatte es durchgefühlt, daß mir fehlte, was in meines Vaters schlichten Predigten die Herzen so tief bewegt hatte: die Wärme der Ueberzeugung.

Nicht lange nach diesem Tage erhielt ich von dem Grafen Lehrheim, dessen Gattin mit meiner Mutter in der Herrnhuter Gemeinde erzogen worden war, die Aufforderung, seinen Sohn, dessen schwächliche Gesundheit einen längeren Aufenthalt in südlichen Ländern nöthig machte, als sein Mentor dahin zu begleiten. Zwei Jahre lang bereiste ich mit meinem Zögling den Süden Europa's: Spanien, Italien und Griechenland. Ich sah viel Schönes, Großartiges, lernte Menschen, Verhältnisse, Zustände kennen, welche mir bis dahin völlig fremd und unbekannt gewesen waren, und gereifter an Urtheil, reicher an Lebenserfahrung kehrte ich in die Heimath zurück; aber auch zugleich noch weit weniger willig, meinen Nacken dem Joche zu beugen, das die Wahl eines verfehlten Lebensberufes mir auferlegte. Doch die Rücksicht auf meine Mutter und die Hoffnung, daß diese Gährung in meiner Seele sich verlieren werde, ließ mich noch ein Mal das eigene Herz überwinden, und als der Brief des Grafen Lehrheim jene Pfarrstelle mir anbot, da antwortete ich, daß ich dieselbe dankbar annehmen würde.

Ich mußte schon in den nächsten Tagen nach meinem neuen Bestimmungsort abreisen und ich suchte meine Mutter zu überreden, mir baldmöglichst dahin zu folgen. Aber sie meinte, sich nicht so rasch aus den gewohnten Lebensverhältnissen losreißen zu können, und wollte, daß ich mich erst in meinem neuen Wohnort und Wirkungskreis einleben solle, ehe sie zu mir käme. Ich fügte mich widerstrebend ihren Wünschen und reiste allein nach M..... ab.

Es war eine kleine Stadt, fern von der Eisenbahn in einem stillen, grünen Waldthal gelegen. Der erste Eindruck war für mich ein recht günstiger: die alterthümlichen Giebelhäuser, meist von kleinen, wohlgepflegten Gärten umgeben, die reinlichen, gut gepflasterten Straßen, der grüne Laubwald, welcher überall fast bis an die Stadtthore sich drängte, die sanft ansteigenden Höhen des nahen Gebirges, das Alles gefiel mir sehr, und ich hoffte, mich bald in diesem freundlichen Orte heimisch zu fühlen. — Ja, der Ort und seine Lage waren schön, aber — die Menschen, die ich dort fand, auf welch enge, beschränkte, spießbürgerliche Ansichten stieß ich überall bei ihnen! Mir war es oft, als sei ich in der Zeit plötzlich um vierzig Jahre zurückversetzt, so wenig stand hier Alles mit der Gegenwart im Einklang; kein Hauch des rasch pulsirenden geistigen Lebens unserer Tage war in die Mauer dieser Stadt gedrungen, und es war keine Verständigung möglich zwischen mir und ihren Bewohnern, denn es gab auch nicht einen Punkt, wo ihre Ansichten mit den meinigen zusammengetroffen wären.

So blieb denn auch mein Verhältniß zu den Gliedern meiner Gemeinde ein ganz äußerliches, und ich hatte dabei das niederdrückende Bewußt-

sein, daß, obgleich ich der Form nach die Pflichten meines Berufes gewissenhaft erfüllte, doch mein Wirken als Geistlicher weder mir noch Anderen Befriedigung und Segen brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Flucht der Kaiserin Eugenie aus Paris.

(Schluß.)

Sobald als thunlich fuhr Evans aus, angeblich um Krankenbesuche zu machen, in Wirklichkeit um den Weg zu bahnen, die Barrière zu passiren. Er fuhr zur Brücke von Neuilly, wo er angehalten und ausgefragt wurde. Er nannte Namen und Beruf. Einer von den Gardisten kannte ihn und sagte, man möchte ihn ohne Paß ungefragt passiren lassen. Der Doktor bat, sie möchten ihn sich genau ansehen, damit sie ihn wieder erkennen könnten, er würde wohl mehr hin- und herfahren müssen. Er fuhr weiter und kehrte bald zurück, ungehindert.

Die beiden Flüchtlinge versahen sich aus der Garderobe von Frau Evans mit dem Nothwendigen, da sie gar Nichts mit sich führten.

Als Dr. Evans der Ansicht war, er könne die Barrière mit einiger Sicherheit passiren, theilte er seinen Gästen seinen Plan mit. Die Kaiserin sollte eine sehr nervöse Patientin spielen, die er in ein maison de santé bringen wolle, Mad. le Breton die Freundin, die sie begleiten sollte. Als der Wagen nun die Barrière erreichte, wurde er angehalten, um über die Begleiterinnen des Doktors Auskunft zu erhalten. Er deutete auf die Kaiserin und machte ein Zeichen, daß sie gestörten Geistes sei und nicht beunruhigt werden dürfe. Die Garden, die Dr. Evans erkannten, zogen sich höflich zurück und wünschten freundlich gute Reise.

Als die erste Gefahr so vermieden war, fuhr der Wagen nach St. Germain und Mantes. In dem Hotel sagte der Doktor dem Wirth, daß eine der Damen eine Patientin wäre, die er in ein maison de santé bringen wolle, bat um ein Zimmer, in das Niemand sehen könne, mit Läden und Riegeln an den Thüren, eine Bitte, der gern willfahrt wurde, und dabei blieb die Kaiserin mit ihrer Gefährtin, während der Doktor und sein Begleiter ausgingen, um die Mittel zur Fortsetzung der Reise zu besorgen. Er sandte seinen Wagen nach Paris zurück. Dann nahm er einen andern Wagen mit zwei Pferden an, der in einer Stunde bereit sein sollte, um nach einem nahe gelegenen Schloß, das, wie er sagte, einem Verwandten der Unglücklichen gehörte, zu fahren.

Inzwischen ließ er seine Pflegebefohlenen sich erfrischen. Der Kaiserin theilte er seinen Bestimmungsort mit und wies sie an, sich lebhaft zu weigern und so böse und hartnäckig zu werden, daß man einen andern Weg einschlagen müsse, den der Doktor dann bezeichnen wollte. Wie sie das Hotel verlassen hatten und eine Strecke weit gefahren waren, fing die Kaiserin Streit mit dem Doktor an, und die Zänkereien zwischen der verrückten Dame und ihren Freunden wurden so heftig, daß der Doktor den Wagen halten ließ und sich bemühte, die Dame zu überreden, eine kleine Strecke zu gehen. Sie verweigerte Dies, wobei sie zugleich eifrig gegen das Schloß protestirte, wohin sie, wie sie zu wissen schien, gebracht werden sollte. Der Kutscher machte Vorstellungen, sagte, seine Pferde würden scheu, wenn der laute Lärm fortdauerte, worauf der Doktor, anscheinend in Verzweiflung, umwenden und zur nächsten Stadt fahren ließ, von wo man dann den Wagen zurückschickte.

Im Hotel dieselben Vorsichtsmaßregeln wie vorher; ein anderer Wagen wurde gemiethet, und nun ging's dem wirklichen Bestimmungsorte zu: Déauville, wo Frau Evans der Seeluft wegen sich aufhielt. Auf jeder Station wurde ein neuer Wagen und Kutscher gemiethet und der andere zurückgesandt. Mehrmals wären sie beinahe entdeckt worden, aber die Kaiserin hatte mehr Glück, als Maria Antoinette und ihre Familie. Sie wurde niemals erkannt. Müde und angegriffen, noch nicht außer Gefahr, aber so weit wohlbehalten, kam die kleine Gesellschaft in Déauville an und fuhr in die Wohnung von Frau Evans. Hier blieben die Damen und ruhten sich aus, so gut es ging, während der Doktor und sein Freund nach Mitteln suchten, sie über den Kanal zu schaffen.

Zwei Yachten lagen im Hafen vor Anker. Sie gingen zurück an Bord der größeren, aber der Eigenthümer war abwesend. Dann bestiegen sie die „Gazelle"; sie gehörte dem Baronet Sir John Burgoyne. Als sie ihm ihre Geschichte erzählten und ihn baten, der Kaiserin und ihrer Freundin Ueberfahrt zu gewähren, wollte er zuerst nicht in die Sache verwickelt sein; vielleicht fürchtete er, es möchte daraus irgendwie eine nationale Verwickelung entstehen; aber die ge-

fährliche Lage der Flüchtlinge wurde geltend gemacht und dies Wagniß als eine That der Menschlichkeit dargestellt. Sir John gab nach und verlangte nur, daß die Kaiserin erst im letzten Moment an Bord gehen solle, um Verdacht und Aufenthalt zu vermeiden. Die Vorsicht war gut, denn man war argwöhnisch geworden in der Stadt, und die „Gazelle“ empfing unwillkommene Besucher, die aber Niemand als den Besitzer und seine Mannschaft fanden; die Kaiserin, Mad. le Breton und Evans gelangten glücklich an Bord, und die „Gazelle“ segelte ab.

Die Gefahr zu Lande war vorbei; die Seegefahr mußte noch ausgehalten werden. Ein schrecklicher Sturm erhob sich, der schrecklichste und zerstörendste, der seit langer Zeit im Kanal gewüthet hatte. In dem nämlichen Sturm ging das schöne neue Schiff, der „Kapitän“, mit Mann und Maus unter, ein Verlust, der die Engländer schwerer traf, als der Verlust einer Schlacht. Der Befehlshaber war der Sohn des ehrwürdigen Feldmarschalls Sir John Bourgoyne.

Die kleine „Gazelle“ hielt sich brav, aber die Gefahr war furchtbar. Die Damen blieben während der ganzen Ueberfahrt in ihrer Kajüte. Um Mitternacht hatte man alle Hoffnung, Schiff und Mannschaft zu retten, aufgegeben. Aber der Sturm, der den „Kapitän“ zerstörte, verschonte die „Gazelle“, ein Fahrzeug nicht länger als 35 Fuß.

Selten sind die in Seegefahr Schwebenden wunderbarer und unverhoffter gerettet worden. Die „Gazelle“ lief in den Hafen von Ryde, ungefähr um drei Uhr Nachmittags, Donnerstag den 8. September. Die Gesellschaft reiste sogleich nach Brighton, und dort erfuhr Dr. Evans, daß der kaiserliche Prinz in Hastings wäre, wohin sich die Kaiserin noch am nämlichen Abend begab. Mehrere Tage lang hatten Mutter und Sohn nicht gewußt, was aus dem andern geworden war. Jedes menschlich fühlende Herz muß Mitgefühl haben für dieses Zusammentreffen von Mutter und Kind nach Ereignissen, in denen all ihre Größe und Pracht, das Kaiserthum selbst zusammengebrochen und verschwunden waren.

Dr. Evans vermittelte auch noch die Erwerbung von Camden House in Chiselhurst, wo Kaiserin und Prinz zunächst Ruhe fanden. Die schwierige, gewagte Aufgabe, welche der Doktor übernommen, war glücklich gelöst.

Mannigfaltiges.

Es war zur Zeit, als Offenbach noch ganz kleine Honorare und gar keine Tantième bezog, sondern vielmehr mit zarter Sehnsucht, süßem Hoffen auf ein kleines Sümmchen wartete, das ihm die in der Einstudirung begriffene Operette „Pariser Leben“ einbringen sollte. Endlich war die erste Vorstellung angezeigt, und am Morgen sagte Offenbach zum Librettoschreiber Lefranc: „Du weißt, es ist in der Oper von einem Hutmacher die Rede. Ich habe den Namen meines Hutmachers Le Rouge vorgeschrieben, denn ich brauche nothwendig einen neuen Hut, Dir wird es wohl egal sein?“ — „Versteht sich!“ — Trotz des „Versteht sich“ ist Lefranc so verständig, seinen eigenen Hut zu besichtigen; er geht zu seinem Hutmacher, dann in's Theater und sagt dem Schauspieler Bigot in's Ohr: „Apropos, mein Lieber, in Ihrer Rolle ist von einem Hutmacher die Rede. Nennen Sie doch den meinen, Marc Michel.“ — „Recht gern.“ — Der Vorhang geht auf. Unter den Zuschauern befinden sich auch die Hutmacher, beide des großen Augenblicks gewärtig, wo ihre Firma versprochener Weise von der Bühne herab reklamirt werden soll. Jetzt kommt die Rede auf den Hutmacher; jeder der Lieferanten spitzt die Ohren in Erwartung seines Namens, doch statt Dessen hört jeder den Namen seines verhaßten Konkurrenten, des Hutmachers „Garibelle“, — worauf zwei laute „Oho's!“ im Parterre ertönen. Kaum ist der Vorhang herabgelassen, so stürzen Offenbach und der Dichter auf den Schauspieler Bigot, ihn mit furchtbaren Vorwürfen überhäufend. Dieser schneidet aber ein jämmerliches Gesicht und spricht im höchsten Pathos: „Aber bedenken Sie doch, meine Herren, ich bin ja ein noch ärmerer Teufel und brauche einen Hut noch dringender!“ so daß ein unbändiges Gelächter ausbricht.

Lebensphilosophie.

Auch wenn du rein dich glaubest,
Bewache stets dein Sinnen,
Es läßt ein Tropfen Essig
Gar viele Milch gerinnen.

Auflösung des Räthsels in № 131:

Eva — Ave.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Freitag, 10. November 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Schon oft hatte, seit ich in M.... lebte, ein Haus, welches meiner Wohnung schräg gegenüber lag, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es war ein altes, aus grauem Stein fest und massiv gebautes zweistöckiges Gebäude, das auf drei Seiten von einem Garten umgeben war. Die Fenster der nach der Straße gelegenen Fronte zeigten immer herabgelassene Vorhänge, und auf den Sitzen zwischen den Stufen der hohen steinernen Treppe wuchs hohes Gras hervor, welches mir die jüdische Verfluchungsformel: „Auf der Schwelle deines Hauses soll Gras wachsen!" lebhaft in das Gedächtniß rief. Ueber der Hausthüre, die aussah, als würde sie nie geöffnet, befand sich ein in Stein gemeißeltes adeliges Wappen, das unter dem geschlossenen Helme eine Hand zeigte, welche nach einem Stern greift. Das stille Haus mit seinen verhängten Fenstern, seiner stets geschlossenen Thüre hatte bald für meine Phantasie den Reiz des Geheimnißvollen. Ich wußte, daß es bewohnt war, denn zuweilen schimmerte Abends ein Lichtschein durch die geschlossenen Vorhänge, und bei dem hellen Vollmondlicht hatte ich schon oft eine dunkle Frauengestalt durch die Gänge des Gartens schreiten sehen, ohne jedoch in dem Schatten, welchen die dicht belaubten Aeste der alten, hohen Bäume auf die Wege warfen, mehr als die äußeren Umrisse von ihr erkennen zu können.

Meine Gedanken waren häufig mit den räthselhaften Bewohnern dieses Hauses beschäftigt, und doch konnte ich mich nicht entschließen, Jemand um Auskunft über sie zu fragen. Ich wußte mir selbst nicht zu erklären, welch eigenthümliche Scheu mich abhielt, den Schleier dieses Geheimnisses von fremder Hand mir lüften zu lassen. Ein Einfall sollte mir jedoch die Lösung des Räthsels bringen. Ich begegnete eines Tages dem Bürgermeister der Stadt gerade vor diesem Hause. Er grüßte mich, redete mich an, und als meine Augen, während er sprach, unwillkürlich nach den verhangenen Fenstern sich richteten, unterbrach er sich selbst plötzlich mit der Frage: „In diesem Hause sind Sie wohl noch nicht gewesen, Herr Pastor?"

„Nein," versetzte ich, „weiß ich doch nicht einmal, von wem es bewohnt wird."

„Das Haus gehört dem Fräulein von Ortenberg," sagte der Bürgermeister. „Sie wohnt nun schon seit zwanzig Jahren da, aber ich glaube nicht, daß es drei Menschen in der Stadt gibt, die sie je von Angesicht zu Angesicht gesehen haben."

„Aber wie ist Das möglich?" rief ich. „So ist sie wohl wahnsinnig?"

Der Bürgermeister lächelte. „Sie ist eben so klaren Geistes, wie Sie und ich. Mit dem Fräulein hat es eine eigene Bewandtniß, — es ist eine dunkle, traurige Geschichte. Es mögen jetzt an vierzig Jahre her sein — und sie ist damals noch ganz jung gewesen — da wurde sie von ihrem Stiefvater angeklagt, dessen Tochter, ihre eigene Halbschwester, ermordet zu haben. Sie hat sich selbst zu der That bekannt und ist daraufhin zum Tode verurtheilt worden. Aber trotz des eigenen Geständnisses der Angeklagten blieb Vieles unerklärlich; es fanden sich Lücken in der Beweisführung ihrer Schuld, und da sie außerdem noch sehr jung war, so milderte der König, der sich die Akten des merkwürdigen Prozesses einschicken ließ, das Todesurtheil in zwanzigjährige Gefängnißstrafe. Ein Bruder meines Vaters hat zu der Zeit an dem Gericht in B., wo der Prozeß des Fräuleins verhandelt

wurde, gearbeitet, und er hat uns oft davon erzählt. Die Jugend, die große Schönheit der Angeklagten und besonders die eigenthümliche Offenheit, mit welcher sie sich zu dem Morde bekannte und dabei standhaft jede nähere Auskunft über den ganzen räthselhaften und dunklen Vorgang verweigerte, hatte einen tiefen Eindruck auf meinen Onkel gemacht. Nachdem das Fräulein von Ortenberg ihre Gefängnißstrafe verbüßt hatte, kam sie hierher und bezog dieses Haus, welches eine Großtante ihr vermacht hatte, und das sie nun seit zwanzig Jahren bewohnt."

Das also war die Lösung des Räthsels, welches mich so lange beschäftigt hatte. Mord, Mord an der eigenen Schwester! Mit einem gewissen Grauen blickte ich jetzt auf das düstere, stille Haus, und doch empfand ich zugleich tiefes Mitleid mit seiner einsamen Bewohnerin, die seit vierzig Jahren, abgeschieden von Menschen, unter dem Bewußtsein einer so schweren Schuld ein ödes, freudloses Dasein lebte.

„Ist die That hier geschehen?" fragte ich.

„Nein," war die Antwort, „weit von hier, auf einem Gute der Eltern des Fräuleins." In diesem Augenblicke trat der Sakristan meiner Kirche zu mir und machte mir eine eilige Mittheilung. Ein Schieferdecker war bei dem Repariren eines Daches gefallen und hatte sich so schwer dabei verletzt, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Es war daher nach mir geschickt worden, um dem Verwundeten das Abendmahl zu reichen, nach dem er verlangt hatte. Zu Hause angelangt, beschäftigten sich meine Gedanken fortwährend theils mit dem Sterbenden, den ich soeben verlassen, theils mit der Dame in der unzugänglichen Wohnung.

Mein Kopf brannte, wie im Fieber jagten sich rastlos meine Gedanken, und ich warf mich endlich auf mein Lager. Es dauerte lange, ehe ich einschlief, und kaum hatte ich den ersehnten Schlummer gefunden, als das dumpfe Läuten der Glocken mich wieder weckte. Es mußte Feuer in der Stadt sein; ich sprang hastig auf und eilte an das Fenster. Wie zwei glühende Riesenfinger ragten die beiden Thürme der Kirche, von dem Flammenschein gluthroth beleuchtet, gegen den dunklen Nachthimmel empor. Das Feuer schien sehr stark und ganz in der Nähe des Marktplatzes zu sein, auf welchem die Kirche stand.

In wenigen Minuten war ich angekleidet und auf dem Weg nach der Brandstätte. Der ganze Marktplatz war mit Menschen angefüllt, und lautes Geschrei, Wehklagen und Hilferufe ertönten von allen Seiten. Zwei Häuser standen schon in Flammen und aus den nächstgelegenen wurden in wilder Eile Möbel und Hausrath von den geängstigten Bewohnern auf die Straße geschleppt und versperrten den zur Hilfe herbeigeeilten Spritzenleuten überall den Weg. Es war ein planloses Durcheinander, eine wirre Unordnung, sogar den Spritzen fehlte es an Wasser, weil man nicht im Stande gewesen, eine regelmäßige Kette bis zu dem Brunnen zu bilden und die Eimer hin- und herzureichen. Der Bürgermeister schien den Kopf ganz verloren zu haben und gab beständig Befehle, von denen einer dem andern immer widersprach, die Stadträthe redeten ebenfalls darein, schrieen und stritten sich unter einander und Keiner wußte ein vernünftiges, praktisches Verfahren anzuordnen. In einem solchen Moment der Gefahr, wo es an einer ruhigen, verständigen Leitung fehlt, weil Alle die Besinnung verloren haben, wird immer Derjenige rasch Gehorsam finden, der mit Entschiedenheit auftritt und klare, bündige Befehle ertheilt, gleichviel ob er ein Recht dazu hat oder nicht. Und so ging es auch hier. Sowohl als Student, wie auch auf meinen Reisen war ich mehrfach Augenzeuge großer Brände gewesen, daher wußte ich aus eigener Erfahrung, was in solchen Fällen vor Allem noththut, und erkannte auch hier mit schnellem Blick, was geschehen mußte. Ein junger Maurermeister mit seinen Gesellen, der Einzige von allen Anwesenden, welcher rasch die Dinge am rechten Ende ergriff, zeigte sich sogleich willig, mich zu unterstützen, und bald wurde meinen Anordnungen überall ohne Widerrede Gehorsam geleistet. Die doppelte Kette nach dem Brunnen wurde jetzt gebildet und die Spritzen, denen es nicht mehr an Wasser fehlte, thaten, nach den gefährdetsten Stellen hin gerichtet, wacker ihre Schuldigkeit. Aber dennoch spottete das Feuer allen unseren Anstrengungen, und angefacht von dem immer stärker werdenden Winde, fraß die Gluth weiter und weiter. Schon näherten sich die Flammen der Kirche, und wenn diese mit ihrem hohen Schieferdach und ihren Thürmen in Brand gerieth, so schwebte bei dem heftigen Winde die ganze Stadt in Gefahr. Ich gab deßhalb den Befehl, die beiden neben der Kirche stehenden Häuser niederzureißen, und trotz des Widerspruchs der Eigenthümer, die sie noch zu erhalten hofften, wurde sofort dazu geschritten. Ich selbst stand vorn an der Spitze, an der gefährlichsten Stelle, um die Löschmannschaften anzufeuern und zu dirigiren; die Funken versengten

mein Haar und meine Kleider, der Rauch drang beißend in meine Augen, aber ich achtete Dessen nicht. Zum ersten Male, seit ich in dieser Stadt lebte, fühlte ich mich auf der rechten Stelle stehen, zum ersten Male hatte ich das Bewußtsein, Etwas zu nützen und zu leisten, meine Pflicht zu erfüllen, und mitten in all der Noth und Gefahr, die mich umgab, erfüllte mich dieses Gefühl mit einer Freudigkeit, die mir seit Jahren fremd gewesen. (Forts. folgt.)

Der Mormonenstamm und sein Prophet.

I.

In der letzten Zeit hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit den fast vergessenen „Heiligen am Salzsee" in erhöhtem Maße wieder zugewendet. Telegramme aus Amerika haben die Nachricht gebracht, daß die nordamerikanische Regierung fest entschlossen sei, dem Skandal der Vielweiberei bei den Mormonen ein Ende zu machen. Brigham Young, ihr oberster Prophet, wurde in Anklagezustand versetzt und wird, weil krank, bis zu seiner Aburtheilung in seinem Hause bewacht. Mit Spannung sieht man dem Ausgang des Prozesses und den Ereignissen entgegen, welche die gesetzliche Abschaffung der Vielweiberei unter den Mormonen nach sich ziehen muß. Es wird unsern Lesern willkommen sein, eine interessante Schilderung, welche Karl Blind über die amerikanischen „Heiligen" in der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht, entgegen zu nehmen:

Südwestlich von des Felsengebirges höchster Koppe — der sogenannten Fremonts-Spitze, die ihren Namen von dem kühnen Pfadfinder trägt, der sie 1842 auf seiner Entdeckungsfahrt zum ersten Male bestieg — liegt zwischen der Sierra Madre und den Wasatschbergen eine traurige Wüstenei, hundertundfünfundreißig englische Meilen breit.

Es ist ein ödes, schauriges Gebiet von Sand und Gestein. Kein Baum — kein Busch — kein Quell süßen Wassers. Gerippe von Elennthieren und Antilopen, von Rossen und Stieren sind über den Boden hingestreut. Hie und da erhebt sich ein Grabstein: er deckt die Leichen von Wanderern, die dem Pfeile der Sioux-Indianer erlagen. Dort schwankt am Galgen der Leichnam eines Unglücklichen; die Gefährten erdrosselten ihn im trunkenen Streit. Der ganze Weg ist mit Gebeinen besäet, die Luft von der Erinnerung an die Schauderthaten erfüllt. Kaum daß eine Blume aus dem Boden sprießt. Der wilde Salbei nur mischt sich da und dort unter das einsame Gras. Ein feiner weißer Flor von Aschensalz deckt, dem Reife ähnlich, die Landschaft. Bittere, schmutzige Lachen, an denen Mensch und Vieh den Durst löschen müssen, vergiften das Blut. Furchtbare Schnee- und Hagelstürme toben mit plötzlicher Wuth durch diese Wildniß. Pferd und Maulthier werden dann von Todesangst ergriffen und müssen rasch zusammengekoppelt werden, um ihr jähes Entweichen zu verhindern. Vor Erschöpfung brechen die Zugthiere oft zusammen; keine Peitsche eines Treibers bringt sie mehr auf die Beine. Man kann sie nur abspannen und den Wölfen und Raben überlassen, die hinter der Karawane lauernd einherziehen. Nicht in weniger als einer Woche vermag man durch diese Einöde zu gelangen. Häufig braucht ein Wanderzug zehn bis zwölf Tage der Leiden und Entbehrungen. Räuberisches Gesindel, zu ruchlosem Morde bereit, das unversehens wie aus der Erde auftaucht, vermehrt noch die Schrecken der Wüste. Endlich nähert man sich jedoch einem freundlicheren Gebiete. Ein Strauch zeigt sich im Felsspalt. Höher und dichter wächst das Gras. Zwerg-Eichen und Ahorn, verkrüppelte Fichten und Cedern tauchen aus der Gegend auf. In belaubten Schluchten murmeln Bäche; der Weidenbaum umsäumt ihren schlängelnden Lauf. Noch sind die Reisenden hoch oben in den Bergen, die sich allmälig zu dem Eden am Salzsee herabsenken. Aber siehe! da stoßen sie schon auf ein Lager von nahe an hundert Wagen — nach Art eines „Corral" zur schützenden Burg gegen die Ute- und Schlangen-Indianer zusammengestellt. Vor einem Wagen brennt ein gewaltiges Feuer. Männer und Frauen, Knaben und Mädchen lagern oder tanzen darum herum! Man hört Gesang, den Klang des Schellenspieles und die schmetternden Töne der Trompete und des Hornes. Es ist ein Mormonen-Lager!

Ein langer, tiefer Hohlweg — ein sogenannter Cannon — öffnet den Zugang zum Salzsee-Becken, auf welches man plötzlich wie durch Ueberraschung stößt, nachdem man um die weit vorstehende Ecke eines Felsriffs gebogen. Was vor dem Blicke sich nun ausbreitet, ist eine der schönsten und vollkommensten Landschaften, welche die Erde aufweisen kann. Kein Wunder, daß der arme Auswanderer, der eine Liverpooler Kellerwohnung oder ein Hintergäßchen in Blackwall verlassen hat, mit seinen von religiöser Schwärmerei und Entbehrung verzückten Augen auf diesen weiten Garten wie auf ein irdisches Paradies herniederblickt.

Am Fuße der schneegekrönten Wasatschberge zieht sich die große Ebene mit ihren ausgedehnten Fernsichten hin. Ein goldener Duft von eigenthümlicher Pracht füllt das Thal. Es ist die Wirkung eines tropischen Sonnenglanzes, der über Felder, die mit Sonnenblumen so dicht bedeckt sind, wie ein englisches Gefilde mit Butterblümchen, dahinströmt und sich in zahllosen kleinen Seen, Teichen und Bächen spiegelt. Zur Linken steigt um den großen Salzsee eine himmelanstrebende Bergkette empor, von den Rothhäuten „Oquirrh" genannt. Vor uns liegt die glänzende Stadt, das neue Jerusalem, unter laubigem Baumwuchs. Jenseits der Mormonenstadt fließt der Jordan. Er trägt die frischen Gewässer von Utah durch die Ebene dem Salzsee zu, der mit seinen dunkelblauen Wellen das große Thal kühlt und ihm tiefere Färbung verleiht. Aus dem See, der hundert englische Meilen breit und hundertundfünfzig lang ist, erheben sich zwei purpurne Eilande gebirgiger Art, während auf beiden Seiten, jenseits der blauen Gewässer des Sees, regellose, malerische Gebirgsketten sich thürmen — die unfruchtbaren Sierren von Utah und Nevada.

Die Luft ist weich und süß, von südlichem Duft, nordisch an Frische. Kühle Winde wehen von den Wasatschgipfeln herab, auf denen Schnee und Eis auch während der Sommermonate eingebettet liegen. So klar ist der Dunstkreis, daß der Schwarze Felsen, obwohl fünfundzwanzig (englische) Meilen entfernt, nur ein paar hundert Ellen weit weg zu sein scheint, und daß Kuppen, die sechzig Meilen auseinander stehen, wie Spitzen eines einzigen Gebirgszuges erscheinen.

Die lichtumflossene Stadt im Thale gleicht einem Park, aus dem ein weißer Kiosk, eine Kapelle, ein Versammlungsort hervorschaut. Oberhalb der Stadt, höher gelegen, befindet sich ein Zelt- und Hüttenlager, von dem herab eine „heidnische" Regierung das Treiben der Heiligen am Salzsee beobachtet. Auch das Lager trägt zum Farbenton des merkwürdigen Bildes bei, dessen Umrisse vor den Augen der europäischen Welt — in Folge der neuesten Nachrichten über die Verhaftung Brigham Young's, des Hauptes und Hohenpriesters der Mormonen — plötzlich mit großer Schärfe hervortreten.

Es ist eine besondere Welt, dieser Staat der Vielweiberei, in welchem ein von Kirchenältesten und Aposteln umringter Prophet gleich einem zweiten Mahomed regiert. Vor sechsunddreißig Jahren gab es sechs Mormonen in Amerika, keinen in England, keinen im übrigen Europa. Im Jahre 1866, als ein englischer Schriftsteller ihre Zustände erforschte, waren ihrer 20,000 Heilige in der Salzseestadt, im ganzen Mormonengebiete 150,000 Seelen. Anhänger und Gläubige gab es überdies zu Tausenden in verschiedenen Theilen der Erde. Klein hatte die Sekte angefangen. Ihr Sitz war anfänglich zu Nauvoo in Illinois. Doch der Unwille des über ihr Treiben empörten Volkes stand mit Waffengewalt wider sie auf; als Opfer fiel dabei ihr Führer Joseph Smith, dem seine Gegner alle möglichen Untugenden, Laster und Verbrechen zuschrieben, von der Trunksucht und dem Diebstahl an bis zu unsagbaren Vergehen. Er wurde im Gefängnisse überfallen, ermordet, und die Schaar der vertriebenen Schwärmer hatte sich unter Fährden und Nöthen den Weg durch das Felsengebirge zu bahnen, um jenseits der schützenden Klüfte eine neue Heimath zu gründen, abgesondert von der Welt durch schwer zugängliche Wüsteneien. Ein Engel war es, der — wie gewöhnlich in solchen Fällen — dem neuen Führer Brigham Young im Traume den Platz zeigte, wo der Tempel und die Stadt der Mormonen erbaut werden sollten.

(Fortsetzung folgt.)

* Silbenräthsel.

Erste Silbe.

Im Frieden unbequem, von Nachtheil oft,
Fall' ich im Krieg dagegen in's Gewicht;
Wie ward auf meine Stärke schon gehofft,
Wenn vor den Thoren kam der Feind in Sicht!

Zweite und dritte Silbe.

Wo Bachus lustig führt das Regiment,
Da triffst du in der Regel wohl auch mich;
Und schickt gardinenpredigtbange sich
Der Freund zum Abschied, o dann nennt
Dein Mund verlockend mich vielleicht:
Es bleibt der Freund, dem man mich lächelnd reicht.

Das Ganze.

Mit einem Andern schmieg' bescheiden ich
An eine Höhe mich, weithin bekannt,
Da sie nach einem Helden wird benannt,
Der, als der Kampf um Hohes war entbrannt,
Für Das, was er als recht und wahr erkannt,
Gestritten und gelitten ritterlich.

Beiselt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Montag, 13. November 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Immer noch wimmerten die Glocken von den Thürmen, obgleich es gewiß keinen Schläfer mehr in dem Städtchen gab, den sie zu wecken nöthig gehabt hätten; es war, als wolle der Glöckner die Gefahr von der Stadt wenden, indem er so laut und heftig die metallenen Zungen erklingen ließ. Da riefen plötzlich Stimmen aus der Ferne angstvoll dazwischen: „Feuer! Feuer in der Hedwigsstraße!“ Der Wind hatte einen Feuerbrand auf das Strohdach einer in jener Straße gelegenen Scheune getragen, und lichterloh brachen jetzt auch dort die Flammen hervor. Meine Wohnung lag ganz in der Nähe der brennenden Scheune, und von allen Seiten schrie man mir zu: „Es brennt in Ihrem eigenen Hause, Herr Pastor, rasch eine Spritze nach der Hedwigsstraße!“

„Laßt es brennen dort, da ist die Gefahr nicht so groß!“ rief ich. „Keine Spritze und kein Mann darf von hier weg; wenn wir die Kirche nicht retten, ist die Stadt verloren!“ Die Menge begriff, daß ich Recht hatte, und eine Spritze, die man schon nach der Hedwigsstraße gewendet, wurde rasch auf ihren Platz zurückgebracht.

Die beiden Häuser neben der Kirche sanken jetzt, Dank den unermüdlichen Anstrengungen des Maurermeisters und seiner handfesten Gesellen, zusammen. Damit war die nächste, dringendste Gefahr beseitigt, und als nun auch noch das von dem Winde heraufgejagte Gewitter sich in einem heftigen Platzregen entlud, wurden wir bald des Feuers so weit Meister, daß eine Spritze nach der Hedwigsstraße gesendet werden konnte.

Auch in der Hedwigsstraße wurde der Brand rasch bewältigt, und als der Morgen hell und sonnig über der unglücklichen Stadt anbrach, war das Feuer vollständig gelöscht; aber ein Drittheil der Häuser war ein rauchender Trümmerhaufen, und so bereitwillig auch die Bewohner der verschont gebliebenen Stadttheile sich zeigten, ihre obdachlos gewordenen Mitbürger bei sich aufzunehmen, so war es doch nicht leicht, für die große Zahl der Abgebrannten genügendes Unterkommen zu finden, so daß es Mittag wurde, ehe Alle nothdürftig unter Dach und Fach gebracht waren. Das Haus, welches ich bewohnte, war ebenfalls zum größten Theile abgebrannt, und jetzt trat auch an mich die Frage heran: wo ich ein Obdach finden sollte. Die Bürger der Stadt boten mir zwar von allen Seiten gastliche Aufnahme in ihren Häusern; aber jedes Haus war bereits überfüllt, und um Platz zu finden, hätte ich Andere noch mehr beschränken müssen, was mir widerstrebte. Da fiel mir plötzlich ein Ausweg ein, als mein Blick zufällig das Haus des Fräulein von Ortenberg streifte, welches vom Feuer gänzlich verschont geblieben war. Das Fräulein bewohnte mit einer Magd ganz allein das große Haus; sollte sie, angesichts der allgemeinen Noth, nicht geneigt sein, einem Obdachlosgewordenen, wie mir, ein paar Zimmer, die sie nicht brauchte, einzuräumen? Es galt, einen Versuch zu wagen. Was hatte ich im schlimmsten Falle anders zu fürchten, als eine abschlägliche Antwort? Und jedenfalls bot sich mir dadurch eine Gelegenheit, dies geheimnißvolle Haus und seine einsame Bewohnerin, welche meine Phantasie schon so lange beschäftigten, endlich in der Nähe zu sehen. Schnell entschlossen, wandte ich mich dem Hause zu, sprang die grasbewachsenen Steinstufen der Vortreppe hinauf und zog die Glocke, die einen seltsam

dumpfen und doch schrillen Klang gab. Eine Weile blieb Alles still, dann hörte ich, wie über die Steinfließen des Hausgangs Schritte sich näherten; ein Schlüssel wurde im Schloß gedreht und die Thüre öffnete sich langsam. Eine sauber gekleidete Frau stand vor mir, und mit einem Gemisch von Staunen und Mißtrauen in dem alten, runzeligen Gesicht blickte sie mich stumm und fragend an.

„Ist das Fräulein von Ortenberg zu sprechen?“ fragte ich.

Ihre Augen wurden noch weiter und starrer, und sie erwiederte Nichts.

„Geben Sie dem Fräulein meine Karte,“ fuhr ich, ihr diese reichend, fort, „und sagen Sie ihr, daß ich sie in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche.“

Schweigend winkte mir die Alte darauf, näher zu treten; die Thüre fiel hinter mir in das Schloß, und sie ging, mit meiner Karte in der Hand, langsam die breite, nach dem ersten Stock führende Treppe hinauf.

Die Hausflur wurde nur durch ein großes Bogenfenster erhellt, das auf dem untersten Treppenabsatz angebracht war, ein Baum stand draußen gerade vor demselben, und durch das grüne, sonnenbeschienene Laub fiel ein sanftes, gedämpftes Licht herein. Es war so still, daß man das Ticken einer Uhr, die in einem anstoßenden Zimmer stehen mußte, deutlich hören konnte, und diese Stille und Ruhe war für meine müden, überreizten Nerven so wohlthuend und erfrischend, daß mein Wunsch, in diesem Hause wohnen zu dürfen, immer lebhafter wurde. Nach ein paar Minuten kam die Alte und sagte:

„Fräulein von Ortenberg wird gleich erscheinen, belieben Sie einstweilen hier einzutreten.“

Es war ein hohes, großes Zimmer, in welches sie mich jetzt führte, dessen Einrichtung, die reich und wohlerhalten war, vor dreißig bis vierzig Jahren sehr modern gewesen sein mochte. Die geradelehnigen, steifen Sophas und Sessel, weiß lackirt und reich vergoldet, mit schwerem Seidenzeug überzogen, die hohen, schmalen Spiegel mit den künstlich geschnitzten Goldrahmen, die Tische und Consolen mit ihren als Löwenkrallen geformten Füßen waren zu jener Zeit gewiß das Neueste und Eleganteste gewesen, was man kannte, und jetzt mahnte mich diese verblichene, veraltete Pracht daran, welche Wandlungen der Geschmack und der Schönheitssinn der Menschen seit jenen Tagen erfahren, und wie den Enkeln jetzt ein mitleidiges Lächeln entlockt, was einst die Vorfahren bewundert hatten.

Während meine Blicke so umherschweiften, blieben sie auf einem großen Oelgemälde haften, das in einem breiten Goldrahmen über dem Sopha hing. Es stellte zwei Kinder dar, Mädchen von etwa dreizehn bis fünfzehn Jahren, die in einem Garten Federball spielten. Das Bild war von einem tüchtigen Künstler gemalt, die Gestalten der beiden Kinder traten voll Leben aus dem Rahmen heraus, und die Baumgruppen des Hintergrundes waren gut und naturwahr ausgeführt. Das kleinere Mädchen war ein unschönes Kind, dessen scharfen Zügen und unschöner Gestalt der schmeichelnde Pinsel des Malers keine Anmuth zu geben vermocht hatte, wenn er die Aehnlichkeit festhalten wollte, denn man sah auf den ersten Blick, daß dies Gemälde Porträt und nicht Phantasiebild war. Um so lieblicher und schöner erschien dagegen das ältere der beiden Mädchen; eine Fülle dichter, schwarzer Locken umgab das zarte Oval des reizenden Gesichtes, unter dessen bräunlicher Sammthaut man das rothe Blut pulsiren zu sehen meinte; sanft und schwermüthig blickten die dunklen Augen, ein Zug des Schmerzes lag um die weichen, süßen Lippen des frischen Mundes, aber die scharf gezeichneten Brauen, die über der feinen Nase sich vereinigten, und das feste, breite Kinn gaben ihren Zügen einen Ausdruck von Ernst und Willenskraft, der den Beschauer in einem so jugendlichen Gesichte seltsam und fremd anmuthete. Diese holde Mädchenknospe hatte für mich einen so eigenthümlich fesselnden Reiz, daß ich die Augen nicht von dem Bilde abwenden konnte. Ich war so versunken in das Anschauen dieses schönen Kopfes, daß ich nicht bemerkte, wie die Thüre sich öffnete, und erst das Rauschen eines seidenen Gewandes neben mir weckte mich aus meinem Träumen. Ich wandte mich rasch um und fand mich einer Dame gegenüber, welche ohne Frage das Fräulein von Ortenberg war.

Fräulein von Ortenberg war eine vollkommen schöne Matrone. Nicht etwa besonders wohl konservirt oder jugendlich aussehend, nein, sie war alt und mochte an sechzig Jahre zählen, aber sie war doch wunderbar schön, so eigenthümlich schön, daß man gar nicht, wie man sonst bei dem Anblick einer schönen alten Frau zu thun pflegt, daran dachte, wie sie wohl in ihrer Jugend gewesen sein mochte. So wie sie war, nahm sie Auge und Sinn gefangen; man hätte sie sich nicht jünger, nicht anders vorstellen mögen. Ein

Digitized by Google

schwarzes Seidenkleid umfloß in schweren Falten die hohe, ungebeugte Gestalt, und über dem silbergrauen, vollen Haare, das einfach an den Schläfen zurückgestrichen war, trug sie ein schwarzes Spitzentuch, welches, unter dem Kinn gebunden, das bleiche, feine Gesicht umrahmte. Scharfe Furchen und Falten lagen auf der breiten, edelgeformten Stirne und sprachen ebenso, wie der ernste, tiefe Blick der dunklen Augen von schweren Seelenkämpfen, von überwundenen Leiden und zur Ruhe gezwungenen Leidenschaften und Schmerzen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mormonenstamm und sein Prophet.

(Fortsetzung.)

II.

„Mormonen" heißen sie von Mormon, dessen Name auch ihrer Heiligen Schrift zur Bezeichnung dient. Diese Heilige Schrift ist ein lange verloren gewesener Theil der auch von den Mormonen anerkannten Bibel. Dem auserwählten Volke Joseph Smith's und Brigham Young's wurde das Glück zu Theil, der kostbaren verlorenen Handschrift wieder habhaft zu werden. Ein Engel hat, selbstverständlich, das „Buch Mormon" geschrieben, und zwar, wie es sich für einen solchen gebührt, in englischer Sprache. Englisch ist auch, nach Young's entscheidender Versicherung, die Sprache des Himmels. Mit der Geographie stand der Engel, welcher das Buch verfaßte, auf sehr gespanntem Fuße. Er verlegt die Gegenden des gelobten Landes nach Belieben und ergeht sich über die „Quellen des Rothen Meeres" in einer Weise, welche Kiepert zur Verzweiflung bringen könnte. Indessen, da der Glaube Berge versetzen kann, so vermag ein Engel, der seinem Wesen nach gar nicht dem Zweifel unterworfen ist, in diesem Punkte natürlich das Stärkste zu leisten.

Gütergemeinschaft üben die Heiligen am Salzsee nicht. Vielmehr folgen sie darin, obwohl aus verschiedenen Nationen zusammengewürfelt, dem Yankeegrundsatz, daß jeder sich selbst zu helfen, Jeder so scharf und tüchtig wie möglich zu arbeiten habe. Die Biene ist ihr Sinnbild. Als „Bienenland" bezeichnen sie das Gebiet, in dem sie sich niederlassen. Wohlgebaute Felder, fruchttragende Gärten, hübsche Häuser, saubere Straßen sind jetzt in dem „Neuen Kanaan" zu finden, das einst, gleich dem gelobten Lande der Juden, viel von Heuschrecken und Grillen zu leiden hatte und in den Schilderungen Fremont's — der zuerst in einem Gummiboot den Salzsee befuhr — keineswegs die Blüthe zu versprechen schien, welche heute das Land Utah oder Deseret kennzeichnet.

Arbeitsam, wie die Mormonen sind, ist denn auch die ganze Stufenleiter der „Heiligen", vom Propheten an abwärts, in verschiedenen Geschäftszweigen thätig. Alle diese sonderbaren Kirchenlichter sind Fabrikanten, Baumwollpflanzer, Erzeuger von Leinöl, Farmer, Drechsler und dergleichen mehr. Sie säen und ernten und warten nicht darauf, daß ihr himmlischer Vater sie auf anderer Leute Kosten nährt. Man soll auch den Mormonen ihr Recht geben, soweit sie es verdienen. Kein Müßiggänger und kein Bettler treibt sich bei ihnen herum.

„Brüder und Schwestern im HERRN Jesu Christo!" — redete Brigham Young eine Anzahl neuer Ankömmlinge an — „ihr seid von Gott aus der Welt erwählt und durch seine Gnade in dieses Thal gesendet worden, um sein Königreich aufbauen zu helfen. Ihr seid schwach und müde von eurem Marsche. Ruht euch darum einen Tag aus, zwei Tage, wenn nöthig; dann stehet auf und sehet, wie ihr leben werdet. Macht euch keine sonderliche Sorge um eure religiösen Pflichten; ihr seid für diese Arbeit erlöset worden, und Gott wird euch darin beistehen. Fasset fröhlich Muth! Blicket in diesem Thale umher, in das ihr berufen worden. Eure Pflicht ist, daß ihr lernt, wie man Kohl pflanzt und Zwiebeln und Tomatoes und süße Kartoffeln; dann, wie man ein Schwein füttert, ein Haus baut, einen Garten anpflanzt, wie man Vieh zieht und Brod bäckt; kurz, eure erste Pflicht ist, leben zu können. Die nächste Pflicht — für Diejenigen, welche als Dänen, Franzosen, Schweizer es noch nicht verstehen, Englisch zu lernen: die Sprache Gottes, die Sprache des Buches Mormon, die Sprache dieser jüngsten Tage. Das müßt ihr zuerst thun; das Andere wird zu seiner Zeit kommen. Der HERR segne euch, und der Friede des HERRN Jesus Christus sei mit euch!"

Eine Gefahr für den erstehenden Mormonen-Staat, die ihm möglicher Weise sofortige Vernichtung bringen konnte, lag in den wilden Indianerstämmen der Umgegend. Die Heiligen hatten jedoch die weltliche Schlangenklugheit, sich mit den Rothhäuten auf den besten Fuß zu stellen, sie lieber mit Geschenken zu Freunden zu machen, als beständig gegen sie auf der Wacht

stehen zu müssen. Eine besondere religiöse Sage wurde sogar erfunden, wonach die Rothhäute eigentlich ein aus Palästina nach Nordamerika versprengter Zweig des hebräischen Volkes seien, der ursprünglich zum priesterlichen Levitenstamme gehört, aber um seiner Sünden willen dies heilige Amt verloren und dabei auch — die Farbe gewechselt habe!

Gewisse Züge, sagen die Mormonen, haften jedoch den Indianern aus dieser alten israelitischen Zeit noch heute an; zum Beispiel der Glaube an Einen „Großen Geist", ihre Eintheilung in Stämme, endlich ihre Vielweiberei. Auch sei die Gewißheit vorhanden, daß sie zuletzt wieder zur echten Frömmigkeit zurückkehren und ihre weiße Farbe wieder gewinnen. Mittlerweile bleibt der Mormone daher gut Freund mit der Rothhaut. Was ihm am Indianer am besten gefällt, ist natürlich die mehrfache Ehe — wenn man dies Wort auf einen wüsten Zustand anwenden kann, wo manchmal das Kind, die Mutter und die Großmutter zugleich demselben Gatten „angesiegelt" sind, wie der Kunstausdruck im mormonischen Harem lautet.

Vom Neger wollen die Heiligen Nichts wissen. Auf diesem schwarzen Bruder lastet, ihnen zufolge, ein nicht zu hebender Fluch. Während der Jude von New-York, der Buddhist von San Franzisko, der Feueranbeter aus Calcutta, der Wesleyaner von Liverpool, der Muselmann aus Kairo, der Cheyenne-Indianer, mit einem Wort alle Volksstämme, alle Glaubensbekenntnisse, alle Hautfarben nach Utah Zulaß haben, wird der Neger nicht in die Mormonenkirche eingelassen. Er gilt als der Abkömmling Kain's, des ersten Mörders. So lange Gott den auf ihm ruhenden Fluch nicht löst, so bleibt er von der Gemeinschaft der Heiligen ausgeschlossen.

Mit dieser Lehre deckten sich die Mormonen augenscheinlich nach dem Süden hin, als die Sklavenhaltermacht noch reisig von Georgia bis Missouri dastand. Im Kriege zwischen der Union und den aristokratischen Rebellen des Südens waren die Neigungen der Mormonen auch unzweifelhaft auf südlicher Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Charakterzug aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III. und des jetzigen Kaisers.) Es wurde in Berlin zum ersten Male die Posse: „Das Fest der Handwerker" gegeben, welche vorzüglich die Berliner amüsirte, weil sie höchst komisch in dem eigenthümlichen plattdeutschen Berliner Volksdialekt gehalten ist. In derselben ist die Szene vorzüglich belustigend, in welcher ein sonst tüchtiger Geselle gewöhnlich, wenn die Arbeit der andern Handwerker bereits begonnen, zu spät kommt. Den darüber unzufriedenen Meister sucht er aber immer damit zufrieden zu stellen, daß er unter Darreichung der Hand treuherzig zu ihm spricht: „Herr Meester, darum keene Feendschaft nich!" Der Meister antwortet gemüthlich: „Det weeßt du wohl besser, ick bin immer Derjenigte, welcher —" Einige Tage nachher, als die Posse gegeben und viel darüber gesprochen und gelacht wurde, kam der König mit seinen Kindern nach Potsdam. Als man zur Mittagstafel gehen wollte, die pünktlich um zwei Uhr begann, fragte, da diese Zeit bereits vorüber, der König: „Noch nicht angerichtet?" Der Hofmarschall v. Maltzahn antwortete: „Ja, aber Se. königl. Hoheit Prinz Wilhelm sind noch nicht da." Worauf der König, die Uhr in der Hand haltend, sagte: „Noch fünf Minuten warten!" Als diese abgelaufen waren, setzte man sich zu Tische, und die Suppe wurde herumgereicht. In diesem Augenblicke trat der Prinz (der jetzige Kaiser) in den Speisesaal; seine Haltung drückte nur das Gefühl eines leichten Schreckens aus. Mit der ihm eigenthümlichen Geistesgegenwart ging er unbefangen zu dem für ihn offen gehaltenen Stuhle neben dem König und reichte in ehrerbietiger Haltung, doch mit glücklichem Humor seinem königl. Vater die Hand mit den Worten: „Herr Meester, darum keene Feendschaft nich!" Der König drückte die Hand des geliebten Sohnes, erwiedernd: „Det weeßt du wohl besser, Wilhelm, ick bin immer Derjenigte, welcher —" Ein frohes Lachen durchtönte den Speisesaal.

Auflösung des Silbenräthsels in № 133:

Wallhalben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Mittwoch, 15. November **1871.**

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Herr Pastor?“ sagte sie mit einer leisen, wohlklingenden Stimme.

Ich verbeugte mich schweigend; ich fühlte eine eigenthümliche Scheu und Befangenheit der alten Dame gegenüber, und es wurde mir schwer, die richtigen Worte zu finden, um ihr mein Anliegen vorzutragen, denn mein Eindringen in dieses Haus, dessen Schwelle nie ein Fremder überschritt, mein Verlangen, hier Aufnahme zu finden, erschien mir plötzlich taktlos und unpassend. Sie fixirte mich ein paar Sekunden, dann setzte sie sich auf das Sopha und deutete auf einen daneben stehenden Sessel, indem sie noch ein Mal fragte: „Sie haben mir eine Mittheilung zu machen?“

„Eine Bitte habe ich an Sie zu richten, gnädiges Fräulein,“ versetzte ich, endlich meine Verlegenheit besiegend. Und mit kurzen Worten theilte ich ihr dann mit, wie groß die Verwüstungen des Brandes gewesen, wie so Viele dadurch obdachlos geworden, unter deren Zahl auch ich mich befände, und wie in der Noth des Augenblicks der Gedanke in mir aufgestiegen, daß in ihrem geräumigen Hause vielleicht ein paar unbenutzte Zimmer sich finden würden, welche sie mir abzutreten geneigt wäre.

Sie hatte mich ruhig angehört, und als ich zu Ende war, sagte sie Nichts als: „Wie lange sind Sie schon in dieser Stadt?“

„Seit drei Monaten,“ erwiederte ich, befremdet von dieser Frage, die weder eine Antwort auf mein Begehren war, noch in irgend einem Zusammenhang mit demselben zu stehen schien.

„Seit drei Monaten,“ wiederholte sie, „Das ist zu lange, um annehmen zu können, daß Sie von mir und meiner Vergangenheit Nichts erfahren hätten.“

Sie hielt inne, als erwarte sie eine Antwort von mir, und da ich Nichts erwiederte, flog eine dunkle Röthe über ihre bleiche Stirne, während sie mit leiser, tonloser Stimme sagte:

„Ich wurde vor vierzig Jahren des Mordes an meiner Schwester angeklagt, schuldig gesprochen und habe zwanzig Jahre im Zuchthaus gesessen. Mein Haus ist verfehmt und gemieden, nie hat der Fuß eines Gastes dessen Schwelle überschritten, seit ich es bewohne. Dies Haus ist kein Aufenthalt für Sie, für den Geistlichen dieser Stadt; Sie würden das Vertrauen, die Hochachtung Ihrer Gemeinde verlieren, wenn Sie —“

„Ich erkenne Niemanden als Richter über mich und mein Thun,“ unterbrach ich sie rasch. „Das Urtheil meiner Gemeinde, falls es wirklich ein so beschränktes und hartes wäre, kümmert mich nicht, so lange ich Das, was ich thue, vor meinem eigenen Gewissen verantworten kann. Ich wiederhole nochmals meine Bitte, gnädiges Fräulein, mir ein Asyl in Ihrem Hause zu gewähren.“

Wieder traf mich der prüfende, ernste Blick ihrer dunklen Augen, dann sagte sie mit ruhiger Freundlichkeit: „Ich meinestheils habe keinen Grund, Ihnen diese Bitte nicht zu gewähren; Sie können die gewünschte Wohnung in meinem Hause haben, aber ich warne Sie noch ein Mal, überlegen Sie diesen Schritt, ehe Sie ihn ausführen!“

„Ich habe Alles reiflich erwogen, gnädiges Fräulein, und ich bin Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir ein Obdach in Ihrem Hause gewähren wollen.“

Sie schien einen Augenblick nachzusinnen, dann zog sie rasch die über dem Sopha hängende Glockenschnur.

„Zeige dem Herrn Pastor Flachsland die Zimmer oben nach dem Garten zu, Dorothea!“ sagte sie zu der eintretenden Dienerin, welche bei diesem Befehl in wortlosem Staunen erst ihre Herrin und dann mich anstarrte. „Wenn Ihnen die Zimmer genügen,“ fuhr Fräulein von Ortenberg, zu mir gewandt, fort, „so stehen Sie schon heute zu Ihrer Verfügung. Was den Miethzins anbelangt, so bitte ich Sie, dieselbe Summe, welche Sie für Ihre frühere Wohnung zahlten, von jetzt an in die städtische Armenkasse zu entrichten, ohne jedoch meinen Namen dabei zu erwähnen.“

Mit dem Anstand einer Fürstin machte sie mir dann eine Verbeugung und verließ das Zimmer, ehe ich ihr ein Wort erwiedern konnte.

Ich folgte der alten Dienerin, die vor mir die Treppen hinaufstieg und oben eine Thüre öffnete, welche zu einer Reihe von drei ineinander gehenden Zimmern führte. Sie waren hoch und geräumig, in veraltetem Geschmack, aber gut und bequem möblirt, und durch die von wildem Wein umrankten Fenster fiel ein grünliches, gedämpftes Licht, das an dem sonnigen, heißen August-Nachmittage den Räumen ein besonders behagliches Ansehen gab. Ich öffnete ein Fenster und sah hinunter in den Garten, der, offenbar seit lange von der ordnenden Hand eines Gärtners nicht berührt, wie eine üppige grüne Wildniß vor mir lag. Aber trotz seiner Verwilderung gefiel mir der Garten ungemein, es lag ein so tiefer Frieden über dieser schattigen grünen Wildniß, und als die sinkende Sonne jetzt rothe und goldene Lichter auf den dichten Rasen und die grauen Stämme der Bäume warf, erhielt das Bild da unten einen so fremdartigen, märchenhaften Reiz, daß es mir Herz und Sinn wie mit einem Zauber umstrickte. Ja, hier wollte ich bleiben; wenn irgendwo ich Frieden und Ruhe finden konnte, so mußte es hier sein, in diesem von Welt und Menschen abgeschiedenen stillen Asyl.

Noch an demselben Abend ließ ich meine gesammten Effekten, welche sämmtlich bei dem Brande gerettet worden waren, nach dem Ortenberg'schen Hause bringen und bezog meine neue Wohnung. Ganz erschöpft von den Anstrengungen der Nacht und der Unruhe und Mühe des heutigen Tages, suchte ich früh mein Lager auf und schlief in der mich umgebenden Stille sogleich ein. Als ich am Morgen erwachte, gefiel mir meine neue Wohnung noch besser wie am Abend zuvor, und ich fühlte mich bald so heimisch in diesen stillen Räumen, als wohnte ich schon seit Jahren darin. Die Eigenthümerin des Hauses sah ich jedoch seit jenem einen Male, wo ich sie gesprochen hatte, nicht mehr. Wie oft mein Weg mich an den Zimmern, die sie bewohnte, vorbeiführen mochte, niemals begegnete ich ihr und ebensowenig erblickte ich sie am Tage in dem Garten, welchen ich von meinen Fenstern aus übersehen konnte. Nur in mondhellen Nächten sah ich oft eine dunkle Gestalt durch die Gänge des Gartens schreiten, aber die dichtbelaubten großen Bäume warfen so viel Schatten, daß ich die Züge ihres Gesichtes nicht zu erkennen vermochte und nur vermuthete, daß es Fräulein von Ortenberg war.

Mein Interesse und meine Theilnahme für die einsame alte Frau wurde immer reger. Schuldig oder nicht? wie oft fragte ich Das, wenn ich sie von meinem Fenster aus beobachtete, wie sie so still und rastlos, einem Schatten gleich, durch die mondbeschienenen Wege des Gartens irrte. Welche Gedanken mochten in diesen einsamen Nächten durch ihre Brust ziehen — Reue über ihre That oder bitterer Groll gegen die Menschen, welche die Unschuldige verdammt hatten? Wie ertrug sie ein Leben, das gleich in seinem ersten Frühling ein so vernichtender Schlag getroffen hatte? Was gab ihr die Kraft, ihr Haupt so stolz und aufrecht zu tragen, woher kam dieser Frau die Ruhe und der Frieden, welche ihr Herz gefunden haben mußte, wenn der Ausdruck ihres Gesichtes mich nicht belogen hatte? „Ich habe gekämpft und überwunden!“ Das stand für den Seelenkundigen mit deutlicher Schrift auf dieser bleichen, klaren Stirne, und — schuldig oder nicht — diese Frau war größer, als ihr Geschick. Sie selbst hatte sich zu dem Morde bekannt, auf ihr eigenes Geständniß hin war sie gerichtet und verurtheilt worden, und wenn sie damals sich nicht fälschlich angeklagt hatte, eine Annahme, die — so schwer es mir auch wurde, an ihre Schuld zu glauben — doch kaum denkbar erschien, was hatte sie dann zu der furchtbaren That getrieben? Wie gewaltig, wie übermächtig mußte die Leidenschaft einst in der Brust des jungen Mädchens gestürmt haben, wenn ihre Hand fähig gewesen, den Todesstreich gegen die eigene Schwester zu führen! Hier war ein dunkles psychologisches Räthsel verborgen, dessen Lösung nur Der finden konnte, welcher die Geschichte dieser Frau, ihres inneren und äußeren Lebens gekannt hatte.

Meine Zeit war in den ersten Wochen nach dem Brande sehr in Anspruch genommen. Es war ein Komite zusammengetreten, zu dessen Vorstand man mich gewählt hatte, um für die von

dem Brandunglück schwer getroffenen Familien der mittellosen Bürger zu sorgen und Mittel und Wege zu finden, um ihnen während des Winters, dem wir entgegen gingen, Kleidung und Unterhalt zu verschaffen. Aber wie bereitwillig auch Jeder nach seinen Kräften dazu beisteuern mochte, es fehlte uns doch noch sehr an Geldmitteln, um auch nur für die nächsten Monate der dringendsten Noth zu steuern. Ich hatte lange vergeblich darüber nachgesonnen, wie hier Rath zu schaffen sei, als mir plötzlich einfiel, mich mit der Bitte um einen milden Beitrag zu unserer Armenkasse an Fräulein von Ortenberg zu wenden. Sie war ja reich, warum sollte sie sich nicht bereit finden lassen, zur Linderung des Elends in einer Stadt, wo sie so lange lebte, Etwas beizutragen?

(Fortsetzung folgt.)

Der Mormonenstamm und sein Prophet.

(Fortsetzung.)

III.

Der Heilige, der, gleich dem Indianer in seinem Wigwam, sich die Frauen zu dienstbaren Sklavinen machte, war der natürliche Genosse Desjenigen, der herrisch über den Schwarzen gebot. Längst war daher die republikanische Partei der Vereinigten Staaten entschlossen, dem Mormonenthum, soweit es eine mit der Vielweiberei verbundene Hohenpriester-Herrschaft darstellt, ein Ende zu machen. Schon im Jahre 1856, als die republikanische Partei zum ersten Male zur eigentlichen Gründung gelangte, erklärte sie in ihrem öffentlichen Bekenntnisse die Vielweiberei und das Sklavenhalterwesen für „eine Zwillingsbrut, die ein Ueberbleibsel der Barbarei" sei. Der Einfluß des Südens, der gern die „eigenthümlichen Einrichtungen" schützte, hielt jedoch die Hand der Union vom Angriff zurück.

Nachdem nun aber die Bahn vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean den Zugang zu Utah erleichtert; nachdem das Dampfroß sein Schnauben in den bis dahin unerschlossenen Thälern hat ertönen lassen; nachdem die Entdeckung kostbarer Erdschätze zahlreiche „Heiden" in die Umgegend des Mormonenstaates gelockt hat und ihr Gebiet nun auch von der kalifornischen Seite her mehr und mehr umzingelt wird, ist der Augenblick gekommen, auch an diese „eigenthümliche Einrichtung" Hand anzulegen; und so sehen wir denn jetzt den Propheten inmitten seines Volkes durch einen Richter der Vereinigten Staaten vor die Schranken des Gerichts geladen.

Die Vielweiberei stand ursprünglich nicht in der Lehre der Heiligen. Das Buch Mormon ertheilt ihr in keiner Weise eine Empfehlung. Erst die Offenbarung eines Engels erleuchtete den Gründer der Sekte nachträglich über diesen Punkt, der jetzt im Staate Young's eine so große Rolle spielt, daß, wer nur Eine Frau hat, blos als „ein halber Mormone" gilt.

Eine wenn auch kleine Gegenpartei, welche die Vielweiberei verwirft, hat sich jedoch die ganze Zeit über erhalten. Die Söhne von Joseph Smith selber gehören dieser Partei an und haben zum großen Verdruß des Saul und Salomon Young, der in ihnen gefährliche Nebenbuhler sieht, ihre ketzerische Lehre in der Unabhängigkeits-Halle der Salzseestadt gepredigt.

Die Erzpriester der Mormonenkirche besitzen meist einen wohlgefüllten Harem — je nach ihrem Vermögensstande. Die Apostel halten deren zwischen drei und sieben. Der Prophet selbst hatte zur Zeit, als Hepworth Dixon seinen Hausstand besuchte, zwölf Weiber, welche die Mütter seiner achtundvierzig lebendigen Kinder waren. Sie wohnten in den drei Wohnungen, die da genannt sind: der „Bienenkorb", das „Löwenhaus" und das „weiße Cottage". Wie viele Kebsinen dem Mormonen-Papste sonst noch angesiegelt sind, ist schwer zu sagen. Die Ansiegelung ist übrigens verschiedener Art — das Weib kann entweder für's Leben oder für's Jenseits angesiegelt sein. Diese geistliche Seelenbrautschaft kommt in Utah manchmal vor und gibt gelegentlich Anlaß zu ganz weltlichen Auftritten der Eifersucht.

Unter Brigham Young's Weibern sind die hervorragendsten: „Elise, die Dichterin", die „blasse Henriette" und „Amalie, die Prächtige." Als Pflicht jedes Heiligen gilt es, nach Kräften eine Vermehrung seines weiblichen Hausstandes zu erstreben. In großem Ansehen steht daher bei den Mormonen die Weisheit Salomon's und das gute Beispiel Abraham's. Auch wird hoch gepriesen, daß Sarah diesem arabischen Scheik selbst die Hagar zuführte, und alle Frauen werden aufgefordert, Gleiches zu thun.

Den Frauen haftet unter diesen Einrichtungen etwas Gedrücktes an. Es ist zwar nicht Zwang, der sie in ihre Stellung bringt; sie folgen nur einer Lehre, einer Gewohnheit und gehen die Verbindung mit freiem Willen ein; aber die Wirkung bleibt

dieselbe. Sind sie einmal so verbunden, so haben sie natürlich auch der herrschenden Sitte oder Unsitte gehorsam zu sein; sie leben in Abgeschlossenheit wie in einem türkischen Frauengemach. Die Männer besuchen sich selten unter einander in ihren Wohnungen, noch seltener in Gesellschaft ihrer Gemahlinnen.

Der englische Gast schildert die Frauen, die er gesehen, als unfähig selbst zu der leichten Unterhaltung, wie sie bei Tisch geführt wird. Einfach, um nicht zu sagen, ärmlich gekleidet, ohne helle, freundliche Farben in ihren Gewändern, unnatürlich still, als ob alles Leben aus ihnen herausgepredigt wäre, nur selten ein halb welkes Lächeln auf den Lippen liefen sie, mit Kindern auf dem Arme, herein und hinaus, öffneten Flaschen, trugen Kuchen und Obst hin und her, zündeten Streichhölzer an, thaten Eis in's Wasser, während die Männer sich räkelten, die Beine zum Fenster hinausstreckend, den Cigarrendampf von sich blasend und Becher Weines leerend. Wein und Tabak soll zwar eigentlich, wenn man recht heilig sein will, nicht genossen werden. In den Gasthöfen gibt es daher auch keine geistigen Getränke. In den einzelnen Häusern fehlt es jedoch durchaus nicht daran.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(**Ein treuer Wächter.**) In einem Hause auf dem Ballplatz in Mainz miethete vor Kurzem ein einzelner Herr ein möblirtes Zimmer. Ein prachtvoller Neufundländer, der treue Gefährte dieses Herrn, befand sich, wenn derselbe zu Hause war, stets im Zimmer. Am Samstag gegen Abend erwartete der betreffende Herr einen Freund in seiner Wohnung; er zündete, da es schon dunkel war, die Lampe an, schraubte den Docht herunter und legte sich auf's Kanapee, um auszuruhen und zu warten, bis sein Freund käme. Letzterer blieb außergewöhnlich lang aus, und so schlief der auf dem Sopha Liegende ein. Er mochte ungefähr eine halbe Stunde gelegen haben, als der auf dem Boden vor dem Sopha liegende Hund plötzlich unruhig wurde, auf seinen Herrn sprang, diesen an den Kleidern packte und mit der größten Mühe aus einem todtähnlichen Schlaf erweckte. Kaum konnte der Herr athmen und seiner Sinne mächtig werden, so dicht war der Rauch in dem Zimmer, und er wankte der Thüre zu, um frische Luft einströmen zu lassen. Eine Viertelstunde später und er wäre nicht mehr unter den Lebenden gewesen. Ein dichter Qualm im Zimmer ist dadurch entstanden, daß die Kamphin- oder Erdöllampe zu klein herunter geschraubt war. Dadurch rußte die Lampe und zwar so stark, daß, als der Herr eingeschlafen war, er dem Erstickungstod nur durch die Treue seines Hundes, der ihn an der Brust gepackt und tüchtig geschüttelt hatte, entrissen wurde. Der Ruß der Lampe war so dicht und hat sich so an die Wand festgesetzt, daß das ganze Zimmer neu tapezirt werden muß.

* Silbenräthsel.

Erste Silbe.

In manchem hübschen Lied bin ich geehrt;
Doch ernt' ich unverdient oft süßes Lob;
Denn wenn manch Lied mich auch mit Duft umwob,
So hab' ich oft doch Mißliches bescheert.

Auch jüngst hab' den natürlichen Beruf
Ich wiederum ganz herzlich schlecht erfüllt;
Und doch hab' ich manch glüh'nden Wunsch gestillt
Durch Das, was schön mein erstes Drittel schuf.

Zweite Silbe.

Den Eltern kann ich niemals ferne sein;
Den beiden — Vater, Mutter — bin ich eigen;
Auch mag ich nie von Brüdern, Schwestern weichen.
Doch wie geht mir's in der Verwandtschaft Reih'n?

Der Onkel will von mir nur theilweis wissen,
Und auch die Tante mag nur halb mich leiden;
Ja selbst das Bäschen will mich beinah' meiden;
Der Vetter aber mag mich niemals missen.

Das Ganze.

Mich aufzufinden kann nicht schwierig sein;
Vielleicht bin ich persönlich dir bekannt,
Denn reichlich wohn' ich in dem Pfälzer Land,
Und auch Zweibrücken schließt ja wohl mich ein.

Reiselt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Freitag, 17. November 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

So ließ ich mich denn eines Morgens bei Fräulein von Ortenberg melden und wurde von ihr in demselben Zimmer empfangen, wo ich sie das erste Mal gesehen hatte. Ich trug ihr, sobald ich sie begrüßt hatte, mein Anliegen vor.

Ohne ein Wort zu erwiedern, stand sie auf, öffnete einen Sekretär, aus welchem sie eine Rolle Geld nahm und sie mir reichte.

„Nehmen Sie Dies," sagte sie, „es sind fünfzig Dukaten; ich habe im Augenblick nicht mehr vorräthig, aber wenn es nöthig ist, kann ich später mehr geben."

Die Gabe war so reich, daß ich fast verlegen ihr einige dankende Worte sagte.

„Lassen wir Das," unterbrach sie mich, „es bedarf keines Dankes, vielmehr müßte ich Ihnen danken, daß Sie mich darauf aufmerksam machten, wie viel Elend es in meiner nächsten Nähe zu lindern gibt. Ich hätte selbst daran denken sollen, aber in dies Haus dringt keine Kunde von der Außenwelt, und wer immer allein ist, der verlernt es allmälig, an die Menschen zu denken. Ich knüpfe an meine Gabe nur die eine Bedingung, daß mein Name nicht genannt wird."

Ich verbeugte mich schweigend; was hätte ich darauf antworten können? Unwillkürlich richtete sich mein Blick auf die schlanken Hände, die so weiß und durchsichtig auf dem schwarzen Kleide lagen. Konnten diese feinen Finger eine Mordwaffe geführt haben? Haftete wirklich Blut, Schwesternblut an ihnen? Ich vermochte nicht, es zu glauben. Aber mehr als je reizte es mich, den Schleier gelüftet zu sehen, der auf der Vergangenheit dieser Frau ruhte. Ich sah, daß sie erwartete, ich würde jetzt, nachdem der Zweck meines Besuches erfüllt war, mich wieder entfernen; doch das Interesse, welches ihr Schicksal wie ihre Persönlichkeit in mir erweckte, war zu lebhaft, um diese Gelegenheit, sie zu sehen und mit ihr zu reden, unbenutzt vorübergehen zu lassen. Auf dem Tische lag ein offenes Buch, und ich nahm es in die Hand, in der Hoffnung, dadurch einen Anknüpfungspunkt zu einer weiteren Unterhaltung zu finden.

„Es ist eine Uebersetzung der Tragödien des Sophokles," sagte sie, als ich in dem Buche blätterte, „Ihnen natürlich längst bekannt."

„Gewiß," versetzte ich, „und ich danke dem griechischen Dichter manche genußreiche Stunde, obgleich aus all' seinen Tragödien eine tiefe Klage uns entgegentönt."

„Ja, es klingt ein Mollton aus all' diesen griechischen Tragödien," versetzte sie, „aber wie könnte Das auch anders sein? Zu allen Zeiten haben die Menschen geirrt, gekämpft und gelitten, und die günstigsten äußeren Bedingungen des Daseins können das Menschenherz nicht umwandeln, das, immer unbefriedigt, nach vollkommenem Glücke verlangt."

„Allerdings machen wir immer noch diesen Anspruch, den doch das Leben selbst täglich Lügen straft," entgegnete ich. „Wie oft sehen wir Menschen ohne eigenes Verschulden einem finsteren Verhängniß zum Opfer werden..."

„Nie ohne eigenes Verschulden," fiel sie mir rasch in's Wort, und ein eigenthümliches Leuchten war in ihren Augen. „Wohl gibt es ein Verhängniß, das seinen finsteren Schatten schon von der Geburt eines Menschen an auf sein Leben wirft, aber erst wenn die eigene Schuld sich dazu gesellt, ist er ihm verfallen."

Während sie sprach, fiel ein Blick auf das Bild, welches über dem Sopha hing, auf welchem sie saß, und plötzlich durchzuckte mich der Ge-

danke, daß jene beiden Kinder das Fräulein von Ortenberg und ihre Schwester seien. Die Aehnlichkeit, welche noch jetzt die Züge der Ersteren mit jenen des ältesten der Mädchen auf dem Bilde zeigten, war so groß, daß ich kaum begriff, wie mir Das längst nicht aufgefallen war. Ja, dieser jugendliche Mädchenkopf, der in so strahlender, thaufrischer Schönheit dort aus dem goldenen Rahmen mir entgegen leuchtete, und das bleiche, ernste Antlitz der Greisin mir gegenüber, es war Zug für Zug dasselbe Gesicht, dasselbe und doch so unendlich verschieden!

Sie bemerkte die Richtung meines Blickes, und ihre eben noch von geistiger Erregung belebten Züge wurden plötzlich leblos und steinern, und mit einem seltsam geisterhaften Ausdruck starrten ihre Augen in's Leere. „Sie sehen das Bild an," sagte sie mit tonloser Stimme, und die Worte schienen nur mit Anstrengung über ihre Lippen zu kommen. „Es stellt mich und meine Schwester dar, als wir Beide noch Kinder waren."

Ich suchte vergeblich nach einem passenden Wort der Erwiederung und konnte keins finden, so daß ich mich förmlich erleichtert fühlte, als der Eintritt der alten Dorothea die peinliche Pause unterbrach.

Dorothea sah mich, während sie die feine, weiße Theeserviette über den Tisch breitete, mit Blicken an, worin unzweideutig zu lesen stand, daß sie mich für einen ganz unberufenen Eindringling ansah. Ich würde mich auch jetzt gern entfernt haben, aber es erschien mir unpassend, ja verletzend, wenn ich gerade in dem Augenblicke gegangen wäre, wo ich Fräulein von Ortenberg durch mein aufmerksames Betrachten jenes Bildes zu einer Erwähnung ihrer Schwester veranlaßt und dadurch offenbar so peinliche und traurige Erinnerungen in ihr erweckt hatte. Ich blieb also, während das Fräulein mit zitternden Fingern an dem Theezeug zerstreut herumordnete. Mit sichtlicher Scheu, halb wie im Kampf mit sich selbst, fragte sie dann: „Wollen Sie den Thee mit mir trinken, Herr Pastor?"

„Sehr gern!" antwortete ich rasch.

Sie befahl der Dienerin, noch eine Tasse zu bringen und dann, zu mir sich wendend, sagte sie, während ein tief trauriges Lächeln um ihre Lippen schwebte: „Sie sind der erste Gast, welcher, seit ich dieses Haus bewohne, an meinen Tisch sich setzt, der erste Mensch, mit dem ich seit vierzig Jahren wieder gesellig verkehre."

Vierzig Jahre! Mehr als ein Menschenalter in solcher Abgeschiedenheit von allem Verkehr, in so vollständiger geistiger Einsamkeit verlebt! Mir graute bei dem Gedanken an ein solches Leben. Ob sie schuldig war oder nicht, ihr Loos war jedenfalls ein furchtbar hartes gewesen. Aber ihr Geist war durch dies schwere Schicksal nicht gebrochen worden. Als im Laufe des Abends die Unterhaltung die verschiedenartigsten Gegenstände berührte, bemerkte ich mit Erstaunen, wie sie über Alles geistvoll und mit Verständniß zu sprechen wußte. Die Stunden flogen mir so rasch dahin, daß es spät war, als ich mich endlich von Fräulein von Ortenberg verabschiedete, und ich gestand mir, daß ich seit langer Zeit keinen so angenehmen Abend erlebt hatte, als diesen in der Gesellschaft der einsamen alten Frau zugebrachten.

Sie lud mich, als ich mich bei ihr verabschiedete, ein, bald wieder zu kommen, was ich gern versprach und that. Ich fand bald so viel Genuß in dem Verkehr mit ihr, und meine Besuche schienen ihr so angenehm zu sein, daß es für mich, wenn die Arbeit des Tages vorüber war, schnell zur Regel wurde, den Abend bei dem alten Fräulein zuzubringen. Was ich in dieser Stadt bisher so schmerzlich entbehrt hatte im Verkehr mit den Menschen: Theilnahme und Verständniß für meine Anschauungen und meine geistigen Interessen, Das gewährte mir der Umgang und die Freundschaft dieser Frau in vollem Maße. Ich konnte es bisweilen kaum begreifen, wie bei der völligen Abgeschiedenheit von allem Verkehr mit der Welt ihr Antheil an den großen Fragen, die das Leben der Gegenwart bewegen, so rege und lebhaft sein konnte. Die Klarheit und die scharfe Logik ihres Urtheils überraschten mich oft; sie hatte durch tiefes Nachdenken über die Natur und das Wesen des Menschen ersetzt, was ihr an Lebenserfahrung abging; sie kannte das Menschenherz bis in seine geheimsten Fibern, sie wußte genau, an welche Schranken und Bedingungen die gedeihliche Entwicklung der menschlichen Natur gebunden ist; ganz gegen Frauenart vermochte sie immer über den einzelnen persönlichen Fall zu der Anschauung des Ganzen sich zu erheben und strebte überall darnach, die ewigen, unveränderlichen Gesetze, welche die moralische, wie die physische Welt regieren, zu erkennen, in dem Schicksale des Menschen sowohl, wie in der Geschichte der Nationen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mormonenstamm und sein Prophet.

(Schluß.)

Im Uebrigen herrscht keine Unmäßigkeit. In eingemachten Pfirsichen und anderen Süßigkeiten überläßt man sich einer milden Ausschweifung; die Mormonen sind große Schlecker und gute Zuckerbäcker. Tanz, Gesang und Schauspiel werden von dem Pontifex sehr befördert; er ist ein förmlicher Prediger der Lustigkeit und hält das Theater in gutem Stande. Seine eigenen Töchter gehen als Schauspielerinen mit dem Beispiel voran. Lockeres Wesen außerhalb der kirchlich geregelten Haremswirthschaft wird aber nicht geduldet. Ein Mormone kann zwar nie genug verheirathet sein, aber die dafür angeordneten Bestimmungen muß er sorgsam achten. Brigham Young's Polizei ist eine allgegenwärtige, ihr Mund stumm, ihre Hand schnell. Es ist Etwas in ihr von der alten Sicherheitswache Venedigs.

Die Soldaten und Offiziere aus dem benachbarten Lager der Vereinigten Staaten verursachen freilich den Heiligen manchmal gar üblen Verdruß, indem sie Mormonenfrauen, die der Abschließung überdrüssig sind, verleiten und entführen. „Sie machen uns Sorge," erwiederte Young auf eine an ihn gestellte Frage; „sie drängen sich in unsere Familienangelegenheiten ein; wir können Dies nicht ertragen; wenn ihre Schuld erhellt, so lassen wir sie in's Gras beißen!" ... Er fügte rasch hinzu: „Ich selbst habe nie dergleichen Kummer in meiner Familie gehabt."

Die Gegner der Mormonen beschuldigen sie häufiger Mordthaten, die, im Dunkel ausgeführt, nie öffentlich erwähnt werden. Man sagt, der Prophet sei von einer Schaar umringt, die sich die „Würgengel" nenne. Kommt sein Fall jetzt vor Gericht, so wird man wohl Genaueres darüber erfahren. Schon heißt es, abgefallene Heilige hätten sich als Zeugen angemeldet.

IV.

Die geistliche und weltliche Macht, die von dem Propheten geübt wird, ist die unumschränkteste, die vielleicht je geübt worden ist. „Ein Mann," sagte einer der Kirchenältesten, „führe besser gleich zur Hölle, so er nicht Gnade vor Brigham Young's Augen findet!" Der Prophet schwingt das Schwert Gideon's und herrscht gleich Omar. Dem Aussehen nach gemahnt er an einen englischen Provinzialstädter, mit den harten Zügen, wie sie in der Mittelschicht, zwischen Bürger- und Arbeiterstand, oft vorkommen. Man könnte ihn für einen kleinen Handwerker halten. Um den Mund spielt ihm wohl gelegentlich ein Zug von Humor, wie er gerade den stärkeren Geistern meist eigen ist. Ueber seine Entschlossenheit und Thatkraft kann kein Zweifel herrschen; davon hat er genug Beweise gegeben.

Sein Heer besteht aus 20,000 Mann, wohlbewaffnet mit Büchsen und Drehpistolen. Die Heiligen müssen ebenso bereit sein bei der Parade, wie im Gotteshause. Sie bauen den Tempel, indem sie das Schwert stets zur Seite haben. Binnen fünfzehn Minuten kann Young 3000 Schützen um's Rathhaus sammeln. Es ist wunderbar, wenn man bedenkt, daß er solche Anhänger für eine Regierung findet, die dem Einzelnen keine persönliche Freiheit, keine Gleichheit vor dem Gesetze, kein Recht der freien Rede und Wahl, kein wahres Familienleben, Nichts von Alldem gewährt, wofür Männer sich sonst mühen! Der leibliche, doch auf Arbeit gegründete Genuß mit einem Hintergrund der abenteuerlichsten religiösen Schwärmerei bindet diese Gemeinschaft zusammen, die im Lichte des Jahrhunderts wie eine tragische Narrethei aussieht.

Waffen finden sich in Utah überall; sie scheinen fast zu wachsen. Im Schlafzimmer des Sohnes eines Obersten, das man dem englischen Gaste anwies, entdeckte dieser zu seiner Ueberraschung eine geladene Pistole unter seinem Kopfkissen, zwei Colt's-Revolver geladen und mit aufgesetztem Zündhütchen an der Wand, in einer Ecke des Zimmers zwei Balan-Büchsen. Der junge Mann, dem diese Ausrüstung für den Schlaf angehörte, zählte siebzehn Jahre.

Liest man nach solchen Mittheilungen das mormonische Glaubensbekenntniß, so wird man betroffen von dem Gegensatze zwischen dieser handfesten Schießgewehrlichkeit und dem religiösen Larifari, das die Heiligen zu verdauen haben.

Den Mormonen ist Gott eine Person von menschlicher Gestalt und menschlichem Fleisch. Der Mensch selbst ist ein Theil des göttlichen Wesens und wird später auch zum Gott. Der Mensch ist nicht von Gott geschaffen, sondern von ewig her und wird auf ewig sein. Der Mensch ist nicht in der Sünde geboren und nur für seine eigenen Sünden verantwortlich. Die Erde ist eine Ansiedlung verkörperter Geister; solcher Ansiedlungen gibt es im Weltall viele. Gott ist „Vorsitzender der Unsterblichen"; er hat unter sich vier Reihen von Wesen, nämlich Götter, aus ehemaligen Menschen entstanden, die hinieden nach dem Gesetze gelebt; Engel, unsterbliche Wesen, die in vollkommenem Gehorsam gegen

das Gesetz auf der Erde gelebt; Menschen, unsterbliche Wesen, in denen eine lebende Seele mit menschlichem Körper vereinigt ist; endlich Geister, unsterbliche Wesen, die noch ihrer Körperhülle warten.

Da der Mensch zum Göttergeschlecht gehört, ja über den Engeln steht, so wird er fähig, einen himmlischen Thron einzunehmen. Sein Hauswesen, aus Frauen und Kindern bestehend, bleibt also auch im Himmel ihm unterthan; er ist dort König über sie. Dies Programm dürfte etwas schwierig auszuführen sein, da die Kinder bekanntlich zu Erwachsenen werden und wieder Kinder haben, so daß im Himmel die Herrschaft jedes Mannes durch die seines Vaters, die seines Vaters durch die seines Ahns und so bis in's Unendliche zurück beschränkt wäre, woraus sich Streitigkeiten und Widersprüche ergeben müßten, die auch die Allmacht nicht schlichten könnte, ausgenommen, wenn man ihr die Fähigkeit zuschriebe, das Unmögliche zu leisten. Doch es kommt auch im mormonischen Glaubensbekenntniß wie anderwärts nicht sehr darauf an, daß Alles zu einander paßt. Nöthigenfalls hilft ein Wunder aus oder der heroische Entschluß: „Gerade weil es dumm ist, darum glaube ich es!"

Noch sei, allen Hagestolzen zur Warnung, bemerkt, daß sie nach der Mormonen Lehre nicht Götter, sondern nur Engel werden können. Da das Gesetz die Vielweiberei gebietet, so werden sie durch Versetzung unter die Reihe der blosen Engel bestraft. Auch Diejenigen, welche gesetzwidrig nur Eine Frau genommen, haben ihnen Gesellschaft zu leisten und dürfen, gleich den Ledigen, nicht auf himmlischen Thronen sitzen.

So stark hat sich der neue Abraham bisher gefühlt, daß er den Vereinigten Staaten geradezu ein Schnippchen schlug und vor Jahren beim Bezirksrichter der Salzseestadt eine eigenhändig unterzeichnete Erklärung niederlegte, er sei bereit, ja er wünsche, vor Gericht zu erscheinen, um sich aburtheilen zu lassen. Bedenkt man, daß die meisten Frauen in Utah das, wenn auch ursprünglich freiwillig übernommene Joch allem Anschein nach nur mit verhaltenem Aerger tragen, so war diese Anerbietung Brigham Young's eine kühne, man möchte sagen freche. Mancherlei Gründe leiteten ihn indessen bei der Annahme, daß die so keck hingeschleuderte Herausforderung entweder nicht angenommen oder schließlich gar, in Folge vorhandener Rechtsschwierigkeiten, zu seinem Triumph führen werde.

Thatsache bleibt, daß die Unionsregierung es bisher vorgezogen, Frieden mit den Mormonen zu halten. Ein Staat innerhalb der Vereinigten Staaten ist Utah noch nicht, sondern nur ein sogenanntes Territorium. Dies Territorium, von Indianergebiet und Einöden umgeben, bildete überdies eine Welt für sich, und so ließ man vorläufig die Dinge dort gehen, wie sie eben gingen. Durch einen südlich gesinnten Präsidenten der Union wurde sogar Brigham Young in den fünfziger Jahren selbst zum Statthalter von Utah ernannt, was er bis 1858 blieb. Ein Versuch Buchanan's, einer drohenden Empörung der Mormonen durch einen kriegerischen Angriff vorzubeugen, führte zu schweren Leiden der abgesendeten Unionstruppen. Schließlich traf man ein Abkommen; Brigham Young verlor zwar die Statthalterschaft, allein für alles Vorgefallene wurde Vergessenheit zugesagt, und das Treiben der Heiligen blieb dasselbe.

Endlich ist die Geduld der Vereinigten Staaten erschöpft, und da die Einwanderung von Ungläubigen in's Mormonengebiet jetzt massenhafter geworden, der Widerstand der Gegner Brigham Young's selbst innerhalb der Mormonenkirche sich verstärkt hat und für den Fall der Unbotmäßigkeit die Mittel zur Niederzwingung jetzt der Unionsregierung leichter zu Handen sind, so hat man den Propheten beim Wort gefaßt und macht ihm nun den Prozeß.

Mannigfaltiges.

(Ein Wiederfinden.) Auf einem Bahnhof in Savannah fiel plötzlich ein hübsches junges Mädchen einem Neger um den Hals mit dem Rufe: „Endlich habe ich meinen verlorenen Bruder wieder!" Alles lachte, bestürzt sah das junge Mädchen auf, ein Schrei entfuhr ihrem schönen Munde, als sie dem Erhofften in's schwarze Gesicht blickte, und entsetzt eilte sie davon. Wenige Minuten später bemerkte der „verlorene schwarze Bruder", daß ihm das gute Kind seine goldene Uhr und Kette mitgenommen habe.

Auflösung des Silbenräthsels in № 135:

Maier.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Montag, 20. November 1871.

Wach' auf, Herr Bachus!

Gemüthlich trank Bachus sich einen Zopf
Beim letzten Friedensfeste,
Bis endlich zersprungen ihm Knopf um Knopf
An seiner rothen Weste.

(Die Siegesehre gebührt ihm allein,
Das haben wir schuldigst zu melden,
Sein alter trefflicher Feierwein
Erstarkte die deutschen Helden.)

Im kühlen Haine da pflegt er nun
Seinen Jammer, der alte Knabe,
Da mag er geborgen in Frieden ruh'n
Beim Becher und Thyrsusstabe.

Das wär' am Ende verzeihlich; der Spaß
Kann Andern auch passiren;
Doch zürnen die Winzer: er vergaß
Der Rebe Frucht zu probiren.

Daß er zu kochen versäumet hat
Die Trauben — gereicht ihm zur Schande.
Die Ernte begann; an Bachus Statt
Erschien Herr Gall im Lande.

Der sprach: „Wär' ich zum Heiland euch nicht
Geboren, ihr ginget flöten;
Euer Liebling Bachus versäumte die Pflicht,
Nach Brauch die Trauben zu röthen.

Ich bin der Magister Gall, laßt mich
Getrost im Keller gewähren;
Der sauere Most, glaubt sicherlich,
Wird zum herrlichsten Nektar gähren!"

Und freigebig warf er in jedes Faß
Von des Teufels Brühen und Laachen
Und peitschte die Masse oh'n Unterlaß;
Das war ein Pusten und Pfauchen.

Herr Bachus, Herr Bachus, wach' auf geschwind,
Was soll es heuer nun geben?
Ein jedes durstige Menschenkind
Befürchtet um sein Leben!

Wir lieben, wie du ihn bescheerst, den Wein,
Ist sauer er auch bisweilen;
Da bleiben uns Kopf und Magen rein,
Nur so mag von Grillen er heilen!

Wach' auf, du Starker, und jage hinaus
Das Heer der Veredler und Schmierer;
Sei du wieder Herr im eignen Haus,
Des Rebenlandes Regierer!

Neustadt. Johannes Hüll.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Eines Abends, als ich wie gewöhnlich zu Fräulein von Ortenberg gehen wollte, kam mir die alte Dorothea vor ihrer Thüre mit dem Bescheid entgegen, daß ihre Gebieterin leidend sei und mich nicht empfangen könne; sobald sie sich wieder wohl genug fühle, würde sie mich bitten lassen, zu ihr zu kommen. Auf meine besorgten Fragen versicherte mir die Dienerin, daß das Unwohlsein nicht bedeutend sei; mehr aber konnte ich von der einsilbigen, finstern alten Frau nicht erfahren.

Auch an den folgenden Tagen war das Fräulein nicht für mich sichtbar, und auf meine Erkundigungen erhielt ich immer nur den kurzen Bescheid, sie sei noch zu leidend, um mich empfangen zu können. Es war gerade um die Weihnachtszeit, und als ich in der Dämmerung des heiligen Abends einsam in meinem Zimmer saß, brachte mir der Postbote eine Kiste von meiner Mutter. Alles, was ihre sorgende Liebe ersinnen und ihre fleißigen Finger schaffen konnten,

hatte sie mir hineingepackt: da waren fein genähte leinene Tücher, warme Handschuhe, Socken und Shawls, und selbst das Weihnachtskonfekt, das ich als Knabe so gern gegessen hatte, war nicht vergessen. Alle Erinnerungen meiner Kindheit wurden lebendig in mir, als die wohlbekannten Formen des braunen, mandelgespickten Gebäcks auf dem Boden der Kiste mir entgegen schimmerten. Ich sah den Tannenbaum wieder brennen daheim in der einfachen, niedrigen Stube, ich sah mich selbst, den blonden, schüchternen Knaben, wie er mit pochendem Herzen und glühenden Wangen auf der Thürschwelle stand und die Herrlichkeiten des Weihnachtstisches erst scheu aus der Ferne betrachtete, ehe er sich ihnen zu nähern wagte. Die hohe Gestalt meines Vaters tauchte wieder vor mir auf, wie er meiner Mutter und mir das Weihnachts-Evangelium mit seiner tiefen, sonoren Stimme vorlas.

Ich nahm den Brief meiner Mutter, um die Bilder der Vergangenheit zu verscheuchen. Jede Zeile athmete Liebe und Sorge für mich; allein auf meinen Wunsch, daß sie zu mir ziehen und den Abend ihres Lebens mit mir verleben solle, wollte sie noch immer nicht eingehen. „Alte Bäume darf man nicht verpflanzen," schrieb sie, und besser würde es für mich sein, eine junge Frau zu nehmen, als Haus halten zu wollen mit einer alten Mutter, die jeden Tag sterben könne. Seit sie mich in Amt und Würden als Geistlicher wisse, habe ihr Herz nur noch einen irdischen Wunsch, nämlich den: mich mit einem guten christlichen Weibe verheirathet zu sehen. Da sei mein Mühmchen Else, welche Vater und Mutter verloren habe, und die sie nun bei sich aufgenommen, bis sich ein passendes Unterkommen für das arme, verwaiste Mädchen gefunden; eine bessere Frau für mich, als diese Else, könne ich nimmer finden, fromm und einfach, fleißig und still. Der Brief sank aus meiner Hand und ein bitteres Gefühl gegen meine Mutter erfüllte einen Augenblick mein Herz. Ich hatte ihr das schwere Opfer gebracht, einen Lebensberuf zu wählen, der mir so wenig zusagte, und nun verlangte sie noch ein zweites, fast ebenso großes Opfer von mir, indem sie mir ein Mädchen als Lebensgefährtin aufdrängen wollte, für welches ich weder Liebe noch Interesse empfand.

Wohl erinnerte ich mich noch des blonden Kindes; es war ein sanftes, liebliches Wesen, so schüchtern, daß sie kaum je die blauen Taubenaugen voll zu mir aufzuschlagen wagte, wenn ich mit ihr sprach, und so unfertig, so kindlich noch in ihrem ganzen Sein, daß ich mich nicht entsann, auch nur ein einziges Mal ein entschiedenes Urtheil, eine selbstständige Meinung von ihr gehört zu haben. Und mit ihr vereint, sollte ich durch's Leben gehen, mit ihr, die auch nicht einen Zug hatte von dem Frauenideal, wie es in meiner Brust lebte.

Es drängte mich, den Brief meiner Mutter sofort zu beantworten und ihr in der schonendsten Form, aber mit vollster Entschiedenheit jede Hoffnung, ihren Plan einer Verbindung zwischen mir und Else je verwirklicht zu sehen, zu benehmen. Ich siegelte und adressirte das Schreiben sogleich und ging, es selbst auf die Post zu tragen; mir war, als sähe ich meine Freiheit bedroht, wenn der Brief nicht noch heute abgesendet wurde.

Es lag tiefer Schnee draußen, die Straßen waren leer und aus den Fenstern der meisten Häuser strahlte festlicher, heller Lichterglanz. Im Vorübergehen fiel mein Blick in manches Zimmer, wo um den brennenden Christbaum fröhliche Kinder sich drängten und glückliche Familien versammelt waren; aber ich, obgleich einsam und allein, hatte kein Gefühl des Neides bei dem Anblick dieses traulichen Familienglückes, im Gegentheil, ich empfand es als einen Vorzug, daß keine häuslichen Bande mich fesselten, daß kein anderes Loos an das meinige geknüpft und ich wenigstens nach dieser Richtung hin freier Herr meiner selbst war.

Die Weihnachtswoche war vorüber, der Neujahrstag gekommen, ohne daß ich Fräulein von Ortenberg gesehen hätte, und ich fing an, wegen dieses lange andauernden Unwohlseins ernstlich besorgt zu werden. Zum Jahreswechsel hatte ich ihr ein paar freundliche Zeilen geschrieben und sie ihr am Neujahrsmorgen durch die alte Dorothea überschickt, ohne jedoch irgend eine Antwort darauf zu erhalten.

Als ich aus dem beendigten Nachmittagsgottesdienste nach Hause zurückkehrte, kam mir Dorothea schon auf dem Hausflur entgegen und sagte mir, daß Fräulein von Ortenberg mich erwarte. Ich begab mich sogleich zu derselben und wurde von ihr mit ihrer gewohnten milden, ernsten Freundlichkeit empfangen. Sie sah bleich und angegriffen aus, ihre Stimme klang matt und traurig, und der Schmerzenszug, der stets um ihre Lippen lag, trat heute noch schärfer hervor, als sonst. Ich schob Das auf ihr langes Unwohlsein und fragte besorgt, ob sie sich jetzt ganz erholt habe und wieder vollkommen hergestellt sei?

„Ich war nicht krank," sagte sie, und als ich sie befremdet ansah, fuhr sie fort: „Nein, ich war nicht krank, es war nur ein Vorwand, weil ich Sie nicht sehen wollte."

„Ich verstehe Sie nicht!" warf ich betreten ein.

„Sie werden mich gleich verstehen, mein theurer junger Freund," erwiederte sie sanft. „Der Verkehr, der Umgang mit Ihnen ist das erste Glück, das mir seit vierzig Jahren wieder zu Theil geworden ist; wie Sonnenschein hat Ihre Freundschaft mein einsames, düsteres Leben erhellt, aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ich dieses Glück einer Täuschung zu danken habe. Sie glaubten mich schuldlos, glaubten, daß es ein finsteres Verhängniß war, dem ich zum Opfer wurde, und Ihr Herz wandte sich in Sympathie und Mitleid mir zu. Was Sie mir geworden sind, Das müssen Sie selbst längst erkannt haben. Wären Sie mein Sohn, Sie könnten mir nicht theuerer sein, Sie, dessen hoffnungsvolle, strebende Jugend für mich das Band wurde, welches mein elendes, gebrochenes Leben wieder mit der Welt und der Zukunft verknüpft hat. Aber es muß klar werden zwischen uns. Sie sollen mich und meine Vergangenheit kennen. Mit strengster Wahrheit und Aufrichtigkeit habe ich in diesen Blättern die Geschichte meines Lebens für Sie aufgezeichnet, keine Regung meines Herzens, keinen Gedanken meiner Seele habe ich Ihnen verborgen, fremde und eigene Schuld habe ich in ernster Selbstprüfung gegen einander abzuwägen versucht, um Ihnen ein treues Bild meiner Jugendzeit zu geben. Wenn Sie gelesen haben, was ich in diesen Tagen, wo ich Sie nicht sehen wollte, um nicht in meinem Vorsatze wankend zu werden, für Sie niedergeschrieben habe, dann werden Sie mich ganz kennen... Können Sie dann noch mein Freund sein, so werde ich Das als eine unverdiente Gabe des Himmels betrachten... Wendet Ihr Herz sich von mir —"

Die Stimme versagte ihr und ich selbst stand, keines Wortes mächtig, in tiefster Bewegung vor ihr.

„Nehmen Sie," fuhr sie dann, sich gewaltsam fassend, fort und trat an den Schreibtisch, auf welchem ein versiegeltes Packet lag. Aber ehe ihre Hand es ergriff, wurde laut und heftig die Hausschelle gezogen, und sie blieb einen Augenblick, wie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, regungslos stehen. Gleich darauf hörte man Stimmen draußen, die Thüre des Zimmers wurde hastig aufgerissen und auf der Schwelle stand, in kostbare Pelze gehüllt, die gebeugte Gestalt eines greisen Mannes. Fragend und forschend irrten seine dunklen Augen mit einem seltsam scheuen Blick über mich und Fräulein von Ortenberg hin; dann streifte er mit zitternder Hand die Mütze aus der Stirne und den Pelz von den Schultern, und rasch auf die Letztere zutretend, sagte er mit bebender, hohl klingender Stimme: „Leonore!"

Sie wich überrascht einen Schritt zurück. „Wer sind Sie?" fragte sie.

Er ergriff ihre beiden Hände, beugte sich dicht zu ihr und tief in ihre Augen sehend, sagte er: „Ja, Du bist es, Leonore, und Du erkennst mich nicht mehr?"

Jeder Blutstropfen wich plötzlich aus ihren Wangen, ihre Augen erweiterten sich und ein Zittern flog durch die ganze Gestalt. Langsam zog sie ihre Hände, welche der Fremde an seine Lippen preßte, zurück und mit leiser, tonloser Stimme flüsterte sie: „Viktor, Du lebst! Gibt das Grab seine Todten zurück? Und *heute*, gerade *heute* mußt Du wiederkehren!" —

Sie verstummte plötzlich mit einem Blick auf mich. Ich war geblieben, weil ich sie nicht mit dem Fremden, dessen ganzes Wesen und Gebahren mir höchst befremdlich erschien, allein lassen wollte. Jetzt aber, da sie in ihm einen Todtgeglaubten, der ihr offenbar sehr nahe gestanden haben mußte, erkannte, entfernte ich mich schweigend. Sie rief mich nicht zurück, sie gab mir nicht die Papiere, auf welche sie die Geschichte ihres Lebens für mich aufgezeichnet hatte; die Lösung jenes Räthsels, das mir lange, ehe ich sie kannte, schon ein so lebhaftes Interesse eingeflößt, sollte ich nicht finden, nachdem ich das enthüllende Papier fast schon in der Hand gehalten. Schmerzlich und peinigend klangen die Worte, welche sie heute zu mir gesprochen, in meinem Ohre nach. War es möglich, daß wirklich eine schwere Schuld auf ihrem Gewissen lastete?? — *Wer* war der Mann, dessen plötzliches Erscheinen sie so furchtbar erschüttert hatte, und *was* war er ihr einst gewesen?" —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Ein Tätowirter.) Ein Wiener medizinisches Fachblatt vom 26. Okt. bringt folgende sonderbare Mittheilung: „Allgemeines Interesse erregte am letzten Dienstag ein Patient, der im allgemeinen Krankenhause von Professor Hebra

dessen Hörern vorgestellt wurde. Derselbe ist von Geburt Grieche, angeblich 53 Jahre alt und gut gebaut. Dieser Patient gibt an, Pirat gewesen zu sein und später mit 5 Kameraden, deren Führer er gewesen, das edle Geschäft des Räuberwesens auch auf dem Kontinente kultivirt zu haben. Vor sieben Jahren nun gerieth er mit seiner Bande in die Gefangenschaft einer im waldreichen Asien hausenden wilden Horde, woselbst er, nachdem drei seiner Gefährten skalpirt worden, mit den noch übrigen zweien zum Andenken an die erlittene Niederlage und die Gefangenschaft im buchstäblichen Sinne des Wortes auf dem ganzen Körper tätowirt wurde. Zwei Monate dauerte es, während sechs Mann mit jedem Tage einen anderen Theil ihres Körpers in Arbeit nahmen, die ihnen die schrecklichsten Schmerzen verursachte und an deren Folgen seine zwei Kameraden auch zu Grunde gegangen sein sollen. Mit einer Art Stolz zeigte er jetzt das Instrument, mit dem ihm die phantastischen Bilder in die Haut gegraben worden und die, nachdem er sich vollends entkleidet, Jedermann wahrhaft überraschten. Es dürfte schwerlich mehr ein Thier in den Urwäldern geben oder gegeben haben, das hier nicht genau und in's Auge fallend durch Wahrung der Symmetrie gezeichnet wäre. Die Figuren selbst scheinen mit Indigo imprägnirt, deren Contouren zumeist an der Brust- und Bauchdecke durch Zinnoberfarbe begrenzt werden; von der normalen Hautfarbe kann kaum hier und da eine Linienbreite aufgefunden werden. Nur die Hände und Fußsohlen sind von Figuren frei, dafür aber roth tingirt. Im Gesichte und auf dem Halse sind Inschriften, den arabischen Zeichen ähnlich, angebracht. Das Ganze gewährt einen Anblick wie bläulich-grau gepreßter Sammt, und die Haut fühlt sich auch wie Sammt an. Ueber das subjektive Befinden dieses seltsamen Mannes läßt sich nichts Bestimmtes angeben, da derselbe, obgleich er angibt, Französisch, Englisch und Türkisch zu sprechen, sich in keiner dieser Sprachen gemeinverständlich auszudrücken vermag. Behufs fernerer Untersuchung und Behandlung kommt seither Patient täglich in's Krankenhaus, wo er immer eine Anzahl Neugieriger anlockt, die ihn für die Mühewaltung des Aus- und Ankleidens mit Geschenken überhäufen. Auf Wunsch des Herrn Professors Hebra wurde er in verschiedenen Stellungen photographirt, und werden diese Photographien unter den Hörern der Medizin zur Vertheilung gelangen. Dr. Neumann knüpfte an den vorliegenden Fall einige wissenschaftliche Bemerkungen und führte aus, daß die Tätowirung schon lange ein Objekt wissenschaftlicher Forschung bildet, und es wäre in Bezug auf die Kosmetik von unvergleichlichem Werthe, wenn man eine Farbe erfände, die, in die menschliche Haut tätowirt, deren natürlicher Farbe zu entsprechen am geeignetsten wäre. Bislang gelang es blos, Indigo, Schießpulver und Zinnaber zu übertragen; letzteren Mittels bediente sich bekanntlich Professor Schuh mit Erfolg bei Imitation des Lippenroths."

---

* Räthsel.

Oft glühender Sehnsucht Gegenstand,
Verehret bis zum Entzücken —
Wer möcht' an meinem blühenden Rand
Nicht duftige Blümlein pflücken?

Und doch sei ohne Vorbehalt
Mein Lob hier nicht gepriesen;
Denn wisse: von Gutem und Schlimmem bald
Siehst du mich überfließen.

Bin hier ich süßen Glückes Born,
Berauschenden Nektar verheißend,
So schaust du mich dort als giftigen Dorn,
Manch' blutige Wunde reißend.

Nun streich aus meiner Mitte fort
Ein Zeichen — dann bin ich verschwunden,
Und einen vielgepriesenen Ort
Hast rasch du in mir gefunden;

Einen herrlichen Ort, ein glänzend Juwel
Im deutschen Reichsgeschmeide,
Einen Wunderborn für Leib und Seel
Und für beide die üppigste Weide;

Ein strahlendes Vorbild im heiligen Streit,
Der in unsern Tagen entbrannt ist,
Und das drum mit Achtung weit und breit
Von den Männern des Fortschritts genannt ist.

Und willst du zum Schluß mir noch ein i
Statt des zweiten Zeichens bescheeren,
Dann werd' ich sofort mich ohne Müh'
Alsbald in ein Mägdlein verkehren.

Reiselt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Mittwoch, 22. November 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Als ich am nächsten Tage zu Fräulein von Ortenberg ging, fand ich den Fremden bei ihr, welchen sie mir als einen entfernten Verwandten und Jugendgefährten vorstellte. Er hieß Halden und lebte, wie ich im Laufe des Gesprächs erfuhr, seit vierzig Jahren in Amerika, wo er im Süden Louisiana's eine große Plantage besaß. Die Sehnsucht nach der fernen Heimath war endlich so mächtig in ihm erwacht, daß er auf eine kurze Zeit nach Deutschland zurückgekehrt war. Hier nun hatte er erfahren, daß Fräulein von Ortenberg, welche er in Folge einer falschen Nachricht seit Jahren todt geglaubt, noch lebe, und darauf hin war er nach M... gekommen, um sie aufzusuchen. Das Alles klang ganz einfach und glaubhaft, und doch wollte es mir immer dünken, als ob sich darunter ein schweres, dunkles Geheimniß berge.

Halden war ein Mann von Geist und Bildung, dem man es ansah, daß er sich stets in der besten Gesellschaft bewegt hatte; aber in seinem ganzen Wesen lag etwas Müdes, Gedrücktes. Krankheit oder ein tiefes Seelenleiden schien die beste Kraft seines Geistes gebrochen zu haben.

Obgleich er sich mir gegenüber in der höflichsten und verbindlichsten Weise benahm, so machte es mir doch den Eindruck, als ob er sich durch meine Anwesenheit gedrückt und beengt fühle, und trotz der freundlichen Bitten des Fräulein von Ortenberg, den Abend wie gewöhnlich bei ihr zuzubringen, empfahl ich mich bald wieder.

Auf der Straße begegnete mir der Postbote und gab mir einen Brief, der den Poststempel des Wohnortes meiner Mutter zeigte, aber von fremder Hand geschrieben war. Eine bange Furcht beschlich mich und hastig riß ich ihn auf. Er war von meiner Base Else, welche mir schrieb, daß meine Mutter plötzlich bedenklich erkrankt sei und daß ich eilen möge, zu kommen, da die Kranke sehnlichst nach mir verlange. Diese Nachricht erschreckte mich tief, und das Schlimmste fürchtend, reiste ich noch an demselben Abend ab, um nur keinen Augenblick zu verlieren. Aber die tief verschneiten Wege machten ein rasches Fortkommen unmöglich, und als ich endlich in B... anlangte, da war es zu spät — das treue Mutterherz schlug nicht mehr, und ich hatte die theuren Augen nicht zudrücken, bei dem letzten schweren Kampf nicht an ihrer Seite stehen dürfen! Ich war eben noch recht gekommen, um den Sarg, der die geliebte Leiche barg, in das Grab senken zu sehen, und als ich, von dem Kirchhof zurückkehrend, in das stille, verödete Haus trat, übermannte mich ein Gefühl der Vereinsamung so stark, daß ich weinte, wie ich seit meines Vaters Tod dort nicht mehr geweint hatte. Dort stand am Fenster noch der Sessel, auf welchem meine Mutter so oft gesessen, auf dem kleinen Tischchen davor lag noch die Bibel aufgeschlagen, in welcher die Todte so häufig Trost und Erbauung gesucht, und dicht daneben das Strickzeug, als hätte sie die blinkenden Nadeln mit den aufgereihten Maschen erst eben aus den fleißigen Händen gleiten lassen. Alles war noch so, wie ich es immer gesehen, und ich vermochte es kaum zu fassen, daß sie nie mehr kommen würde, den gewohnten Platz einzunehmen, daß nie wieder sie die lieben, sanften Augen, wie sie so oft gethan, von den Blättern des heiligen Buches hinweg mit mütterlicher Zärtlichkeit auf mich richten würde. Nie wieder! — Es liegt für unser Herz ein furchtbar bitterer Klang in den Worten,

wenn wir eben das Grab über einem theuren Wesen sich schließen sahen. —

Ein leichter Druck auf meinen Arm weckte mich aus meinen traurigen Gedanken; ich wandte mich um und sah meine Base Else vor mir stehen.

Ich hatte bisher nur wenige Worte mit ihr gewechselt, da ich erst kurz vor der zu dem Begräbniß angesetzten Stunde gekommen war, und jetzt fiel mir bei ihrem Anblick die Sorge um die Zukunft des jungen alleinstehenden und mittellosen Mädchens schwer auf die Seele.

Wie sie so vor mir stand in dem schwarzen Wollkleide, das sich weich um die zarten Formen der schlanken Gestalt schmiegte, das kleine Köpfchen, für welches die Last der dichten, blonden Flechten fast zu schwer schien, leicht geneigt, und mit den blauen, thränenfeuchten Augen scheu und traurig zu mir aufblickte, sah sie wirklich so hold und mädchenhaft lieblich aus, daß ich sehr gut begreifen konnte, wie gern meine Mutter dies süße Kind ihre Tochter genannt haben würde. Aber dennoch war ich mir klar bewußt, daß es mir, in dessen Brust jeder Athemzug nach Freiheit rang, unmöglich war, aus Pietät gegen die Todte ihren letzten Wunsch zu erfüllen und mir durch diese Heirath Fesseln anzulegen, die mich für immer gehindert haben würden, mein Leben umzugestalten.

„Verzeihe, daß ich Dich störe," sagte Else jetzt mit ihrer leisen, sanften Stimme. „Ich komme, um Abschied von Dir zu nehmen."

„Abschied? Wieso?" fragte ich überrascht.

„Fräulein Meinhard, die Vorsteherin eines hiesigen Mädchenpensionates, hat mir eine Stelle als Unterlehrerin angeboten, bis sich ein anderes, passenderes Unterkommen für mich findet, und sie wartet jetzt unten im Wagen, um mich gleich mit sich zu nehmen."

Ich war erstaunt, zu hören, wie rasch und selbstständig das schüchterne Kind über seine Zukunft entschieden hatte, und mir war damit eine ernste Sorge von der Seele genommen.

„Ich freue mich, daß Du so schnell eine passende Stelle gefunden hast," sagte ich, „und hoffe —"

„Und Du, Wilhelm," unterbrach sie mich hastig, „was wirst Du jetzt thun?"

„Ich werde so rasch als möglich nach M... zurückkehren, der Aufenthalt in diesem verödeten Hause ist mir zu peinlich."

„Das meinte ich nicht, ich wollte Dich fragen, ob —" sie stockte und ein dunkles Roth überflog einen Augenblick ihr bleiches Gesicht. „Wirst Du Geistlicher bleiben, jetzt, da — Du frei bist?"

Ich hatte es mir selbst noch nicht sagen können, daß der Tod meiner Mutter mir die Freiheit gab, einen andern Beruf zu wählen; der Schmerz um ihren Verlust erfüllte noch ganz allein meine Seele, und es war mir geradezu peinlich, daß Else jetzt diesen Punkt berührte.

„Wie kommst Du zu dieser Frage?" sagte ich.

„Deine Mutter hat mich meistens Deine Briefe lesen lassen, und es wollte mir oft scheinen, daß Du Dich durch Deinen Beruf nicht befriedigt fühltest."

„Hat meine Mutter Das auch aus meinen Briefen herausgelesen?"

„Nein! Du hast es auch nie ausgesprochen, aber ich habe es zwischen den Zeilen gelesen. O, Wilhelm, Du bist ein so kluger, gelehrter Mann geworden, sie rühmen Alle Dein Wissen und Deinen Verstand; aber ich muß dabei immer an den Bibelspruch denken: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!" Denn Du hast den rechten Glauben nicht mehr, den Glauben, in welchem Deine Mutter freudig und ergeben lebte und starb!"

Aengstlich forschend blickte sie dabei zu mir auf, als wollte sie in meinen Zügen lesen, ob ihre Worte das Richtige getroffen hätten. Ich gab ihr eine ausweichende Antwort und erinnerte sie, um das mir immer peinlicher werdende Gespräch abzubrechen, daran, daß Fräulein Meinhard unten im Wagen schon lange auf sie warte. Schweigend nahm sie ihren Mantel, warf ihn um, setzte ihren Hut auf und reichte mir die Hand.

„Lebe wohl!" sagte sie kurz und mit zitternder Stimme.

Ich wollte sie an mich ziehen, um, wie ich Das sonst immer beim Abschied gethan, ihre Wange zu küssen, aber sie machte sich hastig und erröthend von mir los.

„So gestatte wenigstens, daß ich Dich an den Wagen begleite," rief ich, als sie rasch nach der Thüre eilte.

Sie wandte sich um und ich sah, daß sie sehr bleich war und daß ihre Augen voll Thränen standen. „Nein, laß mich!" bat sie leise. „Wer, wie ich, seinen Weg durch's Leben allein suchen muß, der kann nicht früh genug lernen, allein zu gehen!"

Es lag Etwas in ihrem Ton, das mich abhielt, ihr zu folgen, und doch war mein Herz erfüllt von dem tiefsten Mitleid mit dem jungen

lieblichen Geschöpf, welches fortan unter fremden Menschen das bittere Brod der Abhängigkeit essen sollte. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Enthüllung des Schillerdenkmals in Berlin.

Die hellen Strahlen einer freundlichen Herbstsonne leuchteten am Morgen des 10. d. dem festlichen Treiben auf dem Platze vor dem Schauspielhause, den der Musentempel und die beiden schönen Dome einhegen und zu einem der schönsten Plätze der Kaiserstadt machen. Ein azurblauer Himmel wölbte sich über der weihevollen Stunde, da die Hülle fiel, und das weiße Steinbild erhob sich im Sonnenlichte, als wollte der umfassende Geist des Mannes, dessen Züge es wiedergibt, aufsteigen zum reinen ätherischen All. Es war eine einfache, fast schmucklose Feier und doch oder darum eben schön und würdig Desjenigen, dem sie galt: dem Mann des Volkes, dem deutschen Dichter, dem Kultus des Idealen, an welchem sich die Schule, die Erziehung zu allem Guten und Schönen, die Begeisterung für alles Große und Erhabene in Deutschland emporrankt! Nun ist es unser, das Schillerdenkmal, das wir schwer und spät, aber doch nun in all seiner Schönheit und Herrlichkeit errungen haben!

Das deutsche Volk weiß sich Eins mit allen seinen Heroen, mit ihrer keinem aber in solchem Grade wie mit Friedrich Schiller! Es ist der Zauber oder die Wechselwirkung, was sich hierin offenbart; selten oder nie hat ein Dichter das Denken und Fühlen seines Volkes so erkannt wie Schiller, selten so den höchsten Idealen gebient wie Er, wie Er gedichtet für jenen Wahlspruch, den schon unsere Studentenschaft mit Begeisterung auf ihre Fahne schreibt: für Freiheit, Ehre, Vaterland! Selten aber ist auch dem Dichter von seinem Volke ein glühenderer, wärmerer Dank geworden, als Friedrich Schiller. Zwölf Jahre sind vergangen, seit Deutschland den hundertsten Geburtstag seines Dichters feierte; wie brauste da ein einiger, einziger Jubel durch alle Gaue des deutschen Vaterlandes. Nicht viele Abschnitte von so geringem Umfang hat die Geschichte aufzuweisen, in denen so Großes, Gewaltiges sich zugetragen, wie in jenen 12 Jahren. Wie zerfahren lagen die Dinge am 10. Nov. 1859 in Deutschland! Hie Welf, hie Waibling, hie Groß- und hie Kleindeutschland war an der Tagesordnung, und am Horizont der jungen „neuen Aera“ Preußens zogen die ersten drohenden Wolken des Konflikts zwischen Volk und Regierung auf. Sagen wir es offen, hinter den Pöbel-Exzessen, welche ihre Schatten auf die Feier der Grundsteinlegung des Schiller-Denkmals warfen, arbeitete der Einfluß finsterer Mächte mit einem: „Hab' ich doch meine Freude d'ran!“ So hatte man im Mai desselben Jahres die sterblichen Ueberreste Alexander v. Humboldt's verunglimpfen lassen, so verdarb man dem Volke in Berlin seine Schillerfeier! Ein elend Holzgitter, umgeben von vier Gaslaternen, hegte den Grundstein ein, er glich einem Grabe unserer Hoffnungen. Diejenigen, welche auf ein besseres Morgen unserer politischen Entwicklung hofften, waren ja bald genug enttäuscht; die Zeit der Reaktion brach unbarmherzig herein, das Schillergitter schien ein verlorener Posten, sein einziger Zweck wurde es fast, den Possenschustern als Aushilfe zu den Couplets zu dienen! Drei Kriege brausten vorüber, mit „Blut und Eisen“ rang es um die Herrschaft in Deutschland, bis endlich der Erbfeind mit fremden wilden Horden das theure Vaterland bedrohte und jedem seiner Söhne das Schwert in die Hand drückte, zu fechten „für sein Haupt und für sein Leben!“

Wo kam der Schlachtruf her und die Begeisterung? „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr!“ Und als der Ruf erfüllt war, als wieder nach Jahrhunderten ganz Deutschland einig war zum Schutze seiner Grenzen, so einig wie der Jubelruf für den Dichter zu seinem Säkularfest, als das Bewußtsein dieser Einigkeit lebendig wurde, da durchflammte Alle das eine unsterbliche Dichterwort:

„An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an.
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt steh'st du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt!“

Das ist das Siegel jenes Bundes zwischen dem Volke und seinem Dichter, daß es in der Stunde der Gefahr mit seinem Herzen fühlt, mit seinem Geiste denkt, mit seinem Worte spricht. — Es ist ein eigen Schicksal: fast oder ganz zuletzt erhält endlich Berlin sein Schiller-Denkmal, da in anderen weit unbedeutenderen Städten schon längst die Zeit das Erz der Schillerbilder mit

der ersten Patina überzogen hat. Nun aber, da wir die Gestalt des Dichters erblicken, sehen wir in der Stunde der Weihe die Vertreter des gesammten Deutschen Volkes darum geschaart, an den Pforten des Festplatzes weht die Flagge des Deutschen Kaisers, und dieser Kaiser selbst, der sich das Reich erkämpfte in den sturmbewegten Tagen des letzten Jahres, blickt hernieder im Vollgefühl der Hingebung des Deutschen Volkes an seinen Dichter, auf die Ehren, welche ihm dieser Tag bringt; entsprießt doch seine Lebensgefährtin jenem hochherzigen Deutschen Fürstenhause, welches allem Volke voran den Lorbeer um die Stirne des Dichters wand! In der Herrlichkeit unserer Tage, in dem Abglanz des einigen Deutschlands, in der Machtfülle dieses herrlichen Reiches und Volkes, für welches Schiller gelebt, gearbeitet und gedichtet, darin liegt die schönste Weihe des Festes, welches Berlin am 10. d. feierte. Vergessen, wie die Trennung der Deutschen Stämme, ist das viel bespöttelte Holzgitter, gesprengt die Hülle des riesigen Schuppens, der an seine Stelle trat, und herrlich, ein Denkmal für späte Tage und Geschlechter, prangt, von den Genien, denen er sich weihte, umgeben, der Dichterfürst in schlichter Hoheit, wie sich auch die Feier der Enthüllung zu einer einfachen und schmucklosen gestaltet hatte.

Der Festplatz, eingehegt von einem Wald von Masten in den deutschen Farben, geschmückt mit den Wimpeln und Wappen der verschiedenen Bundesstaaten, gewährte einen recht imposanten Anblick. In der Mitte der freigelassenen Seite nach der Markgrafenstraße prangten zum ersten Male bei einem derartigen Anlaß zwei mächtige Kaiserflaggen, den Reichsadler auf dem gelben Fahnentuche zeigend. Jeder der Masten trug, von einem Kranz umgeben, ein Citat aus Schiller's Dichtungen, die Wappen darüber freilich schien der Zufall später arrangirt zu haben, und es fügten sich da manche scherzhafte Wendungen. Die sächsischen Abgeordneten namentlich wollten es nicht einmal so recht für einen Zufall gelten lassen, daß unter dem sächsischen Wappen die Worte prangten:

„Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte,
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt!"

während man unter dem preußischen Adler die Worte las:

„An der Quelle saß der Knabe!"

und unter dem Wappen einer annektirten Provinz:

„Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine praktische Erfindung.) Der „Ztg. f. Nordd." wird aus Göttingen über die von fast allen Patent verleihenden Staaten bereits patentirte Erfindung eines hydrostatisch galvanischen Gaszünders durch den Direktor der dortigen Sternwarte, Prof. Dr. Klinkerfues, geschrieben: „Mittelst dieser wunderbaren Erfindung ist es möglich, die sämmtlichen Gasflammen einer Stadt, wie z. B. Berlin, von einem Punkte, nämlich von der Gasanstalt aus, binnen wenigen Sekunden mit einem Schlage zu entzünden und mit derselben Schnelligkeit wieder erlöschen zu lassen. Es ist schon mehrfach der Versuch gemacht worden, diesen Zweck zu erreichen, namentlich existiren einige dahin zielende amerikanische Patente; allein diese beanspruchen sämmtlich die Legung von elektrischen Leitungsdrähten, und an der Kostspieligkeit und Komplizirtheit des Verfahrens scheiterte die praktische Ausführung. Prof. Klinkerfues jedoch abstrahirt von jeder besonderen Leitung, und in diesem Umstande eben liegt die Wichtigkeit und der Werth seiner Erfindung begründet. Ein kleiner, sehr billig herzustellender, in der Laterne angebrachter Apparat, der mit dem Gaszuleitungsrohr kommunizirt und durch den Druck des Gases in und außer Funktion gesetzt wird, ist der einzige Vermittler des angegebenen Zweckes. Diese Apparate werden, seit die Manchester-Börse bereits von der Klinkerfues'schen Erfindung Gebrauch zu machen beschlossen hat, zu Tausenden in der mechanischen Werkstatt des Hrn. Lambrecht in Göttingen angefertigt. Die erste größere Stadt, welche von der Erfindung, überzeugt von den dadurch zu erreichenden bedeutenden Ersparnissen an Arbeitslohn und Gas, Gebrauch machen wird, wird wahrscheinlich Brüssel sein; dieselbe hat sich, veranlaßt durch den neulichen Strike der dortigen Laternenanzünder, bereits mit Prof. Klinkerfues dieserhalb in Verbindung gesetzt."

Auflösung des Räthsels in № 137:

Mündchen, München, Minchen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Freitag, 24. November 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Schon am nächsten Morgen reiste ich zurück nach M... Ich fand Herrn Halden noch dort; aber mein gewohnter täglicher Verkehr mit Fräulein von Ortenberg, den zu entbehren mir jetzt besonders schwer gewesen wäre, wurde durch seine Anwesenheit nicht gestört. Es schien, als ob die Freundschaft, welche sie für mich hegte, sich auf ihn übertragen hätte, denn er kam mir mit einer Herzlichkeit entgegen, die ihm bei seiner scheuen und zurückhaltenden Weise sonst Fremden gegenüber gewiß nicht eigen war, und zeigte mir auf jede Art, daß meine Persönlichkeit und mein Umgang ihm zusagten. Zwischen ihm und Fräulein von Ortenberg war ein eigenthümliches Verhältniß: sie behandelte ihn fast wie einen Kranken mit einer Schonung, welche aus Mitleid und Zärtlichkeit seltsam gemischt schien; ihre Stimme klang weicher, ihr Auge blickte noch sanfter, als sonst, so oft sie das Wort an ihn richtete, während er ihr gegenüber stets etwas Demüthiges, fast Aengstliches in seinem Wesen zeigte. Es war, als drücke ihn ein schweres Schuldbewußtsein nieder, als habe er ihr ein großes Unrecht abzubitten. Halden mußte eng verwebt mit der traurigen Geschichte ihrer Jugend sein, Das wurde mir täglich klarer, und es mochte wohl Rücksicht auf ihn sein, was sie abhielt, mir jene Papiere zu geben, in welchen sie die Schicksale ihres Lebens für mich aufgezeichnet hatte.

Ich hatte bei dem Kultusministerium um meine Entlassung aus dem geistlichen Amt, das ich bekleidete, nachgesucht. Und als ich nach Absendung des Briefes Fräulein von Ortenberg den entscheidenden Schritt, den ich gethan, mittheilte, sagte sie zu mir: „Ich freue mich, daß Sie mit raschem Entschluß die Fesseln abgestreift haben, an denen Sie aus Pietät für eine geliebte Mutter Jahre lang so schwer getragen. Aber was wollen Sie jetzt ergreifen? Haben Sie schon einen festen Plan für Ihre Zukunft? Sie geben eine feste, gesicherte Stellung auf, und der Kampf um die Existenz, der jetzt vor Ihnen liegt, ist nicht immer leicht. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Mein Vetter Halden hat Sie lieb gewonnen, er wünscht lebhaft, Sie möchten Sich entschließen, ihm nach Amerika zu folgen, wo auf seinen großen Besitzungen leicht ein passender und Ihnen zusagender Wirkungskreis für Sie zu finden sein würde. Und ich bitte Sie, lieber Freund, schlagen Sie in Ihrem und in Halden's Interesse dies Anerbieten nicht aus!"

„Und Sie, wollen Sie ganz allein in Deutschland zurückbleiben?" rief ich unwillkürlich; denn eben, als ich fast schon im Begriffe stand, auf den Vorschlag Halden's einzugehen, dachte ich plötzlich daran, wie viel schwerer diese Frau jetzt die trostlose Einsamkeit ihres Lebens ertragen würde, nachdem sie erst durch meinen Einzug in ihr Haus, dann durch Halden's Ankunft wieder an den Umgang mit befreundeten Menschen sich gewöhnt hatte.

Ein trauriges resignirtes Lächeln flog über ihr Gesicht, und wie ich sie so ansah, fiel es mir auf, welch ein seltsamer Glanz in ihren Augen war, und wie schmal und durchsichtig ihre Hände geworden in den kurzen Wochen seit Halden's Ankunft. „Ich werde Sie sehr vermissen, Herr Flachsland," sagte sie sanft, „denn ich darf es wohl sagen, ich liebe Sie wie einen Sohn. Aber denken Sie nicht an mich; vierzig Jahre habe ich die Einsamkeit ertragen, jetzt wird für die kurze Spanne Zeit, die mich noch vom Grabe trennt, meine Kraft auch noch ausreichen. Ich

glaube, daß meine Tage gezählt sind; nein, unterbrechen Sie mich nicht, glauben Sie denn, daß ich den Tod fürchten könnte? O, ich habe ihn nicht gefürchtet, damals, als ich noch jung und ... Jetzt, denke ich, wird er mir erscheinen wie ein vertrauter, lang erwarteter Freund. Meine Rechnung mit dem Leben ist längst abgeschlossen, nun habe ich auch mein Haus bestellt, über mein Hab und Gut verfügt, jetzt bleibt mir Nichts mehr zu thun. — Eine Hoffnung habe ich nur noch auf Erden, sie ist an Ihre Zukunft geknüpft, — eine Sorge, die um meinen Vetter Halden, der einst meinem Herzen sehr nahe stand und mir noch sehr theuer ist. — Deßhalb bitte ich Sie dringend, nehmen Sie Halden's Vorschlag an und gehen Sie mit ihm nach Amerika. Seien Sie ihm ein Trost, eine Stütze in den finsteren Stunden, wo er des Zuspruchs eines starken, treuen Herzens so sehr bedarf, und bleiben Sie ihm immer, immer ein Freund, um meinetwillen thun Sie es!"

Es lag ein geheimer Sinn in ihren Worten, den ich mir nicht zu deuten wußte; doch gab ich ihr gern das verlangte Versprechen. Halden's ganze Persönlichkeit war mir sympathisch; ich hatte ihn während der Zeit unseres Zusammenseins als einen hochsinnigen, feinfühlenden Mann kennen gelernt, warum hätte ich nicht dankbar sein Anerbieten annehmen sollen, welches mir statt der ungewissen Zukunft, die vor mir lag, ein gesichertes Loos bot und mir zugleich die Möglichkeit eröffnete, auf dem Boden der neuen Welt mir in späterer Zeit eine selbstständige Existenz zu gründen. Ich ging also freudig auf seinen Vorschlag ein, und da Briefe aus der Heimath, die er erhalten, es ihm wünschenswerth erscheinen ließen, so bald als möglich dahin zurückzukehren, so wurde unsere Abreise auf den Anfang des nächsten Monats festgesetzt. Der Abschied von Fräulein von Ortenberg wurde mir sehr schwer, denn ich hatte die feste Ueberzeugung, daß ich sie lebend nicht wiedersehen würde; über ihrem ganzen Wesen lag eine so feierliche Ruhe, eine solche Verklärung, als habe ihre Seele schon alle irdischen Fesseln abgestreift. Während Halden und ich bei dem Scheiden von ihr auf das Tiefste bewegt waren, blieb sie vollkommen gefaßt, und mit ihrem milden, sanften Lächeln sagte sie uns mit freundlichen Worten Lebewohl, so ruhig, als ob es sich um eine Trennung von Tagen und nicht um einen Abschied für's Leben handle.

So schweigsam und zurückhaltend war Halden mir gegenüber in Bezug auf sich und seine Verhältnisse gewesen, daß ich erst auf dem Schiffe etwas Näheres darüber erfuhr. Er theilte mir mit, daß er seit fünfundzwanzig Jahren Wittwer sei und seine Frau gleich nach der Geburt seiner jüngsten Tochter verloren habe, des einzigen Kindes, welches ihm von einer zahlreichen, blühenden Kinderschaar erhalten geblieben war. Er schien mit einer tiefen, leidenschaftlichen Zärtlichkeit an dieser Tochter zu hängen. Sein mattes Auge glänzte, seine Stimme hatte einen volleren Klang, wenn er von ihr sprach, und es war, je mehr wir uns den Küsten Amerika's näherten, als ob er förmlich auflebe in dem Gedanken, sie nun bald wiederzusehen. Ich äußerte einmal mein Erstaunen darüber, daß seine Tochter ihn nicht begleitet hatte, um die Heimath des Vaters kennen zu lernen.

„Meine Eleanor," erwiederte er darauf, „haßt leider Deutschland und ist Amerikanerin mit Herz und Seele. Sie würde in dem Moment der Krisis, dem die Union eben entgegengeht, um keinen Preis den vaterländischen Boden verlassen haben, denn sie ist eine große Politikerin und nimmt lebhaften und warmen Antheil an den Plänen und Intriguen der südstaatlichen Partei, mehr, viel mehr, als mir lieb ist. Aber sie ist mein einziges Kind und ich bin ein schwacher Vater." —

In New-Orleans angekommen, war es Halden's erste Sorge, seine Tochter telegraphisch von seiner Ankunft zu benachrichtigen, und mit dem ersten stromauswärts gehenden Dampfer fuhren wir den Mississippi hinauf, an dessen Ufern einige Meilen weiter oben seine Besitzungen lagen. Als wir bei der nächsten Landungsstelle des Dampfbootes dieses verließen, fanden wir einen leichten, mit zwei muthigen Pferden bespannten Wagen, unserer dort wartend.

„Wie steht es zu Hause, Cäsar?" fragte Halden den schwarzen Diener, welcher, den Livréehut von dem Wollkopf ziehend, mit freundlichem Grinsen seinem Herrn entgegeneilte, sobald er ihn erkannt hatte.

„Alles wohl, Massa!" sagte er. „Miß Eleanor sehr froh, daß Massa wiederkommt!"

Wir fuhren durch unabsehbar weite flache Baumwollfelder, bis endlich der Boden anfing, hügelig zu werden und ein Wald von dunklen Pinien und Fichten uns in seinen Schatten aufnahm. Noch ein paar hundert Schritte weiter und ein stattliches Herrenhaus, von einem in englischem Styl angelegten Park umgeben, schimmerte mit seinen weißen Mauern und langen Fensterreihen uns durch die Bäume entgegen.

„Das ist Priory-Hill, mein lieber Flachsland," sagte Halden, als wir durch das Gitterthor des Parkes einfuhren. „Hier sind wir endlich daheim."

(Fortsetzung folgt.)

Die Enthüllung des Schillerdenkmals in Berlin.

(Schluß.)

Die Tribünen, welche nur zu Stehplätzen eingerichtet waren, nahmen sich in ihrer weißen und rothen Drapirung recht stattlich aus. Davor, zur Linken des Denkmals, war ein Podium für die Mitglieder des Bundesrathes und Reichstages, des preußischen Staatsministeriums, der Deputationen der Universität, der Akademieen 2c. 2c. hergerichtet, welches sich nicht minder, wie die übrigen Tribünen, frühzeitig gefüllt hatte. Namentlich waren Bundesrath und Reichstag, letzterer geführt von den drei Präsidenten, äußerst zahlreich vertreten. Um 10 Uhr wurden die angrenzenden Straßen abgesperrt, und das zu Hunderttausenden zusammengeströmte Publikum nahm seine Aufstellung in der Nähe des Festplatzes. Gegen 11 Uhr erschienen an den gegenüberliegenden Fenstern der Seehandlung der Kaiser, die Frau Prinzessin Karl, der Kronprinz, der Prinz Adalbert und eine Anzahl von Adjutanten und Hofdamen. Sobald sich der Kaiser zeigte, begann die Feier mit der Ausführung des Chorals: Ein' feste Burg ist unser Gott! seitens der Musiker und Sänger, während die Komites der Gesangvereine und des akademischen Turnvereins mit ihren Fahnen sich dicht hinter dem Denkmal aufstellten. Als die letzten Töne verhallt waren, erschienen auf einem Podium vor dem Denkmal der Oberbürgermeister Seydel, der Stadtsyndikus Duncker, gefolgt von den Mitgliedern des Komites für das Schillerdenkmal, dem Verfertiger des Denkmals, Prof. Reinhold Begas, mit seinen beiden Gehilfen, sowie mit den Steinmetzen, denen die Aufstellung obgelegen hatte. Professor Begas übergab mit kurzen Worten dem Oberbürgermeister das von ihm verfertigte Denkmal. Darauf trat der Syndikus Duncker vor und verlas eine mit folgenden Worten schließende Denkschrift:

„Möge jedes Glied des deutschen Volkes, welches künftig zu dem vollendeten Denkmale aufschaut, eingedenk bleiben der großen Wahrheit, daß nur aus den Tiefen des deutschen Geisteslebens deutsches Wesen und deutsche Kraft sich auferbauen."

Unmittelbar darauf gab der Oberbürgermeister Seydel das Zeichen zur Enthüllung mit folgender Ansprache:

„Das Werk, das der Künstler mit liebevollem Verständniß aus begeisterter Seele und mit freiem Fluge in die schöne Welt idealer Gestalten geschaffen hat,

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen,

wir übernehmen es hiermit im Namen der Stadt und stellen es an dieser von dem Genius der Kunst geweihten Stätte nunmehr getrost mitten in das bewegte Leben dieser Stadt, auf daß es fortan ein Theil ihres Lebens sei, in stets sich erneuernder Wechselwirkung noch von den späten Geschlechtern, die es umwandeln, immer neues Leben empfange und Leben von sich ausströme in die empfänglichen Seelen; auf daß es fort und fort uns mahne, den tiefen Quell unserer Kraft und Größe nicht versiechen zu lassen, — dem Idealen treu zu sein, den Geist nicht sinken, die Thätigkeit nicht erschlaffen zu lassen — nicht nachzulassen in dem Streben und Ringen nach den höchsten und edelsten Zielen, in der treuen Pflege des geistigen Guten, die den Gemeinbesitz unseres Volkes bilden, — nicht matt und zaghaft zu sein in dem ewigen Kampfe gegen das Unedle und Gemeine.

Was in schwankender, zweifelhafter Zeit von uns beschlossen und begonnen worden, wir vollenden es heute vor Kaiser und Reich, unter den Augen des Kaisers, in dessen starke Hand die gesammelte Kraft des deutschen Volkes zu Schutz und Trutz gelegt ist, in Gegenwart der berufenen Vertreter des geeinigten deutschen Volkes, und die starken Männer der That, die Männer des freien weiten Weltblickes, des kühnen Wagens und des entschlossenen Handelns, die in siegreichen, schöpferischen Thaten dem Volke seine Träume ausgelegt, dem Vaterlande seine feste, lebensvolle Gestalt gegeben haben, sie bringen mit uns dem Dichter und Denker, der Macht des in dem weiten Reiche des Wahren und Schönen frei waltenden Geistes, der auch ihnen von weit her die Wege gebahnt hat, Anerkennung, Dank und Huldigung dar.

Das sei das Wahrzeichen dieser Stunde! Was auch kommen mag, in diesem Zeichen werden wir siegen und das Unsrige siegreich behaupten.

Das walte Gott!"

Der Enkel Schiller's, Herr von Gleichen-Rußwurm, löste nunmehr das Band der zeltartigen Umgebung des Denkmals, und nun fiel die Hülle. Alle Anwesenden entblößten das Haupt, Trom-

peten=Fanfaren ertönten, lauter Jubel von allen Seiten begrüßte das herrliche Denkmal, und Sänger und Musiker stimmten das „Lied an die Freude" in der begeisternden Beethoven'schen Weise an. Ein Schillermarsch von Meyerbeer machte den Schluß, während die kleine Schaar der die Gesang= ꝛc. Vereine repräsentirenden Studenten mit ihren Fahnen das Denkmal umzog. Noch einmal trat der Oberbürgermeister hervor und sprach die Worte: „Lassen Sie uns diese weihevolle Stunde beschließen mit dem Rufe, der allen unseren Wünschen Ausdruck gibt: Hoch lebe Se. Maj. der Kaiser, hoch das Deutsche Reich!" In brausendem Jubel beantwortete die Menge diesen Zuruf, damit die Feier beschließend. Die Festversammlung trennte sich und die Masse des Volkes umdrängte das neue Standbild, welches für alle Zeit zu den hervorragendsten Denkmälern der Stadt Berlin gehören wird. Trotz der großen Entfaltung der Massen wurde in musterhafter Weise die Ordnung aufrecht erhalten, kein Mißton störte die weihevolle Stimmung.

So wäre denn in der Hauptstadt des deutschen Reiches das erste Dichterstandbild enthüllt. Möchte seine Erscheinung für alle Zeit aufgefaßt werden im vollen und ganzen Zusammenhange mit der Geschichte der Zeit, in welcher es erstanden, möchte Schiller's Standbild, die Verklärung des Idealen, die Gestalt des Volksmannes, begeisternd für die höchsten Güter der Menschheit immerdar ein Wahrzeichen der Zeit bleiben, ein Markstein an der Schwelle des glücklich wiedergekehrten Friedens nach den Kämpfen für die Einheit und den Ruhm Deutschlands, auf daß für das Denkmal wie für den Geist des Heros, den er verkörpert, in Wahrheit die unvergänglichen Worte Göthe's für alle Zeit sich anwenden lassen:

Wir haben Alle segenreich erfahren,
Die Welt verdankt' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Mannigfaltiges.

Eine Feindin des Chignons.

Präsident Grant ist bekanntlich ein alter Haudegen; er kann nicht ohne Krieg leben, und jetzt, wo der Norden wieder mit dem Süden vereinigt ist und wo kein Krieg von außen droht, hat er einem anderen Feinde den Krieg erklärt — dem Chignon. Im Weißen Hause von Washington ist die französische Haarbeutelei verpönt, und Hauptbedingung für Zulassung der Gesellschaften der Frau Präsidentin ist, daß die Damen ihre Chignons zu Hause lassen. Wie man sich erzählt, soll die Frau Präsidentin noch strengere Bestimmungen von wegen des Haarwuchses im Auge gehabt haben, die jedoch an der Schwierigkeit, die Grenze zwischen Trug und Wahrheit festzustellen, scheiterten.

Neuestes Schreiben an Viktor Hugo.

Ich gratulire Ihnen zu Ihrem neu erschienenen „Rappel". Bei mir rappelt es auch wieder.
Ihr Garibaldi.

* Scherzräthsel.

Jüngst bin ich zur Erholung nur
Auf's Land hinaus kutschiret
Und hab' bei der Gelegenheit
Mein neues Pferd probiret.
Doch wie ich fahr' am Wirthshaus an,
Thut's anders sich gestalten,
Wie ich die erste Silbe ruf',
Da will der Gaul nicht halten.
Zur ersten Silbe füg' ich jetzt
Aus vollem Hals die zweite;
Wer aber wiederum nicht hört,
War er und sucht' das Weite.
Erst als mit dritter Silbe ich
Ihm rufe, konnt' ich sehen,
Daß mich der Gaul verstanden hat,
Denn plötzlich blieb er stehen.
Bezeichne nun die Silben mir,
Wodurch es mir gelungen
Das Pferd zu stellen, dann hast du
Die Lösung dir errungen.
Sucht ein Gelehrter ob des Wort's
Mir vor zu demonstriren:
Man spricht's auf Englisch anders aus:
So muß ich opponiren:
Ich bin in meinem Leben nicht
Von Englisch Freund gewesen
Und werd', wie's deutsch geschrieben wird,
Das Wort, auch stets so lesen.

Z. —ner.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

④ Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Montag, 27. November 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Eine Veranda, von welcher eine breite Freitreppe in den Garten führte, lief vorn um das ganze Erdgeschoß des Hauses, und dort oben stand eine jugendliche Mädchengestalt, welche in dem grünen Rahmen der an den schlanken Säulen der Veranda sich üppig heraufrankenden Schlinggewächse, beleuchtet von den rothen Strahlen der untergehenden Sonne, von so märchenhafter, fremdartiger Schönheit mir erschien, daß ich jeden Augenblick glaubte, das reizende Bild müsse beim Näherkommen in Luft zerfließen. Und doch waren die Züge dieses Gesichtes mir so bekannt und vertraut... Der Traum meines Herzens war zur Wirklichkeit geworden, die Gestalt, die dort oben stand, Das war Leonore von Ortenberg in allem Reiz der Jugend.

Leichten, elastischen Schrittes, als berührte sie kaum den Boden, stieg das junge Mädchen jetzt die Stufen hinab, und zitternd vor Freude, mit Thränen in den Augen, schlang Halden beide Arme um sie, die mit lächelnder Ruhe seine stürmischen Liebkosungen empfing.

„Mein Kind, meine Eleanor, habe ich Dich endlich wieder!" rief er mit bebender Stimme und zog die schlanke Mädchengestalt immer wieder in seine Arme. Mit leisen, zärtlichen Worten suchte sie die Erregung des Vaters zu beruhigen, und seinen Arm in den ihrigen legend, wollte sie ihn die Stufen zur Veranda heraufführen; er aber blieb stehen und sagte, zu mir gewandt: „Vor Allem, Eleanor, mußt Du meinen lieben jungen Freund hier willkommen heißen."

„Herr Flachsland?" versetzte sie in halb fragendem Tone und erwiederte mit einem leichten Neigen des schönen Hauptes meine stumme Verbeugung. Die dunklen, glänzenden Augen ruhten ein paar Sekunden forschend und prüfend auf mir, dann glitt ein leises Lächeln über ihr Gesicht, und mir die kleine Hand reichend, sagte sie freundlich: „Seien Sie willkommen in Priory-Hill!"

Oben auf der Veranda stand ein gedeckter Tisch, reich mit silbernen und krystallenen Gefäßen besetzt, und auf einen Wink Miß Halden's wurde uns jetzt von zwei schwarzen Dienern ein feines und luxuriöses Mittagsmahl servirt. Sie hatte sich neben uns an den Tisch gesetzt, aber sie berührte die Speisen kaum und erzählte mit großer Lebhaftigkeit ihrem Vater Alles, was sich in seiner Abwesenheit auf der Plantage Neues ereignet hatte. Und ich hörte mit Erstaunen, wie genau sie von allen Details der Bewirthschaftung unterrichtet war und wie fest und sicher sie die Leitung des ganzen großen Anwesens übersah und dirigirte. Aber Halden hörte ihr nur zerstreut zu, wie abwesend starrte sein Blick in die Ferne und haftete dann wieder mit dem Ausdruck schmerzlicher Zärtlichkeit auf dem schönen, belebten Gesicht seiner Tochter. Ich dachte mir, daß die Gegenwart eines Dritten für die Beiden, die jetzt nach so langer Trennung wieder vereinigt waren, störend sein müsse, und Ermüdung von der Reise vorschützend, bat ich um die Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen.

Halden gab einem der aufwartenden Neger den Befehl, mich in die für mich bestimmten Zimmer zu führen.

Der Schwarze nahm einen der schweren silbernen Leuchter, die auf einem Seitentisch standen, und schritt mir voran durch eine Reihe von Zimmern, deren reiche und geschmackvolle Einrichtung Nichts von europäischem Luxus und Comfort vermissen ließ. Dann stiegen wir eine breite steinerne Treppe, die mit feinen Matten belegt

war, hinan, gingen über einen langen Korridor, an dessen Ende zwei freundliche, elegant ausgestattete Zimmer lagen, die ich künftig bewohnen sollte. Ich entließ den schwarzen Diener, der mir noch bei dem Auspacken und Auskleiden behilflich sein wollte, sogleich, denn ich hatte vor Allem den Wunsch, allein zu sein. Es war beklemmend heiß in dem Zimmer; ich öffnete deßhalb das Fenster, und wie ich so hinausschaute in die warme, sternhelle Tropennacht, erschien es mir wie ein Traum, an dessen Wirklichkeit ich kaum zu glauben vermochte, daß ich, der vor wenigen Wochen noch in einer kleinen deutschen Landstadt als Geistlicher auf der Kanzel gestanden, jetzt hier in einem anderen Welttheil, unter so ganz veränderten Verhältnissen und Umgebungen mich befand. Ueber mir funkelten an dem beinahe schwarzen Nachthimmel die Sterne in einem Glanz, wie sie daheim mein Auge nie gesehen, und so ganz verändert war ihre Stellung, daß ich manches bekannte Sternbild vergeblich suchte, und dort leuchtete am Rande des Horizonts in schimmernder Pracht das Kreuz des Südens zu mir herüber. Zwischen dem dunklen Laub der Bäume schwirrten große Leuchtkäfer herum, berauschende Düfte durchdrangen die weiche, stille Nachtluft, dumpfe, seltsame Thierlaute, wie sie mein Ohr noch nie vernommen, klangen aus dem nahen Walde bis zu mir; Alles war so fremdartig, so neu, so ungewohnt! Von meinem Fenster aus konnte ich auf die Veranda sehen, wo Halden noch mit seiner Tochter saß. Er hatte den Arm um ihre Schulter geschlungen, und sein Haupt lehnte dicht an dem ihrigen. Das Licht der auf dem Tische stehenden Carcellampe warf einen hellen Schein auf das schöne Gesicht des jungen Mädchens. Es war in der That ein wunderbar schönes Gesicht. Wie süß lächelten ihre rosigen Lippen, als sie lebhaft und eindringlich mit dem Vater sprach, dessen Blick so gramerfüllt in die Nacht hinausstarrte! Wie weich und liebevoll strich ihre kleine, feine Hand über seine gefurchte Stirne, als wolle sie damit die finsteren Gedanken verscheuchen, die sich darunter zu drängen schienen! Was auch immer auf der Seele dieses Mannes lasten mochte, ein großes Leid oder eine schwere Schuld, die Liebe seines Kindes half es ihm tragen, neben ihm schlug ein Herz, in welchem seine Schmerzen ein treues Echo fanden... Ich aber gedachte jener einsamen Frau jenseits des Meeres, der er einst, wie sie selbst mir gesagt, sehr nahe gestanden, und die seit vierzig Jahren immer einsam, immer allein gewesen, ein ganzes langes Leben, und welch ein Leben! —

Ich erkannte bald, daß die Stelle, welche Halden mir bei der Verwaltung seiner Besitzungen angewiesen, ein ziemlich geschäftsloses Amt war. Ein vortrefflicher Intendant, ein Deutscher Namens Müller, leitete, unterstützt von mehreren Unteraufsehern, die Bewirthschaftung der ganzen Plantage auf das Beste, und jede Einmischung meinerseits in den geregelten Gang der Geschäfte würde nur zu Unordnungen geführt haben. Alles, was mir zu thun oblag, war, daß ich zuweilen ein paar Briefe im Auftrage Halden's schrieb, Rechnungen, die rein der Form wegen revidirt wurden, mit ihm durchsah und Miß Halden auf ihren Spazierritten zu begleiten hatte. Das war wenig genug, und es war mir oft förmlich drückend, daß meine Leistungen dem hohen Gehalt, dessen Betrag Halden schon in M... mit großer Liberalität festgesetzt hatte, so wenig entsprach.

Meine Zeit war jedoch bald ganz durch Halden in Anspruch genommen, und ich hatte wenigstens die Genugthuung, daß ich als Gesellschafter ihm schon nach wenigen Wochen fast unentbehrlich war. Ich ging mit ihm spazieren, las ihm vor, spielte Schach mit ihm, und nie erinnerte mich sein Benehmen daran, daß ich sein besoldeter Diener war; seine rücksichtsvolle, fast väterliche Freundlichkeit war stets dieselbe, wie am ersten Tage.

Halden schien eine nervöse Scheu vor allem Verkehr mit Menschen zu haben. Nie nahm er eine Einladung der umwohnenden Familien an, und wenn Gäste nach Priory-Hill kamen, zog er sich meistens unter einem Vorwand auf sein Zimmer zurück. Im Besitz eines beinahe fürstlichen Vermögens, eines geachteten, hoch angesehenen Namens, Vater einer Tochter, deren Geist, Schönheit und Anmuth der Stolz und die Freude jedes Vaterherzens hätte sein müssen, konnte ihm kaum noch ein Wunsch übrig bleiben. Und doch war er ein gebrochener, unglücklicher Mann. Eine tiefe Schwermuth lag wie ein Schleier über seinem ganzen Wesen, nie habe ich ihn heiter, nie ein frohes Lächeln auf seinem Gesichte gesehen, und selbst der leidenschaftlichen Zärtlichkeit, mit welcher er seine Tochter liebte, schien ein bitteres, schmerzliches Gefühl beigemischt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein interessanter Rechtsfall.

Ein in psychologischer und psychiatrischer Hinsicht höchst **merkwürdiger Rechtsfall** wurde vom Geschworenengericht in **Saarbrücken** durch ein für Viele sehr überraschendes Urtheil erledigt. Ein Jüngling von 18 Jahren, Sohn eines Beamten, Schüler der Prima des Gymnasiums, war des versuchten Mordes an mehreren seiner Mitschüler angeklagt. Derselbe hatte im Mai dieses Jahres in einer Pause zwischen den Unterrichtsstunden in der Klasse ohne alle naheliegende Veranlassung mit einem sechsläufigen kleinen Taschenrevolver auf einen der Mitschüler aus unmittelbarer Nähe drei, auf einen andern zwei Kugelschüsse abgefeuert, und noch einen sechsten Schuß auf einen dritten gerichtet, der jedoch versagte. Die Wunden (bis auf eine, sämmtlich Kopfwunden) waren durch glückliche Zufälle nicht tödtlich gewesen, sondern trotz starker Krankheitserscheinungen in wenigen Wochen geheilt, so daß nach dem neuen Strafgesetze die Beschädigten, wie versichert wird, die Befugniß gehabt hätten, die Klage blos „wegen Mißhandlung" bei dem Polizeigerichte anzubringen oder ganz fallen zu lassen, wenn nicht der Thäter in den Verhören auf's Bestimmteste die Absicht der Tödtung zugestanden hätte. Daß derselbe mit allem Vorbehalte gehandelt, schon zwölf Tage vor der That mit eigens zu dem Zwecke geliehenem Gelde das Pistol gekauft und mehrfache Drohungen gegen einen der Verletzten ausgestoßen hatte, ist erwiesen und von dem Beklagten nicht bestritten worden, und dennoch lautete das Urtheil der Geschworenen auf „Nichtschuldig". In dem gegenwärtigen Falle war, wie erwähnt, durchaus keine unmittelbare Provokation zu der bösen That vorgefallen, ferner liegende vorhergehende, wie der Angeklagte sie vorgab, aber so unbestimmter, unbedeutender und eingebildeter Natur, daß die, nach den gegebenen Umständen ohnedies einzig mögliche Art der Vertheidigung, die Bestreitung der „Zurechnungsfähigkeit" des Angeklagten, sehr nahe lag. In Betreff dieser waren nun die Aussagen der Zeugen über Charakter und Gemüthsart des Angeklagten, die abweichenden Meinungen der sanitätlichen Gutachten und die darauf begründeten Beschuldigungs- und Vertheidigungsreden des öffentlichen Anklägers und Vertheidigers von höchstem Interesse. Die meisterhaft geführten Deduktionen des letzteren blieben Sieger. Der Angeklagte wurde mit Stimmenmehrheit schuldlos gesprochen. Und in der That, wenn wir, in den Sinn der Vertheidigung eingehend, betrachten, wie ein junger Mensch, der kaum erst die Altersgrenze überschritten hat, vor welcher das Gesetz selbst die Zurechnungsfähigkeit anzweifelt, schon während seiner ganzen Knabenzeit von seinen Familienangehörigen, Gesinde, Kameraden als ein sonderbarer Kauz, später von allen seinen Mitschülern als eingebildet, hoffährtig und überaus mißtrauisch, von seinen Lehrern, neben seinen durchaus nicht geringen Lernfähigkeiten, mindestens als mit einer gewissen „Selbstüberschätzung" begabt bezeichnet wird, wie derselbe um dieser seiner, den Umgang mit anderen Menschen störenden Eigenschaften willen von seinen Altersgenossen nothgedrungen gemieden wurde, so müssen wir auch für möglich halten, daß ein so beschaffenes Gemüth schon in jungen Jahren derart verbittert werden konnte, daß sich bei ihm die fixe Idee festsetzte, er sei der Gegenstand einer systematischen Mißachtung und Verfolgung seitens seiner Mitschüler, die sich ihrerseits doch möglichst Mühe gaben, seinen Anmaßungen auszuweichen, allerdings nicht ohne hie und da ihr angeborenes Vertheidigungsrecht in der unter Schülern üblichen Weise kleiner Neckereien zu gebrauchen, die eine anders geartete Natur weniger empfindlich oder gar mit Lachen hingenommen haben würde. Diese seine Verbitterung hatte sich zuletzt, namentlich gegen einen seiner Mitschüler, so gesteigert, daß sie ihn gänzlich beherrschte bis zur Vernachlässigung seiner Schulpflichten und der Einbildung, daß ein in Folge letzterer von einem Lehrer am Tage der That an seinen Vater geschriebenen Klagebrief von dem erwähnten einen Mitschüler veranlaßt worden sei, und den Entschluß in ihm hervorbrachte, diesen seinen Widersacher zu tödten. Kann in einem solchen Gemüthszustande eine völlig freie Willensbestimmung des Beklagten noch angenommen werden? Schwerlich wohl, trotz aller Ueberlegtheit, welche die Vorbereitungen zur That darthun. Man fragt sich bedenklich: Wo liegt da die Grenze zwischen dem gesunden und kranken Menschengeiste? und verlegt sie in liebevoller Nachsicht zu Gunsten des Uebelthäters. Bemerkenswerth ist noch, daß der junge Thäter von der geistesstolzen Weise, in welcher er bei der ersten Untersuchung und den folgenden Verhören die Verantwortlichkeit für seine That stets auf sich nahm, bei der öffentlichen Verhandlung zu einer Apathie herabgesunken war, welche für sich schon eine krankhafte Aufregung zur Zeit der That zu beweisen scheint.

Mannigfaltiges.

Ein origineller Selbstmord.

Wien, 13. Nov. Der im Hause Nr. 12 am Graben wohnhafte Liquidator der Sparkasse, August Kern, hat sich heute Nacht auf eine ebenso originelle als gräßliche Weise entleibt. Heute Morgen wurde an der Thür von Kern's Wohnung ein Zettel des Inhaltes: „Ich bitte, die Wohnung nur gerichtlich zu öffnen; ich hoffe, todt aufgefunden zu werden. Kern", und zwar an die Thürschwelle angebunden, bemerkt. Als eine polizeiliche Kommission in dem Hause erschien und die Wohnung geöffnet wurde, entdeckte man Kern ausgestreckt auf dem Boden liegen, dessen Kopf aber unter einem umgefallenen Kasten zerquetscht. Mit Mühe wurde der mit Büchern gefüllte Schrank aufgehoben, so daß die Leiche des Selbstmörders entfernt werden konnte. Nach den Erhebungen hatte Kern den mit Büchern gefüllten Schrank durch Anwendung von Rollen und Stricken in eine überhängende Stellung gebracht und auf den Fußboden ein dreikantiges Holzstück gelegt, so daß der niederfallende Kasten mit seinem oberen Rande genau auf das Holzstück auftreffen mußte. Samstag Nachmittags nach Schluß der Bureaustunden kam Kern, so wurde sichergestellt, nach Hause, nahm frische Wäsche und beging den Selbstmord derart, daß er sich der Länge nach auf die Erde legte und zwar mit der Stirne auf die emporstehende Schneide des Holzstückes. Darauf ließ er den Kasten niederfallen. Die Wirkung dieser Guillotine war entsetzlich; das Gehirn des Unglücklichen lag bei seiner Auffindung frei auf dem Fußboden, die Augen waren aus dem Kopfe gerissen und lagen gleichfalls frei auf dem Boden. Wie die Bedienerin des Selbstmörders angibt, manipulirte derselbe einige Tage an dem Kasten herum, seine That vorbereitend. Der Genannte hatte mehrere Abschiedsschreiben an seine Angehörigen und ein solches an seinen Quartiergeber hinterlassen; in letzterem entschuldigt er sich, die That im Zimmer desselben verübt zu haben; er erklärt, keine andere Todesart gefunden zu haben, da ihm überdies mehrere Selbstmordversuche mißglückten. Die Ursache dieses schauderhaften Selbstmordes ist in einer seit kurzer Zeit an Kern beobachteten Geistesstörung zu suchen, die sich in der fixen Idee äußerte, daß er, um standesgemäß leben zu können, ein zu geringes Einkommen habe und verhungern würde. Die Leiche des Unglücklichen wurde in die Todtenkammer des allgemeinen Krankenhauses gebracht.

(Geistreiche Fragen und Antworten.) A: Wo sind Sie gewesen? B.: Im Theater. — A.: Was war denn heute? B.: Freitag. — A.: Nein, was sie gegeben haben? B.: Sechsunddreißig Kreuzer. — A.: Ach nein, was für ein Stück? B.: Ein Guldenstück, und man hat mir 24 kr. herausgegeben. — A.: Nein, sind Sie ein Mensch! Das ist ja nicht zum Aushalten! B.: Ich hab's auch nicht ausgehalten, deßhalb bin ich nach dem ersten Akt fortgegangen. — A.: Weßhalb? B.: Weil der zweite Akt vier Wochen später spielt, und ich muß Morgen nach Frankfurt.

Lebensphilosophie.

Es ist die Zeit ein großer Fluß,
Wir sitzen an dem Strande,
Und Das, was Freude bringen muß,
Liegt drüben auf dem Lande.
Hindurch! hindurch! — Was stehst du still? —
Der Fluß wird nie verrinnen;
Wer durch die Fluth nicht schwimmen will,
Der wird kein Land gewinnen.

Wer dir berichtet fremden Hehl,
Dem sollst du drum nicht trauen;
Er möchte so mit deinem Fehl
Den Nachbar auch erbauen.

Charade.

Die beiden Ersten nennen dir die Fluth,
Die mächtig vordringt nach des Ostens Pforten,
Die Letzte trank viel theures, deutsches Blut,
Als Frankreichs Ruhm daselbst begraben worden.

Mein Ganzes, eine Stadt im Bayerland,
Spricht auch zu dir von einst'gen Kampfestagen;
Dort such sie, an dem reich belebten Strand,
An den der beiden Ersten Wogen schlagen.

Auflösung des Scherzräthsels in № 139:
O! — hi! — o! (Ohio).

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Mittwoch, 29. November 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, als ich Schach mit ihm spielte, ein Spiel, das er sehr liebte, und er in auffallender Zerstreuung zwei Partieen nacheinander verloren hatte, schob er plötzlich das Schachbrett, auf dem ich die Figuren zu einer neuen Partie eben wieder aufstellen wollte, mit einer hastigen Bewegung zurück und sagte: „Wir wollen nicht weiter spielen, ich bin müde und kann heute meine Gedanken nicht auf das Spiel konzentriren... Ich habe bemerkt, lieber Flachsland, daß Sie Sich für psychologische Probleme interessiren. Haben Sie schon darüber nachgedacht, wie man jene geheimnißvolle Gewalt erklären kann, welche so oft einen Verbrecher zwingt, nach Jahren den Schauplatz seiner That wieder aufzusuchen und sich damit allen Gefahren der Entdeckung einer bis jetzt verborgen gebliebenen Schuld auszusetzen?"

„Die Erklärung dafür," erwiederte ich, „ist einfach in dem Gewissen zu suchen, dessen Stimme früh oder spät in jeder Menschenbrust laut wird."

Halden schaute, in tiefes Nachsinnen verloren, vor sich hin. „In dem Gewissen!" sagte er dann, meine Worte wiederholend. „Aber was ist das Gewissen, wie wollen Sie die Existenz des Gewissens erklären, ohne es auf die Existenz eines persönlichen Gottes zurückzuführen?" . . .

„Sie haben ganz Recht," sagte ich zu Halden, dessen Blick fragend und gespannt auf mir ruhte; „die Existenz eines Gewissens bedingt die Existenz eines Gottes, d. h. einer sittlichen Weltordnung."

Halden legte die Hand auf meinen Arm, sie war kalt wie Eis und seine Lippen zuckten, als er sagte: „Die Annahme einer sittlichen Weltordnung würde auch den Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit bedingen, an ein Jenseits, wo die Schuld, welche auf Erden ungesühnt geblieben, ihre Strafe finden muß?"

„In welch' ernste, philosophische Diskussionen finde ich die Herren vertieft?" fiel Miß Halden ihrem Vater in das Wort, welche, unbemerkt von uns Beiden, eingetreten war. Sie hatte in leichtem, scherzendem Tone gesprochen, aber ihr Blick traf mich mit einem fast zornigen Aufleuchten und wandte sich dann mit dem Ausdruck banger Sorge auf ihren Vater, der aufgestanden und an ein Fenster getreten war. Sie folgte ihm dahin und wie sie an mir vorüberschritt, beugte sie sich einen Augenblick zu mir und sagte leise, aber in herrischer, schroffer Weise: „Vermeiden Sie derartige Gespräche mit meinem Vater, sie regen ihn auf!"

Liebkosend legte sie dann ihren Arm um den Vater, und als dieser, von der Berührung aufgeschreckt, den Kopf nach ihr wandte und sie das müde, todtenbleiche Gesicht und die krampfhaft zuckenden Lippen sah, da wurden ihre Wangen fast ebenso farblos wie die seinigen, und die Hand, mit der sie ihm das graue Haar aus der Stirne strich, zitterte sichtbar.

Mir aber tönte fort und fort das Wort des Dichters in's Ohr: „Es geht ein finsterer Geist durch dieses Haus —"

Meine Stelle Miß Halden gegenüber war von Anfang an keine leichte gewesen, denn ein Apriltag kann nicht veränderlicher in seinen Launen sein, als sie in ihrer Art und Weise des Verkehrs mit mir. Heute behandelte sie mich mit vornehmer Herablassung und schien mich geflissentlich zu übersehen, morgen war sie voll liebenswürdiger Freundlichkeit, um in der nächsten Stunde wieder jedem Worte, was ich sagen mochte, zu widersprechen. Es wurde mir oft schwer genug,

diesen verschiedenen Phasen ihres Wesens gegenüber immer meine ruhige Haltung zu bewahren, und bei dem gefährlichen Spiel, das sie in ihrem stolzen Uebermuth mit dem besoldeten Diener ihres Vaters ungestraft spielen zu dürfen glaubte, meine Manneswürde zu wahren und meine Selbstbeherrschung nicht zu verlieren, denn sie war nicht nur ein wunderbar schönes, sie war auch ein selten begabtes und, sobald sie wollte, ein verführerisch liebenswürdiges Weib. Und doch erschien ihr ganzes Sein und Wesen mit seinen unvermittelten Gegensätzen und Uebergängen mir oft so räthselhaft. Eine bittere Herzenstäuschung oder ein fremdes, großes Leid mußte, davon war ich überzeugt, früh in ihr Leben getreten sein und hatte nicht von ihrem starken, willenskräftigen Geiste überwunden werden können. Der Riß in ihrem Gemüth hatte sich nicht wieder geschlossen. Sie nahm einen leidenschaftlichen, bei einer Frau ungewöhnlichen Antheil an den politischen Parteikämpfen ihres Vaterlandes, und ich konnte mich dabei nie des Gedankens erwehren, daß es weniger Interesse an der Sache selbst war, was sie dazu trieb, als vielmehr der Wunsch, sich selbst zu betäuben, Etwas zu vergessen, das auf ihr lastete. Auch ihr Haß gegen Deutschland und alles Deutsche war mir, da sie doch mit tiefster Liebe an dem Vater hing, der ja ein Deutscher war und stets mit einer an Heimweh grenzenden Sehnsucht von dem Lande seiner Geburt sprach, ganz unbegreiflich, und oft hatte mich die verächtliche Geringschätzung, mit welcher sie immer von meinem und Halden's Vaterlande redete, veranlaßt, ihr mit ernstem und nachdrücklichem Widerspruche entgegenzutreten. Es war bei einem solchen Anlaß, daß sie mir einst halb lachend, halb ärgerlich sagte: „Sie sind in der That ein weißer Rabe unter Ihren Landsleuten, Herr Flachsland, denn während diese, sobald sie hierherkommen, sich nicht schnell genug amerikanisiren können und nicht selten ihre deutsche Abkunft zu verleugnen suchen, scheinen Sie Sich uns gegenüber mit Stolz als Deutscher zu fühlen und lassen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne mir und Anderen zu verstehen zu geben, wie viel Vorzüge in Ihren Augen Deutschland vor Amerika voraus hat."

„Sie legen absichtlich meinen Worten einen anderen Sinn unter, Miß Halden, ich habe nie mein Vaterland auf Kosten des Ihrigen zu loben versucht, ich vertheidige dasselbe nur gegen Ihre ungerechten Angriffe. Ich erkenne vollkommen alle Vorzüge an, welche das Leben in der freien amerikanischen Republik vor dem in den engen, oft noch so gedrückten staatlichen Verhältnissen Deutschlands voraus hat; aber diese Erkenntniß hat meine Liebe für die Heimath nicht verringert, und deutsche Sitte, deutsches Gemüth und deutsche Treue —"

„Deutsche Treue!" unterbrach sie mich hastig, „sind die Deutschen wirklich so treu?"

„Ich glaube — ja! Die Treue wurzelt im Gemüth und kein Volk hat ein reicheres und tieferes Gemüth, als das deutsche."

Wir standen auf der Veranda, und während ich sprach, zerpflückte ihre Hand achtlos die schönen rothen Blüthen, die zwischen dem dichten grünen Laub, das die Säulen umrankte, sich hervordrängten. Sie schwieg einen Augenblick, mich forschend und prüfend ansehend, dann sagte sie hastig: „Haben Sie vielleicht daheim ein blondes, blauäugiges, schüchternes Lieb zurückgelassen, nach welchem sich Ihr treues deutsches Herz nun sehnt?"

Ich lächelte unwillkürlich; ich war es mir leider nur zu sehr bewußt, wie sehr mein Herz hier in meiner nächsten Nähe gefesselt war.

Sie schien mein Lächeln zu mißdeuten, denn ehe ich antworten konnte, rief sie schnell: „Ah, ich habe also richtig gerathen!"

„Nein, Miß Eleanor, nein!" erwiederte ich, und in dem Ton meiner Stimme mochte sich wohl Etwas von dem Gefühl verrathen, welches sich dem schönen Mädchen gegenüber ebenso mächtig in meiner Brust regte, denn ihre strahlenden, dunklen Augen, die eben noch so prüfend und durchdringend zu mir aufblickten, senkten sich plötzlich und eine feine Röthe überzog ihre Wangen.

„Dort kommt Allan Douglas!" sagte sie, auf einen Reiter deutend, welcher in diesem Augenblicke durch das Thor in den Park einritt und grüßend seinen Hut schwenkte, als er Miß Halden auf der Veranda stehen sah.

Allan Douglas war einer der reichsten Pflanzer in Louisiana, zugleich der nächste Nachbar Halden's und in dessen Hause ein fast täglicher Gast. Durch seine Mutter, welche bei ihm lebte und, da er unverheirathet war, seinem Hauswesen vorstand, stammte Douglas von einer der alten französischen Familien des Landes ab, und die Lebhaftigkeit und Gewandtheit seiner Manieren, die etwas scharf markirten, von schwarzem Haar und Bart umrahmten Züge, die Feinheit der nur mittelgroßen Gestalt verriethen deutlich, daß südfranzösisches Blut in seinen Adern floß. Er war ein ungewöhnlich schöner Mann, eine vornehme, ritterliche Erscheinung, und obwohl es einem scharfen Beobachter nicht entgehen konnte, daß

hinter den gewandten Formen seines Benehmens eine ungezügelte Leidenschaftlichkeit, eine innere Rohheit sich verbarg, so war es doch sicher, daß eine Persönlichkeit, wie die seinige, sehr geeignet war, die Liebe eines Mädchens, wie Miß Halden, zu gewinnen. Neben seinen persönlichen Vorzügen hatte er noch den eines angesehenen Namens, eines großen Besitzes in die Wagschaale zu legen, und er konnte wohl mit Zuversicht als Bewerber um die Hand der schönen und reichen Erbin auftreten, denn unter den jungen Männern, die ihr huldigten, war nicht einer, der sich mit ihm messen durfte. Dazu kam noch, daß seine politischen Sympathieen und Interessen ganz mit denen Miß Halden's übereinstimmten, und er, ebenso wie sie, leidenschaftlichen und thätigen Antheil an den Parteikämpfen nahm, welche eben (es war im Sommer des Jahres 1861) die Südstaaten der Union fieberhaft aufregten. Eleanor's ganze Seele war erfüllt von glühender Begeisterung für die Sache des Südens, und ein Mann, wie Douglas, der einer der hervorragendsten Führer der Prosklavereipartei Louisiana's war, mitten in den hochgehenden Wogen des politischen Treibens stand und mit kühner Entschlossenheit bereit war, das Aeußerste für den Sieg seiner Partei zu wagen, mußte schon deßhalb ein nicht geringes Interesse in ihr erwecken. Und von da bis zur Liebe war jedenfalls nur noch ein Schritt, darüber konnte ich mich nicht täuschen. Doch ob dieser eine Schritt, der Douglas noch von dem Ziele seiner Wünsche trennte, bereits geschehen war, Das blieb mir, wie scharf ich auch ihn und Miß Halden beobachten mochte, immer noch unklar. Auch jetzt, wo sie neben mir stehend, ihm mit heiterem Lächeln entgegenwinkte, ließ der Ausdruck ihrer Züge nicht errathen, welcher Art das Gefühl war, das ihr Herz für ihn empfand.

„Was bringen Sie uns für Nachrichten mit?“ rief sie Douglas entgegen, als er die Stufen zur Veranda hinaufstieg.

„Heute Nichts von Belang,“ versetzte er, und als er bemerkte, wie bei seinen Worten ein Zug von Enttäuschung über Eleanor's ausdrucksvolles Gesicht glitt, fügte er mit einem Tone leisen Vorwurfs hinzu: „Bin ich Ihnen denn nur als Ueberbringer politischer Nachrichten willkommen?“

„Gewiß nicht!“ erwiederte sie freundlich. „Sie sind mir stets willkommen, bin ich doch immer gewiß, Theilnahme und Verständniß für meine Interessen bei Ihnen zu finden.“ Ihr Blick streifte mich dabei und ich fühlte aus ihren Worten recht gut den Vorwurf heraus, der direkt darin an mich gerichtet war. Denn sie hatte mich schon oft darüber getadelt, daß ich den Parteikämpfen, welche eben die Union so wild bewegten, ganz theilnahmlos gegenüberstände.

Douglas lächelte spöttisch. Auch er hatte sehr wohl verstanden, was in Eleanor's Worten lag, und er freute sich Dessen. Denn er und ich hatten einander von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an feindlich gegenüber gestanden. Hochmüthig, absprechend und anmaßend in seinem ganzen Benehmen gegen mich war er von Anfang an stets geflissentlich bemüht gewesen, mich fühlen zu lassen, daß er in mir nur den Diener Halden's sah, mit welchem auf gleichem, geselligem Fuße zu verkehren der reiche, stolze Pflanzerbaron sich nicht herablassen konnte. Ich meinerseits empfand eine lebhafte Abneigung gegen ihn, nicht weil ich in ihm den begünstigten Bewerber um Herz und Hand Eleanor's sah, denn was auch in meiner Brust an warmen Gefühlen für das schöne Mädchen sich regen mochte, daß ich keine Hoffnungen hegen konnte und durfte, Das war mir ganz klar. Eifersucht konnte also nicht der Grund meiner lebhaften Abneigung gegen Douglas sein; diese wurzelte vielmehr in dem Gefühl, daß in ihm eine der meinigen schroff entgegengesetzte Natur mir gegenüber stand, die ihrem innersten Wesen nach Alles in Abrede stellen mußte, was ich als die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit zu verehren gelernt hatte. Von Jugend auf gewohnt, in seinen Sklaven Menschen als unumschränkter Gebieter zu beherrschen, hatte er es verlernt, Achtung vor dem Menschen als solchem zu fühlen, und sein Wille, seine Laune, seine Wünsche waren das einzige Gesetz, das seine Handlungen bestimmte. Mit einem wahrhaft fanatischen Haß verfolgte er die Abolitionisten des Nordens, welche durch ihre Agitation für die Aufhebung der Sklaverei die Plantagenbesitzer des Südens in dem Lebensnerv ihrer Existenz bedrohten. Gegenüber diesen politischen Gegnern kannte er weder Schonung noch Mäßigung. Ihr Eigenthum und ihre Person standen für ihn außerhalb des Gesetzes, und jede Weise, sie zu verfolgen und zu schädigen, hielt er nicht nur für erlaubt, sondern geradezu für eine Pflicht. Besitz und Macht galten ihm als das Höchste, wonach der Einzelne wie ein ganzes Volk streben konnte, und mit spottender Geringschätzung sah er auf Diejenigen herab, welche an einen geistigen Fortschritt der Menschheit glaubten und für eine Idee zu kämpfen und Opfer zu bringen bereit waren. Wir waren schon einige Male über diesen Punkt

hart aneinander gerathen, und tief hatte es mich geschmerzt, daß sich Eleanor dann stets auf die Seite von Douglas stellte und seine Ansichten auch für die ihrigen erklärte, während sie mich einen unpraktischen deutschen Schwärmer nannte. Ich hob deßhalb auch jetzt den Handschuh, den sie mir in ihren Worten hinwarf, nicht auf, weil ich mir vorgenommen hatte, derartige Diskussionen in Douglas' Gegenwart möglichst zu vermeiden. Aber sie schien gerade die Absicht zu haben, mich zu einem Wortgefecht zu reizen, denn als ich mich schweigend entfernen wollte, rief sie mich zurück und sagte: „Mir ist es immer wieder von Neuem ganz unbegreiflich, Herr Flachsland, daß sie den großen politischen Kämpfen, die jetzt jeden Staat der Union fieberhaft aufregen, als ganz theilnahmloser Zuschauer gegenüberstehen und Sie mit Ihren Sympathieen sich nicht entschieden auf Seiten der einen oder der anderen Partei stellen."

„Sie vergessen, Miß Halden," versetzte ich ruhig — der lauernde Blick, mit dem Douglas mich fixirte, warnte mich, auf meiner Hut zu sein —, „Sie vergessen, daß ich als Fremder den Streit, welcher jetzt den Norden mit dem Süden entzweit, mit ganz anderen Augen ansehen muß, als ein Amerikaner. Ich kenne die Zustände und die Verhältnisse dieses Landes viel zu wenig, um mir irgend ein Urtheil darüber erlauben zu können, welche von den beiden streitenden Parteien das Recht auf ihrer Seite hat, und Sie werden begreifen, daß ein in europäischen Begriffen und Anschauungen erzogener Mensch sich für die Erhaltung des „geheiligten Instituts" der Sklaverei zu begeistern nicht vermag."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Emanzipation der Frauen macht merkwürdiger Weise gerade in **Rußland** bedeutende Fortschritte; so hat sich jetzt die Moskauer medizinische Fakultät betreffs der Zulassung der Frauen zu den höheren medizinischen Lehranstalten offiziell dahin ausgesprochen, daß es ihrer Ansicht nach nur von Nutzen sein könnte, Frauen zu gestatten, sich in höheren Lehranstalten gründliche medizinische Kenntnisse zu erwerben und nach abgelegter Prüfung die ärztliche Praxis zu betreiben. Da aber nicht in denselben Kliniken, wo zu einer andern Zeit die Studenten beschäftigt wären, auch Vorträge für Frauen gehalten werden, auch unmöglich zwei Dozenten zu verschiedenen Zeiten bald vor Zuhörern, bald vor Zuhörerinnen dieselben Kranken untersuchen könnten, der jetzige Zeitpunkt aber zur Gründung besonderer Lehranstalten behufs ärztlicher Ausbildung der Frauen nicht geeignet sei, so wäre es, nach jenem Gutachten, das Gerathenste, die Studentinnen zu den Vorlesungen der medizinischen Fakultäten und der medio-chirurgischen Akademie zuzulassen. Doch müsse man dabei dieselben Vorkenntnisse in den Gymnasialfächern von ihnen verlangen, wie von den Studenten. — Der Senat der Moskauer Universität schloß sich dieser Ansicht an und hat deßalb an den Kurator berichtet. — Zu jedem Altar Gottes aber, sagt ein altes Sprichwort, setzt der Affe Gottes einen Spottaltar; so auch hier. Zu diesem guten, vernünftigen Streben gesellen sich nun auch schon — weibliche Duelle! Wegen eines jungen Mannes natürlich hatten sich zwei junge Mädchen, bisherige Freundinnen, auf Pistolen gefordert. Das Duell fand ohne Sekundantinnen statt; der erste Schuß durchlöcherte Kleid und Krinoline der einen Gegnerin, die, ohne selbst verwundet zu sein, ohnmächtig niederfiel. Die Andere beeilte sich, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen, was ihr auch bald gelang. Aber kaum schlug jene die Augen auf und sah ihre Gegnerin dicht über sich gebeugt, als sie die Gelegenheit benutzte, ihr in die Haare fuhr und nun entwickelte sich ein viel ernstlicherer Kampf, als vorher mit der Pistole. Zerfetzt und abgerissen kehrten beide Gegnerinnen in die Stadt zurück und machten ihren Streit vor dem Friedensrichter anhängig. Das war ein Frauen-Duell!

(Der Kellner bringt ein Glas Bier.) **Reisender**: „Was kost's?" — „Zwee Silberjroschen." — **Reisender**: „Das ist für das Bier sehr viel!" — **Kellner**: „2 Sgr., Ihdes ist ja jar nischt." — **Reisender**: „Aber 15 Mal jar nischt ist ein Thaler!"

„Stoffelbauer, Du hast den Prozeß gewonnen." — „Ich appellir'!" — „Bist Du denn toll?" — „Nein, die Appellationsräth' sollen auch seh'n, daß ich **Recht hab'**!"

Auflösung der Charade in № 140:

Donauwörth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Freitag, 1. Dezember 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Eleanor biß sich auf die Lippen. „Sie täuschen Sich," versetzte sie, „wenn Sie meinen, es handle sich bei dem Kampfe, der jetzt zwischen dem Norden und dem Süden entbrannt, um die Sklavenfrage; nein, es ist die Suprematie, um die sie kämpfen. Glauben Sie mir, die Krämer von New-York haben die Abschaffung der Sklaverei nur deßhalb auf ihre Fahne geschrieben, weil sie wissen, daß damit ihren südlichen Gegnern der Lebensnerv durchschnitten würde."

„Wenn die Parteiführer des Nordens Das thaten," erwiederte ich, „so haben sie damit bewiesen, daß sie die Lehren der Geschichte verstanden haben; denn auf jedem Blatt derselben steht es, daß in den Kämpfen der Parteien und der Völker immer Diejenigen Sieger waren, die eine bewegende, zündende Idee auf ihre Fahne schrieben. Die Ideen sind der Gährungsstoff, der die trägen Massen in Fluß bringt, und nicht numerisches Uebergewicht, nicht die größten materiellen Hilfsquellen können einer Partei oder einem Volke den Sieg verleihen über einen Gegner, der die Macht einer zündenden Idee gegen sie in's Feld führt. Der Geist wird immer mächtiger sein, als die Materie."

„Gefüllte Kassen und eine zahlreiche, gut ausgerüstete Armee," warf Douglas mit höhnischem Lachen ein, „werden mir immer als bessere und sicherere Bürgschaften des Sieges erscheinen, denn die Macht der Ideen des Geistes, welche Sie so scharfsinnig im Lager unserer Gegner entdecken."

„Wobei Sie Sich ebenso verrechnen können, Herr Douglas," sagte ich, gereizt durch den Spott, der aus seinen Worten klang, „wie einst der Herzog von Braunschweig sich verrechnete, als er im Jahre 1792 jenes übermüthige Manifest erließ, dessen stolzen Ton der Verlauf des Feldzuges so kläglich Lügen strafte und er sehen mußte, wie die von ihm so sehr verachteten französischen Armeen, „diese Haufen zerlumpten, undisziplinirten Gesindels", überall über die wohlorganisirten, kriegstüchtigen Truppen, welche er gegen Sie in's Feld führte, den Sieg davontrugen. Die Heere des republikanischen Frankreichs siegten damals, weil die weltbewegenden Ideen der Revolution von 89 in ihnen lebten, und vor dem großen Gedanken der Freiheit und Gleichheit, dessen Träger sie waren, sank überall das morsch gewordene monarchische Prinzip des alten Europa in den Staub .... Und was war es, das mehrere Jahre später den allmächtigen, gewaltigen Franzosenkaiser stürzte? Wieder nur die Macht einer Idee! Die Männer der Ideen, die Ideologen, die er, der Mann der brutalen Gewalt, so sehr haßte und verachtete, sie sind es gewesen, welche den Aufschwung der Jahre dreizehn und vierzehn in Deutschland vorbereiteten und herbeiführten. Nicht vergeblich hatte der große Weise seinen strengen Pflichtbegriff gelehrt, nicht umsonst nach ihm Fichte, der patriotische Philosoph, darnach gestrebt, in den Herzen seiner Schüler den Gedanken der Vaterlandsliebe zu entzünden. Aus den Hörsälen der Universität strömte, als der Augenblick des großen Entscheidungskampfes gekommen war, die todesmuthige begeisterte Jugend, um freudig Blut und Leben einzusetzen für die Idee des Vaterlandes, und es ist wahr, was jüngst einer unserer Dichter sagte: „Vor dem Begriff des kategorischen Imperativs sank der Imperator!"

Ich hatte, angeregt von dem Gegenstand, mehr gesagt als ich eigentlich gewollt, und ich schwieg jetzt mit dem peinlichen Gefühl, das uns

immer beschleicht, wenn wir uns hinreißen lassen, das Heiligthum unserer Gedanken Menschen gegenüber auszusprechen, welche kein Verständniß dafür haben. Ich sah, wie Eleanor's feine Brauen sich immer finsterer zusammenzogen, je länger ich sprach, während Douglas' Lippen hohnvoll zuckten und sein Blick mit verächtlichem Spott auf mir ruhte. Jetzt trat er auf mich zu, und die Hand auf meine Schulter legend, sagte er mit einem mitleidigen Lächeln: „Mit solchen Ansichten, mein bester Herr Flachsland, hätten Sie nicht nach Amerika kommen sollen; hier ist jetzt nicht der Boden und nicht die Zeit für derartige unpraktische, schwärmerische Ideen, wie Sie in Ihrem Kopfe mitgebracht haben. Wir sind Männer der That, wir leugnen die Macht der Idee, welche die hirnverbrannten Abolitionisten, die elenden, feigen Krämerseelen des Nordens, gegen uns in das Feld führen wollen. Wir werden unsere Rechte, unsere Privilegien vertheidigen bis auf das Aeußerste, und wenn es zum Kampfe kommt, so werden wir Gut und Blut einsetzen und nicht rasten, ehe wir diese verdammten nordischen Schreier zum Schweigen gebracht für immer!"

„Ja," rief Eleanor, „den letzten Cent und den letzten Blutstropfen werden wir freudig opfern für die Sache des Südens, des theuren, geliebten Vaterlandes! Und sollte der Weg über Haufen von Leichen gehen, zum Siege wird er uns jedenfalls führen, wir werden den Fuß auf den Nacken dieser übermüthigen Kaufherren des Nordens setzen, die uns im eigenen Hause Gesetze vorschreiben und uns in unseren geheiligten Rechten bedrohen. Unser wird der Sieg sein!"

Mit trunkenem Entzücken hingen Douglas' Blicke an der schönen, stolzen Gestalt. „Wir leugnen die Macht der Idee," sagte er, indem er ihre Hand ergriff und an seine Lippen führte, „aber wir beugen huldigend das Knie vor der Macht der Schönheit!"

Ich wandte mich, ohne ein Wort zu sagen, weg und ging in den Salon, dessen Flügelthüren nach der Veranda hin geöffnet waren. Trotz des warmen Herbstabends loderte dort im Kamin ein helles Feuer und dicht davor saß Halden, welcher immer fröstelte, in einem Lehnstuhl und starrte in die Gluth.

„Ist Douglas da?" fragte er, das bleiche, müde Gesicht nach mir wendend, als ich eintrat.

„Ja, ich bin hier," erwiederte dieser, welcher mit Eleanor jetzt auch in den Salon kam und sich mit ausgestreckter Hand dem Sessel Halden's näherte. „Ich bin eigentlich gekommen, um Sie und Ihre Tochter nochmals persönlich zum dem Fest, das ich morgen Abend in Woodhouse gebe, einzuladen. Sie dürfen nicht dabei fehlen, Herr Halden, meine Mutter beklagt sich bitter, daß Sie so schlechte Nachbarschaft halten, es ist ein Jahr fast, seit Sie uns zuletzt in Woodhouse besucht haben, morgen aber müssen Sie mit Miß Eleanor kommen. Der Ball soll zugleich ein politisches Meeting sein, einige der ersten Führer der Pro-Sklaverei-Partei in Missouri haben mir ihre Anwesenheit zugesagt, John Wilmot wird von Washington zurückerwartet, und wenn er kommt, bringt er entscheidende Nachrichten mit, so daß wir dann gleich morgen Abend die nöthigen Beschlüsse fassen können. Ich rechne also auf Sie, Halden."

„Was kann Ihnen an der Gegenwart eines alten, müden Mannes liegen?" versetzte dieser.

„Wir kommen Beide," sagte Eleanor, ehe Douglas antworten konnte, und vor ihrem Vater auf dem Teppich niederknieend, legte sie den Kopf an seine Brust und liebkosend mit ihren weißen, zarten Fingern seine abgemagerten Hände streichelnd, bat sie: „Du wirst mich morgen nach Woodhouse begleiten, Väterchen, morgen dürfen Du und ich nicht dort fehlen."

„Ich werde Dich begleiten," erwiederte Halden, aber man sah es ihm an, daß ihn dieses Versprechen eine große Ueberwindung kostete.

Douglas beugte sich tief zu Eleanor und flüsterte ihr ein paar Worte zu, die ein helles Roth auf ihre Wangen riefen, und hastig aufspringend, schüttelte sie, wie abwehrend, den kleinen Kopf. Er aber lächelte, und sich so dicht zu ihr neigend, daß seine Lippen fast ihr Ohr berührten, sprach er wieder leise zu ihr. Ich aber fühlte plötzlich einen stechenden Schmerz in meinem Herzen, die Luft in dem Zimmer schien mir unerträglich schwül, es litt mich nicht länger dort und ich entfernte mich schweigend.

Die brennende Qual, welche ich bei dem Anblick von Douglas' Vertraulichkeit gegen Eleanor empfunden, hatte mir endlich den Zustand meines Herzens klar gemacht, und ich konnte mich selbst nicht länger darüber täuschen, daß ich das Mädchen liebte mit einer wilden, verzehrenden Leidenschaft..... Und diese Leidenschaft hatte mich um so mächtiger erfaßt, meine Vernunft und meinen Willen um so leichter unterjocht, weil es das erste Mal war, daß mein Herz von diesem mächtigsten aller Zauber berührt wurde. Daß es für diese Liebe keine Hoffnung gab, darüber war ich mir klar,

und während ich in den Stunden dieser Nacht schlaflos in meinem Zimmer auf- und abging und vergeblich den Sturm, der in meiner Brust tobte, mit der Kraft meines Willens zur Ruhe zu zwingen suchte, gelobte ich mir selbst, daß, was auch geschehen möge, ich niemals weder durch Blick noch Wort es Eleanor verrathen wollte, wie heiß und leidenschaftlich mein Herz für sie schlug. Nie sollte ein unbewachter Augenblick es ihr gestehen, daß dieser Mann, der ihres Vaters Diener war, den Blick zu ihr zu erheben gewagt; es wäre eine unerträgliche Demüthigung für mich gewesen, wenn ich einmal in diesen stolzen, dunkeln Augen das Erstaunen über solche Kühnheit hätte lesen müssen. Nein, so lange ich noch unter einem Dache mit ihr lebte, wollte ich den Schein der Gleichgiltigkeit ihr gegenüber festhalten, aber so bald als möglich mußte ich dies Haus verlassen; sie als die Braut von Douglas zu sehen, wäre über meine Kraft gegangen.... Ich beschloß schon am nächsten Tage mit Halden darüber zu sprechen, daß ich aus seinen Diensten zu treten wünsche, und ich zermarterte mir den Kopf um einen schicklichen Vorwand für meinen Wunsch, sein Haus zu verlassen, aufzufinden.

Des andern Morgens brachte mir Cäsar, der Neger, welcher zu meiner persönlichen Bedienung bestimmt war, mit meinem Frühstück, welches ich immer allein auf meinem Zimmer einnahm, ein Billet Halden's. Ich vermochte kaum diese zitternden, undeutlichen Schriftzüge zu entziffern, die mir sagten, daß Halden von einem ungewöhnlich heftigen Anfall seines Nervenübels befallen, heute sein Zimmer nicht verlassen werde, ich also ganz frei über meinen Tag verfügen möge; nur für den Abend habe er die Bitte an mich zu richten, mich um acht Uhr bereit zu halten, um statt seiner seine Tochter zu dem Fest in Woodhouse zu begleiten.

Zum ersten Male fühlte ich bitter und drückend die Abhängigkeit meiner Stellung, ich konnte, ich durfte die Bitte Halden's nicht abschlagen, daß ich aber selbst die Geliebte in das Haus meines begünstigten Rivalen führen sollte, fiel mir schwer.

Den ganzen Tag über sah ich Eleanor nicht, sie verließ das Zimmer ihres Vaters nicht, und als ich pünktlich zur festgesetzten Stunde an dem Wagen stand, um sie zu erwarten, dauerte es lange, bis sie endlich erschien. Sie grüßte mich nur mit einem kurzen Neigen des Kopfes und ohne meine Hilfe beim Einsteigen anzunehmen, schwang sie sich rasch und gewandt auf den hohen Sitz des kleinen offenen Wagens. Ich setzte mich an ihre Seite, und hinter uns nahm Pompejus, der schwarze Kutscher, seinen Platz, aus dessen Händen sie, nachdem sie über ihre weißen Glacéhandschuhe ein paar Reiterhandschuhe gestreift, die Zügel nahm.

Sie lenkte geschickt den Wagen durch das Parkthor, aber ihre kleinen Hände waren doch nicht kräftig genug, um die wilden jungen Pferde zu bändigen, welche bald auf dem unebenen Wege so toll dahin rasten, daß der Wagen in ein bedenkliches Hin- und Herschwanken gerieth. Ich bat Eleanor, mir die Zügel zu geben, da ich sah, daß die Pferde schon fast am Durchgehen waren. Sie lachte.

„Haben Sie Furcht?" fragte sie spottend, „dann hätten Sie nicht mit mir fahren dürfen, ich liebe dies wilde Rennen, dies pfeilschnelle Dahinfliegen!"

Statt aller Antwort nahm ich ihr die Zügel aus der Hand. Es war die höchste Zeit, denn der Weg wurde immer schlechter und abschüssiger, und da sie die Pferde gar nicht mehr in der Gewalt hatte, schwebten wir jeden Augenblick in Gefahr, umgeworfen zu werden. Ich hatte auf meinen Reisen mit dem Grafen Lehrheim reiten und fahren gelernt, und es gelang mir bald, die Pferde zu einer ruhigeren Gangart zu zwingen.

Auf Eleanor's Gesicht lag ein höhnisches Lächeln.

„Wie vorsichtig Sie sind," sagte sie, „wie besorgt für Ihr Leben. Sie lassen die Pferde so langsam gehen, als ob wir in einem Leichenzug führen!"

Ihr höhnischer Ton, der Zweifel an meinem Muth, der ihren Worten lag, trieb mir das Blut so heiß nach dem Kopf, daß ich alle ruhige Besinnung verlor; ich berührte leicht mit der Peitsche die schäumenden, feurigen Thiere, lockerte die Zügel und wie eine Windsbraut flogen sie jetzt dahin. Die Straße wand sich hier einen steilen Berg hinab und bei jeder Biegung fuhren wir haarscharf an den tiefen, felsigen Abhängen vorüber. Pompejus klammerte sich krampfhaft an die Lehne unseres Sitzes fest, und stieß bei jeder dieser scharfen Wendungen ein leise klingendes: „O Massa, guter Massa!" aus. Eleanor hatte ihre Hand um meinen Arm gelegt, ihr Kopf lehnte an meiner Schulter und ihre wehenden Locken streiften mein glühendes Gesicht. Doch über ihre Lippen kam kein Laut. Ich war in einer Stimmung, in welcher das Spielen mit

der Gefahr mir eine Wollust war. Da fiel mein Blick auf Eleanor; sie war bleich geworden, ängstlich und doch so seltsam forschend sahen ihre Augen zu mir herauf, und ich fühlte das leise Zittern ihrer Gestalt, wie sie sich dichter an meine Seite schmiegte. Das brachte mich zur Besinnung. Fester faßte ich die Zügel und mäßigte das tolle Rennen der Pferde; tief aufathmend ließ Eleanor meinen Arm los und lehnte sich in die Ecke des Wagens zurück.

„Sie haben mir eine Lektion gegeben, Herr Flachsland," sagte sie, „und ich hatte sie verdient. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich auch ein wenig Furcht gehabt habe bei dieser tollen Fahrt, ich schämte mich nur, es zu sagen." Ein so süßes Lächeln spielte dabei um ihre rothen, frischen Lippen, ein so holder, kindlicher Reiz lag über dem zauberhaft schönen Gesicht, daß ich, um Herr über mich zu bleiben und die mächtige Erregung, in welcher alle meine Pulse flogen, ihr nicht zu verrathen, stumm den Kopf auf die andere Seite wandte, als ob das Lenken der Pferde meine ganze Aufmerksamkeit nöthig mache. Eine Reihe glänzend erleuchteter Fenster schimmerte jetzt durch die Bäume, wir näherten uns Woodhouse, dem Landsitze Douglas', und bald klang uns auch schon rauschende Tanzmusik entgegen. Wir hielten vor dem stattlichen Herrensitz und der Hausherr selbst kam uns unten an der Treppe entgegen, um Eleanor zu empfangen. Er begrüßte sie mit ritterlicher Höflichkeit, aber als er mich erblickte, flog ein finsterer Schatten über sein Gesicht. Sie bemerkte es und sagte mit einer gewissen Hast: „Mein Vater ist krank und konnte deßhalb nicht kommen; statt seiner ist Herr Flachsland so freundlich gewesen, mich zu begleiten."

Douglas streckte mir die Hand entgegen. „Wen immer Miß Halden als Gast mir bringt, der ist willkommen in Woodhouse," sagte er mit kühler Höflichkeit.

Die ganze Gesellschaft war schon versammelt, als wir in den Tanzsaal traten, auf dessen Schwelle eine ältere Dame mit schon ergrauenden Haaren, Douglas' Mutter, Eleanor mit zärtlicher Umarmung bewillkommte.

Die Musik schwieg, ein Tanz war eben beendet und in buntem Gemisch drängte sich Alles, Jung und Alt, um die Neuangekommene, Herren und Damen schienen gleich eifrig bemüht, ein Wort, einen Händedruck von ihr zu erhalten. Wie sie so dastand in dem weißen, von einem duftigen Spitzengewebe halb bedeckten Atlaskleid, das in schweren Falten von der schlanken Taille lang auf den Boden hinfloß, mit den blitzenden Diamanten in dem dunklen Haar und auf dem wundervoll geformten Nacken, sah sie wirklich aus wie eine Königin, die in stolzer Haltung die Huldigungen ihrer Vasallen empfängt.

Ich zog mich in ein Fenster zurück, wo ich, von der seidenen Gardine halb verdeckt, den Tanzsaal sowohl als auch das daran stoßende Zimmer übersehen konnte, in welchem sich eine Anzahl von Herren zusammengefunden hatte, um zu trinken und zu rauchen und über die politischen Tagesfragen zu diskutiren.

Allan Douglas führte, als jetzt die Musik zu einem neuen Tanz präludirte, mit einem stolzen Lächeln Eleanor in die Reihe der sich aufstellenden Paare, und ich vermochte nicht, den Blick von ihr zu wenden, als sie in dem raschen Walzer dahinflog; jede ihrer Bewegungen war voll Anmuth und Grazie. Ein so reicher Kranz von schönen jugendlichen Gestalten auch hier versammelt war, sie überstrahlte alle, keine der anderen Damen konnte sich entfernt mit ihr messen.

In einer der Pausen des Tanzes standen sie und Douglas dicht vor mir, den die Falten des Vorhanges verbargen, und die Worte, welche er jetzt an sie richtete, bannten mich regungslos auf meinen Platz.

„Nein, Eleanor, länger trage ich diese Ungewißheit nicht," sagte er und seine tiefe Stimme klang bebend und verschleiert. „Seit Jahren liebe ich Sie, und immer, wenn ich die entscheidende Frage, ob Sie mir ganz angehören wollen, an Sie richten möchte, weichen Sie mir aus. Wir sind Beide frei und ich bin wohl berechtigt, zu glauben, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig bin; was ist es also, das zwischen uns steht? Spielen Sie nicht mit mir, Eleanor," fuhr er fort und sein Auge ruhte fast drohend auf ihr, „Allan Douglas ist nicht der Mann, mit dessen Liebe ein Weib ungestraft ihren Scherz treiben dürfte. Sprechen Sie das Wort aus, das mich glücklich macht, sagen Sie, daß Sie mich lieben und mir gehören wollen und — erlauben Sie mir, Sie jetzt der versammelten Gesellschaft als meine Braut vorzustellen!"

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Montag, 4. Dezember 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Eleanor war bleich geworden und ihre Augen blickten beinahe finster zu dem erregten Manne auf. „Ist es jetzt Zeit, an Liebe und Hochzeit zu denken, Allan Douglas?“ fragte sie endlich. „Jetzt, wo das theure Vaterland in Gefahr ist, muß jeder Gedanke, jeder Herzschlag nur ihm gehören. Wenn diese Zeit der Krisis, des Kampfes vorüber ist, wenn wir gesiegt haben und dieser übermüthige Norden gebunden und unterjocht zu unsern Füßen liegt, dann .... dann mögen Sie mich wieder fragen!“

Douglas schwieg einen Augenblick und eine dunkle Röthe flog jäh über sein Gesicht.

„Sei es so,“ versetzte er, „Ihre Hand und Ihr Herz werden dann der Lohn des Siegers sein! Ein köstlicher Preis, um den ...“

„Kommen Sie,“ unterbrach sie ihn rasch, „dort sehe ich John Wilmot in das Zimmer treten, er kommt von Washington, er wird uns wichtige Nachrichten bringen.“

In dem andern Zimmer war es jetzt sehr laut geworden, viele Stimmen redeten und schrieen durcheinander, und Alle drängten sich ungestüm um einen Mann, der, in Reisekleidern, mit Staub bedeckt, eben hereingekommen war. Mit dem Eintritt von Eleanor trat eine momentane Stille ein und ihre weiche, tiefe Stimme klang deutlich bis zu mir, als sie sagte: „Willkommen, John Wilmot! Was bringen Sie uns Neues aus Washington?“

Der Angeredete begann jetzt zu berichten von Dem, was er als Augenzeuge von den Zuständen und der Stimmung des Nordens beobachtet hatte, und die Nachrichten, die er brachte, mußten seinen Zuhörern sehr willkommen sein, denn laute Hurrah's der dicht um ihn geschaarten Männer unterbrachen von Zeit zu Zeit seine Rede. Dann entspannen sich, nachdem er geendet, heftige, leidenschaftliche Debatten über die Schritte, welche nun zuerst von Seiten der Südstaaten geschehen müßten, um entweder die Wahl Lincoln's zu verhindern, oder, wenn Dies nicht möglich, die Sezession zu proklamiren.

Eleanor folgte mit der höchsten Aufmerksamkeit den lebhaften Debatten. Alles an der schönen Gestalt war Leben und Bewegung, jeder Nerv, jede Muskel schien gespannt, in den Augen loderte eine fast dämonische Gluth, die Lippen brannten im tiefsten Roth und über den feinen Zügen des geistvollen Gesichtes lag ein Hauch von begeisterter Schwärmerei und glücklicher Befriedigung, den ich noch nie darin gesehen. Es war, als sei die politische Bewegung der Brennpunkt ihrer Interessen und der Kampf der Parteien ihr eigenstes Lebenselement.

Douglas, der bis jetzt geschwiegen, nahm nun das Wort. Mit wenigen klaren, scharfen Zügen schilderte er die gegenwärtige Situation, faßte in ein paar kurzen Sätzen Das zusammen, was die Redner vor ihm gesagt, und formulirte dann rasch mehrere Vorschläge, die sofort von allen Anwesenden einstimmig zum Beschluß erhoben wurden. Nach der Weißglühhitze der vorher gehaltenen Reden erschien die seinige kühl und gemessen; aber es war die einzige, in welcher staatsmännische Einsicht und ein über die engen Grenzen des Parteistandpunktes reichender Blick sich verriethen; sie klang wie das überlegene Wort eines Mannes neben den leidenschaftlichen, unklaren Reden unreifer Knaben.

Eleanor's Augen hingen unverwandt an ihm, während er sprach, und der laute, zustimmende Beifall, der seiner Rede folgte, rief ein stolzes

Lächeln auf ihre Lippen. War seiner politischen Beredtsamkeit gelungen, was vorher die Sprache seiner Leidenschaft nicht vermocht, und neigte sich ihr Herz jetzt ebenso in Liebe zu ihm, wie ihr Verstand vor der Ueberlegenheit seines Geistes und der Klarheit seines Urtheils sich bewundernd beugte? Sie war eine von den Frauennaturen, deren Liebe weit eher von dem Manne gewonnen wird, welcher im Kampf der Parteien oder der Schlachten ihnen entgegentritt, als von dem, der huldigend zu ihren Füßen liegt. —

Sie nahm eines der auf dem Tische stehenden Gläser, hielt es Douglas hin, der es mit funkelndem Weine füllte, und sagte dann, das Glas in der Rechten erhebend: „Meine Herrn, trinken Sie mit mir auf den Sieg der Südstaaten! Es lebe die Sezession!"

Jubelnder, lauter Beifallsruf folgte ihren Worten, und Alles drängte sich, um mit ihr anzustoßen. Ich aber wandte mich ab und ging nach der entgegengesetzten Seite des Tanzsaales. In meine eigenen Gedanken versunken, starrte ich lange theilnahmlos in das Gewühl der Tanzenden, als plötzlich Eleanor vor mir stand.

„Warum tanzen Sie nicht?" fragte sie.

„Weil ich nicht das geringste Vergnügen daran finde, mit Damen zu tanzen, die ich nicht kenne, und alle diese Ladies sind mir fremd," erwiederte ich.

Eine leise, fast unmerkliche Röthe färbte ihre Wangen und die langen, seidenen Wimpern senkten sich über die strahlenden Augen, als sie zögernd sagte: „Ich aber bin Ihnen doch nicht fremd, warum tanzen Sie nicht mit mir?"

Die Frage kam mir so völlig unerwartet, daß ich einen Moment regungslos stand. Dann aber schlang ich den Arm fest um die schlanke Gestalt und flog mit ihr im raschen Walzer durch den Saal. Alles um mich her hatte ich vergessen in dem berauschenden Gefühl, daß ich das leidenschaftlich geliebte Mädchen in meinen Armen, an meiner Brust hielt. Ich hätte immer so fort tanzen mögen, ich fühlte keine Ermüdung und keine Erschöpfung, bis Eleanor, stehen bleibend, athemlos mir sagte: „Es ist genug, ich kann nicht mehr! Ich hätte mir aber nie träumen lassen, Herr Flachsland, daß Sie so ein flotter, wilder Tänzer sind!"

„Alle Deutschen tanzen gut," sagte Douglas, der zu uns trat und einen feindlich prüfenden Blick über mich hingleiten ließ. „Singen und Tanzen," fuhr er fort, „das sind nationale Talente der Deutschen; nicht wahr, das verstehen alle Ihre Landsleute?"

Sein Ton klang dabei, als ob er sagen wollte: und Das ist auch das Einzige, was sie können.

„Die Deutschen," versetzte ich, „haben alle Taktgefühl, deßhalb sind sie gewöhnlich auch gute Tänzer."

„Sie meinen musikalisches Taktgefühl," lachte er spöttisch, „denn von anderem Takt —"

„Meinen Sie, habe der Deutsche nicht viel," unterbrach ich ihn. „Mir steht darüber kein Urtheil zu, denn als Deutscher bin ich hier natürlich Partei. Aber ich muß sagen, daß ich, seit ich in Amerika bin, doch einigen Respekt vor deutschem Takt bekommen habe."

„Wieso?"

„Durch die Vergleiche, welche sich mir hier aufdrängten."

Die Adern schwollen auf Douglas' Stirne; aber er sagte vollkommen ruhig: „Wollen Sie die Güte haben, Sich darüber näher zu erklären?"

Mir stieg das Blut heiß in das Gesicht, ich fühlte, wie er darauf wartete, daß ich mir ihm gegenüber eine Blöße geben und ihm so eine Gelegenheit bieten würde, mich vor den Augen Eleanor's zu demüthigen. Aber ich war auf meiner Hut.

„Ich habe bei uns in Deutschland nie erlebt," fuhr ich in gemessenem, ruhigem Tone fort, „daß Männer von Erziehung einander schimpfen oder prügeln oder meuchlings mit dem Messer und dem Revolver anfallen, wenn sie in Streit gerathen, wie Das hier zu Lande Sitte ist, sondern sie fechten, wenn's noththut, ihre Sachen mit ehrlichen Waffen in offenem Kampfe zusammen aus. Wir nennen Das ein Duell, Herr Douglas."

Douglas schwieg einen Augenblick; er schien die rechte Erwiederung nicht gleich finden zu können, und wie er so vor mir stand, Haß und Geringschätzung in den Blicken, mit welchen er mich maß, und ein höhnisches, übermüthiges Lächeln auf den Lippen, hatte ich keinen glühenderen Wunsch, als daß er sich hinreißen lassen möchte, Etwas zu sagen, was mir ein Recht gegeben hätte, ihm eine Herausforderung zu schicken. Diesem Manne mit der Pistole in der Hand auf zehn Schritte Distance gegenüber zu stehen, wäre mir die höchste Befriedigung gewesen.

Aber Eleanor, die bisher schweigend neben uns gestanden, unterbrach Douglas jetzt bei dem ersten Worte, was er sagte. „Führen Sie mich zu Ihrer Mutter," sagte sie, indem sie leicht ihre Hand auf seinen Arm legte, „ich will mich bei ihr verabschieden, denn es ist spät und ich will nach Hause fahren. Und Sie, Herr Flachsland,"

fuhr sie, zu mir gewandt, fort, „sind wohl so gütig, zu bestellen, daß angespannt werden und mein Wagen vorfahren soll."

Ich verbeugte mich schweigend und ging, um ihren Auftrag zu besorgen.

Nach ein paar Minuten fuhr der Wagen vor und Eleanor kam, auf Douglas' Arm gestützt, die breite Freitreppe herunter. „Sie fahren nicht selbst, Miß Halden?" fragte er, als ich, nachdem ich mich neben Eleanor gesetzt, die Zügel aus Pompejus' Hand nahm.

„Nein, Herr Flachsland hat mir auf der Herfahrt einen sehr überzeugenden Beweis davon gegeben, daß er es besser versteht, diese unruhigen Pferde zu regieren, als ich."

„Herr Flachsland scheint Meister in allen Künsten zu sein," versetzte Douglas mit einem heiseren, kurzen Lachen, während er dem fortrollenden Wagen grüßend nachwinkte. Eleanor bog sich aber nicht zurück und erwiederte seinen Gruß nicht mehr. Sie zog den Shawl fester um ihre Schultern und schlug den Schleier herunter, da ein frischer, kühler Nachtwind uns entgegenwehte, und lehnte sich dann stumm in die Wagenecke zurück.

So fuhren wir schweigend in die stille, dunkle Nacht hinaus und an meiner Seele zogen all' die verschiedenen Eindrücke dieses Abends vorüber. Fort und fort tönten in meinem Ohre die Worte, mit denen Eleanor die Werbung von Douglas zurückgewiesen, und mein Herz jauchzte, wenn ich daran dachte, wie kühl und gleichgiltig ihre Stimme dabei geklungen.

Ich hatte geglaubt, Halden's Unwohlsein wäre nur ein Vorwand gewesen, um seine Tochter nicht nach Woodhouse begleiten zu müssen, denn er zeigte, wie schon gesagt, stets eine krankhafte Scheu, sein Haus zu verlassen und in Gesellschaft zu erscheinen; diesmal jedoch schien es in der That Krankheit zu sein, was ihn abgehalten. Ich erhielt nämlich am nächsten Tage ein kurzes Billet von Eleanor, worin sie mir sagte, ihr Vater fühle sich noch immer ernstlich leidend und sie werde daher, um ihn nicht zu verlassen, allein mit ihm auf seinem Zimmer speisen; zugleich gab sie mir in Halden's Namen den Auftrag, den Intendanten Müller daran zu erinnern, daß die Neger an dem heutigen Abend, wie immer, zu der Feier dieses Tages ein Fest haben sollten. Der Auftrag war mir recht willkommen, denn ich ergriff gern jede Gelegenheit, die mich mit Müller zusammenführte. Er war ein gebildeter, tüchtiger Mann von guter Erziehung, welchen die Stürme des Jahres 1848, wie so viele seiner Gesinnungsgenossen hierher nach Amerika verschlagen hatten. Sein Herz hing immer noch mit großer Liebe an der alten Heimath und mit warmem Interesse hörte er zu, wenn ich ihm von unserem Vaterlande berichtete.

Ich ließ mir mein Pferd satteln und ritt durch den kleinen Wald, der das Herrenhaus von den Hütten der Neger schied, nach der Wohnung Müller's, die, etwa einen Büchsenschuß von diesen entfernt, inmitten eines hübschen, wohlgepflegten Gartens lag. Ueber das niedrige, weiß angestrichene Staket desselben lugten neugierig ein paar blonde Kinderköpfchen, welche mir, sobald sie mich erkannten, einstimmig entgegenriefen: „Der Vater ist nicht zu Hause, er ist auf den Baumwollfeldern, heute fängt die Ernte an!"

Die Sonne brannte, obwohl Mittag längst vorüber war, von dem wolkenlosen Himmel heiß herab, als ich den langen schattenlosen Weg nach den Baumwollfeldern entlang ritt. Ich traf Müller mitten unter den Negern, er leitete, unterstützt von zwei Unteraufsehern, das Abpflücken, Sortiren und in Körbepacken der Baumwolle.

Ich richtete Müller, nachdem wir uns freundlich begrüßt hatten, meinen Auftrag aus.

„Es ist eigentlich sonderbar," sagte er darauf, „daß Herr Halden, statt seines eigenen Geburtstages, dessen nie Erwähnung geschieht, stets den seines verstorbenen Schwiegervaters, des früheren Besitzers dieser Plantage, feiern läßt. Ich wundere mich immer wieder von Neuem über diese sonderbare Gewohnheit; es wäre doch so viel natürlicher und passender, den Negern an dem Geburtstage ihres jetzigen Herrn ein Fest zu geben."

Ich begriff Das ebenso wenig. Es war eben eine der vielen Seltsamkeiten Halden's und mochte vielleicht aus demselben Grund geschehen, aus welchem er jedem näheren Verkehre mit seinen Nachbarn auswich und sich und seine Person überall in den Hintergrund zu stellen suchte.

Müller winkte einen Neger, der ein Pferd am Zügel hielt, und sagte, indem er sich in den Sattel schwang: „Ich reite nach Hause zurück, um noch einige Anordnungen für das Negerfest zu treffen, und werde Sie eine Strecke Weges begleiten. — Waren Sie gestern in Woodhouse?"

Ich bejahte und sagte ihm, daß das Fest mir fast den Eindruck eines politischen Meetings gemacht. Müller nickte mit dem Kopf. „Ich habe schon davon gehört," sagte er, „Wilmot kam mit wichtigen Nachrichten aus Washington, es sind entscheidende Beschlüsse gestern Abend unter

Douglas' Dach gefaßt worden, und ich glaube, daß jetzt der Krieg zwischen dem Süden und dem Norden nicht mehr zu vermeiden ist."

„Dasselbe hörte ich erst vorgestern von Herrn Douglas," sagte ich.

„Hüten Sie Sich vor Allan Douglas," fiel mir Müller hastig in das Wort, „er ist Ihr erbitterter Feind, und längst wollte ich Sie vor ihm warnen!"

„Was hätte ich von Allan Douglas zu besorgen? Unsere Wege kreuzen sich nicht."

Müller zögerte einen Augenblick. „Wollen Sie mir versprechen, ein offenes Wort nicht übel zu deuten?" fragte er, mir die Hand reichend, die ich herzlich schüttelte. „Sie wissen wohl kaum," fuhr er dann fort, „daß Miß Halden und Allan Douglas in der Meinung der Nachbarn stets als für einander bestimmt galten? Miß Halden hat Douglas immer so entschieden vor allen ihren andern Bewerbern ausgezeichnet, daß man seit Jahren erwartete, sie würde sich mit ihm verloben, und eigentlich nicht recht begreifen konnte, warum Das nicht schon längst geschehen. So standen die Dinge, als Halden nach Deutschland reiste, um von dort einen jungen Mann mitzubringen, dem er, ohne ihm irgend eine bestimmte Beschäftigung zu überweisen, in seinem Hause die Stellung eines geehrten Gastes und Freundes gab und ihn mit einer herzlichen Vertraulichkeit behandelte, welche um so mehr auffallen mußte, als er sonst, auch seinen ältesten Bekannten gegenüber, nie aus seiner scheuen Zurückhaltung herausgeht. Dieser junge Mann waren Sie, Herr Flachsland, und Sie werden jetzt begreifen, warum Douglas Sie haßt und in Ihnen seinen gefährlichsten Nebenbuhler sieht."

„In mir?" rief ich, auf das Höchste überrascht. „Ich glaube wahrhaft, Sie träumen mit offenen Augen!"

„Durchaus nicht!" versetzte Müller lächelnd. „Ich weiß sehr wohl, was ich sage, und da ich einmal so weit gegangen bin, so lassen Sie mich es Ihnen auch noch aussprechen, daß ich sowohl, wie alle übrigen Beamten der Plantage, uns herzlich freuen würden, statt Allan Douglas Sie, Herr Flachsland, als Miß Halden's Gemahl und den künftigen Herrn dieser Besitzungen zu sehen, denn Sie haben Sich in der kurzen Zeit Ihrer Anwesenheit unser Aller aufrichtige Achtung und Zuneigung erworben... Aber, ich wiederhole, hüten Sie Sich vor Douglas! Ich weiß, daß er Sie haßt, und er ist ein Mann, der zu jedem Mittel greifen wird, um einen gefürchteten Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen. Besonders warne ich Sie davor, jemals irgend eine Aeußerung zu thun, aus welcher man auf abolitionistische Sympathieen schließen könnte."

Wir waren jetzt an dem Hause Müller's angelangt, und nachdem ich ihm mit ein paar herzlichen Worten gedankt hatte für den warmen Antheil, den er an mir nahm, und ihm das Versprechen gegeben, seine Warnung zu beherzigen, ritt ich allein den Weg nach Priory-Hill weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* Die Volks-Ausgabe „Vom Kriegschauplatz" liegt nun fertig in einem stattlichen und handlichen Bande vor uns. Der Verleger hat bekanntlich die Geschichte des Krieges, die besten Aufsätze und unterhaltendsten Skizzen, die Tageschronik der Ereignisse und die Bilder und Karten seiner mit so glänzendem Beifall aufgenommenen Zeitschrift, welche während des Krieges unter jenem Titel erschien, in geordneter Reihe zusammengestellt und so ein eben so anschauliches als lebendiges Bild der größten Zeit unserer Geschichte geschaffen. Wir begrüßten diesen glücklichen Gedanken bei seinem ersten Auftreten und dürfen uns nun des ganzen Werkes wahrhaft freuen, denn es verbindet die geordnete Geschichte des Krieges mit der frischen Schilderung des Augenblicks, die strenge Historie mit der Unterhaltung des Feuilletons und zeichnet sich durch populäre, übersichtliche Darstellung, präzisen und schönen Styl sehr vortheilhaft vor vielen ähnlichen Lieferungswerken aus. Die innere Ausstattung in Text, Bildern und Karten, wie die äußere des prächtigen Einbands machen es zu einem schönen Geschenke für jeden aus dem Felde Heimgekehrten, der ungemein **billige** Preis setzt Jedermann in die Lage, sich dieses hochinteressante Werk anzuschaffen.

Mannigfaltiges.

(Druckfehler-Humor.) Aus dem Breisgau. Einem unserer Oberländer Lokalblätter passirte jüngst in einer aus Karlsruhe gebrachten Korrespondenz über die Eröffnung der Ständeversammlung folgender drollige Druckfehler: „Nach Eröffnung findet die Beerdigung (statt Beeidigung) der neu eingetretenen Mitglieder beider Kammern statt."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 144. Mittwoch, 6. Dezember 1871.

Schuldig oder nicht.
Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Die Worte Müller's hatten einen Funken in meine Seele geworfen, der meine Leidenschaft für Eleanor zu hellen Flammen entzündete. Das ungestüme Pochen meines Herzens, als ich, durch das Parkthor reitend, von ferne ein helles Frauenkleid zwischen den grünen Blättern der Veranda schimmern sah, mahnte mich daran, daß ich, wollte ich anders meinem Vorsatze treu bleiben und das Gefühl, welches so übermächtig meine Brust erfüllte, Eleanor gegenüber verbergen, jetzt ihre Nähe meiden mußte. Ich suchte deßhalb in einen Seitenweg einzubiegen, aber sie hatte mich schon gesehen und rief mir zu: „Wo sind Sie so lange geblieben? Mein Vater hat schon ein paar Mal nach Ihnen gefragt.“ Eleanor lag auf einem Schaukelstuhl und wiegte sich langsam hin und her, während sie eine Papier-Cigarette rauchte. Nie fand ich sie mit einer Handarbeit beschäftigt und ich hatte oft förmlich ein Verlangen darnach, diese zarten, schlanken Finger einmal die Nähnadel oder das Strickzeug der deutschen Hausfrau handhaben zu sehen. „Haben Sie den ganzen Tag bei Müller zugebracht?“ fuhr sie fort, und ein forschender, prüfender Blick glitt dabei über mein Gesicht.

Ehe ich antworten konnte, trat Halden aus dem Salon auf die Veranda, und Eleanor flog ihm entgegen. Sie geleitete ihn, der ungewöhnlich bleich und angegriffen aussah, sorgsam zu einem Sessel, schob ein Polster unter seine Füße, deckte eine seidene Decke über seine Kniee und sich über ihn beugend, fragte sie im Tone liebevollster Theilnahme: „Wie geht es Dir jetzt, mein Vater?“

Er sah mit einem unbeschreiblichen Ausdruck schmerzlicher Zärtlichkeit zu ihr auf und lehnte den Kopf an ihre Schulter. „Es geht mir besser,“ sagte er dann mit matter Stimme, „der Anfall ist vorüber, aber es hat mich diesmal arg geschüttelt. Sprechen wir von etwas Anderem, Du hast mir noch Nichts von dem Feste in Woodhouse erzählt.“

Eleanor erzählte ihm darauf in ihrer raschen, lebhaften Weise von den wichtigen Nachrichten, die John Wilmot aus Washington mitgebracht, und den entscheidenden Beschlüssen, welche von den in Woodhouse versammelten Parteiführern gefaßt worden waren. Halden hörte ihr zu mit der Miene eines Menschen, der sich anstrengt, seine Aufmerksamkeit auf Das zu konzentriren, was ihm gesagt wird, während seine Gedanken eigentlich ganz wo anders sind.

„So werden wir also den Bürgerkrieg haben?“ sagte er, als sie geendet.

„Ja!“ rief sie mit blitzenden Augen und schleuderte die Cigarette, die sie noch zwischen den Fingern hielt, weit weg. „Ja, wir werden den Krieg haben, und je eher, je lieber; dieses Hin- und Herschwanken ist unerträglich, und der Norden ist so hartköpfig und so verrannt, daß er nur mit den Waffen in der Hand zur Raison gebracht werden kann.“

„Sie haben wohl nicht bedacht,“ versetzte ich, „wie viel Menschenwohl und Menschenglück ein Krieg vernichtet, wie viel Blut und Thränen fließen müssen, um Ihnen —“

„Habe ich schon wieder Etwas gesagt, was Ihnen mißfällt?“ fiel sie mir rasch in das Wort. „Ich habe mir aber vorgenommen, heute keinen Streit mit Ihnen zu beginnen, und so wollen wir die Sache unerörtert lassen. Sie sind zu kurze Zeit hier, um unsere Zustände und Verhältnisse zu begreifen, und außerdem auch noch

so in Ihre deutschen Vorurtheile verstrickt, daß Sie Alles in einem falschen Lichte sehen. Ich habe Sie beinahe im Verdacht, daß Sie im Grunde Ihres Herzens ein heimlicher Abolitionist sind, und Das könnte ich Ihnen kaum verzeihen."

Ich gedachte der Warnung Müller's, aber es widerstrebte mir, Eleanor gegenüber meine Ueberzeugung zu verleugnen; zwischen ihr und mir mußte Wahrheit sein.

„Ich bin ein entschiedener Gegner der Sklaverei," erwiederte ich, „und zwar ebenso sehr im Interesse der Herren, wie der Sklaven; denn die Geschichte lehrt, daß, wo immer der Mensch als unumschränkter Gebieter und Eigenthümer über seines Gleichen herrschte, die Staaten zu Grunde gingen. Das Instit..t der Sklaverei gleicht einem Messer mit doppelter Schneide, tödtlich verletzend nach unten wie nach oben."

Eleanor's L ppen zuckten verächtlich. „Sie nennen die Neger unseres Gleichen?" rief sie. „Warten Sie einen Augenblick, Sie sollen mich j.tzt begleiten, und ich will Sie dann fragen, ob Sie diese Schwarzen wirklich für Menschen halten."

Sie läutete mit der silbernen Glocke, die auf dem Tische vor ihr stand, und eine schwarze Kammerzofe erschien. „Bringe mir einen Shawl und einen Schleier, Zoë!" befahl sie dieser.

„Wohin willst Du gehen?" fragte Halden.

„Zu dem Negerfeste," versetzte sie lächelnd, während sie sich von Zoë die inzwischen gebrachten Sachen umlegen ließ. „Herr Flachsland soll die Schwarzen einmal bei ihrem Vergnügen sehen."

„Sie hat das beste Mittel gewählt, um Sie von Ihren humanistischen Schwärmereien zu heilen," wandte sich Halden zu mir. „Bleibt nicht zu lange, Kinder!"

„In einer Stunde sind wir wieder hier," erwiederte sie, ihren Vater zärtlich auf die Stirne küssend. „Kommen Sie, Herr Flachsland, wir wollen gehen!"

Wir nahmen unseren Weg durch den an den Park stoßenden Wald und mochten kaum zwanzig Minuten gegangen sein, als ein rother Feuerschein zwischen den dichtgedrängten Stämmen der Bäume uns entgegenleuchtete und ein gellender, wüster Laut unser Ohr traf.

„Hören Sie Das?" fragte sie spottend; „sind Dies menschliche Laute?"

Auf dem freien Platze zwischen dem Wald und dem Negerdorf brannten zwei Feuer, neben welchen ein paar alte Negerinnen hockten, eifrig bemüht, den brodelnden Inhalt der darüber hängenden Kessel umzurühren. Sie sahen mit dem weißen wolligen Haare, das wirr um die runzeligen, schwarzen Gesichter hing, und den unförmlich dicken Körpern wahrhaft scheußlich aus. Zwischen den Feuern tanzten nach dem Takt einer Trommel, die ein alter Neger schlug, in bacchantischer Lust die jungen Schwarzen: diese Sprünge, diese Gliederverrenkungen! Dazu der entsetzliche Gesang oder vielmehr das Geheul, mit dem die umstehenden Neger den Tanz begleiteten, und die mephitischen Dünste, welche aus dem Menschenknäuel uns entgegenströmten —, jeder Sinn wurde gefoltert, Auge, Ohr und Nase gleichmäßig beleidigt. Es war ein Bild, des Pinsels eines Höllenbreughels würdig, wie diese schwarzen, halbnackten Gestalten in dem rothen Feuerschein hin- und hersprangen, als wären sie von der Tarantel gestochen.

Und wie ich jetzt voll Ekel den Blick abwandte von der wüsten, häßlichen Szene vor mir, fiel mein Auge auf Eleanor, die am Saume des Waldes stehen geblieben war und, regungslos wie eine Statue, an einem Baumstamme lehnte. Der Schleier war von ihrem Kopfe, der Shawl von ihren Schultern geglitten, und das helle Sommergewand, das sie trug, ließ die schöne Gestalt auf dem dunklen Hintergrund des Waldes scharf hervortreten. Es konnte keinen größeren Kontrast geben, als diese zarte Mädchengestalt hier in ihrer jungfräulichen Schönheit und Anmuth und stolzen Ruhe, und jene tanzenden, schreienden Neger dort, und wohl drängte sich mir in dem Augenblicke die Frage auf, ob neben dieser Lichterscheinung man die scheußlichen, schwarzen Geschöpfe da Menschen nennen durfte.

„Nun, was sagen Sie jetzt?" fragte sie lächelnd, als ich zu ihr trat. „Glauben Sie noch, daß jene Schwarzen dort Menschen sind, wie Sie und ich?"

Ich zuckte die Achseln und hob den Shawl auf, der auf den Boden gefallen war, um ihn ihr wieder umzulegen, denn ich fürchtete, daß sie, bei dem stark fallenden Abendthau, in dem dünnen Kleid sich erkälten könne. Sie ließ es geschehen, und als ich dann auch den Schleier um ihren Kopf schlang und die Enden desselben unter ihrem rosigen Kinn zusammenband, blickte sie mit einem so neckischen und doch so süßen Lächeln zu mir auf, daß ich ganz vergaß, auf ihre Frage zu antworten.

Sie lehnte sich auf meinen Arm, und wortlos schritten wir neben einander hin durch den stillen, dunklen Wald, durch dessen dichtbelaubte Bäume nur hie und da ein einzelner Mondstrahl bis auf

den weichen Moosboden fiel. Mein Herz schlug so laut und stürmisch, daß ich meinte, Eleanor müsse es hören, denn sie ging dicht neben mir.

Ich fühlte, wie gefährlich dieses Schweigen für mich wurde, und mit dem Aufgebot aller meiner Willenskraft das Gefühl, das so übermächtig mein Herz bewegte und schon über meine Lippen treten wollte, zurückdrängend, sagte ich: „Auf Ihre Frage bin ich Ihnen vorhin die Antwort schuldig geblieben, Miß Halden."

„Welche Frage?" entgegnete sie, und mir war, als ob in dem Ton ihrer Stimme Etwas wie Enttäuschung klang.

„Sie fragten, ob ich jetzt noch die Neger für Menschen hielte. Ich muß gestehen, daß sie mir in ihrer bestialischen Lustigkeit allerdings kaum noch als menschenähnliche Geschöpfe erschienen sind, aber ich möchte dagegen fragen, auf wem hier die schwere Schuld ruht, daß die schwarze Race, die ja doch, wie viele Beispiele beweisen, der Veredlung fähig ist, noch immer auf einer so niederen Stufe steht? Diese Schuld lastet auf ihren weißen Herren, welche es nie versucht haben, diese Geschöpfe, die ihr Eigenthum sind, zu Menschen zu erziehen."

„Sie sind ein unverbesserlicher Idealist," erwiederte Eleanor verstimmt und zog ihren Arm aus dem meinigen. — — —

Als ich später allein auf meinem Zimmer war und in der Stille der Nacht mit ruhigerem Sinne Alles überdachte, was mir der heutige Tag gebracht hatte, kam ich zu dem festen Entschluß, das Haus Halden's zu verlassen. Ich vermochte es nicht, länger so neben Eleanor zu leben, und der Schmerz, von ihr mich zu trennen, wie sehr er mir auch das Herz zerriß, erschien mir noch leichter zu tragen, als die Qual, welche ich empfand, wenn ich sie vor mir sah in all' ihrer Schönheit und Lieblichkeit und mir immer sagen mußte, daß sie nie mein werden konnte, weil sie reich und ich arm war.

Schon am nächsten Tage führte ich meinen Vorsatz aus und theilte Halden meinen Entschluß, sein Haus zu verlassen, mit. Ich dankte ihm dabei herzlich für alle mir bewiesene Güte und suchte diesen plötzlichen Entschluß eben mit einigen Scheingründen zu motiviren, als er mir schon bei den ersten Worten hastig und beinahe erschreckt in die Rede fiel: „Sie wollen gehen, Flachsland," rief er. „Was ist geschehen, daß Ihnen der Aufenthalt in meinem Hause plötzlich verleidet ist? Aber ich lasse Sie nicht ziehen; Sie wissen gar nicht, wie viel Sie mir sind und wie schmerzlich ich Sie vermissen würde. Eleanor!" wandte er sich zu dieser, die eben, im Reitkleid, die Reitpeitsche in der Hand, in das Zimmer trat. „Kannst Du Dir denken, daß Flachsland mir eben sagt, er habe die Absicht, uns zu verlassen? Aber wir werden Das nicht leiden, nicht wahr? Du wirst mir helfen, ihm diesen thörichten Vorsatz auszureden?"

Eleanor's Auge haftete einen Moment prüfend und fragend auf mir, dann färbte eine flüchtige Röthe ihre Wangen und ein leises Lächeln glitt über ihr Gesicht. Sie trat rasch neben den Sessel, auf welchem ihr Vater saß, strich liebkosend die Haare aus seiner Stirne und sagte: „Sei ganz ruhig, lieber Vater, Herr Flachsland wird nicht gehen, ich verspreche es Dir!"

„Miß Halden!" rief ich, „Sie..."

„Versprechen mehr, als Sie halten können," unterbrach sie mich, „Das wollten Sie doch sagen, nicht wahr? Ich weiß zwar längst, was für ein eigensinniger Trotzkopf Sie sind; aber vielleicht weiß ich auch ein Mittel, diesen Trotz, für diesmal wenigstens, zu brechen. Ich bin im Begriff, spazieren zu reiten und kam eben herein, um Sie zu fragen, ob Sie mich begleiten wollen?"

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Miß Halden."

Halden's Gesicht hatte sich bei den Worten seiner Tochter aufgehellt, und mit einem so heiteren Lächeln, wie ich es noch nie auf seinen Lippen gesehen, rief er ihr noch nach, als sie schon in der Thüre stand: „Bringe ihn nur rasch zur Vernunft, Eleanor, Du siehst, es ist hohe Zeit dazu."

Draußen warteten schon unsere Pferde. Eleanor wies den schwarzen Groom, der ihr bei dem Aufsteigen behilflich sein wollte, zurück und winkte mich herbei. Eine Sekunde lang ruhte ihr Fuß, der schmal und klein wie der eines Kindes war, auf meiner ausgestreckten Hand, und in der nächsten saß sie schon fest und sicher im Sattel.

„Wohin wollen wir reiten?" fragte sie, während ich mich auf mein Pferd schwang.

„Sie haben zu befehlen, Miß Halden."

„Zu befehlen haben! zu meinen Diensten stehen!" lachte sie. „Ich habe bis heute noch nichts Anderes, als solche Phrasen von Ihnen gehört, und dabei sehen Sie so ernst und finster aus, daß ich mich beinahe vor Ihnen fürchten könnte."

Ich erwiederte Nichts; es war mir unmöglich, auf ihren heiteren, scherzenden Ton einzugehen.

Sie gab ihrem Pferde einen leichten Schlag mit der Reitpeitsche, und das edle Thier, das

solcher Mahnung nicht bedurfte, flog in so raschem Galopp dahin, daß ich Mühe hatte, neben ihr zu bleiben und der Groom uns kaum zu folgen vermochte. Als jetzt der Weg in den Wald einbog, ließ sie ihr Pferd langsamer gehen und sich zu mir wendend, sagte sie: „Warum wollen Sie unser Haus verlassen, was ist der wahre Grund dieses plötzlichen Entschlusses? Sie schweigen, Sie wollen mir nicht sagen, was Sie fort von hier treibt? Nun dann will ich es Ihnen sagen ...“

Sie stockte und ihre Stimme zitterte. „Sie wollen gehen, weil Sie mich lieben!“

Mir war, als ob alle die Bäume des Waldes im wilden Tanz sich um mich drehten; ich legte die Hand auf meine Stirne, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träumte, und nur mit äußerster Anstrengung vermochte ich mich so weit zu fassen, um ihr antworten zu können. „Es ist so, wie Sie sagen,“ versetzte ich. „Ich habe mein Geheimniß schlecht gehütet; um so mehr ist es Zeit, daß ich gehe, ich bin schon viel zu lange ...“

Eine dunkle Röthe färbte Eleanor's Gesicht und sich dicht zu mir neigend, sagte sie:

„Nein, Sie sollen nicht gehen, ich will es nicht, denn ich... Soll ich denn selbst werben um die Hand und das Herz des Mannes, der in seinem thörichten Stolz lieber gehen und mich und sich elend machen wollte, als das Wort aussprechen, was ich seit Wochen sehnsüchtig von ihm zu hören begehre?“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein origineller Schabernack wurde einem jungen Landmädchen, das mit einem Korb voll Eiern vom Lande in **Berlin** zu Markte kam, vor dem Königsthor gespielt. Vorübergehende fanden dasselbe vor ihrem Korbe mit gefalteten Händen stehen, und zwar konnte es die Hände nicht auseinander falten, weil auf den an den Leib gepreßten Armen bis zu den Ellenbogen eine ganze Menge Eier aufgestapelt war. Die Aermste konnte sich nicht rühren, denn die geringste Bewegung hätte die Eier zu Falle gebracht. Befragt, wie sie in diese seltsame Situation gekommen sei, erzählte die Schöne vom Lande, daß ein junger Mann an sie mit dem Erbieten herangetreten sei, ihr eine Mandel Eier zu hohem Preise abzukaufen, wenn sie die Auswahl gestatten wolle. Hierauf sei sie eingegangen, und der junge Mann habe sie nun die Hände falten lassen und die ausgesuchten Eier auf ihren Armen placirt, worauf er unter dem Vorgeben, die Eier taugten nicht, letztere nicht abgenommen, ihr dazu noch, „als Belohnung für ihre Mühe“ in ihrer Wehrlosigkeit einen herzhaften Kuß applizirt (Dies kam natürlich sehr weinerlich und auf Umwegen heraus) und sich dann lachend gedrückt hatte.

(Ein Druckfehler.) Ein Redakteur des Pariser Sportblattes Jockey, dem jüngst einer seiner Artikel durch ein Versehen des Druckers, sogenanntes „Verheben des Satzes“, unverständlich gemacht worden war, erzählt, daß unter Ludwig Philipp der Constitutionnel das Opfer eines ähnlichen, nur weniger harmlosen Irrthums gewesen. Es war zur Zeit eine Ministerkrise. Eines Morgens stand im Constitutionnel zu lesen: „Se. Maj. der König hat gestern Herrn Thiers in den Palast der Tuilerieen berufen und ihn mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt. Der Staatsmann beeilte sich, Sr. Majestät zu erwiedern: „Ich habe nur ein Bedauern, das ist, daß ich Ihnen nicht den Hals umdrehen kann, wie einem indischen Hahn.“ Zwei oder drei Spalten tiefer aber prangte folgendes Entrefilet: „Die Nachforschungen der Justiz sind rasch von Erfolg gekrönt worden. Der Mörder der Rue du Pot-de-Fer ist an einem übel beleumundeten Orte verhaftet worden. Alsbald vor den Untersuchungsrichter gebracht, hatte der Elende die Kühnheit, sich zu groben Injurien gegen diesen Beamten hinreißen zu lassen und Worte an ihn zu richten, welche beweisen, daß in dieser verstockten Seele kein Fünkchen von Gewissen sich findet: „Gott und die Menschen alle sind Zeugen, daß ich nie einen anderen Ehrgeiz gehabt, als treu und intelligent Ihrer Person und meinem Lande zu dienen.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 145. Freitag, 8. Dezember 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Ein wildes Entzücken erfaßte mich. Was ich in meinen kühnsten Träumen nie zu hoffen gewagt, das war jetzt beseligende, entzückende Wirklichkeit geworden: Eleanor liebte mich und ich durfte nur die Hand ausstrecken und der höchste Preis, den das Leben mir bieten konnte, war mein! Wie ein lang zurückgedrängter Strom brach in glühenden, unzusammenhängenden Worten das Geständniß meiner Leidenschaft über meine Lippen, aber plötzlich ließ mich der Gedanke an Eleanor's Vater verstummen; in dem ersten Taumel des Glücks hatte ich seiner ganz vergessen, und nun mahnte mich die Stimme meines Gewissens daran, wie schlecht ich Halden's Vertrauen und Güte damit vergalt, daß ich, der sein besoldeter Diener war, um das Herz seiner Tochter warb.

„Ihr Vater, Eleanor!“ rief ich, „wie durfte ich vergessen ...“

„Mein Vater,“ fiel sie mir lächelnd in das Wort, „wird eben so glücklich sein, wie ich es bin, daß endlich das Siegel gelöst ist, mit dem Ihr thörichter Stolz so lange Ihre Lippen verschlossen hat. Und,“ fuhr sie mit einem Anflug reizender Koketterie fort, „ich verbiete es Ihnen, meinem Vater zu erzählen, wie schwer es mir geworden ist, Ihnen das Bekenntniß Ihrer Liebe zu entlocken.“

„Scherzen Sie jetzt nicht, Eleanor, der Augenblick ist zu ernst dazu. Ich weiß, daß Sie unter den ersten und reichsten Partieen des Landes zu wählen haben, wie könnte also Ihr Vater wünschen, einen Mann seinen Sohn zu nennen, der Ihnen Nichts zu bieten hat, als seine Liebe?“

„Und ich sage Ihnen, daß es dennoch Niemand gibt, dem mein Vater lieber die Hand seiner Tochter gibt, als Ihnen. Sie sehen mich immer noch zweifelnd an, so wissen Sie denn ....“ Sie hielt einen Moment inne, das Lächeln schwand von ihren Lippen, der helle Glanz erlosch in ihren Augen, und mit leiser, klangloser Stimme fuhr sie fort: „Sie stehen dem Herzen einer Frau nahe, die meinem Vater einst sehr theuer war; es ist um Leonorens von Ortenberg willen, daß er wünscht, Sie seinen Sohn zu nennen!“

„Um Leonorens von Ortenberg willen?“ wiederholte ich staunend.

„Ja! Fragen Sie mich nicht weiter nach dem Warum; begnügen Sie Sich damit, daß es so ist.... Lassen wir die Vergangenheit ruhen, auf diese Stunde soll sie nicht ihren Schatten werfen. — — — Nur noch Eins will ich Ihnen sagen, um Ihnen Manches zu erklären, was Ihnen in meinem Wesen früher vielleicht als seltsam und befremdend auffiel: aus den Briefen meines Vaters hatte ich zwischen den Zeilen seine Wünsche in Bezug auf eine Verbindung zwischen Ihnen und mir schon herausgelesen, ehe ich Sie kennen lernte. Und da diese Wünsche durchaus nicht mit den meinigen übereinstimmten, so bin ich Ihnen mit einem starken Vorurtheil entgegengetreten; denn ich bin Amerikanerin mit Herz und Seele und ich hasse Deutschland, das Land, wo mein Vater so viel gelitten hat und an dem er doch immer noch mit solcher Liebe und Sehnsucht hängt, daß er hier auf dem freien Boden Amerika's, wo er eine neue Heimath gefunden hat, ewig ein Fremder geblieben ist. Es war in meinen Augen wahrlich keine Empfehlung für Sie, daß Sie ein Deutscher sind und gegen meinen eigenen Wunsch und Willen hat sich die Liebe zu Ihnen in mein Herz geschlichen. Ich sah bald, daß Sie von dem Plan meines Vaters auch nicht die leiseste Ahnung hatten, Das gab mir meine Unbefangenheit zurück. Und die stolze

Zurückhaltung, mit welcher Sie mir begegneten, der männliche, unbestechliche Ernst, mit dem Sie, unbekümmert um mein Mißfallen, Ihre Meinung mir gegenüber verfochten, zwang mir Achtung ab und weckte bald mein Interesse. Hätten Sie huldigend mir zu Füßen gelegen, ich wäre gleichgiltig an Ihnen vorüber gegangen; aber Sie waren der erste Mann, welcher mir nicht schmeichelte und sich nicht um meine Gunst bemühte; Das reizte mich, ich wollte sehen, ob Ihre kalte Ruhe nicht zu erschüttern wäre, — und bald war mein eigenes Herz der Einsatz bei dem Spiele geworden.... Sie hatten Sich sehr in der Gewalt und Sie haben ängstlich das Geheimniß Ihrer Liebe gehütet, aber der Moment kam doch, wo ich in Ihnen las, daß Sie mich tief und leidenschaftlich liebten, und ich bin sehr, sehr glücklich gewesen. Ich hatte Sie aber auch so viel und scharf beobachtet, daß ich Ihren Charakter genug kannte, um zu wissen, daß Ihr Stolz Ihnen niemals erlauben würde, um mich zu werben, und so mußte denn ich Ihnen sagen, was ich so viel lieber zuerst von Ihnen gehört hätte."

„Eleanor, meine Eleanor!" stammelte ich. Mein Glück erschien mir fast zu groß; ein seltsames Bangen beschlich mich plötzlich; mir war, als könnten die Zukunftsbilder, welche bei den Worten des geliebten Mädchens so verlockend vor meinen Augen aufgestiegen waren, nie zur beglückenden Wirklichkeit werden.

Eleanor's Versicherung, daß ihr Vater mich gern als seinen künftigen Schwiegersohn begrüßen würde, bestätigte sich vollkommen durch die Art und Weise, wie Halden uns empfing, als wir, von dem Spazierritt zurückgekommen, Hand in Hand vor ihn traten. Mit großer Freudigkeit gab er seine Zustimmung zu unserer Verlobung und sagte, es sei längst sein Wunsch gewesen, daß unsere Herzen sich finden möchten.

„Machen Sie mein Kind glücklich, Flachsland," fügte er mit einem eindringlichen, fast flehenden Tone hinzu, „halten Sie Eleanor immer hoch und werth, sie verdient es. Ihr Glück gilt mir mehr, zehnfach mehr, als das eigene Leben, aber ich lege mit Vertrauen ihr Schicksal in Ihre Hand."

Ich sagte ihm, daß es die Aufgabe meines Lebens sein sollte, dies Vertrauen zu rechtfertigen.

„Das bin ich überzeugt," erwiederte er, und plötzlich mit seltsamen, geisterhaften Blicken in's Leere starrend, sagte er leise, wie mit sich selbst redend: „Und Leonore hat gesagt, daß sie ihn wie einen Sohn liebt — vielleicht kann ihr Segen den Fluch wenden, der —"

Eleanor schlang erbleichend beide Arme um seinen Hals und flüsterte: „Laß heute die Vergangenheit ruhen und vergessen sein, was längst in Gräbern schläft, — wir leben, und uns gehört die Zukunft."

Er setzte sich wieder auf den Sessel vor dem Kamin und ohne weiter auf uns zu achten, starrte er schweigend, den Kopf auf die Rechte gestützt, in die lodernden Flammen, die das ganze Zimmer mit einem rothen Lichte erfüllten. Tiefer und tiefer furchten sich die Linien seiner Stirne, schärfer trat der Schmerzenszug um seine schmalen, bleichen Lippen hervor. Gedachte er der einsamen Frau in der fernen Heimath, die er einst geliebt? Rief ihm der Anblick unseres Glückes einen eigenen kurzen Jugendtraum zurück?

Immer wieder wandte sich mein Blick auf die gebeugte Gestalt des bleichen Mannes dort, und selbst auf diese Stunde höchsten Glückes, wo ich, den Arm um Eleanor geschlungen, ihr endlich sagen durfte, wie mein Herz ihr gehört von dem ersten Augenblicke unseres Begegnens an, wie diese Liebe zugleich meine Qual und meine Wonne gewesen und wie sie mich nun so selig machte — selbst auf diese Stunde warf das dunkle Geheimniß, welches auf dem Leben ihres Vaters ruhte, einen finsteren Schatten.... Wie glich Eleanor jetzt, wenn der rothe zuckende Schein der Flammen über ihr schönes Gesicht glitt, jener Frau, welche ihr Vater geliebt und deren Namen sie trug! Welcher Art war das Band, das ihn einst an Leonore von Ortenberg geknüpft, welchen Antheil hatte er an der grauenvollen That, für die sie so schwer und vielleicht schuldlos gebüßt?

Eleanor war jetzt meine verlobte Braut, der glühendste Wunsch meines Herzens erfüllt, aber ich mußte nun die Erfahrung machen, welche keinem Sterblichen erspart bleibt, nämlich die, daß es kein Licht ohne Schatten, daß es kein vollkommenes Glück gibt. Eleanor hatte, als ihr Vater die Nachricht von unserer Verlobung gleich in den nächsten Tagen allen Bekannten des Hauses mittheilen wollte, mit einer unbeugsamen Hartnäckigkeit darauf bestanden, daß dieselbe vorläufig ein strenges Geheimniß bleiben sollte, und weder die eindringlichsten Vorstellungen noch die ernsten Bitten Halden's vermochten ihren Entschluß zu erschüttern. Reichthum, Ansehen, Besitz, Alles, was das Weib aus der Hand des Mannes, dem sie sich zu eigen gibt, empfangen soll, das Alles brachte sie mir zu. Und deßhalb gerade ver-

letzte es mich so sehr, daß sie nicht selbst es fühlte, wie drückend und schief meine Stellung in ihrem Hause war, wenn ich, als ihr Verlobter, in den Augen der Welt immer noch nur der Diener ihres Vaters war. Ich sagte mir, daß sie Dies ebenso peinlich empfinden müsse, wie ich selbst, wenn sie mich geliebt hätte, wie ich sie liebte, und was den Stachel noch tiefer in meine Seele drückte, war, daß ich den Grund ihrer Weigerung, unsere Verlobung zu veröffentlichen, vollkommen durchschaute: Rücksicht auf Douglas war es, was sie dazu bewegte. Sie wußte, daß dieser Mann von dem Augenblicke an, wo er erfahren, daß sie einen Andern ihm vorgezogen, ihr unversöhnlichster Feind geworden wäre, daß er nie mehr die Schwelle ihres Hauses überschritten haben würde, und sie konnte und wollte den Umgang mit ihm nicht aufgeben, er war ihr nothwendig, ja unentbehrlich. Durch ihn war sie in beständigem Verkehr mit den hervorragendsten Männern ihrer Partei und stets auf das Genaueste unterrichtet von Allem, was diese beabsichtigten und beschlossen. Je näher die Stunde der Entscheidung rückte, desto mehr steigerte sich die Aufregung Eleanor's, ihr ganzes Fühlen und Denken schien aufzugehen in dem Antheil an den großen Fragen des Tages, und mit fieberhafter Ungeduld erwartete sie immer das Erscheinen von Douglas, weil er ihr die neuesten Nachrichten zu bringen pflegte. Mit tiefem Schmerze erkannte ich, daß es eine Seite in dem Wesen meiner Braut gab, die mir völlig fremd und unverständlich bleiben mußte, und daß es ein Anderer, daß es Douglas war, mit dem sie die höchsten Interessen, die wärmsten Sympathieen ihrer Seele theilte.... Wer wahrhaft liebt, wünscht vor Allem sich Eins zu fühlen mit dem geliebten Gegenstand im Glauben und Hoffen, im Denken und Meinen, und dieses höchste und reinste Glück, diese geistige Verklärung der Leidenschaft war ihr und mir versagt. Und doch wußte ich, sie liebte mich, liebte mich mit aller Kraft und Innigkeit ihres reichen, leidenschaftlichen Gemüthes. Wohl lag eine Kluft zwischen uns, aber immer wieder überbrückte die Leidenschaft der Liebe diese Kluft, und wenn ich das geliebte Mädchen in meinen Armen hielt und ihre dunklen, unergründlich tiefen Augen so zärtlich zu mir aufsahen, dann hatte ich Alles vergessen, was trennend und störend zwischen uns stand, und nur ein Gefühl heißen, unsagbaren Glückes erfüllte meine Brust.

Wochen vergingen so, ohne daß Eleanor, wie sehr auch Halden fortwährend darauf dringen mochte, zu bewegen gewesen wäre, ihre Zustimmung zu der Veröffentlichung unserer Verlobung zu geben. Meine Stellung wurde dadurch Douglas gegenüber immer unerträglicher: er kam fast täglich nach Priory-Hill und wurde von Eleanor mit einer Freundlichkeit empfangen, die ihn nach Dem, was auf dem Ball zu Woodhouse zwischen ihm und ihr vorgegangen, mehr und mehr in dem Glauben bestärken mußte, daß sie seine Neigung erwiedere und damals in der That nur aus patriotischer Schwärmerei ihre Entscheidung hinausgeschoben habe. Er trug seine Leidenschaft für sie jetzt auch ganz offen zur Schau, und seine Blicke, seine kaum verhüllten Andeutungen sprachen es deutlich genug aus, wie nahe er sich schon seinem Ziele wähnte. Und ich mußte ruhig zusehen, wie ein anderer Mann um meine Braut warb, wie er Hoffnungen nährte, Wünsche hegte, die mir wie ein Raub an meinem Heiligthume erschienen, und durfte nicht reden, durfte meine Rechte nicht wahren und ihn in seine Schranken zurückweisen.

Länger aber wollte ich diesen Zustand nicht ertragen, meine Ehre, meine Manneswürde forderten gebieterisch, daß ich endlich das Recht erhielt, öffentlich als der Verlobte Eleanor's aufzutreten, und unter schweren Seelenkämpfen hatte ich mir selbst den Entschluß abgerungen, ein ernstes Wort mit ihr zu reden und ihr zu sagen, daß sie zwischen mir und Douglas wählen müsse.

Eines Tages, als ich gerade mit Halden auf der Veranda Schach spielte und Eleanor, hinter dem Stuhle ihres Vaters stehend, mit regem Interesse dem Gang des Spieles folgte, sprengte Douglas in wilder Eile auf schweißbedecktem Pferde vor das Haus und den Hut schwenkend, rief er Eleanor, die sich über die Brüstung der Veranda zu ihm hinunterbeugte, entgegen: „Die Wahl von Jefferson Davis zum Präsidenten der Südstaaten ist entschieden! Jetzt sind die Würfel gefallen und die Sezession eine vollendete Thatsache!"

Mit lautem Jubel empfing Eleanor diese wichtigen Nachrichten, und sobald Douglas vom Pferde gestiegen und zu uns auf die Veranda gekommen war, holte sie eilig Landkarten herbei und ließ sich von ihm den Plan des Feldzuges, mit dem der Krieg gegen den Norden eröffnet werden sollte, auseinander setzen. Aber während sie mit glühenden Wangen und gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten folgte, sah ich, wie seine Blicke weit aufmerksamer und länger auf ihrem schönen, erregten Gesicht, als auf den Karten,

die vor ihm lagen, hafteten und er halb zerstreut auf ihre eifrigen Fragen antwortete.

„Essen Sie heute mit uns," sagte Eleanor zu Douglas, als Cäsar jetzt mit der Meldung, daß angerichtet sei, in der Glasthüre des Salons erschien und Jener, aufstehend, nach seinem Hute griff. „Du, mein Vater, und Sie, Herr Flachsland, Ihr habt Beide so wenig Theil an der wichtigen Nachricht genommen, die Douglas uns eben gebracht, daß Ihr kaum einen Augenblick Euer Schachspiel unterbrochen habt, und ich muß heute Jemand haben, der sich mit mir freut und meinen Jubel theilt; deßhalb befehle ich Ihnen, Allan Douglas, bei Strafe meiner Ungnade, mit uns zu Mittag zu essen."

Obwohl Halden der Einladung seiner Tochter kein Wort hinzufügte, legte Douglas doch sogleich Hut und Handschuhe wieder weg und reichte lächelnd Eleanor seinen Arm, um sie in das Speisezimmer zu führen, wohin ihr Vater und ich ihnen folgten. Sie war so über alle Maßen heiter, wie ich sie noch selten gesehen hatte; es schien, als wollte sie mit ihrer Fröhlichkeit und ihrem lebhaften Plaudern meinem schweigenden Ernst ein Paroli biegen und zugleich verhindern, daß Douglas bemerkte, wie kühl und wortkarg ihr Vater seinem Gaste gegenüber saß.

„Bringe Champagner!" rief sie Cäsar zu, als dieser das Dessert auf die Tafel setzte. „Die Gesundheit des neuen Präsidenten der Südstaaten muß in Champagner getrunken werden."

Der verlangte Wein wurde gebracht, und während Cäsar die Gläser füllte, nahm Eleanor aus dem Bouquet von Rosen und Magnolienblüthen, das sie an ihrer Brust trug, eine Rose, und ihre Blätter auf den weißen Schaum, der in Douglas' Glas perlte, streuend, sagte sie lachend, das ihrige erhebend: „Rosen und Wein nennen ja die persischen Dichter als das Köstlichste, was es in der Welt gibt; trinken wir darin auf das Wohl von Jefferson Davis, auf das Kriegsglück des Südens!"

„Sie vergessen ein Drittes, Miß Eleanor," sagte Douglas, das geleerte Glas auf den Tisch setzend, „was die persischen Dichter noch über Rosen und Wein preisen: die Schönheit der Frauen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein neuer Strike von ganz eigenthümlicher Art hat an der Mosel in manchen Ortschaften begonnen. Die meisten Wirthe haben nämlich das Liter-Maß, sintemalen es kleiner ist als das Quart-Maß, schon jetzt in ihren Wirthschaften eingeführt, obgleich dasselbe erst am 1. Januar 1872 eingeführt werden muß. Da nun aber ein Liter um ein Achtel kleiner ist als ein Quart, so müßten billiger Weise die Wirthe das Liter Wein auch um ein Achtel billiger verzapfen als das Quart. Dennoch lassen sich die Wirthe für ein Liter Wein gerade so viel bezahlen, wie früher für ein Quart. Das wollen sich die Wirthshausgäste, namentlich die Alttrinker, für die Zukunft nicht mehr gefallen lassen und haben sich entschlossen, von ihrer Arbeit, das heißt vom Trinken, so lange zu feiern, bis die Wirthe für das kleinere Maß auch einen geringeren Preis festsetzen. Das Eigenthümlichste bei diesem Strike ist, daß dadurch die Strikenden Nichts verlieren, sondern nur gewinnen, indem sie zum Vortheil ihrer Familien das Geld sparen, welches das Jahr hindurch so reichlich in's Wirthshaus fließt. Daher sind denn auch die Hausfrauen, deren Männer auf besagte Art zu striken begannen, ganz vergnügt darüber und wünschen nur, daß die Wirthe einen noch höhern Preis für das kleinere Maß festsetzen möchten.

(Noch nicht meublirt.) Ein französischer Beamter unter dem letzten Kaiserreich, der besonders in dem Ruf stand, daß er es verstanden, sich durch jedes unerlaubte Mittel zu bereichern, war zum Minister ernannt worden. Er zeigte seinen Freunden ein prächtiges Landhaus, das er soeben hatte erbauen lassen, und sagte dabei triumphirend: „Nun wird man mir doch nicht vorwerfen können, daß ich als Minister das Volk ausgesogen und mir mit seinem Schweiß dies Alles angeschafft habe." „Geduld", antwortete ihm ein Freund lebhaft, „es ist noch nicht meublirt." Die Gesellschaft lachte, mit jenem frechen Cynismus, wie er unter Napoleon III. in allen Kreisen herrschte, wo sich Jeder um jeden Preis zu bereichern suchte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Montag, 11. Dezember 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Eleanor's Wangen färbten sich tiefer unter den heißen Blicken, mit denen er sie betrachtete, und den Kopf hastig von ihm weg zu mir wendend, sagte sie: „Sie haben nicht einmal mit mir angestoßen auf das Wohl unseres ersten Präsidenten und den Sieg unserer Waffen!"

„Herr Flachsland," versetzte Douglas mit einem hämischen Lächeln, „ist, glaube ich, ein heimlicher Abolitionist, der weit eher unseren Gegnern, als uns den Sieg wünscht."

Eleanor's Stirne umwölkte sich. „Ist es so?" fragte sie kurz und scharf.

Ich gedachte der Warnung Müller's; es lag etwas Lauerndes, Gespanntes in dem Gesicht von Douglas, was mich zur Vorsicht mahnte. „Ich bin ein Deutscher," erwiederte ich, „und noch zu kurze Zeit in diesem Lande, um mich für den Sieg der einen oder der andern Partei begeistern zu können."

Eleanor biß sich auf die Lippen und mit einem kurzen Neigen ihres Hauptes gegen uns stand sie auf und ging in den anstoßenden Salon, wohin wir ihr bald folgten.

Douglas griff nach seinem Hute und sich von Halden verabschiedend, sagte er: „Ich werde zu einem Meeting in M. erwartet, sonst würde ich nicht so rasch Ihr gastliches Haus verlassen."

Halden sprach kein Bedauern darüber aus und legte zögernd zwei Finger in die dargereichte Hand seines Gastes.

Ich hatte mich mit einer Zeitung in eine Ecke gesetzt, aber über das Blatt hinweg beobachtete ich Douglas, wie er jetzt zu meiner Braut trat, die ein paar Schritte von mir entfernt in der Brüstung eines Fensters stand. Er hatte rasch hinter einander einige Gläser Champagner getrunken und schien ungewöhnlich erregt; ein unstätes Leuchten war in seinen Blicken, als er Eleanor's Hand ergriff und, sich dicht zu ihr beugend, sagte: „Gedenken Sie noch der Antwort, welche Sie mir auf dem Ball in Woodhouse gaben? Der Augenblick ist jetzt nahe, wo ich dieselbe Frage noch ein Mal an Sie richten darf!"

Eleanor wurde bleich; es war ein ängstlicher, scheuer Blick, mit dem sie zu dem dicht vor ihr stehenden Manne, dessen Augen glühend und verlangend auf ihr ruhten, emporsah. Er lächelte, und von Neuem ihre Hand ergreifend, die sie ihm mit einer hastigen Bewegung entzogen hatte, streifte er den Spitzenärmel zurück und drückte einen Kuß auf ihren weißen, schönen Arm.

Ich warf die Zeitung zusammengeballt auf den Boden und stand im nächsten Moment neben Eleanor. Aber sie sah mich kalt und befremdet an und sagte, auf die Thüre des Bibliothekzimmers deutend, in welches Halden eben getreten war: „Mein Vater scheint Ihrer zu bedürfen, Herr Flachsland; er rief eben Ihren Namen!"

Ich blieb unbeweglich stehen, und auf Douglas' Gesicht kämpften Staunen und Wuth um die Oberhand.

„Adieu, Douglas!" wandte sich Eleanor an diesen, „Ihr Pferd wartet schon lange draußen und Sie müssen eilen, wenn Sie noch zu rechter Zeit zu dem Meeting in M. kommen wollen!"

Er verstand den Wink und entfernte sich.

Eleanor verließ das Zimmer durch die entgegengesetzte Thüre, ohne mich anzusehen, und ich versuchte es nicht, sie zurückzuhalten, denn ich wollte erst ruhiger werden, ehe ich über den Vorfall mit ihr sprach. Gleich darauf kam Halden mit einem Buch in der Hand herein.

„Es ist mir lieb, daß ich Sie noch hier finde," sagte Halden. „Hier ist eine Stelle im Horaz,

die mir unklar ist; wollen Sie mir dieselbe übersetzen?"

Während ich beschäftigt war, die fragliche Stelle mit ihm durchzugehen, erschien Eleanor im Reitkleid.

„Wir hatten heute Morgen verabredet, um diese Stunde spazieren zu reiten," sagte sie in gleichmüthigem Tone, „wollen Sie mich jetzt begleiten, Wilhelm?"

„Gib Deinem Bräutigam noch einen Augenblick Zeit," erwiederte Halden, „ich möchte, daß er mir diese Verse aus dem Horaz erst übersetzt, ehe er mit Dir geht!"

„So will ich langsam vorausreiten," versetzte sie, ihren Vater auf die Wange küssend. „Kommen Sie bald nach, Wilhelm!"

Nach ein paar Minuten folgte ich ihr, und ihr blauer Schleier, den ich noch durch die Bäume des Waldes schimmern sah, zeigte mir den Weg, den sie genommen. Ich beeilte mich, ihr nachzukommen und hatte sie auch bald erreicht. Sie hatte denselben Weg durch den Fichtenwald eingeschlagen, den wir an unserem Verlobungsabend geritten waren. Gerade so wie damals sank jetzt die Sonne hinter den Wipfeln der Bäume wie eine glühende Kugel hinab, während schon die Schatten des Abends dunkel auf unseren Weg fielen, und die Erinnerung an jene Stunde, wo ich das Wort der Liebe zuerst mit so jauchzendem Entzücken von den stolzen Lippen des geliebten Mädchens gehört und gewähnt, damit alles Glück der Erde auf immer mein zu nennen, erfüllte meine Brust mit einem Gefühle des bittersten Wehes, wenn ich daran dachte, wie ich jetzt gezwungen war, dies Glück auf eine Karte zu setzen und, wenn ich verlor, auch Eleanor auf ewig mir verloren war....

„Eleanor," begann ich endlich, „es war hier auf dieser Stelle, wo Du mir vor wenigen Wochen sagtest, daß Du mich liebtest und mit diesem Geständnisse mich glücklicher machtest, als Worte es aussprechen können!"

Sie wandte rasch den Kopf zu mir, der kalte, gleichgiltige Ausdruck, den ihre Züge bisher gezeigt, war verschwunden und ein Strahl der alten Zärtlichkeit leuchtete wieder aus ihren Augen.

„Liebst Du mich noch," fuhr ich fort, „ebenso stark, ebenso innig wie damals?"

„Welche Frage, Wilhelm!"

„Ich muß so fragen, denn ich bin im Begriff, von Dir einen großen Beweis dieser Liebe zu fordern: nämlich die sofortige Veröffentlichung unserer Verlobung. Aus Gründen, die Du anerkennen wirst, ohne daß ich sie Dir näher auseinandersetze, habe ich seither nicht darauf dringen mögen. Von Tag zu Tag jedoch ist es mir klar geworden, daß in der Weise, wie bisher, unser Verhältniß nicht fortbestehen kann. Es hat mir schwere Kämpfe gekostet, bis ich den Entschluß meinem Herzen abgerungen, Dir Das zu sagen, und lange habe ich den schmerzlichen Muth dazu nicht finden können. Aber nach Dem, was heute zwischen Dir und Douglas —"

„Wilhelm!" rief sie, sich hoch im Sattel aufrichtend, und ein drohender Blick flammte zu mir herüber.

„Unterbrich mich nicht!" fuhr ich, mich zur Ruhe zwingend, fort. „Ich beabsichtige weder, Dir Vorwürfe zu machen, noch Erörterungen herbeizuführen, die für Dich und mich gleich peinlich sein müßten. Nur Das will ich Dir sagen, daß nach Dem, was heute geschehen, ich es mit meiner Ehre nicht vereinbar finde, noch einen Tag länger neben Dir die unwürdige Rolle zu spielen, zu der mich die Geheimhaltung unserer Verlobung Douglas gegenüber zwingt. Hier gibt es jetzt nur zwei Wege: entweder Du erkennst mir von dieser Stunde an die Stellung und die Rechte Deines Verlobten öffentlich zu, oder — unser Verhältniß ist aufgelöst und ich verlasse morgen Priory-Hill für immer!"

Sie war sehr bleich geworden und die Hand, welche sie jetzt auf meinen Arm legte, zitterte heftig. „Wilhelm, besinne Dich! Nimm das Wort zurück! Kann so der Mann zu mir reden, der mir so oft gesagt, daß meine Liebe ihm höher gelte, als jedes Glück der Welt, mehr als das Leben selbst!"

„Ja, Eleanor, aber nicht mehr als die Ehre! und meine Ehre fordert, daß unsere Verlobung nicht länger ein Geheimniß bleibe. Täusche Dich nicht, mein Entschluß ist unerschütterlich. Willst Du mein Verlangen erfüllen?"

„Jetzt nicht, lasse mir Zeit, ein paar Monate noch; es kann jetzt noch nicht sein, es ist unmöglich!"

„Unmöglich?! Laß Wahrheit zwischen uns sein, Eleanor! Warum ist es unmöglich, daß Du meine Forderung erfüllst, deren Berechtigung Du selbst anerkennen mußt. Warum kann es nicht sein?"

Sie schwieg einen Moment, Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Gesicht. „Um Douglas willen!" sagte sie endlich, und so klanglos und abgebrochen fielen die Worte von ihren Lippen, als koste es ihr eine gewaltsame Anstrengung, sie zu sprechen.

Ich löste sanft ihre Finger, die noch immer fest meinen Arm umspannt hielten. Das entscheidende Wort war gefallen, wir waren geschieden. — —

Eleanor sah mich mit einem langen Blicke an, Trotz und Schmerz lagen darin, doch, als sie gewahrte, wie ich vergeblich nach Fassung rang, fuhr sie in weicherem Tone fort: „Douglas war der Gespiele meiner Kinderjahre, der Freund meiner Jugend; er hoffte, mir mehr noch als Das einst zu werden, und wenn Du nicht gekommen, Wilhelm, so hätte es wohl auch so sein mögen — erst als Du neben ihm standest, habe ich gewußt, daß Douglas mir Nichts als ein Freund war. Aber es sind doch starke Bande, die mich mit ihm verknüpfen, und ich will, ich kann sie jetzt nicht lösen... Ich bin kein deutsches Mädchen, dessen Blick nicht hinausreicht über die enge Welt des Hauses. Ich bin eine Amerikanerin, die Tochter eines freien stolzen Landes. Und dies Vaterland, für das alle meine Pulse schlagen, steht eben am Vorabend einer gewaltigen Katastrophe, schon zittert der Boden unter unseren Füßen, in dieser Stunde vielleicht beginnt bereits der Entscheidungskampf. Douglas ist einer der einflußreichsten Führer unserer Partei; mitten in den hochgehenden Wogen der Bewegung stehend, ist er rastlos thätig zur Erreichung des glorreichen Zieles, für das hier im Süden alle patriotischen Herzen entflammt sind. Alle seine Interessen, seine Hoffnungen, seine Wünsche sind auch die meinigen; ich will in diesem Augenblicke, wo die Geschicke unseres Vaterlandes sich in blutigen Schlachten erfüllen müssen, Douglas nicht aus meinem besten Freund in meinen unversöhnlichen Feind verwandelt sehen. Ich will und kann den Verkehr mit ihm nicht aufgeben um Deinetwillen, und ich müßte es, wenn ich Dein thörichtes Verlangen erfüllte, denn nimmer würde Allan Douglas die Schwelle von Priory-Hill wieder überschreiten, wenn er ahnte, daß Eleanor Halden sich mit einem andern Manne verlobt hat."

„Du sollst Nichts aufgeben um meinetwillen, Eleanor, Nichts entbehren, worin Du Freude und Genügen findest. Ich gebe Dir Dein Wort zurück; Du bist frei!" Ich zog den Verlobungsring vom Finger und reichte ihn ihr. Sie sah mich einen Augenblick unschlüssig an und ein halb trotziges, halb ungläubiges Lächeln irrte um ihre Lippen, dann nahm sie den Ring, streifte den Handschuh von ihrer Linken und steckte den goldenen Reif neben den, welchen sie von mir erhalten. Kein Wort wurde mehr zwischen uns gesprochen, bis wir durch das Parkthor wieder eintritten; wo Eleanor, sich zu mir neigend, leise sagte: „Lassen Sie meinen Vater heute Abend Nichts von Dem erfahren, was heute zwischen uns vorgefallen; es würde ihn aufregen und ihm eine schlaflose Nacht bereiten. Morgen mag er es wissen!"

Eleanor kam mit diesem Verlangen meinen eigenen Wünschen entgegen. Ich hatte mir vorgenommen, noch in dieser Nacht Priory-Hill zu verlassen, nachdem ich vorher Halden brieflich die Gründe, welche mich zu diesem Entschlusse bestimmten, auseinander gesetzt haben würde. Ich wollte dem alten Manne, der mir stets eine wahrhaft väterliche Zuneigung bewiesen, den Schmerz des Abschieds ersparen und ebenso Erörterungen vermeiden, die ihn ohne Zweifel auf das Schmerzlichste erregt haben würden und doch zu keinem befriedigenden Resultate hätte führen können. Und selbst wenn Das möglich gewesen, wenn Halden vermocht hätte, seine Tochter zu der Erfüllung meines Verlangens zu bewegen — ich wollte nicht fremder Ueberredung danken, was Eleanor's Liebe mir nicht gewähren konnte....

Halden schien jedoch, obgleich Eleanor und ich uns anstrengten, unbefangen zu scheinen, zu ahnen, daß Etwas zwischen uns vorgefallen war, denn während des ganzen Abends war er augenscheinlich bemüht, uns immer wieder in ein gemeinsames Gespräch zu verflechten, wenn der Faden der Unterhaltung riß, und seine Blicke flogen oft mit einem ängstlich forschenden Ausdruck von ihr zu mir. Sie hatte ein Album vor sich liegen und blätterte zerstreut darin, das Haupt auf die Hand gestützt, über welche eine der langen, seidenweichen Locken herabhing. Ich konnte das Auge nicht abwenden von dem geliebten Antlitz, das, von einer leichten Blässe angehaucht, mit dem leisen Zug des Schmerzes um den süßen rosigen Mund, mir schöner dünkte, als ich es noch je erblickt. Wie eine jener wundervollen farbenprächtigen Blumen ihrer südlichen Heimath erschien sie mir, deren märchenhafter Reiz und berauschender Duft das Herz des nordischen Fremdlings mit Entzücken erfüllen.

„Ich bin müde," sagte Halden endlich, und als er sah, daß ich aufstand, um mit ihm zu gehen, fuhr er fort: „Es ist noch nicht spät, bleiben Sie noch hier, Flachsland, und unterhalten Sie Eleanor noch ein wenig." Er sah mich dabei mit einem fast bittenden Blick an. Herzlich drückte ich seine dargereichte Hand; war es doch das letzte Mal, daß ich sie in der

Digitized by Google

meinigen halten sollte. Sobald die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, näherte ich mich Eleanor; ich wollte ihr nur noch Lebewohl sagen, ein längeres Alleinsein mit ihr überstieg meine Kräfte. Sie kam mir ein paar Schritte entgegen und blieb mit einem ernsten, fragenden Blick vor mir stehen. Ich ergriff ihre beiden Hände und zog sie näher zu mir, ich wollte noch einmal vor dem Scheiden recht tief in die geliebten Augen sehen. Aber da verließ mich meine bis dahin nur mit der äußersten Anstrengung bewahrte Selbstbeherrschung, und die theure Gestalt an meine Brust drückend, bedeckte ich ihr Haar, ihre Augen, ihre Lippen mit meinen Küssen. Sie ließ es widerstandlos geschehen und als ich sie endlich aus meinen Armen ließ, sah ich durch den Schleier, der über meine Augen sich legte, daß die ihrigen voll Thränen standen. Aber sie rief mich nicht zurück, als ich mich wandte, um zu gehen, und sie wußte, daß ich ging, um nie wiederzukehren.

Auf meinem Zimmer angelangt, schrieb ich in fliegender Hast an Halden. Mir brannte jetzt der Boden unter den Füßen, die Luft von Priory-Hill erstickte mich; aber mehr als ich den Brief zusammenfaltete uud siegelte, war es mir, als hätte ich mein eigenes Todesurtheil unterzeichnet.

Einige Stunden später, als Alles im Hause zu schlafen schien, stieg ich leise die Treppe hinunter und begab mich nach dem Stallgebäude, um Pompejus zu wecken, der, wie ich wußte, dort auf einer Streu neben den Pferden schlief. Der ehrliche Schwarze rieb sich verwundert die Augen und starrte mich an, als ob er ein Gespenst sehe, wie ich zu solcher Nachtstunde plötzlich vor ihm stand, und ihm befahl, rasch zwei Pferde zu satteln und mit mir nach der nächsten Haltestelle der Dampfboote zu reiten, da ich im Auftrag Halden's noch in dieser Nacht den Mississippi hinauf reisen müsse. Ohne Widerrede vollzog er jedoch sogleich meine Befehle; schnell waren zwei Pferde gesattelt, auf den Rücken des einen mein Mantelsack geschnallt, und zehn Minuten später hatten wir Priory-Hill im Rücken. Auf der letzten Anhöhe, von der man das Haus sehen konnte, hielt ich mein Pferd an und wandte noch einmal den Blick zurück auf die Landschaft. Der Vollmond stieg eben über dem Walde empor und warf sein bleiches Licht herab auf die Erde. Wohl war Priory-Hill ein reicher, stolzer Besitz fast so groß, als manches deutsche Fürstenthum, aber werthlos erschienen mir in dieser Stunde Reichthum, Macht und Besitz. Leichten Herzens würde ich auf das Alles verzichtet haben, wäre nur Eleanor mir unverloren gewesen! .... Sie wachte noch, dort hinter dem Fenster ihres Zimmers sah ich noch Licht schimmern und auf dem weißen Vorhang, der dasselbe verhüllte, glaubte ich den Schatten ihrer Gestalt zu erkennen. In diesem Augenblicke kam aller Schmerz der Trennung mit solcher Gewalt über mich, daß ein lauter Seufzer aus meiner Brust sich rang. Pompejus drängte sein Pferd nahe an das meinige, und die breite, schwarze Hand auf meinen Arm legend, fragte er ängstlich:

„Massa ist doch nicht krank? Was fehlt Massa?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die fesselnde Predigt.) Ein Pfarrer klagte einem zum Besuche anwesenden Kollegen, daß die Mitglieder seiner Gemeinde die üble Gewohnheit hätten, stets vor Beendigung seiner Predigt die Kirche zu verlassen. „Das würde mir nicht passiren", antwortete der Freund zuverlässig. — Der Pfarrer, wohl wissend, daß sein Freund kein Cicero war, bot demselben eine Wette an, daß die Zuhörer der Predigt des Gastes ein gleiches Schicksal bereiten würden, wie der seinigen. Der fremde Geistliche ging keck auf diese Wette ein und begann am nächsten Sonntag seine Predigt mit folgender Einleitung: „Brüder in Christo! Meine Predigt zerfällt in zwei Theile: der erste ist für die Gottlosen, der zweite für die Gerechten. — Beginnen wir mit dem ersten Theile." — Dieser war sehr kurz und schloß mit folgender Apostrophe: „Nun, Ihr verstockten Sünder, die Ihr Christum lästert und seine heiligen Lehren verspottet; die Ihr aller Laster voll und der Reue abhold seid, bin ich mit Euch zu Ende. Erhebet Euch und verlasset das Haus des Herrn, denn der zweite Theil meiner Rede ist nur Denen unter Euch gewidmet, welche reinen Herzens sind!" Keines der Anwesenden erhob sich, bevor das Amen fiel; sie waren alle reinen Herzens.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Mittwoch, 13. Dezember 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Die theilnehmende Frage des gutherzigen Negers brachte mich wieder zur Besinnung. „Ich bin nicht krank, Pompejus! Es war Nichts als ein Schwindel und ist schon vorüber." Und meinem Pferde die Sporen gebend, daß es sich hoch aufbäumte, ritt ich in so raschem Galopp von dannen, daß Pompejus mir kaum zu folgen vermochte. Eine Stunde mochten wir so geritten sein, als der breite Spiegel des Flusses uns entgegenschimmerte, und da hörten wir auch schon das Keuchen und Schnaufen des Dampfers, der sich mit Anstrengung stromaufwärts arbeitete. Jetzt hielten wir am Ufer, noch eine Biegung des Stromes, und wir sahen deutlich das Schiff, wie es hereukam.

Pompejus gab das Zeichen, der Dampfer mäßigte seine Schnelligkeit, ein Nachen wurde nach der Haltestelle geschickt; ich sprang vom Pferd, warf die Zügel Pompejus zu und stieg in das kleine Boot, das eben am Ufer anlangte. Wenige Minuten darauf stand ich auf dem Verdeck des Dampfers.

Ich setzte mich auf eine der dort stehenden Bänke und die Aufforderung des Kapitäns, mich in die Kajüte herunter zu begeben, ablehnend, saß ich die ganze lange Nacht hindurch, den Kopf in die Hände begraben, regungslos auf derselben Stelle, bis der erste bleiche Tagesschimmer den Himmel im Osten färbte. Es war wie eine Todtenwache an der Leiche meines Glücks und meiner Liebe, die ich in dieser Nacht mit eigner Hand hatte begraben müssen.

In St. Louis stieg ich an das Land und ging von da weiter nach New-York, wo ich leichter eine meinen Fähigkeiten angemessene Stelle zu finden hoffte. Hierin sah ich mich jedoch sehr getäuscht, denn in der großen Krisis, die dem Ausbruch des großen Krieges vorausging, verringerten alle Bank- und Kaufhäuser ihr Personal und Jeder suchte sich nach Möglichkeit einzuschränken. Und so waren alle Thüren, an die ich klopfte, um eine Anstellung zu finden, verschlossen. Meine Lage war ziemlich peinlich, und hätte nicht der eine große Schmerz, welcher meine ganze Seele erfüllte, mich gleichgiltig gegen alles Uebrige gemacht, so würde ich Das noch viel mehr empfunden haben. Meine Baarschaft ging auf die Neige, ich war wildfremd in der großen Stadt, und nirgends bot sich mir eine Aussicht auch nur zu dem bescheidensten Erwerb.

Da begegnete mir Morgens ein Knabe, der die neuesten Zeitungen ausbot, und hielt mir eine derselben hin. Mein Blick flog darüber hin, und das Erste, was ich sah, war mein eigener Name. Ueberrascht griff ich nach der Zeitung, warf dem Jungen meinen letzten Cent hin und las nun einen Aufruf, von einer der ersten New-Yorker Firmen unterzeichnet, worin ich aufgefordert wurde, mich bei Messrs. Scott und Braun zu melden, da das genannte Haus mir eine wichtige Nachricht mitzutheilen habe.

Ich begab mich sofort in das Geschäftslokal von Messrs. Scott und Braun, wo mich einer der dort beschäftigten Clercs, nachdem er einen mißtrauischen Blick auf meinen abgetragenen Rock geworfen, ziemlich barsch nach meinem Begehren fragte.

Ich reichte ihm die Zeitung und auf die betreffende Stelle deutend, sagte ich: „Ich bin Wilhelm Flachsland, der hier aufgefordert ist, sich bei Ihren Prinzipalen zu melden." Zugleich nahm ich aus meiner Brieftasche die nöthigen Papiere, um meine Identität mit der Person des

Aufgerufenen nachzuweisen. Der Clerc überflog sie rasch und seine Mienen veränderten sich sichtlich.

„Die Papiere scheinen in Ordnung," versetzte er in sehr verbindlichem Tone. „Darf ich Sie bitten, mir in das Privatzimmer meiner Prinzipale zu folgen?" Er führte mich darauf in ein an das Geschäftslokal anstoßendes Kabinet, wo ein ältlicher Herr sich mir als den zweiten Chef der Firma vorstellte.

Der Prinzipal ließ sich meine Papiere geben, und nachdem er sie sorgfältig geprüft, sagte er: „Ich freue mich, Ihnen eine so angenehme Mittheilung machen zu können: Schmidt und Söhne in Hamburg haben uns aufgetragen, Sie, Herr Wilhelm Flachsland, davon zu benachrichtigen, daß Fräulein Leonore von Ortenberg, welche in M. gestorben ist, Sie testamentarisch zu Ihrem Universalerben eingesetzt hat."

„Todt!" rief ich, auf das Schmerzlichste bewegt und erschüttert. „Fräulein von Ortenberg ist todt! — Wann ist die Nachricht gekommen?"

„Vor etwa acht Tagen. Ich vermuthe, daß Sie sogleich nach Europa reisen werden, um Sich in den Besitz der Erbschaft zu setzen. Sollten Sie vielleicht in momentaner Geldverlegenheit Sich befinden? Wir stehen immer in Abrechnung mit Schmidt und Söhne und sind mit Vergnügen bereit, Ihnen jede beliebige Summe auszuzahlen."

Ich war ein reicher Mann geworden; die höfliche Verbindlichkeit des Banquiers und sein Anerbieten, mir Geld vorzustrecken, ehe ich nur eine Andeutung gemacht, daß ich dessen bedürfe, machten mir Dies plötzlich klar. Ich ließ mir eine mäßige Summe auszahlen, um die Kosten meiner Rückreise nach Europa bestreiten zu können, und noch an demselben Tage schiffte ich mich auf einem Dampfer, der eben zur Abfahrt fertig im Hafen lag, nach Hamburg ein....

Ich hatte nicht die geringste Schwierigkeit, das reiche Erbe, welches die noch über das Grab hinaus sorgende Hand der treuen Freundin mir zugewandt, anzutreten. Schon wenige Wochen nach meiner Ankunft in B..., wo das Testament deponirt war, wurde die ganze Angelegenheit bei dem dortigen Gerichte erledigt und ich in den unbestrittenen Besitz der mir zugefallenen Erbschaft gesetzt. Ich reiste darauf nach M... und betrat mit einem tief wehmüthigen Gefühl der Trauer das Haus, in welchem mein Schicksal eine so entscheidende Wendung erfahren und das jetzt mein Eigenthum war. Die alte Dorothee, der ich meine Ankunft vorher angekündigt, hatte die früher von mir bewohnten Zimmer wieder für mich hergerichtet, und die alten Räume mit ihrem wohlbekannten Hausrath grüßten mich so vertraut. So unverändert war hier Alles, daß mir im ersten Moment das wechselvolle, bewegte Jahr, welches ich durchlebt, seit ich zuletzt hier gewesen, wie ein Traum erschien; und so deutlich und lebhaft tauchte die Erinnerung an Fräulein von Ortenberg und die Stunden, die ich in diesem Hause mit ihr verbracht, in mir auf, als wäre es gestern gewesen, daß ich Abschied von ihr genommen....

Das Oeffnen der Thüre störte mich aus meinem Nachsinnen auf; ich wandte mich um und sah die alte Dorothee, welche die brennende Lampe auf den Tisch setzte und daneben ein versiegeltes Packet legte. „Diese Papiere," sagte sie, „hat mir meine Herrin in ihrer letzten Stunde übergeben mit der Weisung, sie Ihnen, Herr Flachsland, einzuhändigen." Ohne ein Wort weiter hinzuzufügen, verließ sie das Zimmer, und ich öffnete hastig das Packet. Eine Reihe eng beschriebener Blätter fiel mir entgegen... So hatte sie doch das Geheimniß ihres Lebens nicht mit in das Grab genommen!

Schuldig oder nicht? ... Jetzt sollte mir endlich die Antwort auf diese Frage, die ich mir so oft gestellt, werden. Mit bebender Hand ergriff ich das erste Blatt und las:

Die Geschichte Leonorens von Ortenberg.

Man hat oft den Satz aufgestellt, daß in der Persönlichkeit des Menschen sein Schicksal liegt, daß also Jeder für das Glück oder Unglück seines Lebens selbst verantwortlich ist, und es liegt viel Wahres darin; nur hat man vergessen, hinzuzusetzen, daß die Persönlichkeit eines Menschen, d. h. seine geistige Entwicklung, abhängig ist von den Verhältnissen, unter welchen er geboren wird und aufwächst, und daß Ort und Zeit, Familie und Umgebung verändernd und umstimmend auf die ursprüngliche Charakteranlage wirken können. Ereignisse, lange vor unserer Geburt geschehen, haben oft schon den Würfel über unser Schicksal geworfen, ehe wir noch zu athmen begannen, und ihr schwarzer Schatten fällt verdüsternd und vergiftend auf unser ganzes Leben.... Das ist mein Loos gewesen. — Ich sage nicht, daß ich den Fluch nicht hätte wenden, den finsteren Schatten nicht hätte bannen können von meinem Haupte; ein edlerer Sinn, ein sanfteres Herz hätte es vielleicht vermocht, ich konnte es nicht.... Das ist meine Entschuldigung, nicht meine Rechtfertigung.

Die Mutter meines Vaters war zwei Mal verheirathet. Zuerst mit meinem Großvater, dem Baron von Ortenberg, der in das schöne Hoffräulein sich verliebte, den Militärdienst aufgab, um sie, die ebenso arm war, wie er selbst, heirathen zu können, und das ganz verschuldete Familiengut übernahm.

Die Ehe war nicht glücklich. Sobald der erste Rausch der Leidenschaft verflogen war, erinnerten sich Beide nur daran, welche Opfer Jedes von ihnen gebracht hatte, um einander anzugehören. Sie vermißte den Hof, an dem sie geglänzt hatte, er das freie, lustige Leben des flotten Reiteroffiziers. Sie sollten jetzt arbeiten und entbehren, und sie hatten bis dahin nur gelernt, zu tändeln, sich zu amüsiren und zu genießen. Nur starke und edle Naturen vermögen das Gefühl einer idealen Liebe in der Ehe festzuhalten, wenn die Noth des Lebens, der Kampf um die Existenz an sie herantritt; meine Großeltern konnten es nicht. Sie fanden bald, daß sie einen viel zu hohen Preis für ihr Liebesglück gezahlt hatten, und die äußere Zerrüttung ihrer Verhältnisse ging Hand in Hand mit der Erkaltung ihrer Herzen und dem wachsenden Unfrieden des Hauses. Der Konkurs würde bald über das Gut hereingebrochen sein, denn er war kein Landwirth und sie keine Hausfrau, wenn ihnen nicht durch den Beistand eines Nachbarn eine hilfreiche, rettende Hand sich geboten hätte. Dieser war ein Engländer, Namens Smith, der unweit vom Schloß Ortenberg eine Fabrik gegründet und diese schon nach kurzer Zeit in großen Flor gebracht hatte. Er war mit meinen Großeltern befreundet geworden, hatte ihren zweiten Sohn, meinen Vater, aus der Taufe gehoben und bot ihnen, als das drohende Gespenst des Bankerotts vor ihnen stand, thatkräftige Hilfe und verständigen Rath.

Er war es, der mit den Gläubigern, von welchen mein Großvater in jeder momentanen Verlegenheit Summen geborgt und meistens nur die Hälfte des Betrages, über den er quittirte, erhalten hatte, ein Abkommen traf, daß sie ihre Forderungen um ein Dritttheil herabsetzten, wenn die Schuld sofort bezahlt werde, und dann dem Freunde die dazu nöthige Summe gegen mäßige Zinsen selbst vorschoß.

Herr Smith sorgte dann auch noch dafür, daß ein tüchtiger, redlicher Verwalter die wirthschaftliche Leitung des Gutes übernahm, und die Angelegenheiten meiner Großeltern waren damit so geordnet, daß ihnen noch so viel blieb, um mit strenger Sparsamkeit anständig leben zu können. Aber sie vermochten Beide nicht, sich einzuschränken, und als nach einem Jahre mein Großvater an einem hitzigen Fieber starb, standen seine Verhältnisse wieder so schlecht, daß es nur einem zweiten hilfreichen Dazwischentreten Smith's gelang, der Wittwe und den Kindern den Besitz des Gutes zu erhalten. Zwei Jahre später heirathete er meine Großmutter, und aus dieser Ehe stammt ein Sohn, welcher mit seinen beiden Stiefbrüdern auf Schloß Ortenberg, wohin Herr Smith nach seiner Verheirathung übergesiedelt war, erzogen wurde. Scheinbar machte dieser keinen Unterschied zwischen dem eigenen Sohn und den Kindern des Freundes, welche alle drei unter der Leitung eines vortrefflichen Hauslehrers eine gute und sorgfältige Erziehung erhielten, bis mein Vater und sein Bruder alt genug waren, um, wie sie Beide es wünschten, in Militärdienste zu treten. Der junge Smith, welcher jetzt allein im elterlichen Hause zurückblieb, erhielt nun statt des deutschen Hauslehrers einen englischen tutor, um dann später seine Studien auf einer englischen Hochschule zu beendigen; denn obwohl in Deutschland und von einer deutschen Mutter geboren, wollte der Vater doch einen vollständigen Engländer in dem Sohne erziehen, da er auf Nichts so stolz war, als auf seine englische Abkunft und mit mitleidiger Geringschätzung auf alles Deutsche herabsah. Er hatte sein Vaterland verlassen, um anderwärts sich eine Existenz zu gründen, aber der auf fremdem Boden erworbene Reichthum sollte den Sohn, auf dessen Zukunft er die ehrgeizigsten Pläne baute, einst in den Stand setzen, eine Stellung in den Kreisen der englischen Gesellschaft einzunehmen, welche dem Vater, der weder Rang noch Reichthum besaß, als er die Heimath verließ, verschlossen gewesen waren, und in seinen stolzesten Träumen sah er diesen Sohn und Erben einen Platz im britischen Parlament einnehmen. Immer weiter dehnte er seine Unternehmungen aus, knüpfte Verbindungen mit großen englischen Handelsfirmen an und schickte endlich den Sohn, reich versehen mit Geld und Empfehlungsbriefen, nach Eton, damit er dort mit den Söhnen der besten englischen Familien seinen Studien obliege und damit zugleich Verbindungen und Bekanntschaften unter diesen anknüpfe, die ihm in der Zukunft förderlich sein konnten. Allen diesen ehrgeizigen Plänen, diesen weitreichenden Entwürfen jedoch machte der Tod ein jähes Ende. Ein Schlagfluß raffte den noch im besten Alter stehenden Mann plötzlich dahin, und meine Großmutter

Digitized by Google

war zum zweiten Male Wittwe. So wenig Herr Smith, so rüstig und kräftig wie er war, daran gedacht haben mochte, daß er so bald sterben würde, so hatte er doch als vorsichtiger Geschäftsmann auch diese Möglichkeit in's Auge gefaßt, denn es fand sich nach seinem Tode ein Testament vor, welches klar und bestimmt über seinen Nachlaß verfügte und die Verhältnisse feststellte. Seiner Wittwe hatte er eine mäßige, aber anständige Rente ausgesetzt und ihr Schloß Ortenberg als Wohnsitz angewiesen, welches zwar nominell seinen beiden Stiefsöhnen gehörte, aber faktisch sein Eigenthum war, da die Einkünfte des Gutes kaum die Zinsen des von ihm darauf geliehenen Kapitals deckten. Warum er das Gut nicht zur Subhastation brachte, um es dann selbst zu erwerben, weiß ich nicht; es blieb im Besitz der Ortenberg'schen Brüder, und das Testament ihres Stiefvaters bestimmte, daß während der nächsten zehn Jahre ihnen dieselbe Rente von dreihundert Thalern, die er seither als Zuschuß zu ihrer Gage ihnen gegeben, ausgezahlt werden sollte. Ueber den eigenen Sohn hatte Herr Smith verfügt, daß er bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre in England bleiben solle und dann selbst entscheiden möge, wo er seinen bleibenden Wohnsitz nehmen und welchen Beruf er ergreifen wolle. Die Fabrik und das ganze kaufmännische Geschäft sollten bis dahin unter der Leitung zweier erprobten Commis fortgeführt werden. Die Bestimmungen des Testaments wurden alle vollzogen, da Niemand einen Einspruch dagegen erhob, und die ersten Jahre nach dem Tode Smith's gingen ohne irgend ein nennenswerthes Ereigniß vorüber. Da starb ein Bruder meiner Großmutter und hinterließ eine einzige Tochter, welche er sterbend der Obhut der Schwester empfahl. Sie nahm das mutterlose junge Mädchen zu sich, und meinen Vater, der kurze Zeit darauf nach Ortenberg auf Urlaub kam, erfaßte bald eine so heftige Leidenschaft für die schöne Cousine, daß er sich mit ihr verlobte, obgleich sie und er ebenso arm waren, als seine Eltern es gewesen, als sie sich verheiratheten. Meine Großmutter, wohl in Erinnerung daran, wie wenig Glück sie in einer aus leidenschaftlicher Liebe unter ähnlichen Verhältnissen geschlossenen Ehe gefunden hatte, widersetzte sich dieser Verbindung ihres Sohnes und ihrer Nichte auf das Entschiedenste; mein Vater aber, ein fester, energischer Mann, beharrte fest auf seinem Willen; und da er und seine Braut großjährig waren, so konnte die Mutter mit ihrem Einspruch die Heirath Beider nicht hindern. Er nahm, wie einst sein Vater, seinen Abschied, heirathete meine Mutter und übernahm das verschuldete Gut. Meine Großmutter starb bald darauf, ohne daß sie ihre Befürchtungen in Bezug auf das Glück dieser Ehe, der sie ihren Segen verweigert hatte, in Erfüllung hätte gehen sehen. Im Gegentheil schien sie unter einem glücklicheren Stern, als einst die ihrige, geschlossen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* Die „Feldpostskizzen", vom Oberpostkommissär Fritsch herausgegeben, haben soeben die Presse verlassen und liegen in gefälliger Ausstattung uns bereits zur Beurtheilung vor.

Wir haben das Büchlein mit vielem Interesse gelesen und gestehen, daß die 26 verschiedenen Skizzen ihrer Form wie ihrem Inhalt nach Beachtung verdienen. Die Diktion ist durchweg frisch, lebendig und von sauberem Styl. Man fühlt, daß Herausgeber wie Mitarbeiter nicht für den gewöhnlichen Geschmack der großen Menge gearbeitet haben. Mit besonderem Glück ist in einigen dieser hübschen Federzeichnungen auch das humoristische Element eingeführt; dahin gehören u. a. „Französische Nächte" und „Ein und zwanzig gute Kameraden".

Der Inhalt ist recht mannigfaltig und regt vielseitig das Interesse des Lesers an, so daß das Buch durchaus nicht allein für die Herren von der Post — im Norden die sogenannte „Orange" — sondern auch für das größere Publikum als willkommenes Erinnerungsalbum an den großen Feldzug bestimmt erscheint.

Es wechseln ernste Bilder aus den Tagen der Noth und der Gefahr mit heiteren und farbenreichen Schilderungen von Land und Leuten, gefährliche Abenteuer mit pikanten Humoresken in bunter Mannigfaltigkeit ab und fesseln die Aufmerksamkeit des Lesers sowohl durch stofflichen Inhalt als durch geschmackvolle Darstellung.

Der überaus billig gestellte Preis bedingt einen großen Absatz, wenn der Verfasser, der sich als gewandten Novellisten in diesem Buch dokumentirt, einigermaßen einen Lohn finden soll für seine hübsche und sicherlich nicht mühelose Arbeit. Wir wünschen Das von ganzem Herzen und empfehlen somit die in Rede stehenden „Feldpostskizzen" unserem Leserkreise hiermit auf's Wärmste.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Freitag, 15. Dezember 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Die rastlose Thätigkeit meines Vaters hob gleich im ersten Jahre, unterstützt von einer guten Ernte, den Ertrag des Gutes um ein Bedeutendes, und meine Mutter hielt das Hauswesen mit sorglichem Fleiße in bester Ordnung, so daß die äußeren Verhältnisse des jungen Paares sich über Erwartung günstig gestalteten. Von dem ehelichen Glück desselben in jener Zeit weiß ich nur, daß die leidenschaftliche Liebe, die abgöttische Zärtlichkeit, mit der mein Vater einst seine schöne Braut geliebt und um ihren Besitz so viel geopfert hatte, sich, seit er verheirathet war, noch um Nichts verringert hatte oder kühler geworden war. Ob und wie weit seine Liebe damals noch erwiedert und getheilt wurde, davon habe ich niemals Etwas erfahren. Der Tod meiner Großmutter, welcher fast mit dem vierundzwanzigsten Geburtstag ihres Sohnes zweiter Ehe zusammenfiel, rief diesen aus England nach Ortenberg zurück, wo die Stiefbrüder sich seit Jahren zum ersten Mal wiedersahen und Smith die Frau seines Bruders kennen lernte. Er huldigte der schönen Schwägerin gleich sehr eifrig, und während meinem Vater, den seine Geschäfte fast den ganzen Tag über in Feld und Wald festhielten, die Stunden in angestrengter, mühevoller Thätigkeit vergingen, saß sein Bruder, welcher, reich und unabhängig, ganz Herr seiner Zeit war, bei seiner Frau, las ihr vor, ging mit ihr spazieren, musizirte mit ihr, und wenn mein Vater müde und abgespannt von der Last und Sorge des Tages nach Hause kam und wohl ernst und schweigsam sein mochte, führte Jener frisch und lebendig die Unterhaltung, war witzig, heiter und liebenswürdig, und mein Vater, dem es in seinem arglosen, offenen Sinn nicht einfiel, dem Bruder, der sein Gast war, und dem Weibe, das sein Herz mit so tiefer Liebe umfaßte, zu mißtrauen, freute sich, daß seine Frau in der Einsamkeit des Landlebens durch den Besuch des Schwagers eine so angenehme Zerstreuung gefunden hatte. Aber der Tag kam doch, an welchem meinem Vater die Augen darüber aufgingen, wie sein Bruder das Gastrecht und das Vertrauen des Gatten ehrte, — er hatte mit ihm eine heftige Szene, in welcher bittere, leidenschaftliche Worte von beiden Seiten fielen und die damit endete, daß Smith versprach, in den nächsten Tagen Ortenberg zu verlassen und seinen bleibenden Aufenthalt in England zu nehmen, worauf mein Vater ihm die Hand zur Versöhnung reichte.

Am folgenden Tag war ein großes Treibjagen in den ortenbergischen Forsten, und Smith, der ein leidenschaftlicher Jäger war, wollte vor seiner Abreise noch daran theilnehmen. Die beiden Brüder hatten ihren Stand nahe neben einander und ziemlich entfernt von den übrigen Schützen. Plötzlich hörte der alte Förster, der ihnen am nächsten stand, zwei rasch auf einander folgende Schüsse und dann einen lauten Schrei, und als er schnell hinzueilte, fand er meinen Vater todt in seinem Blute liegen, die abgeschossene Flinte neben ihm. Ein paar Schritte entfernt, lehnte bleich, einer Ohnmacht nahe, sein Bruder an einem Baumstamme. Man nahm an, daß die Flinte meines Vaters, als er auf einen vorübereilenden Hirsch, den Smith, wie er später sagte, eben angeschossen hatte, anlegen wollte, so unglücklich sich entladen hatte, daß die Kugel ihn selbst traf.

Vier Monate nach dem Tode meines Vaters wurde ich geboren, und gleich nach Beendigung des Trauerjahres verheirathete meine Mutter sich

mit ihrem Schwager, welcher nicht nach England zurückgekehrt, sondern auf die Fabrik gezogen war, deren Leitung er jetzt selbst übernommen hatte.

Nach seiner Verheirathung mit meiner Mutter siedelte Smith nach Schloß Ortenberg über, wo anderthalb Jahre nach meiner Geburt meine Stiefschwester Alice geboren wurde.

Die erste deutliche Erinnerung aus meiner Kinderzeit ist die, daß ich mit eben dieser Schwester eines Morgens in das Zimmer meiner Mutter gebracht wurde, wo auf einem weißbedeckten, blumengeschmückten Tische ein Kuchen mit vier brennenden Lichtern stand, umgeben von Puppen und Spielsachen aller Art. Ich blickte sehnsüchtig und erwartungsvoll auf alle diese Herrlichkeiten, aber Niemand beachtete mich, wie ich scheu und schüchtern an der Thüre stehen blieb.

Mein Stiefvater nahm meine Schwester in seine Arme und trug sie, indem er sie küßte, zu meiner Mutter, die auf einem Sessel vor dem Tische saß. Auch sie küßte das Kind zärtlich, dem beide Eltern jetzt unter Liebkosungen alle die Sachen reichten, die auf dem Tische standen, und ihr sagten: „Diese Geschenke wären alle für sie bestimmt, denn heute sei ihr Geburtstag, an dem sie vor vier Jahren ihre Eltern durch ihre Ankunft so beglückt habe.“ Dabei sahen Beide voll Liebe sich in die Augen, und mein Stiefvater sagte, während er den Arm um Mutter und Kind legte: „Meine beiden Kleinode! Kein König kann reicher sich dünken, als ich, wenn ich Euch Beide so umfaßt halte, Ihr meines Lebens höchstes Glück und Freude!“

Ich starrte auf die Gruppe hin, bis die Thränen, die heiß in meine Augen stiegen, meinen Blick verdunkelten. Das Gefühl des Einsam- und Verlassenseins kam so mächtig über mich, daß mein kleines Herz sich krampfhaft zusammenzog. Dort standen sie in zärtlicher Umschlingung, Vater, Mutter, Schwester, und ich blieb allein und vergessen im Winkel, ich gehörte nicht zu ihnen, die mir doch die nächsten waren, ich fühlte es in diesem Augenblicke, daß meine Gegenwart ihnen störend und unbequem war, und still schlich ich aus dem Zimmer.

Auf dem Gang draußen begegnete mir meine Amme, und da sie mich weinen sah, nahm sie mich auf den Arm und fragte mich, was mir fehle.

Ich erzählte ihr, was ich eben erlebt hatte, und setzte dann hinzu: „Habe ich denn keinen Geburtstag, ich bin doch auch einmal auf die Welt gekommen?“

Sie lachte kurz und höhnisch auf. „Ja wohl, Du armes Tröpfchen!“ sagte sie. „Deinen Geburtstag feiern sie freilich nicht, magst ihnen damals unerwünscht genug gekommen sein und sie Dich nicht gern gesehen haben, als aus Deinem kleinen Gesicht Deines todten Vaters Augen ihnen entgegenblickten.“

„Meines todten Vaters Augen, Annemarie?“ rief ich. „Mein Vater lebt ja und ist drin im Zimmer.“

Sie lachte wieder. „Wer hat Dir denn Das weiß gemacht? Herr Smith ist nicht Dein Vater, ist nur Deiner Mutter zweiter Mann und Deiner Stiefschwester Vater. Der Deinige schlief schon, ehe Du geboren wurdest, auf dem Kirchhof unter dem grünen Rasen. Deßwegen bist Du auch das Freifräulein von Ortenberg und die da drinnen sind nur simple Bürgerliche. Leonore von Ortenberg, Das klingt besser, als Alice Smith, nicht wahr? Und Deines Vaters Namen, den können sie Dir wenigstens nicht nehmen.“

Der Eindruck, den diese Mittheilung meiner Amme auf mich machte, war so gewaltig, daß es mir war, als fahre ein Blitz neben mir nieder, als wanke der Boden unter meinen Füßen. „Nicht mein Vater, nicht mein Vater!“ rief ich wild. „Das ist gut, Das freut mich, denn ich kann ihn nicht lieb haben, ich fürchte mich vor ihm! Jetzt will ich meinen todten Vater lieben. Aber warum ist er denn todt, war er schon so alt, daß er sterben mußte?“

Annemarie schüttelte den Kopf, und ein häßliches, böses Zucken lief über ihr Gesicht. „Nein, er war nicht alt, war ein junger, schmucker Herr, schöner und stattlicher noch, als der Herr Smith, sein Stiefbruder. Aber eines Tages gingen sie zusammen auf die Jagd, und es kam nur Einer lebend zurück, — den Andern trugen sie mit durchschossener Brust nach Hause, und Das war Dein Vater...“

Sie schwieg plötzlich, und alle meine Fragen vermochten Nichts mehr aus ihr herauszulocken.

Heftig und eindringlich schärfte sie mir ein, mit Niemand von Dem zu reden, was sie mir eben erzählt habe. Ich versprach es und hielt mein Wort; aber je weniger ich davon reden konnte, um so mehr dachte ich darüber nach, und das giftige Samenkorn, das sie mit ihren unbedachten, hämischen Worten in mein Kinderherz geworfen, wucherte üppig empor. Ich hatte meinen Stiefvater, so lange ich ihn für meinen rechten Vater hielt, nicht zu lieben vermocht, jetzt fing ich an, ihn zu hassen, und glaubte mich be-

rechtigt dazu, denn er stand auf der Stelle, wo mein Vater hätte stehen sollen; er hatte das Herz meiner Mutter mir entfremdet; sein Kind liebte sie so sehr, daß für mich kein Raum mehr in ihrem Herzen blieb.

Eines Tages, als meine Schwester und ich wie gewöhnlich nach Tisch zum Dessert zu den Eltern herunter kamen und während Alice unter Küssen und Schmeichelworten von Beiden ihre Bonbons erhielt, meine Mutter mir die für mich bestimmten mit einem kühlen „Hier, Leonore!" auf ihrem Teller reichte, heftete ich meine Augen so fest und unverwandt auf meinen Stiefvater, daß er unbehaglich auf seinem Stuhle hin- und herrückte und es vermied, nach mir hinzusehen, bis er endlich, da ich gar nicht aufhörte, ihn zu fixiren, mit der geballten Hand auf den Tisch schlug und, seine Fassung vollständig verlierend, ausrief: „Starre mich nicht so an, verdammte Hexe, oder ich schlage Dir die Augen aus dem Kopf!"

Bei seinem sonst stets so ruhigen und gehaltenen Wesen war dieser plötzliche Ausbruch roher Heftigkeit besonders befremdend; ich war sehr erschrocken, meine Schwester schrie laut und meine Mutter, die ganz bleich geworden war, winkte der Bonne, mich schleunig aus dem Zimmer zu führen. Dies ist indeß das erste und einzige Mal gewesen, daß ich meinen Stiefvater heftig und auffahrend gegen mich gesehen habe, auch habe ich von da an seine Geduld durch mein kindisches Anstarren nicht mehr auf die Probe gestellt.

Meine Mutter!... Mit welcher schwärmerischen Zärtlichkeit hing mein Kinderherz an der schönen, stolzen Frau, wie heiß habe ich Jahr für Jahr nach einem einzigen Beweis ihrer Liebe, nach einer einzigen Liebkosung mich gesehnt, wie sie meiner Schwester in so reichem Maße zu Theil wurden! Jeden Abend vor Schlafengehen durften wir ihr die Hand küssen, — wie innig haben meine Kinderlippen die weiße, schlanke Hand geküßt, wie sehnsüchtig hingen meine Blicke an ihren Zügen, bittend, daß sie doch einmal mich, wie sie Das stets mit Alicen that, liebevoll in ihre Arme ziehen möchte. Aber sie that Das nie, niemals!"

Einst erkrankte meine Schwester gefährlich am Scharlachfieber. Tag und Nacht wich meine Mutter nicht von ihrem Bette, den kühlenden Trank ihr reichend, auf die fieberheiße Stirne ihre Hände legend, mit tausend Schmeichelworten die bittere Arznei ihr einflößend. Und ich, von Niemand beachtet, saß unterdessen in der dunkelsten Ecke des Krankenzimmers, das Herz von bitterer Eifersucht gegen die Schwester erfüllt, und wünschte heiß, auch von der Krankheit ergriffen zu werden, weil ich dachte, daß die Mutter dann auch an meinem Bette sitzen, auch mich pflegen würde, hoffend, daß, wenn mein Leben in Gefahr, ihre Liebe zu mir endlich erwachen und sie sich endlich daran erinnern würde, daß auch ich ihr Kind war.

Mein Wunsch erfüllte sich, aber so, wie das Schicksal meistens unsere Wünsche gewährt, nur zur Hälfte, und aus dieser Erfüllung erwuchs mir die bitterste Qual. Ich wurde krank, aber meine Mutter war es nicht, die mich pflegte, eine gemiethete Wärterin saß an meinem Bette. Der Arzt kam oft, seine Anordnungen wurden pünktlich befolgt: mitten in meinen Fieberträumen hörte ich die Stimme meiner Mutter, wie sie befahl, daß Dies oder Jenes mit mir geschehen sollte, aber nie trat sie zu mir, nie berührte mich liebkosend ihre Hand; wenn meine brennenden, müden Augen sich öffneten, erblickte ich sie stets am Bette meiner Schwester sitzend, und mein Herz war todestraurig.

Wir genasen beide, aber während ich ohne alle nachtheiligen Folgen die Krankheit überstand, hatte meine Schwester dauernd dadurch gelitten. Ihr Haar, das sie ganz verloren hatte, kam nur spärlich und von einem mißfarbigen Blond zurück, die Augen blieben schwach und roth gerändert, die eine Schulter trat hervor; sie war nie hübsch gewesen, aber jetzt mußte man sie entschieden häßlich nennen, und beide Eltern empfanden diese ungünstige äußere Entwicklung des Kindes, das ihr Abgott war, augenscheinlich sehr schmerzlich, und wenn in dem Herzen meiner Mutter noch irgend ein Gefühl von Liebe für mich bis dahin gewesen war, jetzt schien es ganz erloschen, denn sie behandelte mich mit einer fast an Abneigung streifenden Kälte, seit ich neben der bleichen, kränkelnden Schwester in aller Fülle jugendlicher Gesundheit mich entwickelte. Als wollte sie durch ihre Liebe die Ungerechtigkeit ausgleichen, mit welcher die Natur ihre Gaben zwischen uns Schwestern vertheilt hatte, zog sie jetzt in der auffallendsten Weise Alicen mir vor, und sie zeigte bei jeder Gelegenheit eine so parteiliche Vorliebe für diese, daß unsere Bonne selbst es zuweilen wagte, ihr entgegen zu treten, um mich in Schutz zu nehmen. Nahmen wir irgend ein gemeinschaftliches Spiel vor, so mußte ich immer nach ihrem Willen thun, und weigerte ich

mich Dessen und versuchte ich einmal den meinigen durchzusetzen, so beklagte sie sich gleich bei unserer Mutter, und Verweise und Strafen waren für mich die Folge davon. Hatte sie ein Verbot übertreten, war sie in irgend einer Weise unartig und unfolgsam gewesen, so wußte sie stets mich als die Ursache davon hinzustellen, und ich war es dann natürlich, welche dafür gestraft wurde, ich war im vollen Sinne des Wortes ihr „Prügelknabe". Heftig und leidenschaftlich, wie ich war, mußte eine solche Behandlung den nachtheiligsten Einfluß auf meine Charakterentwicklung üben, ich haßte meine Schwester bald vom Grund meiner Seele, und meine Seele war erfüllt von Neid und Eifersucht gegen sie; ich bin durch die Ungerechtigkeit, die ich schweigend erdulden mußte, moralisch zu Grunde gerichtet worden. Zwischen mir und der Liebe meiner Mutter, zwischen mir und jedem Glück stand immer meine Schwester, und ich war noch sehr jung, als der furchtbare Gedanke in mir erwachte: „Wenn sie nicht da wäre, würde mein ganzes Leben anders sein!" Und dieser Gedanke hat mich von da an nicht mehr verlassen, bis er fast zum Wunsch, zum heißen, glühenden Wunsch, daß sie sterben und den Platz mir räumen möge, geworden war, und meine Amme hat redlich dazu geholfen, ihn zu nähren und groß zu ziehen. Sie war ein heftiges, böses Weib, gefürchtet von der ganzen Dienerschaft, und ich glaube, fast auch von meiner Mutter, denn ich habe sonst nie begriffen, warum sie Annemarie, welche selbst ihr gegenüber in ihrer rohen, heftigen Weise zuweilen den schuldigen Respekt verletzte, in ihrem Hause dulden mochte. Sie war die Tochter des alten Försters, welcher damals zuerst an Ort und Stelle gewesen, als mein Vater auf der Jagd verunglückte, und ich habe es mir nie erklären können, warum meine Mutter gerade die Tochter des Mannes zu meiner Amme gewählt hatte, an den sich für sie so schwere Erinnerungen knüpften. Für mich ist ihre Anwesenheit im Hause meiner Eltern sehr verhängnißvoll geworden, denn sie war es, die zuerst mit dunklen Reden und halben Worten den Keim des furchtbaren Argwohns in meine junge Seele warf, daß ein Verbrechen und nicht ein Zufall den Tod meines Vaters verschuldet habe, und sie war es, die immer mehr die Kluft zu erweitern suchte, welche mich von Denen schied, die mir die Nächsten hätten sein sollen. Oft bat ich sie, mir von meinem Vater zu erzählen, denn alle die zurückgedrängte Liebe meines Kinderherzens hatte auf diesen todten Vater sich konzentrirt und die Erinnerung an ihn schien selbst auf das rohe Gemüth Annemariens einen veredelnden Einfluß zu üben; sobald sie von ihm redete, wurde ihre Stimme sanfter, ihre Ausdrucksweise feiner und gebildeter, und aus ihren lebendigen Schilderungen stieg mir das Bild eines Mannes auf, edel und schön, ritterlich und wohlwollend, mit männlichem Ernst und Entschlossenheit die Harmlosigkeit und das Vertrauen eines Kindes paarend.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Bekehrt.) Nach dem Widerruf des Edikts von Nantes gab man in einem französischen Dorfe jedem Neubekehrten vier Thaler, um sie aufzumuntern, wieder in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren und sie für die Straf-Einquartierung zu entschädigen. M. de Barville, der Intendant von Languedoc, machte seine Rundreise, um das große Werk zu kontroliren, und fragte dabei einen Bauer, der sich am ungelehrigsten gezeigt und am längsten der Bekehrung widerstanden hätte.

„Ei, mein Freund, glaubst Du noch immer, daß die Religion, die Du endlich verlassen hast, die beste sei?"

„Ja, mein Herr."

„Wie, Schurke?" brauste der Intendant auf.

„Verzeihen Sie, mein Herr", sagte der Bauer mit schlauem Lächeln, „aber Sie müssen es wohl selbst geglaubt haben, weil Sie es für nöthig gefunden haben, mir bei dem Tausch vier Thaler zu geben."

Einen landwirthschaftlichen Strike haben, wie uns Nauen mitgetheilt wird, die Bauernknechte in dem Dorfe Tiemmen ausgeführt. Dieselben erklärten insgesammt, nicht unter 80 Thaler Lohn zu arbeiten und überhaupt bei einem Bauern nicht, welcher keine Dreschmaschine hat. Sie behaupten, das Hantieren und Umgehen mit Flegeln sei nicht mehr zeitgemäß und eines gebildeten Menschen unwürdig.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Montag, 18. Dezember 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Ein Porträt von ihm war vorhanden, wie meine Amme mir erzählte, aber ich hatte es nie gesehen, denn es hing in dem ehemaligen Arbeitszimmer meines Vaters, wohin es nach seinem Tode gebracht worden, und dies Zimmer wurde stets verschlossen gehalten. Einmal hatte ich meine Mutter gebeten mir dasselbe zu öffnen und mir das Bild des Vaters, nach dessen Anblick ich so sehnsüchtig verlangte, zu zeigen, aber sie hatte mir gesagt, der Schlüssel dazu sei verlegt, und mich dabei so kalt und finster angesehen, daß ich nie wieder gewagt hatte, sie darum zu bitten. Ein Zufall verschaffte mir aber doch später die Erfüllung meines glühenden Wunsches. Der Rechtsanwalt meiner Eltern war eines Tages in Geschäftsangelegenheiten nach Ortenberg gekommen, ein Dokument, welches man dazu brauchte, fehlte, und nachdem man es einige Zeit vergeblich gesucht hatte, sagte meine Mutter: „Ah, ich besinne mich, das Papier muß in Harry's Schreibtisch liegen."

Mein Stiefvater stand sogleich auf, um es zu holen. Ich schlich ihm leise nach und versteckte mich in einem dunklen Winkel des Ganges, bis er das Zimmer aufgeschlossen hatte. Ich sah ihn eintreten, die Thüre blieb nur angelehnt. Mit unhörbaren Schritten glitt ich aus meinem Versteck, und während er am Schreibtisch beschäftigt war, schob ich den Nachtriegel von außen vor, so daß er die Thüre nicht schließen konnte, und ich rechnete darauf, daß er in der Eile, da der Anwalt auf das Papier wartete, sich nicht die Zeit nehmen würde, zu untersuchen, warum die Thüre sich nicht zumachen ließ. Und so war es auch; nach ein paar vergeblichen Versuchen, die Thüre in's Schloß zu werfen, ging er weg und das Zimmer blieb offen stehen. Ich eilte hinein, und da über dem Schreibtisch hing das Bild, das ich so lange und so heiß zu sehen gewünscht hatte. Dies waren die Züge des geliebten Vaters, dies die milden, ernsten Augen, die nie im Leben sein Kind geschaut!!! Mein Herz schlug laut und heftig, über meine kalten Wangen fühlte ich warm meine Thränen fließen, und mit gefalteten Händen sank ich vor dem Bilde auf die Kniee.

Mir war es in diesem Augenblicke, als schaue mein Vater wirklich aus dem Rahmen auf mich herab, als sei er bei mir, neben mir, und ich beugte unwillkürlich den Kopf, weil ich die Empfindung hatte, als lege seine Hand sich segnend auf meinen Scheitel. Dann strömte, während meine Augen fest auf dem Bilde hafteten, in wilden, unzusammenhängenden Worten über meine bebenden Lippen all' das Weh, der Schmerz und das bittere Leid, das mein Herz, so lange ich zurückdenken konnte, erfahren hatte. Ich glaubte, daß mein Vater mich hören, daß ich Trost und Gerechtigkeit bei ihm finden müsse, und als ich endlich erschöpft schwieg, lauschte ich, ob nicht seine Stimme mir antworten würde. Es blieb Alles still; aber dennoch erhob ich mich ruhiger und getrösteter von meinen Knieen, und ein Frieden, wie ich ihn nie empfunden, kam über mich, als ich lange, lange auf diese theuren Züge blickte, die ich im Leben nie gesehen, und die mir doch so bekannt, so vertraut dünkten.

Von jenem Tage an bin ich oft, ach wie oft, nach diesem Zimmer geschlichen, das wieder zu verschließen man vergessen hatte. Hier sprach Alles mir von meinem Vater, und ich schaute so lange auf das Bild, bis die Augen mich zu grüßen und der Mund mir zuzulächeln schienen...

Eines Tages stand ich wieder im Anschauen des Bildes versunken, als ich das Rollen eines Wagens im Schloßhof hörte. An das Fenster tretend, sah ich, wie ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren, dessen Gesicht ich nicht erkennen konnte, und ein Herr ausstiegen und in das Haus schritten.

Mit dem dunklen Gefühl, daß jetzt etwas Wichtiges, in mein Leben Eingreifendes geschehen würde, verließ ich das Zimmer und ging herunter in den Salon, aus welchem die Stimmen Alicens und der Eltern in freudiger Erregung mir entgegen schallten. Ich ging hinein und fand den Knaben, welchen ich aus dem Wagen hatte steigen sehen, in der Mitte des Zimmers, umringt von den Eltern und Alicen, stehen, während der Herr, welcher mit ihm gekommen war, sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte. Mein Stiefvater hatte freundlich die Hand auf des Knaben Schulter gelegt, und ich hörte gerade, wie er sagte: „Sei uns herzlich willkommen, Viktor! Du bist hier bei Deinen nächsten Verwandten, die Dich lieben und halten werden wie einen Sohn. Möge Dir dies Haus, welches die Wiege Deiner Vorfahren war, bald ganz zur Heimath werden!"

Der Knabe erwiederte Nichts, und wie er jetzt den Kopf nach mir wandte, erschien mir sein Gesicht so bekannt, als hätte ich ihn schon oft gesehen; im nächsten Augenblicke wußte ich auch, weßhalb: es waren die Züge meines Vaters, die in diesem Knabenantlitz mir so vertraut entgegen traten; das war dieselbe breite, schöne Stirne, von lockigem Haare umrahmt, dieselben dichten, dunklen Brauen, die über der feinen Nase sich vereinigten, derselbe freundliche Mund; nur die Augen waren von hellerer Farbe und hatten einen anderen Ausdruck, und das Kinn, welches im Gesicht meines Vaters so fest und energisch hervortrat, war bei ihm auffallend schmal und unentwickelt. Sonst aber war die Aehnlichkeit so groß, daß ich fast erschreckt ihn anstarrte. Jetzt bemerkte mich mein Vater und rief mich herbei.

„Diese beiden Mädchen, Viktor, sind Deine Cousinen, Leonore und Alice!" sagte er zu dem Knaben. „Gebt Euch die Hand, Kinder, und werdet gute Freunde! Das ist Euer Vetter Viktor Ortenberg," fuhr er, zu uns Schwestern gewandt, fort, „meines theuren Bruders einziger Sohn. Er hat seine Eltern kürzlich verloren; seid liebevoll und gut gegen ihn, daß er seinen Verlust weniger empfindet und gern bei uns bleibt."

Alice hing sich sogleich an Viktor's Arm und rief: „Komm' und gehe mit mir in den Garten, wir wollen zusammen spielen!"

„Ja, geht, Kinder," sagte meine Mutter, „geht und spielt zusammen."

Der Knabe stand zögernd, während Alice ihn ungeduldig am Arme zog. „Gehst Du nicht mit?" fragte er, zu mir sich wendend, und streckte die Hand nach mir aus.

Ich legte die meinige hinein und wir gingen alle Drei in den Garten.

Alice schlug allerlei Spiele vor; aber da sie stets Alles angeben und nach ihrem Willen durchsetzen wollte, so wurde es Viktor bald müde, mit ihr zu spielen, und zog mich neben sich in's Gras nieder. Das machte sie ärgerlich, und sie verlangte heftig, daß er gleich kommen und mit ihr Ball werfen solle; dann wurde sie, als er ruhig neben mir sitzen blieb, ernstlich böse, weinte, stampfte mit dem Fuße, und wie dies Alles Nichts half und er nur dazu lachte, fuhr sie ihm plötzlich mit den Nägeln in das Gesicht. Er schüttelte sie ab, wie man eine Spinne oder Raupe von sich abschüttelt, und sagte, während ein Zug tiefen Widerwillens über sein schönes Gesicht lief: „Du bist ja wirklich ebenso böse, wie Du häßlich bist! Geh', ich mag Nichts mehr mit Dir zu thun haben!"

Schreiend vor Zorn lief Alice in das Haus zurück.

„O Viktor, was hast Du gethan?" rief ich angstvoll. „Jetzt wird sie zu den Eltern gehen und uns verklagen."

„Mag sie doch!" versetzte er. „Ich meine, sie wäre hier doch gewiß im Unrecht."

„Ach, sie hat nie Unrecht! Mag sie thun, was sie will, ich bin es stets, welche dafür gestraft wird."

„Armes Kind, steht es hier so?" sagte er mitleidig und legte, wie beschützend, den Arm um mich. „Aber wie kommt denn Das? Onkel Smith ist freilich Dein Stiefvater, Das weiß ich, aber die Tante ist doch ebenso gut Deine rechte Mutter, wie die Alicens."

„Ja, das ist sie wohl, aber sie hat kein Mutterherz für mich; ach, Viktor, mich liebt Niemand!"

„So will ich Dich lieben!" rief er, mich fester an sich ziehend. „Wir sind ja Beide Waisen, meine Eltern sind todt, Dein Vater auch, und Deine Mutter ist keine Mutter für Dich; da wollen wir Beide, Du und ich, recht fest und treu zu einander halten; willst Du?"

Mein ganzes Herz flog dem schönen Knaben mit dem offenen, freundlichen Wesen entgegen.

„Ja, ich will," sagte ich, „denn ich habe Dich lieb!"

„Und ich Dich auch von ganzem Herzen!" versicherte er mit eindringlichem Ernst. „Du hast mir gleich so gut gefallen, Du bist so groß und schön und Deine Stimme ist sanft und weich, wie die von meiner lieben, seligen Mutter."

Dieser kurze Augenblick hat über mein Leben entschieden und verhängnißvoll ist diese Kinderliebe für ihn und mich geworden.

„Und nun mußt Du mir auch sagen, warum Du mich gleich lieb gehabt hast?" fragte er scherzend. „Du scheinst mir ein gar sprödes Täubchen zu sein; jetzt sage mir, was mir Dein Herzchen so schnell zugewandt hat?"

„Ich habe Dich lieb, Viktor," versetzte ich ernst, „weil Du meinem todten Vater gleichst."

Und um ihm gleich einen Beweis davon zu geben, wie sehr ich ihm vertraue, theilte ich ihm mein Geheimniß mit, wie ich in das Zimmer meines Vaters gelangt war und sein Bild dort entdeckt hatte.

„Zeige es mir!" bat er. „Mein Vater sprach oft von seinem Bruder Harry, und was für ein edler, liebenswürdiger, ritterlicher Mann er gewesen. Laß mich sein Bild sehen."

Wir gingen auf Umwegen in das Haus zurück und gelangten, von Niemanden bemerkt, die Treppen hinauf in das Zimmer meines Vaters; Hand in Hand standen wir vor seinem Bilde, welchem ein gerade in dem Augenblick darüber hingleitender Sonnenstrahl einen solchen Schein des Lebens gab, daß es wirklich auf uns herab zu lächeln schien. Da öffnete sich die Thüre und mein Stiefvater trat herein.

„Was thut Ihr hier?" fragte er finster. „Warum bist Du nicht bei Eurer Gouvernante, Leonore, statt hier in dem Zimmer herumzuschleichen, wo Du nicht hin gehörst?"

Viktor's Gegenwart gab mir Muth. „Ich bin hierher gekommen," sagte ich, ihm fest in die Augen sehend, „weil ich Viktor das Bild meines Vaters zeigen wollte, der seines Vaters einziger rechter Bruder war."

Mein Stiefvater wurde bleich und preßte die Lippen aufeinander. „Es ist gut," sagte er. „Geht jetzt Beide hinunter in den Salon, wo die Mutter Euch mit Alicen erwartet." Er ließ uns vor sich her die Thüre hinausgehen, und wie ich hörte, daß er den Schlüssel herumdrehte und abzog, ging es mir wie ein Stich durch das Herz; mir war, als habe ich nun meinen Vater zum zweiten Male verloren....

Mit Viktor's Eintritt in unser Haus war über meinem Leben ein hellerer, freundlicherer Stern aufgegangen. Er schützte mich von Alicens kleinen Bosheiten und Tücken auf alle Weise, und seit er unverhohlen gezeigt hatte, wie sehr es ihm mißfiel, wenn sie bei den Eltern mich verklagte und verleumdete, that sie Dies viel weniger als sonst, denn sein Tadel und sein Mißfallen war ihr offenbar höchst empfindlich, und eine Anerkennung, ein freundliches Wort von ihm schien sie mehr zu erfreuen, als alle die zärtlichen Lobeserhebungen, mit denen beide Eltern sie bei jeder Gelegenheit überhäuften.

Der Mann, in dessen Begleitung Viktor nach Ortenberg gekommen, war ein Kandidat der Theologie, den mein Stiefvater, als er nach dem rasch auf einander folgenden Tode von Viktor's Eltern den Entschluß faßte, den Knaben zu sich zu nehmen, als Hofmeister für diesen engagirt hatte, und der zugleich auch uns Schwestern in einigen Fächern unterrichten sollte. Alice und ich waren Beide unserem Alter geistig voraus, und so wurde es möglich, daß wir viele Unterrichtsstunden mit ihm gemeinschaftlich haben konnten, und ich erinnere mich noch sehr wohl, mit welcher kindischen Freude ich auf alle die Schreibhefte, die ich in diesen Stunden brauchte, meinen vollen Namen, Leonore von Ortenberg, schrieb; war es doch derselbe, den Viktor trug und auf den er so stolz war, daß ich, wie er mir einmal gesagt hatte, schon deßhalb seinem Herzen am nächsten stand, weil ich die einzige war, die außer ihm jetzt noch den Namen Ortenberg führte. Es lebte in der Brust des Knaben ein ungemessener Stolz auf das alte, adelige Geschlecht, dem er entstammte, und wenn auch seine angeborene Liebenswürdigkeit, sein fröhliches, gutmüthiges Wesen es nie dahin kommen ließ, daß dieser aristokratische Hochmuth je Anderen fühlbar geworden wäre, so sprach er mir gegenüber es doch oft genug aus, wie bevorzugt er sich durch seine vornehme Geburt und den edlen Namen, den er trug, fühlte.

„Wir sind arm, Leonore," sagte er einmal zu mir, „und ich weiß, daß Deine Eltern ein großes Vermögen haben; aber nicht um all ihren Reichthum möchte ich ihren Namen mit dem unserigen vertauschen. Sieh, dieser Boden, auf dem wir stehen, ist Ortenbergisches Eigenthum gewesen seit Menschengedenken, dort das Schloß mit seinen altersgrauen Mauern haben unsere

Vorfahren gebaut, seit Jahrhunderten hat unsere Familie darin gewohnt, und wenn ich durch jenen Saal gehe, wo in langer Reihe die Bilder unserer Ahnen hängen und sie alle auf mich heruntersehen, die adeligen Männer, die edlen Frauen, auf mich, den Letzten ihres Geschlechtes, dann gelobe ich mir selbst, daß ich mich, wenn ich ein Mann bin, so edler Vorfahren würdig zeigen will, daß ich rein und fleckenlos das stolze Wappenschild unseres Hauses erhalten will, wie sie es mir hinterließen. Ich verlange kein anderes Glück von der Zukunft, als einst hier auf dem alten Stammsitz der Ortenberg mit Dir, meinem Weibe, leben zu dürfen und durch eigene Arbeit und Anstrengung endlich dahin zu gelangen, dies Gut wieder als unser freies Eigenthum zu besitzen."

Ich hörte ihm stillbeseligt zu, wenn er so von unserer gemeinsamen Zukunft sprach, er war mir Alles, mein Leben, meine ganze Welt! Alle die Jahre lang zurückgedrängte Liebesfähigkeit meines Herzens hatte er erweckt; es war kein Gedanke in meiner Seele, kein Wunsch in meiner Brust, der nicht Bezug auf ihn gehabt hätte, ich lebte im vollen Sinne des Wortes nur für ihn und durch ihn.

Ich war aber nicht die Einzige, welche den Zauber, der in Viktor's ganzem Wesen lag, so lebhaft empfand; es gab Niemand im Schloß wie im Dorf, der den heiteren, liebenswürdigen, leichtherzigen Knaben nicht geliebt hätte. Wenn ich mit ihm durch das Dorf ging, flogen von allen Köpfen die Mützen herunter, auf jedem Gesicht war ein freundliches Lächeln. Und er kannte sie Alle. Jeden wußte er bei seinem Namen zu nennen, und bald hier, bald dort stehen bleibend, erkundigte er sich nach Diesem und Jenem, was den Leuten gerade besonders am Herzen lag oder sie drückte, und jede seiner Fragen verrieth ein wirkliches Interesse, eine genaue Kenntniß ihrer Verhältnisse; man fühlte dabei, daß er wirklich Antheil an diesen Menschen und ihrem Wohlergehen nahm, und Das gewann ihm die Herzen Aller so sehr. Ja, er wurde von Allen geliebt, selbst das düstere, kalte Auge meines Stiefvaters, in welchem nie ein warmer Strahl aufleuchtete, außer wenn es auf Gattin und Tochter ruhte, wurde freundlich, wenn er mit Viktor sprach, und meine Mutter, die für mich, das eigene Kind, nie eine Liebkosung hatte, ging selten an ihm vorüber, ohne ihm mit ihrer weißen Hand zärtlich das lockige Haar aus der Stirne zu streichen, und auf unseren gemeinschaftlichen Spaziergängen stützte sie sich, wenn sie müde geworden, gern auf den Arm des schlanken, hochgewachsenen Knaben. Vor allen Andern aber liebte ihn Alice, und in eben dem Maße, wie er bestrebt war, sich immer ferner ihr gegenüber zu stellen, schien ihre Zuneigung für ihn zu wachsen und nahm nach und nach bei dem kaum vierzehnjährigen Mädchen eine so leidenschaftliche Färbung an, daß, wie ich oft mit Staunen sah, bei Viktor's unerwartetem Erscheinen ein jähes Roth über ihr bleiches Gesicht flog und in ihrem matten Auge ein Funke aufzuckte, wenn er sich einmal neben sie setzte und freundlicher als sonst mit ihr sprach. Es war seltsam, daß Viktor gegen Alice eine Abneigung empfand, die er nicht zu überwinden vermochte und die seinem ganzen Benehmen ihr gegenüber etwas Gezwungenes und Steifes gab, das eigenthümlich mit der offenen, freundlichen Art in Widerspruch stand, in welcher er mit allen Anderen verkehrte.

„Es ist mir nicht möglich, freundlich gegen Deine Schwester zu sein," sagte er einmal zu mir, „ihr Gesicht, ihre Art zu sprechen, sich zu bewegen, ihr schrilles Lachen, ihr tückischer Blick, Alles ist mir zuwider! Ich wollte, ich könnte den Widerwillen, den sie mir einflößt, überwinden, sie selbst ist stets freundlich und gut gegen mich, aber ich muß mir immer Gewalt anthun, um dem Mädchen nicht merken zu lassen, daß ich sie nicht ausstehen kann. Ich glaube, es kömmt daher, weil ich weiß, wie bös und feindlich sie sich immer gegen Dich, mein Liebling, benommen hat." (Forts. folgt.)

---

* Charade.

Mein Erstes ist als Anfang dir
Von Schulzeit her bekannt,
Mit mir beginnt der erste Mensch
Und 's Afrikanerland.

Das Zweite ist ein herber Schmerz
Mit Kummer oft gepaart,
O glücklich, wenn der Mensch vor mir
Sein Lebtag ist bewahrt!

Als Ganzes bin ich dir bekannt:
Nur nach Südosten schau',
Da lieg' ich, — nun, erschrecke nicht! —
Gemüthlich bei der Sau.

—rr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Mittwoch, 20. Dezember 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Laß Das vergessen sein, Viktor," versetzte ich, „seit Du da bist, ist sie ja besser für mich geworden."

Ich hatte beinahe aufgehört, meine Schwester zu hassen und zu beneiden, seit Viktor bei uns war und er, der Liebling Aller, sein Herz mir, dem verlassenen, zurückgesetzten Kind, zugewandt hatte; ja, es gab Momente, wo ich sie fast bemitleiden konnte, wenn ich sah, wie unmöglich es ihr war, in Viktor's Brust ein freundliches Gefühl für sie zu erwecken. Wenn ich heute an die Zeit, die ich mit Viktor damals verlebte, zurückdenke, so ist es mir, als läge ein ewiger Frühlingssonnenschein darüber, so hell, so glänzend und so warm, daß nach so langen, dunklen und schweren Jahren noch jetzt in der Erinnerung mein Herz von seinem goldenen Schein erwärmt wird ...

Doch nicht lange mehr sollte ich mich dieses glücklichen Zusammenseins mit dem Geliebten freuen; das Erste, was mich aufschreckte aus meiner frohen Sicherheit, war ein Wort meiner Amme, die eines Tages von einem Plan, den meine Eltern mit der Aufnahme Viktor's in ihr Haus verbunden hätten, und von dem sie auf irgend eine Art Kenntniß erhalten haben wollte, mir erzählte. Es sollte nämlich, wie Annemarie behauptete, mein Stiefvater die Absicht haben, in Viktor den künftigen Schwiegersohn sich zu erziehen, so daß er Alicen den guten, alten Namen der Ortenbergs geben und sie dagegen mit ihrem Reichthum diesem Namen wieder seinen früheren Glanz zurückbringen sollte. Ich starrte sie anfänglich ungläubig an, aber dieser Plan paßte so gut auf die Menschen und die Verhältnisse, er stimmte so genau zusammen mit mancher hingeworfenen Bemerkung, die ich nicht verstanden hatte und deren Bedeutung mir jetzt plötzlich klar wurde, daß ich doch endlich anfing, den Worten meiner Amme zu glauben. Ich wußte, daß meine Mutter den Verlust ihres Adels, den sie durch ihre zweite Heirath eingebüßt, nie ganz verschmerzt hatte, es fiel mir jetzt ein, daß wir gar keinen Verkehr mit unseren Gutsnachbarn hatten, und ich dachte mir, daß meine Eltern sich deßhalb so isolirt haben mochten, weil der als sehr hochmüthig bekannte Adel dieser Gegend wahrscheinlich nicht auf gleichem Fuße mit der Familie des bürgerlichen Gutsbesitzers verkehrt haben würde. Ja, es wurde mir immer klarer, daß meine Amme recht hatte. Ich war wie Jemand, der im Dunkeln ruhig und sicher seinen Weg gegangen ist, und dem ein plötzlich hernieder fahrender Blitzstrahl zeigt, daß er hart vor einem Abgrund steht.

„Armes Kind!" sagte meine Amme, als ich bleich und wortlos vor ihr stand, „es ist ein schwerer Schlag für Dich, ich dachte es wohl; aber besser ist's doch, Du weißt, welche Pläne sie schmieden gegen Dich und Dein Glück. Ja, sie steht immer und überall zwischen Dir und der Sonne, Deine Schwester Alice; wenn sie nicht wäre, so würde Alles anders für Dich sein."

Wenn sie nicht wäre! Wie das Wort tief in meine Seele sank. Ja, sie stand zwischen mir und der Sonne, immer hatte sie Das gethan: das Herz der Mutter hatte sie mir entfremdet, und jetzt sollte sie gar trennend zwischen mich und Viktor treten, mir in seiner Liebe das höchste, das einzige Glück, das ich besaß, rauben! Ein so tiefer, tödlicher Schmerz, ein so wilder Haß zerriß mir bei diesem Gedanken die Brust,

daß ich mir selbst ganz verwandelt vorkam. Vor Allem drängte es mich jetzt, Viktor aufzusuchen, um ihm mitzutheilen, was ich eben gehört, und Trost und Beruhigung bei ihm zu suchen.

„Was ist geschehen?" rief er, wie er in mein bleiches, trauriges Gesicht sah. „Was haben sie Dir gethan, mein Liebling?" forschte er ängstlich, als ich nicht gleich antwortete, und legte den Arm wie beschützend um mich.

Ich erzählte ihm unter heißen Thränen, was ich eben erfahren hatte, und seine Mienen wurden immer ernster, je länger ich sprach.

„Es kann schon so sein," sagte er sinnend, als ich geendigt hatte, „Deine Amme mag wohl richtig gehört haben; es ist mir auch schon so vorgekommen, als habe der Onkel seine eigenen Pläne mit mir, aber laß Dich Das nicht bekümmern, mein süßes Lieb; bin ich denn eine Waare, die sich für Geld kaufen läßt? Selbst wenn Du nicht wärest, Leonore, wenn ich Dich nicht liebte, Deine Schwester würde doch nimmer mein Weib, und wenn sie auch Millionen mit ihrer Hand zu vergeben hätte und ich der ärmste Bettler wäre!... Freilich," fuhr er nach einer kurzen Pause mit einem heiteren Lächeln fort, „sehr weit davon entfernt, ein Bettler zu sein, bin ich vielleicht nicht; ich weiß, daß Ortenberg nur dem Namen nach unser Eigenthum ist, denn die Kapitalien, die Dein Stiefvater darauf stehen hat, mögen wohl fast den Werth des Gutes übersteigen; aber wie Das auch sein mag, ich fühle Muth und Kraft in mir, zu arbeiten und zu entbehren mit Dir und für Dich. Du bist meine Braut, und keine Andere, als Dich, führe ich heim als mein Weib!" ...

Unterdessen war eine Tante meiner Mutter unerwartet zum Besuch angekommen. Im Schloßhof stand der Reisewagen, von dem man eben die Koffer schnallte, oben wurden die Fenster der Fremdenzimmer geöffnet, um Luft und Licht in die lang verschlossen gewesenen Räume zu lassen, geschäftig eilte die Dienerschaft die Treppen auf und nieder, und als wir in den Salon traten, fanden wir vor dem lodernden Kaminfeuer auf einem weichen Armsessel eine kleine, verwachsene Dame sitzen, mit welcher die Eltern und Alice sich lebhaft unterhielten. Viktor und ich wurden ihr vorgestellt; sie sagte ihm ein paar freundliche Worte, als er ihr die Hand küßte, und dann wandte sie sich hastig zu mir.

„Also das ist Harry's Kind!" sagte sie, und meinen Kopf mit ihrer Hand zurückbiegend, sah sie mir lange nachdenklich und prüfend in das Gesicht. Der Blick ihrer ernsten, grauen Augen wurde immer freundlicher, je länger er auf mir ruhte, und in meinem Herzen erwachte ein warmes Gefühl von Sympathie für die alte Dame, deren erstes Wort mich als meines Vaters Kind gegrüßt hatte. Sie befahl mir, mich neben sie zu setzen, und behandelte mich während des ganzen Abends mit einer auffallenden, ich möchte sagen, fast wehmüthigen Freundlichkeit.

Sie blieb einige Wochen bei uns, und sie war stets so gütig, so wohlwollend gegen mich, zeigte ein so warmes Interesse an mir, daß ich wirklich eine dankbare, aufrichtige Zuneigung für sie empfand und mit großem Bedauern den Tag ihrer Abreise herankommen sah. Früh am Morgen war ich in den Park heruntergegangen, um Blumen, welche sie sehr liebte, für sie zu pflücken und ihr noch einen Strauß auf die Reise mitzugeben. Ich hatte mich, um sie hübsch zu ordnen, in eine Laube gesetzt und war eben im Begriff, das Band um das fertige Bouquet zu binden und es dann zu ihr zu tragen, als ich die Tante selbst in eifrigem Gespräch mit meiner Mutter unfern von mir auf und nieder gehen sah und mein Name plötzlich mein Ohr traf. „Wie kommt es, liebe Antoinette," hörte ich die Tante sagen, „daß Sie Alice so sehr ihrer Schwester vorziehen, während Leonore doch bei Weitem die liebenswürdigere von Beiden ist?"

„Ich .... ich liebe ja beide Kinder," erwiederte meine Mutter stockend, „und wenn vielleicht ein Vorzug für Alice bemerkbar ist, so liegt Das daran, daß sie die Jüngste ist, von sehr zarter Gesundheit und in jeder Weise geschont werden muß."

Es flog ein seltsames Lächeln über das Gesicht der alten Dame und sie schüttelte den Kopf. „Das ist es nicht," versetzte sie, „ich habe in den vier Wochen, welche ich in Ihrem Hause zugebracht, oft genug Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, daß Alice Ihrem Herzen viel näher steht, als Leonore, und ich glaube, die auffällige Weise, in der Sie Das zeigen, muß ungünstig auf den Charakter beider Schwestern wirken. Doch Dies ist nicht meine Sache, und ich will mir nicht erlauben, Ihnen darüber einen Vorwurf zu machen. Aber ein Räthsel ist es für mich, warum gerade das unschöne, unliebenswürdige Kind Ihr Liebling ist, und ich habe oft darüber nachgedacht, was wohl die Ursache sein könne, und da ist mir eingefallen, wie ich einmal sagen hörte, daß die Frauen in dem Kinde immer den Vater lieben, und so habe ich mir Ihre

seltsame Vorliebe für Alice damit erklärt, daß Sie wohl Ihren zweiten Gatten mehr, viel mehr als Leonorens Vater geliebt haben ... und doch war der Harry ein so prächtiger Mensch: gescheidt und liebenswürdig, arglos wie ein Kind, ein treuer Freund, ein ehrlicher Feind. Schade, schade um ihn, daß er so früh sterben mußte... Wissen Sie, daß der Knabe, der Viktor, ihm sehr gleicht; auch in seinem Wesen hat er große Aehnlichkeit mit ihm; Harry war in dem Alter fast ebenso wie er, nur war mehr Stahl in seinem Blute; so weich sein Herz, so fest war sein Sinn, und Das, fürchte ich, fehlt dem Andern. Habt ein wachsames Auge auf ihn, wenn er in's Leben tritt; gerade seine glänzenden Gaben, seine so bestechende Liebenswürdigkeit, verbunden mit seinem leichten Sinn und heißen Blut, könnten ihn leicht in's Verderben führen, wenn er in schlechte Hände geriethe... Doch genug von Viktor, nicht von ihm wollte ich mit Ihnen sprechen, sondern von Leonoren. Ich habe halb und halb einen Plan in Bezug auf sie..."

„In Bezug auf Leonore?" wiederholte fragend meine Mutter, als die Tante einen Augenblick zögernd innehielt.

„Ich habe daran gedacht," fuhr sie dann fort, „Sie zu fragen, Antoinette, ob Sie Sich entschließen könnten, mir Leonore abzutreten. Ich bin, wenn auch nicht reich, so doch vermögend genug, dem Kinde auch nach meinem Tode eine unabhängige Existenz zu sichern; ich stehe allein in der Welt, bin alt, habe keinen näheren Verwandten, und es würde mein Alter erheitern, meinem einsamen Leben ein ganz anderes Interesse geben, wenn ich ein so liebes, junges, frisches Wesen, wie Ihre älteste Tochter, immer um mich haben könnte. Nur habe ich das einzige Bedenken dabei..."

„Kein Bedenken, liebste Tante," unterbrach sie meine Mutter hastig. „Ihre Güte will dem Kinde eine Zukunft bereiten, und um Leonorens Glück nicht im Wege zu stehen, werde ich gern das Opfer bringen, mich von ihr zu trennen. Verschieben Sie Ihre Abreise noch um ein paar Tage, und dann könnten Sie, wenn Sie es wünschen, Leonore gleich mit sich nehmen."

„Nicht so rasch, Antoinette, die Sache ist zu wichtig, um sie nicht erst reiflich zu erwägen, ehe man einen entscheidenden Entschluß faßt, und ich bin trotz meines lebhaften Wunsches, das Mädchen zu mir zu nehmen, doch noch gar nicht einig mit mir, ob ich damit das Beste für sie erwähle. Das Elternhaus ist der natürliche Boden für ein Kind, und Kinder gedeihen am besten in natürlichen Verhältnissen. Wenn jedoch Leonore lieber mit mir geht, als hier bleibt, dann will ich sie mit mir nehmen, und sie soll mein Kind sein. Lassen wir die Entscheidung von ihr selbst abhängen, sie ist verständig genug, um selbst über ihr künftiges Geschick zu bestimmen. Sehen Sie, da kommt sie gerade wie gerufen."

Ich hatte bei den letzten Worten der Tante die Laube verlassen und kam nun den beiden Frauen, als sie, am Ende des Weges angelangt, sich wieder umwandten, gerade entgegen. Meine Mutter sagte mir hastig, um was es sich handelte, und ich konnte aus jedem ihrer Worte heraushören, wie sehr sie wünschte, daß ich das Anerbieten der Tante annehmen sollte. Ich stand an einem entscheidenden Wendepunkt meines Schicksals; wenn ich die freundliche Hand, die sich mir bot, jetzt ergriffen hätte, so wäre die furchtbare That, die mein Leben vernichtete, ungeschehen geblieben, und der Fluch, der finster drohend über meiner Zukunft hing, hätte vielleicht in Segen sich gewandelt. Aber kein rettender Schutzgeist stand in diesem verhängnißvollen Augenblicke mir zur Seite, den Schleier zu lüften, der die Zukunft mir verhüllte, und das rechte Wort auf meine Lippen zu legen... Der Gedanke, mich von Viktor trennen zu sollen, war mir so schrecklich, daß Alles, was durch die Adoptation der Tante mir geboten wurde, mir werthlos erschien.

„Du schweigst, Leonore," sagte die alte Dame gütig, als ich stumm und bleich vor ihr stand. „Wenn Du lieber hier bleibst, als mit mir gehst, so sage es nur frei heraus; ich zürne Dir deßhalb nicht, und Du bleibst doch immer mein liebes Kind!"

Ich küßte ihre Hand. „Sie sind sehr gütig, aber Ortenberg ist meine Heimath und — und —"

„Und Du möchtest hier bleiben, in der Heimath, im Elternhaus," vollendete sie freundlich meine stockende Rede. „Es ist Das ganz natürlich, und ich nehme es Dir gar nicht übel." Am nächsten Morgen reiste sie ab, und ich hörte nur noch ein Mal von ihr. Das war einige Monate später, als sie einen Maler zu uns sandte, mich und Alice für sie zu malen. Da sie, wie sie scherzend schrieb, mich im Original nicht haben könne, so wolle sie wenigstens im Bild mich besitzen, und weil man Schwestern nicht trennen solle, so wünsche sie, daß Alice mit mir gemalt würde. Dies geschah denn auch, und das große Oelgemälde, das jetzt in meinem Zimmer hängt

und das Sie kennen, ist das Bild, welches damals gemalt wurde.

Kurze Zeit darauf, an Viktor's achtzehntem Geburtstage, theilte mein Stiefvater ihm mit, daß er als Kadett in eines der in der Residenz garnisonirenden Garderegimenter treten sollte und bereits bei dem Regimentskommando angemeldet sei. Viktor hatte bis dahin nie daran gedacht, sich dem Militärdienste zu widmen, er hatte vielmehr Landwirth werden und nach erlangter Mündigkeit Ortenberg übernehmen wollen; er war also anfangs ebenso überrascht, als betroffen, als er hörte, wie sein Onkel und Vormund über seine Zukunft bestimmt hatte, ohne ihn vorher auch nur nach seinen eigenen Wünschen zu fragen. Aber dieser wußte es ihm bald einleuchtend zu machen, daß es für einen mittellosen Sohn aus gutem Hause keine bessere Carrière, als die militärische, gäbe, wo bei einem Kriege, dessen Ausbruch man damals für nahe bevorstehend hielt, Jeder auf der Spitze seines Degens sein Glück trage und dem tapferen Manne die Bahn zu Ruhm und Auszeichnung offen sei. Viktor war diesen Vorstellungen sehr zugänglich, die Lust am Soldatenstand lag im Ortenberg'schen Blute, außerdem war er leicht bestimmbar, und die Aussicht auf einen nahen Feldzug lockte ihn so, daß er freudig seine Zustimmung zu dem Vorschlag meines Stiefvaters gab. Für mich aber war diese Nachricht ein vernichtender Schlag; ich errieth, daß meine Eltern Viktor und mich um jeden Preis hatten trennen wollen, daß sie hofften, er würde mich in dem bunten, bewegten Leben der Residenz rasch vergessen, und daß Dies der eigentliche Grund war, weßhalb man ihn überredet hatte, die militärische Carrière zu ergreifen. Ich sagte jedoch Viktor hiervon Nichts; ich liebte ihn so sehr, daß ich, als ich ihn so voll fröhlicher Zuversicht und stolzen Hoffnungen seinem neuen Beruf entgegen gehen sah, mich selbst und meinen Schmerz vergaß und nur an ihn und sein Glück dachte.

Mein Stiefvater wollte Viktor selbst nach der Residenz bringen, und da sie schon früh am Morgen des nächsten Tages abreisen mußten, so nahm er Abschied von uns am Abend vorher, als wir Alle im Wohnzimmer zusammen waren. Aber er und ich hatten vorher Zeit gefunden, uns darüber zu verständigen, daß wir uns noch in dem Stübchen meiner Amme treffen wollten, um ohne Zeugen, unbewacht von Alicens eifersüchtigen Späheraugen, uns Lebewohl zu sagen. Ich wußte, daß Alice den ganzen Abend mich bewachen würde, und so hatte ich Viktor gesagt, daß ich in den ersten Morgenstunden, wenn noch Alles im Hause schlief, in Annemariens Stube ihn erwarten wollte...

Bei dem ersten grauen Tagesschimmer, der durch die Scheiben fiel, stand ich auf, kleidete mich an und schlich leise hinaus. Viktor erwartete mich schon bei meiner Amme, und als ich, aufgelöst in Schmerz, mich an seine Brust warf und Thränen meine Stimme erstickten, sagte sie: „Weine nicht so, Leonore, Deine Thränen können Nichts ändern, und Du machst nur dem Junker Viktor das Herz noch schwerer damit. Er hat Dich lieb und bleibt Dir treu, das weißt Du ja. Aber," fügte sie halblaut hinzu: „Ihr kommt doch nie zusammen, so lange Deine Schwester lebt; wäre sie nicht —" „Pfui, Annemarie!" unterbrach sie Viktor, und ein Schatten flog über sein Gesicht. „Ich kann Alice wahrhaftig nicht leiden, aber ich mag es nicht hören, daß Ihr dem armen Mädchen immer den Tod wünscht. Mag sie leben und ihres Reichthums sich freuen, wir wollen sie nicht darum beneiden, nicht wahr, mein Liebling?"

„O Viktor, Viktor!" rief ich, „wie soll ich leben ohne Dich! In langer, endloser Reihe stehen sie vor mir, die Tage, die kommen werden, wo ich Dich nicht mehr sehen, Deine Stimme nicht mehr hören soll.... —"

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

• Fulu-Bilderbuch. Im Verlage der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg ist ein Weihnachtsgeschenk erschienen, das gewiß in den weitesten Kreisen Anerkennung finden wird. Es ist betitelt: „Lulubilderbuch" und schildert die Episoden des jüngsten Krieges in launigen und satyrischen Fibelversen, die nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene ergötzen dürften. Die Illustrationen sind keine roh skizzirten Karikaturen, sondern geistreich entworfene, von Künstlerhand ausgeführte Bilder. Man wird gewiß keinem Kinde ein erwünschteres Weihnachtsgeschenk bescheeren, als dieses selbst für den Salon geeignete „Lulubilderbuch". Der Preis von 1 fl. 12 kr. oder 21 Sgr. ist erstaunlich billig.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Freitag, 22. Dezember 1871.

Der Weihnachtsbaum.

(Aus „Weihnachtsfreud' und Weihnachtsleid" von Chr. Böhmer.)

Wann blüht der schönste Baum?
In kalter Winterzeit,
Wenn uns'res Gartens Raum
Verödet und verschneit.

Den läßt in heil'ger Nacht
Christkindchen still erblüh'n;
Wie strahlt in Wunderpracht
Der Tanne frisches Grün!

Da tönt ein Frühlingslied
Von großer, ew'ger Freud',
Die Gott uns heut' beschied
Im dunkeln Erdenleid.

Wir stimmen fröhlich ein
Dem heil'gen Christ zur Ehr';
Im gold'nen Frühlingsschein
Blüht Alles rings umher.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Und Du wirst mich vergessen", fuhr ich fort," Du wirst schöne, geistvolle Frauen sehen und Du wirst dann des einfältigen Kindes nicht mehr gedenken, das Du hier zurückgelassen und das doch in der ganzen weiten Welt nur Dich hat und nur Dich liebt."

Er lächelte. „Das glaubst Du selbst nicht, Leonore, daß ich Dich vergessen könnte! Du weißt es wohl, daß meine Liebe zu Dir nur mit meinem Leben enden kann, und daß, nah oder fern, mein Herz doch immer bei Dir ist."

Er nahm eine auf dem Tische liegende Scheere und schnitt eine von meinen Locken ab; sie ringelte sich um seinen Finger, als er sie zusammen schlingen wollte, um sie in seine Brieftasche zu legen. „Sieh', Leonore," sagte er, „mit der Locke bindest Du mich so fest, als mit dem goldenen Trauring; es steckt ein Zauber in dem dunklen, weichen Haar, aus dem mich Nichts mehr lösen kann."

Jetzt wurde es draußen auf den Gängen lebendig, ich hörte unten schon die Stimme meines Stiefvaters, der nach Viktor rief. Der Augenblick des Scheidens war gekommen... Es waren trübe, traurige Tage, die ich jetzt nach Viktor's Abreise verlebte; die ganze Welt erschien mir so öde und leer, langsam und bleiern schlichen die Stunden dahin, und das Leben war reizlos und werthlos für mich, seit er nicht mehr da war, dessen Gegenwart wie ein Sonnenstrahl mein armes, freudloses Dasein erhellt hatte. Seine Briefe waren in dieser schweren Zeit der Trennung die einzigen Lichtblicke, die das einförmige Grau meiner Tage unterbrachen, und er schrieb oft und erzählte mir offen und ausführlich von Allem, was er that und erlebte. So war ein Jahr vergangen und endlich der von mir mit so ungeduldiger Sehnsucht herbeigewünschte Tag erschienen, an dem Viktor wieder nach Ortenberg kam, einen vierwöchentlichen Urlaub dort zuzubringen. Er war größer, ernster, männlicher geworden, aber sonst ganz Derselbe geblieben, und es war für mich ein solches Entzücken, wieder sein offenes, heiteres Gesicht zu sehen, sein fröhliches Lachen, seine geliebte Stimme zu hören, daß diese vier Wochen wie ein einziger seliger Tag mir vorübergingen. Eines nur warf einen Schatten auf mein Glück: Viktor hatte mit seiner gewohnten Offenheit mir gestanden, daß er, um mit seinen Kameraden, die fast alle Söhne reicher

Familien waren, nur einigermaßen auf gleichem Fuße leben zu können, Schulden gemacht hatte, die nach und nach zu einer ziemlich bedeutenden Summe angewachsen waren. Seine Gläubiger hatten ihn gedrängt, und er hatte sich in seiner Verlegenheit an meinen Stiefvater gewandt, welcher ihm auch sogleich so viel Geld gesandt hatte, als er bedurfte, um seine Schulden zu zahlen. Diese scheinbare Großmuth meines Stiefvaters erfüllte mich mit banger Sorge; ich sah darin das erste Glied zu der Kette, mit der er Viktor an Alice fesseln wollte. Ich stellte ihm Das ernst und eindringlich vor, und er gab mir, ehe er wieder abreiste, das feste Versprechen, künftig so zu leben, daß er nie mehr genöthigt sein werde, an die Großmuth meines Stiefvaters sich wenden zu müssen. Es war bestimmt worden, daß er im Herbst des nächsten Jahres wieder auf einen längeren Urlaub nach Ortenberg kommen sollte, und ich zählte jetzt schon die Tage bis zu diesem ersehnten Wiedersehen. Aber meine Hoffnung sollte diesmal grausam getäuscht werden. Eines Tages, als nur noch wenige Wochen an dem für Viktor's Abschied festgesetzten Termine fehlten, kündigte mir meine Mutter an, daß sie mit ihrem Gatten und Alicen, deren Gesundheitszustand die Konsultation eines berühmten Arztes in der Residenz nöthig mache, dorthin reisen und sich einige Wochen da aufhalten werde, wodurch Viktor's Besuch in Ortenberg für dieses Jahr unterbleiben würde. Ich stand wie vom Donner gerührt, anfänglich keines Wortes mächtig.

„Und ich!“ stammelte ich endlich, „gehe ich nicht mit?“

„Nein,“ versetzte meine Mutter kühl, „Du wirst zurückbleiben, um hier in Ortenberg die Oberaufsicht zu führen. Du bist jetzt ein erwachsenes Mädchen, und ich hoffe, daß wir ruhig fortgehen und Dir Haus und Hof anvertrauen können.“

Die Thränen stürzten mir aus den Augen; es war zu bitter, daß ich hier zurückbleiben sollte, während die Andern gingen und Viktor wieder sahen; auf meinen Knieen hätte ich meine Mutter anflehen mögen, Mitleid mit mir zu haben und mich mit nach dem Orte gehen zu lassen, wo Viktor weilte, aber ich wußte, es wäre vergeblich gewesen. Ich errieth zu gut, daß es Alice war, welche diesen Plan entworfen hatte, weil sie Viktor wieder sehen wollte, aber ohne mich, und meine flehentlichsten Bitten hätten nicht vermocht, Etwas an Dem zu ändern, was sie wünschte. Es blieb mir Nichts übrig, als mich still in das Unabänderliche zu fügen, und ich that Das auch; aber das Herz brach mir fast, wie ich sie in den Reisewagen steigen sah und mir sagte, daß sie den nächsten Tag Viktor sehen und sprechen und Wochen lang das Glück genießen würde, mit ihm zusammen zu sein, während ich hier einsam und allein zurückbleiben mußte .....

Es war schon spät im November, als meine Eltern mit Alice wieder nach Ortenberg zurückkehrten. Der Aufenthalt in der Stadt hatte ihnen sehr gefallen, sie waren viel in Gesellschaften gewesem, hatten viele neue Bekanntschaften angeknüpft, und meine Schwester, die sie trotz ihrer großen Jugend schon überall hin begleitet und ganz wie ein erwachsenes Mädchen an den geselligen Vergnügungen theilgenommen hatte, fand jetzt das Leben in Ortenberg sehr still und einförmig, und auf ihr lebhaftes Andringen hin beschlossen die Eltern endlich, Besuche bei den umwohnenden adeligen Familien zu machen, mit denen wir bisher gar keinen Verkehr gehabt hatten. Mein Stiefvater ließ dazu einen schönen Wagen aus der Stadt kommen, die Leute bekamen neue Livreen und für die Mutter und uns Schwestern wurden elegante Toiletten verschrieben. Aber es wollte mich dabei oft bedünken, als ob die Eltern doch eigentlich nicht gern zu diesen Besuchen sich entschlössen und nur mit einer gewissen Ueberwindung dem dringenden Wunsche Alicens nachgegeben hätten. Der Empfang, der ihnen in den umliegenden Schlössern zu Theil wurde, war zwar ein sehr höflicher, aber wir wurden überall mit einer gemessenen, steifen Artigkeit behandelt, was mir besonders auffiel, als ich später Gelegenheit hatte, zu bemerken, wie die Familien des Adels unter einander mit der zwanglosesten Ungenirtheit verkehrten. Es fiel mir die kühle Zurückhaltung, mit der man meinen Eltern und meiner Schwester begegnete, um so mehr auf, als ich mich überall, wo ich mit ihnen erschien, in so ganz anderer Weise empfangen sah. Als hätten sie mich längst gekannt, als gehörte ich zu ihnen, so herzlich begrüßten mich die Frauen und Töchter dieses stolzen Landadels, und wo der Herr des Hauses meinen Vater noch gekannt hatte, da stellte er mich mit den Worten: „Das ist Ortenbergs Tochter!“ in einem Ton den Seinen vor, als ob er mit herzlicher Freude das Kind eines theuren verstorbenen Freundes willkommen hieße. „Ortenbergs Tochter!“ Das Wort war wie eine Zauberformel, die, wohin ich kam, die Herzen der Menschen mir zuwandte, und überall

grüßten mich wohlwollende Blicke, streckten sich freundliche Hände mir entgegen. Und ich empfand Dies zwiefach dankbar, denn es that meinem Herzen so wohl, daß das Andenken des von mir so schwärmerisch geliebten Vaters, den ich nie gekannt, noch so lebendig in den Herzen seiner Freunde lebte.

Nach kurzer Zeit wurden die Besuche meiner Eltern von den sämmtlichen Familien der Nachbarschaft erwiedert, und um gleich mit denselben in einen geselligen Verkehr zu treten, beschlossen sie, zur Feier von Alicens sechszehntem Geburtstag einen großen Ball zu geben. Unser nächster Nachbar war der Graf von Rondenegg, der vornehmste und angesehenste Mann in der ganzen Umgegend und bekannt wegen seines Stolzes und seiner Unzugänglichkeit; aber gerade deßhalb legten meine Eltern den größten Werth darauf, daß er ihre Einladung annehmen möchte, denn sie wußten, daß seine Anwesenheit oder sein Nichterscheinen bei dem ersten Feste, welches sie dem Landadel gaben, entscheidend sein würde für die Stellung, welche sie künftig in jenen Kreisen einnehmen würden. Der Zufall war den Wünschen meiner Eltern günstig, denn zu dieser Zeit war gerade ein Prinz von S..... zum Besuch auf Schloß Rondenegg, den mein Stiefvater bei seinem letzten Aufenthalt in der Residenz persönlich kennen gelernt hatte. Der Prinz, der einige Zeit in England gewesen und seitdem eine große Vorliebe für alles Englische zeigte, war damals besonders freundlich und wohlwollend gegen meinen Stiefvater gewesen, und dieser beeilte sich, sobald er von seiner Ankunft in Rondenegg gehört, ihm seine Aufwartung zu machen und ihn und seinen Wirth zugleich persönlich zu dem Balle einzuladen. Der Prinz nahm die Einladung an, selbstverständlich mußten Graf Rondenegg und die Seinigen Dasselbe thun, und mein Stiefvater kam sehr befriedigt von seinem Besuche in Schloß Rondenegg zurück.

Was Reichthum und guter Geschmack vermochten, wurde jetzt in Ortenberg aufgeboten, um das bevorstehende Fest so glänzend als möglich zu gestalten. Eine ganze Woche lang kamen Tapezierer, Maler und Dekorateure nicht aus dem Hause, und die gesammte Dienerschaft war vom Morgen bis zum Abend in fieberhafter Thätigkeit. Meine Eltern leiteten selbst alle diese Vorbereitungen, und sie sowohl, wie meine Schwester, hatten für nichts Anderes mehr Interesse, als für diesen Ball. Ich war die Einzige, welche allem Dem gleichgiltig zusah, denn meine Seele war so ganz von der Liebe zu Viktor erfüllt, daß die Aussicht auch auf das glänzendste Fest, bei dem er nicht anwesend war, mich völlig kalt und theilnahmlos ließ. Da hörte ich zufällig von meiner Amme, daß mein Stiefvater eine Staffette an Victor gesandt habe, um ihn zu diesem Ball einzuladen, weil der Prinz, der in einem Regiment mit ihm diente, den Wunsch geäußert hatte, Victor in Ortenberg zu sehen. Die Aussicht auf ein so unerwartetes Wiedersehen erfüllte mich mit unsagbarem Entzücken, und ich vermochte nicht eher an die Wirklichkeit dieses Glückes zu glauben, bis ich ihm Auge in Auge gegenüber stand. Aber so sehr hatte er sich in der Zeit, wo ich ihn nicht gesehen, verändert, daß ich ihn im ersten Augenblick kaum wieder erkannte. Er war größer und stattlicher geworden, ein dunkler Bart beschattete seine Oberlippe, und seine Haut war gebräunt; doch Das war es nicht allein, was ihn mir so seltsam fremd erscheinen ließ; der Ausdruck seines Gesichtes war ein ganz anderer geworden; auch sein ganzes Wesen erschien mir verändert, es lag etwas Hastiges und zugleich Gedrücktes darin, und oft wollte es mir sogar dünken, als ob sein Blick absichtlich dem meinigen auswich, wenn ich angstvoll und forschend in seinen Mienen zu lesen suchte.

Er war am Tage vor dem Ball gekommen, und er war kaum eine Stunde da, als er meinen Stiefvater bat, ihn auf dessen Zimmer begleiten zu dürfen, da er etwas Wichtiges ihm allein mitzutheilen habe. Dies befremdete mich sehr, und meine Unruhe steigerte sich, als nach einer Stunde beide offenbar sehr erregt wieder zu uns, die wir mit einer Handarbeit beschäftigt im Gartenpavillon saßen, zurückkehrten. Ich hatte während des ganzen Nachmittags und Abends keine Gelegenheit, ein Wort mit ihm zu reden; Alicens Augen beobachteten uns fortwährend, und so oft er versuchte, sich mir zu nähern, trat sie zwischen uns. Doch fand er, ehe wir am Abend uns trennten, einen Augenblick, um mir leise und unbemerkt zuzuflüstern: „Sei um Mitternacht in der Fliederlaube, ich muß Dich allein sprechen!"

Ich schlief, seit wir erwachsen waren, nicht mehr in einem Zimmer mit meiner Schwester, und es war mir also nicht schwer, Viktor's Begehren zu erfüllen; klopfenden Herzens schlich ich, als eben die letzten Schläge der zwölften Stunde vom Dorfkirchthume verklungen waren, durch die langen, dunkeln Gänge des Schlosses die Treppe hinunter in den Garten. Victor erwartete mich schon, als ich in die Laube trat.

Digitized by Google

„Endlich!" rief er, mich heftig an seine Brust pressend, „endlich sehe ich Dich allein! Leonore, liebst Du mich noch eben so warm, eben so treu, wie ehemals?"

Ich sah ihn befrembet an. „Viktor, wie kannst Du Das fragen?"

„Ich frage," fuhr er fort, „weil eine starke, tiefe Liebe dazu gehört, um mir zu verzeihen, was ich Dir jetzt sagen muß. Ich habe das Versprechen gebrochen, welches ich Dir gab, als wir uns das letzte Mal trennten; ich habe von Neuem in Schulden mich gestürzt, weil ich thöricht genug war, zu glauben, daß ich dem Namen, den ich führe, es schuldig sei, mit meinen reichen Kameraden auf gleichem Fuße zu leben; ich bin auf diesem abschüssigen Wege immer tiefer in Geldverlegenheiten gerathen, ich habe endlich Wechsel unterschrieben, weil ich mir nicht mehr helfen konnte; diese Wechsel sind fällig, und wenn ich sie nicht bezahlen kann, so . . . . so kann ich nicht weiter dienen, mehr noch . . . . ich würde in schimpflicher Weise meinen Abschied erhalten . . . . Es blieb mir in dieser furchtbaren Lage nichts Anderes übrig, als mich Deinem Stiefvater zu entdecken und ihn um seine Hilfe zu bitten . . . ."

„Und er hat sie Dir verweigert?" rief ich in athemloser Spannung, als er zögernd einen Augenblick innehielt.

„Nein!" erwiederte er, und seine Lippen zuckten, „er gab mir die Summe, die ich bedarf; es waren über zweitausend Thaler; aber er gab mir dabei zu verstehen, daß er bedeutende pekuniäre Opfer nur dann für den Neffen zu bringen willens sei, wenn er in ihm den künftigen Schwiegersohn sehen könne . . . ."

„Und Du, was erwiedertest Du darauf? Gabst Du das Versprechen, meine Schwester zu . . . ." Das Wort erstarb auf meinen Lippen.

„Nein! Er deutete mir Das nur an, er sagte es nicht mit klaren, deutlichen Worten, und ein Versprechen gab ich nicht, es wurde auch keines von mir verlangt — aber ich nahm das Geld." Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und athmete rasch und laut, als ob eine schwere Last auf seiner Brust liege. „Es ist vorbei," sagte er endlich, „geschehene Dinge lassen sich nicht mehr ungeschehen machen, und die bitterste Reue kann Nichts ändern an der Vergangenheit; aber noch gehört die Zukunft uns und unserer Liebe, und . . . ." (Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

• „Illustrirte Kriegs-Chronik," so lautet der Titel eines stattlichen Foliobandes, den die Verlagshandlung der in aller Welt berühmten „Illustrirten Zeitung", J. J. Weber in Leipzig, soeben als ein vollendetes Ganzes auf den Büchermarkt bringt, gerade in dem kritischen Zeitpunkte, wo Alt und Jung, Groß und Klein sich die Frage vorlegt: „Was werde ich auf den Weihnachtstisch legen?" Hier ist ein Buch, das für jeden Gebildeten, der mit offenem Sinn das letzte Jahr durchlebt hat, die schönste und werthvollste Gabe ist, die man sich wünschen kann; es ist eine Erinnerung für alle Zeiten an die großen Tage, die unser deutsches Volk in seine Geschichte aufgenommen hat, und die uns Allen noch lebhaft in der Seele stehen. Ein solches Buch ist in der That ein rechter Hausschatz, der als ein Familienstück dem Hauswesen einverleibt und von Sohn zu Sohn in Ehren gehalten werden muß. Als ein solches Familien-Ehrenstück stellt es sich auch äußerlich recht würdig dar. In Groß-Folioformat ist es auf schönem Velinpapier gedruckt und geschmückt mit Hunderten von Initialen, Porträts, Kriegsbildern, Militär- und Marinebildern, Städte-Ansichten, Karten und Plänen, mit einem schön komponirten allegorischen Titelbild von Scheuren, einem malerischen Titelblatt von F. Baumgarten, mit dem großen Porträt des Kaisers Wilhelm und einem Karten-Panorama des Kriegsschauplatzes, Alles in einem höchst geschmackvollen Einbande und illustrirtem Umschlage. — Jeder Blick in das aufgeschlagene Buch fesselt das Auge zu näherer Betrachtung; immer trifft er auf Darstellungen, die, treu nach der Natur in meisterhafter Weise wiedergegeben, unser ganzes Interesse beanspruchen, und nicht müde wird man, weiter und weiter in diesem herrlichen Buche zu blättern, zu lesen und sich zu vertiefen. Möchte dieses schöne Erzeugniß unserer Presse zu den zahlreichen Freunden, die es sich während seines lieferungsweisen Erscheinens erworben hat, noch mehr gewinnen, möchte es in keiner deutschen Bürgerfamilie auf dem Weihnachtstisch fehlen.

(Leipziger Nachrichten.)

Auflösung der Charade in № 149:

A g r a m.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 152. Mittwoch, 27. Dezember 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Die Zukunft!“ unterbrach ich ihn. „O, Viktor, ich fürchte, unsere Liebe hat keine Zukunft! Siehst Du nicht, wie sie Glied an Glied an die Kette fügen, die Dich an Alice schmieden soll, wie jeder Schritt vorwärts auf der militärischen Laufbahn, in die sie so arglistig Dich gedrängt haben, Dich weiter von mir entfernt hat, und wie die Maschen des Netzes, in dem sie Dich fangen wollen, sich immer fester und dichter um Dich zusammenziehen?“

„Es ist so, wie Du sagst,“ versetzte er düster; „ich sehe es jetzt ein, wie klug sie Alles berechnet hatten, als sie mich zu bestimmen wußten, in Militärdienste zu treten, und wie blind und thöricht der Knabe in die Schlinge ging, die sie, mit allem bunten Flimmer aufgeputzt, ihm hinhielten, und wie dann mein Leichtsinn, meine Schwäche ihren Plänen so recht in die Hände arbeiteten. Doch der Mann wird gut machen, was der Knabe gefehlt und gesündigt; noch in diesem Jahr werde ich volljährig und freier Herr meines Willens sein. Dann nehme ich meinen Abschied, lasse mir von dem Onkel die Verwaltung Ortenbergs übergeben und bitte ihn, die Summen, welche ich ihm schulde, noch als eine weitere Hypothek auf das Gut eintragen zu lassen. Verweigert er mir Das, nun so schütteln wir den Staub von den Füßen und suchen jenseits des Meeres eine neue Heimath; dort in den Wäldern Amerika's ist Platz für Alle, die Kraft und Muth zur Arbeit haben, und mit Dir an meiner Seite fühle ich mich allen Anstrengungen, allen Entbehrungen gewachsen. Willst Du mit mir gehen, Leonore, wenn kein anderer Ausweg uns mehr bleibt, wenn auf dem Grund und Boden, der unserer Vorfahren Eigenthum war, der noch unsern Namen trägt, kein Raum mehr ist für uns und unsere Liebe? Wirst Du mir dann folgen?“ „Bis an das Ende der Welt!“ sagte ich; aber ich theilte nicht seine sanguinische Zuversicht, ich kannte ihn zu genau, um nicht zu wissen, wie wenig gerade seine Natur dazu geeignet war, einen solchen Entschluß zur Ausführung zu bringen, und wie schwer es ihm sein würde, auf seine eigene Arbeitskraft angewiesen, sich eine Existenz zu gründen. Aber ich verschloß alle meine Bedenken in meiner Brust. Den Kopf an seine Brust gelehnt, lauschte ich schweigend den beredten Worten, mit denen er jetzt ein Bild von unserer Zukunft in der neuen Welt mir entwarf.

Am nächsten Tag war Alicens Geburtstag, und da in dem ganzen Haus durch die Vorbereitungen zu dem Ball das Unterste zu oberst gekehrt war, so hatte man dies Mal die für sie bestimmten Geschenke in dem Gartenpavillon aufgestellt. Es war eine äußerst reiche Bescheerung, und der kleine Raum sah aus wie ein Bazar, als wir eintraten. Alice eilte von einem Tisch zum andern, alle die schönen, eleganten Sachen zu betrachten, mit denen die Liebe ihrer Eltern sie zu erfreuen gesucht, als sie plötzlich ein kleines rothes Etui bemerkte und, es rasch öffnend, einen Schrei der Ueberraschung ausstieß. Ohrringe und ein Kreuz von Diamanten lagen darin; es waren Steine von solcher Größe und Schönheit, daß sie enorme Summen gekostet haben mußten, und wie jetzt Alice vor den über dem Kamin hängenden Spiegel trat und meine Mutter den Schmuck ihr anlegte, flüsterte ich Viktor zu: „Die Hälfte der Summe, welche diese Steine gekostet haben, könnte unser Schicksal wenden; ich beneide Alice; warum müssen wir arm sein und sie im Ueberfluß schwelgen!“

„Beneide sie nicht, mein Liebling," versetzte er eben so leise; „wir sind doch reicher in unserer Liebe, als alles Geld ihres Vaters sie machen kann; und sieh, wie der Glanz jener Steine das häßliche Mädchengesicht noch viel abstoßender erscheinen läßt! Nein, beneide sie nicht, wir sind jung, wir lieben uns, und wir werden selbst für unser Glück sorgen."

Unterdessen ließ meine Schwester alle ihre Geschenke in Körbe zusammen packen, um sie nach ihrem Zimmer bringen zu lassen, und dabei fiel ihr ein mit Silber und Stahl eingelegtes Kästchen in die Hand, das sie noch nicht gesehen hatte. Sie zeigte es Viktor, der die schöne alte Arbeit bewunderte, und als dabei die Rede auf derartige Erzeugnisse alter Kunst kam, erinnerte er sich daran, daß er jüngst von einem Freunde, der in Rußland gewesen, einen tscherkessischen Dolch mit kunstreich verzierter Klinge erhalten und ihn meinem Stiefvater, dessen Liebhaberei für alle seltene Waffen er kannte, mitgebracht hatte. Er ging in das Haus, um in zu holen, und kam bald mit der Waffe zurück, welche, als sehr selten und werthvoll, von meinem Stiefvater mit lebhaftem Dank entgegengenommen wurde. Alice, welche die Gewohnheit hatte, Alles, was sie besehen wollte, in die Hand zu nehmen, ließ sich den Dolch von ihrem Vater geben und fühlte trotz der Warnung Viktor's, daß die Klinge schneidend scharf sei, so lange daran herum, bis sie bei einer ungeschickten Bewegung sich tief in die Hand schnitt. Das Blut quoll gleich stark, sie schrie laut auf, und während meine Mutter, die ganz blaß geworden war vor Schrecken, die Wunde rasch mit ihrem Taschentuch verband, nahm mein Stiefvater den Dolch, welchen Alice noch in der andern Hand hielt, und schleuderte ihn in seinem Unmuth so heftig und achtlos fort, daß er mit der Spitze gegen den Spiegel flog und, von dem Glas abprallend, klirrend auf das marmorne Sims des Kamins niederfiel. Alice weinte, da sie sehr empfindlich gegen jeden physischen Schmerz war, so krampfhaft, daß die Eltern, auf das höchste besorgt, sie in ihre Mitte nahmen und langsam nach dem Schlosse führten. Es wurde sogleich ein reitender Bote nach einem Arzte geschickt, aber die Verwundung stellte sich, nachdem dieser gekommen und die Hand untersucht hatte, als ganz unbedeutend heraus, und Alice erschien am Abend wieder ganz wohl und heiter, als sie in elegantester Balltoilette, geschmückt mit den funkelnden Steinen, neben den Eltern stand, um mit ihnen die ankommenden Gäste zu empfangen. Unter den ersten, welche erschienen, war der Graf von Rondenegg mit dem Prinzen von S . . . . Der Prinz war ein ungewöhnlich schöner Mann, und wie die hohe, imposante Gestalt in der glänzenden Uniform durch den Saal ging und, da und dort stehen bleibend, für Jeden ein paar freundliche, verbindliche Worte hatte, meinten die jungen Damen, er sehe aus wie ein junger Kriegsgott. Seine Gegenwart gab dem ganzen Feste einen erhöhten Glanz und brachte Leben und Anregung in die Gesellschaft; seine Liebenswürdigkeit und seine Leutseligkeit bezauberten Alle, und die Mienen meines Stiefvaters wurden immer heller und zufriedener. Aber für mich wurde die Art und Weise, wie der Prinz bald begann, mich auszuzeichnen, höchst peinlich, denn ich sah, daß die Aufmerksamkeiten, die er mir erwies, Viktor sehr verstimmten und seine Eifersucht reizten, und ich war doch nicht im Stande, mich denselben zu entziehen. So sehr ich mich auch bemühte, dem Prinzen auszuweichen, er wußte mich doch immer wieder aufzufinden und kam fast nicht mehr von meiner Seite, wodurch es mir unmöglich gemacht wurde, ein Wort mit Viktor allein zu reden und mich ihm gegenüber zu rechtfertigen; und Dies war mir um so schmerzlicher, als ich wußte, daß er früh am nächsten Morgen nach seiner Garnison zurückkehren mußte und ich mit jeder Minute geizte, die ich noch mit dem Geliebten zusammen sein konnte. Wir hatten gleich im Anfang verabredet, daß wir den Cotillon mit einander tanzen wollten, und ich hoffte nun, während dieses Tanzes Gelegenheit zu haben, mich mit ihm aussprechen und ihn von der Grundlosigkeit seiner Eifersucht überzeugen zu können. Er lehnte finster in einer Fensternische, als eben die Musik zum Cotillon präludirte, und ich eilte zu ihm, ihn an unsere Verabredung zu mahnen; aber ehe ich noch ein Wort zu ihm sagen konnte, gesellte sich Alice zu uns.

„Du solltest nicht mehr tanzen, Leonore," sagte sie spottend zu mir. „Du hast ja keinen Blutstropfen mehr im Gesichte, wahrhaftig, Du siehst aus wie ein Gespenst."

„Nein", versetzte der Prinz, der zu uns getreten war, „nicht wie ein Gespenst sieht ihre Fräulein Schwester aus, sondern wie eine schöne Statue, marmorweiß und marmorkalt." Und sich dicht zu meinem Ohr beugend, flüsterte er mir leise zu: „Glücklich, wer hier die Rolle des Pygmalion übernehmen dürfte!"

Viktor mußte die Worte verstanden haben, so leise der Prinz auch gesprochen hatte, denn die Adern auf seiner Stirne schwollen, eine jähe Röthe flog über sein Gesicht und, die Lippen aufeinander pressend, schien er sich nur mit äußerster Anstrengung zur Ruhe zwingen zu können.

„Darf ich Sie um diesen Tanz bitten?“ fragte mich der Prinz und bot mir seinen Arm. Viktor trat rasch einen Schritt vor, als wollte er sein älteres Recht geltend machen, aber ein befremdeter Blick des Prinzen brachte ihn wieder zur Besinnung, und während Jener mich wegführte, hörte ich noch, wie Alice sagte: „Ich habe Dir den Cotillon aufgehoben, Vetter, willst Du mit mir tanzen?“

„Du bist sehr freundlich!“ murmelte Viktor und trat mit ihr in die Reihe der sich eben zu dem Tanze aufstellenden Paare, gerade gegenüber dem Platze, wo der Prinz und ich standen.

Ich sah, wie Viktor's Mienen immer düsterer wurden, je lebhafter mein fürstlicher Tänzer mit mir sprach, und wie zornig seine Augen aufblitzten, so oft dieser sich näher zu mir beugte; es war eine peinliche, qualvolle Situation für mich, und ich athmete auf, als eine der Touren des Tanzes mich endlich mit Viktor zusammenführte und ich ihm sagen konnte, wie bitter und schmerzlich es mir war, daß ich statt mit ihm mit dem Prinzen tanzen mußte. Aber er fiel mir gleich bei dem ersten Wort in die Rede, indem er sagte: „Entschuldige Dich nicht, Leonore, Du konntest ja bei dem Tausch nur gewinnen, und ich gratulire Dir zu der glänzenden Eroberung, die Du gleich auf Deinem ersten Ball gemacht hast!“ Sein Ton war so voll schneidender Bitterkeit, daß mir die Erwiederung auf den Lippen erstarb und ich stumm und mit Thränen in den Augen zu ihm aufsah in sein zorniges, erregtes Gesicht. Aber sobald sein Blick dem meinigen begegnete, verschwand der bittere, höhnische Ausdruck aus seinen Zügen, er sah mich wieder zärtlich und sanft an. Er drückte mich, während wir im raschen Walzer durch den Saal flogen, fester an sich und flüsterte mir zu: „Verzeih', verzeih' mir, ich war einen Augenblick eifersüchtig, weil der Prinz Dir so auffallend huldigt; aber ich weiß ja, daß es nicht Deine Schuld ist, wenn er Dich schön findet; wie konnte ich Thor auch nur denken, daß ich allein Augen hätte, Deine Schönheit zu sehen! Und was kümmert es mich, wenn er Dich bewundert, so lange ich sicher bin, daß Dein Herz mir und nur mir gehört!“

Damit war unser Frieden wieder hergestellt, und Viktor stand lächelnd dabei, als der Prinz mir bei dem Abschied noch ein paar Schmeicheleien sagte, die mir die Röthe des Unwillens in die Wangen trieben. Nachdem die letzten Gäste sich entfernt hatten, sagte auch Viktor uns Lebewohl, und es war mir sehr schmerzlich, daß ich ihn nicht mehr einen Augenblick allein sehen konnte. Aber in einer halben Stunde mußte er abreisen, und mein Stiefvater stand ungeduldig wartend daneben, weil er, wie er sagte, noch Wichtiges mit Viktor zu besprechen hatte und ihn mit sich auf sein Zimmer nehmen wollte.

Ich wollte dem Geliebten wenigstens noch einen Abschiedsgruß zuwinken, wenn er wegfuhr, und ohne mein Ballkleid abzulegen, nur ein leichtes Tuch um Kopf und Schulter gelegt, stand ich an dem offenen Fenster meiner Stube und sah hinunter in den Hof, wo schon der Reisewagen aus dem Schuppen gezogen und die Pferde angeschirrt wurden. Es hatte die ganze Nacht über gewittert, und die Luft war feucht und kühl. Eben kam Viktor mit meinem Stiefvater die Schloßtreppe herunter; er war sehr bleich und auf seiner Stirne lagen finstere, tiefe Falten, als er jetzt diesem die Hand zum Abschied reichte. Ich hatte mich weit aus dem Fenster gebogen, der Shawl war bei der hastigen Bewegung von meinem Kopf zurückgeglitten, und eine Rose, die ich noch im Haar trug, hatte sich dadurch abgestreift und fiel gerade zu Viktor's Füßen nieder. Er blickte empor zu meinem Fenster, hob die halbverwelkte Blume auf, und sie, unbekümmert um die Gegenwart meines Stiefvaters, an seine Lippen drückend, rief er: „Lebe wohl, Leonore, lebe wohl, ich komme bald zurück!“

Damit sprang er in den Wagen und winkte noch grüßend mit der Hand mir zu. Mein Stiefvater blickte ihm nach, dann wandte er sein Gesicht zu mir herauf, und der Ausdruck kalten Hohnes und feindlichen Triumphes, der in diesem Augenblick darauf lag, ließ mir das Blut in den Adern erstarren. Ich trat schnell zurück, schloß das Fenster und legte mich zu Bette; aber es dauerte lange, bis ich den Schlaf finden konnte, und als ich spät am Abend erwachte, hatte ich heftiges Fieber. Der herbeigerufene Arzt erklärte mich für ernstlich krank und sprach die Befürchtung aus, daß ein Nervenfieber bei mir im Anzuge sei. Darauf wurde ich sogleich von dem Verkehr mit allen übrigen Hausgenossen abgesondert und allein der Pflege meiner Amme überlassen, denn meine Mutter war ängstlich besorgt

darum, daß Alice durch mich angesteckt werden könnte.

Die Befürchtungen des Arztes bestätigten sich jedoch nicht; ich bekam kein Nervenfieber, aber ich war doch mehrere Wochen lang krank, und als ich wieder hinaus in die Luft gehen durfte, fing der Wald bereits an sich zu färben. Der Herbst war gekommen, und mit ihm nahte der Zeitpunkt heran, wo Viktor volljährig wurde und es sich zeigen mußte, ob er wirklich Willenskraft und Entschlossenheit genug hatte, seinen Vorsatz auszuführen und seinen Abschied zu nehmen, um entweder Ortenberg zu übernehmen oder mit mir eine Heimath in der neuen Welt sich zu suchen. Er hatte seine Ankunft auf den letzten Oktober festgesetzt, da mein Stiefvater, der am Hubertustag eine große Jagd veranstalten und den ganzen Adel der Umgegend dazu einladen wollte, den Wunsch geäußert hatte, daß Viktor sich so einrichten möchte, vor diesem Tage in Ortenberg einzutreffen. Nach der Jagd sollte ein großer Ball stattfinden, und Alice hatte selbst an Viktor geschrieben, um es ihm recht eindringlich an das Herz zu legen, rechtzeitig zu den Festlichkeiten in Ortenberg einzutreffen, und er hatte auch sein Kommen fest zugesagt. Aber der Tag, an dem er erwartet wurde, der Morgen des nächsten brach an, und weder er, noch eine Nachricht von ihm traf ein. Meine Unruhe, meine Angst um ihn stieg von Stunde zu Stunde, und ich ging endlich, weil es mir zu eng im Hause war, hinaus in das Freie. Es war ein klarer, kalter Herbsttag, und eine leichte Schneedecke bedeckte den Boden. Ich wandte meine Schritte dem Kirchhof zu, um, wie ich als Kind so oft gethan, wenn mein kleines Herz schwer und kummervoll war, auch heute an meines Vaters Grab zu beten. Wie ich näher kam, sah ich an dem Grabe meine Amme stehen, welche einen aus Epheu und den rothen Blättern des wilden Weins phantastisch zusammengewundenen Kranz in der Hand hielt.

„Wie kommst Du hierher?" fragte ich, unangenehm davon berührt, hier, wo ich allein sein wollte, mit ihr zusammen zu treffen.

Sie sah mich einen Augenblick mit seltsam leuchtenden Blicken an, und dann sagte sie: „Weißt Du, was heute für ein Tag ist, Leonore?"

„Es ist Hubertustag, was meinst Du damit?"

Sie lachte wild auf. „Ja, Hubertustag, und im Schlosse dort unten wollen sie heute Abend tanzen, . . . tanzen und lustig sein am Hubertustag."

Sie kam mir so eigenthümlich vor, daß es mir fast vor ihr graute. „Ich verstehe Dich nicht," sagte ich.

„Nicht?" rief sie; „nun dann will ich Dir's sagen, einmal mußt Du es doch wissen. Am Hubertustag, es sind heute gerade neunzehn Jahre, war auch eine große Jagd in Ortenberg, und die Kugel, die Deines Vaters Brust damals durchbohrte, die kam aus seines Bruders Büchse."

„Annemarie!" rief ich entsetzt, „es ist nicht möglich, es kann nicht sein!"

Sie zuckte schweigend die Achseln, warf den Kranz auf das Grab und ging weg.

Auf dem weißen Schnee, zwischen dem dunkelgrünen Epheu, leuchteten die rothen Blätter des Kranzes wie Blutstropfen hervor; mir lief ein Schauder durch die Adern. Noch nie hatte meine Amme ihren entsetzlichen Verdacht mit so klaren, deutlichen Worten ausgesprochen; ich glaubte ihr nicht, und doch war jedes ihrer Worte wie ein glühender Tropfen in mein Herz gefallen...

Der Tag verging, die Jäger kamen zurück; Wagen auf Wagen rollte heran, die Ballgäste zu bringen, schon begann der Tanz, und noch immer war weder Viktor, noch irgend eine Kunde von ihm gekommen. Auf meiner Brust lag eine Zentnerlast... Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Worte des Dichters, daß die kommenden Ereignisse ihren Schatten vorauswerfen... Auch ich habe an jenem schicksalschweren Abend gefühlt, daß etwas Furchtbares mir drohte, aber ich dachte dabei nur an Viktor, wähnte ihn in äußerster Gefahr, glaubte, daß ich ihn nie wiedersehen würde, während schon die nächste Stunde ihn mir zuführen sollte und in ganz anderer Weise der Schlag, welcher Glück, Liebe und Zukunft mir für immer vernichtete, zu fallen bestimmt war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Wann?!) Einst wurden zwei Jesuiten zu Voltaire geschickt. Als sie zu ihm in's Zimmer traten, fragte er sie, wer sie seien? — „Wir sind von der Gesellschaft Jesu," war die Entgegnung. „Ganz wohl," antwortete der Dichter, „aber es kommt darauf an, ob bei seiner Geburt oder bei seinem Tode," fuhr Voltaire mit satirischem Lächeln fort. „Er wurde unter Thieren geboren und starb unter Schächern."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Freitag, 29. Dezember 1871.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Der erste Tanz war eben vorüber, als ich meine Amme in der geöffneten Thüre des Saales stehen und mir mit den Augen winken sah; ich ging zu ihr, und sie gab mir einen kleinen, zusammengefalteten Zettel. „Ein Bettler hat ihn gebracht," sagte sie, „er will den Zettel von einem fremden Herrn erhalten haben, der ihm dazu bemerkt habe: die Sache sei sehr eilig und ich solle Dir gleich das Papier geben."

„Von Viktor!" rief ich, noch ehe ich seine Handschrift erkannte, und unbekümmert, ob mich Jemand beobachtete, riß ich hastig das Billet auf. Vor meinen Augen tanzten die Zeilen, die mit zitternder Hand auf das Papier geworfen waren, und es dauerte ein paar Minuten, ehe ich den Inhalt derselben entziffern konnte.

„Komme, sobald Du kannst, nach dem Gartenpavillon; ich muß Dich sprechen, ohne daß irgend Jemand hier von meiner Anwesenheit erfährt," schrieb Viktor.

Ich eilte, ohne mich zu besinnen, aus dem Saal, nahm den nächsten Shawl, der im Vorzimmer lag, warf ihn über mein leichtes Kleid und lief nach dem Pavillon. Ich fühlte nicht, wie die kalte Nachtluft eisig meine erhitzte Wange traf, wie der Schnee durch die Sohlen meiner dünnen Tanzschuhe drang, ich dachte nur an Viktor.

Auf der Schwelle des Pavillons stand er, und ich konnte bei dem hellen Mondlicht deutlich sehen, wie todtenblaß und wie verstört seine Züge waren.

„Komm'!" sagte er leise, indem er meine Hand faßte und mich in den Pavillon zog.

„Viktor, was ist geschehen? Es ist Dir ein Unglück begegnet!" rief ich angstvoll.

„Ja," erwiederte er tonlos, „ich habe meine Ehre verloren!"

Ich verstand ihn nicht.

„Deine Ehre?" wiederholte ich.

Er nickte mit dem Kopfe, vergeblich nach Worten ringend. Ich sah, daß er reden wollte, aber über die bleichen, zuckenden Lippen kam kein Laut, ich hörte in der tiefen Stille nur die lauten Schläge unserer beiden Herzen. „Es war vorgestern Abend," begann er endlich mit stockender, zitternder Stimme, „ein Offizier meines Regiments hatte uns zu einem Feste geladen, und nachdem der Wein die Köpfe erhitzt hatte, schlug er vor, ein Spiel zu machen. Die Kameraden gingen bereitwillig darauf ein, Karten wurden gebracht; Einer übernahm es, Bankhalter zu sein, und bald wurden hohe Summen gewonnen und verloren. Ich hielt mich von den Spielenden fern, ich wollte das Wort, das ich mir selbst gegeben hatte: keine Karte mehr zu berühren, nicht brechen. Da sah ich, wie ein Offizier, der arm war wie ich selbst, mit wahrer Tollkühnheit pointirte und vom Glück so begünstigt wurde, daß bald ein ganzer Haufen Gold vor ihm lag. Ich dachte, daß die Summe, die er gewonnen hatte, hinreichen würde, um uns den Besitz von Ortenberg zu sichern, und warum konnte der Zufall mich nicht ebenso begünstigen wie ihn, wenn ich an dem Spiel mich betheiligte? Auf jedem Goldstück, das über den grünen Teppich des Tisches rollte, schien mir Dein schönes Gesicht entgegen zu winken, und ich glaubte, Deine süße Stimme zu hören, die mir zuflüsterte: „„Spiele, wage, dem Kühnen lächelt das Glück!"" Ich unterlag der Versuchung, ich setzte, gewann, setzte wieder und immer begünstigte mich der Zufall, größer und größer wurde der Geldhaufen vor mir, und ich wollte eben meinen Gewinn zusammenraffen und aufhören zu spielen, als ein an-

derer Kamerad statt unserem Wirth die Bank übernahm, derselbe, der zuerst gewonnen und der von dem Augenblick an, wo ich an den Spieltisch getreten war, beständig verloren hatte. Er war der Einzige unter meinen Kameraden, mit dem ich nie auf einem guten Fuße gestanden. Als er jetzt mit spöttischem Tone sagte: „Sie beeilen Sich, Ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen, Ortenberg; wollten Sie nicht weiter spielen, weil ich es bin, der jetzt Bank legt? Eigentlich sind Sie uns Allen Revanche schuldig, denn wir Alle haben konsequent verloren gegen Sie," setzte ich mich wieder und spielte weiter; aber von da an hatte das Glück mich verlassen, ich verlor meinen ganzen Gewinn und dann noch meine ganze Baarschaft. In meiner Brieftasche stacken noch immer ein paar tausend Thaler, aber sie gehörten nicht mir, sie waren das Eigenthum eines abwesenden Kameraden, der mich beauftragt hatte, sie für ihn bei seinem Banquier zu erheben und ihm nachzuschicken, sobald er mir darum schreiben würde. Das Blut rollte wild durch meine Adern, mein Kopf brannte fieberhaft, ich war keiner klaren Ueberlegung mehr fähig, ich hatte nur den einen Gedanken, daß ich zurückgewinnen müßte, was ich verloren; ich glaubte, das Glück, das mich erst so begünstigt hatte, zurückzwingen zu können zu mir, wenn ich nur Geld hätte, um weiter zu spielen, und — und — ich wurde zum Schurken, Leonore, ich setzte und verlor die mir anvertraute Summe!"

Er schlug die Hände vor das Gesicht, und ein lautes Stöhnen drang aus seiner Brust. „Als die Besinnung mir zurückkam," fuhr er fort, „als ich nüchtern geworden, die ganzen Folgen meines Leichtsinns übersah, da wollte ich eine Kugel mir durch den Kopf jagen; aber der Gedanke an Dich, Leonore, hielt mich zurück, ich mußte Dich erst noch einmal sehen, mußte Deine Verzeihung mit in das Grab nehmen.... Kannst Du den Ehrlosen noch lieben, der Schande gebracht hat über den Namen, auf den wir Beide so stolz waren?" Er war zu meinen Füßen gesunken, und es lag in dem schönen, bleichen Gesicht, das in dieser Nacht um Jahre gealtert schien, ein Ausdruck von so tiefer Verzweiflung, daß es mir das Herz zerriß.

„Viktor," rief ich, „es muß Mittel und Wege geben, Dich zu retten, so kannst, so darfst —"

„Mir bleibt kein Ausweg, als der Tod!" unterbrach er mich, indem er aufsprang und mit hastigen Schritten den kleinen Raum durchmaß. „Laß uns zusammen sterben, Geliebte!" sagte er dann, vor mir stehen bleibend, „hast Du den Muth dazu?"

„Der Tod mit Dir," erwiederte ich, „wäre Seligkeit im Vergleich zu dem Leben, das jetzt vor uns liegt; aber er könnte die Schande nicht abwaschen, die Deine unselige That über Dich bringen wird, und es soll keine Schmach haften an dem Namen, den Dein und mein Vater getragen. Es gibt einen Ausweg hier, Viktor, und Du mußt ihn wählen, denn der letzte Ortenberg darf nicht als ein an seiner Ehre bankerotter Selbstmörder enden. Wirb noch heute um die Hand meiner Schwester Alice, — ihr Vater wird dem Schwiegersohn die Summe nicht verweigern, die Du bedarfst, um Deine Ehrenschuld zurück zu zahlen.... Weigere Dich nicht, Viktor, denke nicht an mich, es muß sein!"

„Ich kann nicht," stöhnte er, „es ist unmöglich! Ich kann Dich nicht aufgeben, ich liebe Dich mehr als Alles, mehr als die Ehre! Zu sterben mit Dir bin ich bereit, aber leben, leben ohne Dich, als der Gatte Deiner Schwester, dieses an Leib und Seele verkrüppelten Geschöpfes, dessen Anblick mich stets mit Haß und Widerwillen erfüllt — nein! besser, eine Kugel vor den Kopf — besser im Grabe liegen, als leben müssen an der Seite eines solchen Weibes!" Er riß mich wild und leidenschaftlich an seine Brust, aber gleich darauf sanken seine Arme schlaff herab, und aufsehend erblickte ich Alice, die mit bleichen, verzerrten Zügen, aus denen die Augen unheimlich hervorglühten, vor uns stand.

„Ich weiß Alles, ich habe Alles gehört!" schrie Alice mit gellender Stimme; „Du bist ein ehrloser Schurke, Viktor von Ortenberg! Du brauchst nicht zu denken, daß Dir eine Wahl bleibt zwischen einem Leben mit mir und dem Grab. Das verkrüppelte Geschöpf, das Dir so widerwärtig ist, verschmäht Dich und Deine Hand; ich bin nicht lüstern, die Gattin eines Mannes zu werden, der seine Ehre setzt auf ein Kartenblatt, und einen Namen zu tragen, der der Schande verfallen ist, wenn mein Geld sie nicht zudeckt... Ich hasse Dich jetzt ebenso, wie ich Dich früher geliebt habe, und Du bist in meiner Hand, ich werde kein Mitleid, kein Erbarmen kennen! Drüben im Saale sind Alle versammelt, Deine adeligen, hochgeborenen Standesgenossen; was, denkst Du, werden sie sagen, wenn ich jetzt vor sie hintrete und erzähle, wie der letzte Ortenberg zum Dieb geworden ist an seines Freundes anvertrautem Gut!..."

Viktor stand regungslos, wie zur Bildsäule erstarrt. Mir rollte das Blut siedend heiß durch die Adern, meine Schläfen hämmerten, und über meine Augen legte es sich wie ein Nebel. Wenn Alice ihre Drohung ausführte, so war Viktor verloren, entehrt, und ich kannte sie genug, um zu wissen, daß, tödtlich gekränkt durch Das, was er von ihr gesagt, sie keine Schonung kennen würde für den Mann, dessen Wort sie gerade deßhalb so furchtbar verletzt hatte, weil sie ihn liebte.... Da stieg vor meinem inneren Auge die bleiche, blutige Gestalt meines Vaters auf, da erwachten alle Erinnerungen meiner freudlosen, liebearmen Kindheit, Alles, was ich von Jugend auf um dieser Schwester willen gelitten, entbehrt und erduldet hatte, wurde wieder lebendig und ich sah in ihr nur noch die Todfeindin, die Tochter des Mannes, an dessen Hand meines Vaters Blut klebte, deren Rache jetzt die Zukunft, die Ehre meines Geliebten zum Opfer fallen sollte... Sie hatte sich schon nach der Thüre gewandt, um zu gehen, wenige Minuten noch, und sie trat vor die im Schlosse versammelte Gesellschaft und verkündete laut Viktor's Schande, sagte es Allen, daß der letzte Ortenberg zum Dieb geworden sei.

Das konnte, Das durfte nicht sein! Alle meine Gedanken drehten sich im bunten Wirbel, ich fühlte mich verletzt, gekränkt, verachtet, verhöhnt, um den Lenz meiner Jugend betrogen — Alles nur durch s i e, die auch den Geliebten noch verderben wollte! Da war's, als ob ein Heer böser Geister erwachte in meinem Herzen. Mein Blick fiel auf den noch von Alicens Geburtstag her auf dem Kaminsims liegenden Dolch, und wie ein Blitz zuckte der Gedanke durch mein Hirn, daß nur ihr Tod ihn vor der Schande retten könnte. Viktor's Ehre und ihr Leben schwankten in der Waagschale.... Ich nahm den Dolch, drückte ihn in Viktor's Hand und flüsterte: „Tödte sie; wenn sie lebend den Pavillon verläßt, bist Du verloren, ist Dein Name gebrandmarkt!"

In dem Augenblicke wandte sich Alice noch ein Mal zurück, und dicht vor Viktor hintretend, rief sie, die geballte Hand gegen ihn schüttelnd: „Zertreten will ich Dich wie einen Wurm, Dich, Du Elender, Undankbarer, der nur von meines Vaters Gnade bis jetzt erhalten worden ist. Ha, es wird schön sein, wenn sie dem stolzen Baron Ortenberg den Degen zerbrechen und die Epauletten abreißen und ihn schimpflich aus dem Regimente stoßen!" —

Ich sah im Mondschein den Dolch in Viktor's Hand blitzen und ... lautlos, von seinem Stoß mitten in die Brust getroffen, sank Alice zu Boden. —

Vor der That und nach der That! — — es lag nur ein Moment dazwischen, aber ich selbst, mein ganzes Fühlen und Denken war umgewandelt. Wie sie so vor mir lag auf dem Boden, das weiße Kleid mit Blut überströmt, die Züge starr und regungslos, da erfaßte mich ein namenloses Entsetzen, und zum ersten Male in meinem Leben sah ich in ihr die S c h w e s t e r. Auf meiner Stirne brannte das Kainszeichen, denn i c h, Das habe ich in jener ersten furchtbaren Stunde ebenso klar wie mein ganzes späteres Leben hindurch gefühlt, i c h war die Mörderin, m e i n war die That, Viktor war nur ein willenloses Werkzeug meiner Hand gewesen. Was die Folgen der entsetzlichen That sein würden, konnte ich in diesem Augenblicke mir nicht klar machen, aber Eins stand fest in mir, ich wollte sie a l l e i n tragen. In meinem Hirn hatten damals nur zwei Gedanken Raum: der eine, daß, wenn auch Viktor den tödtlichen Stoß geführt hatte, doch die Schuld des Mordes auf mir ruhte; der andere, daß er sogleich fort mußte, ehe irgend Jemand von seiner Anwesenheit in Ortenberg erfuhr, damit auf ihn kein Verdacht fallen konnte.

„Fliehe!" flüsterte ich ihm zu, vor dem Klang meiner eigenen Stimme erschreckend. „Fliehe, ehe Jemand kommt; man darf nicht ahnen, daß Du hier gewesen bist in dieser Nacht!"

Er fuhr zusammen, ein Fieberfrost schüttelte seine Glieder, auf seiner Stirne perlte kalter Schweiß und mit irren Blicken starrte er mich wie abwesend an.

„Und Du?" rang es sich endlich mühsam über seine bleichen Lippen.

„Sorge nicht um mich!" rief ich, ihn mit Gewalt nach dem Fenster drängend, denn mein scharfes Ohr vernahm schon aus der Ferne nahende Schritte. „Fort, um Gotteswillen, nur fort, Viktor, ich höre Jemand kommen und Du bist verloren, wenn man Dich jetzt hier findet, Du mußt aus dem Fenster und an der Mauer Dich herunterlassen!"

Er folgte mechanisch, wie Jemand, der seiner Sinne nicht mächtig ist, meinen Worten, schwang sich aus dem Fenster, kam glücklich die Mauer hinunter, welche hier den Garten von der Landstraße schied, band sein Pferd, das unten stand, von einem Baume los, sprang in den Sattel und war bald meinen Augen im Dunkel des

Waldes entschwunden. Ich habe ihn nie wieder gesehen. —

Zwei Minuten später wurde die Thüre des Pavillons geöffnet, mein Stiefvater stand auf der Schwelle, und als er die mit Blut überströmte Gestalt Alicens am Boden liegen sah, stieß er einen markerschütternden Schrei des Schreckens und des Schmerzes aus. Er warf sich über sie hin, riß den Dolch aus der Wunde, und den entseelten Körper in den Armen haltend, rief er verzweiflungsvoll: „Mein Kind, mein Kind, wer hat Dich ermordet?"

Eine unwillkürliche Bewegung, die ich machte, verrieth ihm erst meine Anwesenheit, er hatte mich bis dahin gar nicht bemerkt. Er legte die Leiche auf einen Sessel, und mit eisernem Drucke meinen Arm umspannend, sagte er:

„Du hier! Du mußt wissen, wer sie getödtet hat!" Da fiel sein Blick auf das offene Fenster und er rief: „Aus dem Fenster ist der Mörder entflohen, Du warst dabei, Du hast ihn gesehen, wer ist es, der mein Kind ermordet hat?"

„Ich habe sie getödtet!" sagte ich.

Die Angst, daß man Viktor verfolgen, einholen könnte, legte mir das Wort auf die Lippen.

Mit einem unartikulirten Laut der Wuth zückte mein Stiefvater den Dolch, den er noch in der Hand hielt, gegen mich. Ich blieb ruhig stehen; in dem Augenblicke erschien mir der Tod wie eine Erlösung, und furchtlos blickte ich der auf meine Brust gezückten Waffe entgegen. Aber plötzlich sank seine schon zum Stoß erhobene Hand nieder, er schleuderte den Dolch weg, und wie von plötzlichem Entsetzen gepackt, schrie er, zurücktaumelnd: „Harry's Augen!" ... Dann hörte und sah ich Nichts mehr, eine tiefe Ohnmacht umfing mich.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, fand ich mich in meinem Zimmer im Bette liegend, und neben mir saß meine Amme. Sie sprang hastig auf, als sie meine Stimme hörte, und der erste Blick in ihr bleiches, verstörtes Gesicht rief alle Ereignisse der vergangenen Nacht mit furchtbarer Klarheit mir zurück. Dieser Augenblick, wo ich, wähnend, ebenso wie gestern, wie alle Tage, in den alten Verhältnissen zu dem gewohnten Lebensgang zu erwachen, mich plötzlich darauf besann, daß zwischen gestern und heute ein Abgrund gähnte, über den keine Brücke mich je wieder führen konnte, daß von meinem ganzen bisherigen Dasein ein Verbrechen mich nun für immer schied, und von Allem, was gewesen, von nun an Nichts mehr so für mich sein konnte, — dieser Augenblick war der furchtbarste, den ich erlebt habe....

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

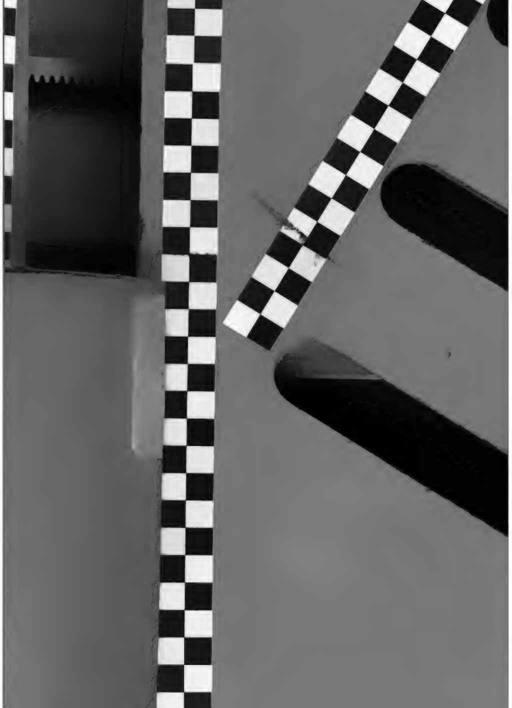
(Freche Gaunerei.) In einem der besuchtesten Juwelierläden New-Yorks saß neulich eine schmächtige Dame in reichster Toilette, ließ eine gut gespickte Börse durch die zarten Finger gleiten und betrachtete mehrere funkelnde Colliers, welche die dienstfertigen Kommis vor ihr ausbreiteten. Sie überlegte, welches von allen ihren weißen Schwanenhals wohl am besten kleiden würde. Plötzlich drängte sich ein Gentleman von feinster Allure durch die Menge der Besucher, welche das prächtig erleuchtete Lokal füllten, schritt mit zornfunkelnden Augen auf die erwähnte Käuferin los, pflanzte sich dicht vor ihr auf und mit sichtlich verhaltenem Groll brach er in die Worte aus: „Hier also vergeuden Sie meine sauer erworbenen Goldstücke, Madame! Hatte ich Ihnen nicht oft genug anbefohlen, dieser verderblichen Leidenschaft ein Ziel zu setzen? Meine Geduld ist zu Ende! Wer nicht hören will, muß fühlen!" Eine schallende Ohrfeige fiel auf das erbleichende Gesicht der ätherischen Dame nieder. Gleichzeitig entriß der gestrenge Herr die goldgefüllte Börse aus der Hand des schwachen Wesens und schritt trotzig, wie ein gereizter Löwe zur Thür hinaus. — Die zarte Lady sank in eine tiefe Ohnmacht. Wieder zu sich kommend brach sie in Thränen aus und bat einen der verblüfft dastehenden Kommis, er möge sie doch zum Wagen geleiten. „Wo ist meine Börse?" fragte sie, als dieser ihr bereitwilligst den Arm bot. „Ihr Herr Gemahl hat sie an sich genommen," lispelte der galante Handlungsbeflissene. „Mein Gemahl?!" rief die Dame entrüstet aus. „Ich bin unverheirathet und kenne den rohen Menschen gar nicht." Alle Recherchen der Polizei, den frechen Gauner aufzufinden, blieben resultatlos.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

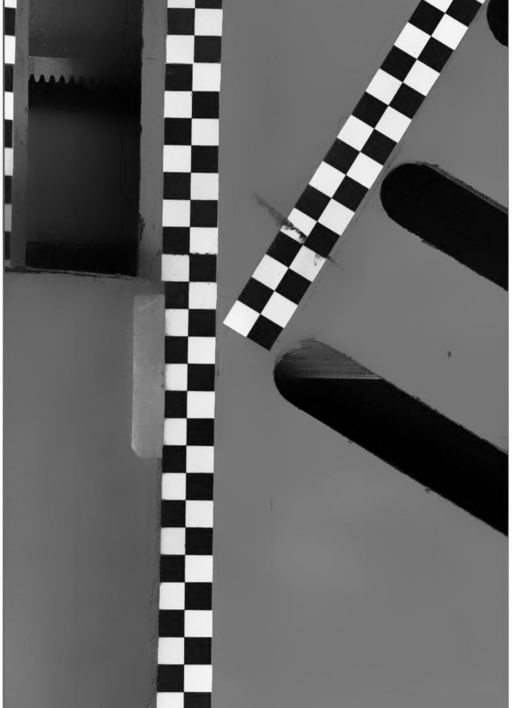
Bayerische Staatsbibliothek

Digitized by Google

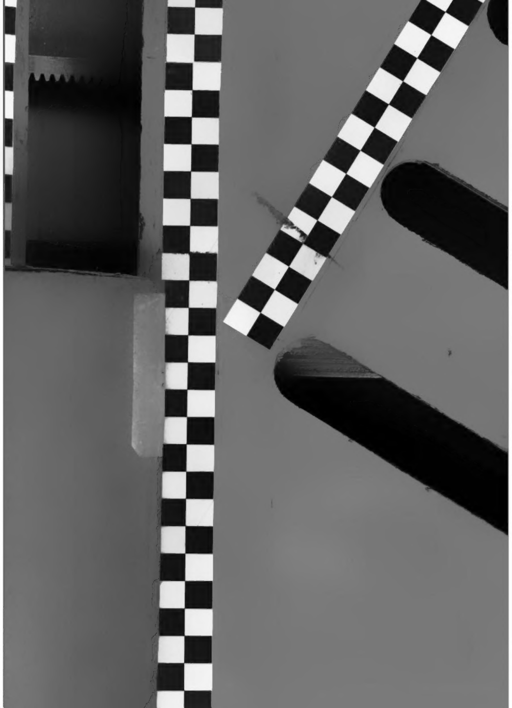
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google